BEAUMARCHAIS



.CHAIS

PHIE

'ELHEIM.

T ^/M.

ANSTALT

)ENING.

1886.

Druckerei von August Osterrieth, Frankfurt a/M.

JULIUS UND CAROLINE VON GOMPERZ

IN DANKBARKEIT UND LIEBE

ZUGEEIGNET.

VORWORT.

Goethe und Mozart haben Beaumarchais schon bei dessen Lebzeiten in Deutschland zu hohen Ehren gebracht. Der Tondichter hat »Figaro's Hochzeit« zum Ideal des musikalischen Lustspiels, der Autor des »Clavigo« den Rächer von Marie Beaumarchais zum Ideal eines Mannes verklärt. Und nicht blos dem Bühnenhelden hat Goethe dauernden Antheil bezeugt: in »Dichtung und Wahrheit«, wie in den Gesprächen mit Eckermann rühmt er Beaumarchais wiederholt als alten Liebling, und diese beiläufigen Bemerkungen sind mit seinen Äusserungen über den *Aventurier français* in den Frankfurter Jugendbriefen mit das Beste, was jemals über den Autor des »Barbier von Sevilla« gesagt wurde. Obgleich also in diesen Kernsätzen der unverrückbare Grundtext für die Würdigung von Beaumarchais' Leben und Schaffen gegeben war, hat die deutsche Forschung diesen dankbaren Vorwurf nicht weiter beachtet. Desto lebhafter beschäftigten sich die engeren Landsleute unseres Poeten mit seinen Tagen und Werken.

Gleich nach dem Tode Beaumarchais' widmete ihm aharpe im *Cours de littérature* eine vortreffliche bio-:aphische und kritische Studie; bald darauf veröffentlichte :r getreueste Freund des Dichters, Gudin, in den Ein-itungen, Erläuterungen und Nachworten der ersten Ge-nmtausgabe *(Oeuvres complètes de Pierre Augustin Caron* ' *Beaumarchais*, Paris, 1809) zuverlässige Angaben über nzelnheiten dieses, abenteuerlich wie ein Schelmenroman, :wegten Lebens. Die Mittheilungen dieses Gewährsmannes aren grossentheils seiner umfassenderen (bisher unge-uckten, jedoch handschriftlich erhaltenen) *Histoire de :aumarchais* entnommen, welche den bezeichnenden Zusatz igt: *pour servir à l'histoire littéraire, commerciale et politique son temps.*

Auf den Schultern Gudin's steht durchwegs der letzte ıd beste Biograph Beaumarchais', Louis de Loménie. Dieser mhafte Forscher erhielt von der Familie des Dichters sser der *Histoire de Beaumarchais* auch dessen sämmtliche ıchlasspapiere, die reichen Materialien, welche Beau-archais leider nicht mehr selbst zu einer Autobiographie rarbeiten sollte. Loménie's auf so festen Fundamenten hendes Buch: *Beaumarchais et son temps* gilt mit Recht ; Zierde der neueren französischen Gelehrten-Litteratur, das ınem Verfasser (als Nachfolger Prosper Mérimée's) die ıren der *Académie française* einbrachte, welche dem Helden ner Biographie niemals zu Theil geworden. Nur kurze it sollte sich Loménie aber dieser Auszeichnung erfreuen: ch bevor er seine grundlegenden, gleichfalls aus Privat-:hiven geschöpften Studien über die Mirabeau abschliessen d dem Publikum vorlegen durfte, hat ihn der Tod aus r Reihe der rastlos Strebenden gerissen. Sein Platz unter n vierzig Unsterblichen fiel Taine zu, der seine Gedächt-ısrede nach einer meisterhaften Vergegenwärtigung des esens und Waltens seines Vorläufers mit dem »scheinbar ıwachen, in Wahrheit aber starken Lobspruch« schloss: oménie war ein rechtschaffener Mann und ein guter

Geschichtsschreiber«; wir möchten hinzufügen: auch ein Moralist, nach dem Gebot des Evangeliums: »Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet«. Denn von den ersten Versuchen Loménie's, der »Gallerie berühmter Zeitgenossen, gezeichnet von einem Niemand«, von den Bildern und Büsten Goethe's, Hugo's, Rossini's, Guizot's, Cobden's, Lacordaire's, Abd-el-Kader's, Fourier's etc. etc. bis auf seine späteren und spätesten Arbeiten, die Portraits seiner Freunde Chateaubriand und Alexis von Tocqueville, der Gräfin von Rochefort und ihres Kreises, durchwaltet derselbe milde und beschauliche Geist seine Art und Kunst. Er sucht mit Montaigne nicht blos *l'homme tout entier,* er dringt auch wägend und prüfend in die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände seiner Zeit und Umgebung ein. Und er schöpft aus so tiefgründender Erkenntniss der Vergangenheit Warnungen und Heilslehren für Gegenwart und Zukunft. Nicht als polternder Bussprediger, als echter Humanist will er die Menschen bessern und bekehren. Seiner nachsichtigen, gütigen Natur entspricht es darum auch, den Verhältnissen schärfer zu Leibe zu gehen, als den Charakteren: seiner Gesinnung als Edelmann, ritterlich grosse und kleine Sünden seiner Schützlinge — nicht zu beschönigen, dazu ist er zu wahr und ehrenhaft — wohl aber schonungsvoll zu verschweigen. An diese Eigenschaft Loménie's hat Taine gerührt, als er meinte, sein Werk über Beaumarchais würde schlechterdings als abschliessende Leistung gelten, wenn er nicht den einen und den anderen Zug dieser einzigen Persönlichkeit im Dunkel gelassen hätte: *il a laissé un peu dans l'ombre le faiseur et le charlatan, le gamin et le polisson.* Und an dieser leicht idealisirten Auffassung seines (anfangs der Fünfzigerjahre vollendeten) Meisterbildnisses von Beaumarchais hielt Loménie zeitlebens fest, unbekümmert um die neuen Enthüllungen Arneth's über die Wiener Abenteuer von Monsieur de Ronac, unbeirrt auch durch die in den Sechzigerjahren von Eduard Fournier entdeckten und für die *Comédie française* angekauften Beau-

archais-Papiere, nicht achtend endlich der neuen Forsch-
igen zur Geschichte der französischen Litteratur und
esellschaft im XVIII. Jahrhundert, die während des letzten
enschenalters keinen Augenblick gefeiert und in den
:hriften der Gebrüder Goncourt, vor Allem aber in Taine's
ncien Régime ihre künstlerische und wissenschaftliche Be-
iltigung gefunden haben. Loménie wollte offenbar nichts
dem Portrait ändern, das er mit so viel Geschmack als
eiss ausgeführt. Wir begreifen und achten seine Beweg-
ünde (u. A. die Rücksichten gegen die Angehörigen
:aumarchais', welche ihm, nur im Vertrauen auf sein
rtgefühl, völlig freie Hand in der Benützung ihres
milienarchivs gelassen). Wir wünschen keinen Strich an
inem Beaumarchais geändert, wäre es auch nur aus
r Besorgniss, ein rundes Kunstwerk durch noch so
ohlgemeinte Restaurationen möglicherweise zu gefährden.
ménie's Beaumarchais-Biographie ist und bleibt durch
ine folgende zu ersetzen.

Gleichwohl bedarf nach dem Gesagten das Erscheinen
ier neuen Monographie über den Dichter des »Barbier
n Sevilla« keiner weiteren Rechtfertigung, zum mindesten
:ht in Deutschland; denn unsere Mozartbiographen und
avigo-Forscher, Litterarhistoriker und Kritiker, selbst die
enigen, die sich einlässlicher über Beaumarchais aus-
sprochen haben, wie Hettner, Scherr (in der »Mensch-
hen Tragikomödie«, II. 1879), Kreyssig (in dem nach-
lassenen Werk: Literarische Studien und Charakteristiken,
rlin, 1882) u. A. m. schöpfen mit vollen Händen, nur leider
cht immer mit voller Sorgfalt Loménie's Quellen aus.

Der vorliegende biographische Versuch beruht, ausser
f dem bisher bekannten Material, auf ungedruckten Pa-
eren Beaumarchais', so weit mir dieselben im Archiv des
swärtigen Amtes und der *Comédie française* zu Paris, im
itish Museum, dem Archiv von Alcala de Henares und
m Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv zugänglich waren;
den Process Goezmann werden hier zum erstenmale

die einschlägigen Acten des *Parlement de Paris (Archives nationales)*, zur Geschichte der Kehler Voltaire-Ausgabe die gehaltreichen Correspondenzen zwischen dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden und dessen Regierung einer- und Beaumarchais andererseits herangezogen. Viele von Loménie unbenutzte Angaben durfte ich Gudin's oben erwähnter *Histoire de Beaumarchais* entlehnen, die mir in zwei Abschriften zugute kam; die erste wurde mir durch die liebenswürdige Hilfsbereitschaft des Besitzers, Mr. Maurice Tourneux, des bekannten Herausgebers von Grimm und Diderot, vermittelt, ein zweites Exemplar fand ich späterhin unter den »neu erworbenen Handschriften« der Pariser Nationalbibliothek. Auch sonst spürte ich in Privat- und öffentlichen Sammlungen, der Strassburger Stadt- und Wiener Hofbibliothek die eine und die andere werthvolle Briefschaft auf, so dass ich vielleicht selbst den französischen Freunden Beaumarchais' manche neue Beiträge zur Kenntniss seines Lebens zu bieten vermag.

Nicht Alle, die mich bei meinen Nachforschungen gefördert haben, vermag ich an dieser Stelle zu nennen. Mit zu den reichen Freuden, welche diese Arbeit mir beschieden, gehört es aber, den Vorständen der Pariser Nationalbibliothek und des British Museum, des Pariser National- und des grossh. badischen Landesarchivs, Geheimrath von Arneth in Wien, Landesarchivar Brandl in Brünn, Etienne Charavay in Paris, dem Scriptor der Wiener Hofbibliothek, Dr. Kaltenleitner, der Familie Loménie, dem Archivar der Comédie française, Georges Monval, Professor Dr. Friedrich Müller in Wien, dem Director des Archivs des auswärtigen Amtes in Paris, Girard de Rialle, dem Custos des Brünner Franzenmuseums, Wilhelm Trapp, und dem Karlsruher Archivrath F. v. Weech besonderen Dank für ihr wohlwollendes Entgegenkommen zu sagen. Lebhaft verpflichtet fühle ich mich auch meinen Herren Verlegern, den Besitzern der Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, welche diesem Erstlingswerke eines Anfängers herzliche

Sympathie und ausserordentliche Sorgfalt angedeihen liessen, nicht zum wenigsten aber meinem alten Schulkameraden, Dr. Alfred Landau in Wien, der mir bei dieser Studie, fast von ihren Anfängen bis zum letzten Correcturbogen, mit treuem Freundessinn als Rathgeber und Helfer unermüdlich zur Seite gestanden.

Ein Herzensbedürfniss ist es mir endlich, den verewigten Meistern schöpferischer Kritik, die, mich anregend und entmuthigend zugleich, die Sache Beaumarchais' geführt haben, ein Todtenopfer zu weihen: in erster Reihe Sainte-Beuve, dann aber Carlyle, Collé, Theophil Gautier, Saint-Marc, Girardin, Lacretelle, Victor Hugo und Paul de Saint-Victor. Ihnen allen ist in der Anerkennung Beaumarchais' Voltaire vorangegangen; denn, wie Goethe in Deutschland, ist der Alte von Ferney in Frankreich der in jedem Betracht erste Fürsprecher von Beaumarchais' Talent gewesen und geblieben.

Habrovan in Mähren, 11. September 1885.

DR. ANTON BETTELHEIM.

INHALT.

NOTIZ.

Die Kopfleiste des Vorwortes (wiederholt beim dritten Buch) ist :nau der Original-Kopfleiste zu Beaumarchais' *Requête d'atténuation* 'aris, 17. December 1773, *Imprimerie de Knapen)* nachgebildet; die :hlussvignette S 123 und wiederholt S. 372, sowie diejenige S. 186 ie letztere mit Benutzung des Originalwappens von Maupeou) sind ›n Frau *Helene Bettelheim* gezeichnet; die Schlussvignette zu Buch VI, ıpitel I, S. 545, ist nach einer Ansicht des Palais Beaumarchais aufnommen. Das Titelbild (Heliogravüre aus dem Atelier von *Franz ınfstaengl* in München) ist eine Wiedergabe des Stiches von *Hopwood* ie Originalzeichnung befand sich lange Zeit im Besitz der Familie De la ıe-Beaumarchais). Eine Ikonographie Beaumarchais' ist bisher noch :ht gegeben worden. Das *Cabinet des Estampes* der Pariser Nationalbibliothek sitzt 28 Porträts von Beaumarchais, die meisten von geringem Kunst:rth; zwei mittelmässige Marmorbüsten des Dichters findet man im ıseum der *Comédie française.*

ERSTES BUCH.

CARON FILS.

Ma jeunesse, si gaie, si folle,
si heureuse . . .

Beaumarchais.

I. Familie und Kindheit.

> Le gamin de Paris, c'est Rabelais petit . .
> Il y avait de cet enfant-là dans Poquelin fils
> des Halles, il y en avait dans Beaumarchais.
> La gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois.
>
> *Victor Hugo:* Les Misérables.

Beaumarchais ist ein Pariser Kind, der engere Landsmann von Molière, Regnard, Voltaire; der letztere stand im neunundreissigsten, Rousseau im einundzwanzigsten, Diderot im zwanzigsten Jahre seines Lebens, Ludwig XV. im achtzehnten seiner Regierung, als Pierre Augustin Caron — siebenzehn Jahre vor Goethe und Mirabeau, siebenunddreissig vor Napoleon — in einer kleinbürgerlichen Behausung der Rue St. Denis am 24. Januar 1732 zur Welt kam.

Sein Vater, André Charles Caron, stammte, gleich dem Rousseau's, aus einer protestantischen Uhrmacherfamilie; er war am 26. April 1698, dreizehn Jahre nach dem Widerruf des Edikts von Nantes, in dem kleinen Flecken Lizy-sur-Ourcq bei Meaux, woselbst damals noch Bossuet als Bischof waltete, geboren worden. Im Alter von zehn Jahren — 1708 — verlor er seinen Vater, einen starren Calviner: im Todtenschein Daniel Caron's, des Grossvaters unseres Autors, liest man wenigstens: er sei trotz früherer

Abschwörung seiner Ketzerei gestorben, ohne die römische Kirche anerkannt zu haben; aus diesem triftigen Grunde sei ihm auch ein ehrliches Begräbniss verweigert worden[1].

Bald nachher begibt sich die Grossmutter Beaumarchais' nach Paris, während sein Vater als blutjunger Bursche bei den Quälgeistern seiner Glaubensbrüder, den Dragonern, sich unter dem Namen Caron d'Ailly[2] anwerben lässt. Er scheint des bunten Rockes bald überdrüssig geworden zu sein, denn er erhält schon 1721 seinen Abschied und geht nach der Hauptstadt, in der Absicht, sich als Handwerker fortzubringen und mit der Zeit einen eigenen Hausstand zu gründen. Allerlei technische Fertigkeiten mochte er vielleicht noch seinem Vater abgeguckt haben (Beaumarchais gibt sich 1762 in einem Majestätsgesuch bei Ludwig XV. sogar für den Enkel eines Ingenieurs aus[3]). Wollte André Charles Caron jedoch die Nachsicht der erforderlichen Lehrzeit und das Meisterrecht erlangen, so musste er vor Allem im Leben einen Glauben ablegen, den sein Vater noch im Tode bekannt und demzuliebe ein Vorfahr Rousseau's seine französische Heimath verlassen hatte[4]. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Paris, am 7. März 1721, trat der eben verabschiedete, dreiundzwanzigjährige Dragoner zum Katholicismus über, dessen Gebräuche er später in seiner Familie streng und genau einhalten liess. »Mein Vater« — erzählt Beaumarchais gelegentlich[5] — »führte uns Alle unerbittlich zum Hochamt. Kam ich erst nach der Epistel, so wurden mir zwölf Sous von meinen vier Livres monatlichen Taschengeldes abgezogen. Die Versäumniss des Evangeliums büsste ich mit dem Verlust von vierundzwanzig Sous, die der Wandlung gar mit vier Livres, so dass sich in meinen Finanzen sehr häufig ein Deficit von sechs bis acht Livres herausstellte«. Wir wissen nicht, ob diese peinliche Beobachtung der religiösen Ceremonien in der persönlichen Überzeugung des Neubekehrten gründete oder nur Gebot der Vorsicht war: fest steht, dass der Glaubenswechsel dem Vater Beaumarchais' die Gewährung

aller Vergünstigungen einbrachte, welche er beim königlichen Staatsrath nachgesucht hatte. Schon im Februar des folgenden Jahres —1722 — wird er in die Uhrmacherzunft aufgenommen; Mitte Juli desselben Jahres[1] führt der junge Meister die minderjährige Bürgerstochter Marie Louise Pichon, gleichfalls im damaligen Pfarrbezirk ihres Bräutigams Saint-André des Arts wohnhaft, als Frau heim. Nach diesem schlüssigen Zeugniss des Kirchenbuches müssen die bösen Zungen verstummen, welche den Stammbaum Beaumarchais' mütterlicherseits von einer Ballettänzerin aus Bordeaux abzweigen wollen[2].

Rascher und reicher Kindersegen stellte sich alsbald ein; noch ehe das junge Paar in die Rue St. Denis übersiedelt, kommt am 26. April 1723 die erste Tochter, Vincente Marie, zur Welt. Die zweite, Marie Josèphe Caron, geb. 13. Februar 1725, bleibt bis zu ihrer im November 1748 erfolgten Verheirathung mit dem Maurermeister Guilbert im elterlichen Hause, um sich dann in Begleitung ihres Mannes und ihrer jüngeren Schwester Lisette, der späteren Verlobten Clavijo's, nach Spanien aufzumachen. Drei (1726, 1728 und 1730 geborene) Söhne scheinen bald gestorben zu sein; 1731 wird in dem Taufbuch die Geburt der bereits erwähnten, nachmaligen Heldin des Madrider Romans, Marie Louise, in der Familie kurzweg Lisette genannt, verzeichnet; im folgenden Jahre Pierre Augustin Caron, der künftige Autor der Figaro-Trilogie. Sein Taufpathe war der Lichtzieher Picard, die Pathin eine Base, die minderjährige Tochter des Lichtziehers Gary, Françoise.

Zwei Jahre nachher, am 30. März 1734, wird die vierte Tochter Madelaine Françoise geboren, mit ihrem Kosenamen Fanchon, vielleicht gar Fanchette, wie Cherubin's jüngstes Schätzchen gerufen; im Mai 1756, ein halbes Jahr vor der ersten Vermählung Beaumarchais', heirathet sie den Schweizer Uhrmacher Lépine, nicht ohne Hindernisse: denn ein grossjähriges, lediges Frauenzimmer erhebt anfangs wider diese Verbindung — wie Marcelline gegen Figaro's

Hochzeit — Einspruch, von dem sie jedoch in letzter Stunde absteht.

Die nächste Tochter Marie Julie, geboren am 24. December 1735, die den Spitznamen Bécasse trägt, zeichnet sich gleich der früher genannten durch anmuthige gesellige Talente, gleich ihrer jüngsten Schwester Jeanne Marie (»Tonton«) durch nicht gewöhnliche, musikalische Anlagen aus, eine durchaus sympathische, gemüthvolle, geistig hervorragende Natur, die ihrem berühmten Bruder in guten und schlimmen Tagen mit unwandelbarer Treue und unversieglicher Laune zur Seite steht. Der Biograph gedenkt dieser Lieblingsschwester Beaumarchais' mit besonderer Dankbarkeit: denn er schuldet ihren munteren Knittelversen manch lustigen Aufschluss über die Jugendstreiche Caron's, ihrer Pietät die Abschrift der ersten Epistel, in welcher er sich und seine Umgebung in naiven Selbstbekenntnissen malt. Worte und Weisen zu fröhlichen, freierfundenen Chansons gingen ihr leicht von der Hand: für die Gelegenheitsschwänke ihres Bruders setzte sie in Gemeinschaft mit Tonton als beliebte und gesuchte Darstellerin ihre Kraft auf verschiedenen Liebhabertheatern ein. Bei der Abfassung seines Meisterwerkes, der Streitschriften im Process Goezmann, ist sie unermüdlich rathend, richtend und helfend zur Stelle. Pascal und Lamartine, Balzac und Renan haben an ihren vielgepriesenen Schwestern keine besseren Lebenskameraden gehabt, als Beaumarchais an seiner Julie, dem Urbild der Susanne in Figaro's Hochzeit. Sie sonnt sich in seinem Ruhm, sie theilt seinen Überfluss, seine Liebhabereien; sie trägt den von ihm erst in seinen Zwanzigerjahren angenommenen Namen Beaumarchais: ebenso freudig aber auch sein Unglück und seine Gefahren. Als Beaumarchais unter dem ärgsten Schreckensregiment sein mühsam gerettetes Leben kümmerlich in einer Hamburger Dachkammer fortfristet; als seine Frau, bei sonstiger Todesstrafe, von dem auf der Emigrantenliste stehenden Gemahl sich lossagen muss[1], als seine junge Tochter

Eugenie den allzu prächtigen Palast ihrer Eltern voll Entsetzen über die Zügellosigkeit des Pöbels verlässt: da bezieht Julie Beaumarchais mutterseelenallein die bedrohten Räume. Sie will den Wunderbau vor der Zerstörung und ihren Bruder, dessen Verwandtschaft sie gerade zuvor mit dem Verlust ihrer Freiheit bezahlen musste, vor dem gänzlichen Verlust seines Vermögens bewahren. In den letzten Jahrzehnten ihres Lebens fand sie, die ein starkes, religiöses Bedürfniss vielleicht von ihren calvinistischen Vorfahren überkommen, Trost und Zuflucht in frommen Betrachtungen. Man hat das seltsame Zusammentreffen angemerkt, dass sie in dem Jahre des lärmendsten Theatererfolges ihres Bruders eine Erbauungsschrift herausgab, welche noch ein halbes Jahrhundert später gleichgestimmte Seelen anregen sollte[1]. 1791 bestimmt sie ihren in religiösen Fragen ebenso skeptischen als duldsamen Bruder, in einer Eingabe an die Gemeindebehörden für die Gläubigen wider die Bilderstürmer um eine grössere Anzahl von Messen einzuschreiten[2]. Wer aber Julie deshalb für eine weltmüde Betschwester halten würde, möchte weit fehlgehen: denn sie stirbt, ein selbstgedichtetes Liedchen auf den Lippen, in dem sie wie ein wehmüthiger shakespearescher Narr ihren welken siechen Leib für zwei Sous ausbietet. Alle um ihr Lager Versammelten, Beaumarchais an der Spitze, finden diesen Preis unzulänglich und überbieten ihn in Stegreifversen, die für die allgemeine Beliebtheit Julies, zugleich aber auch für den freien Ton zeugen, den man sich vor einer Frau erlauben durfte, die schon in ihrer Kinderstube einen Hauch vom Geiste der Hallen verspürt haben mochte.

Die väterliche Wohnung und Werkstatt befand sich nämlich gegenüber der rue de la Ferronerie, nicht weit vom Standquartier der Fisch- und Marktweiber, deren kraftvolle Schimpfreden der Dichter des »Barbier von Sevilla« in seinen Knabentagen mehr als einmal behorcht und in einer seiner ersten jugendlichen Paraden *»Les députés de*

la Halle et du gros Caillou« in urwüchsiger Treue wiedergegeben hat[1]. Nur ein schmaler Seinearm trennt ihn von der Stätte seiner höchsten Triumphe und tiefsten Erniedrigung, vom Justizpalast, in dem nicht blos der Schatten des heiligen Ludwig, sondern auch die Ahnfrau der französischen Komödie, die Kobolde der Bazoche umgehen. Endlich weist schon Gudin darauf hin, wie nah an sein väterliches Haus das Dach gränzte, unter welchem nach alter, vielbestrittener Tradition Molière das Licht der Welt erblickt haben soll[2]: eine Thatsache, zu welcher andere Topographen mit Kopfschütteln hinzufügen, dass vor und nach ihm erstaunlich viel helle Köpfe (Regnard, Béranger etc.) ihre Jugend inmitten desselben, ob seiner Beschränktheit verrufenen Spiessbürgerviertels vertollt haben. Aber »Geist geistet, wo er will« und gesunder Mutterwitz offenbart sich seit jeher am liebsten beim »gemeinen Volk«.

Der junge Caron fragte indessen dazumal nach solchen Betrachtungen nicht viel mehr, als nach seiner erlauchten Nachbarschaft: denn weder er, noch seine Lehrer muthmaßten, nach Gudins Zeugniss, dass irgend welche bedeutendere Fähigkeiten in ihm steckten. Allerdings wurde seine Schulbildung nicht genügend überwacht: dem Vater war es vor Allem darum zu thun, den gesunden Esser sobald als möglich in einen Verdiener umzuwandeln und als Gehilfen zu seinem Gewerbe heranzuziehen. Auch fehlte es ihm nicht blos an Lust, sondern mehr noch an den Mitteln, gleich Vater Poquelin und Arouet, den Knaben in die Collegien der Jesuiten zu schicken. Gudin beklagt trotz seiner voltaireanischen Gesinnungen lebhaft, dass der Autor des »Tollen Tages« in seiner Entwicklung nicht von diesen »Halbmönchen« beobachtet und gefördert wurde: sie hätten seines Erachtens Beaumarchais von Kindesbeinen an auf Plautus, Terenz, Aristophanes und damit auf seine eigentlichen Muster und Lebensaufgaben hingewiesen. Man darf bedauern, dass Beaumarchais' Schulsack so leicht wog und gleichwohl anderer Ansicht sein. Nicht Mangel an geläu-

tertem Geschmack, sondern seine ganze Naturanlage hat es zu erklären, weshalb seine ersten, theatralischen Versuche (»Eugenie«, »Die beiden Freunde«) nicht an classische Vorbilder, sondern an die allerneuesten, dramaturgischen Lehren Diderots sich anlehnen; weshalb seine Meisterstücke, der »Barbier von Sevilla« und die »Hochzeit des Figaro« als die feinste Blüthe des Théâtre de la foire sich darstellen; weshalb seine letzten Schöpfungen (»Tarare«, »Die schuldige Mutter«) unsicher tastend für Oper und Familienstück neue Bahnen suchen, die erst in unseren Tagen allgemein betretene Heerstrasse wurden. Und tiefere Betrachtung wird als seine Eigenthümlichkeit in Vorzügen und Fehlern den scharf und überscharf entwickelten Sinn für die augenblicklichen Bedürfnisse und Stimmungen seiner Zeit erweisen. Er empfängt seine Impulse weit weniger aus Büchern, als von den Verhältnissen, Menschen und Strömungen, die er mit seinen wachen fünf Sinnen um sich sieht, hört, fühlt, erräth, erahnt: kein rückwärts gekehrter oder in weite Fernen vorschauender Prophet, sondern ein Sprecher der Massen, der dem unmittelbaren Effekt und Erfolg alles andere nachsetzt. Studium, sinnend vertiefende Betrachtung der Vergangenheit liegt ihm allzeit ferne. Seine Individualität, der übrigens eine lediglich literarische Laufbahn niemals gefallen oder genügt hätte, umklammert genuss- und thatenlustig vor Allem die lebendige, Zukunft zeugende Gegenwart. Und weiter: Beaumarchais ist, schon durch den Zufall der Geburt, Grossstädter. Während der Bretone Lesage, der Südfranzose Montesquieu, der Burgunder Piron, der Genfer Rousseau, der Sohn des Messerschmiedes von Langres, Diderot, und viele kleinere Leute, wie Grimm, Marmontel etc. erst in reiferen Jahren diese hohe Schule der Welt beziehen, wächst der Held unserer Lebensbeschreibung in der Capitale auf, deren nationale Bedeutung für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit Niemand beredter und gerechter gewürdigt hat, als Goethe. »Nehmen Sie Béranger! Er ist der Sohn armer Eltern, der

Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist, von einer solchen Kunstvollendung und meisterhafter Behandlung der Sprache, dass er nicht blos die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist. Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre wohl würde getragen haben.. Wir«, so klagte er fünf Jahre vor seinem Tode, »führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben. Unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, sodass persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte. Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines grossen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offensteht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine grosse Vergangenheit erinnert und wo an jeder Strassenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat. Und zu diesem allen denken Sie sich das Paris nicht einer dumpfen, geistlosen Zeit, sondern das Paris, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer

wie Molière, Voltaire und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Curs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmal findet . . .«

Goethes Lobspruch gilt zunächst dem Paris des neunzehnten Jahrhunderts: er kommt jedoch mindestens mit demselben Recht der Vaterstadt und der Knabenzeit Beaumarchais' zugute[1]. Rührt doch von einem Moralisten jener Tage der Ausspruch her: »In Paris muss man den Franzosen ausstudieren, weil er da mehr Franzose ist als überall anderwärts«. Und wagt doch derselbe scharfsinnige, landeskundige Beobachter die These: »Wer hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt lebt, ist durch ein Jahrhundert von ihrer Denk- und Handlungsweise geschieden«[2]. Eine kühne Redefigur, ganz im Sinn und Stil eines Geschlechtes von »Vordenkern«, die in den Jahren von 1715—1789 Staat und Kirche, das geistige und das Gemüthsleben ihrer Nation revolutionirten.

Geraume Zeit vor Ludwig XIV. war der Ruhm seines Regimentes zu Grabe gegangen; noch immer aber nahm das Frankreich seiner Thronfolger den Vorrang unter den Europäischen Mächten in Anspruch; noch immer beriefen sich patriotische Schönredner auf die Errungenschaften des »grossen« Jahrhunderts, unbeirrt durch die Vorboten einer neuen Weltordnung, die sich in der Freigeisterei der Regentschaft zuerst ankündigen und in der Erklärung der Menschenrechte gipfeln sollte. Eine Epoche der Gährung und Klärung setzt mit dem Tode Ludwigs XIV. ein. Der Aufhebung seines Testamentes durch das überlang niedergehaltene Parlament von Paris folgen alsbald erbitterte Kämpfe zwischen Königthum und Magistratur; Law »kehrt das ganze Staatswesen um, wie ein Trödler einen Rock wendet«[3] und sein genialer Finanzschwindel führt im Ansehen mehr noch, als im Besitzstand von Adeligen und Plebejern einen folgenschweren Umschwung herbei; schöpferische Kritik aller öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände zeitigt eine der

:rsten und meisterhaftesten Satiren des Jahrhunderts, die *Lettres persanes,* und bald nachher verpflanzt Voltaire bis lahin wenig verbreitete Ideen über bürgerliche und religiöse Freiheit aus England in die Heimath. Schon zur Zeit der Jnmündigkeit Ludwigs XV. kommen unter den führenden Geistern Heilslehren auf, welche die Grundlagen des Reiches uf ihren echten Werth prüfen. Mehr als ein Menschenlter musste vergehen, bevor ihnen die Massen in der Provinz Glauben schenkten: desto rascher fanden sie sympathische Aufnahme bei der Pariser Bevölkerung. Die neue Bücherweisheit bekräftigte nur den alten Anschauungsunterricht der leibhaftigen Zustände; das Wort Villons: *il n'est bon bec que de Paris*« kommt wiederum zu Ehren; lie Spottlieder namenloser Volksdichter verkünden mit ausend Zungen den Übermuth und die Unfähigkeit der Machthaber; der Mutterwitz der Pariser schont Minister und Höflinge, Prälaten und galante Damen sowenig wie les Königs Majestät und die Heiligkeit des Papstes. Im ahrmarktstheater und auf Opernbällen, in den Lustgärten ler Grossen und bei den Festen des Volkes hört man lreiste Strassenlieder, die Menschen und Dinge ohne Scheu or dem derbsten, oft cynischen Wort beim rechten Namen ennen[1]. Diese Weisheit auf den Gassen hat den Geist des ıngen Caron genährt, wie das märchenhaft reiche, von Mercier und allen Genremalern nur unvollständig überlieferte Bilderbuch von Paris seine Phantasie unablässig nregen musste.

So hat es auch seiner Entwicklung schwerlich gechadet, dass er den ersten Unterricht von einem unbeeutenden Landschulmeister der Pariser Bannmeile erhielt. Der Knabe kam (allem Anschein nach nicht blos in die Zucht, sondern auch) in das Dorf des Magisters von Alfort, er ihm nicht viel mehr, als die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens beibrachte, allerdings Künste, ie er nie ausgelernt hat: denn mit Verständniss lesen, mit Geschmack schreiben und sich in keiner Lage verrechnen

blieb Beaumarchais' mit Glück und Geist begonnene und doch nicht immer gelöste Lebensaufgabe. Griechisch hat er nie getrieben: Lateinisch nur sehr oberflächlich; die Schlagsätze römischer Autoren in seinen Schriften sind nicht viel mehr, als herkömmlicher Zierath im Zeitgeschmack. In den Beaumarchais-Papieren der comédie française findet man wohl eine Reihe lateinischer Dichterworte, Sinnsprüche u. dgl. von seiner Hand geschrieben, zugleich aber mit einer fürsorglichen französischen Übersetzung versehen: Horaz, Virgil, Ovid sind in dieser Anthologie vertreten. Interessanter als diese Auswahl von Denkversen scheint uns eine lateinisch anklingende Jugenderinnerung Beaumarchais'. »In meinen Knabentagen wurde das erste Kind des Dauphin geboren; man erlaubte mir aus der Schule fortzugehen, um die Volksfeste mit anzusehen; als ich mich abends an der prächtigen Beleuchtung ergötzte und die Feuerzeilen strassenauf, strassenab wanderte, fiel mir eine Inschrift auf dem Stirngiebel eines Gefängnisses mit folgenden, höchst ausdrucksvollen Worten in die Augen: *Usque in tenebris.* Sie ergriff mich so lebhaft, dass ich sie noch heute zu lesen glaube. Die allgemeine Freude war bis in den Jammer der Kerker hinabgestiegen«[1]. Hat der Kleine die Devise wirklich selbst enträthselt? Man darf es bei seinen geringen Sprachkenntnissen immerhin bezweifeln; (hat doch der sonst so gelehrige Beaumarchais in reifen Jahren trotz mehrfacher Reisen nach Spanien, England, Holland, Deutschland und Österreich als echter Franzose seiner Zeit niemals eine andere Zunge als die seiner Heimath verstanden!): vielleicht verdolmetschte ihm das *Usque in tenebris* ein ihm freundlich gesinnter Pater im Kloster der Barfüsser von Vincennes, zu welchen er als zwölfjähriger Knabe bei Gelegenheit seiner ersten Communion geführt wurde. Ein grosses Gemälde in der Sakristei, »das jüngste Gericht«, gefiel ihm so wohl, dass er oft und gern zu dem herrlichen Kunstwerk hinauspilgerte. Ein alter, gescheidter Mönch unternahm es nun, ihn der Welt abwendig zu

machen; er predigte ihm allemal über den Vorwurf des Bildes und würzte seine erbaulichen Reden mit Bibeltexten und einem Vesperbrod. Der junge Caron fand an dem Zufluchtsort, an der Moral und nicht zuletzt an den saftigen Bissen der Klosterküche Geschmack und lief eine Weile lang an jedem Ferialtag zu dem gutmüthigen Bruder hinaus. Besondere Pietät hat Beaumarchais gleichwohl nicht für seine freundlichen Wirthe gehegt; als im Jahre 1790 mit anderen Kirchengütern auch diese Stätte seiner Jugenderinnerungen unter den Hammer kommt, geht der erfahrene Finanzmann, unbeirrt durch den Fluch des Kirchenraubes, mit dem Plane um, die herrliche Besitzung mit Wäldern und Gründen an sich zu bringen. Die gleiche Absicht hegt aber auch Mirabeau, der unter der Hand von seinem ehemaligen Gegner Beaumarchais zu erfahren wünscht, ob er wirklich an die Erwerbung der hübschen Klause denkt, da er ihm sonst den Preis nicht verderben will (und kann). Beaumarchais, der alle Ursache hat, alte, für ihn sehr verdriessliche Händel mit dem »König der Revolution« zu schlichten, steht Mirabeau zuliebe von seinem Vorhaben ab, bittet sich jedoch ausdrücklich das Meisterwerk (von Jean Cousin, heute im Louvre) für seine Hauskapelle aus. Eine Bedingung, welche der versöhnte Mirabeau mit der boshaften Wendung zugesteht: »das Bild, welches Ihrem Gedächtniss *im Verlauf eines Lebens, das Sie nothwendiger Weise vom jüngsten Gerichte ein wenig abgezogen hat*, so tief eingeprägt blieb, soll Ihnen gehören, wenn ich Eigenthümer der Klause werde«[1].

Mittlerweile liess sich jedoch der Knabe von seinen künftigen Glücksgütern und der Umwälzung, welche diese Klosterzellen in Sommerfrischen umwandeln sollte, nicht mehr träumen, als von seinem späteren Weltruf. Der Vater hatte ihn im Alter von dreizehn Jahren aus der Schule heimgenommen, um ihn zu einem tüchtigen Uhrmacher heranzubilden. Der junge Lehrling scheint sich jedoch anfangs hinter dem »Glasverschlag der Werkstatt«

nicht so wohl gefühlt zu haben wie im Kreise seiner Schwestern und einer wilden Rotte lärmender Kameraden. Schwester Julie schwingt sich in herzlich schlechten Knittelversen zur Reimchronistin dieser Tage auf:

Ich besing' die Unschuldszeiten
Unsrer Kindheit Lustbarkeiten
Wie wir tollten unverdrossen
Mit Blangé unsren Spielgenossen.

Und nun folgt eine Schilderung der muthwilligen Streiche ihres Bruders, den sie uns als eingeteufelten Hauptmann einer Horde von Taugenichtsen beiderlei Geschlechtes abconterfeyt, allzeit bereit, die Speisekammer trotz des Widerstandes der Köchin Margot zu plündern oder abends bei der Heimkehr vom Spaziergang die Nachtruhe der friedlichen Pfahlbürger im gewerbereichen Viertel von St. Denis durch wüstes Schreien und Singen zu stören. Das ausgesprochene Lieblingsspiel des jungen Caron war aber — bezeichnend genug: in richterlicher Amtstracht Händel unter seinen Gefährten anzustiften, die unter der Leitung des verschlagenen Burschen alsbald in Schlägereien ausarteten. Julie hat auch dieses Genrebild festgehalten:

Auf dem Sitz dem uncommoden
Thront Caron gleich 'ner Pagoden
Und trotz Bäffchen und Perrücke
Reizt mit ausgesuchter Tücke
Dann der schadenfrohe Richter
Der Clienten arm Gelichter
— Nur um herzhaft sich zu laben —
Ihre Händel zu begraben
Unter wilden Prügeleien
Püffehagel, wildem Schreien
Bis der ganze hohe Amtstag
Unter Mützen und Perrücken
Bäuchlings platt am Boden lag[1].

Bald aber sollte für den Rädelsführer dieser *bande joyeuse* ein minder spasshafter Gerichtstag kommen, bei welchem ihm nicht die Rolle eines aus sicherer Höhe

hinabblickenden Zuschauers, sondern die weniger beneidenswerthe des armen Sünders zufiel. Die Schalen des väterlichen Zornes scheinen sich langsam über Pierre Augustin gesammelt, dann aber mit einer jähen Entladung auf sein Haupt ergossen zu haben. Der Knabe hatte sich eine Reihe kleinerer und grösserer Vergehen zu Schulden kommen lassen: er hatte seine Mutter unziemlich behandelt und Geschäftsgelder unbefugt für seine Unterhaltungen verwendet; auch scheint er sich lieber mit den Harfen, Geigen und Spinetten seiner Schwester, als mit der Anfertigung von Schneck' und Unruh befasst zu haben. Das wurde der väterlichen Langmuth zu viel und Caron fils eines schönen Tages aus dem elterlichen Hause davongejagt. In Beaumarchais' Mannesjahren sagten ihm Neider und Verleumder nach, er habe sich anfangs aus dieser Verbannung nicht viel gemacht und, auf seine Körperkraft und gymnastische Gewandtheit bauend, als Gaukler und Akrobat umhergetrieben[1]. Wir wissen nichts Näheres darüber; mag sein, dass der junge Eulenspiegel eine Zeit lang in Jahrmarktsbuden seinen musikalischen und theatralischen Liebhabereien nachging: sicher ist, dass er auf die berechtigte Züchtigung der väterlichen Gewalt klein beigab. Er beugte sich der Autorität des Hausregimentes[2]; durch Briefe, Verwandte und befreundete Fürsprecher bestürmte Pierre Augustin den starren Sinn des Vaters. Der Alte lässt sich erst nach einer Weile erbitten und antwortet endlich mit einem sehr gesalzenen Ablassbrief, in welchem er mit seinem Sohne wie Macht zu Macht verhandelt oder vielmehr wie ein Sieger, der dem ganz zu Boden geschmetterten Gegner ein Sündenregister vorhält, um ihm endlich die vorbehaltlose Annahme der Friedensbedingungen vorzuschreiben. Er habe — meint Vater Caron — alle an ihn und andere gerichtete Bittgesuche seines Sohnes gelesen und die darin ausgesprochenen Gesinnungen gutgeheissen. Er glaube auch an deren Aufrichtigkeit — mindestens für den Augenblick, nicht aber an ihre Nachhaltigkeit. Pierre Augustin habe

sein Vertrauen völlig verloren und nur den vermittelnden Freunden zuliebe will er es nochmals mit ihm versuchen, obgleich vier gegen eins zu wetten sei, dass er seine Versprechungen nicht erfüllen werde. Daraus möge er abnehmen, welch unheilbaren Schaden sein Ruf erleiden würde, wenn er den Vater nöthigte, ihn neuerdings fortzujagen. »Erwäge deshalb wohl die Bedingungen, welche ich für Deine Heimkehr aufstelle. Ich verlange volle, unbedingte Unterwerfung unter meinen Willen, in Wort, That und Benehmen bewiesene Achtung. Denke wohl daran, dass Du um keinen Schritt vorwärts gekommen bist, wenn Du nicht ebensoviel Mühe aufwendest, meine Zufriedenheit zu erlangen, als Du meinen Freunden zu Gefallen aufgeboten hast; Du hättest sonst nur gegen Dich selbst gearbeitet. Gehorsam und Achtung genügen mir jedoch nicht: ich verlange, dass Du zuvorkommend alles Erdenkliche thust, um mein Wohlwollen zu verdienen. In Betreff *Deiner Mutter,* die sich in den letzten vierzehn Tagen zwanzig mal in's Mittel gelegt hat, um mich zu Deiner Wiederaufnahme zu bestimmen, behalte ich es einem besonderen Gespräch vor, Dir vollkommen begreiflich zu machen, was Alles Du ihr an Liebe und Zuvorkommenheit schuldest. Nun mögen die Bedingungen Deiner Rückkehr folgen:

1. Du wirst nichts machen oder verkaufen, noch irgend etwas selbst oder durch Andere machen oder verkaufen lassen, was nicht für meine Rechnung bestimmt ist; Du darfst fernerhin auch nicht mehr der Versuchung unterliegen, Dir bei mir irgend etwas (und wäre es das Geringste) ausser dem anzueignen, was ich Dir gebe. Du wirst keine Uhr zum Ausbessern oder irgend eine Arbeit unter irgend welchem Vorwand oder für irgend einen Freund übernehmen, ohne mir davon zu sagen. Du wirst nichts, nicht einmal einen alten Uhrschlüssel ohne meine ausdrückliche Zustimmung verkaufen.

2. Du wirst im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr aufstehen und bis zum Abendessen, ohne Widerstreben gegen

irgend eine Arbeit, fertig bringen, was ich Dir auftrage. Ich wünsche, dass Du all Deine Dir von Gott verliehenen Anlagen dazu anwendest, *in Deinem Handwerk berühmt zu werden.* Bedenke wol, dass es schmählich und entehrend für Dich wäre, es nur zu einer mittelmäßigen Stellung zu bringen und *dass Du keine Achtung verdienst, wenn Du nicht der erste darin wirst.* Die Liebe zu einem so schönen Beruf muss Dein Herz durchdringen und einzig und allein Deinen Geist beherrschen.

3. Du wirst nicht mehr ausser Haus zu Nacht essen und ebensowenig abends ausgehen. Beides ist zu gefährlich für Dich. Dagegen erlaube ich, dass Du an Sonn- und Feiertagen zu Deinen Freunden gehst, vorausgesetzt, dass ich allezeit weiss, zu wem Du gehst und dass Du immer vor 9 Uhr nach Hause kommst. Schon jetzt ermahne ich Dich, niemals eine diesem Artikel zuwiderlaufende Erlaubniss zu erbitten, und ich würde Dir nicht rathen, sie eigenmächtig zu nehmen.

4. Du wirst *Deine unselige Musik* und insbesondere den Verkehr mit jungen Leuten aufgeben; ich werde das eine sowenig, wie das andere dulden; sie haben Dich vereint in das Verderben gestürzt. Indess gestatte ich Dir, aus Rücksicht für Deine Schwäche, Bratsche und Flöte zu spielen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, dass Du von dieser Erlaubniss nur am Feierabend, nie während des Werktages Gebrauch machst und weder die Nachbarn noch mich in meiner Ruhe stören wirst.

5. Ich werde so viel als möglich vermeiden, Dich mit Aufträgen ausser Haus zu schicken; sollte ich jedoch dazu durch meine Geschäfte genöthigt sein, so erinnere Dich wohl, dass ich keine faulen Ausreden für Verspätungen gelten lassen werde. Du weisst ohnehin, wie sehr mich dieser Punkt aufbringt.

6. Ich gebe Dir volle Kost und monatlich 18 Livres, die zu Deinen Unterhaltungen, sowie zur allmäligen Ab-

zahlung Deiner *Schulden* dienen sollen. Es wäre ebenso gefährlich für Deinen Charakter, als unpassend für mich, Dich für Deine Verpflegung zahlen zu lassen oder um Werklohn mit Dir zu markten. Wenn Du Dich nach Pflicht und Schuldigkeit dem Besten meiner Geschäfte widmest und durch Deine Gewandtheit neue anknüpfest, will ich Dir ein Viertel des Ertrages von Allem geben, was durch Deine Vermittlung zu Stande kommt. Du kennst meine Denkart und weisst aus Erfahrung, dass ich Dir weit mehr Güte angedeihen lasse, als verheisse. Bleibe aber auch dessen eingedenk, dass ich nichts mehr auf Worte gebe. Fortan lasse ich bloss Thaten gelten.

Wenn Dir diese Bedingungen zusagen und wenn Du Dir die Kraft zutraust, sie redlich zu erfüllen, dann nimm sie an und unterfertige Dich auf diesem Brief, den Du mir zurücksenden sollst. Versichre diesfalls Herrn Paignon meiner vollen Achtung und Dankbarkeit. Sag' ihm, dass ich ihn morgen zu Tisch bitten will und schicke Dich an, mit mir an einen Platz zurückzukehren, von dem ich weit entfernt war, zu glauben, dass Du ihn so bald oder überhaupt jemals wieder einnehmen würdest«.

Der ehrenfeste Hausvater, der ein Stück seines juristisch articulirenden Wesens auf seinen Sohn vererbte, erhielt sogleich folgende Antwort:

»Hochgeehrter Herr Vater! Ich unterfertige alle Ihre Bedingungen in dem festen Willen, sie mit Gottes Beistand zu erfüllen; doch wie schmerzlich rufen sie mir die Zeit ins Gedächtniss, wo all diese Förmlichkeiten nicht nöthig waren, um mich zur Pflichterfüllung zu bestimmen. *Es ist gerecht, dass ich eine Demüthigung erdulde, die ich in Wahrheit verdient* habe, und ich wäre überglücklich, wenn sie mir im Verein mit meiner sonstigen guten Aufführung die Wiederkehr Ihrer Freundschaft verschaffen könnte. Zur Bekräftigung unterschreibe ich Ihren Brief seinem vollen Wortlaute nach A. Caron fils[1].

Es scheint nicht die einzige Gemüths- und Charakter-

krise gewesen zu sein, die mit dieser völligen Unterwerfung unter den väterlichen Willen ihre Lösung fand. Pierre Augustin war sechzehn Jahre alt, als zwei seiner älteren Schwestern, wie schon früher bemerkt wurde, nach Madrid reisten, die Eine als Gattin des »Architekten« Guilbert, die jüngere, Lisette, als ihre Begleiterin, Beide mit dem Vorhaben, in der spanischen Hauptstadt ein Putzmachergeschäft zu betreiben. Der erste nach Madrid gerichtete Brief Pierre Augustin's hat sich, Dank Julie, in den Familienpapieren erhalten; ein Jahr vor seinem Tode fand Beaumarchais im Nachlass der Trefflichen die Epistel, welche er mit der folgenden Randnote versah: »Erster, schlechter literarischer Versuch eines Schlingels, der mit dreizehn Jahren die Schule verliess, an zwei Schwestern, die gerade nach Spanien gegangen waren; wie es in Collegien gebräuchlich, hatte man mich mehr zu lateinischen, als französischen Versen herangezogen. (? S. o. S. 12 ff.) So muss man immer seine Erziehung von vorne anfangen, wenn man aus den Händen der Pedanten entlassen wird; diese Blätter hat meine arme Schwester Julie als Mädchen von 11—12 Jahren abgeschrieben; unter ihren Briefschaften fand ich sie nach mehr als einem halben Jahrhundert wieder«[1]. Sehen wir uns die Talentprobe näher an: der jugendliche Briefsteller setzt mit recht ungelenken Strophen ein:

Frau Guilbert und Compagnie
Lebhaft habt Ihr mich verpflichtet
Durch den Brief an mich gerichtet
Und zu solcher Dankbarkeit
Fühlt mein Herz sich drob bereit,
Dass in Spanien wie in Frankreich
Meine Lieb bleibt immer gleich.
Schliesst drum Euer Brüderlein
Treu mit ins Gebete ein.

»Euer Schreiben« — so fährt er in Prosa fort, ohne deshalb mehr oder minder poetisch zu werden — »hat mir unendliches Vergnügen bereitet und mich aus einer tiefen Schwermuth gezogen, die mich seit einiger Zeit gefangen

hält, mir das Leben zur Last macht und mich Euch in Wahrheit sagen lässt

Dass mich oft die Lust befällt
Fortzugeh'n ans End' der Welt.
Und von schlechten Menschen fern
Schlöss' ich dort mein Leben gern.

Doch die Nachrichten, die ich von Euch erhielt, erhellen meine misanthropische Stimmung mit einem schwachen Lichtschimmer; der fliessende, unterhaltende Stil Lisettens sänftigt meine finstre Laune unmerklich zu süssem Schmachten. Ja, es scheint mir, der darum die Idee der Weltflucht nicht aufgiebt, dass die Gesellschaft einer weiblichen Gefährtin nicht ermangeln würde, mein einsames Leben reizvoll auszufüllen«. Bei diesem Gedanken fühlt sich das zärtliche Herz des Jungen neuerdings zu Versen angeregt. Er wünscht für seine Luftschlösser eine Genossin, deren Idealbild er mit sichtlichem Behagen entwirft. Tausend Reizen des Geistes soll sie liebliche Züge, eine Büste, weiss wie Elfenbein, Augen, siegessicher, wie die seiner neuvermählten Schwester Guilbert, den feinen, wohlgeformten Wuchs Lisettens, die frische Gesichtsfarbe seiner jüngeren Schwester Fanchon, den Witz von Bécasse (Julie) und die Tonton unablässig vorgeworfene Lässigkeit zugesellen. Mit seiner also ausgerüsteten Iris würde er dann in stiller Abgeschiedenheit den Tag mit Nichtsthun, die Nacht mit ihrer Lust verbringen wollen. »Doch welche Thorheit, Euch von meinen Träumereien zu unterhalten? fuhren sie mir durch den Sinn, weil sie sonst Glück bei Euch machten? Und nun gar Träumereien über das schwache Geschlecht bei mir, der Alles, was Röckchen und Häubchen trägt, um all der Übel willen, die mir das arge Volk angethan, verabscheuen sollte . . Doch Geduld: nun bin ich Weiberpfötchen entwischt: das Beste bleibt, nie dahin zurückzukehren . .«

Ein Erguss der Flegeljahre, den der gealterte, grundverschiedenen Ansichten huldigende[1] Beaumarchais mit den Worten erläutert: »Ich hatte eine tolle Freundin gehabt,

die sich über meine heissblütige Jugend lustig gemacht und just verheirathet hatte. Ich wollte deshalb Hand an mich legen . . .« Die Selbstmordgedanken werden in dem jungen Caron kaum tiefer Wurzel geschlagen haben, als seinerzeit in dem neunzehnjährigen Pagen Arouet-Voltaire in seinem Liebeshandel mit Olympia: auch wird ihm bei seinem zeitlebens recht redseligen Blute um ein neues Liebchen nicht lange gebangt haben. Vor Allem aber blieb er der väterlichen Vorschrift, *in seinem Handwerk berühmt zu werden*, eingedenk. In einem Alter, in welchem, nach Gudins sachkundigem Zeugniss, andre noch lernen und ihre Meister nachahmen, war es dem einundzwanzigjährigen Caron vorbehalten, eine merkwürdige Verbesserung im Mechanismus des Uhrwerks zu Stande zu bringen und sein Erfinderrecht gegen einen unehrlichen Zunftgenossen vor der selbstgewählten Gerichtsbarkeit der Académie des sciences zu behaupten. Da er aber niemals gewohnt war, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, führte er sich mit seinem ersten Erfolg geräuschvoll beim Pariser Publikum, geschmeidig beim Hofe von Versailles ein.





II. Beaumarchais' erster Process.

> C'est cette chaleur de sang *dont je crains bien que l'age ne me corrige pas* qui m'a fait défendre avec tant d'ardeur les justes prétentions que j'avais sur l'invention de mon échappement.
>
> *Caron fils* (Brief an den Mercure de France, 6. Juni 1755).

Es war damals kein Kleines, sich in der edlen Kunst der Uhrmacherei hervorzuthun; seit den Tagen, in welchen sie die letzte Lust und Last eines der Weltherrschaft überdrüssigen Kaisers gewesen, hatte sie ausgiebige Förderung von den exakten Wissenschaften erfahren, Galilei und Huyghens unter ihre Schutzpatrone aufgenommen und ihr kostbares Vermächtniss insbesondere auf englischem Boden reich gemehrt[1]. Ihre ersten Meister erhalten Sitz und Stimme in den Akademien von London und Paris; ernste Forscher unternehmen das Werk der Gradmessung nur mit einem Gildegenossen Carons als Reisebegleiter. Männer von europäischem Ruf, die Leroy und Romilly, erfüllen die hochgesteigerten Forderungen von Astronomen und Seefahrern ebenso bereitwillig, wie die abenteuerlichen Launen des Modegeschmackes: denn die Pariser Salonheldinnen, im Bunde mit den Kleinkünstlern, Goldschmieden, Emailarbeitern etc., immer darauf aus,

neue Verschönerungen ihrer Toiletten und Wohnräume zu ersinnen, verlangen mit besonderer Vorliebe Uhren aller Formen und Grössen. Und eine Modephilosophie, welche die Metaphysik als Roman der Seele auffasst, sucht ihrer Weisheit letzten Schluss in der Gleichnissrede:

Le monde m'importune et je ne puis songer
Que cette horloge existe et n'ait point d'horloger.

Nichts natürlicher, als dass jedes, wenn auch noch so unscheinbare, neue Pfropfreis auf diesem Zweige des Gewerbefleisses weit über den Kreis der Fachmänner hinaus Aufmerksamkeit und Antheil erregt: Gespräche über alle möglichen Fragen der Industrie und Technologie gehören anfangs der Fünfzigerjahre förmlich zum guten Ton. Die ersten Bände der Encyclopädie sind eben erschienen und das ungethüme Zeughaus, das alle aufstrebenden Köpfe mit Waffen im Freischärlerkrieg gegen ungezählte Missbräuche und Vorurtheile versieht, versorgt auch oberflächliche Halbbildung mit glänzendem Kleinkram. Selbst in der nächsten Umgebung des Königs kommen diese Liebhabereien gelegentlich zum Vorschein. Der Herzog von La Vallière und der Duc de Nivernois sind bei einem Souper Ludwigs XV. verschiedener Ansicht über die Bereitung des Schiesspulvers; der Oberstjägermeister bedauert, dass ihr erlauchter Wirth die Encyclopädie in seinem Reich verbieten liess, da man dort Aufschluss über diese Frage finden könnte. Der Monarch lässt das Werk sogleich aus seiner Bibliothek holen: drei Kammerdiener schleppen mühsam je sieben Folianten herbei: der Herzog von La Vallière behält Recht: die Marquise von Pompadour blättert weiter und erfährt unversehens, aus welchen Stoffen das Reispulver und die rothe Schminke bereitet werden, die sie täglich auflegt; sie erhält ungeahnte Aufschlüsse über den Unterschied zwischen spanischem und Pariser Rouge, zwischen ihrer Schminke und den Scharlachfarben der Töchter Hellas'. Ihre Neugier geht weiter: sie will die

Lebensgeschichte ihrer Seidenstrümpfe kennen lernen: das Riesenwerk bleibt auch hier die Antwort nicht schuldig. »Welch schönes Buch!« ruft sie mit kindischer Freude. »Sie haben dies Magazin aller nützlichen Dinge wohl nur deshalb mit Beschlag legen lassen, Sire, um der einzige Wissende in Ihrem Königreiche zu sein?« Und um dieser Stichproben willen schmeichelt man dem königlichen Gleichmuth den Freibrief für die gefährlichsten Gegner von Fanatismus und Tyrannei ab[1]. Die seichte Schöngeisterei der Pompadour macht Schule: alle Frauen scheinen entzückt von denselben Büchern, die den jungen Goethe kalt lassen. »Wenn wir von den Encyclopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuern Werkes aufschlugen, so war es uns zu Muthe, als wenn einer zwischen den unzähligen Spulen und Weberstühlen einer grossen Fabrik hingeht und vor lauter Schnurren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinn verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was Alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt«[2]. Der Gegensatz dieser Geschmacksurtheile ist leicht zu begreifen: in Strassburg suchte man nahrhafte Kost, wo man in Pariser Salons nur naschte oder zu naschen vorgab. Die lächerlichen Marquis und Zierpuppen Molière's werden im Zeitalter Voltaire's von Sonntagsphilosophen abgelöst, die überall dabei sein müssen, wo es Ungewöhnliches zu sehen, zu hören, zu erklären gibt; sie eilen von der Putzmacherin in das anatomische Theater; sie werden Messen für den glücklichen Ausgang einer Luftschifffahrt lesen lassen und sie strömen schaarenweise in einen Uhrmacherladen, bloss um eine vielberedete Negerfigur zu bewundern, die das Zifferblatt des Stundenzeigers im rechten, das des Secundenzeigers im linken Auge trägt[3]. Kritiklos und vergnügungssüchtig, geben sich diese grossen Kinder dem Erstbesten gefangen, der ihrer Neugier und Eigenliebe zu schmeicheln

versteht; wer ihre Autorität anerkennt, ihre Gönnerschaft anruft, hat sie im Voraus halb gewonnen.

Das wissen auch Alle, die ihr Handwerk verstehen, und der Uhrmacher Lepaute säumt darum nicht, eine angeblich von ihm ersonnene Hemmung [1] nicht bloss der Akademie vorzulegen, sondern auch den Leserkreis des Mercure de France von seiner Neuerung zu unterhalten (Sept. 1753). Aber kaum ist die Anzeige erschienen, als auch schon Caron fils bei Hrn. Fouchy, dem Sekretär der Pariser Académie royale des sciences sich einstellt und Klage gegen Lepaute führt, der sich unehrlicher Weise seine — Pierre Augustin's — eigenste Erfindung zunutze machen wolle. Der Eilbote seiner Hiobsposten weist zugleich eine Schachtel mit zahlreichen Versuchsmodellen vor, Leidensstationen auf dem bezielten Weg zur Vervollkommnung der Hemmungen. In der ersten Erfinderfreude war er so unvorsichtig, Lepaute sein Echappement zu zeigen: als guter College so freundlich, ihm die Anwendung seines neuen Systems für ein Cabinetsstück zu gestatten, gegen das ausdrückliche Versprechen, dass Niemand ausser Lepaute die Uhr aufziehen oder ihren geheimen Mechanismus zu Gesicht bekommen dürfe. Wer konnte sich eines so groben Vertrauensbruches bei einem allgemein angesehenen Fachmann wie Lepaute versehen, der als Schützling des Ministers Grafen St. Florentin (des nachmaligen Herzogs de la Vrillière) gilt. Allein seine Schliche sollen ihm so wenig helfen, wie seine Gönner. Unerschrocken tritt der junge Caron mit derselben Beschwerde vor den Minister, der die Sache gütlich schlichten will und die Streittheile zu sich bescheidet, um ihre Ansprüche zu erörtern. Lepaute stellt sich eine Stunde vor der festgesetzten Zeit ein und erklärt, die Herren Caron, Vater und Sohn, hätten ihn abends zuvor aufgesucht, als Urheber des neuen Systems anerkannt und alle weiteren Ansprüche aufgegeben. Die Lüge verfängt nicht besser, als Einschüchterungen, die Lepaute versucht. Die beiden Carons kommen rechtzeitig

und versichern das gerade Gegentheil: ein ungeschickter Vermittler habe den Zwischenfall verschuldet; hartnäckiger denn je besteht Caron fils auf seinem Erfinder-Vorrecht. So bleibt dem Grafen St. Florentin nur übrig, den Schiedsspruch der Akademie einzuholen[1].

Caron fils, *»horloger rue St. Denis près Sainte Catherine«* lässt es bei diesem ersten Erfolg nicht bewenden; er will seinen Gegner auch in der öffentlichen Meinung keinen Vorsprung gewinnen lassen: in einem offenen Brief an den Mercure de France bittet er das Publikum, nicht vorschnell zu urtheilen. »Herr Lepaute«— so heisst es in dieser Zuschrift vom 15. November 1753 — »möchte jeder Erklärung durch das Vorgeben ausweichen: seine Hemmung, die ich nicht gesehen, gliche in keiner Weise der meinigen. Aus seiner Schilderung entnehme ich jedoch, dass sie ihrem Princip nach durchwegs mit der von mir erfundenen übereinstimmt. Sollten die von der Akademie zu unserer Vernehmung eingesetzten Commissare irgendwelche Unterschiede finden, so werden dieselben nur von Mängeln der Construction herrühren, welche mithelfen werden, den Plagiator vollends zu entlarven«.

Lepaute merkt allmälig, dass er seinen zähen Widersacher unterschätzt hat; wenn er ihm Drohbriefe schreibt, so legt sie der junge Caron den Richtern vor und folgert daraus, dass er niemals, wie Lepaute früher behauptet, auf sein Erfinder-Recht verzichtet hat. Lepaute ändert nun seine Taktik und meint: es sei richtig, dass Caron fils ihm zwischen dem 20.—30. Juli eine neue (der seinigen nahverwandte) Hemmung gezeigt habe: doch sei das ein ganz unbrauchbares Project gewesen, das erst von ihm (Lepaute) praktisch umgeschaffen wurde. Caron fils ermangelt nicht, aus dieser Schwenkung für seinen Federkrieg Vortheil zu ziehen: Lepaute, so schreibt er an den Mercure[2], gibt sich heute nicht mehr für den Erfinder der Hemmung aus, wie in seiner ersten Erklärung: er zeihe sich also selbst der Unwahrheit. Unbedingt falsch sei es weiter, dass Lepaute

seine Hemmung am 23. Mai dem König vorgewiesen habe, und ebenso scharf vermerkt er noch andre Widersprüche, die »allesammt beweisen, dass Gedächtnisslücken — höchst unbedenklich, wenn man nur die Wahrheit sagen will — sehr gefährlich werden, wenn man die Wahrheit verschleiern möchte«. In der Akademie selbst führt Caron fils zermalmende Zeugenbeweise gegen seinen Widerpart. Er bringt Gewährsmänner zur Stelle, die anwesend waren, als seine neue Hemmung Lepaute zuerst gezeigt und erklärt, von ihm aber nicht sogleich begriffen wurde, und auch die Gegenzeugen, der Graf St. Florentin und der Duc de Chaulnes wissen kein Sterbenswörtchen davon, dass Lepaute der persönlichen Aufmerksamkeit des Königs das strittige Echappement empfohlen hat. Nach den Ergebnissen dieser Voruntersuchung kann der junge Caron die Entscheidung seiner Sache getrost der Akademie anheimstellen[1].

»Seit meinem dreizehnten Jahre« — so heisst es in seinem Gesuche — »wurde ich von meinem Vater in der Kunst der Uhrmacherei unterrichtet, durch seinen Rath und durch sein Vorbild ermuntert, mich ernstlich mit ihrer Vervollkommnung zu beschäftigen; dies vorausgeschickt, wird Niemanden mein angelegentliches Bemühen überraschen, mich schon im Alter von neunzehn Jahren in derselben auszuzeichnen und die Achtung des Publikums zu gewinnen. Die Hemmungen waren der erste Gegenstand meines Nachdenkens. Die Beseitigung ihrer Gebrechen, ihre Vereinfachung und Verbesserung spornten mein Streben an. Mein Unternehmen war ohne Frage verwegen. So viele grosse Männer, welchen ich trotz der Bemühungen eines ganzen Lebens vielleicht niemals werde gleichen können, haben sich daran versucht, ohne zu dem lebhaft ersehnten Grade der Vollendung zu gelangen. Wie durfte ich mir schmeicheln ans Ziel zu kommen? Doch Jugend ist tollkühn und — *würde ich nicht entschuldbar sein, wenn Ihr Urtheil mein Werk krönen wollte?* Aber welcher Schmerz, wenn es Herrn Lepaute gelänge, mir die Ehre einer Erfindung zu entreis-

sen, die Sie preiswürdig befinden? Ich spreche nicht von den Beleidigungen, die Herr Lepaute gegen mich und meinen Vater schreibt und verbreitet; sie sind gewöhnlich das Anzeichen einer verlorenen Sache und ich weiss, dass sie ihre Urheber stets mit Beschämung bedecken. Mir wird es vor der Hand genügen, dass Ihr Urtheil mir den Ruhm sichert, den mein Gegner mir entreissen will und den ich von Ihrer Billigkeit und Einsicht erhoffe«.

Die königliche Akademie der Wissenschaften verschliesst sich den beweglichen Worten des Bittstellers sowenig wie seinen Beweisen. Am 16. Februar 1754 entscheidet sie, dass Herr Caron als wirklicher Urheber der neuen Uhrenhemmungen, Herr Lepaute nur als Nachahmer dieser Erfindung anzusehen sei[1].

Caron fils war siegreich aus seinem ersten Rechtshandel hervorgegangen und nützte seinen Triumph unermüdlich aus. Fünf Monate nach dem Spruch der Pariser Akademie ist er schon von der königlichen Familie gekannt. Vor Allem hat er sich um eine Audienz beim König beworben, der den jungen Handwerker — Caron fils nennt sich freilich nie anders als »Künstler« — mit ungewöhnlicher Güte aufnimmt und auffordert, eine für ihn gearbeitete Uhr vor dem ganzen beim Lever versammelten Hofstaat bis in die kleinsten Einzelnheiten zu erklären. Pierre Augustin erfüllt diesen ersten Auftrag Ludwigs XV. mit derselben Zuversicht, wie späterhin manch heikleren: er hat eine niedliche Loupe bei der Hand, die ihm ein (in London wohnhafter) Verwandter geschenkt und deren sich der König mit sichtlichem Behagen bedient: insbesondere zum Studium einer zierlichen, in einen Fingerreif gefassten Uhr, die nur 4''' im Durchmesser hat und die Hand der Marquise von Pompadour schmücken soll. Die winzige Uhr, die kleinste, die je gemacht wurde, ist eine niedliche Spielerei: Räderwerk, Gehäuse, Goldreif, Zifferblatt, ein Häkchen, das den Schlüssel erspart: — all das umfängt der eine, kleine Ring. Ein leichter Druck genügt, sie dreissig

Stunden im Gang zu erhalten. Ludwig XV. bestellt ein Kunstwerk im gleichen Geschmack für sich selbst nach: alle Herrn vom Hof befolgen das Beispiel des Herrschers: Jeder möchte zuerst bedient sein. Neben der Maitresse des Königs gedenkt Pierre Augustin auch der Prinzessinnen von Geblüt: er hat für die Töchter Ludwigs XV. eine eigenartige, kunstreiche Pendule mit zwei Zifferblättern angefertigt, die der König Madame Victoire zum Geschenk macht. Wie immer die Damen, die in ihren ungezählten Mußestunden übrigens selbst in der Uhrmacherei dilettirten[1], das Kunstwerk drehen und wenden mögen: es zeigt ihnen bequem, wie weit es an der Zeit ist. Sie werden sich in der Langweile ihres höfischen Formenzwanges, der nach Madame Maintenon ärger ist, als die strengste klösterliche Kasteiung, oft damit unterhalten. Vielleicht auch von dem jungen »Künstler«, dessen galantem Einfall sie die väterliche Liebesgabe danken und der späterhin ganz anderer Talente willen ihr besonderer Schützling werden soll.

Die Dinge lassen sich so günstig an, dass Caron fils noch im Juni 1755 öffentlich im Mercure erklärt: er kenne keinen höheren Ehrgeiz, als sich ausschliesslich der Vervollkommnung seiner Kunst *(science de son art)* zu widmen und die Arbeit seines Lebens an die Technik der Uhrmacherei zu setzen. Er erhält den Ehrentitel eines königlichen Uhrmachers: das nächste Ziel seines Strebens ist, mit Hilfe guter Freunde jenseits des Kanals in die Londoner, wenn's hoch kommt, auf diesem Umweg auch in die Pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden. Bis zu seinem 24. Jahre bleibt er auch wirklich als Uhrmacher in seinem »Glasverschlag«. Mit einemmale scheint er von seiner »Kunst« weniger enthusiastisch zu denken. Dem schwungkräftigen Vogel wird sein Bauer zu enge und fröhlich flattert er über die Schultern der milden Fortuna, die seinen Käfig aufriegelt, in die unbegränzten Horizonte hinweg, die sich vor seinen weitsichtigen Augen aufthun.

III. Erste Ehe.

Besonders lernt die Weiber führen.
Mephistopheles.

Das nicht ganz reinliche Liebesabenteuer, welches mit einem Schlage Stand, Rang, Namen, Vermögen, Gegenwart und Zukunft des Hofuhrmachers Caron fils ändern sollte, ist von befreundeten und feindlichen Biographen, bei Lebzeiten und nach dem Tode Beaumarchais' in sehr abweichender Weise erzählt worden.

Gudin (hier wie so oft der Gewährsmann Loménie's) berichtet, dass eine Dame dem Vater Caron eine Uhr zur Reparatur überbrachte, sei es, um sie wirklich ausbessern zu lassen, sei es, von dem Wunsche geleitet, den durch seinen akademischen Erfolg zu einer gewissen Localberühmtheit gelangten jungen Künstler persönlich kennen zu lernen. Vielleicht hatte Madame Franquet — so hiess die Schöne, die Gemahlin eines kleinen Hofbeamten — den auffallend hübschen, hochgewachsenen Caron fils in Versailles gesehen und lieb gewonnen. Pierre Augustin lässt es sich nicht nehmen, Madame Franquet die Uhr selbst zurückzubringen. Wenige Monate nachher verkauft ihm der doppelt so alte, kränkelnde Franquet die geringere seiner beiden Stellen, die eines *controleur clerc d'office* (etwa Oberaufseher der Hofküchenschreiber, was den Titel,

eine gewöhnliche Spielart von königlichem Truchsess, was die Functionen angeht). Caron fils verlässt nun sein Handwerk und wird durch ein Decret Ludwigs XV. am 9. November 1755 auf den von Franquet freiwillig aufgegebenen Posten berufen. Kaum zwei Monate nachher stirbt Franquet. Noch ehe das Trauerjahr um ist, führt Caron fils die Wittwe Marie Madeleine Franquet geb. Aubertin zum Altar. Diese erste Ehe dauerte wenig über zehn Monate. Am 29. September 1757 wird der jüngste Tafeldecker des Königs verwittwet und mit den Verwandten seiner Frau in einen mehr als dreissigjährigen Erbschaftskrieg verwickelt.

Wesentlich gehässiger lautet eine aus feindlichem Lager stammende Erzählung[1]. »Immer offenbart sich, dass die vornehmsten Ereignisse aus den kleinsten Ursachen herstammen. Herr Caron (Vater) hatte einem Herrn Aubertin eine goldene Repetiruhr verkauft, die nach des letzteren Tode in den Besitz seiner im Jahr 1738 (?) mit Herrn Franquet verheirateten Tochter überging. Die Uhr war sehr schlecht und benöthigte fast allwöchentlich Reparaturen. Herr Beaumarchais, dessen Namensräthsel uns sofort enthüllt werden wird, arbeitete damals in der Werkstatt seines Vaters. Er wurde damit beauftragt, die Uhr zurückzubringen und wusste sich bei dieser Gelegenheit Zutritt bei Herrn und Frau Franquet zu verschaffen. Die Beziehung spinnt sich um 1755 an; Beaumarchais war damals 28—30 Jahre alt[2]. Seine Erziehung war, *nach seinen Briefen zu schliessen, sehr vernachlässigt;* allein er besass den Geist der Intrigue, den man zur Verführung braucht, und die Windbeutelei, die jedes Wagniss versucht. Von Kind auf hatte er Proben davon gegeben: wie denn all seine Erfolge durch die Worte La Bruyère's sich erklären lassen: »Ein schamloser Tropf kommt nie in Verwirrung; erhobenen Hauptes geht er mit allzeit freier, zuversichtlicher Miene einher: man sieht ihn alsbald von der Thorheit zur Einbildung, von der Einbildung zur Unverschämtheit, von der Unverschämtheit zur Frechheit, von der Frechheit zur Tollkühnheit,

von der Tollkühnheit zum Verbrechen weiter schreiten, während man Schamhaftigkeit nur mit Verdienst und Tugend gepaart findet«. Herr Franquet war reich: seine Gattin schön und sittsam. Jenen gewinnen, diese verführen, war der Endzweck seiner zahlreichen Besuche. Er erreichte sein Ziel. Eine Stelle, die Herr Franquet besass, war ganz nach Beaumarchais' Geschmack; das hiess zwar seine Ansprüche ziemlich hoch erheben, aber der Verführer der Frau, der Spassmacher des Gatten konnte alles verlangen. Nur so ist es erklärlich, wie Beaumarchais ohne Zahlungsmittel, ja ohne irgendwelche Caution diese Stelle gegen eine Leibrente von 5500 Livres erwerben konnte. Wenn Beaumarchais seine Verschlagenheit oft genützt hat, so muss man bekennen, dass auch der Zufall zu seinem Glück beigetragen; Herr Franquet hatte einige Jahre nach seiner Vermählung ein *Leben namens Beaumarchais*[1], nach welchem Herr Caron sich seither nannte, und überdies einen Landsitz namens Verlegrand d'Arpajon in der Umgebung von Paris gekauft, wohin er sich häufig begab. Am 30. December 1755 geht er nach Verlegrand. Sobald Beaumarchais, der damals offenbar vom Stellenteufel geplagt war, von der Abreise des Herrn Franquet gehört, entschliesst er sich, ihm zu folgen und zum hundertsten Male die Überlassung der zweiten Stelle des Herrn Franquet als Controlor der General-Kriegskasse gleichfalls gegen einen Leibrentenvertrag ins Werk zu setzen. Die Reise des Herrn v. Beaumarchais konnte jedoch noch einen andern Zweck haben: die erste Rate für das früher gekaufte Amt war verfallen und es galt, sich bei Bezahlung der ersten Stelle pünktlich beweisen, wenn man eine neue erwerben wollte. So reist Beaumarchais am zweiten Januar gegen zehn Uhr Abends nach Verlegrand; das war etwas spät: allein er kannte Weg und Steg und alle Zugänge des Hauses, so dass das gleichgültig war. Ich weiss nicht, durch welchen Zufall er fiel oder gezwungen wurde, in einem an den Hausgarten anstossenden Obstgarten vom Pferde zu steigen. Gewiss ist,

dass er dabei einen seiner Stiefel verlor, der später von den Dienern des Herrn Franquet und dem Sohn des Ortschirurgen gefunden wurde. Gegen zwei Uhr morgens klopft er an das Schlossthor, das ihm erst nach längerem Pochen geöffnet wird. Da er Herrn Franquet, der sehr fest zu schlafen pflegte, nicht wecken wollte, übernachtete er in dem sogenannten »Waschhaus«. Am nächsten Morgen, da Herr Franquet lange nicht erwacht, geht man in sein Zimmer, das halb offen steht. Welches Schauspiel erblickt da Beaumarchais, gleich den Hausbedienten! Herr Franquet liegt mit zu Boden gekehrtem Gesicht auf dem Estrich, Mund und Nase voll Blut, jählings von einer so heftigen Hämorrhagie heimgesucht, dass er offenbar nicht mehr die Kraft besass, um Hilfe zu rufen. Ich werde nicht von dem (ohne Zweifel sehr lebhaften) Schmerz des Herrn Beaumarchais sprechen. In einem Hause ankommen und Zeuge eines solchen Schauspiels werden: — ein Abenteuer der Art war wohl geeignet, das fühlloseste Herz zu bewegen. Endlich erwählte Beaumarchais das weiseste Theil: Fassung. Übrigens wurde er durch den Tod des Herrn Franquet Eigenthümer einer Stelle, ohne auch nur in die Tasche zu greifen. Er hätte allerdings auch hoffen dürfen, die andere zu erhalten: allein die beharrlichen Weigerungen des Herrn Franquet, der Einspruch der Angehörigen seiner Frau, die Beaumarchais nur mit Verdruss im Besitz der ersten sahen[1], machte den Ausgang der Verhandlungen höchst zweifelhaft. Unter allen Umständen gab dieser Todesfall Frau Franquet die Freiheit und Beaumarchais die Hoffnung, sie heimzuführen«.

Vorläufig nimmt er nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt die Leitung aller Geschäfte von Frau Franquet in die Hand; die von seinen Gegnern gerichtlich erlegten Briefe sind zwei, drei Monate nachher geschrieben: sie klären uns über die bedenklichen Moralbegriffe des jungen Caron und über eine von oben bis unten kernfaule, am Tage von Rossbach gerichtete Heeresverwaltung gleicherweise auf. Unser

Held hat wohl gewusst, aus welch gewichtigen Gründen er die Stelle eines Kriegskassen-Controlors anstrebte. Neben dem Gehalt fallen dabei hübsche Nebeneinkünfte und Sporteln ab: man rechnet dem Staat Auslagen für Reisen, die nie gemacht wurden u. dgl. m. auf und theilt solche Profitchen brüderlich miteinander. Nach Franquet's Tod fiel dieser einträgliche Posten seinen Erben zu: er war für Beaumarchais unwiederbringlich verloren. Aber er wollte wenigstens für sich und seine Liebste retten, was zu retten war: ein Stück Geld der geheimen Einkünfte, von denen die Erben nichts wussten und die früheren Collegen Franquets, zum wenigsten der profanen Aussenwelt gegenüber, nichts wissen wollten. Armselige Schelme, betrogene Betrüger, die der anstellige Autor des »Barbier von Sevilla« aus ihren geheimsten Verstecken hervor und zu Paaren treibt. Nicht umsonst hat er seinen Gil-Blas gelesen, in dem mehr als einmal arge Spitzbuben, Courtisanen und Wucherer von noch geriebeneren Hallunken durch schlau ersonnene Intriguenkomödien um ihr unehrliches Gut geprellt werden. So vermummte sich auch Beaumarchais — zwar nicht als Häscher oder Inquisitor, wie die Gaunergenies im Mikrokosmos des Lesage'schen Romans[1] — wohl aber als Beichtvater. Unter dem drolligen Pseudonym eines Abbé Arpajon de Sainte-Foix schreibt er wolberechnete Drohbriefe, die »sein theurer Schatz« den sauberen Herren als Rathschläge ihres Beichtigers zum Besten geben soll. Erst als sich dieses Sprachrohr nicht bewährt, greift Caron fils, übermüthig und durch keinerlei Vorurtheil beschwert, in die schmutzigen Händel persönlich ein. Es ist keine beneidenswerthe Rolle, welche der allzu gelehrige Schüler Scapin's Madame Franquet zutheilt, die bei Lebzeiten ihres ersten Gemahls mitunter noch von Gewissensbissen heimgesucht, nun aber vollständig von ihrem Galan beherrscht erscheint. Sie soll nach dem Wunsch Caron's den widerspänstigsten Controlor, einen Herrn Joly, aufsuchen und durch die Vorlesung einer Epistel des Abbé Arpajon de Sainte-Foix um-

nen, wohlverstanden, ohne das Schreiben aus der Hand
:ben oder ihren Briefsteller zu verrathen. Sollte Joly
uirt scheinen oder wissen wollen, wer der wohlunter-
:te Fremdling sei? so mag sie erwidern: sie habe
geistlichen Berather, einen Mann von Geist, unter
Siegel der Beichte ins Geheimniss gezogen: »Joly
Dir nicht in die Falle gehen, aber aus all dem Wort-
all von Abbé, Beichtvater u. s. f. merken, dass Du so
vie er mit Deinem Gewissen Dich abzufinden weisst«.
sich seine theure Geliebte bei ihrer heiklen Sendung
ickt an — ein Leichtes bei den ihr vom Himmel ver-
ıen Gaben — dann muss sie zum Ziele kommen:
rstenfalls soll sie drohen, den legitimen Erben Franquets
eheimniss preiszugeben, wodurch all die Herren sammt
Posten am meisten gefährdet würden. »Leb wol, Ge-
« — so schliesst der heillose Moralist — »liebe mich
ganzem Herzen: ich werde dann nicht hinter Dir
kbleiben. Ich habe Bekanntschaft mit d'Héricourt ge-
ssen, der mir der beste Junge von der Welt zu sein
ıt. Im Vorübergehen hab' ich Girard gesehen, nicht
Vor dem Schlafengehen will ich dem Brief, welchen Du
zeigen sollst, noch ein Wort beifügen und mit dem
n eines Priesters unterfertigen, damit das natürlicher
ht. NB. Ich bitte Sie, Madame, Frl. Delaunay zu
, dass der Versailler Postwagen durchaus nicht vom
hnlichen Weg abbiegen wollte; auf meine Bemerkung,
nich ein Fräulein am Schlagbaum von Vaugirard er-
, um sie nach Versailles zu bringen, meinte man
»Nun denn! wenn sie müde sein wird, zu warten,
sie nach Hause gehen und denken, dass sie in den
geschickt wurde«.*) Angefaltet findet man als minder
osen, später nach Fug und Recht gebüssten April-
den »Butterbrief« des Abbé d'Arpajon de Sainte-
dessen weltlicher Inhalt seltsam mit dem geistlichen

S. Beilage II. No. 1.

Eingang contrastirt. Dieser setzt salbungsvoll mit einem »Der Name des HERRN sei gelobt« ein: Jener zeigt eine selbst bei einem Musterabbé jener Tage erschreckende Erfahrenheit in der Goldmacherkunst der Herren Controlore; am überraschendsten aus dem Munde eines (wenn auch nur dilettirenden) Priesters berührt die Warnung, sein Beichtkind möchte sich nur ja nicht von »Gewissensbissen, dieser Frauen- und Kinderkrankheit« beirren lassen *).

Aber Herr Joly lässt sich für's Erste die Ergüsse des geistlichen Mittelsmannes gar nicht vorlesen, und nun schreibt ihm der gereizte Beaumarchais abermals unter dem Pseudonym des Abbé d'Arpajon direkt. Wenn Joly keine Barmherzigkeit einer Frau gegenüber kennt, die ihr Mann im Unglück zurückgelassen[1], so werde er, der Abbé, ihn mit dem Aufgebot seines vollen Ansehens zwingen, ihr Recht (!) widerfahren zu lassen. Er kenne Herrn v. Argenson (den damaligen Kriegsminister) genugsam, um ihn zu bestimmen, seine Bitte zu berücksichtigen: wenn aber der Minister selbst die Abstellung solcher Missbräuche im Drang seiner sonstigen Geschäfte nicht veranlassen könnte, so dürfte der Marschall von Noailles, *ein Verwandter des Briefstellers*[2], mit Freuden diese Gelegenheit zur Demüthigung der Armeeverwaltung wahrnehmen. Da wird's was Schönes absetzen. Herr Joly möge wohl beherzigen, dass die Finanzpächter von Poissy ein sicheres Mittelchen zur Verdopplung ihrer Einnahmen besassen. Als sie aber einem Unterbeamten, der ihnen hilfreiche Hand leistete, weder einen kleinen Antheil noch eine einmalige Abfertigung von 1400 Livres zugestehen wollten, unterrichtete er den Minister in einer eigenen Denkschrift von all ihren Kniffen. Die Folge war nicht bloss eine Erhöhung des Pachtzinses, sondern die Entfernung dieser Steuerpächter, die Alles verloren, weil sie nicht verstanden hatten, einen gefährlichen Menschen mit geringen Kosten auf ihre Seite zu ziehen **).

*) S. Beilage II. No. 2.
**) S. Beilage II. No. 3.

Der Streich gelingt. Triumphirend verkündet Caron fils seiner Schönen, dass seine Reise nach Versailles von vollem Erfolg gekrönt worden sei. Er wäre trefflich berathen gewesen, als er ohne ihr Vorwissen Paris verlassen habe; die Liebste hätte ihn gewiss mit ihrer allzeit besorgten, verbindlichen Freundschaft des schlechten Wetters wegen von der Fahrt abgehalten, während er nun durch sein persönliches Erscheinen den Erben und Controloren 900 Livres abgejagt hat. Er selbst muss über den Schreck lachen, den er dem falschen Biedermann Joly durch seine Mystification bereitet hat. Da dieser ihn Tags zuvor nicht zu Gesicht bekommen, ist er ihm mit dem Frühesten nach Versailles nachgereist, um sich bei ihm — (Caron!) — in dieser heiklen Angelegenheit Rath zu erholen. Daran liess er es nicht fehlen: er setzte ihn in ein Cabriolet, macht ihm unterwegs die Hölle mit dem Komödien-Abbé heiss und fährt mit seinem leichtgläubigen Opfer zu dem andern, nicht minder geängstigten Controlor, Simon, der (wie späterhin Clavijo, Ludwig XVI., Maria Theresia und — der Chevalier d'Eon) Wort für Wort nachschreibt, was ihm Caron in die Feder dictirt.

Der Erfolg dieses Handstreiches hat seinen Einfluss bei der verliebten Wittwe gewiss nicht verringert. Noch während des Trauerjahres rücken die Beiden ihre Wohnungen nah an einander, so nahe, dass die Eltern Carons Anstoss an dem öffentlichen Ärgerniss nehmen und ihre Zustimmung zur Verheirathung ihres (wie schon erwähnt, damals noch minderjährigen) Sohnes anfangs verweigern und die später beim Notar widerstrebend ertheilte Einwilligung nur mit dem Bemerken abgeben, dass sie der Hochzeit eines Thoren mit einer leichtfertigen, mindestens um ein Jahrzehnt älteren Frau sowohl bei der Unterfertigung der Ehepakten als bei der kirchlichen Einsegnung fern bleiben werden; von allen Mitgliedern des Hauses Caron ist denn auch nicht Eines zur Stelle, als am 22. November 1756 der Heiraths-Contract zu Stande kömmt, in welchem volle Gütergemeinschaft zwischen den Beiden bedungen ist; seine Eltern und

Schwestern erscheinen auch nicht unter den Gästen der fünf Tage nachher, am 27. November 1756, in der Kirche Saint Nicolas des Champs vollzogenen Trauung. Ausgiebigen Trost für diese so schroff geäusserte Missbilligung seiner Ehe fand Beaumarchais in der Zuversicht, durch diese Verbindung in geordnete, wohlhäbige Verhältnisse zu kommen. Das war nicht wenig für einen Habenichts, der die Uhrmacherei rasch entschlossen aufgegeben und noch im Winter 1755 geklagt hat: er habe nur ein unscheinbares, grausammetnes Röcklein als Feiertagsanzug, »*vrai habit de vinaigre pour la saison*«. Ja, noch als Bräutigam muss er eine Fahrt von Versailles nach Paris (22. April 1756) bis zu dem Augenblick aufschieben, in welchem ihm seit geraumer Zeit ausständige fünfzehn Louisd'or ausbezahlt werden. Aber Madame Franquet hat auch als Frau Beaumarchais eine schwere Hand, und so scheint die Harmonie während der kurzen Dauer dieser Ehe nicht lange vorgehalten zu haben. Die Gegner Beaumarchais' behaupten: seine Gemahlin habe bald gemerkt, dass Caron fils mit ihr nur eine Geldheirath eingegangen sei. »Undankbarer, Du wirst die Ursache meines Todes werden«, heisst es in einem ihrer Briefe. »Ohne Dich hätte ich niemals dies unglückselige Ja! gesprochen, das mein Herz durchbohrt«. Die arme Frau überlebt ihre Enttäuschung nicht: zehn Monate nach der Hochzeit (am 30. September 1757) stirbt Frau Madeleine Catharine Caron, geborene Aubertin, verwittwete Franquet, plötzlich an einem typhösen Fieber: die Katastrophe hat gleichzeitig zur Folge, dass die Einnahmsquellen Caron's jählings versiegen. Ein Formgebrechen bringt ihn um alle Erbansprüche: er hat es versäumt, die Ehepakten bei Lebzeiten seiner Frau gerichtlich protokolliren zu lassen und ein — mehr als bedenklicher — Versuch, seiner Schwiegermutter in der ersten Betäubung einen Erbverzicht abzulisten*), gelingt nicht entfernt so gut, wie sein Anschlag gegen die zu Paaren ge-

*) S. Beilage III.

triebenen Kriegskassen-Controlore. Drei Tage, nachdem er die Mutter Aubertin überrumpelt, schreit sie nach Polizei; ein Hornissenschwarm beutegieriger Verwandter stürzt sich auf die fahrende und liegende Habe der seligen Frau Caron, und Beaumarchais hat als weinender Erbe die ersten Geplänkel eines Rechtsstreites zu bestehen, der in den kritischsten Augenblicken seiner Existenz immer neu auflebt und ausser den herkömmlichen Ärgernissen jedes langwierigen Processes ihm den sogar öffentlich wiederholten Vorwurf nicht erspart, seine Frau und ihren ersten Mann absichtlich ermordet zu haben[1]. Voltaire fertigte diese abscheulichen Gerüchte mit dem Schlagwort ab: »Ich glaube nun einmal nicht, dass Beaumarchais überhaupt jemals irgendwen vergiftet hat; ein so lustiger Geselle kann schlechterdings nicht zur Sippschaft Locusta's gehören«. Und auch Beaumarchais selbst nahm solche Nachreden häufiger humoristisch als ernsthaft auf[2]. Weniger scherzhaft war es für ihn, dass er nach dem Tode seiner Gattin bettelarm und schlimmer als das: schwerverschuldet zurückblieb[3]. Nicht mit Unrecht vergleicht er sich in einem Scherzgedicht[4] dem Hiob: denn von den Gütern, die er besass, ist ihm kein Heller geblieben; der Satan der Chikane hat ihm Sachwalter über den Hals geschickt, die ihn gründlich ausplünderten; sein Selbstvertrauen übertrifft aber die Gottergebenheit des biblischen Dulders. Er baut auf seine Kraft, seinen Geist, seinen Muth. Er, der grade zuvor den Fuss auf die erste Staffel der Glücksleiter gesetzt hat, mag unter keinen Umständen mehr in den unbekannten Haufen, vom Blendboden der Versailler Schlosssäle zu dem Handwerk zurückkehren, das goldenen Boden hat. Kleine Talente öffnen ihm grosse Häuser: als Spielmann und lustige Person weiss er sich in Kreisen einzunisten, welche den erlauchtesten Namen und verdientesten Männern des damaligen Frankreich oft zeitlebens verschlossen blieben.

ZWEITES BUCH.

CARON DE BEAUMARCHAIS.

Faust: Wohin soll es nun gehen?
Mephistopheles: Wohin es Dir gefällt.
Wir sehn die kleine, dann die grosse Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen
Wirst Du den Cursum durchschmarutzen.

I. Beaumarchais und Paris Duverney.

> Anges du ciel, ce sont belles princesses
> Dont le coeur est l'appui des malheureux:
> Leur seul regard a calmé mes détresses
> Il m'a prédit un avenir heureux.
> *Beaumarchais:* Placet à Mesdames de France.

Ohne Mittel, ohne Stellung, von den Höflingen missachtet, von seinen Berufsgenossen durch freie unwiderrufliche Wahl geschieden: also erscheint Beaumarchais' Lage um das Jahr 1757. Im Jahre 1764 geht er nach Madrid: aus dem erborgten Namen ist ein vollgültiges Adelsprädicat, aus dem unscheinbaren Aufseher der Hofküchenschreiber der Generallieutenant der königlichen Jagden, aus dem Habenichts, der von der Hand in den Mund lebt, der Liebling und Vertrauensmann des ersten Finanzgenies jener Zeit, Paris Duverney, geworden. Keinen Augenblick hat er gefeiert während des siebenjährigen Krieges, den er vom Tod seiner ersten Frau bis zur spanischen Reise gegen das störrische Schicksal bestand: aber er selbst musste lächeln, wenn er »in stiller Nachtstunde dachte, wie die Dinge dieser Welt in einander greifen, wie abenteuerlich die reichverschlungenen Wege zum Glück, und wie nur »*eine den Ereignissen überlegene Seele*« immer selbstsicher und fröhlich bleiben kann im wilden Ansturm

von Geschäften, Lustbarkeiten, Hoffnungen, Sorgen und Schmerzen, die alle dawider anschlagen, aufschäumen und wie an einem Wogenbrecher zerstieben«[1]. Die Noth des Augenblickes ficht ihn wenig an. Jung, frisch, frei, schön, heiter und lebenslustig sucht er vor Allem Boden in Regionen zu gewinnen, in welchen Gnaden und Glücksgüter gedeihen. Ihm, der alle Trachten zu tragen, alle Charaktere und Instrumente zu behandeln wusste, gelang das endlich; aber nicht mit einem Schlage: erst anfangs der Sechzigerjahre gewährt ihm ein freundliches Geschick freien Zutritt bei den Töchtern Ludwigs XV: bis dahin war ihm die vornehme Welt so gut wie verschlossen geblieben. Intimer Verkehr mit den Stimmführern der Literatur war ihm gleichfalls nicht beschieden. So muss er für's Erste den Namen eines begabten Gelegenheitsdichters und Musikliebhabers bei Leuten minderen oder zweifelhaften Schlages verdienen. Als schlagfertiger Improvisator, der immer und überall mit neuen Versen, Schwänken und Melodien zur Stelle war, erschien er in dem einen und dem anderen Salon; Wittwen, die nie einen Trauschein besessen, geschiedene Frauen verschollener Gatten, Lebemänner, die sich über die Treulosigkeit ihrer Gemahlinen so ausgiebig trösteten, wie der Mann der Pompadour, Lenormant d'Etioles, sehen ihn gern und oft bei sich. Auch bei den Gelagen galanter Opernsängerinnen, im Haus der Demoiselles Lacroix und Lacour, ist er ein willkommener Gast; an ihrem Tisch macht er mehr als eine interessante Bekanntschaft, die für sein ganzes Leben von Bedeutung wird: in ihrem Kreise bezaubert sein Plaudergenie zum erstenmale den Königlichen Oberstjägermeister, Duc de La Vallière und den Cavalier von Marie Leszczinska, Herrn v. Chataigneraye[2]. Doch nicht bloss als Erzähler und im Gespräch stellt er seinen Mann: er weiss nette Gesellschaftskomödien zu Stande zu bringen: kein kleines Verdienst in diesen Jahren der »Mimomanie«, welche zuerst bei den Löwinnen der Finanzwelt in Schwung gekommen

und von der Pompadour an den Hof verpflanzt worden war[1]. Und zu allem Überfluss meistert er das jüngste Modeinstrument, die Harfe, nicht nur mit künstlerischer Vollkommenheit, wie Madame de Genlis, die ihre ersten Pariser Erfolge dieser Virtuosität dankt: er verbessert den Mechanismus der Pedalharfe und erfreut mit dieser neuen Erfindung alle Musikfreunde[2]. Auch Mesdames de France, zu welchen er jedoch keineswegs (wie Brachvogel in dem in historischer und poetischer Beziehung gleicherweise verlogenen Roman »Beaumarchais« erzählt) als Verfasser einer »Harfenschule« befohlen wurde: vielmehr hat er selbst beflissen den Anlass gesucht, wieder in ihre Nähe zu kommen. Die Pedalharfe empfiehlt ihn wirksamer, als wenige Jahre zuvor das neue Echappement; zudem ist Beaumarchais selbst im Laufe der Zeit weltläufiger, kühner in seinem Auftreten, stattlicher in seiner äusseren Erscheinung geworden. Er gewinnt die Töchter Ludwigs XV. bei der erneuten Begegnung rasch und ganz; dass aber die unvermählten, alternden Prinzessinen ihre Hand nicht mehr von Beaumarchais abzogen, nachdem sie einmal von seiner Unterhaltung gekostet, wird Jeder begreifen, der in ihr verlorenes Leben geblickt hat.

Nur zwei kurze, aufgeregte Augenblicke unterbrechen die Einförmigkeit ihres Tagewerkes: ein Morgenbesuch des Königs, den sie abends, von ihrem Hofstaat, ihren Kavalieren und Fackelträgern geleitet, bei seiner Heimkehr von der Jagd erwiedern. In den ersten Frühstunden steigt Ludwig XV. zu Madame Adelaide hinab, die ihre Schwester Victoire herbeiläutet, die ihrerseits wieder Madame Sophie ein Glockenzeichen gibt, welch Letztere die vierte Prinzessin eilfertig in gleicher Weise von der Ankunft des Königs benachrichtigt. Mühsam schleppt sich die verkrüppelte, zwerghafte Madame Louise aus ihrer am äussersten Ende der Zimmerflucht gelegenen Klause in die Gemächer von Madame Adelaide: trotz aller Hast widerfährt es ihr nicht selten, von ihrem Vater nicht einmal mehr ein flüchtiges Abschiedswort zu erhaschen. Denn die tugend-

haften Damen, welche nachmals ihre Kindespflicht an seinem verpesteten Sterbebette mit der Selbstlosigkeit barmherziger Schwestern erfüllten, vermögen ihn nicht lange zu fesseln; er findet sie weder schön, noch gescheit; Coche, Loque, Graille und Chiffe, (Schmutzkäthe, Wisch, Sau und Schlampe, wie ein derber Übersetzer verdeutscht hat) sind die Spitznamen, bei denen er sie ruft. Milder im Ausdruck, noch schärfer in der Sache urtheilt man unter den Getreuen der Prinzessinen. Madame Adelaide (so berichtet Frau v. Campan) war einen Augenblick hübsch: aber nie schwand Frauenschönheit rascher; Madame Victoire ist gutmüthig, aber träge und nur für Tafelfreuden geschaffen; ihre schwerste Lebenssorge ist, sich leidlich mit den Fastengeboten abzufinden: ihre Köche bringen denn auch wirklich an den Tagen der Kasteiung Mahlzeiten fertig, deren Abhub alle Schmarotzer bei ihrem Haushofmeister gierig aufsuchen. Die dritte Schwester ist fast immer stumm; unsinnige Bussübungen in ihrem Kloster haben sie verschüchtert; sie wagt Niemanden in die Augen zu schauen; muss sie die Reihen der Hofleute durchschreiten, so schielt sie, wie ein Hase; nur Ungewitter entsiegeln ihre Lippen; da drängt sie sich an den Nächstbesten, schwatzt unaufhörlich so lang es stürmt und donnert, und zieht sich dann allsogleich in ihre Gemächer zurück, um ganz allein ungestört lesen zu können. Selbst diese Fertigkeit hat sie erst spät gelernt: der Cardinal Fleury hat den Töchtern seines königlichen Herrn die Erziehungskosten abgekargt. Dieselben Mädchen, die im Alter von 5—6 Jahren Bälle geben und in ihrer Kinderstube die Aufwartung aller Botschafter, wie der Grossen des Reiches als selbstverständliche, königliche Ehren entgegennehmen, werden späterhin nicht einmal nach Saint Cyr, sondern in ein abgeschiedenes Kloster geschickt, wo sie zu nichts anderem als zu Gebeten, oft in den unterirdischen Grabgewölben der Nonnen, angehalten werden. Als sie wieder an den Hof zurückkehren, versucht der Dauphin, ihrer

groben Unwissenheit durch seinen Unterricht ein wenig nachzuhelfen; es gelingt ihnen auch allmälig, erträglich zu lesen und unorthographisch zu schreiben. Die einzige Madame Adelaide wird von jäher Wissbegier ergriffen: überall nascht sie herum: sie dilettirt in der höheren Mathematik, Astronomie und Uhrmacherei; sie spielt alle erdenklichen Instrumente, am liebsten die absonderlichsten, Maultrommel, Waldhorn, Harfe. Heftig, herrisch und phantastisch will sie einmal in Männerkleidern entfliehen, gegen die Engländer zu Felde ziehen oder verhasste Feinde wie Judith im Schlafe tödten. Aber so romantische Anwandlungen werden nirgends gründlicher geheilt, als in der feierlichen, schweren Langweile des Versailler Hoflebens. Eine der Schwestern, Madame Louise, wird sich aus ihren Prunksälen in eine Karmeliterzelle von St. Denis retten; die anderen Prinzessinnen hängen zu sehr an ihrer Bequemlichkeit, um mit so verzweifeltem Entschluss in das offene Grab des Klosters zu flüchten; sie Alle aber leiden unter einer erbarmungslosen Etiquette, die ihnen die bescheidensten Freuden entzieht. Die Königstöchter lieben den Spaziergang: aber sie dürfen nur in ganz bestimmten Baumgängen zu festbestimmten Stunden lustwandeln; sie möchten sich mit Gärtnerei abgeben, und doch vergönnt man ihnen keine anderen Blumen, als die sie vor ihrem Fenster ziehen[1]. Wie ein Sonnenstrahl, der alten Stubendust auftanzen lässt, dringt Beaumarchais in ihren Hofstaat ein. Die Prinzessinnen möchten gar zu gerne Harfenstunden nehmen: aber sie wissen keinen guten Lehrer zu erfragen. Nichts natürlicher, als dass Beaumarchais sich erbietet, die Damen selbst zu unterweisen; selbstverständlich nur um der Ehre willen; mit Monatsgehalten von 100, mit Jahresgehalten von 1000 Thalern mag man Musikmeister von Beruf abfertigen[2]: Beaumarchais will nur das Wohlwollen, den Dank seiner hohen Gönnerinnen gewinnen und »volle vier Jahre setzt er daran, sie durch die eifrigsten und uneigennützigsten Bemühungen zufriedenzustellen«[3]. Im ersten An-

lauf erreicht er sein Ziel; er wird der Liebling und Schützling von Mesdames; die Stunden, die angeblich dem Unterricht gewidmet werden sollen, scherzt man mit Gesprächen und Unterhaltungen hinweg. Musik mag Beaumarchais bei den Kammerconcerten machen, welche die Prinzessinnen allwöchentlich im engsten Familienkreis, in Gegenwart des Königs und des Dauphins, abhalten. Nur wenige Auserwählte werden zu diesen intimen Festen zugezogen, bei welchen Beaumarchais zum unauslöschlichen Neide der Höflinge als Flöten- und Harfenspieler mitwirkt. Mit welchem Recht — so fragten sie — wird ein Mann, der weder Musiklehrer noch Berufskünstler ist, durch solche Vertraulichkeit ausgezeichnet? Wusste man nicht, dass der König selbst einmal den plebejischen Streber zum Harfenspiel aufgefordert, auf seinen eigenen Stuhl gedrängt und trotz allem Sträuben aufrecht stehend angehört hatte? Und sah man nicht voll Verdruss, mit welcher Geistesgegenwart der Emporkömmling offene und versteckte Angriffe zu Schanden machte? Einmal hat man ihn ausgiebig und erfolgreich bei den Prinzessinnen verleumdet; sie empfangen ihn frostig; beim Weggehen nimmt er eine Kammerfrau ins Gebet; die meint: er sei verloren; man habe ihn als schlechten Sohn angeschwärzt und unmöglich gemacht. »Ist's nur das?« antwortet er lachend, fährt schnurstracks nach Paris und fordert den alten Caron auf, einmal mit ihm nach Versailles zu kommen. Dort angelangt, führt er ihn in die Messe, dicht an den Fenstern der Prinzessinnen vorüber, zuletzt in ihr Vorzimmer. Als er wieder bei Mesdames vorspricht, begegnen sie ihm ungnädig; endlich regt sich die weibliche Neugier; man fragt, wer tagsüber sein Begleiter gewesen? »Mein Vater«, lautet die überraschende Antwort, und er vollendet den Theaterstreich, indem er dem kleinbürgerlichen Uhrmacher im Nu die Ehre einer Vorstellung bei Hofe verschafft. — Ein andermal will ihn ein unverschämter Höfling in beleidigender Weise an seinen Beruf erinnern; die Uhr in der Hand tritt

er ihn mit der Aufforderung an, sie auszubessern: »Sie verstehen sich ja auf dies Handwerk«. — »Ich bin herzlich ungeschickt geworden, seit ich diese Kunst aufgegeben habe«. Der Höfling gibt nicht nach: er wiederholt sein Anliegen, nur noch eindringlicher und impertinenter, als das erste Mal. »Gut denn — aber ich habe Ihnen im Vorhinein gesagt, dass ich sehr ungeschickt bin«; mit diesen Worten nimmt Beaumarchais die Uhr und lässt sie auf den Boden fallen, wo sie in tausend Scherben zerbricht: »Sie sehen, wie recht ich hatte, Sie vor meiner Ungeschicklichkeit zu warnen«. Er hatte die Lacher auf seiner Seite: nicht bloss in Versailles, sondern wo immer hin die Kunde seiner Schlagfertigkeit gelangte. Goethe gedachte solcher Stücklein, wenn er Beaumarchais und seinem Figaro nachrühmte: ihre Stärke bestände in studentischem »Suitenreissen«[1]. Die Höflinge kommen mit den Waffen des Witzes gegen ihn nicht auf; sie versuchen es nun mit gefährlicheren Waffen. Raufbolde von Profession, säumige Schuldner und betrogene Liebhaber fordern ihn zum Zweikampf heraus. Allerdings zeugen die meisten mir bekannten Duellgeschichten Beaumarchais' weniger für seinen persönlichen Muth, als für seine Gewandtheit, tapfere Gegner hinzuhalten und feige zu hänseln; Gudin berichtet übrigens auch von einem ernsthaften Zweikampf zwischen Beaumarchais und einem Chevalier de C., der ohne Sekundanten im Wald von Meudon ausgetragen wurde. Durch die Grossmuth seines tödtlich getroffenen Gegners, insbesondere aber durch die persönliche Fürbitte der Töchter Ludwigs XV. will Beaumarchais vor ernster Verfolgung und strenger Strafe bewahrt worden sein[2].

Doch nicht bloss bei so ritterlichen Anlässen nahm er die Huld von Mesdames in Anspruch: er brauchte ihren Einfluss für höchst prosaische Zwecke. Geld besassen die Prinzessinnen trotz ihrer Millionen-Apanagen fast niemals; sie waren sogar sehr lässige Zahlerinnen; Beaumarchais hatte oft seine liebe Noth, ein paar hundert Livres, die er für Instrumente, Musi-

kalien und dergleichen vorstreckte, zurückzubekommen[1]. Ihr Fürwort beim König aber war von höchster Bedeutung; fast niemals schlug er ihnen eine Bitte ab. Und es fand sich, dass ein Mann, der den gewaltigsten Einfluss in den Boudoirs der königlichen Maitressen gewonnen und verspielt hatte, nun, eines nichtigen Gnadenbeweises wegen, an die Thüren der Prinzessinnen klopfte oder vielmehr: an seiner Statt Beaumarchais als Bittsteller vorschob. Dieser Mann war Paris Duverney, der »Mehlgeneral«, wie ihn hoffärtige Marschälle ab und zu nannten, ein Kerl im Staat, wie Moriz von Sachsen meinte, der gleich seinem Bruder Paris Montmartel »den Hof, Paris, das ganze Reich zu seinen Füssen gesehen hatte[2]«.

Dieser ausserordentliche Mann hat im Leben wie durch sein Testament auf die Schicksale unseres Helden so nachhaltig eingewirkt, wie kein Zweiter. In gebundener und ungebundener Rede, in Denkschriften an spanische Minister und im engsten Freundeskreise, vor rechtsgelehrten und vor Volksrichtern preist ihn Beaumarchais als Führer und Meister, dem er dankt, was er ist und kann. Auf der Höhe seines Glückes weiht er ihm eine Büste in seinem Garten mit der Inschrift:

Il m'instruisit par ses travaux
Je lui dois le peu que je vaux.

Mehr noch aber, als seine Thaten, dürfte Duverney's erstaunliche Laufbahn mustergebend für Beaumarchais gewesen sein. Vom Sohn eines Landwirthes, der im väterlichen Gasthaus Aufwärterdienste leistete und die Pferde fütterte, hatte er sich zum Gipfel der Macht emporgearbeitet; Kriegs- und Finanzminister gehorchten seinen Winken; der König selbst hörte bis zum Tage von Rossbach auf seinen Rath. Während der letzten Feldzüge Ludwigs XIV. war es ihm und seinem älteren Bruder einmal beschieden gewesen, durch Thatkraft und Organisationstalent der Armee aus gefährlichen Verlegenheiten zu helfen. Ihr Verdienst blieb weder unbemerkt, noch unbelohnt. Der Finanzkönig

Samuel Bernard förderte sie, als sie nach Paris kamen. Bald nach ihrer Ankunft widersetzten sie sich dem Law'schen Finanzschwindel, eine That, die ihr zeitweilig getrübtes Ansehen nach dem Bankbruch des Schotten doppelt zur Geltung brachte. Die Schlussabrechnung dieses Hexensabbaths hatte Paris Duverney zu besorgen, der thatsächlich eine Weile lang alle Vermögen Frankreichs und die Rechtsbeständigkeit von Forderungen im Betrage von $1^1/_2$ Milliarden zu prüfen hatte. Einem Mann von so gebietender Stellung konnte es nie an Neidern und Feinden fehlen: so hatte er denn auch einmal einen der gehässigsten und gewaltthätigsten Finanzprocesse zu bestehen. Auf die Dauer aber war das Vermögen seiner Brüder in den Geldnöthen Frankreichs sowenig zu entbehren, wie sein fachmännischer Rath in allen Fragen des militärischen Verpflegswesens. Dabei begehrte er für sich weder Titel noch Würden: dem Wesen nach strebte er jedoch die Stellung eines vertrauten, über den Ministern stehenden Kronrathes an. Sein Bruder Montmartel beherrschte als Hofbankier das Geldwesen so unumschränkt, dass nicht bloss die Feststellung des Zinsfusses in seinen Händen lag, sondern seine Wohlmeinung regelmässig bei Ein- und Absetzung der Generalcontroleure eingeholt wurde. Zu Beginn des siebenjährigen Krieges baut man auf Paris Duverney, wie auf ein Orakel; er entwirft Kriegspläne, setzt Feldherrn ein und ab: kein Wunder, dass alle Minister und die hochadligen Marschälle, Richelieu, Soubise, Bernis etc. ihn um die Wette als den stärksten Denker Europa's, als *homme supérieur et unique*, als *citoyen précieux* feiern. Er selbst ist dran und drauf, Friedrich dem Grossen als Taktiker gegenüberzutreten[1]. Der Finanzmann und Sonntags-Stratege ist zugleich Weltmann; er versöhnt sich die Geistesmacht eines Voltaire durch freigebige Betheiligung bei seinen Armeelieferungen, und er nimmt die Schmeicheleien des Dichters so gelassen hin, wie seine Hohnreden: *Et Paris, et fratres et qui rapuere sub illis*[2]. Er hat seine Hand bei manchen Liebeshändeln des

Königs so sehr im Spiele, dass ihm wiederholt sogar der Vorwurf der Gelegenheitsmacherei nicht erspart bleiben darf[1]. Er ist der vertraute Rathgeber der Pompadour: von patriotischen, ja geradezu moralistischen Gesinnungen erfüllt, wenn es die militärische Wiedergeburt Frankreichs gilt. Mit tiefem Schmerz sieht er, dass das Ehrgefühl in der Armee abnimmt und nur in der Pflege von Zucht und Sitte erblickt er die Rettung der Nation[2].

Ludwig XIV. hat ausgedienten Kriegern eine Zufluchtsstätte geschaffen; mit Hilfe der Pompadour will er der Stiftung des grossen Königs eine nicht minder segensreiche Schöpfung zur Seite setzen: eine Kriegsschule, in der 500 Söhne herabgekommener, braver (aber wohlverstanden: adeliger) Soldaten auf Staatskosten erzogen werden sollen. Die *Ecole militaire* soll für junge Edelleute werden, was Saint-Cyr für adelige Fräulein — werden sollte: eine Pflanzschule der Tugend und Bildung: der bedenklichen Gährung der Geister zum Trotze will er das Reich durch die Neugestaltung des Heerwesens verjüngen. Im Auftrag der Pompadour entwirft er die Satzungen der neuen Kriegsschule, deren Einrichtung alsbald in Wien und auf der Solitude erfolgreich nachgeahmt wurde. Die Marquise weiss den Baugrund für die neue Anstalt und den Antheil des Königs für das Gleichenfest zu gewinnen. Mit Paris Duverney verfällt sie auf den Gedanken einer Kartensteuer, um solcherart die Baukosten aufzubringen; doch schon 1755 stockt der Fortgang des Werkes aus Geldmangel. Die Pompadour setzt sich für die Vollendung ihrer Lieblingsschöpfung mit allen Kräften ein; sie verzichtet auf einen Theil ihrer Einkünfte und wendet der Ecole militaire 100.000 francs zu, die ihr freilich durch einen Federzug Ludwigs XV. doppelt und dreifach ersetzt werden. So gelingt es im Juli 1756, die Militairschule zu eröffnen; trotzdem aber blieb das Institut gefährdet, die Kartensteuer deckte die Ausgaben nicht; ebensowenig half eine 1758 bewilligte Lotterie[3]. Durch die Finanznoth des siebenjährigen Krieges gestaltete sich die Zukunft der An-

stalt immer verzweifelter; Duverney, der als Hausgeist der Pompadour allzu herrisch und störrisch im Kriegsrath gewaltet, verlor mit Bernis immer mehr Boden. Und er, der früher Allmächtige, vermochte als Intendant der Militärschule nicht einmal mehr durchzusetzen, dass Ludwig XV. das neue Institut durch einen persönlichen Besuch auszeichnete. Duverney nahm sich diese Kränkung kaum weniger zu Herzen, als Racine die Ungnade Ludwigs XIV.; zu seiner sprichwörtlichen Reizbarkeit und Empfindlichkeit gesellten sich diesmal noch ernsthafte, praktische Erwägungen, welche das Erscheinen des Königs in der Ecole militaire gebieterisch heischten. Solange Ludwig XV. die Militärschule nicht betrat, war er den jungen Soldaten und der Öffentlichkeit gegenüber für den Fortbestand der Anstalt nicht haftbar. Volle neun Jahre versuchte Duverney Alles vergebens, um seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen: in seiner Verzweiflung, dass kein Weg, die graden sowenig wie die krummen zum Ziele führten, wendete er sich endlich an Beaumarchais mit seinem Anliegen; er verhiess ihm seine Liebe und seine werkthätige Hilfe für alle Zukunft, wenn er zu Stande brächte, woran alle Anderen bisher zu Schanden geworden [1].

Was der in allen Ränken des Hofes erfahrene Duverney durch Bitten und Bestechungen nicht zu erreichen vermocht hatte, das gelang im Nu einer Kriegslist Beaumarchais'. Er erzählte Mesdames so viel und so gut von allen Herrlichkeiten der Ecole militaire, dass die gelangweilten Prinzessinnen sich zu einem Besuch der Anstalt bereit finden liessen. Der Dauphin mit seiner Gemahlin schloss sich seinen Schwestern an: Duverney empfing die hohen Gäste mit überschwänglichen Huldigungen: er liess die adeligen Cadetten in Paradetracht aufmarschiren: er bewirthete die Kinder Frankreichs mit fürstlichen Gelagen. Und er verhiess Madame Victoire, die sich beim Fortgehen auf den Arm ihres Ritters Beaumarchais gestützt haben soll, ihren Schützling unter seine besondere Obhut

u nehmen [1]. Und neue Freudenthränen vergoss Duverney n dem Tage, an welchem endlich auch sein königlicher lerr selbst in der Ecole militaire vorsprach. Die Töchter .udwigs XV. hatten ihrem Vater von ihrem Ausflug so inge und so lebhaft vorgeschwärmt, bis er ihrem Beispiele efolgt war. Am 11. April 1760 fand er sich in der Antalt ein, die bereits eines europäischen Rufes genoss und 1 der Folge Napoleon I. zu ihren Zöglingen zählen sollte. 'ortan erfreut sich Beaumarchais der dauernden, freigebigsten 'örderung des greisen Finanzmannes, der ihn, allerdings in einem wohlverstandenen Interesse, mit Geld und Gaben berschüttet. Beaumarchais ist der Bote, der aus den Treibiäusern Duverneys die prächtigsten Erstlinge, Ananas u. dgl. n den Dauphin und Mesdames zu überbringen hat. Und Beaumarchais unternimmt diese Fahrten mit den Leibiferden seines Gönners. Unermüdlich sendet er ihm immer ieue Berichte und Vorschläge: an 600 Briefe will er in aum einem Jahrzehnt mit seinem Gönner gewechselt iaben. Es muss eine ziemlich lichtscheue Correspondenz ;ewesen sein, welche die Beiden führten; die paar Bruchstücke, lie uns Beaumarchais davon mittheilt, sind wenigstens in inem von ihm selbst als *style oriental* bezeichneten Seams-Rothwälsch gehalten: »schöne gelbe Blumen« bilden inen Hauptgegenstand der Unterhaltung, und der habüchtige Adept spricht den Spender dieser goldenen Schätze iie anders an, als »*ma chère petite*« oder »*ma belle*«. Es fällt inem schwer, die lästerlichen Verdächtigungen nachzuprechen, dass Beaumarchais wiederholt der Merkur Duverieys wie noch manch anderer Bekannten von Einfluss gevesen sein soll: einen widerlichen Eindruck wird man bei ll diesen Geheimcorrespondenzen nicht los [2].

Duverney vergilt seinem jungen Freunde jede seiner chmeicheleien in baarer Münze. Da er ihm nicht sofort ine einträgliche Stellung verschaffen kann, wendet er hm eine Leibrente von 6000 francs zu; mit Duverney's Jnterstützung kauft er am 9. December 1761 die Stelle

eines königlichen Secretairs für 70.000 francs, einen der viertausend völlig überflüssigen Posten, mit welchen ipso facto der Adel verbunden ist. Vorher muss er aber seinen Vater bestimmen, sein Handwerk aufzugeben: »nach der thörichten Art, wie man bei uns zu Lande die Dinge ansieht«, muss er sich dem Vorurtheil beugen, wenn er die Bahnen Duverneys nicht verlassen will; André Caron willfährt diesem Wunsche, und fortan hat Beaumarchais die Sorge für die Erhaltung seiner ganzen Familie allein zu tragen[1]. Mesdames danken Duverney für diese ersten, ihrem Liebling erwiesenen Dienste, und der geschmeichelte Millionär streckt ihm neuerdings Zehntausende vor, damit er sich ein eigenes Haus, rue de Condé, kaufen kann, in dem er mit den Seinigen fröhlich dahinlebt. In Übereinstimmung mit den Polizeiberichten erzählt Gudin von seinem Freunde: er habe während dieser Zeit die abenteuerlichsten Liebeshändel gehabt; »er gewinnt alle Frauen durch seine Talente, seinen Geschmack, seine reiche Kleidung, seine Witzworte, seine schöne Erscheinung und erlebt in Wirklichkeit die unglaublichsten Romane mit grossen und mit Theaterdamen«. Er selbst behauptet dreist genug: er sei Madame Adelaide nicht ganz gleichgültig geblieben[2].

In diesem Freudenleben verfolgt er aber zäh und rastlos seinen Vortheil; er will Duverney's Eifer nicht erkalten lassen: mit Hilfe der Prinzessinnen weiss er ihn zu einem Vorschuss von einer halben Million zu bewegen: so viel kostet nämlich eine eben frei gewordene, ungemein einträgliche und ehrenvolle Stelle im königlichen Oberst-Jäger- und Teichmeister-Amt (dereinst schon Regnards Sorgenfrei). Er will das Glück wie auf einer Hetzjagd ereilen und er scheint auf dem besten Wege dazu; die Sympathien von Mesdames scheinen ihm unwandelbar gesichert; der Dauphin rühmt ihn als den einzigen Mann, der freimüthig die Wahrheit sagt; der König ertheilt ihm auf den Fürspruch der Prinzessinnen die Erlaubniss, sich um die hohe Würde zu bewerben: da erklärt ihm der Minister St. Florentin un-

versehens barsch und kurzweg: »Mesdames und der Dauphin haben sich dieser Charge wegen für Sie verwendet; der König hat keinen Einspruch erhoben; Sie haben die Stelle schon bezahlt: nun denn: Sie werden sie nicht haben«. Beaumarchais sei zu impertinent, meinte später einmal dieser erbärmlichste aller Machthaber, dessen Maitresse offenen Schacher mit Haftbriefen trieb. Und St. Florentin behielt Recht; sämmtliche Oberstforstmeister erklärten einmüthig: sie würden einen Plebejer, wie Beaumarchais, niemals in ihrer Mitte dulden, sondern eher Mann für Mann ihre Entlassung nehmen. Der Hieb sass; der Handel, der so gut wie abgeschlossen war, musste rückgängig gemacht werden: der Uhrmacher aus der Rue St. Denis erlebte eine der grössten, im Geld- wie im Ehrenpunkt empfindlichsten Demüthigungen seines Lebens.

Es war aber nicht seine Art, Beleidigungen schweigend hinzunehmen. Frühzeitig schon hatte er die Nichtigkeit des erlauchtesten Hofadels durchschaut und die Schranzen von Versailles in einem Brief an seine erste Frau eine Horde von Spitzbuben *(un tas de coquins)* gescholten. Die Leute, die aber diesmal so trotzig auf ihre Adelsprobe pochten, waren selbst von nicht gerade untadeliger aristokratischer Herkunft. Diese Doppelgänger von Molière's geadeltem Kaufmann und Lesage's Turcaret kommen mit ihrer Anmassung nicht gegen ihn auf; er kennt ihre Stammbäume so gut wie Einer. Und in einer Denkschrift »*ab irato*« offenbart er zum erstenmal seine satirische Begabung, indem er die adelsstolzen Teich- und Forstmeister Mann für Mann vornimmt. Er hechelt den Oberst-Teichmeister von Orléans Mr. d'Arbonnes, den Sohn eines bürgerlichen Perrückenmachers, so tapfer, wie Mr. de Marizy, den Oberst-Forstmeister von Burgund, dessen nächster Vorfahr ein ehrsamer Wollkämmer in einer Pariser Vorstadt gewesen; Mr. Tellès, *grandmaître de Chalons,* kann seinen Stammbaum Blatt für Blatt bis auf Abraham belegen, denn er ist der leibliche Sohn des jüdischen Tröd-

lers Tellès Da Costa; der Grossmeister von Paris, Mr. Duvancel, war einmal Knopfmacherlehrling. Und all diese Herren, die in ihrer Jugend die plebejischen Irrungen ihrer Väter getheilt und ihr Hab und Gut entweder von diesen ererbt oder durch gute Heirathen mit Töchtern von Sattlermeistern etc. als Mitgift erhalten haben, sind anstandslos in die aristokratische Gilde dieser Hofstelle aufgenommen worden[1]. Nur bei ihm hat man an dem Stand seines Vaters Anstoss genommen und gesagt: »dass männiglich, so berühmt er auch in seiner Kunst sein mag, schon durch den Beruf eines Künstlers von allen Ehren der Grossmeisterei ausgeschlossen bleiben müsse«.

Ganz verwunden hat Beaumarchais dieses unverhoffte Erlebniss niemals: noch ein Dutzend Jahre hernach bemerkt er selbst: dies Ereigniss sei für den »*Roman philosophique de sa vie*« von einschneidender Bedeutung gewesen[2]. Übrigens verdoppelte er nach dieser schweren Enttäuschung seine Bemühungen, ein Hofamt zu erlangen. Alte und neue Verbindungen kamen ihm dabei wirksam zu statten. Er wurde der unmittelbare Untergebene des Herzogs von La Vallière, vielberufen als Stammgast der Pompadour und Freund Voltaire's, ein Freund und Sammler bibliographischer Seltenheiten; unter diesem ebenso artigen als unbedeutenden Generalcapitän des Jagdgerichtes versah Beaumarchais durch mehr denn zwei Jahrzehnte das Amt eines Generallieutenants im Bezirke der Louvrehaide. In diesem ausgedehnten Sprengel hatte Beaumarchais über kleine Wilddiebe, Holzfrevler, Wildschäden u. dgl. Form Rechtens zu entscheiden; seine Erkenntnisse wurden allwöchentlich gefällt und durch Maueranschläge bekannt gemacht. Die Stelle war mit allerlei Gerechtsamen, u. A. der Befugniss eines besonderen Gerichtsstandes verknüpft; ausserdem verschaffte sie ihrem Inhaber einen gewissen Rang in der Gesellschaft; mehr als einmal bot sie ihm auch Gelegenheit, von amtswegen mit grossen Herren in Beziehung zu treten. So hatte er eine der folgenreichsten Bekannt-

ıchaften seines Lebens seiner Thätigkeit beim Jagdgericht :u danken.

Im Auftrag des Prinzen von Conti war eigenmächtig :ine Mauer niedergerissen worden, die Beaumarchais auf lie Fürbitte des Beschädigten ohne weiters wieder auführen liess. Diese Entscheidung verdross den Prinzen, :inen gescheidten, energischen, nur ziemlich rechthaberischen Mann nicht wenig; es hiess auch vielfach, er wolle Geıugthuung für diesen Akt rascher Justiz fordern. Beauıarchais hat kaum von dieser Absicht des Prinzen gehört, ıls er sich zu Pferd setzt und kurzweg den hochgeborenen Friedensbrecher heimsucht; da er ihn nicht zu Hause anrifft, reitet er ihm auf die Jagd nach und tritt ihm endich Aug' in Aug' gegenüber. »Eure Hoheit« — so meint :r nach den einleitenden Bemerkungen, — »werden gewiss ıll Ihre Wünsche durchsetzen. Ihr Name, Ihr Rang..« Der Prinz, dem Ludwig XV. nicht umsonst den Beinamen »*mon cousin l'avocat*« gegeben, unterbricht ihn mit den Worten: ›Nichts von alledem! Ich will nur mein gutes Recht«. »Dann nuss ich Eure Hoheit bitten, selbst das Urtheil zu fällen und nir zu gestatten, dass ich als Sachwalter Ihres Widerpartes sprechen«. Und damit setzt er dem Prinzen den ganzen Sachverhalt so lichtvoll und wahr aus einander, dass Conti ıicht bloss sein Unrecht einsieht, sondern von Stund' an len unerschrockenen Mann in seinen Kreis aufnimmt[1]. Beaumarchais hat seinen Kriegsplan schlau ersonnen: der Führer der Parlamentspartei war an keiner Stelle leichter :u fassen, als bei seiner Liebhaberei für juristische Spitzindigkeiten, bei seiner oft und laut geäusserten Ansicht, lass Recht vor Macht gehe.

Ebenso sicher traf er die Schwächen von Mesdames. Als len Prinzessinnen auf einer Badereise nach Plombières eines ler allzuseltenen frohen Zwischenspiele ihres öden Daseins beschieden ist, überrascht sie Beaumarchais mit einem nach seinen Plänen über Nacht unter den Linden der öffentlichen Promenade erbauten Liebhabertheater. Und während er Vor-

mittags über den Ankauf einer grossen Papierfabrik unterhandelt, improvisirt er Abends zu ihren Ehren Bälle, Concerte, ländliche Feste, Schäferspiele und Ausflüge[1]. Noch lebhafter rührt er die Prinzessinnen, als er eines Tages verstört in Versailles eintrifft und eine Abschiedsaudienz nimmt; dringende Angelegenheiten — so erklärt er — machen seine jähe Abreise nach Madrid erforderlich. Die unerwartete Botschaft genügt Mesdames nicht: sie wollen die näheren Anlässe und Ursachen dieses plötzlichen Entschlusses kennen. Und nun zeigt er ihnen einen Brief seiner älteren Schwester Guilbert an seinen Vater, folgenden Inhalts: »Meine Schwester wurde gerade zum zweiten Male von einem ebenso gefährlichen, als einflussreichen Manne schwer beleidigt. Zweimal hat er kurz vor dem festgesetzten Hochzeitstage sein Wort nicht eingehalten und ohne jede Entschuldigung jeden Verkehr abgebrochen; die Empfindsamkeit unserer tiefgekränkten Lisette hat sie dem Tode nahe gebracht; seit sechs Tagen spricht sie nicht mehr; ihre nervöse Aufregung ist unbeschreiblich; ich zweifle, ob wir sie überhaupt noch retten können. Die Schmach, welche ihr durch diesen Vorfall angethan wurde, hat uns Alle bestimmt, in tiefster Zurückgezogenheit und nach besten Kräften der Unglücklichen in einer Lage Trost zuzusprechen, in der wir selbst keinen mehr zu erblicken vermögen. In ganz Madrid ist übrigens allbekannt, dass auf meiner Schwester nicht der leiseste Makel ruht. Wenn mein Bruder soviel Einfluss hat, um uns Empfehlungen bei dem französischen Botschafter zu verschaffen, so vermag uns diese Fürsorge vielleicht vor manchem Übel zu bewahren, das uns der Treulose durch seine Drohungen und Thaten zugefügt hat und noch zufügt...« Die Prinzessinnen billigen bewegt den Entschluss des edlen Bruders: »Reisen Sie und seien Sie vorsichtig. Ihr Vorhaben ist gut und es soll Ihnen nicht an Unterstützung in Spanien fehlen, wenn Sie sich redlich und vernünftig benehmen«[2]. Und es bleibt nicht bei so theilnahmsvollen Worten; Mesdames erwirken ihm eigen-

händige Empfehlungsschreiben Choiseuls an den französischen Gesandten und an den spanischen Minister Grimaldi in Madrid.

Mit dem Glorienschein eines Romanhelden im Zeitgeschmack Richardson's und Rousseau's scheidet er von ihnen; in dem Glorienschein des heldenmüthigen Beaumarchais in Goethes »Clavigo« steigt sein Andenken auch in dem deutschen Volke auf, so oft sein Name genannt, sein spanisches Abenteuer erwähnt wird. Er selbst aber beeilt sich, uns mitzutheilen, dass im Augenblick seiner Abreise der Auftrag an ihn erging, in Spanien eine für den französischen Handel höchst wichtige Angelegenheit wahrzunehmen; Duverney habe beide Plane gebilligt, bei der zärtlichen Abschiedsumarmung ebenso herzliche Wünsche für die Sache seiner Schwester, wie für das Gelingen seiner kaufmännischen Unternehmungen geäussert: und ihm zugleich auch 200,000 Francs in Wechselbriefen mit auf den Weg gegeben[1].

Von *wem* die Anregung zu seinen spanischen Geschäften ausging, sagt Beaumarchais nicht; ohne der späteren Darstellung allzusehr vorzugreifen, darf aber schon jetzt die Vermuthung ausgesprochen werden, dass das ganze Project dem ideenreichen Haupt unseres Helden entsprungen und das Abenteuer mit Clavijo nicht der erste unmittelbare Anlass, sondern nur ein bequemer Vorwand war, Spanien heimzusuchen.

Als Glücksritter zieht er aus, von dem Wunsche getrieben, in der Fremde im Nu der Millionen habhaft zu werden, die Paris Duverney in der Heimath als Preis jahrelanger, harter Arbeitsmühen zugefallen waren. Denn unablässig steht ihm das Vorbild dieses Mannes vor Augen, der gleich ihm aus dunklen Anfängen empor gestiegen und zu Beginn seiner Thätigkeit dem grössten Finanzmann seiner Zeit, Samuel Bernard, — wie er Duverney — als Helfer und Rathgeber zu Dank verpflichtet war.

An Geist und Fleiss steht Beaumarchais seinem Gönner

nicht nach: nur erweist er sich bei seinen ersten Versuchen noch zu phantastisch, übereifrig und unvorsichtig; schon jetzt aber fordern viele übereinstimmende Züge im Wesen der Beiden zu einer Parallele — wenn auch gerade zu keiner plutarchischen — heraus.

Beide erscheinen einander ebenbürtig in allen Kniffen höfischen Ränkespiels; beide nicht ohne rühmliche, patriotische Anwandlungen; leider aber auch Beide nur allzu erfahren in der Technik des Gründer- und Streberthums; glänzende Talente und fragwürdige Charaktere; zwei Grössen ihrer Zeit und Vorläufer ganz moderner Typen; beide überlegene Schüler von Lesage's *Turcaret* und unübertroffene Meister von Balzac's *Mercadet le faiseur*[1].

II. Beaumarchais in Spanien.

Pourquoi faut-il qu'il y ait toujours du louche en ce que tu fais?
Le Comte: Le mariage de Figaro III. 5.

Beaumarchais selbst hat uns sein Abenteuer mit Clavijo erzählt*): das erstemal in so vollendeter »theatralischer Darstellung«, dass Goethe, »berechtigt durch Altvater Shakespeare, nicht einen Augenblick Anstand nahm, die Hauptscene wörtlich übersetzt« auf die Bühne zu bringen. Allein obgleich der junge Frankfurter Advokat das »*Fragment de mon voyage d'Espagne. Anné 1764*« fast in demselben Augenblick zur Hand hatte, in welchem zur Carnevalszeit des Jahres 1774 das Flugblatt, noch feucht vom Drucke, in das Maskengewühl des Opernballes geschleudert wurde: und obgleich er sein Trauerspiel, einer galanten Anwandlung zu lieb, binnen acht Tagen vollendete, war er

---

*) In der kürzesten Form anno 1789: J'ai subi entre autres tourments cinq procès très considérables. Le premier en Espagne, pour les intérêts d'une sœur mourante au secours de qui je courus. Le crédit de mon adversaire manqua de m'y faire périr. Grâce au ministre M. Whall, le roi d'Espagne me rendit la justice la plus éclatante, chassa mon ennemi de ses places et le fit traîner en prison malgré mes efforts généreux pour faire modérer sa peine. Requête à la Commune. (Oeuvres, Ed. Gudin, V. 75.)

nicht der Erste, der unser Motiv dramatisch gestaltete. Graf Marsollier war ihm mit der Comédie: »*Beaumarchais à Madrid*« zuvorgekommen, die auf dem Liebhabertheater des Prinzen von Conti, in Gegenwart des Titelhelden, aufgeführt wurde. Dieser längst verschollene Versuch eines liebenswürdigen Dilettanten hat den Reiz der ursprünglichen Fabel für nachgeborene Poeten natürlich noch weniger abzustumpfen vermocht, als Goethe's unvergleichliche Improvisation: der Clavigostoff, wie er in Beaumarchais' Denkschrift uns entgegentritt, ist auch in unseren Tagen wiederholt von französischen Dramatikern behandelt worden. Überall bildet der erste Zusammenstoss des treulosen Bräutigams mit dem edelmüthigen Bruder einen Höhepunkt des Interesses und der Handlung: die Mittelmässigen fühlen so sicher, wie einst der Grösste, dass an diesen Auftritt nicht gerührt werden darf: denn unwiderstehlich fliegen alle Herzen Beaumarchais-Grandison zu, der, aufs Äusserste gebracht durch den wiederholten Treubruch eines gewissenlosen Verlobten, als Schutz- und Racheengel der Seinigen »im Flug von Paris zu Madrid ist«, sich dort unter einem klug gewählten Vorwand bei dem eitlen Literaten einführt und mit überlegener Kunst das Gespräch von leeren Höflichkeiten auf den eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes im fremden Lande hinüberspielt. Wie Beaumarchais seinem anfangs völlig arglosen Wirth die Blicke recht ins Innere kehrt, wie er immer leidenschaftlicher aufwallend dem Fassungslosen Hieb um Hieb versetzt und endlich das »Ungeheuer« mit wuchtigem Keulenschlag vollends zu Boden schmettert, bleibt ein unübertreffliches Musterstück dramatischer Steigerung. Gleich einer fleischgewordenen Antithese der Selbstsucht und des Opfermuthes stehen sie einander gegenüber: der Galan, der Liebe und Pflicht seiner Ehr- und Genusssucht opferte, dem Bruder, der Alles verlassen hat, Vaterland, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige, unglückliche Schwester zu rächen. »Ich komme, bewaffnet mit der besten Sache und aller Ent-

schlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und dieser Bruder«, ruft Beaumarchais aus, »bin ich und der Verräther — bist Du!« Die poetische Gerechtigkeit verlangt als Contrastfigur zu dem haltlosen Clavigo einen ritterlichen, idealen Beaumarchais, der freilich mit dem leibhaftigen Autor des »Barbier von Sevilla« wenig mehr als den Namen gemein hat. Schon Goethe nennt ihn fast in denselben Tagen, in welchen er ihn als Theaterhelden verherrlicht, in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse abschätzig genug einen »*aventurier français*«: milder in der Form, nicht minder herb in der Sache äussert Sainte-Beuve seine Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit des Dichters der Figaro-Trilogie[1]. »Hat Beaumarchais diese (1774 zuerst veröffentlichten) Blätter wirklich schon zehn Jahre zuvor (für den König von Spanien und seine Leute) niedergeschrieben, so war er schon zu jener Zeit ein vollendeter Schriftsteller und — *metteur en scène*«.

Nichts erklärlicher, als diese Bedenken, wenn man auf die Vorgeschichte der Mémoires näher eingeht: Beaumarchais schrieb seine in der Weltliteratur fortlebende Selbstvertheidigung als Angeklagter in einem Scandalprocess, während dessen eine Meute von Neidern und Widersachern ihn der abscheulichsten Frevelthaten beschuldigte. Die Criminalklage lautete zunächst nur auf Bestechung eines Richters: schwer gereizte Feinde aber sagen ihm ganz andere Dinge nach: er soll Urkunden gefälscht, beim Kartenspiel die Volte geschlagen, den ersten Mann seiner ersten Frau durch Gift und als neuer Blaubart rasch nach einander auch zwei Gattinnen aus dem Weg geräumt haben. Die Verläumder trieben ihr Handwerk mit solcher Meisterschaft, dass Beaumarchais zu Beginn des Processes Goezmann, nach Grimms Zeugniss, »*l'horreur de tout Paris*« war, den Jeder auf das Wort des Nächstbesten der unerhörtesten Verbrechen für schuldig hielt. Wollte der mit entehrenden Strafen Bedrohte die öffentliche Meinung für sich gewinnen,

so galt es, nach seinem eigenen Bekenntniss, alle Töne, tragische und humoristische, satirische und empfindsame anzuschlagen. »Ich wusste wohl« (so bemerkt er in einer gelegentlichen Anmerkung seiner Ausgabe der Briefe Voltaire's), »dass es in Paris kein anderes Mittel dafür gab, gelesen zu werden, als auf jeder Seite einen andern Stil anzunehmen, die Gleichgiltigen zu belustigen, die Gefühlvollen bei ihrem Herzen zu packen, die Gescheiten durch dialektische Tüchtigkeit zu gewinnen, kurz, dermassen durch Abwechslung zu wirken, dass allmälig die Vermuthung aufstieg: verschiedene Federn müssten an demselben Werke Theil haben«[1]. Die Genialität, mit welcher Beaumarchais diesen Vorsatz erfüllte, hat den Enthusiasmus nicht bloss seiner Landsleute erregt: Voltaire's ungemessenes Lob dieser Streitschriften wird jedem ihrer Neudrucke als Geleitsbrief mit auf den Weg gegeben: weniger bekannt, aber kaum minder bezeichnend ist ein briefliches Urtheil des Vaudevillisten Collé, des »letzten Galliers«, wie ihn Sainte-Beuve allen Ernstes genannt hat.

»Dieser Mensch (Beaumarchais)«, so schreibt dieser Meister Béranger's, »gebietet über alle Stilgattungen. Er ist heftig und pathetisch, zärtlich und geistreich. Niemand hat mit mehr Anmuth und Leichtigkeit geplaudert: man meint den vornehmsten Hofmann zu hören: seine Scherzreden sind durchweg vom besten Ton. Die Schilderung seines Kreuzverhörs mit Madame Goezmann ist ein Meisterwerk von Sarkasmus und bei allen Ausfällen voll Geschick, sich die Frauen geneigt zu machen. Er ist ein Demosthenes, wenn er zum Publikum und zu seinen Richtern spricht: ein Juvenal und Horaz, wenn er seine gleissnerischen, kleinen Gegner, die falschen Zeugen etc. zurichtet, wie sich's gebührt . . .«[2].

Nur *Ein* Motiv fehlte noch in dieser Symphonie: ein Hauptmotiv allerdings für das rührselige Publikum des XVIII. Jahrhunderts: das sentimentale. Spott, Witz, alle Spielarten der Rhetorik schienen erschöpft in den ersten

drei Denkschriften Beaumarchais': da läuft mit einemmal ein Madrider Brief in Paris um, in welchem man ihm nachsagt, dass er, ein Auswurf der Menschheit, vor gerade zehn Jahren, eines schönen Maimorgens um sechs Uhr früh sich bei Clavijo eingeschlichen, die Thür abgesperrt und dem wehrlosen Mann mit vorgehaltener Pistole im Bett ein Heirathsversprechen abgenöthigt haben soll. Beaumarchais druckt das ganze Pasquill in seinem letzten Mémoire wortwörtlich ab und gibt statt jeder besonderen Widerlegung den wirklichen Sachverhalt, wie er ihn damals in seinem Reisetagebuch aufgezeichnet und in der Stunde der höchsten Gefahr dem König von Spanien, Karl III., mit der *»éloquence du moment«*, der richtigen Theater-Beredsamkeit, vorgetragen haben will[1]. Die Pariser Leser stellen den Erzähler dieses ergreifenden Familienromans unter dem Eindruck der ersten Lecture in eine Reihe mit Fénélon, Richardson und Rousseau; schärfer blickende, Beaumarchais übrigens durchaus wohlgesinnte Kritiker wie La Harpe, schrieben jedoch gleich dazumal: die ganze Geschichte zeige den heldenmüthigen Ritter seiner Schwester in so schönem Lichte, dass man fast glauben möchte, er selbst habe den Schmähbrief in Umlauf gesetzt, auf den er so bequem und effektvoll antworten konnte[2]. Wie dem auch sei: Clavijo und seine Geliebte glichen in Wirklichkeit den Portraits der Mémoires nicht viel mehr, als ihren Namensvettern in dem Goethe'schen Drama. Beaumarchais selbst aber verwandelt sich bei tiefer gehendem Studium der Quellen in einen Halbbruder des Alcide in Molières Schwank: *Le mariage forcé:* sein sonstiges Thun und Treiben während seines einjährigen Aufenthaltes in Madrid verbündet ihn nun gar den Schelmen des Gil Blas näher, als dem Valentin im Faust. So steigt unsere Bewunderung für die Phantasie und Kunst des Autors in demselben Masse, in welchem unsere Theilnahme für den Menschen, die Achtung vor seinem Charakter sinken muss. — —

Von der ewigen Braut Clavijo's wissen wir nicht be-

sonders viel: das Taufbuch (s. o. S. 5) verräth uns nur ungalant genug ihr Geburtsjahr: sie zählte daher 27 Lenze, als sie den nahezu gleichalterigen Clavigo (1730—1806) kennen lernte und über 33, als ihr Bruder das wiederholt aus den Fugen gegangene Verhältniss mit dem ehescheuen Literaten auf seine Art einzurenken versuchte. Bis zu ihrem 17. Jahre war Marie Louise im elterlichen Hause geblieben: um die Zeit war ihrem Vater der Kindersegen zuviel und sein Verdienst zu wenig geworden: so begleitete sie denn ihre Schwester Josèphe nach Madrid, woselbst Vater Caron schon seit Langem Geschäftsverbindungen unterhielt[1]. Louise oder vielmehr Lisette, wie sie daheim gerufen wurde, soll damals hübsch und schlank gewesen sein: in einem Jugendbrief rühmt Beaumarchais auch ihren *style aisé et amusant.* Ihre Stellung in der französischen Colonie schildert er in einer Madrider Epistel an seinen Vater bezeichnend mit der Bemerkung: »Hier gibt's Klein- und Gross-Frankreich. Meine Schwestern sind zu fein erzogen, um zu Klein-Frankreich, nicht reich genug, um zu Gross-Frankreich gezählt zu werden«. Etwa ein Jahrzehnt mochte die Heldin unseres Romans in der spanischen Hauptstadt verlebt haben, als sie die Bekanntschaft eines jungen Autors, »bürtig von den kanarischen Inseln«, machte, über dessen Leben, Wesen und Charakter unsere Nachrichten minder wortkarg sind[2].

Don Joseph Clavijo y Faxardo war in Lanzarote zur Welt gekommen: sein Oheim, ein Dominikaner, liess den Knaben in einem Kloster der Heimath erziehen: der künftige *Pensador* trieb da Philosophie, Theologie und Juristerei: seine glücklichen Fortschritte in den *humanidades* konnten dem Vaterland schon zu jener Zeit die Beweglichkeit seines Geistes vorherverkünden. Nach unterschiedlichen Kreuz- und Querzügen diente der junge Mann bei dem Kriegszahlamt von Ceuta und dem Platzcommando von S. Royen, bis er Ende der Vierzigerjahre nach Madrid kam; hier gelang es ihm, im Kriegsministerium ein Plätzchen und

in dem Amtsvorstand Don Antonio Portugues (— dem Vormann des Goethe'schen Carlos in den Mémoires —) einen Gönner zu finden. Der aufstrebende Clavijo trat zunächst mit einem Werk über das spanische Heerwesen hervor, dem Ergebniss zehnjähriger Studien. Weit grösseren Erfolg brachten ihm jedoch seine publicistischen Leistungen ein: Feuilletons eines zahmen Moralisten, die mit freier Benutzung Addison'scher Muster, vom Jahre 1762 an, unter dem Titel *El Pensador* erschienen. Gewandte, europäisch gebildete Männer waren in dem Spanien Karls III. so selten, dass die Berufung Clavijo's auf den Posten eines Staats-Archivarius offenbar nur den Anfang einer glänzenden Laufbahn bezeichnen sollte[1]. Da kam jählings »ein Ungeheuer aus Frankreich, um das Geschick Clavijo's in Verwirrung und seine nützlichen Arbeiten zum Stillstand zu bringen. Denn ein Ungeheuer sei wohl (so meint anno 1783 der spanische Biograph des Pensador) mit gutem Recht Pedro Caron de Beaumarchais zu nennen, der so allbekannt sei in Europa durch seine Ränke, seine Processe, seine Abenteuer, seine Schriften, seine Komödien und seine Talente: dieser selbe Beaumarchais habe in einem von Lügen und Prahlereien strotzenden, für seine Richter bestimmten Mémoire keinen Anstand genommen, zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, wieviel Schaden er unserem Don Joseph Clavijo dadurch zufügte, dass er sich in Madrid als Don Quijote seiner Schwester aufspielte, welche auf die Hand des Denkers Ansprüche erhob. Leicht wäre es Clavijo gefallen, eine so lügenhaft ausgeschmückte Geschichte *(una novela tan plena de ficciones)* zu widerlegen *(que Wolfgang Goethe Poeta Aleman creyó haber hallado en ellas argumento bastante para su Tragedia Alemana que intituló el Clavijo)*. Er habe es jedoch vorgezogen, ein ungewöhnliches Beispiel christlicher Liebe und Grossmuth zu geben. Er habe nämlich, wie man nach dieser pomphaften Verheissung fast vermuthen sollte, wohl nicht das *Fragment de mon voyage en Espagne* für seine Landsleute übersetzt,

dagegen aber im Königlichen Theater, zu dessen Leitung er in den Siebzigerjahren berufen wurde, ausser seinen Bearbeitungen Racine'scher Tragödien und Regnard'scher Komödien auch — *una comedia del mismo Beaumarchais, intitulada el Barbero de Sevilla* zur Aufführung gebracht! Zur Zeit, in welcher die »Hochzeit des Figaro« die Pariser in Aufruhr brachte, war Clavijo nicht mehr Theaterdirector, sonst hätte der emsige Dramaturg am Ende auch noch den »tollen Tag« seines Erzfeindes aus christlicher Barmherzigkeit übersetzt und scenirt! Er war in der Zwischenzeit mit der Chefredaktion des *Mercurio historico e politico de Madrid* betraut worden; in seinen freien Stunden schrieb er im Auftrag des Reformministers Campomanes bändereiche Werke als Vertheidiger der Regierung gegen die Jesuiten; endlich fand er einen Ruheposten als Direktor des Königlichen Naturaliencabinets, eine Stellung, deren Verleihung er durch die Übersetzung Buffons zu rechtfertigen suchte. Alle Fremden, Engländer und Deutsche, welche mit Clavijo in persönliche Berührung traten, rühmen ihn als liebenswürdigen, wohlunterrichteten Mann, der gern und oft nach seinem Doppelgänger auf der deutschen Bühne sich erkundigte. Heutzutage ist er gründlich vergessen von seinen Landsleuten; vor ein paar Jahren fragte ich in Madrid bei Schriftstellern von Beruf so vergeblich nach ihm, wie bei den Beamten des Naturaliencabinetes. Sein leidliches Selbstporträt finden wir im Pensador: in mannichfaltigen, selbstgefälligen Skizzen dieser Zeitschrift hat Clavijo eine erschöpfende Charakteristik seiner Persönlichkeit gegeben. Er nennt sich selbst klein, stark beleibt, mehr roth, als blass von Gesichtsfarbe, so dass er aussehe, wie ein Sancho Pansa. Auch sei ihm der Denker nicht eben an die Stirn geschrieben: seine Mienen trügen weit mehr das Gepräge der Munterkeit, als des Ernstes. Gleichwohl sei er so eitel auf seine Weltweisheit, wie es nur ein Prinz vom Berg Libanon auf seine Titel und Staaten sein könne. Drum setzt er sich vor, die Menschen zu bessern

und zu bekehren: freilich nicht durch Satire, für die er wenig Neigung verspürt, vielmehr als gemüthlicher Moralist, der sich gerne und oft unter die Leute mischt. Er findet sich mit derselben Leichtigkeit in politischen und Damencirkeln zurecht: überall ist er hochwillkommen: denn nirgends gibt er sein geliebtes Stillschweigen auf: so glauben die Leute, er sei bezaubert durch ihren Geist, indessen er sie mit Ruhe und Behagen studiert. Theater, öffentliche Gärten und Schenken besucht er mit gleicher Vorliebe. Seine Mahlzeiten verplaudert er am liebsten mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher. So schlägt er die Zeit mit geschäftigem Müssiggang todt und trägt durch die Eindrücke und Beobachtungen seiner peripatetischen Lebensweise an einem einzigen Tage mehr Gewinn davon, als durch zehnjährige Universitätsstudien. Der Ehrgeiz plagt ihn nicht. *De genio delicado, taciturno y pensador*, mag er lieber zu dem grossen Haufen gezählt werden und ein unbekannter Denker sein, als all den Weihrauch einathmen, um den die Thoren, denen es nach Ketten und Kerkern gelüstet, ihre Ruhe dahingeben. Inmitten so überlegener, gleichmüthiger Betrachtungen überschleichen leise Anwandlungen von Pessimismus sein kraftvolles Mannesalter. Ist es wirklich nur unbestimmte »Melancholie über das Unglück der Welt« oder, wie so oft, der höchstpersönliche Zwiespalt zwischen Geist und Temperament, zwischen dem Hirn- und Blutmenschen in ihm? Lässt er Louise Caron zweimal nach einander und regelmässig kurz vor der Trauung bloss aus verwerflichem Eigennutz im Stich oder wird ihm das lang umworbene alternde Mädchen allmälig unsympathisch? Denn mochte Lisette Caron die vom Pensador ausser der Schönheit geforderte Brautsteuer von Tugend und Verstand immerhin ihr eigen nennen: an Jugendfrische nahm sie es dazumal kaum mehr mit der Duenna von Don Antonio Portugues auf, die, wie Marcelline gegen Figaro's Hochzeit, Einspruch erhebt gegen die Verbindung Clavijo's mit Fräulein Marie Louise Caron. War Clavijo der ehrvergessene

Streber, als welchen Beaumarchais ihn hinstellt, oder in Wahrheit nur, wie er selbst sagt, ein Opfer der Launen des Schicksals? ein schwacher, aber kein böser Mensch? ein halber Mann oder ein ganzes Weib? Ein gewinnendes Naturell war er jedenfalls: nach dem ersten, heftigen Zusammenstoss entzückt er den rasch versöhnten Beaumarchais durch seinen Geist, seine Kenntnisse, vor Allem durch das edle Vertrauen, das er in seine brüderliche Gesinnung setzt. Von Anfang an entschuldigt er sein früheres Zaudern und Schwanken mit fremden Rathschlägen und Einflüssen, und noch in seinem Abschiedsbrief an Beaumarchais behauptet er, blindlings all seinen Wünschen gefolgt und trotz aller Feindseligkeit ihm ein liebevolles Gedenken bewahrt zu haben. Er besteht, wie auf einem wohlerworbenen Recht, auf dem Anspruch, Lisette Caron als Gattin heimzuführen und als er hört, dass sie einen Anderen heirathen soll, erklärt er Form Rechtens dagegen zu protestiren. Mit diesem Einspruch durfte er freilich zum wenigsten kommen: denn er hatte die Trauung mit Beaumarchais' Schwester zum dritten- und viertenmale mit abenteuerlichen, possenhaften Ausflüchten vereitelt. Einmal hat er zum Purgiren eingenommen und dadurch die vom spanischen Gesetz für den Bräutigam geforderte Voraussetzung voller Gesundheit verscherzt; das nächste Mal meldet sich eine Duenna mit einem alten, eigenhändigen Eheversprechen Clavijo's, endlich gar die Hermandad, welche vom Pensador selbst oder von seinen Freunden und Freundinnen gegen den Franzosen mit der Denunciation aufgehetzt wird: Beaumarchais habe dem königlichen Archivar die schriftliche Erklärung seines Treubruches durch gewaltthätige Überraschung abgedrungen[1]. Beaumarchais' Freiheit ist bedroht: er soll gefangen gesetzt, vielleicht gar nach Afrika deportirt werden: der Botschafter d'Ossun, all die Seinigen, beschwören ihn, zu fliehen. Er aber fährt stracks nach Aranjuez, verschafft sich Eingang und Gehör bei dem Gönner Clavijo's, Whall, und offenbart diesem edelsinnigen Mann die nichtswürdigen An-

schläge seiner Gegner. Whall wird von der Gerechtigkeit seiner Sache dergestalt ergriffen, dass er sie wie seine eigene ansieht. Er erwirkt Beaumarchais auf der Stelle eine Audienz beim König: auf Whall's Geheiss liest der schwer Gekränkte Karl III. dieselbe Denkschrift vor, mit der er das Herz des Ministers gewann. Seine feurige Beredsamkeit wirkt Wunder bei dem Monarchen. Clavijo verliert seine Ämter und Würden, und auch im Hause Caron will man diesmal endgiltig nichts mehr von ihm wissen und Mademoiselle Lisette mit einem Würdigeren vermählen. Ein Freier ist längst zur Stelle: »bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar«, meint Sickingen im »Götz«: das trifft auch auf die Leidensgefährtin der Braut Weislingens zu: schon bei seiner Ankunft in Madrid fand Beaumarchais seine Schwester sogut wie versprochen mit einem ältlichen, nach jedem Bruch mit Clavijo als Nothelfer einspringenden Kaufmann, namens Durand[1] und der Bruder, der angeblich nur gekommen, um sie an einem treulosen Verlobten zu rächen, muss vor Allem das neu angesponnene Verhältniss lösen, denn — der französische Botschafter findet die Verbindung mit Clavijo angemessener für den Augenblick, verheissungsvoller für die Zukunft. Es stand jedoch geschrieben, dass Marie Louise Caron weder den Einen, noch den Anderen heirathe. Sie soll acht Jahre nach dem Besuch ihres Bruders (1772) mit ihrer älteren Schwester Guilbert, deren Mann irrsinnig wurde, in die Heimath zurückgekehrt sein, sich in das Kloster der Dames de la Croix in die Picardie zurückgezogen und hernach ihre Tage in Amerika beschlossen haben. Im Jahr 1775 erscheint ihr Name nicht mehr in den Acten der Verlassenschafts-Abhandlung nach ihrem Vater und auch sonst wird ihrer in der Familien-Correspondenz nicht weiter gedacht. Sie bleibt, vielleicht nicht ohne Absicht, auch für die Ihrigen verschollen und vergessen *).

*) Dem edelmüthigen Rächer seiner Schwester wird späterhin sogar vorgeworfen, dass er die Heldin des *Fragment de mon voyage d'Espagne*

Beaumarchais hat in Madrid sowenig vermocht, das Lebensglück seiner Schwester zu sichern, wie den vom König alsbald wieder in Gnaden aufgenommenen Clavijo bei der Mit- und Nachwelt dauernd zu schädigen.

»Dieser Brief« — so schreibt Choiseul unter dem 9. April 1764 an den französischen Gesandten in Madrid — »wird Ihnen vom Hr. v. Beaumarchais, Generallieutenant der königlichen Jagden und Truchsess Sr. Majestät überbracht werden. Er begibt sich in Familien-Angelegenheiten nach Spanien, wo Sie ihn gewiss mit ganz besonderem Wohlwollen aufnehmen werden, wie ihn auch der König mit ganz besonderer Gnade auszeichnet. Übrigens verdient er auch um seiner selbst willen alle Förderung, die Sie ihm auf meine Bitte angedeihen lassen wollen[1]«. So schmeichelhaft diese Empfehlung für einen Plebejer klingt, der noch wenige Jahre zuvor in einem Glasverschlag der Rue St. Denis Uhren feilhielt: Beaumarchais' Herzenswünschen genügte sie nicht: vor und nach der spanischen Reise sucht er sich in Choiseul's Vertrauen zu drängen, mit Enthüllungen und Rathschlägen freilich, deren naive Schamlosigkeit selbst im Zeitalter der Pompadour überraschen muss. Man höre den Gedankengang einer geheimen an den französischen Staatsminister gerichteten Denkschrift Beaumarchais' über spanische Zustände. —

Trotz des Familienpaktes, der die Höfe von Paris und Madrid seit Kurzem eng verbündet, besteht nach wie vor

in Sens fast verhungern liess. Dumouriez nahm sich der Unglücklichen an, verlangte nachher aber von Beaumarchais den Ersatz für sein Darlehen. Und als der Millionär sich dessen weigerte, drohte Dumouriez ihn niederzuschiessen, wenn er seine Schuld nicht sogleich bezahlte. Die Entschiedenheit Dumouriez's verfehlte ihres Eindrucks nicht. (*Paris, Versailles et les Provinces au 18. siècle,* Paris, 1817, III 205. Vgl. auch Beilage I. Prospectus III. 5.) Die Glaubwürdigkeit dieser Erzählungen muss dahingestellt bleiben: sicher ist, dass Beaumarchais lange Zeit mit Dumouriez verfeindet war.

glühender Hass zwischen Franzosen und Spaniern. Vom Thronfolger weiss man, dass er die Antipathieen des Volkes theilt. Will man daher im königlichen Rath Parteiungen und Gesinnungswechsel ein für allemal unmöglich machen, so gilt es vor Allem, Geist und Herz des Königs dauernd zu beherrschen und dazu sei Niemand berufener, als eine französische, ihrem Vaterland treu ergebene — Favorite. Der Vorschlag zeichnet sich auf den ersten Blick nicht gerade durch Originalität aus: Beaumarchais will scheinbar nur die Tage der Princesse des Ursins erneuern, die Verhältnisse von Versailles nach Aranjuez verpflanzen. Der König, so meint er, ist allmächtig: Seine Majestät gebietet über Volk, Heer, Verwaltung, Finanzen u. s. w.: wer den König in der Hand hält, beherrscht Alles. Wenn nun die Gattin eines Pariser Finanzpächters Krieg und Frieden machen, Feldherrn und Minister ein- und absetzen kann, lohnt es gewiss der Mühe, den Thronfolger Karls V. und Philipps II. gleicherweise unter das sanfte Joch einer Mitregentin zu beugen. Beaumarchais hat auch schon seine Wahl getroffen. Die Marquise de la Croix, eine Nichte des Bischofs von Orleans und die Gemahlin des Artilleriecommandanten von Madrid, eignet sich, seiner Meinung nach, zu dem Amt einer Palastdame Karls III. vortrefflich. Sie besitzt nicht bloss die Eigenschaften, den spanischen Monarchen zu bezaubern: Beaumarchais' intimer Freund, der erste Günstling des Königs, dessen *Leibkammerdiener* Piny, hat ihm schon vertraulich mitgetheilt, dass die Marquise dem verwittweten Karl III. wohl gefalle. Die patriotische Willfährigkeit, ihre ganze Politik von dem französischen Cabinet angeben und lenken zu lassen, sinnt Beaumarchais der Marquise mit voller Zuversicht an. Ist er doch — was er Choiseul gegenüber weislich verschweigt — selbst ihr erklärter Galan. Man muss gestehen: der Plan überbietet Figaro's keckste Anschläge: Spanien unter Karl III., Karl III. unter seinem Leibkammerdiener Piny, Beide unter der Marquise de la Croix, und die Marquise in der Gewalt

Beaumarchais': — — man sieht, er hat seinen Gil Blas gut gelesen: dieser saubere Bursche will ja bekanntlich auch ohneweiters der Merkur des Thronfolgers werden. *Quelle gloire pour moi, d'être le ministre des plaisirs d'un grand prince!* ruft er aus. Mit diesem Lakaientrost mag sich nun immerhin der Spitzbube von Santillana zufrieden geben: gilt diese nichtswürdige Weltklugheit aber auch für Beaumarchais, den Beaumarchais der Mémoires wohlverstanden, der sich just zuvor Clavijo gegenüber als Anwalt und Rächer der beleidigten Moral aufgespielt hat? Der Widerspruch zwischen den Reden und Thaten unseres Helden ist so grotesk, dass er die Verehrer seines Talentes kaum weniger überraschen kann, als die bedenklichsten Zwischenfälle seines Wiener Aufenthaltes, den uns Arneth nach den Acten des Hof- und Staatsarchives geschildert hat. Und doch beruhen auch unsere Mittheilungen durchwegs auf unanfechtbaren, zum Theil bisher ungedruckten Zeugnissen: auf Beaumarchais' eigenhändigen, geheimen Denkschriften für den Herzog von Choiseul, auf seinen Nachlass-Papieren, soweit sie mir im Archiv der Comédie française zugänglich waren.

Beaumarchais trat die Reise nach Spanien als Gründer grossen Styles an; wie er selbst in den Mémoires erzählt, galt es, *de négocier en Espagne une affaire très-intéressante au commerce de France.* Diese »wichtige Angelegenheit« nun betrifft kurz gesagt zunächst den Neger- und Schleichhandel in den spanischen Colonieen: aber nicht umsonst berühmt sich Beaumarchais in einem Brief an seinen Vater (Madrid, 28. I. 1765): dass ihm die umfassendsten und kühnsten Entwürfe die liebsten seien. »Mit der grössten Leichtigkeit ergreife und vollende ich Aufgaben, vor welchen ein Dutzend gewöhnlicher, indolenter Köpfe zurückschrecken würde«. Sein erfinderischer Geist begnügt sich nicht damit, die spanischen Minister für dieses eine, mit den grössten politischen und finanziellen Schwierigkeiten verbundene Projekt zu gewinnen: rastlos sucht er neue

Gelegenheiten, die Machthaber in Madrid und Paris, sowie seine französischen Geschäftsfreunde bald zu den vernünftigsten, bald zu den gewagtesten Unternehmungen zu bestimmen. Für die Colonisation der Sierra Morena ist er ebenso rasch mit Vorschlägen bei der Hand, wie für die Hebung des Gewerbefleisses, für die Errichtung spanischer Fabriken, für die Förderung des Ackerbaues und für die Verpflegung des Heeres. Und das nicht etwa in gelegentlichen Bemerkungen, rasch aufleuchtenden Geistesblitzen etc.: er überreicht den Ministern und dem König in jeder dieser Fragen umfangreiche Memoires: er studirt die Menschen, Einrichtungen und Hilfsquellen des Landes, dessen grösste Städte er besucht; seine Freistunden benützt er dazu, als Virtuose aller geselligen Künste die Salons aller Botschafter durch seine Gesangsvorträge, als Gelegenheitsdichter und auf dem Liebhabertheater, als Plaudergenie und Spassmacher mit ungezähmter Lust und Laune zu erfüllen. Er ist das Schosskind von Lord Rochford, Graf Buturlin; beim Grafen von Creutz, wie beim Herzog von Crillon, überhaupt von der ganzen vornehmen Gesellschaft, für die er sich (nach seinen eigenen Worten) geboren fühlt und in welcher er seine Zwecke am besten verfolgen kann, ge-[illegible]. Dabei findet er Zeit, mit der literarischen Grossmacht Voltaire's einen Briefwechsel in Sinn und Geist dieses Meisters der Epistolographie anzuknüpfen und die grossen Herren unter seinen Pariser Bekannten, wie den Herzog von La Vallière, mit regelmässiger Berichterstattung über spanische Volkssitten und Theaterzustände zu unterhalten. [illegible]

unbekümmert um seine Braut — eines Herzens und eines Sinnes mit der Marquise de la Croix, die von unserem Landsmann, Baron von Gleichen, als der Inbegriff majestätischer Schönheit, als das Ideal einer römischen Kaiserin geschildert wird[1]. Wäre unser Held nur ein genialer Genussmensch, einer jener epikuräischen, überlegenen Salonlöwen gewesen, die Talleyrand zu dem tiefempfundenen Bekenntniss bestimmten: »wer nicht vor 89 gelebt hat, kennt nicht die volle Wonne des Daseins«: Beaumarchais hätte mit seinen Madrider Triumphen zufrieden sein dürfen. Gesellschaftliche Erfolge waren seinem praktischen Sinn jedoch nur Mittel zum Zweck: sein Ehrgeiz, sein Thatendrang, der heilige Hunger nach Gold und Macht verlassen ihn nun und nimmer. Da all seine Mühen und Arbeiten in Spanien zuguterletzt kein Ergebniss aufzuweisen haben, verliert er keinen Augenblick seinen Muth, seinen Humor, seine Zähigkeit. »Die Heiterkeit meines Naturells (so schreibt er seinem Vater) und ich wage es zu sagen: die Seelenstärke, welche mir die Vorsehung verliehen hat, all das im Verein mit der ofterprobten Gewohnheit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, gibt mir die Gewähr dafür, dass ich dem Missgeschick nicht unterliege. Wenn ich mir erst aus Verdruss über die Vergangenheit eine Unze Fleisch aus den Lippen gebissen, dann arbeite ich ernsthaft für die Gegenwart und kann mich nicht enthalten, über die Zukunft zu lächeln. Ich habe das drei- und vierfache meines heutigen Vermögens verloren: nichtsdestoweniger schüttle ich trotzig meinen harten Kopf und hebe die Arbeit der Danaiden frohen Sinnes wieder von vorne an . .«. Und mit der Beharrlichkeit, die ihn zeitlebens, in jeder kritischen Lage, seine Thätigkeit genau auf dem Punkte wieder aufnehmen lässt, auf dem er sich und seine Sache am meisten gefährdet sah, will er das spanische Ministerium dazu vermögen, ihn mit dem (bis dahin noch gar nicht existirenden) Amte eines *Consuls* Karls III. in Paris zu betrauen. Von Choiseul hofft er die wirksamste Unterstützung seines Anliegens zu er-

langen: und um dem französischen Minister seine Befähigung für diplomatische Aufgaben, wie seine unbedingte Ergebenheit zu bezeugen, theilt er ihm übereifrig alle Eindrücke und Erfahrungen mit, die er auf seinem spanischen Ausflug gesammelt. Er beruft sich in seinem Mémoire und anderwärts auf einen ausdrücklichen Auftrag des Ministers, der ihm durch den Onkel der Marquise de la Croix, den Bischof von Orleans, Jarente, die Denkschrift abfordern liess, die uns nun näher beschäftigen soll.

In den Gesprächen mit Eckermann weist Goethe wiederholt auf die advocatische Gewandtheit als auf einen Grundzug im Wesen Beaumarchais' hin. Diese meisterhaft geübte Technik des geborenen, oft sophistischen Sachwalters nimmt die Leser seiner Prozessschriften, die Zuhörer in seinen Figaro-Komödien immer wieder gefangen. Bei allen stilistischen Unbeholfenheiten und unbeschadet der plumpen Schmeicheleien für Choiseul glauben wir, wenn auch nur im ersten Keim die gleiche Manier in dem (1764 zu Papier gebrachten) *Mémoire sur l'Espagne* wiederzuerkennen. Beaumarchais schreibt hier noch schülerhaft: ohne genaue Kenntniss seiner eigenthümlichen Begabung, unablässig und einzig und allein darauf bedacht, das Wohlwollen Choiseul's zu gewinnen, dessen Abneigung gegen seine Person ihm nicht unbekannt geblieben. Aber auch an selbstbewussten Wendungen fehlt es nicht, ja, dann und wann klingt in dem Schriftstück ein Ton an, welchen das Factotum des Grafen Almaviva, Figaro, *le plus fier insolent*, nicht verleugnen würde.

»Wenn mir meine Eltern« — damit beginnt er vor Allem sich selbst in den Vordergrund zu stellen — »nach arbeiterfüllten Jugendjahren, nach der Vollendung einer sorgfältigen Erziehung volle Freiheit in der Wahl eines Berufes hätten gewähren können, so würde meine unbesiegliche Wissbegier, meine ausgesprochene Vorliebe für das Studium der Menschen und grossen Interessen, mein unersättliches Verlangen, neue Verhältnisse kennen zu

lernen und neue Beziehungen anzuknüpfen, mich auf die *Politik* gelenkt haben. Wenn meine Angehörigen diesen Entschluss gebilligt hätten und in der Lage gewesen wären, einen Beschützer zu bestimmen, unter dessen Augen ich diese Laufbahn hätte betreten dürfen, so hätte ich gewünscht, einem ebenso genialen, als liebenswürdigen und leicht zugänglichen Minister zu begegnen, einem echten, dermassen von Gnadenbeweisen seines Herrn überhäuften Grandseigneur, dass sein Wirken nur von dem edlen Antrieb beseelt sein könnte, seine staatsmännische Thätigkeit würdig zu erfassen und sein Andenken in der Geschichte der grossen Männer zu verewigen. Und wäre ich endlich wohlberathen gewesen, so hätte ich meine Studien und Reisen in Spanien begonnen; damit ich in der strengsten Schule so rasch als möglich über die Anfängerschaft hinauskäme.

Der Zufall hat mir besser gedient, als alle menschliche Klugheit das vermocht hätte. Ich bin unabhängig und Junggeselle. Der Herzog von Choiseul steht an der Spitze des französischen Ministeriums. Ich bin nothgedrungen zu einem Aufenthalt in Spanien bestimmt worden. *Qui m'empêche de me placer moi-même?* Was steht im Wege, dass ich von einer Fügung Gebrauch mache, die mir durch das Zusammenwirken all dieser Umstände eine über jede Erwartung günstige Stellung einräumt? Zur Sache denn!

Die Angelegenheiten, welche ich in Spanien zu betreiben hatte, waren der Art, dass sie mehr äusserliche Geschäftigkeit, als Geistesarbeit erforderten: ich suchte deshalb eifrig nach Aufgaben, die mich für den Verdruss einer mühseligen Reise und eines erzwungenen Aufenthaltes in dem undankbarsten Lande der Welt schadlos halten sollten.

Die inneren, von den Ausländern allzulange unbeachteten Zustände Spaniens sind seit der wichtigen Abmachung des Familienpaktes[1] für Frankreich doppelt interessant geworden. Das naturgemässe Bündniss der beiden Herrscher hat aber noch keineswegs innige Beziehungen

zwischen deren Völkern hervorgerufen, die einander so wenig kennen, wie ihre wechselseitigen Hilfsquellen: darum geziemt es vor Allem der thatkräftigeren Nation, die andere zu studieren und Vortheil aus diesen Betrachtungen zu ziehen.

Diese Gedankenreihe hat mich dazu gebracht, Beobachter zu werden. Ich weiss nicht, ob ich in der Auffassung der Wissenschaft fehlgehe, die man Politik nennt: ich habe sie unter zwei Gesichtspunkten in's Auge gefasst: 1.) als nationale und 2.) als Cabinetspolitik.

1.) Ich war der Meinung, dass Jene von Grund aus den Volksgeist erforschen müsste, der immer mehr, als man denkt, Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten nimmt; ferner die Heeres- und Geldkräfte der Regierung, um demgemäss unsere Anerbietungen oder Forderungen stellen zu können; die Verhältnisse des Aussen- und Innenhandels, um Massnahmen zur Sicherung unserer Überlegenheit zu treffen; den wahren Stand einer Flotte, welche der unsrigen als Rückhalt dienen und im Kriegsfall unseren Colonien zu grossem Nutzen gereichen soll; endlich die Naturprodukte des Landes, deren Ähnlichkeit oder Verschiedenheit von den unsrigen etc. etc.

2.) Ich war der Ansicht, dass ein Beobachter des Cabinets sich durchaus eins fühlen sollte mit dem Minister, der ihn verwendet oder für den er von amtswegen arbeitet. Alle Cabinetspolitik lässt sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen: Isolirung der Feinde und Beherrschung der Verbündeten. Ich war insbesondere der Meinung, dass die vollkommene Kenntniss aller Persönlichkeiten in Amt und Würden die erste Wissenschaft wäre, die ein *observateur de cabinet* erwerben müsste: Denn man hat es *weit weniger mit dem Stand, als mit dem Charakter der Menschen* zu thun. Das ist die Aufgabe, die ich mir stellte. Aber *ein Privatmann ohne Auftrag (un particulier sans mission)* kann oft nur errathen, was die Maschinerie eines Theaters in Bewegung setzt, von dem er nicht mehr sieht, als die Decorationen. Er kann leichter fehlgehen, als ein Anderer,

den fortlaufende Weisungen über alle Motive aufklären. Diese Erwägung hätte mich hindern sollen, den Titel und die Form einer Denkschrift Betrachtungen zu geben, welchen die wichtigste Voraussetzung *(la première liaison nécessaire)* nur zu oft fehlt. Aber man hat es mir befohlen, und ein Mann von Selbstverleugnung dient seinen Herren auf ihre eigene Weise. So bitte ich denn auch um Nachsicht wegen meines Stiles, da es sich hier doch weniger um meine Art zu schreiben, als um meine Art zu sehen handelt.

Der Familienpakt, mit seiner durchgreifenden Veränderung der europäischen Politik, warf scheinbar grosses Gewicht in die Wagschale Frankreichs; die innige Verbindung dieser beiden gewaltigen Mächte hat auch nicht ermangelt, die Engländer zu beunruhigen. Trotz ihrer äusserlichen Zuversicht haben sie alles aufgeboten, um bei den Nordmächten eine Art von Unterstützung zu gewinnen. So kann man Europa in zwei Gruppen scheiden und Wien, Paris, Madrid als im Gegensatz stehend betrachten zu London, Berlin und Petersburg. Aber einsichtige Politiker merken leicht, dass die Verbindung Frankreichs mit Oesterreich keinen wahren Bestand haben kann, und genaue Kenner Spaniens wissen zur Genüge, wie wenig man auf wirkliche Hilfe von seiner Seite rechnen darf. Bei dieser Sachlage und gemäss dem wahren Geist des Familienpaktes geziemt es sich, aus unserem Bündniss mit Spanien den denkbar grössten Vortheil zu ziehen, entweder indem wir thatsächliche Förderung von diesem Staat erfahren oder ihn doch wenigstens als Popanz *(épouvantail)* verwenden[1].

Gibt man diese Nothwendigkeit zu, dann ruhen meines Erachtens die Interessen Frankreichs in Spanien auf zwei Grundlagen: 1. darauf, die politische Einigung beider Mächte in jeder Weise zu verstärken; 2. darauf, dem französischen Cabinet so viel Einfluss als möglich auf das spanische zu verschaffen. Das politische Bündniss kann sich in dem Maass nur immer mehr festigen, in welchem man Spanien steten Anlass gibt, mit den Engländern in Händel zu gerathen.

Das hat auch der Urheber des Familienpaktes wohl beachtet, da er im Vertrag von Fontainebleau Spanien, als Ersatz für das an England abgetretene Florida, den im Osten vom Mississippi bespülten Theil Louisiana's gab[1]: eine abgetrennte, für Frankreich ziemlich werthlose Provinz, aber eine wahre Zwietrachtsfackel für so leicht aufflammende Nebenbuhler, wie Spanier und Engländer. Ich betrachte es als ungemein feinen Zug des französischen Ministers, durch diese Cession Spanier und Engländer einander feindlich gegenübergestellt zu haben.

Eine weitere Festigung der gegenwärtigen Zustände kann nur dadurch zu Stande kommen, dass der Einfluss des französischen Cabinets auf das spanische immer mehr zunimmt. Hier liegt aber eine grosse Schwierigkeit im Mittel: der natürliche Hass, welchen das spanische Volk gegen uns hegt, sei es nun wegen seiner Inferiorität in jeder Richtung, sei es wegen der tiefen Verachtung, welche die Franzosen immer offen für die spanischen Sitten zur Schau trugen. Der Hass aber, mit dem man diese Verachtung wettmacht, ist auf lange hinaus unüberwindlich, und Alles, was in den spanischen Ministerien Sitz und Stimme hat, ist in dieser Beziehung Pöbel[2].

Gewiss ist, dass alles Genie des französischen Premier bisher nur den einzigen spanischen Minister gewinnen konnte, den wir als Botschafter in Paris gesehen; der *Rest* (!) der Nation (den einen, noch dazu aus Genua stammenden Grimaldi ausgenommen) ist zum Theil entrüstet, sich in die Händel der Franzosen gemengt zu sehen, die sie verachtet, zum Theil der italienischen Kabale preisgegeben, welche die grössten Anstrengungen macht, um Spanien Frankreich abwendig zu machen und ausschliesslich zu beherrschen. Die königliche Familie ist von Leuten umgeben, jedes Ministerium von Beamten erfüllt, welche diese Abneigung hegen und nähren. Man sieht in Madrid in der französischen Allianz nur die Schmach des portugiesischen Feldzuges, den Verlust der Havana und der durch den

Krieg verschlungenen 180 Millionen Piaster, ganz abgesehen von der Verlegenheit, Louisiana (womit sie wahrhaftig nichts anzufangen wissen) zu behaupten und zu vertheidigen[1].

Der Genuese Grimaldi — selbst wenn man ihn als ehrlichen Parteigänger Frankreichs gelten lassen wollte — ist weit entfernt von dem Einfluss, mit dem er sich bei Antritt seines Amtes geschmeichelt hatte.

Der Sicilianer Esquilace[2], der an der Spitze der gleicherweise verkommenen Kriegs- und Finanzverwaltung steht, hat nichtsdestoweniger seinen vollen, in Neapel errungenen Einfluss auf den König dadurch bewahrt, dass er durch die übermässige Anspannung der Zölle die fürstlichen Einkünfte auf Kosten des Handels und der Nation erhöhte. Gealtert und ergraut in allen Kniffen der Erpressung, hat er für die Staatsraison und das Gemeinwohl nicht nur kein Verständniss: er setzt sie sogar geflissentlich hintan. Der träge, nichts weniger als erleuchtete Grimaldi hat viel zu wenig Mittel, um den engen Anschauungen dieser in ihrer ökonomischen Arbeit befangenen Seelen wirksam zu begegnen: so sah er sich denn auch wegen all seiner Verträge in Madrid getadelt und alsbald auf den engen Kreis der auswärtigen Angelegenheiten beschränkt, unter welchen die französischen die bedeutendste Rolle spielen.

Sein Nebenbuhler Esquilace, der im Vollbesitz seines alten Ansehens geblieben, vergab ihm niemals, dass er einen Augenblick den Vorrang angestrebt hatte: er bedient sich seines Einflusses auf den König, um Grimaldi fast mit all seinen Anträgen zu Falle zu bringen. Es ist allbekannt in Madrid, dass ein Gesandter, der sich nicht unmittelbar nach einem Empfang bei Grimaldi mit seinen Anliegen an Esquilace wendet, sich zum Besten gehalten sieht und fast nie durchsetzt, was er wünscht. Privatleuten geht es nicht anders als dem diplomatischen Corps. Da nun die Hauptabsicht Esquilace's auf Grimaldi's Sturz gerichtet ist und dieser Letztere weit mehr an seiner Stellung, als an seine Beziehungen zu Frankreich hängt, so kann man

abnehmen, dass in Spanien nur sehr schwache Stützen für unser politisches System vorhanden sind.

So ist es um die zwei ersten Minister Spaniens bestellt. Der Dritte, der an der Spitze der Marine stehende Comthur Ariega zählt nicht mit, sofern man von seiner öffentlichen Erklärung absieht, die Franzosen von Herzensgrund *(souverainement)* zu hassen. Das Gleiche kann man von Allem sagen, was den Titel Rath von Castilien, Indien, d'Hazienda etc. führt.

Der *König* (wohlverstanden: derselbe Karl III., welcher *suffisamment instruit, ordonna que Clavico perdît son emploi et fût a jamais chassé de ses bureaux),* der König also, ziemlich beschränkten Geistes, fast ganz vereinsamt durch sein Misstrauen gegen Jedermann, vor Allem von der bei schwachen Geistern so mächtigen Furcht erfüllt, beherrscht zu werden, lässt Alle, die ihm nahekommen, nur einen sehr fragwürdigen Einfluss auf seine Entschliessungen gewinnen. Selbst seine Minister, trotz ihres anscheinenden, *übrigens nur Dummköpfen imponirenden Despotismus,* gleichen ihm gegenüber durchaus nur furchtsamen Bedienten vor einem ebenso misstrauischen als allgewaltigen Herrn. Seine Günstlinge behaupten ihren vermeintlichen Einfluss nur dadurch, dass sie keinen Gebrauch von demselben machen. Ein einziger Mensch hält alle Welt in Spanien im Schach: das ist *Piny,* der geliebte Kammerdiener, der Einzige, welchem der König gern sein Herz aufschliesst, der Einzige, mit dem er täglich zehn Stunden von vierundzwanzig in vollkommener Abschliessung verbringt. Von diesem *ebenso einflussreichen als unbekannten* Menschen habe ich *die zuverlässigsten Nachrichten über den Charakter des Fürsten* erhalten. Ausser den Ministern, Piny und bisweilen auch dem Beichtvater, soweit geistliche Fragen ins Spiel kommen, wagt es Niemand, mit dem König von Staatsgeschäften zu sprechen oder auf wichtige Entscheidungen Einfluss zu nehmen.

Aus dieser Darstellung ersieht man, dass ein Mittel, welches den französischen Minister in die Lage versetzen

würde, bestimmt auf die Person des Königs zu rechnen und in irgendwelcher Weise seinen Willen zu lenken, ihn zum unbeschränkten Herrn der spanischen Angelegenheiten machen würde. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, zuvor aber noch ein Wort über einige andere noch zu beseitigende Hindernisse sagen. Ausser der Abneigung der Nation gegen uns, und abgesehen von unserem geringen Einfluss auf den König, ist zu erwägen, dass dieser Fürst seinen ältesten Sohn als so grimmigen Franzosenhasser heranwachsen lässt, dass er bei keiner Gelegenheit unsere Sprache, mit der er wohlbekannt ist, sprechen will, und dass er niemals versäumt, die Franzosen ganz laut herabzusetzen und ihnen Schlimmes nachzusagen, so oft die Rede auf sie kommt [1].

Dieser Hass, den er seiner Erziehung zu danken hat, ist einer der Punkte, welche der Fortdauer des gegenwärtigen Systems am gefährlichsten werden können; und die bedächtigsten Leute sind auch der Meinung, dass wenn der König stürbe oder unfähig würde, die Zügel zu führen (was nicht so unwahrscheinlich ist, als man glauben sollte) Frankreich alle Mühe hätte, das gute Einverständniss aufrecht zu halten, das man durch den Familienpakt so gründlich gefestigt wähnte.

Allein der Prinz von Asturien ist jung. Im Augenblick seiner Verehelichung wird er empfänglich für neue Gesinnungen gestimmt sein *(prendre en quelque façon une nouvelle âme)*, und diese Zeit der ersten glühenden Leidenschaft müsste man wahrnehmen, um die ungerechten Vorurtheile seiner Kindheit zu zerstören. Vielleicht vermögen die Ansichten, die ich nun entwickeln will, gleichzeitig die gute Wirkung zu üben, den Vater an uns zu fesseln und den Sohn auf den rechten Weg zu führen.

Die Umstände liegen sehr günstig. Die Heirath der Infantin von Parma (Marie Luise, Enkelin Ludwig XV.), dem Anschein nach auf das Andrängen der Königin Mutter beschlossen, verdiente wohl, von französischen Politikern ersonnen worden zu sein. Ja, wenn ich dem französischen

Ministerium grösseren Einfluss auf die Entschliessungen von Madrid zutrauen dürfte, so möchte ich kaum bezweifeln, dass der Herzog von Choiseul auch diesen geschickten Schachzug gemacht hat, die Entscheidung auf eine gut französische Prinzessin zu lenken und durch diese Wahl die feindlichen Pläne zu hintertreiben, welche die Infantin von Portugal (als Gemahlin des künftigen Königs von Spanien) in Aussicht nahmen.

Übrigens ist das Projekt, von dem ich sprechen will, auf keine chimärischen Einfälle, sondern auf sichere Thatsachen gegründet. Sie selbst (Choiseul) haben, ohne es zu wissen, diesem Anschlag starken Vorschub geleistet, indem Sie im Namen des Königs von Frankreich zu Gunsten der Frau Marquise de la Croix nach Madrid geschrieben haben *). Der König von Spanien hat, beseelt von einer Regung des Wohlwollens für diese Dame und von dem Wunsche geleitet, ihr Vortheile zu gewähren, die Niemand sich anmassen durfte zu verlangen (— denn es liegt in den Grundsätzen und im Charakter dieses Fürsten, nirgends Neuerungen vorzunehmen —) der König also hat selbst die Idee angeregt *(fourni)*, sich die Marquise vom König von Frankreich empfehlen zu lassen ...

Aber greifen wir noch weiter aus und sagen wir Alles, da wir einmal zu reden angefangen haben. Halbe Andeutungen *(demi-confidence)* bleiben nur leeres Gerede, ebenso ungebührlich gegen Denjenigen, dem man sie macht, als unnütz für das Interesse der Geschäfte, die man behandelt. Dieser Theil meines Mémoire's wird daher *ausdrücklich der Verschwiegenheit des Herzogs von Choiseul,* nicht aber dem Minister des Königs von Frankreich anvertraut werden.

*) Die Bestätigung dieser Behauptung fand ich in Choiseuls aufrechter Erledigung der Eingaben des Bischofs von Orléans, in welchen dieser Hofprälat *très fortement* Geleitschreiben für die ihm nah verwandte Marquise de la Croix an Grimaldi, Esquilace und den französischen Gesandten in Madrid, d'Ossun, erbittet. *(Archives des affaires étrangères,* Espagne, 1764 507.)

Der König von Spanien, schwach, halsstarrig, misstrauisch und bigott, führt das Leben eines Wilddiebes; nichtsdestoweniger empfindet er jedoch sehr oft das Bedürfniss, unterhalten zu werden. *Die Langweile, diese Krankheit aller Könige*, macht sich bei ihm weit empfindlicher fühlbar als bei jedem Anderen. Zwanzigmal haben seine Blicke unter den Personen seiner Umgebung nach einem Wesen gesucht, dessen Reize, dessen Geist und Anhänglichkeit ihn aus der traurigen Einförmigkeit seiner Lebensführung herauszureissen vermöchte. Eine andere Krankheit, welche mit einer gewissen Regelmässigkeit kräftige Pietisten quält, würde ihn wohl bestimmen, sich einer Frau zuzuwenden, *pour se l'attacher de préférence.* Aber die Erinnerung an die Herrschaft, welche sich die Königin Amalia über ihn anmasste, und die Furcht, von einem Wesen vom Schlage seiner Frau unterjocht zu werden, haben ihn immer zurückgehalten. Diese (von keinem Andern bemerkte) Unruhe des Königs konnte nicht lange seinem *Lieblingskammerdiener* verborgen bleiben. Dieser, ein verschlagener Italiener, hat nun sehr richtig herausgefunden, dass er (sofern er die Aufmerksamkeit des Königs auf eine Frau von Geist lenken könnte) durch sie im Herzen seines Herrn verstärkten Rückhalt gewinnen würde. Die nahen Beziehungen, in welche mich *meine Geschäfte zu ihm gebracht hatten* und sein Zutrauen zu mir bewogen ihn, sich mir gegenüber ungescheut über diese wichtige Angelegenheit zu äussern. Ich begriff sofort, von welcher Bedeutung für mein Land die Wahl einer gewandten Frau wäre, welche man gewinnen und dazu bestimmen könnte, ihre Sache heimlich mit der des französischen Ministers zu verknüpfen: ich begriff zugleich auch, welche Vortheile Derjenige, für welchen ich alle Ergebnisse meiner Beobachtungen bestimmt habe, für die Aufrechterhaltung des *Familien*(!)paktes und den Glanz seines Ministeriums aus einer Verbindung der Art ziehen könnte. Demgemäss liess ich die Blicke meines Mannes geschickt auf eine Frau sich wenden, die ich be-

sonders rühmte *(désignai)*, während ich scheinbar alle Musterung bestehen liess und indem ich also nur zufällig bei ihr Halt machte, bewies ich ihm ohne Mühe, dass diese Frau alle erwünschten Bedingungen wunderbar *(à merveille)* erfülle, sofern man nur sie selbst diesem Vorhaben geneigt machen könnte *(pouvait déterminer elle même)*: — eine Aufgabe, deren Ausführung ich auf mich nahm, da ich ihr Vertrauen in ziemlich hohem Grade besass *(étant assez avant dans sa confiance)*. Nachdem das zwischen Piny und mir abgemacht war und er beim König dieselbe Geschmacksprobe versucht, die ich bei ihm selbst ins Werk gesetzt hatte, arbeitete ich ernstlich daran, im Herzen einer geistvollen, ehrgeizigen Frau, die man, kurz gesagt, unmöglich besser hätte wählen können, das Verlangen zu steigern, *la fortune* ihres Mannes zu erhöhen und sich zugleich einem Königreich nützlich zu erweisen, das der Ausbeutung preisgegeben und in Unwissenheit versunken erschien. Ich schmeichelte *ihrer Eigenliebe* und *dem Roman ihres Kopfes*, indem ich ihr zeigte, welch ruhmvolle Folgen eine kluge Verbindung mit dem König haben könnte, Dank welcher dieser Fürst, von Haus aus ein Freund des Guten, unter ihrer Leitung die weitgeöffnete Bahn betreten würde, um seinen Staat aus einer Lethargie zu reissen, welche dessen Kräfte vernichtet. Da aber diese Dame sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, ganz allein einen so umfassenden Plan durchzuführen und zugleich in der Umgebung des Fürsten nur Widersacher aller Reformbestrebungen erblickte, habe ich sie dadurch beruhigt, dass ich ihr eine *Geheimkorrespondenz* in Aussicht stellte, welche sie mit Ihnen, Monseigneur, in der Art unterhalten könnte, dass Sie, durch irgend einen *agent secret*, aus der Ferne alle Massnahmen zum Wohle beider Völker, insbesondere zur Aufrechterhaltung der Liga wider die Engländer, welche sie aus vollem Herzen hasst, vorzeichnen würden.

Auch die Besorgniss einer anstössigen Beziehung zu dem König, welche ihren Grundsätzen ebenso widerstrebt

wie ihrem Geschmack, wusste ich vollständig durch die Versicherung zu bannen, dass ich, weit entfernt, der Pflichtvergessenheit in meinem Plan eine Rolle zuzutheilen, meine Blicke nur in der Überzeugung auf sie gelenkt hätte, *que cela n'arriverait jamais*. Ich bewies ihr, dass der schwache, frömmelnde König dem Genuss jeden Augenblick durch Gewissensbisse entfremdet werden könnte, so dass ein auf eine *liaison vicieuse* gegründetes Gebäude beim ersten Sturmlauf des Beichtvaters zusammenbrechen müsste, während eine durch den Zauber einer angenehmen Geselligkeit gemilderte Strenge, eine auf Achtung gegründete Verbindung ein weit zuverlässigeres Mittel zu seiner Beherrschung abgäbe, als eine Schwäche, die ihn immer in Zwiespalt mit seinem Gewissen brächte.

Auch der Günstling des Königs war ebenso glücklich als ich: er bemerkte mit Freude, dass dem Fürsten unsere Heldin mehr als einmal in der Menge aufgefallen war. Sobald der König sich durch dieses Bekenntniss erleichtert hatte, verbrachte er die Nächte damit, von ihr zu sprechen oder zu träumen. Endlich, da er, von seiner Neigung überwältigt, zu wünschen schien, dass Piny die Verhandlungen einleite, befahl er ihm, der Dame zu schreiben und sie aufzufordern, sich nach Ildefonso zu begeben, um in eigener Person wegen einer Schuldforderung ihres Gemahls Gerechtigkeit vom König zu verlangen. Ich bestimmte sie dazu, sofort abzureisen; aber sowie der Fürst sie in seiner Nähe wusste, begann ihn neuerdings die Unruhe zu quälen. Zehnmal gab und widerrief er den Befehl, ihr von ihm zu sprechen und sie einzuladen, ihn insgeheim zu sehen: ja gleich den Kindern, die ein jäher Schrecken hindert, sich den Freuden hinzugeben, welche sie am lebhaftesten begehrt haben, fand der König, sobald ein natürlicher Anlass sich bot, die Geliebte zu sehen, mehr Gründe, eine solche Begegnung zu vermeiden, als er Mühe aufgewendet, um sie herbeizuführen. War die Gefahr wieder vorbei, so athmete er wie nach einem Erstickungsanfall auf, um gleich nachher

in tiefe Schwermuth zu versinken. All diese Symptome einer Leidenschaft, welche von seinem Liebling ebenso richtig beurtheilt wurden, wie von mir, bestimmten uns, den ersten Befehl, welchen er ertheilen würde, ihm von ihr zu sprechen, sofort, ohne ihm Zeit zum Widerruf zu gönnen, zur Ausführung zu bringen. Das geschah alsbald. Nun *aber liess ich von der Dame sein Verlangen rundweg abweisen,* damit der König mehr von *unserer* (!) Ablehnung, als von seiner Unschlüssigkeit in Anspruch genommen werde und damit seine Leidenschaft in dem Maasse wachse, als ihre Befriedigung schwieriger würde. Das geschah denn auch. Hier ist der Grund zu suchen, warum er seiner Schönen den Rath ertheilen liess, sich vom König von Frankreich an ihn empfehlen zu lassen: denn diese Dame ist keine andere, als die Frau Marquise de la Croix. Dann hat der Fürst aus freien Stücken zur grossen Verwunderung seiner Minister ihrem Gemahl eine Komthurei von St. Jakob und eine Pension, ferner ein prachtvolles Diamant-Kreuz verliehen, das er ihm von seinem Bruder, dem Infanten Don Luis, als dem von ihm selbst bestimmten Ordenspathen, geben liess. Als der Marquis nun endlich mit seiner neuen Würde bekleidet war, hat die Verzögerung in dem Einlangen der aus Frankreich erwarteten Empfehlungen den Fürsten hundertmal ungeduldig gemacht; insbesondere verdross ihn die Umständlichkeit der langwierigen Förmlichkeiten, bevor die Briefe auf dem Umweg über die Ministerien zu ihm gelangten, ob er gleich von seinem Liebling wusste, dass man in Frankreich auf das wirksamste dafür gearbeitet hatte, sich dieselben zu verschaffen. Endlich liess der Fürst, um die Marquise in den Palast zu ziehen und häufiger Gelegenheit zu haben, sie zu sehen, ihr, da er keine neuen Ehrendamen für seine Schwiegertochter ernennen kann, durch Piny vorschlagen, sie möge den Rang einer Palastdame und eine Pension verlangen, ohne dadurch zum Hofdienst verpflichtet zu werden. Soweit waren die Dinge gediehen, als ich nach Frankreich abreiste. Als ich

die Marquise verliess, wollte sie sich die Entschliessung über meine Ansichten bis zu dem Augenblick vorbehalten, in welchem ich ihr von Paris aus die Versicherung geben könnte, dass es in ihrer Macht stünde, gemeinsame Sache mit dem Herzog von Choiseul zu machen . . .*)

Sie allein, Monseigneur, haben also heute zu entscheiden, ob dieser Weg, welcher insgeheim mit so viel Geschicklichkeit als Mühe gebahnt wurde, Sie dahin führen kann, den spanischen Ministerrath souverän zu regieren. Ich aber, dessen Aufgabe es gewesen, auch die anderen Schwierigkeiten wohl im Auge zu behalten, wüsste Mittel und Wege anzugeben, um das Herz des Thronfolgers in demselben Augenblick zu gewinnen, in welchem man über den Geist des Königs gebieten würde. Ich habe mir ausgedacht, dass es dem französischen Premier ein Leichtes sein müsste, dem allerchristlichsten König (Ludwig XV.) den Wunsch einzuflössen, seine Enkelkinder auf der Durchreise nach Spanien zu sehen und von seinem Vetter Karl III. diese Gunst zu erbitten. Die Infantin von Parma, schon jetzt französisch gesinnt, könnte dann längere Zeit mit glänzenden Festen an einem Hof festgehalten werden, dessen Lust und Pracht noch in der Erinnerung die künftige Königin von Spanien dauernd zu der unsrigen machen müsste. Ich habe mir weiter gedacht: dass zu gleicher Zeit die neue, zu den Ehren des Palastes berufene Favorite unter dem Vorwand von Familiengeschäften nach Frankreich gehen und auf die erste Nachricht vom Besuch der künftigen Prinzessin von Asturien in Paris die Gelegenheit wahrnehmen könnte, der Infantin *le premier hommage espagnol*

*) Fournier hat unser Mémoire bruchstückweise in seiner Ausgabe der Oeuvres complètes p. 745—749 abgedruckt. Die folgenden Angaben sind bisher noch nicht veröffentlichten Papieren der comédie française entnommen. Unverständlich bleibt, wie Fournier Introduction p. XII im Hinblick auf unser Mémoire behaupten kann: *la marquise fut en passe de devenir la maîtresse du prince des Asturies.* Irrig sind auch seine biographischen Notizen über Mme de la Croix.

darzubringen. Bei demselben Anlass könnte sich die Marquise mit Ihnen benehmen und ihre Vorkehrungen für die Zukunft treffen. Die Marquise könnte weiter dem künftigen Gatten der Infantin, dem Prinzen Philipp von Asturien, welcher ihr auf das Innigste ergeben ist, schreiben, dass sie von dem Wunsche erfüllt, sich ganz besonders der jungen Prinzessin anzuschliessen, ihn bittet, seine Braut zu ihren Gunsten zu stimmen und sie zum Voraus davon zu verständigen, dass sie in Madrid keine zuverlässigere Rathgeberin, keine liebevollere Freundin finden könne. Dank einer so schmeichelhaften gewichtigen Fürsprache könnte die Favorite dann die Prinzessin von Paris nach Madrid begleiten und unterwegs die Gelegenheit wahrnehmen, ihr Vertrauen zu gewinnen, noch ehe die ungeheuerliche Sippschaft, welche künftig ihren spanischen Hofstaat ausmachen soll, die Oberhand erlangt hätte. Bedenkt man, von welch entsetzlichen Wesen diese königliche Familie umgeben ist, so lässt sich leicht voraussehen, dass die Marquise rasch Geist und Herz des jungen Paares bezaubern wird. Und die Absicht, welche der König hegen soll, all seine Abende bei seiner Schwiegertochter zu verbringen, wird uns nun in ihrer geheimsten Triebfeder aufgedeckt. Die Marquise wird also in der Lage sein, jedem andern Einfluss zu begegnen und Piny wird nicht ermangeln, ihr beständig die Gedanken des Königs über alle Staatsangelegenheiten mitzutheilen. So werden Sie sich alsbald als der Minister beider Königreiche betrachten und als solcher dem Ausland gegenüber auftreten dürfen: eine Kraftprobe, welche Sie zugleich Ihrem Herrn noch werther machen wird, einem Herrn, dessen Vertrauen Ihnen ohne Zweifel eine Menge geschworener Feinde streitig machen will. . . . .«

So schlau angezettelt diese Intriguenkomödie nach der Meinung ihres Urhebers auch sein mochte und so wenig wählerisch die officielle und die Geheim-Diplomatie jener Zeit in ihren Grundsätzen und Hausmitteln war: die wohlverdiente Antwort, welche Beaumarchais (auf seine Bitte

um die Bestallung zum Consul) im Namen des Herzogs von Choiseul durch den Bischof von Orleans aus Fontainebleau erhielt, lautete: »Unbedingte Ausschliessung dieses Individuums von jeder, Spanien betreffenden Sendung«[1].

Die Madrider Gründerphantasieen Beaumarchais' sind seinen politischen ebenbürtig. Auf geradem Wege war das Monopol für den ungemein einträglichen Negerhandel nach den spanischen Colonieen nicht zu erlangen. Da verfiel sein *génie supérieur aux évènements* auf die Idee, der spanischen Regierung, die seit Jahresfrist rathlos ihrer neuen, unwillkommenen Erwerbung eines Theiles von Louisiana[2] gegenüberstand, die Sorge für diese überseeische Provinz abzunehmen. Er erbot sich, nach dem Muster der ostindischen Gesellschaft, eine *Compagnie de la Louisiane* ins Leben zu rufen, und er verhiess, auf diesem, seinerzeit schon durch Laws Gründerkünste geweihten Boden Festungen und Städte erstehen zu lassen. Die Endabsichten, welche ihn bei diesen Anträgen leiteten, finden wir mit voller Offenheit ausgesprochen in den (bisher gleichfalls noch ungedruckten) *Instructions secrètes sur le ministère d'Espagne relativement à l'affaire de la concession de la Louisiane,* welche er seinen Committenten in der Heimath durch einen Privatcourier zugehen liess. (Archiv der comédie française.)

»Ich will Ihnen getreulich schildern, was ich Alles unternommen habe, um das ausschliessliche Privilegium für den Negerhandel in den spanischen Colonieen zu erhalten. Die Verwaltung der Louisiana ist drei Ministern anvertraut, vornehmlich aber Herrn Grimaldi, weil er die Abtretung Floridas zum Eintausch gegen diese Colonie veranlasst hat. Zudem wissen alle, so viel ihrer auch sind, nicht, was sie damit anfangen, noch wie sie sich anstellen sollen, die Louisiana auszubeuten oder auch nur gegen englische Übergriffe sicher zu stellen, da dort zu allem Überfluss der

Schlüssel zu all ihren Besitzungen im Osten und Süden sic befindet. Der zweite ist der Marineminister Herr Ariega in seinem Amt wird mein Vorschlag geprüft und von do aus geht das Gutachten geradeswegs an den König, da e hierzulande keinen Ministerrath wie in Frankreich gibt. Al Dritter kommt der Finanzminister Esquilace in Betracht, de den grössten Einfluss auf den Monarchen hat; von ihr hängt es ab, ob die Abgabe (für je Einen Neger) mit 1(20 oder 30 Piastern festgestellt wird; in seiner Hand lieg auch die Macht, uns die Erlaubniss zu Rückfrachten nac Frankreich etc. zu gewähren. So ist es unerlässlich, mir destens mit zwei von den Dreien über die verschiedene Interessen ihrer Departements zu verhandeln. Ihr geringe Verkehr unter einander und die landesübliche Träghe sind die Gründe, welche die Geschäfte in Spanien endlc verzögern. Dank meinem Studium der verschiedenen Charak tere sah ich bald, dass der Marineminister ein ebenso schlich ter und rechtlicher, als wenig unterrichteter Mann ist, de unsere Sache seinen Unterbeamten anheimstellen wird; dere Vortheil ist aber so fest mit demjenigen einiger Spanie verknüpft, welche bisher mit einem Theil dieser Liefe rungen betraut waren, dass man uns fortwährend mit Ve schleppungen und immer neu auftauchenden Schwierigkeite hinhalten wird, ohne es jemals zu einem endgiltigen Be scheid kommen zu lassen. Der Finanzminister Esquilac ist nur von dem Einen Bestreben geleitet, dem König un sich selbst Geld zu verschaffen. Seine Maxime lautet: kei Heil ausserhalb der Douane! Die bisher bestehenden Taxe wird er in keiner Weise herabsetzen wollen, obgleich si (mit 33 Piaster per Stück) übermässig hoch erscheinen; sieh er doch in unserer Angelegenheit, wie in jeder andere keinen anderen Vortheil, als diese Abgabe. Ihm komm wenig darauf an, ob die Colonie in gutem oder in schlech tem Zustand sich befindet, wenn nur Steuern und Taxe pünktlich bezahlt werden. Der König ist in jeder Beziehun streng vom Volk geschieden: das sind zwei Interessen, d

sich sogar überall kreuzen, und just diese bizarre Finanzverwaltung bildet die Hauptgrundlage für die Politik Esquilace's.

Der dritte Minister, von dem mehr zu holen sein dürfte, ist Herr Grimaldi, weil er die Franzosen und das Gemeinwohl liebt und sehr zugänglich ist. Aber es gibt nur *ein* Mittel, ihn dem Gelingen meiner Unternehmung geneigt zu machen: und das besteht darin, der Louisiana irgendwie eine Rolle darin zuzutheilen. Sie halten das für überflüssig und ich erblicke in diesem Vorschlag *la clef de ma prompte réussite.* Es ist offenkundig, dass man hier mit der Abtretung von Florida[1] sehr unzufrieden ist und Grimaldi mit der Verwaltung der Louisiana nur deshalb betraut hat, damit er in neue Verlegenheiten verstrickt werde. Seine Eigenliebe fordert nun gebieterisch, dass er das begonnene Werk durchführe: in Folge dessen wurden auch unsere sämmtlichen, diesen Gegenstand betreffenden Anträge sehr günstig aufgenommen. *Wir sind Kaufleute und keine Minister: nichts anderes als das Gedeihen unserer Gesellschaft hat uns zu beschäftigen:* darin liegt die Beziehung der Louisiana zu unseren übrigen Geschäften.

Eine Gesellschaft nun, welche sich mit allen Lieferungen für die Colonie befassen wird, selbst mit der Versorgung der Truppen (— darunter verstehe ich nicht etwa, dass die Compagnie die Truppen aus ihren Mitteln bezahlt, sondern nur, dass sie als Verpflegsmeister dem König Vorschüsse leistet, welche von seinen Steuern und Negertaxen in Abzug gebracht werden könnten, was von sehr grossem Vortheil wäre —): eine Gesellschaft der Art wird nicht allein alle wünschenswerthen Bedingungen in dieser Richtung, sondern auch eine Reihe von anderen Zugeständnissen als Entschädigung für den ihr vermeintlich erwachsenen Aufwand erhalten. In Wahrheit erfordert unser Vorhaben nichts anderes für die Gesellschaft, als dass wir über Neu-Orleans oder vielmehr über eine kleine Insel an der Flussmündung für Permissionsschiffe verfügen dürfen, von welch Letzteren man sich wohl hüten muss, zu reden, weil uns das ver-

dächtig und all unsere Aussichten zunichte machen würde. Auf dieser Insel wird die einzige Befestigung sein, welche die Gesellschaft anzulegen hat, von deren Wällen beschützt, wird sich ein grosses Magazin erheben, dessen Erhaltung für uns allein von Bedeutung ist. Mein Plan geht dahin, einen französischen Gouverneur, dessen Ernennung der Gesellschaft zusteht, vorzuschlagen und im Übrigen das Ministerium mit Versprechungen hinzuhalten, *die wir nie zu erfüllen brauchen:* z. B. die Approvisionirung und Befestigung von Neu-Orleans und anderer Orte der Colonie, sofern uns die Regierung dagegen das Recht zugesteht, die Civil- und Militärbeamten mit Ausschluss der Spanier unter den Eingebornen zu wählen. Meine Absicht geht weiter dahin, zu beweisen, dass es nur Ein Mittel gibt, den Engländern entgegenzutreten und den Schmuggel hintanzuhalten (welch Letzteren wir ebenso gefährlich für die Regierung, als für die Interessen der Gesellschaft darstellen müssen): ein Vorwand, unter welchem wir das Monopol für den Negerhandel in dem ganzen Golf und weiter für alle spanischen Besitzungen verlangen. Die übrigen Reformvorschläge über Befestigungen, über die Ansiedlung, Berufung und Vermehrung von Colonisten haben noch gute Weile: es genügt, wenn wir so thun, als ob diese Fragen von der grössten Bedeutung für die Gesellschaft wären: dann wird man uns in der Hauptsache nach unserer Willkür schalten lassen. Bei dem Schlendrian, mit dem man hier alles betreibt, wird unser Privilegium — (selbst wenn es auf 15 Jahre ertheilt werden sollte) — längst erloschen sein, bevor die Compagnie Zeit und Anlass gefunden haben wird, Vorkehrungen der Art zu treffen oder ehe man hier Verdacht schöpft, dass unsere *vues générales* nur dazu dienen sollten, Sonderinteressen zu verbergen; oder bevor man in dieser Richtung Untersuchungen einleitet und als Ergebniss einer Prüfung bestimmte Aufträge erfliessen, die man wiederum an die 20 Jahre hinausschieben kann, wenn man nur die Unterbeamten, bei denen man Alles ausrichten kann, auf seiner Seite hat.

Was dagegen *sehr rasch* ins Werk gesetzt werden muss, ist, dass der *französische Gouverneur* sich schlechterdings um *nichts Anderes* bekümmert, als um den Schleichhandel; dass die Schiffe der Compagnie mit allen erdenklichen für die spanischen Colonieen geeigneten Waaren ihre Ladungen dem Gouverneur von Louisiana überantworten sollen; dass dieser Letztere sofort einen tüchtigen und zuverlässigen Vertrauensmann nach allen spanischen Häfen im Golfe senden soll, um den andern Gouverneuren seine Ernennung und seine freundlichen Gesinnungen bekannt zu geben. Unter der Hand aber wird *derselbe Vertrauensmann*, der des Spanischen ebenso mächtig sein muss, wie des Französischen, *mündlich* den namhaftesten Kaufleuten in jeder Handelsniederlassung mittheilen, dass die Produkte und Waaren aller Art, welche die Gesellschaft für die Louisiana kommen liess, an dem und dem Ort und in solcher Fülle zu haben sind, dass sie insgeheim unter der Beobachtung aller entsprechenden Vorsichtsmaßregeln alle Artikel haben könnten, ohne dass der französische Gouverneur das Leiseste davon ahne. Auf diese Weise wird Niemand blosgestellt und der Schleichhandel kann sich ergiebig und sicher entwickeln, während die Gesellschaft zugleich ihre Neger und ihr Eisen*) überallhin befördert. Unter dem Vorwand, die Louisiana mit Lebensmitteln zu versorgen, werden unsere mit geschmuggelten Waaren geladenen Schiffe einlaufen, und aus dem schwunghaften, allzeit nur gegen Baarzahlung betriebenen Schleichhandel werden wir ohne Frage den

*) Immer vorausgesetzt, was zweifelhaft ist, dass die Regierung das bewilligt, weil dies eine der stärksten Einnahmsquellen für den Handel von Cadix ist und der Hauptabsatz des biscayischen und navarresischen Eisens in den Colonien statt hat. Jede dieser Schwierigkeiten lässt unsere Bewerbung um die Louisiana immer unerlässlicher erscheinen: weil alles Übrige als Gegenleistung für unser Unternehmen gewährt werden kann und weil der Schleichhandel, für welchen die Louisiana den Vorwand und den Stapelplatz abgibt, uns in jeder Beziehung schadlos hält. Note Beaumarchais'.

Hauptvortheil unseres Unternehmens ziehen. Die Verflechtung Louisiana's in unsere Vorschläge erscheint mir also als Schlüssel zu allem Übrigen, weil es 1) für Spanien vortheilhaft ist, dass eine Gesellschaft dem Staat die Sorge für eine Provinz abnimmt, mit der er nichts anzufangen weiss und für die man nicht einen Heller ausgeben will, 2) weil die Gesellschaft zum Dank für ihre Zusagen grosse Vortheile in jeder anderen Beziehung erreichen wird, 3) weil Grimaldi an Louisiana interessirt ist, wie an seinem eigenen Werke und in Folge dessen mir hilfreich beistehen wird, alle Einwendungen zu beseitigen, welche die anderen Minister oder deren Beamte erheben werden, 4) weil die Louisiana den Stapelplatz des Schmuggels bilden wird, den wir als unser vornehmlichstes Interesse betrachten müssen, 5) weil das grösste Mittel, sich zu bereichern, bei den Vicekönigen oder Gouverneuren von Mexiko darin besteht, den Sold, welchen Spanien für alle Truppen bezahlt, welche das nördlich von Mexiko belegene Texas bewachen oder angeblich bewachen, durch ihre Hand gleiten zu lassen — indem sie die Truppen in Naturalien und nach ihrer Willkür entlohnen. Ich aber gedenke der Regierung zu beweisen, dass in Folge der geänderten Lage der Dinge unweigerlich alle Befehle, Lieferungen und Zahlungen für die Truppen im Texas von Neu-Orleans ausgehen müssen, weil immerfort Gefahr von Seiten der am jenseitigen Ufer des Mississippi aufgestellten Engländer drohe; desshalb müsse stets volle Übereinstimmung mit der Besatzung dieser Länder bestehen: sonst könnte bei einer Entfernung von 400 Meilen Alles heillos geplündert und zerstört werden, bevor Meldungen in oder Ordres von Mexiko eintreffen. Die Gesellschaft wird dann die Beneficien der Vicekönige von Mexiko an sich ziehen. Weil endlich 6) wenn die Compagnie nicht die Louisiana auf sich nimmt, andere das thun werden und da auch diese nur die eben entwickelten Ansichten haben können, sich den Eingang zum Golf und damit zum Erfolg erschliessen werden, indem sie von hier

aus nach Belieben *(à sa barbe)* Schmuggel treiben würden, ohne dass wir sie hindern können: *car ce ne sera plus notre affaire.* Diese Recapitulation umfasst Alles.

Nachdem ich Ihnen aber die Wichtigkeit der Louisiana klar gemacht, muss ich Ihnen noch ein paar Worte über die von mir bereits getroffenen Vorkehrungen und von meinem Feldzugsplan sagen.

Herr Daubarrade, ein ebenso kluger, als unterrichteter Mann arbeitet mit mir. Aus sicherster Quelle wissen wir, dass die Neger, (sofern wir keine Schwierigkeiten machen wegen der 33 Piaster in klingender Münze, welche der König von jedem Stück erhebt) hernach bis zu 300 Piaster weiter verkauft werden können.

Wir erfahren auch, dass mehrere spanische Gesellschaften im Stillen daran arbeiten, die Ausbeutung des Monopols auf dem alten Fuss erneuern oder fortsetzen zu dürfen. Wir können daher weder knausern, soweit der Leibzoll des Königs zur Sprache kommt, noch die Louisiana ausser Acht lassen, welche den Anspruch auf unsere Bevorzugung begründet.

Wir haben alle Anträge zu Gesicht bekommen, welche dem Minister in Sachen der Louisiana überreicht wurden: die landläufigen Ansichten sind durchaus absurd, von den Ideen der Missionäre beherrscht. Wir haben uns ein gutes, von einem gegenwärtig in London ansässigen Franzosen geschriebenes Mémoire über diese Colonieen verschafft und haben vom Minister, der uns dasselbe anvertraut hat, das Versprechen erhalten, dass Niemandes Vorschläge (dem König?) überreicht werden sollten, bevor wir uns endgiltig entschieden haben werden.

Sie begreifen selbstverständlich, dass mein Geschäft geheimer mächtiger Freunde bedarf. *Wir haben sie.* Ihre Entlohnung *(leur salaire,* so lautet im Originaltext die höfliche Umschreibung für Bestechungsgelder) ist noch nicht bestimmt und wird nie anders bestimmt werden, als im Verhältniss zu der Nützlichkeit ihrer Leistungen. Allein ich

habe das sichere Mittel, den König (wohl durch den Freund Piny!) im tiefsten Geheimniss alles Wichtige wissen zu lassen, damit auch unsere offenkundigen Plane von keinem anderen Interesse durchkreuzt werden.

Der König trifft nämlich in den ihm bekannten Angelegenheiten ganz unabhängig seine Entscheidungen und kein Minister wagt es, ihm zu widersprechen, sobald er sich einer Meinung zuwendet. Ja sie bewahren ihre Macht nur, indem sie ihm soweit als möglich alles verbergen, was sich zuträgt; sowie man sich aber auf irgend welche Weise Gehör bei ihm verschafft, tritt für die Minister jedes andere Interesse vor dem der Selbsterhaltung zurück. Nun ist dieser sichere Weg, bequem bis an ihn heran zukommen, dasjenige, was ich meine mächtigen Freunde nenne«.

»Wenn ich im Verlauf dieses Mémoire's den Erfolg meiner Sache auf etwas seltsame Behauptungen zu gründen scheine, so will ich gleich zu Ihrer Beruhigung hinzufügen: dass man, sofern man nicht hier verweilt und um besonderer Zwecke willen die staatlichen Zustände studiert, sich keine der Wahrheit auch nur annähernd gleichkommende Vorstellung davon machen kann. Leute, welche in Frankreich inmitten von Intriguen und regem Getümmel *(au milieu de l'intrigue, du tumulte et de la vigueur)* leben, werden niemals glauben können, dass die schwersten Fehler, die hässlichsten Brandschatzungen ihre Wurzel in der Trägheit, der Unwissenheit und Habsucht der mit dem Richteramt betrauten Persönlichkeiten haben. Immer gibt es sichere Wege, straflos auszugehen. Wer möchte sich vorstellen, dass der König von Spanien, anscheinend der reichste aller Fürsten, jährlich kaum fünf Millionen aus West-Indien bezieht? Diejenigen aber, welche man hinschickt, bringen in kurzer Zeit Millionen heim: nur der König allein vermag von dorther keine feste Rente zu beziehen. Die Schuldigen werden abberufen und durch Leute ersetzt, welche dahin reisen, um sich Rechnung legen zu

lassen, an Ort und Stelle aber Mitschuldige werden, indem sie die Sünden ihrer Vorgänger durch Nachsicht gegen Vergehen verdecken, welche sie selbst alsbald sich zu Schulden kommen lassen. Dieser Ablass wird immer durch den Piaster auf Reisen *(somme circulaire)* erreicht. Wenn zufällig einer von ihnen zurückberufen wird, um streng gerichtet zu werden, dann wird der Process eingeleitet; die Geldsumme wandert in aller Stille umher; der Mann wird schuldlos befunden und geniesst in Frieden des Übrigen. Zwanzig Beispiele dieses erfolgreichen Bundes von Trägheit, Unwissenheit und Habsucht stehen mir vor Augen. Und der Minister Esquilace sorgt sich nicht darum, ein Regiment umzugestalten, dessen Verkommenheit ihm ermöglicht, sich zu bereichern. Seine ganze Politik besteht in der Anspannung der Steuern und in der Belastung der nützlichsten Handelsartikel mit maßlosen Abgaben; anstatt die Einfuhr von Waaren zu erleichtern, welche das Stammland und die Colonieen nicht entbehren können, hat er sich vorgesetzt, sie entweder mit maßlosen Zöllen zu belasten, oder ihre Einfuhr ganz zu verbieten. Auf diese Weise reizt er zum Schmuggel an, in dessen Gefolge Geldbußen und Confiscationen einherziehen, die ihm zu Gute kommen. Die baaren Eingänge der Zölle täuschen den König, der nicht sieht, dass man dieselben gewaltthätig auspresst, um ihm diese fragwürdigen Einkünfte, die letzte Habe eines erschöpften Volkes, zu verschaffen.

All diese Gründe bestärken das schon früher über Louisiana Gesagte: dass man *alles versprechen und nichts halten muss.* Während man sich drüben bereichert, kann man vollkommen beruhigt bleiben über den Eindruck, welchen das Benehmen der Compagnie hier machen kann.

Entwerfen Sie also genaue, scharf formulirte, deutlich abgefasste, leicht verständliche Anträge. Verlangen Sie keinen Heller von einem Ministerium, das für das Wohl des Staates nichts thun kann, noch will: Sie werden dann fast sicher sein, zum Ziel zu gelangen, sofern Sie Ihre

Sache hartnäckig verfolgen und die spanische Trägheit durch Ihre eigene Zudringlichkeit mürbe machen.

Die einzige Angelegenheit, in Betreff deren die Leute hier die Augen immer offen halten, ist der Schmuggel: das stimmt auch zu ihren sonstigen vorhin entwickelten Grundsätzen. Auch ist mein Augenmerk sorgsam darauf gerichtet, ihnen zu beweisen, dass wir dasselbe Interesse, wie sie, an dessen Verhinderung haben. Ich werde es sogar auf mich nehmen, zum Vortheil des Königs überall dort Beschlag zu legen, wo ich Betrug wittere. Niemand wird sich angelegentlicher um die Louisiana kümmern, als wir, und all unsere Aufgaben werden erfüllt sein, bevor man sich, wie ich bereits oben sagte, ernstlich damit befasst haben wird. *Als die Compagnie de Crozat zu Beginn dieses Jahrhunderts eine aufgeklärte Regierung köderte und ohne Vorwand Millionen aus Louisiana zog, hatte sie nicht halb so schönes Spiel als wir.*

Mein Mémoire lässt sich übrigens in allen Hauptpunkten bestechend an. Einer der vornehmsten Einwohner der Colonie (augenblicklich in Madrid und eindringlich zu Rath gezogen am Hofe, wo man ihm die Stelle eines Oberstlieutenants verlieh) will für 4000 Neger, das Stück zu 1500 Frcs. französischen Geldes in baarem abschliessen und sich dem König auf Gnade und Ungnade unbedingt ausliefern, wenn die 4000 Neger im Lauf des ersten Jahres nicht zu diesem Preis verkauft werden sollten. Die Thatsache mag wahr oder falsch sein: sie dient mir unterdessen als Beweismittel, dass die Regierung nichts besseres thun kann, als eine solide und zur Übernahme aller Lieferungen bereite Gesellschaft jedem anderen Abkommen vorzuziehen; sie hilft mir zur Eile mahnen, damit den Engländern nicht Zeit gegönnt werde, die Neger auf Schmuggelwegen zu liefern, was für den König eine bedeutende Einbuße bedeuten würde.

Diese mit grosser Sorgfalt erwogenen Gründe bestätigen ebenso alle anderen Punkte meines Gesuches: aber nun wohl schon genug, um Sie merken zu lassen, dass ich

nicht unbedacht arbeite: ja wohl schon zuviel für ein vorläufiges Mémoire. Ich besorge, dass Sie meine Darstellung allzu weitläufig und ungeordnet *(diffus)* finden werden: aber ich werde Ihnen sagen, wie einer unserer liebenswürdigsten Autoren: »Verzeihung für die Längen: ich habe nicht die Zeit gehabt, kurz zu sein«.

Die »Vorurtheilslosigkeit«, welche dieses Schriftstück durchwaltet, ermöglichte es dem Verfasser gleichzeitig *»Patriotische Betrachtungen über die Louisiana von einem spanischen Bürger«* zu veröffentlichen, deren Vorgeschichte er uns wiederum selbst erzählen mag: »Den Anlass zu dieser Schrift gab die Prüfung, welcher der indische Rath, auf Befehl des Königs Karl III. von Spanien, einen glänzenden Vorschlag einer Gesellschaft von französischen Kaufleuten unterzog. Herr von Grimaldi, ein recht begabter, aber wenig einflussreicher Minister bedauerte es mir gegenüber gesprächsweise, dass nicht ein einziger Spanier im Stande wäre, diese Frage im grossen Stil zu behandeln und den unwissenden indischen Rath über die wahrhaften Vortheile zu belehren, welche der Nation aus der Annahme des französischen Anerbietens erwachsen würden. Ich *erbot mich, dieser Spanier* zu sein. Ich versprach ihm, den französischen Charakter abzustreifen und als echter Unterthan des Königs von Spanien eine ebenso einfache, als wichtige Angelegenheit zu erörtern. Ich schrieb nun das vorliegende Mémoire, welches er insgeheim dem König zeigte. Der König liess es — wiederum insgeheim — in's Spanische übersetzen und mir verbieten, mich als dessen Verfasser auszugeben, damit meine Eigenschaft als Franzose, voreingenommenen Leuten gegenüber, nicht die Kraft meiner Gründe abschwäche. Seine Majestät, welche mir in einer Sache, in welcher meine Ehre und mein Gefühl gleicherweise betheiligt waren, glänzende Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, hielt es nicht unter seiner Würde, zu bezeugen, wie überaus angenehm ihm dieser Beweis meiner Dankbarkeit war[1]«.

Die erschreckende Vielgeschäftigkeit und (in diesem Falle nichts weniger als beneidenswerthe) Biegsamkeit seines Geistes kommt in dieser Flugschrift zum vollen Ausdruck.

Eine französische Gesellschaft (so heisst es in der Einleitung des spanischen Sonntags-Patrioten) hat dem König vorgeschlagen, durch 20 Jahre die Louisiana zu übernehmen, diese Colonie zur Blüthe zu bringen, sie zu vertheidigen und ihr neue Ansiedler zuzuführen unter verschiedenen, von ihren Vertretern gestellten Bedingungen. Heute handelt es sich aber nicht um Bedingungen. Der König hat sich von seinem Ministerium Vortrag erstatten lassen und hierauf die ganze Sache dem indischen Rath zur Prüfung übergeben, damit vor Allem darüber entschieden werde, ob die Vorschläge der Franzosen nicht von vornherein wegen ihrer Eigenschaft als Ausländer verworfen werden müssten. Im I. Theil des Büchleins (denn das Opus wurde wirklich in's Spanische übertragen und gedruckt) wird zunächst die Frage erörtert, ob das neue, spanische Regiment sich ernsthaft mit der Wiederbelebung Louisiana's beschäftigen oder die Colonie ihrem gegenwärtigen schwindsüchtigen Zustand *(langueur)* überlassen solle. Grimaldi hatte Beaumarchais nämlich vertraulich mitgetheilt, dass diese beiden Vorschläge im indischen Rath, »der absurdesten, unwissendsten aller spanischen Rathskammern«, erwogen worden seien. Der Patriot meint: schon im Hinblick auf England müsse man sich für die Rettung der Louisiana entscheiden. Damit sei II. die Frage gegeben, weshalb wir diese Aufgabe Franzosen anvertrauen sollen. Das bringt den Patrioten auf einige »Vorfragen«: a) was braucht Louisiana? wie hoch belaufen sich die Auslagen, die wir aufzuwenden haben und b) können wir dieselben ohne fremde Hilfe bestreiten?

Ad a) meint der Broschürenschreiber, der recht geschickt den auf die Massen berechneten, leutseligen Ton anschlägt: man müsse die Flussmündungen befestigen, neue Forts bauen und dieselben mit Truppen und

Waffen versehen, dann die alten Forts von Neu-Orleans ausbessern und vermehren, ferner ein Zeughaus erhalten, um im Nothfall 6000 Wilde oder Neger bewaffnen zu können; auch müsse man ein Regiment von 12,000 Mann stehender Truppen zur Stelle haben; weiter 6000 katholische Familien ansiedeln, an 15—20,000 Neger zur Bebauung des Landes heranziehen und da gelte es auch, Geld-Vorschüsse für die Bezahlung dieser Neger, für den Ankauf von Haus- und Ackergeräthen, sowie für alle von alten und neuen Colonisten benöthigten Waaren zu liefern. Rechnet man dazu noch die Subsidien für die Wilden und die Bezahlung des Befehlshabers etc., so ergäben sich Jahresauslagen im Betrage von 15—16 Mill. R. Nun habe Spanien jedoch schon Mühe, die Mittel für dringende Auslagen des Mutterlandes aufzubringen: der Staat könne also für so grosse Bedürfnisse nicht aufkommen. Für Louisiana müsse die Privat-Speculation eingreifen.

Warum habe sich aber keine heimische, *spanische* Gesellschaft an eine Unternehmung dieser Art gewagt? Beaumarchais antwortet als Schüler Voltaires nach der bei allen Salonphilosophen modischen, angeblich »geometrischen, Newton'schen Methode«, welche von einfachen Wahrheiten zu verwickelteren Problemen aufsteigt. Er bemerkt zunächst, dass 1) keine spanische Gesellschaft der Regierung Anerbietungen gestellt habe und meint 2) auf die Einwendung, man könne es ja mit den alten versuchen: dem stünde nur entgegen, dass die spanischen Unternehmer allezeit schwunghaften Schmuggel betrieben hätten. Es müsse auch die bisherige falsche Handelspolitik gründlich beseitigt werden: denn ein Volk, das nur Gold als Entschädigung für Waaren zu geben habe, gleiche einem Menschen, der sein Herzblut hergeben wollte, um sich vor kalten Füssen zu schützen. Nach einer Reihe ähnlicher, beredt vorgebrachter Scheingründe erklärt unser patriotischer Gewährsmann: man stehe vor dem Dilemma, ob es besser sei, die Louisiana völlig preiszugeben oder der ausländischen Compagnie zu

überlassen? Dieselbe sei nun bereit, folgende Vortheile zu gewähren: 1) bauen die Franzosen alle erforderlichen Forts und versetzen die Spanier in die Lage der findigen Leute, welche in ihrem Hause offenes Spiel halten und solcherart die Gewinnste der Bankhalter theilen, ohne die Gefahr unglücklicher Chancen zu tragen; 2) nach Ablauf der Concession müsse die Gesellschaft die Colonie in blühendem Zustand zurückgeben; 3) die Franzosen hätten das lebhafteste Interesse daran, die Reichthümer, welche sie in die Louisiana stecken, wohl zu bewachen; 4) und 5) sie würden auch alles daran setzen, den Handel zu grossem Aufschwung zu bringen; 6) frage man nie nach der Heimath seines Pächters, wenn man Geld aus seinen Gütern ziehen wolle. Weshalb aber diese besondere Empfindlichkeit gegen die Franzosen? Wie kann unser Zartgefühl darunter leiden, dass die Franzosen unsere Seidenstoffe, Kleider, Hüte machen, wie andrerseits die Holländer und Flamänder unser Leinenzeug und die Engländer unser Tuch? 7) meint man wieder: die Franzosen werden sich des Schleichhandels bemächtigen: da sei es unsere Sache, wachsam zu sein und uns gegen solche Praktiken zu schützen: ganz abgesehen davon, dass die gleiche Besorgniss auch bei einer spanischen Gesellschaft obwalten würde, 9) hört man wohl, unter einer französischen Compagnie werde Louisiana französisch bleiben: — eine Handelsgesellschaft wisse jedoch nichts von solchen Absichten. In den Handelsniederlassungen englischer Compagnien finden sich Vertreter aller Völker zusammen. Die Milde der Regierung und der allgemeine Wohlstand seien die sichersten Mittel, die Völker ihren eigentlichen Herren gehorsam und geneigt zu erhalten.

Man dürfe endlich auch über die Ausländerei der Franzosen beruhigt bleiben. Sie sind uns engverbunden durch Politik und Blutsverwandtschaft der Fürsten: die Bewohner der Louisiana seien nun gar nur mehr der Sprache nach Franzosen seit dem Vertrag von Fontainebleau. Bei so engherzigen Anschauungen müsste man schliesslich

sogar die eigenen Landsleute in Cadiz, Bilbao, Valencia, Barcelona als verdächtig ansehen, weil sie in Paris, London, Hamburg und anderen Städten sich heimisch niederlassen. Bedenken wir doch, dass ein grosser Kaufmann Weltbürger ist, der Beziehungen, Freunde, Interessen auf allen Punkten der bewohnten Erde hat und dessen einzige Feinde vielleicht seine Mitbürger sind, welche ihn um sein Vermögen beneiden und auf seine Erfolge eifersüchtig sind. Und weiter. Vertraue der König von Frankreich sich nicht Schweizer-Garden an, die ihm nur als Söldner verbunden seien? Ist nicht unser eigener König von Italienern und Wallonen umgeben?! Alles spreche somit dafür und nichts dagegen, dem Gesuch der Compagnie zu willfahren: äusserstenfalls möge man erwägen, ob dem französischen Unternehmen nicht vielleicht einige spanische Kaufleute als Theilhaber beitreten könnten? In diesem Falle werde gewiss gleich der Compagnie auch ihr patriotischer Anwalt mit neuen Arbeiten wieder zur Stelle sein. Denn — so schliesst unser Bürger sententiös, offenbar als gelehriger Leser des zwei Jahre vorher erschienenen *Contrat social*: »Jeder Einzelne schuldet m. E. dem Staat den Zoll seiner patriotischen Einsicht als Preis für den Schutz, welchen der Fürst, und für die Annehmlichkeiten des Daseins, welche ihm die Gesellschaft zutheilt. . .«

Der indische Rath liess sich durch keine dieser Prunkreden beirren; er lehnte die Anerbietungen der *Compagnie de la Louisiane* rundweg ab. Vielleicht in der richtigen Vorahnung des Raubbaues, welchen der »patriotische Bürger« mit seinen Leuten ins Werk setzen wollte: vielleicht auch nur durch die alte Erfahrung gewarnt, dass die Glücksritter stets mit mehr Vorliebe, als Gewissenhaftigkeit der Colonialwirthschaft sich annehmen; wie dagegen Beaumarchais selbst uns versichert: blos aus blindem Franzosenhass. Eine Gesellschaft englischer Capitalisten, welche nur den Namen einiger Kaufleute von Cadiz als Aushängeschild benützte, jagte ihm diese so sicher verhoffte Beute ab. Gri-

maldi selbst erklärte ihm vertraulich: er vermöge nichts für ihn zu thun. Zu allgemein, selbst im Privatverkehr, verabscheut sei der Name »Franzose«; der alte Nationalhass (so klagt Beaumarchais in Briefen an seinen Vater und an Choiseul) sei so tief gewurzelt, dass die wenigen in Madrid ansässigen Franzosen ärger behandelt würden, als in Lacedämon die Heloten.

Und dieselbe wilde Feindschaft habe sich (wie Beaumarchais geraume Zeit hernach in seinen Papieren voll Erbitterung vermerkte) bei der erst vier Jahre später erfolgten, thatsächlichen Besitzergreifung der Louisiana durch die Spanier Luft gemacht; die Grausamkeit, mit welcher nach der Ankunft des Generallieutenants O'Reilly — eines Irländers, der Lally an Gewaltthätigkeit nichts nachgegeben — die hervorragendsten Mitglieder der Colonie hingerichtet und viele Franzosen geächtet wurden, wäre gegen alles Völkerrecht gewesen: denn die Bewohner der Louisiana hatten sich einem neuen Regenten gegenüber nichts vorzuwerfen gehabt, der es so lange Zeit verschmäht, die Herrschaft über sein neues Gebiet anzutreten[1]. Spricht aus diesen Worten auch ein Rest von Unmuth über persönliche Kränkungen mit: in der Sache sagte Beaumarchais die Wahrheit. Die Geschichte der spanischen Besitzergreifung von Louisiana ist mit Blut und Thränen geschrieben[2]: die Colonisten wurden nach kurzem Widerstand mit erbarmungsloser Härte behandelt, sechs wurden enthauptet, viele andere in die Kerker der Havannah gebracht. Bei den kleinen Leuten zog Gehorsam ein; die reichen Eigenthümer von Pflanzungen aber wanderten aus; die Nachbarstaaten wendeten sich von einem so zweifelhaften Markte ab, und mit Recht wurde bemerkt: dass Spanien durch diesen Gebietszuwachs seinem Reiche nur eine neue Wüste hinzugefügt habe.

Wenn Figaro Politik und Intrigue als Geschwisterkinder ansieht und das Gold als den Nerv der Intrigue, dann wissen wir jetzt, woher er seine Weisheit geschöpft hat: aus der Theorie und Praxis Beaumarchais'. »Die grossen Worte von Ehre und Selbstverleugnung«, mit welchen man im Zeitalter der Empfindsamkeit so freigebig ist, fochten ihn und Figaro nicht weiter an: Beide kennen nur ein Losungswort: *mon intérêt vous répond de moi.* Auch die Fähigkeit, nicht nur eine Intrigue geschickt anzuspinnen, sondern ihrer gleich zwei, drei, vier auf einmal sich kreuzen zu lassen, das überlegene Behagen im verwickeltsten Ränkespiel die Fäden bald unlösbar zu verknoten, bald mit Grazie zu entwirren, hat der Meister-Schelm, der Barbier von Sevilla, geradeswegs von seinem geistigen Nährvater überkommen. Rastlos hinterher auf der Hetzjagd nach Geld und Macht, bringt ihm fast jeder neue Tag neue Anschläge und Finanzpläne, die er mit keckem Griff, wie den Stoff zu einer Intriguen-Komödie, anpackt und mit der Verwegenheit des Dilettanten im Nu zu Ende führen will. Die Lust, die Leute durcheinanderzuhetzen, vor Allem die Grossen dieser Welt ohne ihr Vorwissen zu lenken und zu beherrschen, ist bei Beaumarchais-Figaro mehr als das Bedürfniss, die Andern für sich auszunutzen, auch mehr, als ein lustiger Zeitvertreib: sie ist ein unwiderstehlicher Naturtrieb. Nicht anders ist es zu erklären, dass er, der in einem fremden Land sein Heil als Gründer versuchen soll, über Nacht sich in den Kopf setzt, beiher den König von Spanien, den Thronfolger von Spanien, alle Minister von Spanien zu regieren und zum Besten zu haben. Karl III. soll ein willenloser Vasall des französischen Cabinets werden: so haben es in der drolligsten aller Verschwörungen der Leibkammerdiener des spanischen Königs, Piny, und Mr. Pierre Augustin Caron de Beaumarchais beschlossen. Und die Hauptrolle bei ihrer Palastrevolution theilen die Beiden der galanten Freundin des Franzosen zu, der Marquise de la Croix, keiner der wenigstberufenen unter den meistberufenen Frauen des

XVIII. Jahrhunderts[1]. Madame de Jarente-La Croix, Tochter des Marquis von Sénas, war in jener Zeit ihrer Jugendblüthe *l'idéal d'une belle impératrice,* 20 Jahre später die vertraute Freundin mystischer Philosophen: zuletzt die verehrte Gebieterin des Visionärs Cazotte, mit welchem sie vermuthlich auch zugleich während der Septembermorde ein tragisches Ende fand. In jungen Jahren hatte sie der Marquis de la Croix, General in spanischen Diensten, geheirathet, doch — Niemand wusste recht warum — gleich nach der Vermählung in Avignon zurückgelassen, wo sie die unumschränkte Herrschaft in der dazumal noch päpstlichen Grafschaft führte, so lange Monsignore Acquaviva[2] als Vicelegat zur Stelle war. Der genannte Prälat war nämlich ebenso träge, wie verliebt in die herrische, üppige Frau. Da ihr diese ersten Tage der Regentschaft besonders wohlgefallen hatten, suchte sie ihren Gemahl sogleich wieder auf, als derselbe zum Vicekönig von Galicien ernannt wurde. Auf der Reise nach Spanien, die sie (s. o. S. 86) fast gleichzeitig mit Beaumarchais antrat, oder unmittelbar nach ihrer Ankunft in Madrid, machte sie die Bekanntschaft des Rächers seiner Schwester. Die Beiden scheinen rasch Gefallen an einander gefunden zu haben: denn schon am 12. August 1764 finden wir in einem Brief Beaumarchais' an seinen Vater die folgende, unvergleichliche Bemerkung: »In dem Zimmer, in welchem ich an Sie schreibe, befindet sich zugleich auch eine hochgewachsene, bildschöne Dame, welche sich den lieben langen Tag über mich und Sie lustig macht. So sagt sie mir beispielsweise gerade jetzt: sie wisse Ihnen Dank für die Mühe, welche Sie sich vor 33 Jahren in ihrem Interesse genommen haben, die Grundlagen der liebenswürdigen Beziehung zu schaffen, welche ich vor zwei Monaten mit ihr anknüpfte. Ich versichere ihr, dass ich nicht ermangeln werde, Ihnen das zu schreiben, und thue das auf der Stelle: denn was bei einer so grossen Dame nur ein Scherz ist, darf mir genau so viel Freude bereiten, als ob das ernsthaft vermeint wäre«. In diesem

Augenblick nimmt die Dame, welche dem Briefsteller über die Schulter geguckt, ihm die Feder aus der Hand und fährt in dem Schreiben an den alten Uhrmacher wörtlich fort: »Ich denke, ich fühle und beschwöre es«. Nach diesem Zwischenspiel setzt Beaumarchais wieder ein: »Versäumen Sie also nicht, Ihrer Excellenz, wie es sich geziemt, in Ihrem nächsten Brief für diesen ihren »Dank zu danken« und mehr noch für die Freundlichkeiten, mit welchen sie mich überhäuft. Ich bekenne Ihnen, dass meine spanischen Geschäfte ohne den Reiz einer so anziehenden Gesellschaft voll Bitterkeit für mich wären..[1]«. Und nicht etwa bloss im heimlichen Tête-à-tête bethätigt die Marquise ihre mehr als freundschaftlichen Gesinnungen für Beaumarchais: sie erscheint in allen Salons als seine erklärte Parteigängerin. Bekommt er am Spieltisch Händel mit seinem hochgebornen Bekannten, dem russischen Botschafter Buturlin, der als Zahler so säumig, wie gewaltthätig als Bankhalter ist: dann nimmt es die Marquise auf sich, die Ehrenschulden für Beaumarchais einzutreiben und nebenher ihre gräfliche Gnaden wegen einiger Taktfehler gegen ihren Freund so tapfer zurechtzuweisen, dass die moskovitischen Herrschaften ihm demüthige, öffentliche Abbitte leisten angesichts des bei ihren Concerten versammelten diplomatischen Corps[2]. Auch Beaumarchais scheint, bei aller sonstigen Unbeständigkeit in seinen ungezählten galanten Abenteuern, der Marquise ein besonders herzliches Andenken bewahrt zu haben: unter seinen hochgehaltenen Reliquien bewahrte er in einer und derselben Truhe neben dem Modell der von ihm erfundenen Hemmung und neben den Ur-Manuscripten des »Barbier von Sevilla« und der »Hochzeit des Figaro« eine reizende kleine Miniatur der Marquise auf, ein Bildchen, auf dessen Umschlag Madame de la Croix offenbar nach einem Liebeszwist, die Worte geschrieben hatte: *Je vous rends mon portrait.* Der Bund der Beiden war also für Niemanden in der vornehmen Fremdencolonie und ebensowenig für irgendwen

in der ganzen Madrider Gesellschaft ein Geheimniss: es gehörte denn auch die volle Vermessenheit Beaumarchais' dazu, just diese Frau Karl III. zuführen zu wollen. Wir wissen nicht, wie viel Dichtung und wie viel Wahrheit an der Geschichte ist, welche unser Held in der Denkschrift an Choiseul verbucht hat: sicher ist, dass seine Charakteristik dieses trefflichen Reformkönigs, vielleicht des besten, den Spanien seit Jahrhunderten besessen, gründlich verfehlt erscheint. Karl III., der bald darauf mit erstaunlicher Energie die Jesuiten aus ihrem Stammland vertreiben sollte, machte schon dazumal auf unbefangene Beobachter den Eindruck eines Mannes, der Spanien und Europa kenne. Mit seltener Übereinstimmung heben alle Geschichts- und Memoirenschreiber nachdrücklich die Tadellosigkeit seiner Lebensführung hervor. Niemals gab er im Verlaufe einer langen Wittwerschaft Anstoss durch schlechtes Beispiel. Und eben so streng (wenn auch nicht mit demselben Erfolg) heischte er von seinen Kindern dieselbe Enthaltsamkeit. Seinen Überschuss an Lebenskraft vertobte er (nach dem guten von allen Bourbons befolgten Rath Ludwigs XIV., welcher seinen Nachkommen die Jagd als bestes Heilmittel gegen hypochondrische Anwandlungen empfahl) als leidenschaftlicher Waidmann: 539 Wölfe und 5223 Füchse, so berühmte sich Karl III. gelegentlich, will er selbst geschossen haben. In Tracht und Behaben glich der mittelgrosse, zwar engschultrige, aber athletisch gebaute König allerdings, wie Beaumarchais meint, einem Wildschützen: er trug sich halb bäuerisch: sein breiter Hut stimmte zu dem grauen Segovia-Frack, den schwarzen Kniehosen und den groben Wollstrümpfen; die vorspringende Nase und die grimmigen Augenbrauen mochten bei einer ersten Begegnung so abschreckend gemuthen, wie der ungewohnte Anblick seiner, Hafersäcken vergleichbaren, stets mit Messern und Schiesszeug vollgepfropften Taschen. Im Gespräch gab er sich niemals geistvoll und witzig: an gesundem Menschenverstand aber nahm es der von Beaumarchais als beschränkter

Kopf verschrieene Regent vielleicht mit den meist gepriesenen Pariser Schöngeistern auf. Wer ihm nur immer näher kam, fühlte sich angeheimelt durch sein gewinnendes Benehmen: ein Ausdruck besonderen Wohlwollens leuchtete aus seinen Augen. Und deutsche wie englische Staatsmänner preisen ihn als vollendeten Ehrenmann und treuen Freund, während ihn das Volk, unbekümmert um seine Hässlichkeit, wegen seiner Gemüthlichkeit und Leutseligkeit nur den »guten, alten König« nannte[1]. In seinem Testament hat er nun allerdings reichlicher als seine sämmtlichen anderen Diener, seinen Leibkammerdiener Piny bedacht[2]: auf seine politischen Entschliessungen haben aber ohne Zweifel die Lehren seiner Meister, Feyóos, des spanischen Lessing, und Macanaz', des grossen Juristen und Nationalökonomen, die Rathschläge seiner Minister Aranda und Florida Blanca ganz anderen Einfluss ausgeübt, als die Einflüsterungen seines Leiblakaien. Richtiger als den Regenten hat Beaumarchais seine Umgebung durchschaut: aber so treffend seine Urtheile über den genuesischen Abbate Grimaldi, den habsüchtigen Esquilace auch sein mögen: verhängnissvoll ist ihm, wie so oft nachher, schon diesmal die Neigung geworden, nur mit den niedrigen Instincten der Menschen zu rechnen und im Vertrauen darauf, sich selbst als verschmitzten, den Andern vermeintlich stets überlegenen Allerweltshelfer einzudrängen. Man kann keine seiner Denkschriften aus jener, wie aus späterer Zeit aufschlagen, in welcher er nicht auf sich selbst als den Retter in allen finanziellen und diplomatischen Problemen hinweisen würde.

Grimaldi verlangt von ihm ein Gutachten über die Urbarmachung, Bebauung und Colonisation der Sierra Morena: flugs ist er mit einem Mémoire bei der Hand, worin er im Modegeschmack der Zeit mit dem Lob der endlich vom Schulstaub befreiten und nur der Aufklärung Europa's dienenden Philosophie beginnt, um mit dem Antrag auf die Besteuerung der geistlichen Güter, die Begründung

einer *caisse d'agriculture* und die Bestallung eines *Residenten* in Paris zu schliessen, in dessen Händen alle Fäden zusammenlaufen sollen [1].

Schreibt er auf die Einladung der Madame de la Croix ein andermal einen Essai über die spanischen Fabriken nieder, so gipfeln seine Reformvorschläge über diese »Bindeglieder zwischen dem Ackerbau, dessen Töchter und dem Handel, dessen Mutter sie sind«, in dem Beweise, dass zur Hebung des nationalen Wohlstandes vor Allem die Ernennung eines spanischen Consuls in Paris nöthig sei [2].

Überreicht er ein Gesuch um die Ertheilung sämmtlicher Lieferungen für die Truppen, so verherrlicht er Paris Duverney als das Ideal eines obersten Proviantmeisters, der an Beaumarchais einen würdigen Jünger und Nachfolger finden würde [3].

Sollte Choiseul für seine Geheimcorrespondenz nach Spanien eines verlässlichen Mittelsmannes bedürfen: in der rue Condé ist er zu erfragen: sollte der Premier einen genauen Kenner der spanischen Granden zu Rathe ziehen wollen, wenn es die Wahl der passendsten Persönlichkeit für den Botschafterposten in Paris gilt: Beaumarchais wird ihm kund und zu wissen thun, dass der Herzog von Medina-Sidonia, der Schwiegersohn des Herzogs von Alba, nicht blos der Einzige seines Standes sei, welcher Sympathieen für Frankreich hege, sondern dass derselbe auch schon in der Stille durch Madame de la Croix angefragt habe, ob Beaumarchais nicht soviel Einfluss beim französischen Hofe besitze, um seine Candidatur zu unterstützen . . . [4].

Vergebens! Noch ist die Zeit nicht gekommen, in welcher Beaumarchais am Ziel seiner Wünsche steht und als geheimer Agent Ludwigs XV., als vertrauter Correspondent der Minister Maurepas und Sartines überall Gehör, Zutritt und Millionen finden wird: noch will man von ihm als »Beobachter des Volkes« sowenig denn als »Beobachter des Cabinets« etwas wissen: noch sieht er sich in seiner gereizten Erwiderung auf die schroffe Abweisung Choiseul's

zu der ohnmächtigen Malice gedrungen: »Obgleich die Minister alles wissen, habe ich doch Gelegenheit gehabt zu merken, dass man auf alles hören muss, was man ihnen sagt. Meiner Meinung nach ist es nicht nöthig, eine ministerielle Sendung zu haben, um sie zu vollenden: meiner Meinung nach muss ein Mann, der nur für seine eigene Person, aus Liebhaberei, die Dinge prüft, desshalb nicht weniger sehen: meiner Meinung nach gleicht die Mission der Minister nicht der Jesu Christi, welche ihren Sendboten besondere Talente verlieh, Dank welchen sie mit einemmal fähiger erschienen, als vor ihrer Mission. Ja *zu Gunsten des Mannes ohne Mission* spricht sogar der Umstand, dass *er sich selbst an den Platz gestellt* hat, *für den er sich geeignet glaubt,* während die Missionäre der Minister häufig nur um ihres Ranges willen mit ihrem Amt betraut werden. . . .[1]« Die bitteren Ausfälle des namenlosen Emporkömmlings erregen nicht einmal die Aufmerksamkeit, geschweige den Zorn Choiseul's; seine Hohnreden werden ebenso verächtlich ignorirt, wie seine früheren zudringlichen Bewerbungen. In Frankreich ergeht es ihm nicht besser, als in Spanien: sein Übereifer, sein anmaßendes, selbstsicheres Auftreten wird noch nicht durch den Ruhm seiner publicistischen Leistungen, durch die unbestrittene Anerkennung seines Geistes und Witzes getragen und entschuldigt. Noch ahnt Beaumarchais selbst nicht, welche Waffe er in seiner Feder besitzt: noch liegt ihm der Gedanke fern, dass er unter den Schriftstellern seines Vaterlandes Geltung und Stellung erobern werde: noch gibt er sein dramatisches Talent in anspruchslosen Gesellschaftskomödien aus: noch befriedigt er den unbewusst in ihm sich regenden literarischen Schaffensdrang durch eine unerschöpfliche Correspondenz. Die mächtigen Eindrücke des fremden Landes schildert er seinem Gönner, dem Duc de la Vallière, in einer Epistel, die in der Sache lehrreich, in der Form weit entfernt ist von der überlegenen Kunst Voltaire's, von der Beredsamkeit Rousseau's, von der angeborenen Grazie Diderot's als Briefsteller, trotz-

dem aber mit ihrem kecken Naturalismus den Leser noch heute lebhaft anspricht:

»Vergebens hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, Ihnen meine besten Wünsche zum Jahreswechsel mündlich darbringen zu dürfen: ich bin aber in einem Lande, wo das Lieblingssprüchwort lautet: *poco à poco*. Unsere Lebhaftigkeit, die häufig in Ungeduld ausartet, nennt man *la furia francese:* man achtet ihrer weiter nicht und alles nimmt nach wie vor den gewohnten Lauf. Ich benutze die unfreiwillige Muße, welche mir diese Schwerfälligkeit verschafft, nach besten Kräften zum Studium des Landes, in dem ich lebe, und der Menschen, die es bewohnen. Der Grundzug ihres Wesens ist Sorglosigkeit; doch kann man zu ihrem Lobe sagen, dass sie im allgemeinen gut, nüchtern und vor Allem sehr geduldig sind. In den höheren Ständen gilt keine andere Werthschätzung, als diejenige, welche der Persönlichkeit selbst zukommt. Ich bemerke nirgends, dass Rang allein sie Leuten verleiht, welche weder Einfluss in den Staatsgeschäften, noch besondere Fähigkeiten besitzen. Da Jedermann für sich lebt (abgesehen von den Zusammenkünften, die man *tertulias* nennt und die eher Horden, als Gesellschaften sind, wo Alles, was Namen hat, kommt und geht, wie in der Kirche): da man auch nie ausser Hause speist, sind die allergrössten Herren meist nur von ihrer Familie gekannt. Der Luxus in Betreff des Hausgesindes ist hier auf einen Grad gediehen, für den der einzige Lucullus ein Beispiel gewährt. Der Herzog von Arcos, Hauptmann der Leibwache, zahlt jährlich mindestens 100,000 Thaler an Liedlohn. Der Herzog von Medina Celi treibt die Verschwendung noch weiter, und alle übrigen handeln mehr nach ihrem Rang, als nach ihren Mitteln. Diese Manie macht die Leute hierzulande sehr arm in Mitten sehr bedeutender Reichthümer; ein Mann Ihres Ranges, Herr Herzog, ist als Junggeselle mit einem Jahreseinkommen von 80,000 Dukaten noch immer schlecht gestellt.

Es gibt kein Land der Welt, in welchem die Regierung so mächtig ist, wie in Spanien. Da es zwischen dem Ministerium und dem Volk kein vermittelndes Element gibt, das die gesetzgebende und ausübende Gewalt mäßigen könnte,

liegt die Vermuthung nahe, dass diese Machtfülle zu Übergriffen aller Art verlockt. Gleichwohl gibt es keinen Fürsten, der von einer so unbeschränkten Gewalt einen bescheideneren Gebrauch machen würde, als der König von Spanien. Er, der Alles mit einem einzigen Wort zu entscheiden vermag, unterwirft sich, um gewiss keine Ungerechtigkeit zu begehen, Formen, Dank welchen die öffentlichen Angelegenheiten nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang in andern Ländern abgewickelt werden, von dem er sich nur durch seine Langsamkeit unterscheidet.

Der Himmel ist hierzulande von bewunderungswürdiger Klarheit; es ist das ein Vorzug, den ich weit lebhafter empfinde, als die Eingeborenen, welche unsern feuchten, grauen Winter niemals gesehen haben. Seitdem die Beharrlichkeit des gegenwärtigen Regenten die Halsstarrigkeit der Spânier, im Schmutz zu bleiben, gebrochen hat, ist Madrid eine der reinlichsten Städte, die ich je gesehen habe: geschmückt mit netten Häusern, zahlreichen Plätzen und öffentlichen Brunnen, die allerdings mehr das Volk, als den Mann von Geschmack befriedigen wollen. Frische, die Esslust reizende Luft streicht allerorten, mitunter so heftig, dass sie an Stellen, die dem Windanfall besonders ausgesetzt sind, wie Strassenkreuzungen, bisweilen Leute jählings tödtet; aber das begegnet nur Spaniern, die durch Ausschweifungen erschöpft und von Vanille versengt sind. Dieses Volk verbindet abergläubische Frömmigkeit mit ziemlich grosser Sittenverderbniss; man hat bei uns eine sehr irrige Vorstellung von den Spaniern, wenn man sie für eifersüchtig hält. Diese Frenesie ist vielleicht in einige Provinzstädte verwiesen; denn nirgends in der Welt geniessen die Frauen solche Freiheiten, wie in dieser Hauptstadt, und es heisst nicht, dass sie die Vortheile dieser süssen Freiheit gemeiniglich vernachlässigen.

Mit vieler Aufmerksamkeit habe ich die berühmte Bibliothek des Palastes von San Lorenzo besucht (missbräuchlich der Escorial genannt); ich glaube, Herr Herzog, von Herrn Grimaldi gehört zu haben, dass er Ihnen den Katalog der Bücher und Handschriften dieser Sammlung gesendet hat; all die reichen, für unsere Gelehrten so kostbaren Schätze sind hierzulande nur Gegenstand einer unfruchtbaren Neugier. Mir schien die Kellerei der Mönche, welche diese Bücher auf-

bewahren, in besserem Zustand und fleissiger besucht, als ihre Bibliothek. Ein braver Klosterbruder schenkte mir eine uralte dickleibige Petrarca - Ausgabe, die übrigens schwerlich ein Plätzchen in Ihrem Schlosse Montrouge verdient. Mit am auffälligsten in diesem ungemein prächtigen Kloster war mir die öffentlich beim Chor der Mönche angeschlagene Bannbulle gegen die Schriften fast unserer sämmtlichen modernen Philosophen. Die verdammten Werke sind namentlich aufgeführt, ebenso wie ihre Verfasser: mit besonderer Vorliebe Ihr Freund Voltaire, von dem nicht bloss Alles, was er bisher geschrieben, sondern auch Alles, was er noch in Zukunft schreiben sollte, mit dem Kirchenfluch belegt wird, da aus einer so verabscheuungswerthen Feder nur Böses hervorgehen kann. Ich hatte ihm von Bayonne aus geschrieben, um mich des Auftrags des Herzogs von Laval und des Ihrigen, Herr Herzog, zu entledigen; er liess mich drei Monate ohne Antwort und schrieb endlich an meine Versailler Adresse, da er mich schon lange heimgekehrt wähnte und mich durch einen hieher gerichteten Brief nicht mit dem Santo Uffizio verfeinden wollte; sein Schreiben ist mir jedoch ohne jeden Zwischenfall zugekommen.*)

Diese schreckliche Inquisition, gegen die man Feuer und Flamme speit, ist (weit entfernt, ein despotisches, ungerechtes Tribunal zu sein) im Gegentheil das massvollste aller Gerichte, Dank den weisen Vorsichtsmassregeln des gegenwärtigen Regenten Karl III. Sie besteht nicht bloss

*) In einem Madrider Brief an seinen Vater gibt Beaumarchais weitern Bericht über die Epistel Voltaire's. »Er sagt mir lachend Schönheiten über meine 32 Zähne, meine Philosophie und mein Alter. Sein Brief ist sehr gut: doch forderte der meinige diese Antwort so sehr heraus, dass ich glaube, ich hätte sie an seiner Stelle selbst zu Stande gebracht. Er wünscht Näheres über das Land zu erfahren, in dem ich bin; ich möchte ihm dasselbe sagen, was gestern Herr v. Caro (?) der Marquise d'Arissa bei Herrn v. Grimaldi erwidert hat. Sie fragte ihn, was er von ihrer Heimath dächte? »Madame«, lautete die Antwort, »warten Sie auf mein Urtheil bis ich Spanien verlassen habe; ich bin zu aufrichtig und zu höflich, meine Meinung bei einem königlichen Minister abzugeben«. Loménie I. 153.

aus einem Rath geistlicher, sondern auch aus einem Rath weltlicher Richter, deren Oberster der König ist. Die meisten Granden erster Klasse nehmen die anderen Sitze ein. Und aus dem beständigen Kampfe der gerade entgegengesetzten Ansichten und Interessen dieser Richter ergeben sich durchaus billige Entscheidungen. Diese Einrichtung macht der Festigkeit und Weisheit des Königs alle Ehre, der mittlerweile, wie ganz Europa erfuhr, genöthigt war, den Grossinquisitor zu verbannen: ein bis dahin unerhörtes Ereigniss. Die Spanier werfen uns mit Recht unsere königlichen Haftbriefe vor, deren Missbrauch ihnen die gewaltthätigste Inquisition scheint; wenn wir uns über den verrotteten Zustand ihrer Fahrstrassen beklagen, halten sie uns die Frohnden entgegen, eine Plage, welche ihrer Meinung nach den unglücklichen Bauersleuten weit schrecklicher ist, als der schlechte Zustand der Wege der Bequemlichkeit der Reisenden. Alle gemeinnützigen Neuerungen und Verbesserungen unternimmt man in Spanien auf Kosten des Königs, ein ernstliches Hinderniss für den raschen Fortgang der öffentlichen Arbeiten, die man sogleich im Stiche lässt, wenn man mit wichtigeren Sorgen beschäftigt ist; aber die Güte des Königs ist so gross, dass er seit mehr als Jahresfrist das Brod zu sehr mässigem Preise gehalten hat, obgleich er bei dem unerschwinglichen Preise des Getreides täglich über 100,000 Thaler aus seiner Tasche zahlen musste. In dieser Beziehung bewundere ich die Mildthätigkeit des Königs mehr, als die Voraussicht der Regierung: doch befasst man sich ernstlich mit den Vorkehrungen, Übelständen der Art in der Folge vorzubeugen.

Die bürgerliche Rechtspflege dieses Landes ist mit noch verwickelteren Förmlichkeiten behaftet, als die unsrige: man kommt in Folge dessen so schwer zu seinem Recht, dass man nur in der äussersten Bedrängniss die Justiz anruft. Die Art, in welcher sich die Processe abspielen, verwirklicht die trostlosesten Prophezeiungen Daniels. In Civilsachen werden die Zeugen eingesperrt, um vernommen zu werden, und der erstbeste Biedermann, der zufällig weiss, dass Herr Soundso wirklich Schuldner, Vermächtniss- oder Vollmachtträger war, wird schon bei Beginn des Verfahrens festgenommen und gefangen gesetzt, um dann nur auszusagen, was er selbst oder

vom Hörensagen weiss. So erlebte ich es, dass, gelegentlich eines Rechnungsabschlusses, bei dem es sich um die Richtigkeit aller einzelnen Posten handelte, drei Unglückliche im Gefängniss monatelang schmachteten: sie waren zufälligerweise bei dem Rechnungsleger gewesen, als sein Gläubiger hinkam. Ebenso verhält es sich mit allem Übrigen. Um diese Dinge wird es noch lange Zeit schlecht bestellt sein: zu viel Leute leben von dieser Unordnung, die dem Auge des Königs zu sehr entrückt ist.

In der kommenden (Christ-) Nacht bietet Madrid das getreue Abbild der römischen Saturnalien dar; was bei diesem Anlass an Lebensmitteln vertilgt wird, ist ebenso unglaublich, wie die zügellose Frechheit, die in den Kirchen unter dem Namen der Freude zum Vorschein kommt. Es gibt Kirchen, in welchen die Mönche im Chor zum Klang der Castagnetten tanzen; das Volk gibt, ausgerüstet mit Kesseln, Pfeifen, Schweinsblasen, Klappern, Trommeln etc., den Lärm doppelt zurück. Geschrei, Schimpfreden, Gassenhauer, halsbrecherische Luftsprünge: all das gehört zum Fest. Das Bacchanal drängt sich von Strasse zu Strasse; Nachts geht es aus einer Kirche in die andere, und zuguterletzt gibt sich die Menge allen Ausschreitungen hin, die man von einer solchen Orgie gewärtigen kann. Seit acht Tagen werden in einer nahe bei meiner Wohnung gelegenen Kirche Messen gelesen, und von diesem entsetzlichen Höllenlärm begleitet: all das zu Ehren der Geburt unseres Heilandes, des weisesten und ruhigsten der Menschen. Im Allgemeinen haben alle Volkssitten, die in gerader Linie von heidnischen Gebräuchen herstammen, einen Stich in's Unvernünftige und Cynische, den man anderwärts nicht antrifft. Nicht selten begegnet man, auf Kirchen- und Haustreppen, Männern und Frauen, die den Gymnosophisten nichts nachgeben — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Voreingenommenheit wider die Sitten der Ausländer ist vom Pöbel bis zum Übermaß gesteigert, und da viele vornehme Leute in dem Punkt noch arger Pöbel sind, werden wir am wenigsten geschont; aber ich kann nicht bestreiten, dass der spöttische, absprechende Ton der meisten Franzosen, die hieher kommen, viel dazu beiträgt, diesen Hass zu nähren: man zahlt unsern Spott mit Erbitterung heim.

Die spanischen Schauspiele sind mindestens um zwei Jahrhunderte hinter den unsrigen zurückgeblieben[1]; sie können ohneweiters in eine Reihe mit den Stücken Hardy's und seiner Zeitgenossen gestellt werden. Dagegen darf sich die Musik unmittelbar nach der schönen italienischen und vor der unsrigen hören lassen. Feurige, fröhliche, musikalische Zwischenspiele entschädigen sehr häufig für die Langeweile, die man beim Anhören ihrer geschmacklosen Dramen über sich ergehen lassen muss. Sie nennen sie Tonadillas oder Sainetes. Der Tanz ist hier vollkommen unbekannt: ich spreche von dem figurirten; denn ich vermag mit diesem Namen nicht die grotesken, oft unzüchtigen Bewegungen der granadinischen und maurischen Tänze zu ehren, welche das Entzücken des Volkes ausmachen. Am meisten verehrt ist der Fandango genannte, dessen Musik von höchster Lebhaftigkeit ist; sein ganzer Reiz besteht in einigen lasciven Pas oder Gruppen, die ......, so dass ich, der nicht zu den schamhaftesten gehöre, als Zuschauer bis zur Stirne erröthete. Eine junge Spanierin erhebt sich mit gesenkten Augen und der bescheidensten Miene, um einem verwegenen Tänzer gegenüberzutreten; sie breitet anfangs die Arme aus; dann schnalzt sie mit den Fingern, was sie während des ganzen Fandango's fortsetzt, um den Takt zu geben. Der Mann dreht sie herum, entfernt sich und kehrt gleich wieder mit den heftigsten Geberden und Sprüngen zurück, auf die sie durch ähnliche, nur etwas sanftere Bewegungen und dies unaufhörliche Fingerschnalzen antwortet, das zu sagen scheint: »Ich mache mich über all Deine Mühe nur lustig; treib's fort, so lang Du das kannst, ich werde nicht zuerst müde werden«. Ist der Mann erschöpft von der Stelle gewichen, so tritt ein Anderer der Frau gegenüber, die, wenn sie eine geschmeidige Tänzerin ist, in dieser Manier sieben, acht Bursche in den Sand streckt. Es gibt Herzoginnen und andere hochgeborne Damen, die als Fandango-Tänzerinnen unbegränzte Berühmtheit geniessen.

Der Geschmack für diesen ausgelassenen Tanz, den man dem Calenda unserer Neger in Amerika vergleichen kann, ist so tief bei diesem Volk eingewurzelt, dass Jemand zu seiner Verherrlichung ein recht komisches Theaterstück geschrieben hat, in dem sich fremde Mönche der allgemeinen Liebhaberei

widersetzen und sie zum Verbrechen stempeln wollen. Nach vielem Hin- und Herstreiten wird die Sache vor den Papst verwiesen, welchem die Abgesandten der Nation die Wünsche der Spanier bekannt geben sollen. Der Papst versammelt das Conclave; dann liest er die Beschwerdeschrift der Mönche vor und, vollkommen entschlossen, den altüberkommenen Fandango zu verdammen, fragt er die Spanier nur noch: was sie denn eigentlich auf die Anklagen der Mönche zu erwidern haben? Die Gesandten bitten hierauf den heiligen Vater um die Gnade, ihn von der Tücke ihrer Widersacher in der Weise zu überzeugen, dass sie vor der erlauchten Versammlung einen Fandango zum Besten geben. Der Papst hat diese Erlaubniss kaum ertheilt, als auch die Musikanten schon den Fandango anstimmen: die Abgesandten treten zum Tanz an, der alsbald die Gravität des Papstes und der Kardinäle über den Haufen wirft; im nächsten Augenblick halten sie es auf ihren Sitzen nicht mehr aus, ihr Fuss schlägt immer aufgeregter den Takt; endlich erfasst auch sie die Raserei des Fandango; sie tanzen unter den abenteuerlichsten Gliederverrenkungen, bis sie Alle ausser Athem sind; der Papst in eigener Person fällt zuguterletzt zu Boden: man hebt ihn auf, und Se. Heiligkeit muss selbst zugeben, dass dieser Tanz mit zu den besten Gütern dieser Erde gehört. Die Landesboten kehren unter dem Jauchzen des Volkes heim, das sie mit Freudenrufen und -Pfiffen empfängt, die hierzulande nicht dieselbe Bedeutung haben, wie bei uns, und ein entsetzlicher Lärm beschliesst das Spektakel«[1].

Als Beaumarchais diese Zeilen zu Papier brachte, harrte er noch des endgiltigen Bescheides der spanischen Minister; »seit drei Monaten bin ich schon mit einem Fuss im Steigbügel«, heisst es in der Nachschrift seines Briefes. Noch ein Vierteljahr musste jedoch verstreichen, bevor ihm Grimaldi (am 14. März 1765) unter der schmeichelhaftesten Anerkennung seiner ausserordentlichen Talente eröffnete: unüberwindliche Hindernisse, insbesondere aber die Grundsätze der spanischen Colonial-Verwaltung, liessen die Verwirklichung seiner Vorschläge nicht zu[2]. Alle schönen Redensarten konnten Beaumarchais keinen Augenblick dar-

über täuschen, dass seine Plane durchwegs fehlgeschlagen waren. Er verliess Madrid ärmer, als er es bei seiner Ankunft vor Jahresfrist betreten hatte. Und keine andere Ausbeute brachte er von seinem abenteuerlichen spanischen Ausflug heim, als romantische Erinnerungen an seltsame Liebes- und Ehrenhändel, an Tonadillas und Seguedillas. Jahre und Jahre aber müssen noch hingehen, bis er den Nachklang dieser volksthümlichen Tanzweisen im »*Barbier von Sevilla*«, die Begegnung mit Clavijo im »*Fragment de mon voyage d'Espagne*« mit voller künstlerischer Freiheit zu einem neuen, besseren Leben auferweckt.



III. Die ersten Dramen.

> *Rosine:* Vous injuriez toujours notre pauvre siècle.
>
> *Bartholo:* Pardon de la liberté: qu'a-t-il produit qu'on le loue? Sottises de toute espèce: la liberté de penser, l'attraction, l'électricité, le tolérantisme, l'inoculation, le quinquina, l'encyclopédie et *les drames.*
>
> *Le Barbier de Séville.* I. 3.

Mit schlimmen Enttäuschungen hatte das spanische Abenteuer Beaumarchais' geschlossen; noch schlimmere sollten ihm nach der Rückkehr in die Heimath widerfahren. Eine junge, liebenswürdige, reiche Braut wurde ihm von dem erklärten Verlobten seiner Schwester Julie abwendig gemacht[1], und zu diesem doppelten häuslichen Missgeschick kamen alsbald noch weitere Widerwärtigkeiten. Choiseul war es nicht allein, den seine Zudringlichkeit verdross; auch seine früheren Gönnerinnen, die Töchter Ludwigs XV. wollten fortan nichts mehr von ihm wissen. Die Empfehlung der Prinzessinnen hatte ihm als Freibrief Zutritt in die beste Gesellschaft in Madrid verschafft; nichts natürlicher, als dass er gleich nach seiner Ankunft für soviel Huld und Förderung auch seinen Dank sagen wollte. Allein der Liebling von ehedem wurde kaum willkommen geheissen; die alte Gunst war gründlich ver-

scherzt. Der getreue Gudin gibt ganz harmlose Erklärungen für das Erkalten dieser Beziehungen: in den Tagen, in welchen Beaumarchais seine Reise nach Spanien angetreten, wäre die Pompadour, bald nach seiner Heimkehr der Dauphin gestorben; nur diese Ereignisse hätten es verursacht, dass die Prinzessinnen keine musikalischen Abende mehr gaben und in Folge dessen des früheren Concertmeisters nicht weiter bedurften. Die Gründe der Ungnade Beaumarchais' dürften jedoch andere und tiefere gewesen sein. Collé weiss zu berichten, dass Mr. de Saint-Florentin dem früheren Schützling von Mesdames kurzweg den Befehl zukommen liess, Versailles auf Nimmerwiederkehr zu meiden, ein Auftrag, den Beaumarchais seinen Pariser Bekannten gegenüber mit der Erläuterung beschönigte: »es sei nicht zum Verwundern gewesen, dass man bei seiner Jugend, bei seiner hübschen Erscheinung und angesichts seiner kleinen geselligen Talente, welche das Entzücken der Frauenwelt ausmachen, wohl besorgte, all das möchte am Ende wohl gar Madame Adelaide zu Kopfe steigen *(remontât au bonnet de Madame Adelaide)*[1]. Das Wort ist nicht voll verbürgt; glaubhaft erscheint es immerhin. Beaumarchais stand in jenen Jahren, wie er später selbst zugibt, nicht mit Unrecht allerwärts im Verruf unerträglicher Einbildung und Geckerei. Vom Hofe verwiesen wurde er übrigens schwerlich, weil er im Verdacht so erlauchter Liebeshändel stand; vielleicht war den Prinzessinnen nur der eine und der andere seiner spanischen Anschläge zu Ohren gekommen, vielleicht auch war inzwischen nur die Liebhaberei für das Harfenspiel einer neuen Laune gewichen. Sicher ist, dass Beaumarchais niemals des alten Wohlwollens wieder theilhaftig werden sollte.

Er widmete seine Zeit und Kraft zunächst bedeutenden Geschäftsunternehmungen. So beutete er gemeinschaftlich mit Paris Duverney den Heimathsforst Rabelais', den Wald von Chinon, aus. Im Übrigen lebte er in ziemlich lockerer Gesellschaft frisch und lustig darauf los, getreu seinem

Wahlspruch: lieber eilfertig über die Dinge zu lachen, aus Furcht, sonst darüber weinen zu müssen[1]. Im Kreise gleichgesinnter Lebemänner und ihrer Freundinnen verbrachte er nach angestrengten Tagewerken die Abende mit modischen Unterhaltungen; Chansons, Stegreifspiele, Paraden derbsten, unflätigsten Schlages brachte sein beweglicher Geist leicht und rasch zu Stande. Sein ganzes Wesen schien auf Genuss und Frohsinn gestellt. Niemand von seinen näheren Bekannten hätte ihm irgendwelche tiefergehende, literarische Leistung zugemuthet. Da reicht der Unermüdliche unversehens bei der *comédie française* ein Schauspiel ein, das sogleich zur Aufführung angenommen wird. Beaumarchais bezeichnet sein Werk mit dem (angeblich von ihm zuerst gebrauchten[2]) Namen »*drame*« und gibt sich, dem Stoff, der Technik und seinen ästhetischen Grundsätzen nach, durchwegs als begeisterter Schüler und überzeugter Parteigänger der neuen Lehre Diderot's.

»Ich habe« — so schreibt er in der Vorrede zur Eugénie — »nicht das Verdienst, *Autor* zu sein; Zeit und Talent haben mir gleicherweise gefehlt, es zu werden; aber vor ungefähr acht Jahren unterhielt ich mich damit, einige Ideen über das ernsthafte, mitten inne zwischen der heroischen Tragödie und der ausgelassenen Komödie stehende Drama zu Papier zu bringen. Von mehreren literarischen Versuchen, unter welchen mir die Wahl offenstand, war dieser vielleicht der belangloseste; ebendarum entschied ich mich für ihn. Denn ich war immer viel zu ernsthaft in Anspruch genommen, als dass ich in der Literatur etwas anderes, als eine anspruchslose Erholung gesucht hätte. *Neque semper arcum tendit Apollo.* Mein Vorwurf gefiel mir; er riss mich fort. Aber ich merkte bald, wie thöricht es wäre, durch Theorieen in einer Frage überzeugen zu wollen, in welcher man nur durch schöpferische Leistungen Eindruck machen kann. So bestrebte ich mich nun leidenschaftlich, Beispiele an die Stelle von Lehren zu setzen: ein unfehlbares Mittel, Anhänger zu werben, wenn man

Erfolg hat: ein Mittel freilich, das für den Fall des Misslingens dem Unglücklichen den doppelten Verdruss bereitet, seine Absicht zu verfehlen und den Fluch der Lächerlichkeit dafür zu tragen, dass er seine Kräfte überschätzt hat. Ich war von meinem Vorhaben zu sehr erfüllt, um solche Betrachtungen anstellen zu können, als ich das vorliegende Drama schrieb. Die kleine spanische Novelle vom Grafen von Belflor im *Diable boiteux* war die Quelle, aus welcher ich mein Motiv holte. Der Entwurf des Planes, diese erste Arbeit, bei der man nur in grossen Zügen die Situationen und Charaktere skizzirt, ging mir geschwind von der Hand, ohne dass mein Muth erlahmt wäre. Als es aber galt, den Stoff zu gliedern und zu meistern, gab ich, erschreckt durch die Schwierigkeiten der mühsamen Kleinarbeit, Drama und Abhandlung preis. Bald nachher beschied uns Herr Diderot seinen »Hausvater«. Der Genius dieses Dichters, seine starke Technik, der männliche, kräftige Ton seines Werkes hätten mir die Feder aus den Händen winden müssen; aber die Bahn, die er gebrochen, hatte so viel Reiz für mich, dass ich mich weniger um meine Schwächen, als um meine Neigungen bekümmerte. Ich nahm mein Drama mit erneutem Feuereifer wieder vor; ich legte die letzte Hand an's Werk und gab das Stück den Schauspielern . . .«

So war Diderot der Lehrmeister Beaumarchais' geworden, wie er schon zuvor, er wusste selbst nicht wie, der Aristarch der meisten aufstrebenden Dramatiker geworden war [1]. Die Sympathieen der Jungen mussten ihn für die abwehrende Haltung der älteren Theaterdichter schadlos halten. Denn während in Deutschland Gellert mit edler Wärme *pro comoedia commovente* eintrat und Lessing nicht müde wurde, die Werke und die Abhandlungen Diderot's zu übersetzen und zu preisen, lag die Sache ganz anders in Frankreich. Nicht bloss die akademischen Pedanten, auch die berufenen Wortführer der alten gallischen Komödie, die überlustigen Gesellen Piron und Collé, übten ihren Witz an der neuen Zwittergattung. La Chaussée's weinerliche

Komödien dienten ihren meisterlichen Epigrammen und Parodieen zum Stichblatt, und Diderot's reformatorische oder vielmehr revolutionäre Versuche erschienen ihnen, bei der unleugbar schwächeren theoretischen Begabung des von ihnen sonst hochgehaltenen Mannes, nur als eine Verschlechterung der La Chaussée'schen Versuche[1]. Ja selbst die Freunde Diderot's im philosophischen Lager, Voltaire an der Spitze, waren nicht gewillt, seinen geistvollen, nur allzu sprunghaften Bemerkungen über die dramatische Kunst und noch weniger seinen eigenen Schöpfungen besondere Bedeutung oder gar die Macht beizumessen, neben der classischen Tragödie und der Molière'schen Komödie eine neue, selbständige Kunstform für die Bühne zu schaffen[2]. Diderot selbst machte sich nicht viel aus diesem Widerstand. »Ist eine Gattung vorhanden« – meint er — »so ist es schwer, eine neue einzuführen; ist diese eingeführt, so hat man ein ander Vorurtheil zu bestreiten. Man bildet sich ein, dass die zwei angenommenen Gattungen mit einander grenzen. Zeno leugnete die Wichtigkeit der Bewegung. Statt aller Antwort ging sein Gegner auf und nieder, und wenn er auch gehinkt hätte, er würde doch geantwortet haben. .«. Glücklicherweise blieb die künstlerische Verwirklichung der Diderot'schen Theorieen nicht bloss auf seine eigenen hinkenden Versuche beschränkt: ein schlichter Mann aus dem Volke, der dem Denker an Wissen und Bildung soweit nachstand, wie er ihm an dramatischer Gestaltungsgabe und Bühnenkenntniss voraus war, Sedaine, brachte mit dem *»Philosophe sans le savoir«* ein Musterstück der neuen Mischgattung zu Stande, das im 18. Jahrhundert nicht übertroffen werden sollte. Die akademischen Erörterungen über die Berechtigung der weinerlichen Komödie und des bürgerlichen Trauerspiels waren damit freilich noch lange nicht abgethan; jahrzehntelang schleppte sich der müssige Schulstreit hin, den wir heute, nach den Erfahrungen von mehr als einem Säculum, nicht anders entscheiden können, als dies anno 1754 der fünfundzwanzigjährige Berliner Jour-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Historisch leitet er den Stammbaum des Schauspiels von Terenz her. (Goethe rückt ihn noch höher hinauf: mit Wilhelm von Humboldt kommt er dahin überein, dass sich schon zur Zeit des Euripides der Geschmack offenbar nach dem, was wir heute Dramen nennen, hinneigte[1].

Erst in unseren Tagen sind die Verheissungen dieses mehr ahnungsvoll angedeuteten, als klar umschriebenen Künstlermanifestes, zumeist durch die classischen Sittenstücke Emile Augiers, in Erfüllung gegangen. Dem Zeitgeschmack des 18. Jahrhunderts galten jedoch schon die ersten, technisch unbeholfenen Rührstücke als Triumph der Empfindsamkeit. Die geistigen Führer Deutschlands und Frankreichs, Lessing, Rousseau, Diderot, berauschten sich an Richardson: aber auch die blasirten Höflinge in Versailles und die frivole Pariser Frauenwelt finden, überrascht und begeistert von Rousseau's »Neuer Heloise«, ein neues Reizmittel im Trost der Thränen. Und typisch bemerkenswerth bleibt es, dass einer der härtesten Egoisten jener Tage, Ludwig XV., bei der ersten Aufführung des *Père de famille* heisse Zähren vergoss[2].

Ein richtiger Spürsinn für das theatralisch unmittelbar wirksame und zeitgemässe hat Beaumarchais also in seinem ersten und letzten Werk zum Drama geführt; seine echte Anlage verkannte er dabei freilich, wie ja auch Corneille anfangs in der Komödie, Molière in der *comédie héroique*[3] die Wurzeln ihrer Kraft gesucht hatten. Als Erstlingswerk eines Naturalisten verdient die *Eugénie,* das vielgeschmähte *enfant terrible* des *Père de famille*[4] übrigens eine mildere Beurtheilung, als ihr von der französischen Kritik jener und unserer Tage zu Theil geworden. Die Fabel des Stückes hält sich im Wesentlichen an die Novelle des Lesage[5].

Der Graf von Belflor, einer der angesehensten Herren am Hofe, wird von einer heftigen Leidenschaft für die junge Leonore de Cespedes ergriffen; er will sie zwar nicht heirathen, (denn die Tochter eines einfachen Edelmannes scheint ihm keine ebenbürtige Gattin), desto be-

[illegible]

will [illegible]
losen [illegible] zum
Z[illegible] Fügung
will [illegible] studiert,
eines [illegible]

gerade in Madrid sich befindet und bei einem nächtlichen Strassenkampf im Augenblick der höchsten Lebensgefahr durch einen unversehens des Weges daherkommenden Kavalier gerettet wird. Pedro's Nothhelfer ist aber kein anderer, als Belflor. Ein herzbewegendes Schreiben Leonorens, in welchem die Unglückliche ihrer Verzweiflung über den Verrath des Geliebten in den tiefsten Naturlauten Ausdruck gibt, hat ihn bestimmt, wenigstens ihrem Wunsch nach einer letzten Unterredung zu willfahren; er bittet Pedro, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten und bei einem galanten Abenteuer seinen Arm zu leihen. Pedro folgt ihm natürlich, klettert im Dunkel der Nacht mit ihm über den Balcon in das Haus von Don Luis, hält getreulich Wache in dem finsteren Zimmer und setzt sich auch tapfer zur Wehr, als seinem Retter Gefahr droht, um im nächsten Augenblick mit Entsetzen zu erkennen, dass er seinem eigenen Vater an Leib und Leben wollte. Bald aber gleicht sich alles aus: Leonorens Thränen haben Belflors Herz gerührt: die Stimme der Ehre und des Gewissens wird wieder laut in ihm. Und mit einer fröhlichen Doppelhochzeit — denn Pedro's Unbekannte offenbart sich zuguterletzt als Belflors Schwester Eugenie — findet die anmuthige Geschichte ihren harmonischen Abschluss.

Beaumarchais hat alle feineren Züge und Übergänge der Lesage'schen Novelle vergröbert, den Ort der Handlung schlankweg nach Frankreich verlegt und aus dem spanischen Kavalier einen jener verruchten Alcibiades der Regentschaft, einen Doppelgänger des Herzogs von Richelieu gemacht, der inzwischen auch bei Lovelace in die Schule gegangen. Der hochgeborene Wüstling hat die Tochter eines kleinen Landedelmannes, Eugenie[1], Dank dem Zureden ihrer adelsstolzen Tante Murer dazu vermocht, sich ohne Vorwissen ihres Vaters, eines gutmüthigen Polterers, mit ihm trauen zu lassen. Da sich Eugenie Mutter fühlt, reist sie ihrem vermeintlichen Gatten in die Hauptstadt nach. Dort aber stellt sich heraus, dass die ganze Trauung Ko-

probe, die er nach dem Fiasco der Erstlingsvorstellung des »Barbier von Sevilla« bekanntlich wiederholte —), kürzte und besserte, sogut das anging und sicherte der »Eugenie« also zum mindesten einen halben Erfolg. Von Ende Januar bis Anfang Mai wurde Eugenie zehnmal gegeben: die geringste Einnahme belief sich auf 1423, die grösste auf 2616 Livres, und vollständig vom Repertoire verschwunden ist das Werk sogar erst anno 1863; das Drama wurde auch sofort in die meisten Cultursprachen übersetzt, und es fand in England, Dank Garrick, in Wien, Dank Sonnenfels, die Zustimmung der Hörer[1].

Ganz anders stellte sich die Pariser Kritik zu dem Werk. Die Schriftsteller von Beruf wollten von dem dramatischen Freischärler nichts wissen; seine Persönlichkeit war vielfach verdächtig, wo nicht gar verächtlich; und wenn er gehofft hatte, als Autor, gleich so vielen anderen Litteratoren zweiten und dritten Ranges, in der Gesellschaft besondere Auszeichnung zu finden, wurde er durch die ablehnende Haltung der »Philosophen« alsbald eines Anderen belehrt. Wohl galten literarische Ehrentitel dazumal in Pariser Salons mehr als Adelsbriefe kleiner Landjunker[2]; vollgiltige Anerkennung poetischer Leistungen ging jedoch nicht von den Nächstbesten aus; die einflussreiche Gruppe Diderot's aber nahm den ungebetenen Bundesgenossen sehr ungnädig auf. Als Beaumarchais dem Dichter des »*Fils naturel*« ein Exemplar seines Stückes überreichte, empfing ihn dieser mit dem ironischen Ausruf: »In welchen Wespenschwarm haben Sie da gestochen!« Der vertrauteste Freund des genialen Mannes, Grimm, behandelte den unberufenen Jünger der neuen Heilslehre nun gar mit erbarmungslosem Hohne: »Eugenie«, so schreibt er, »ist der erste theatralische und literarische Versuch eines Herrn von Beaumarchais; dieser Herr ist, wie man sagt, ein Mann von etwa 40 Jahren, reich, Inhaber einer kleinen Hofstelle, der bisher den Stutzer gespielt und den sehr zur Unzeit die Laune angewandelt hat, auch den Autor zu spielen. Ich habe nicht

die Ehre, ihn zu kennen, aber man hat mir versichert, dass er von einer auserlesenen Einbildung und Geckerei sein soll. Der Vorwurf seines Dramas ist der Liebeshandel des Grafen von Belflor mit Leonore von Cespedes. Obgleich dieser Stoff m. E. sehr schön und sehr theatralisch ist, fehlt es ihm doch nicht an Mißständen. Sein grösster und unverbesserlichster Fehler bleibt aber, dass er von Herrn von Beaumarchais behandelt wurde. Im vierten Aufzug ist ein Auftritt, der mir als schlüssiger Beweis dafür gilt, dass dieser Mensch *niemals etwas Gutes, ja selbst nur etwas Mittelmässiges* zu Stande bringen wird«. Und ebenso gehässig, wie der beste Pariser Theaterkritiker jener Zeit, äusserte sich ein erfahrener Fachmann, der gescheite, alte Bühnenkenner Collé: »Der Autor der Eugenie habe unzweifelhaft nachgewiesen, dass er weder Genie, noch Talent, noch Geist besitze. Den Mangel an Genie bezeuge die Thatsache, dass in dem ganzen Stück nicht ein frei erfundenes Motiv vorhanden sei: Clarisse und andere Romane seien ebenso dreist geplündert wie die Geschichte des Grafen von Belflor, Scarron's *Généreux ennemis* und Lesage's *Point d'honneur:* schöpferisch habe er also gar nichts zuwege gebracht. Er besitze aber auch kein Talent, denn dieser Schüler habe nicht einmal verstanden, die verschiedenen, diesen Erzählern entlehnten Situationen aneinanderzuleimen. Ohne die mindeste Kenntniss des Theaters und ausser Stande, fünf Acte aufzubauen, verstehe er nicht einmal eine einzige Scene zurecht zu stellen. Und ebenso fehle es ihm an Witz und Geist: denn die wenigen, halbwegs gefälligen und wahrempfundenen Einzelzüge dieses Dramas seien nicht Beaumarchais zu eigen: er habe sie durchweg aus Romanen à la Riccoboni und Richardson geschöpft. Aus diesem Resumé ergebe sich, worauf sich das Verdienst dieses unverschämten, vordringlichen Gesellen beschränke; es würde sich nicht einmal der Mühe lohnen, sich mit seiner Kritik zu unterhalten, *wenn er sich nicht an einem Stoff vergriffen hätte, aus dem sogar ein mittelmässiger,* nur leidlich vernünf-

tiger *Autor grossen Vortheil hätte ziehen können*: denn nur die Urkraft der Handlung habe, ob sie gleich herzbrechend schlecht geführt sei, in den ersten drei Acten, Herrn Beaumarchais zum Trotz, einigen Eindruck gemacht« [1].

Collé hat hier seinem Hass gegen das *genre sérieux* so unverholen Luft gemacht, wie seiner Abneigung gegen die Persönlichkeit Beaumarchais': als geborener Dramatiker (der übrigens dem Dichter des »Barbier von Sevilla« und dem Verfasser der *Mémoires* seine voreilige Kritik Form Rechtens abbitten wird) hat er aber doch herausgefühlt, was trotz aller technischen und künstlerischen Gebrechen die Bühnenwirksamkeit der Eugénie begründete: die glückliche Wahl eines theatralischen, starken Grundmotivs.

Noch heute, trotz ihres ehrwürdigen Alters von mehr denn hundert Jahren, ist die Eugénie für den anspruchslosen Leser nicht aller Reize bar; die Charaktere des Dramas sind wohl die herkömmlichen Romanfiguren, vom Autor handfest gepackt und derb hin und hergeschoben; zartere Empfindungen kommen fast nie zu Wort; der Dialog ist vielfach schwülstig und von Gemeinplätzen durchsetzt: aber die Fabel wird spannend und energisch vorgetragen und Beaumarchais' Geist der Antithese [2], das frondirende Wesen Figaro's kommt schon da und dort zum Vorschein. Noch in seiner letzten Lebenszeit berühmte er sich nicht mit Unrecht, den *petits grands seigneurs* gleich in seinem Erstlingswerk die Wahrheit gesagt zu haben. Graf Clarendon, »ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle den Männern, ein Schurke den Weibern gegenüber«, wird streng vorgenommen: nur wird leider zum Schaden des Autors wie des Publikums sein Sündenregister nicht witzig, wie im »tollen Tag«, sondern pathetisch vorgebracht: in der Sache selbst geht Beaumarchais allerdings Almaviva kaum schärfer zu Leibe, als den nichtswürdigen, bezaubernden Wüstlingen vom Schlage Clarendon's, deren Privatleben so hart verurtheilt wird, wie ihre unverdienten Gnaden bei Hofe [3]. Nicht minder vorbedeutungsvoll, als diese moralistischen

Anwandlungen erscheint uns der Leibkammerdiener Clarendon's, Drink, der »eigenwilligste aller Lakaien«, ein seriöser Vorläufer Figaro's. Er ist der Helfershelfer seines Herrn bei allen schlechten Streichen: aber er hält (A. I. Sc. 7) seinen Gebieter für tausendmal verworfener, als sich selbst; trotzdem duckt er noch, wenn Clarendon ihn als *valet raisonneur* und gewissenhaften Spitzbuben *(fripon scrupuleux)* zur Ruhe weist: er tröstet sich damit, dass der Graf im Prügeln wie im Zahlen seinesgleichen nicht hat *(il rosse aussi fort, qu'il recompense bien)*. Mit besserem Erfolg, als dieser Hallunke, sind die Angehörigen Eugenien's in die Tugendschule ihres Jahrhunderts gegangen; gegen das Duell wird mit den Redensarten der *Nouvelle Héloise* und des *Philosophe sans le savoir* geeifert (A. V, Sc. 2). Und der Vater der Heldin schlägt nun gar Töne an, die ebensowohl für Beaumarchais' persönliche Beziehungen zu Karl III. und Ludwig XV. wie für seine Lecture der Philosophen zeugen. Als er zuerst von dem Verrath Clarendon's erfährt, will er stehenden Fusses zum König eilen: »er wird mich nicht zurückweisen; auch er ist Vater; ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie er seine Kinder umarmte«. Und auf den Einwurf, dass er gegen den Verführer nicht aufkommen werde, der ein Mann von Rang und Einfluss sei, lautet die stolze Erwiderung: »Ist er ein Würdenträger, so bin ich ein Edelmann und vor Allem: ich bin ein Mensch«. *(Je suis gentilhomme, enfin, je suis un homme.)* Worte der Art schlugen damals ein und Beaumarchais verstand es vortrefflich, als »Eseltreiber« (wie Collé schmähte) die Menge nach seinem Sinne zu leiten. Mit allen Mitteln will er der Eugénie zu einem Kassenerfolg verhelfen; er verzichtet zu Gunsten der Schauspieler auf jede Bezahlung für sein Stück und zieht solcherart die Mitglieder der *Comédie française* auf seine Seite, wie er lange vor der ersten Aufführung den Antheil hochadeliger Theaterfreunde, der Herzoge von Noailles und Nivernais, durch Privatvorlesungen etc. seines Dramas zu gewinnen

suchte. Fréron hoffte er durch Artigkeiten und Anerbietungen aller Art ein journalistisches Fürwort abzuschmeicheln; bezahlte Klatscher sind bei der zweiten Aufführung zur Stelle; späterhin, da die Einnahmen nachlassen und das Stück abgesetzt werden soll, lässt Beaumarchais sogar Geld in das Parterre werfen[1]. Und als endlich keiner dieser Kniffe mehr verfängt, vermeint er die Literaturfreunde durch einen (der Buchausgabe der *Eugénie* vorgedruckten) *Essai sur le genre dramatique sérieux* günstiger für seine Sache zu stimmen, eine Vorrede, welcher Collé — im Laufe der Jahre geradezu ein Beaumarchais-Enthusiast geworden — die Nachrede widmete: »*Eugénie* ist ein schlechtes Drama; aber meine Abneigung, ja meine Wuth gegen diese Bastardform haben mich zu weit fortgerissen; die Eugénie ermangelt stellenweise nicht der Empfindung; man findet dort und da Geist, Witz, selbst die eine und die andere gute Scene; das Vorwort aber ist der Gipfel der Lächerlichkeit: ohne einen Funken gesunden Menschenverstandes: das werde ich bis zu meinem letzten Athemzug behaupten«[2].

Die Censur klingt hart: ernsthaft nehmen wird aber kein Freund des »Barbier von Sevilla« diese Vorrede. Beaumarchais tritt zunächst als begeisterter Verehrer Diderot's für die Berechtigung der Dramenform ein: gegen sein Beweisthema wäre an sich nicht viel einzuwenden. Nur Schade, dass er zuviel beweisen will, dass seine lebhafte Art der Mittheilung nirgends über seine arge Unwissenheit hinweg täuscht. Die hohe Tragödie, meint er, könne ihn, den friedlichen Unterthan einer Monarchie des 18. Jahrhunderts, nicht im Innersten packen, weil so furchtbare Ereignisse, wie die Hinrichtung von Prinzessinnen und Herrschern, die Revolutionen in den Freistaaten des Alterthums, zum mindesten im königstreuen Frankreich, sich schlechterdings nicht mehr abspielen; die Komödie wiederum vermöge nun und nimmer Laster und gesellschaftliche Schäden zu heilen. Es berührt mehr als seltsam, gerade bei dem nachmaligen Autor des »tollen Tages« Behauptungen zu begegnen, die

er durch seine späteren Werke selbst am siegreichsten widerlegt hat: »Leichter, spielender Sarkasmus hat niemals entschieden in die Welthändel eingegriffen; die Waffen des Spottes dienen höchstens dazu, sie in Fluss zu bringen; so ist diese Kampfesart nur gestattet gegen feige Widersacher, die sich hinter ungezählte Machthaber verschanzen und es ablehnen, sich den Raisonneurs auf offenem Felde zu stellen. Vielleicht geziemt sie auch nur unseren Schöngeistern, die, in der Gesellschaft mit oberflächlichen Urtheilen schnell bei der Hand, den leichten Truppen, wo nicht gar den verlorenen Kindern der Litteratur gleichen ..[1]« »Rührende Vorwürfe gehen bei gleichem Verdienst der künstlerischen Behandlung näher zu Gemüth, als scherzhafte. Leichter Frohsinn erheitert uns; er stellt unsre Seele gleichsam aus sich hinaus: von Herzen lacht man nur in Gesellschaft. Wenn aber ein lustiges Bild der Lächerlichkeit uns auch einen Augenblick unterhält, so lehrt doch die Erfahrung, dass das Gelächter, welches dem witzigen Einfall folgt, immer nur dem verhöhnten Opfer, niemals aber unseren eigenen Schwächen gilt. Unsere Eigenliebe lehnt jede persönliche Nutzanwendung ab: wir beziehen das treffendste Epigramm immer nur auf andere, nie auf uns selbst. In den meisten komischen Stücken erleben wir es denn auch, dass zur Schmach der Moral der Zuschauer gemeiniglich für den Schelm gegen die rechtschaffenen Leute Partei nimmt, weil Diese stets die weniger unterhaltenden sind. Wenn aber auch einzelne launige Auftritte mich für einen Augenblick belustigen, so wende ich mich alsbald, gleicherweise geärgert durch den Autor, sein Werk und mich selbst, von solchen Possenspielen ab. Und während geräuschvolles Lachen uns von allem Nachdenken ablenkt, führt uns stille Rührung zur Sammlung und Isolirung...[2]«

Mit ähnlichen Scheingründen wird die ausschliessliche Berechtigung der Prosa für die neue Kunstform verfochten; auch in dieser Frage hat die Erfahrung entschieden; geraume Zeit vor Diderot schrieb La Chaussé

seine nicht verächtlichen Rührstücke in Versen und Emile Augier meistert in *Gabrielle* den Alexandriner so sicher, wie den festgeprägten Schlagsatz in den *Effrontés*. Die ungebundene Rede der »Emilia Galotti«, des »Clavigo«, von »Kabale und Liebe« legt Zeugniss für den Fleiss vielleicht mehr noch, als die Genialität, mit der unsere Classiker die Prosa technisch zu bewältigen, künstlerisch zu stilisiren verstanden. Diese unübertroffenen Vorbilder stehen dem streng und redlich schaffenden Dramatiker in Deutschland, anfeuernd und entmuthigend zugleich, vor Augen, wenn er nach dem höchsten Kranze strebt: in einer gebildeten und überbildeten Sprache Kunst und Natur zu verschmelzen, den Ton seiner Charaktere zu treffen und dabei zugleich »er selbst allein« zu sein: eine Aufgabe, um deren Lösung Otto Ludwig im »Erbförster«, Hebbel in »Maria Magdalena« sich ernstlich bemüht haben. Viel Nachfolge hat das Beispiel dieser Autoren freilich nicht gefunden: künstlerische Prosa wird bei den modernen französischen Bühnendichtern so selten zu erfragen sein, wie bei unseren deutschen Theater-Industriellen. »Der Compass der Cäsur«, den Beaumarchais so muthwillig preisgibt, hat wenigstens das Gute gehabt, Stümpern und Handwerkern die Arbeit zu erschweren und zu verleiden; die gleiche Berechtigung der gebundenen und ungebundenen Rede für die lebendige Bühne war im Übrigen längst vor Diderot und Beaumarchais durch den grössten Dramatiker der Nation, Molière, thatsächlich entschieden worden. Er hat in seinen Charakterkomödien den Alexandriner so frei und vollendet gebraucht, wie die Prosa in seinen Schwänken, und mit vollem Recht durfte ihm Victor Hugo nachrühmen: *»Palmas vere habet iste duas*[1]«.

Alle Begeisterung, die Beaumarchais für Diderot zur Schau trug, den Feuergeist, den *philosophe poète*, dem die Natur verschwenderisch Empfindsamkeit, Einsicht und Genie zu Theil werden liess, alle Überschwänglichkeit, mit der er sein »Büchlein in Duodez preist, in dem er alles erschöpft hat, was man nur Wahres, Philosophisches und Treffendes über die drama-

tische Kunst denken kann«[1], ward für den Vergötterten also geradezu verdriesslich und lästig. Beaumarchais' Übertreibungen verzerrten die Diderot'schen Einfälle bisweilen zu Grotesken: so insbesondere mit dem närrischen Vorschlag ernsthafter, stummer Zwischenspiele, dem tragikomischen Gegenstück der unversieglichen Heiterkeit der *Intermèdes* in Molières Farcen. Da nach Beaumarchais' Ansicht der theatralische Vorgang keinen Augenblick stillstehen darf, so empfiehlt er, die einzelnen Acte in der Art mit einander zu verknüpfen, dass der Fortgang der Handlung *pantomimisch* angedeutet werde[2]. So schaltet er zwischen dem ersten und zweiten Aufzug die folgende Bühnenanweisung ein: »ein Diener tritt ein, der die Sessel gerade schiebt, den Thee hinausräumt und alle, da und dort umherliegenden Packete mitnimmt«; zwischen dem zweiten und dritten Act macht sich das Kammermädchen der Titelheldin an dem Garderobekasten zu schaffen; der Peripetie folgen noch aufgeregtere Intermezzi: zwischen dem dritten und vierten Act eilen wortlos und geschäftig die Diener, welche den Verräther dingfest machen sollen, bewehrt mit Hirschfängern, Degen und Fackeln über die Bretter. Kein Wunder, dass Fréron meinte: es bleibe nur noch übrig, dass im letzten Zwischenakt ein »Zimmerputzer« zum Bohnen des Fussbodens erscheine. Nach der drolligen, ernsthaft vermeinten Bühnenanweisung: »Eugénien's Vater tritt auf, mit ängstlicher Miene überall nach Riechsalz forschend« möchte man bei der Aufregung der Heldin noch eher die Ankunft der Wehmutter erwarten[3]. Die einfachste Lösung dieses Problems — wenn hier überhaupt von einem Problem die Rede sein kann — war gleichfalls bei Molière zu erfragen: seine eigenen Komödien und die Tragödien seiner Zeitgenossen werden bis auf den heutigen Tag im *Théâtre français* in einem Zuge, ohne Zwischenvorhang, abgespielt.

Mit sachlichen Einwendungen der Art kam man dem unvorsichtigen Wortführer dieser Neuerungen übrigens gar nicht; man sah in seinen Thorheiten nur willkommenen

Anlass zu wohlfeilen Spässen. Auf dem Opernball des Jahres 1767 setzte ihm eine Maske durch heuchlerische Lobsprüche so lange zu, bis der geschmeichelte Autor in die Falle ging. Er strich sein Werk nach Kräften heraus: gleichwohl, meinte er, habe ihn das Urtheil des Publikums zu vielfachen Änderungen bewogen; an einer Stelle sei er von der Kritik dermaßen eines Besseren belehrt worden, dass er selbst an den Rand seines Manuscripts geschrieben habe: »Ich bin ein Tropf!« »Um des Himmels willen« — lautete die Antwort der Maske, die wohl Niemand anders war, als die witzige Sängerin Sophie Arnould — »vergessen Sie diese Anmerkung gewiss nicht, wenn Sie Ihr Stück drucken lassen. Sie ist vortrefflich!«[1]

Unbeirrt von all diesen Bosheiten machte sich Beaumarchais sofort an den Entwurf eines neuen Dramas: *Les deux amis.* Da er gerade im besten Zuge ist, kommt eines Tages eine durch Schönheit berühmte, geistvolle, ehrenwerthe Dame[2] zur Schwester Beaumarchais' und fragt, was ihr Bruder mache, den sie seit einiger Zeit nicht gesehen. »Ich glaube, er arbeitet auf seinem Zimmer; er hat sich von der Welt zurückgezogen, um ein neues Drama zu vollenden«. Die Besucherin bittet, ihn zu rufen; er erscheint im Hauskleid, mit zerzaustem Haar und langem Bart. »Ei, lieber Freund, was für Unsinn treiben Sie denn jetzt? Just in dem Augenblick, in dem eine sehr liebenswürdige, vor Kurzem verwittwete, vielumworbene Frau Ihnen den Vorzug geben könnte? ihr Vermögen ist beträchtlich; es würde das Ihrige prächtig abrunden; meine Freundin würde zugleich aber in Ihnen finden, was mehr werth ist, als aller Reichthum: einen ausgezeichneten Gatten. Ich werde morgen mit ihr in einem abgelegenen Baumgang der *Champs Elysées,* die wir die Wittwen-Allee nennen, zu treffen sein. Reiten Sie, wie durch Zufall, vorüber: halten Sie mich an, und Sie werden dann sehen, ob Sie Beide einander zusagen?« Am nächsten Tag zeigt sich Beaumarchais, hoch zu Ross, von einem Reitknecht gefolgt, in der langen, einsamen

Allée des veuves[1]; schon die stattliche Erscheinung des Kavaliers nimmt zu seinen Gunsten ein; da er näher kommt, entdeckt die Begleiterin der Wittwe unversehens, dass sie den hübschen Mann kenne. Die ungeahnte, plötzliche Begegnung *(comme celle d'Emile et de Sophie,* fügt Gudin in unbewusster Ironie hinzu) ruft lebhaften Eindruck hervor. Die Wittwe sieht in ihren Trauerkleidern besonders vortheilhaft aus: Beaumarchais sitzt ab und bittet, zu den Damen in die Kalesche steigen zu dürfen. Als Meister des Dialogs führt er die Unterhaltung; das oberflächliche *jeu d'esprit* macht allmälig tiefergehenden Gesprächen Platz; man will sich gar nicht mehr trennen; Beaumarchais bittet die Wittwe zu Tisch; nach einigem Sträuben nimmt die Dame die Einladung an. Der galante Mann schickt nun den Reitknecht heim: damit war seiner Schwester das verabredete Zeichen gegeben, sich zum Empfang der ihr unbekannten Wittwe vorzubereiten. Als nun Geneviève Watebled in dem Haus rue Condé einspricht, gefällt ihr alles vortrefflich: die alten Bedienten kaum minder gut, als die Zärtlichkeit der Familien-Angehörigen. Fast unmittelbar nach Tisch folgen zärtliche Erklärungen, und am 11. April 1768 führt Beaumarchais seine zweite Gattin heim[2]; nach dem Pariser Kirchenbuch zählte Madame Geneviève an ihrem Hochzeitstage 38 Jahre, mithin um zwei Jahre mehr, als ihr Bräutigam. An Glücksgütern fehlte es ihr nicht: von ihrem ersten Manne, der Oberverwalter der königlichen Garderobe gewesen, hatte sie ein ansehnliches Vermögen ererbt, das Beaumarchais gerade in diesen Tagen besonders gelegen kam.

Denn bald nach seiner Heirath, am Charfreitag des Jahres 1768, verlor Beaumarchais (wie er unserem Gewährsmann Gudin erzählte) den letzten Rest von Sympathieen beim König. »Ich erinnere mich, dass mich dazumal ein Liebling Ludwigs XV., *das heisst* also ein alter Höfling, der Herzog von La Vallière, nach Versailles mitnahm, wo ich schon als trotziger, freimüthiger Raisonneur galt und nicht zum Besten angeschrieben war. Während wir unsere Strasse

dahinzogen als grosse Herren, die wir nun einmal waren, sagte er zu mir: »Ich bin heute beim Souper in den *petits appartements* mit dem König, Madame Du Barry und den Auserwählten, die er noch in seinen Kreis ziehen wird; ich möchte nun gar zu gern zu den Tafelfreuden einen neuen Scherz einsteuern, um diese allzu oft entsetzlich langweiligen Soupers wieder einmal aufzuheitern«. Das kam fast einer Frage gleich; ich war aber um die Antwort nicht verlegen und erwiederte lächelnd: »Sind die Herrschaften ernst gestimmt, dann erzählen Sie ihnen das jüngste Witzwort der Sängerin Arnould, die dem Grafen Lauraguais auf seine Frage: »Erinnerst Du Dich noch unserer ersten Liebe, Sophie, da ich mich nächtens unter allerlei Verkleidungen in das Haus Deines Papa Weinhändlers schlich«? sagte: »Ach, das war eine schöne Zeit; wir waren damals so rechtschaffen unglücklich!« Ist der König aber im Gegentheil besonders aufgeräumt *(en goguettes)*, dann dämpfen Sie seine Ausgelassenheit ein bischen durch irgend eine moralistische Betrachtung: wie das zu Potsdam in den »Orgien des Königs von Preussen« gebräuchlich ist. Etwa durch die folgende, welche heute doppelt zeitgemäss ist: »Haben Sie inmitten unseres Gelächters nicht bedacht, Sire, dass Sie mehr Livres zu 20 sols schuldig sind, als seit dem Sterbetag unseres Herrn Jesu Christi, dessen Gedächtnisstag wir heute feiern, Minuten verstrichen sind?« Eine so sonderbare Behauptung wird gewiss bestritten werden; jeder muss seinen Bleistift zur Hand nehmen, um Sie des Irrthums zu überführen. Seit Jesu Tod (ich unterdrücke an dieser Stelle einige blasphemische, geschmacklose Spässe Beaumarchais') sind gerade 1768 Jahre verflossen: nun besteht das Jahr aus 365 Tagen zu 24 Stunden von je 60 Minuten; das macht bei einer genauen Berechnung mit Einzählung der Schalttage 929,948,048 Minuten. Dem König aber kann nicht unbekannt sein, dass er mehr als eine Milliarde Livres Schulden hat«. — Der Herzog, der sich beliebt machen

vielleicht sogar in das Ministerium eintreten wollte, hat nichts eiligeres zu thun, als diese am Sterbetag des Erlösers ohne Zweifel etwas zu heitere Rechenaufgabe dem König und seinen Leuten zum Besten zu geben. Die Höflinge aber nehmen den Spass schief und setzen dem Erzähler tüchtig zu. Der König selbst verglich die Historie (immer nach dem unablässig in historischen Anspielungen kramenden Gudin) mit dem Skelett, das man unter Blumen und Früchten bei den egyptischen Festmahlzeiten auftischte, um die Lärmenden zu beruhigen. »Ist diese Idee Ihnen gekommen, Herzog von La Vallière?« »Nein, Sire, Beaumarchais hat sie mir in den Kopf gesetzt.« Der König erhebt sich vom Sessel, ohne zu sprechen. Ein Höfling meint sehr spitzig: »Ein höchst gefährlicher Mensch dieser Beaumarchais mit seinen romanhaften Ansichten über Finanzen und Freiheit; ist er kein Ökonomist?« »Nein, er ist der Sohn eines Uhrmachers.« »Dacht' ich's doch« — meinte ein Anderer — »er versteht sich nicht umsonst so gut auf das Minutenzählen.« Man fand das Witzwort vortrefflich. Ein Jeder stellte sich mit einem anderen Epigramm ein; alle hielten es für gerathen, meine Feinde zu werden. Von daher stammen alle Gräuel, die man mich im Parlament Maupeou erdulden liess, Gräuel, aus welchen mich nur mein Muth gerettet hat. Das war die Frucht, die ich für das Bemühen erntete, den König durch eine Gleichnissrede, die einigen Erfolg in Paris gehabt hatte, nachdenklich zu stimmen[1].

Offenbar hatte, selbst nach der Ansicht des milden Gudin, Beaumarchais in der tactlosen Wahl von Zeit und Form Unrecht gehabt, mochte er auch in der Sache selbst Recht haben; noch sträflicher erscheint ihm jedoch der Herzog, der zwar geistvoll, gebildet und bei Ludwig XV. beliebt, darum aber noch lange nicht berechtigt war, eine so unangenehme Wahrheit vor einem König vorzubringen, der nicht einmal als geduldiger Zuhörer mit Friedrich dem Grossen verglichen werden darf. Weit schimpflicher, als dieser Verstoss gegen das Herkommen, dünkt Unsereinem

der feige Verrath La Vallière's; hätte der Einfall Anklang gefunden, so hätte er die Erfinderehren voll und ungetheilt für sich in Anspruch genommen: beim ersten Stirnrunzeln des Herrschers gab dieses Urbild eines Höflings[1] seinen Gewährsmann mit vollem Namen der allgemeinen Gehässigkeit preis. Das Beste an der Sache aber war, dass auch Beaumarchais nur für die Aneignung fremden geistigen Eigenthums bestraft wurde, denn der Scherz rührt von Voltaire her, der d'Argental schon ein paar Jahre vorher geschrieben hatte: »Ich rechnete gestern einigen Engländern vor, dass sie mehr Livres schuldig sind, als seit Erschaffung der Welt Minuten verflossen sind, und ich glaube, dass wir Franzosen ein Gleiches von uns sagen dürfen ...«[2]. Seine Epistel ging in Paris von Hand zu Hand, und aus dieser Quelle hat Beaumarchais, nach Gudin's Zeugniss, seine Weisheit geschöpft. Der Zeitpunkt für den satirischen Ausfall war zudem so unglücklich als möglich gewählt; denn die allzeit widerspenstigen Parlamente weigerten sich hartnäckiger als je zuvor, neue Steuererlässe eines Königs zu verbuchen, der dem Volk für seine Person allein mehr Abgaben auferlegt hatte, als seine meisten Vorgänger zusammengenommen.

Einigen Trost für diese fürstliche Ungnade mag Beaumarchais dazumal sein Familienleben gewährt haben. Nach der mehr als naiven Erzählung Gudin's hatte Madame Geneviève Watebled ihren Bräutigam mit der Bitte überrascht: »*ne me laissez point pleurer dans un lit solitaire,* allen Sorgen der Eifersucht zur Beute«. Beaumarchais gab und hielt das gewünschte Versprechen. Am 14. December 1769 beschenkte ihn seine Frau mit einem Knäblein, Pierre Augustin. Fast zu derselben Zeit, am 13. Januar 1770, beschied er den Pariser Theatergängern sein neuestes Drama: *Les deux amis,* ein Titel, dem ein Spassvogel auf dem Maueranschlag den Zusatz beifügte: »*Die beiden Freunde* — von einem Mann, der keinen einzigen hat«. Das Stück erfuhr einen ausgiebigen und vollverdienten Misserfolg.

Beaumarchais wollte in diesem (»zu Ehren der Leute des dritten Standes geschriebenen«[1]) Stück den Sieg der Empfindsamkeit und tugendhaften Selbstverleugnung im Kreise der Geschäftsleute verkünden; in dieser poetischen Verherrlichung des Kaufmannsstandes war ihm übrigens Sedaine mit glänzendem Beispiel vorangegangen. Die Hauptfigur des *Philosophe sans le savoir* ist die Prachtgestalt des Vater Vanderk: ein Edelmann, der eines unglücklichen Zweikampfes halber Frankreich verlassen und nach seiner Heimkehr den unadeligen Beruf des Handelsherrn unter falschem Namen treiben muss; dieser kernige Alte beschämt durch Geradsinn und Grossherzigkeit die Ritterlichkeit aller Grandseigneurs, wie die Phantasterei aller jugendlichen Idealisten. Da er seinem unmittelbar vor einem Duell stehenden Sohne das Geheimniss seiner eigenen Vergangenheit zugleich mit dem seiner Abstammung enthüllen muss, antwortet er auf dessen erstaunte Frage, wie er als Adeliger das Gewerbe eines Plebejers betreiben könne, mit der folgenden Lobrede auf seinen Stand:

»Welcher Beruf, mein Sohn, kann mit demjenigen eines Mannes verglichen werden, der sich mit einem Federzuge von einem Ende der Welt bis zum andern Gehorsam verschaffen kann? Sein Name, sein Siegel hat nicht erst, gleich der Münze eines Herrschers, Noth, dass der Werth des Metalls der Prägung als Bürgschaft diene: seine einfache Unterschrift genügt. Nicht einer einzelnen Kirche, nicht einer einzigen Nationalität dient er: er dient ihnen allen: er ist der richtige Weltbürger *(l'homme de l'univers)*. Und alles, was bei einem Edelmann die Vorrechte der Geburt legitimirt, das begründet auch das Ansehen des Kaufmanns: Rechtschaffenheit und Ehre. Verwegene Hitzköpfe stiften die Könige an, die Kriegsfackel zu entzünden: alles scheint in jähem Flammenbrand zu verglühen: die Staaten Europa's liegen im Zwiespalt mit einander: allein der englische, holländische, russische und chinesische Kaufmann bleibt deshalb nicht weniger der

Freund meines Herzens: wir sind auf der Erde gleichsam die Seidenfäden, welche die Nationen mit einander verknüpfen und durch die Nothwendigkeit des Handelsverkehrs zum Frieden zurückführen. Ich kenne nur zwei Stände, welche dem des Kaufmanns überlegen sind: den Richter, der das Gesetz zu Ehren bringt und den Krieger, der sein Vaterland vertheidigt«. *(Le philosophe sans le savoir.* A. II. Sc. 5.)

Ganz ähnlich meint der grosse Lyoner Kaufherr Aurelly in Beaumarchais' Stück (A. II. Sc. 10): »Ich gebe täglich zweihundert Handwerkern Arbeit; dreimal soviel Leute sind zur Anfertigung meiner Seidenstoffe nothwendig; meine Maulbeerpflanzungen und meine Seidenzucht erfordern eben so viele Arme; all das lebt, all das verdient, und da die Industrie den Preis der Waaren verhundertfacht, gibt es, bei mir angefangen, nicht ein Geschöpf, das dem Staat nicht reichlich einen Zoll von dem Gewinn heimgibt, den unser Wettbewerb ihm verschafft. Und all das Geld, welches der Krieg vergeudet, wer bringt es in Friedenszeiten wieder ein? wer möchte dem Handel die Ehre bestreiten, dass er dem erschöpften Staatswesen die verlorenen Kräfte und Reichthümer wiedererstattet? Alle Bürger empfinden die Wichtigkeit dieser Aufgabe: der Kaufmann allein erfüllt sie. Wenn der Krieger verruht, winkt dem Kaufmann das Glück, als Patriot zu wirken«.

Höchst bezeichnend für die Gesinnung der beiden Männer legt Sedaine den Nachdruck auf die Rechtlichkeit des Kaufmanns, Beaumarchais auf dessen Nützlichkeit, Jener auf den Adel der Seele, Dieser auf den Adel des Erwerbes. Noch in anderer Beziehung gedachte der jüngere Dramatiker den erfolgreichen Meister zu überbieten: das war in dem Capitel der Empfindsamkeit. Der Held seines Stückes, der *General-Steuereinnehmer* von Lyon, Mélac, wird uns schon im Personenverzeichniss als *philosophe sensible* vor-

gestellt. *Sensible* mag seine Handlungsweise nun immerhin sein: verbrecherisch bleibt sie nichtsdestoweniger. Man höre.

Mélac's Busenfreund, der Kaufherr Aurelly, steht, ohne das zu wissen, vor dem Bankbruch; der Inhaber einer Pariser Firma, die ihm gerade 5—600,000 Francs schuldet, ist gestorben; dessen Nachlass ist in Unordnung; und damit fehlen alle Mittel zur Begleichung dringender Zahlungen. Aurelly's Kassier befürchtet in Folge dieser Stockung den Ruin des alten Geschäftshauses, aber er findet nicht den Muth, dem Prinzipal seine verzweifelte Lage bekannt zu geben. Mélac aber erräth die drohende Gefahr, und nach kurzem Besinnen überantwortet er dem Prokuristen Aurelly's *sämmtliche gerade in seiner Kasse verwahrte Steuergelder.* Er wird aus philosophischem Edelsinn, aus übertriebener Freundespflicht zum Defraudanten. Auf dieser unhaltbaren Voraussetzung baut sich nun ein ganz widersinniges Stück auf. Der Generalpächter St. Alban, »*homme du monde estimable*«, stellt sich im kritischesten Augenblick zur Prüfung der Kassenbestände in Lyon ein. Mélac's Unterschleif kommt an den Tag; der *philosophe sensible* will schlechterdings nicht sagen, aus welchem Grund er über Nacht 600,000 Francs veruntreut hat. Der Freund, dem zu Liebe er das ungeheuerliche Opfer seines Rufes gebracht hat, überhäuft ihn mit Vorwürfen und Beleidigungen. Eine weitere Verschärfung tritt noch hinzu: Mélac's Sohn liebt Aurelly's Pflegetochter, und es währt nicht lange, so bekommt der jugendliche Heisssporn Händel mit dem für dasselbe Mädchen schwärmenden Generalpächter. Der gereizte Pariser ist drauf und dran, Mélac wegen seiner Veruntreuung dem Gericht auszuliefern, sofern man ihn zum Dank für sein Schweigen nicht mit Paulinens Hand beglücken will. Alles scheint verloren: da gelingt es dem holden Kind, durch weise und empfindsame Standreden den vorher so grimmigen Generalpächter nicht blos zu edelmüthigem Entsagen

zu bestimmen: Paulinen zu Ehren wird der Verschmähte der würdige Jünger Grandison's: er ersetzt die 600,000 Francs aus seinem Privatvermögen. Zuguterletzt wird das Motiv von Melac's Verbrechen offenkundig: Pauline entdeckt in ihrem vermeintlichen Pflegevater den Urheber ihrer Tage: und, der anderen Aufzüge würdig, schliesst der letzte Act des Rührstückes, wenn der triviale Ausdruck erlaubt ist, mit einem Ausverkauf von Edelmuth.

Hageldicht fielen in Paris feine Epigramme und grobe Hohnreden auf die unglücklichen »beiden Freunde« nieder, und nicht immer nahm sich Beaumarchais ihrer so glücklich an, wie gegen einen wichtig thuenden Logennachbar, der zu seiner Damengesellschaft meinte: »der Autor ist ohne Zweifel ein Trödlergehilfe, der nichts Höheres kennt, als Steuerbeamte und Tuchhändler; deshalb bezieht er auch seine edelmüthigen Freunde für die französische Bühne aus einem Geschäftsmagazin«. »Ach, mein Herr« — gab Beaumarchais dem hoffärtigen Kritiker zur Antwort — »ich habe meine Mustermenschen in einem Kreise suchen müssen, wo es nicht ganz unmöglich ist, an ihr Dasein zu glauben; Sie hätten den thörichten Autor noch ganz anders verspottet, wenn er zwei wahre Freunde aus dem *Oeil-de-Boeuf* oder den Galakutschen von Versailles hergeholt hätte: denn ein bischen Wahrscheinlichkeit fordert man selbst in dem tugendhaftesten Schauspiel«[1]. So gelungene Suiten brachte er weder gegen die Witze des »weiblichen Piron«, Sophie Arnould, noch gegen die launigen Spottverse auf, in denen es hiess: »In dem ganzen Handel dreht sich alles um Geld, das aber nicht die geringsten Interessen hervorbringt«[2]. Es half dem so grausam verlästerten Dichter wenig, dass einer der hellsten Köpfe jener Zeit das Stück als reizende, einzige Schöpfung pries, d. h. für Diejenigen, »welche den französischen Handel, dessen Sprache und Geschäftsgebräuche verstehen«. Es war Galiani, dessen eigensinniger Geschmack allerdings »Diderot's

Hausvater« als das Meisterstück der französischen Theaterliteratur und *folglich* für das beste dramatische Werk erklärte, das der Menschengeist bisher überhaupt hervorgebracht habe. Für den Scharfblick des neapolitanischen Abbate zeugt es aber, dass er in dem unscheinbaren Röllchen des Bedienten André die Genialität des nachmaligen Dichters des »Figaro« erkannte: er rühmt diesen *servo sciocco* als den einzig guten, den er bisher auf der Bühne oder als Leser kennen gelernt[1].

In späteren Jahren berühmte sich Beaumarchais wohl selbst, dass die »*Deux amis*« sein am trefflichsten durchcomponirtes Drama und ein Repertoirestück aller französischen Bühnen geworden seien, dessen Durchfall nur die Ungunst der Zeiten, die schlechte Finanzwirthschaft Terray's und der unvorgesehene Bankerott des Jansenisten Billard verschuldet habe[2].

Unter dem unmittelbaren Eindruck des Misserfolges dachte er anders; er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Buchausgabe des Unglückswerkes, dem er schon vor der Aufführung nicht die beste Aufnahme voraussagte[3], mit einer Schutzrede in die Welt zu schicken. Nur auf das Titelblatt der *Deux amis* setzte er zur Abwehr einen Schlagsatz aus dem Dialog seines Dramas: »Was werden Sie den falschen Urtheilen, den Beleidigungen, den Lügenreden zur Antwort geben?« — »Nichts!«

Die Gelassenheit dieser stoischen, dem *philosophe sensible* entlehnten Lebensregel stimmte zu den Anschauungen Beaumarchais' so wenig, wie die Form der Rührstücke seiner Begabung entsprach. Es sollte bald die Zeit kommen, in welcher er, in den gefährlichsten Augenblicken seines Daseins, diese Erkenntniss mit dem Einsatz seines Genies erobern sollte. Nicht wohlüberdachte, künstlerische Ausgestaltung langgehegter Plane, nicht die sorgsame Erforschung und Ent-

wicklung seiner Naturgaben hat Beaumarchais auf die volle Höhe seines Könnens emporgehoben. Als Stammgast des *Théâtre des chansons*, als unbewusster Schüler der Kleinmeister der *Opéra comique* improvisirte er das unvergängliche Singspiel, das die Krone seiner dramatischen Arbeiten bleibt: den Barbier von Sevilla. Und im Drang der Noth, im Kampf um Ehre und Freiheit, schrieb er als sein eigener Anwalt das Beste, was er als Autor überhaupt geleistet hat, die Mémoires im Process Goezmann, die seinen Namen mit dem der ruhmvollsten Wortführer französischen Geistes und Witzes in der Weltliteratur fortleben lassen. In diesen Streitschriften wetteifert er in der Kunst der Polemik mit Rabelais, Pascal und Voltaire, deren Jünger, mit Paul Louis Courier, dessen Meister er war.

DRITTES BUCH.

DER BARBIER VON SEVILLA UND DER PROCESS GOEZMANN.

Beaumarchais payé ou pendu.
Prinz von Conti.

I. Die Händel mit La Blache und de Chaulnes.

Le Comte: Qui t'a donné une philosophie aussi gaie?

Figaro: L'habitude du malheur. Je me presse de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer.

Le Barbier de Séville I. 3.

Zwei grundverschiedene Processe hatte Beaumarchais anfangs der Siebzigerjahre auszufechten: den Einen vor dem Parlament Maupeou, den andern vor dem Gerichtshof der Pariser Theatergänger. »Wir hatten zuversichtlich gehofft«, so erzählt der getreue Gudin [1], »dass er Beide gewinnen würde; wir hatten geirrt; er verlor Diesen und Jenen«: allerdings nicht unwiderbringlich. Der erste Misserfolg des »Barbier von Sevilla« wurde durch die triumphalen Ehren wettgemacht, welche dem anmuthigsten Werk des Dichters späterhin bei Mit- und Nachwelt zu Theil wurden. Und die Schmach, welche feile Richter, wie Goezmann, gewaltthätige Parla-

ıentsräthe, wie Nikolai und ihre Leute, auf seinen Namen äufen wollten, schlug nicht blos ihnen zum Verderben us: Beaumarchais' Streitschriften machten die verhasste, 'ider Recht und Gesetz bestallte Magistratur Maupeou's icherlich und damit unmöglich[1]: sie begründeten zugleich einen Weltruf als Autor. Sein Musaget war der Muth der 'erzweiflung mehr noch, als der Zug der schöpferischen hantasie. In der schwersten Bedrängniss offenbarte sich sein lumor in voller Herrlichkeit; in harter Nothwehr reiften eine grossen Entschlüsse; je mehr Widerwärtigkeiten auf ın einstürmten, desto rascher und gelassener, schneidiger nd überlegener zugleich bethätigte er *consilio manuque* seine igaro-Natur. Seine Kraft wuchs mit der Gefahr: seine chlagfertigkeit bedurfte keiner Sammlung, keiner Bedenkeit. So ahnungslos er gewesen, als das Schicksal ihn erilte, so feurig überströmte er von der *éloquence du moment,* 'elche bei den Massen in Frankreich, bei den Besten in uropa zündete. Und unsere Bewunderung für den siegeichen Gelegenheitsredner wird desto grösser, je lebhafter 'ir uns vergegenwärtigen, wie jählings Beaumarchais auch iesmal wiederum aus den behaglichsten Verhältnissen durch as Ableben von Paris Duverney und den unerwartet frühen nd schnellen Tod seiner zweiten Frau in Verlegenheiten ler Art, insbesondere in heillose Geldklemme, gerieth.

Zu Beginn des Jahres 1770 verfügte Beaumarchais über ne Rente von 15—20,000 Livres; diese ansehnliche Einahme hatte er vornehmlich der Mitgift seiner Frau, zum 'heil wohl auch seinem Gönner Paris Duverney zu veranken: berechnete doch ein habgieriger Erbschleicher interher, dass der Schützling von Mesdames den Intenanten der *Ecole militaire* im Laufe einer siebenjährigen ekanntschaft runde 400,000 Francs gekostet habe[2]. Die umme ist offenbar übertrieben; theuer bezahlt hat Duerney die Gefälligkeiten Beaumarchais' jedenfalls (s. o. . 54 ff. 60): vor und während der spanischen Reise stellte er ım sein Vermögen und seinen Credit ausgiebig zu Diensten.

Und auch nach seiner Heimkehr zog Duverney seine Hand nicht ganz von ihm ab: als Beaumarchais die Gunst des Hofes verscherzt hatte, stand ihm der greise Kapitalist bei seinen industriellen Unternehmungen hilfreich zur Seite: so insbesondere im Jahre 1766, bei der Begründung einer Handelsgesellschaft, welche mit einem Aufwand von 5—600,000 Francs 2000 Joch Wald für eine Reihe von Jahren pachten und ausbeuten sollte (s. o. S. 125). Die Forstwirthschaft in der Touraine erwies sich aber als verfehlte und kostspielige Speculation; Beaumarchais wurde von seinem Vertrauensmann, dem Verwalter Grou, zum Besten gehalten und betrogen[1], Duverney selbst aber immer sparsamer in seinen Zuschüssen. Nichts begreiflicher, als der beiderseitige Wunsch, dieses und manches andere verwickelte Geschäft bei der ersten Gelegenheit zum Abschluss zu bringen. Das war nun freilich leichter begehrt als erreicht. Duverney wurde von seinem muthmaßlichen Universalerben, dem General Grafen Falcoz de La Blache eifersüchtig bewacht und tyrannisirt; der 87jährige Hagestolz hatte diesem hochadeligen Neffen sein ganzes Herz geschenkt; er hatte ihm zu seiner Stellung und zu einem bedeutenden Vermögen verholfen; er hatte ihm zuliebe seine anderen Verwandten in seinem letzten Willen zurückgesetzt, ja kaum mehr im persönlichen Verkehr geduldet[2]. Die werkthätige Freundschaft, mit welcher sich Beaumarchais für Paris de Mézieu, einen halb verstossenen Neffen Duverney's, bei diesem einsetzte, gab neuen Anlass zu Zwistigkeiten zwischen unserem Helden und dem Grafen. La Blache erwiderte nicht einmal den Gruss Beaumarchais' und berühmte sich wiederholt: er hasse diesen Menschen so glühend, wie man sonst nur ein Mädchen lieben könne[3]. Das mochte in dem Jahrzehnt von 1760—70 hingehen, so lange Duverney selbst seine Angelegenheiten ordnete: bei dem hohen Alter und der Kränklicheit des Finanzmannes erschien es Beaumarchais aber geboten, sich für die Zukunft zu decken. Unter dem 9. März 1770 spricht er dem siechen Greis offen

:n Wunsch aus: er wolle — *en cas du plus grand malheur 'e j'aye à craindre* — nichts mit La Blache zu thun haben, ıd zur Vermeidung aller Weiterungen schlägt er ihm vor, re wechselseitigen Forderungen und Verbindlichkeiten ırch einen rechtswirksamen Rechnungsabschluss in's Reine ı bringen. Nach mehrwöchentlichen, aus Angst vor La Blache emlich versteckt geführten Verhandlungen unterzeichnet ıris Duverney am 1. April 1770 das Schriftstück, das einen ahren Rattenkönig von Civil- und Strafprocessen nachhleppen sollte[1]. Die Vertrags-Urkunde, über deren Aushrung drei Geschlechter von Advokaten wegstarben[2], ist ırchwegs von Beaumarchais eigenhändig geschrieben, von ıris Duverney nur datirt und unterfertigt. In derselben ird Beaumarchais' Schuldenstand mit 139,000, seine Genımtforderung mit 237,000 Francs beziffert. Zu Begleichung ines sich demgemäß ergebenden Guthabens von 98,000 ·ancs spricht ihm Duverney ihren gemeinsamen Antheil ı der Forstwirthschaft von Chinon im Werthe von ;,000 Francs zu. Demnach würde Beaumarchais noch immer n Überschuss von 23,000 Francs gebühren (Artikel IX.), e er jedoch selbst, unter ausdrücklichem Verzicht auf eitere 8000 Francs, mit *fünfzehntausend Francs* festsetzt ırt. XVI.). Ferner wird Beaumarchais zu Fortsetzung des olzgeschäftes in der Touraine für acht Jahre ein unverısliches Darlehen von 75,000 Francs, endlich auch ein ıgverheissenes, von Meisterhand ausgeführtes Bildniss ıris Duverney's zugesagt (Art. XVI.). Alle Empfehlungsiefe, welche die königliche Familie an den Finanzmann . Gunsten Beaumarchais' gerichtet *(et qu'il appelle ses tres de noblesse)*, müssen dem Letzteren zurückerstattet erden (Art. XIII.): als Gegendienst fordert Duverney, ss Beaumarchais ihre ganze Chiffern-Correspondenz verchtet und zeitlebens über alle ihm bekannten Geheimnisse ines Freundes reinen Mund hält (Art. XV.)[3].

Wenige Wochen nach der Unterzeichnung des Rechıngsabschlusses, Mitte April 1770, erkrankt Beaumarchais

an einem Fieber, das ihn in Paris und Pantin über zwei Monate an das Bett fesselt; die Bestimmungen des Vertrages werden angeblich aus diesem Grunde nicht erfüllt. Und als nun Paris Duverney Ende Juli 1770 stirbt, steht Beaumarchais mit seinen Ansprüchen dem Grafen La Blache gegenüber: an Stelle des grossmüthigen, hochsinnigen Onkel Allworthy war — wie unser Held als Kenner von Fieldings (kurz vorher in eine opéra-comique umgewandelten) Tom Jones bemerkt — sein ränke- und händelsüchtiger Neffe Blifil getreten[1]. Beaumarchais forderte den Grafen zunächst mehrmals brieflich auf, Duverney's Verbindlichkeiten zu erfüllen; er lässt ihn und seine Vertrauensmänner bei seinem Notar in die Vertragsurkunde und alle Belege Einsicht nehmen: La Blache, der mit vorgefasster Meinung erschienen war, geräth bei der Prüfung dieser Papiere in ungemessene Aufregung: er gebraucht die heftigsten Schmähworte gegen Beaumarchais, den er als Lügner und Gauner hinstellt. Gutwillig — so erklärt er ohne Umschweif — werde er niemals seine Ansprüche befriedigen; und sollte er jemals auf dem Processwege sein Begehren durchsetzen, so müssten zuvor Jahre und Jahrzehnte ins Land gehen und Beaumarchais' Name in jeder Art geschändet werden. Er gelobt, seinen Gegner zu ruiniren und sollte ihm das 100,000 Thaler kosten[2]. Dieser Racheschwur zeugt mehr noch für den Hass, als für die Habsucht La Blache's, von der Beaumarchais übrigens in seinen Processschriften gleichfalls die erbaulichsten Geschichten zu erzählen weiss[3]. Jedenfalls hat der Neffe Duverney's seinen Vorsatz voll ausgeführt und Beaumarchais' Klage (vom 22. Februar 1771) mit einer Tücke und Hartnäckigkeit, mit einer Erbitterung und Leidenschaftlichkeit bestritten, die nur an einem Gegner von solcher Unerschrockenheit zu Schanden werden sollten. Mit dem Aufgebot seiner vollen gesellschaftlichen Überlegenheit, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Verschleppung, der Chikane, der Verleumdung in und ausser dem Gerichtssaale hat La Blache seinen

egner verfolgt; er bezichtigte Beaumarchais in seinen Einendungen geradezu hinterlistiger Schädigung Duverney's ıd trat mit einer Gegenklage hervor, derzufolge Beauarchais nicht nur keine 15,000 Francs aus der Verlassenhaft zu fordern, sondern vielmehr an den Universalerben ›er 50,000 Francs herauszuzahlen hätte[1]. Die Anwälte ı Blache's zeihen seinen Widerpart öffentlich in ihren erichtsreden des Betruges und der Urkundenfälschung. ie Scandalchronik bemächtigt sich seines Privatlebens: :r Tod seiner zweiten Frau (11. Nov. 1770), die im Wochen:tte starb, gibt willkommenen Anlass, in der *Gazette de Haye* die Märchen von der Vergiftung seiner ersten Frau vermehrter und verschlechterter Ausgabe zu verbuchen, eschichtchen, welche diesmal ebenso leicht zu widerlegen aren, wie im Fall Franquet: denn auch Madame Levesque-/atebled-Beaumarchais nahm fast ihr ganzes, in Leibrenten ıgelegtes Vermögen in das Grab mit[2]. Einen Hauptstreich .hrte La Blache aber damit aus, dass er den Richtern Mann ır Mann sagte: Beaumarchais sei von Mesdames, tausend ehr›ser Handlungen willen, für immer aus ihrem Kreise ver'iesen worden. Diese Beschuldigung veranlasst den einstigen iebling der Prinzessinnen, ihrer Palastdame, einer Gräfin : P... den Sachverhalt mitzutheilen, mit der Bitte: Maıme Victoire (— die andern Schwestern erwähnt er auflliger Weise gar nicht —) möge ihm bezeugen, dass : sich stets als Mann von Ehre benommen habe. Die räfin antwortet ihm: Madame Victoire versichere, niemals gendwem irgendetwas gesagt zu haben, was seinem Rufe :haden könnte; auch sei ihr nichts bekannt, was sie zu ner Bemerkung der Art berechtigen würde. Beaumarchais ıt nichts eiligeres zu thun, als diese Zeilen in einer Note :ines gedruckten Mémoires mit den Worten zu vererthen: »Madame Victoire habe ihn ermächtigt, zu er.ären, dass alle ihr in Betreff dieses Processes in den lund gelegten Äusserungen vollständig falsch seien«: eine aktlosigkeit Beaumarchais', die La Blache sofort ausnützt.

Er fährt nach Versailles und bringt daselbst die Prinzessinnen dermaßen in Harnisch, das sie *insgesammt* eine Erklärung abgeben des Inhalts: »sie nähmen keinerlei Antheil an Beaumarchais und seinem Rechtsstreit und hätten ihm schlechterdings nicht erlaubt, in einer für die Öffentlichkeit bestimmten gedruckten Processschrift sich ihrer Protektion zu berühmen«. Der Polizeilieutenant bescheidet Beaumarchais zu sich, um sein Vorgehen zu rügen; die ungeschickte Note in seinem Mémoire wird von amtswegen unterdrückt. La Blache verkündet bei den Richtern und in der Gesellschaft triumphirend: Beaumarchais habe sich erdreistet, gefälschte Empfehlungsbriefe der Prinzessinnen vorzuweisen, und der späterhin so tapfere Mann schweigt vorerst, beschämt, kleinlaut und ängstlich[1]. Er führte seine Sache noch nicht selbst, und trotz aller Gehässigkeiten La Blache's wollte er gegen ihn nur juristisch, nicht moralisch Recht behalten; er rief es schon als Sieg aus, dass in erster Instanz keine der beiden Parteien mit ihrem Klagebegehren völlig durchdrang[2]: ein Urtheil, gegen welches La Blache sofort appellirte.

Innerhalb der gesetzlichen Berufungsfrist schrieb Beaumarchais, seiner Schulden so wenig achtend, wie seiner Widersacher, als Stammgast der *Opéra comique* und ihrer Theaterprinzessinnen, für das *Théâtre des chansons* sein einziges Singspiel, den »Barbier von Sevilla«, eine Komödie, zu welcher er nicht bloss die Worte, sondern auch, mit freier Benutzung spanischer und italienischer Volkslieder, die Weisen gesetzt hatte. Der Autor hatte sein musikalisches Lustspiel ursprünglich selbst für die Spieloper bestimmt, welche aus bescheidenen, mühsamen Anfängen, im beständigen Kampfe gegen die tyrannische »Lehensherrschaft«[3] der Comédie française, zu einer richtigen Nationalbühne erwachsen war. Der Truppe Molière's waren wohl seine Privilegien, nicht aber sein Geist und Edelsinn überkommen: engherzig und hoffärtig stiess sie die berufensten Bühnendichter zurück. Die

Komödianten des Théâtre français nützten ihr Monopol mit unwürdiger Knauserei aus: sie behandelten die lebenden Dramatiker mit solcher Geringschätzung, sie schoben die Aufführung ihrer Stücke so willkürlich hinaus, dass die Besten, erbittert durch soviel Unbill, sich dauernd von ihnen ab- und der *Opéra comique* zuwandten. Lesage und Piron verschmähten es nicht, für Jahrmarkts- und Marionettentheater zu arbeiten: mit Fuzelier und Panard waren sie anfangs die geistigen Nährväter des *Théâtre de la foire,* aus welchem späterhin, insbesondere Dank Favart und Sedaine, Philidor und Monsigny, die volksthümliche Spieloper hervorging[1]. Eine ganz neue Muse, so scherzt der nachmalige Dichter der Métromanie im Jahre 1722, sei die zehnte, kaum zwanzig Jahre alt, schön wie Amor, lustig und unterhaltend, La FOIRE, die Tochter von Bacchus und Venus, die vom Vater das Feuer und von der Mutter die Anmuth ererbt habe[2]. Die Sympathieen der Masse folgten von Anfang an der neuen Richtung, und selbst strenge, akademisch geschulte Geister, wie Laharpe[3], entzogen sich dem Zauber des echtgallischen, bühnenfähig gewordenen Vaudeville nicht: Oper und Théâtre français standen oft wochenlang leer, während die Gesangspossen des Théâtre de la foire ungezählte Zuschauer anzogen und entzückten. Die Mitglieder der zünftigen Truppen versuchten es, den gefährlichen Nebenbuhlern mit allen Tücken und Nücken das Dasein unleidlich zu machen; sie beschwerten sich bei dem Parlament und dem königlichen Rath gegen die »Bönhasen«, die ohne Fug und Recht Zwischenspiele und ganze Stücke aufführten; sie klagten wiederholt auf Schadenersatz und liessen mehr als einmal die Schaubuden des Théâtre de la foire sperren und niederreissen; aber immer fanden sich neue, muthige Unternehmer, welche, allen Bedrückungen zum Trotz, auf jedem neuen Jahrmarkt mit neuen Possen zur Stelle waren; einmal erkauften sie von dem Director der königlichen Oper, ein andermal vom Grundherrn des Marktplatzes die Befugniss, Tänzer und

Sänger auftreten zu lassen. Schon im Jahre 1716 bot eine Frau Baune den Rechtsanwälten der Oper 35,000 Livres für die Erlaubniss, fortan ausschliesslich zur Zeit der Messen Schauspiele mit Gesang und Tanz unter dem Namen der Opéra comique aufführen zu lassen. Je lebhafter die Sympathieen des Publikums diesen Bestrebungen folgten, desto gehässiger setzten die Truppen der Comédie française und der Comédie italienne ihren Kleinkrieg fort; bald wurde es dem Théâtre de la foire verwehrt, gesprochene, bald wieder gesungene Zwischenspiele zur Aufführung zu bringen; mitunter verbot man den Jahrmarktsbühnen Beides und unterdrückte sie durch einen Machtspruch. Immer wieder aber lebten sie in der einen oder anderen Form sieghaft auf, und mehr als einmal schöpften ihre Leiter und Dichter gerade aus den schlimmsten Anfeindungen neue Kraft. Untersagte man den Darstellern das Reden, so halfen sie sich mit Pantomimen und liessen die Gesangstexte auf der Bühne in Riesenbuchstaben erscheinen oder von der Gallerie herabflattern; das Orchester intonirte die alte oder neue Weise, und bezahlte Leute im Parterre, in Logen und dem Amphitheater sangen so lange mit, bis auch die Zuschauer einstimmten. Als im Jahre 1722 das Théâtre de la foire auf die Vorführung von Seiltänzern beschränkt wurde, als die Schauspieler weder singen noch Dialoge sprechen durften, lehnten es die bewährten Dichter der Opéra comique: Fuzelier, Lesage und Dorneval ab, weiterhin Stücke unter diesen Bedingungen zu schreiben.

Der jugendliche Piron aber nahm die Aufforderung des schwer bedrängten Direktors, ihm eine »Posse« zu liefern, an, und binnen zwei Tagen machte er alle einfältigen Verbote durch ein Wunderwerk von Tiefsinn und Witz, durch die geniale Improvisation »*Arlequin-Deucalion, Monologue en — trois actes*« zunichte. Man begreift, dass er Goethe mit diesem Monodram und seinen Vaudevilles lebhafter interessirte als mit seinen schulgerechten Stücken in Alexandrinern[1]. Piron hat in seinem Deucalion die kühnsten Ausfälle Figaro's

gegen politische und sociale Missstände vorweg genommen: der glücklichen Stoffwahl gesellt sich ein verwegener, mit allen Ständen, mit allen künstlerischen, moralischen und wirthschaftlichen Schäden der Zeit überlegen spielender Humor. Niemals vorher und niemals nachher hat Piron so tief und scharf die Wahrheit erkannt, niemals das Grosse launiger, das Launige grösser gesagt. Seine vielen Singspiele sind runde Meisterstücke dieser kleinen Kunstform; nur durchwaltet sie nicht mehr der überraschende, aristophanische Zug des Deucalion: er hänselt fortan mit seinem unversieglichen burgundischen Mutterwitz nur mehr ästhetische und sonstige Tagesmoden; so stellt er in dem geistvollen Einacter: „*Les enfants de la joie*“ der ihm tiefverhassten moralisirenden Komödie, »der Tochter der Weisheit und der Schwester der Langweile«, als Schutzgeister des Singspieles die Kinder von Momus und Lucine, die launigen Schelme Scaramouche, Pierrot und Arlequin triumphirend gegenüber. Seinem Genius war es beschieden, diese alten, stehenden Masken zu verjüngen und zu modernisiren; bewusst oder unbewusst zeigte er, dass die französische Komödie bei der Narrenfreiheit des Théâtre de la foire in die Schule gehen müsse. In zweifacher Beziehung erwiesen sich nämlich diese Jahrmarktspossen der Technik akademischer Lustspieldichter überlegen: »einmal durch die grössere Willkür in der Oekonomie, wodurch der für die politische Komödie durchaus unentbehrliche göttliche Unsinn und unbeschränkte Muthwille wieder hergestellt wird; zweitens durch die Verbindung der Musik mit der Dichtung in den Couplets; die Kunst komischer Darstellung erreichte ihren Gipfelpunkt beim Vortrag dieser Couplets, welche das gequälte Volk und den an sich selbst verzweifelnden Philister scherzhaft und ironisch von den Leiden des schlechten Regimentes unterhielten«[1]. Was nicht gesagt werden durfte, das mochte in Stachelversen gesungen, mit stummberedtem Geberdenspiel angedeutet werden. Schauspieler und Zuhörer kamen einander bei

solchen Anspielungen auf halbem Wege entgegen. Und nichts ist begreiflicher, als dass in einem Jahrhundert der schlimmsten und kopflosesten Willkürherrschaft die Kritik des Bestehenden am wirksamsten und lautesten im Schauspielhaus geübt wurde. Bedeutsame Ansätze zu dieser polemischen Beredsamkeit auf dem Theater findet man in Piron's »Deucalion«: die rhetorischen Ergüsse in den Tragödien Voltaire's und seiner Leute, selbst die Hohnreden Figaro's im »Barbier von Sevilla«, wie im »tollen Tag« überbieten dieses Meisterwerk des Théâtre de la foire kaum an gesundem Menschenverstand, an satirischem Scharfblick. Piron war der Grösste, doch nicht der Einzige, welcher politische Heilslehren auf diesen kleinen, »beschränkten und bedrängten« Theatern zum Besten gab. Neben und trotz dem Théâtre de la foire versuchte die Comédie italienne die Menge durch Parodieen, Singspiele und Harlekinaden zu gewinnen. Ein vorzeitig geschiedener Bühnendichter, De Lisle, schuf in *Arlequin sauvage* und in *Timon le misanthrope* 1721 und 1722 zwei Komödien [1], die dem Wissenden noch heute durch ihre melancholische Menschenkenntniss, durch die erstaunliche Fülle neuer Motive und Ideen zeigen, dass die Entwicklung der französischen Komödie im 18. Jahrhundert weniger im Théâtre français, als auf Stätten zu suchen ist, die leider bisher noch immer keinen berufenen Geschichtschreiber gefunden haben [2].

Denn die damaligen Lustspieldichter der Comédie française, vielfach Männer von grossem Geschmack und Talent, zeichnen sich nicht eben durch Ursprünglichkeit aus. Nach Molière traten zwar zunächst zwei Poeten auf, welche sich in das seltene Doppeltalent seiner einzigen Persönlichkeit theilten: Regnard, der Erbe seiner Begabung vorwiegend in der Posse und dem Schwank, einer der lachlustigsten Meister der französischen Literatur, und Lesage, der in seinem »Turcaret« die weitaus bedeutendste Charakterkomödie des 18. Jahrhunderts zu Stande brachte. Die herbe Wahrheit dieses Sittenstückes behagte den Parisern jener Zeit

schlecht. Kabalen der Schauspieler und der stolze Künstlersinn dieses grossen Realisten entfremdeten ihn dem Théâtre français: so setzte Lesage seine ganze Kraft an Romane und Jahrmarktspossen, die er unter glücklicheren Verhältnissen zum Heil der französischen Bühne sonst vielleicht ausschliesslich der Komödie gewidmet hätte. Nach dem Rücktritt dieser Beiden sollte dem Théâtre français durch zwei Menschenalter kein Lustspieldichter ersten Ranges erstehen. In der Claviatur Voltaire's fehlt eine volle Octave; der bedeutendste Nationalschriftsteller der Franzosen im vorigen Jahrhundert, der Spötter ohne Gleichen, hat zeitlebens nicht Ein Lustspiel hervorgebracht, das man — von Molière ganz zu geschweigen — auch nur Corneille's *Menteur* oder Racine's *Plaideurs* an die Seite stellen könnte. La Chaussée's weinerliche und Marivaux' Boudoirkomödien, technisch und geschichtlich sehr beachtenswerth, entfernen sich immer weiter von den grossen Vorwürfen, welche der Dichter des »*Tartuffe*« und des »*Misanthrope*« der französischen Schaubühne gestellt oder vielmehr erobert hatte. Und die namhaftesten Jünger dieses Meisters, Destouches und Gresset, bleiben bei aller Feinheit des Geistes, bei aller Nettigkeit der Ausführung doch nur Grössen zweiten Ranges. Überängstlich haftet Jener in seinen Gesellschaftsbildern an den Vorurtheilen und Liebhabereien einer engbegränzten Spiessbürgerwelt, und allzu gewissenhaft folgt Dieser Molière'schen Mustern. Sein »*Méchant*«, so richtig dieser herzlose, hämische Verleumder aus dem Höflingsschwarm von Versailles herausgeholt ist, erscheint doch nur als das männliche Gegenstück zur Célimène des Misanthrop: zudem schlägt der lehrhafte Zug in diesen von keiner stofflich interessanten Handlung belebten Komödien allzu stark vor: ausser der einen und der andern neuen Hauptfigur begegnen uns immer wieder nur dieselben gleichgiltigen Liebespaare, komischen Alten, schwachköpfigen Lustspielväter oder- Onkel: der Raisonneur der Komödie gleicht aber niemals dem Chorus des Aristophanes, sondern

einem schalen, philiströsen Moralprediger: auch der Dialog schlägt aus natürlich bewegtem Gespräch mehr und mehr in aufdringliche Spruchweisheit um.

Voltaire hatte also Recht, immer wieder über den Verfall der Kunst in seinem Jahrhundert zu klagen, wenn er dabei an die Tragödie und die Komödie grossen Stiles dachte: aber sein Urtheil ging fehl, wenn er auch die Vorboten einer neuen, verheissungsvollen Kunstform, das Aufblühen des Singspiels, abschätzig behandelte. Es war eine harmlose Spielerei, wenn Lesage der Molière des Théâtre de la Foire, Favart der Racine der Opéra comique und Vadé der »*Corneille des Halles*« genannt wurde: ins Schwarze aber traf Collé, wenn er Panard, dem »Gott des Vaudeville« nachsagte: »Panard ist ohne Widerrede der grösste Chansonnier, den Frankreich je besessen; seine Gemälde sind immer wahr und anziehend, ohne sich jemals von dieser köstlichen Einfachheit zu entfernen, welche den Reiz des Vaudeville und Chanson ausmacht; viele seiner Verse dürften in ihrer schlichten Natürlichkeit von La Fontaine herrühren; und seine Ähnlichkeit mit diesem einzigen Dichter offenbarte sich auch in seinem Wesen und Charakter[1]. Mir gilt Panard als einer der letzten Autoren, welche in Frankreich Vaudevilles und heitere Chansons zur Geltung bringen: sonst stirbt dieses Genre mehr und mehr ab; Rührseligkeit und Sophistik, Langeweile und Ziererei sollen fortan die alten Lustbarkeiten einer Nation ersetzen, die verderbt und entartet ist; die Wohlanständigkeit aber, welche man in unserem Jahrhundert bis zur Pedanterie treibt, beweist meines Erachtens nur die Herrschaft des Lasters«[2]. Immer wieder eifert Collé gegen die weinerliche Komödie; immer hoffnungsloser scheint ihm die Zukunft der echten Komödie, die »nur in Republiken oder unter einem König wie Ludwig XIV. gedeihen kann, der mit fester Hand den Grössten und Geringsten seiner Unterthanen gleicherweise Achtung gebot«, während unter dem Despotismus Ludwigs XV. der Verfall des Reiches mit dem

Verfall der Kunst zugleich fortschreite[1]. Nur in dem Wiederaufleben des angestammten volksthümlichen Frohsinns, in dem naiven, launigen Genre, das La Fontaine und Marot, Chapelle und Rabelais, Molière und Panard als Vollblut-Gallier gepflegt haben[2], will dieser schöpferisch und kritisch gleich berufene Autor Zeichen des Umschwunges erblicken.

Es war Collé beschieden, die Erfüllung seiner Wünsche zu erleben, und mit neidlosem Enthusiasmus begrüsst er Beaumarchais als Mann der Verheissung. Nicht als Schüler Diderot's, sondern als Freund und Liebhaber der Opéra comique, als geborener Vaudevillist gewinnt unser Held den Beifall der Kenner, das Herz der Menge. Im »Barbier von Sevilla« durchdringt er die entwicklungsfähige Form des Panard'schen und Favart'schen Singspiels mit neuem Geist und Leben*): im »tollen Tag« dagegen knüpft er

*) Die erste Anregung zum Barbier von Sevilla dürfte (was bisher noch nicht bemerkt wurde) Beaumarchais vielleicht schon als 8jähriger Knabe durch ein Singspiel Panard's empfangen haben, betitelt (fast genau ebenso wie die Fabel zur Eugénie s. o. S. 127. 130): »*Le comte de Belflor*«. Die *Histoire du théâtre de l'Opéra comique,* Paris, Lacombe, 1769. II. 258 gibt folgende Analyse dieser *opéra comique en trois actes avec trois divertissements,* zum erstenmal aufgeführt 30. juillet 1740: »Le comte de Belflor est amoureux de Jacinthe, pupille de Don Cornuero, Alcade de Campo Mayor, qui la garde dans le dessein d'en faire son épouse. Le Comte par un stratagème fort ingénieux s'introduit chez l'Alcade, se découvre à Jacinthe et la fait consentir à se faire enlever. L'Alcade veut courir après le ravisseur: mais le corrégidor l'arrête, lui déclare qu'il le dépossède de sa charge pour ses malversations et le fait emmener par les Alguasils. Après leur départ on célèbre la noce du comte qui forme le divertissement. Cette pièce, qui est de Panard, eut assez de succès, *quoiqu'elle ne soit pas imprimée dans ses oeuvres;* elle est tirée d'une pièce espagnole, dont on a donné quelques scènes dans un des derniers *Mercure de France.*« Es wäre sehr zu wünschen, dass Panard's Werke von Forschern und Verlegern mehr beachtet würden, als bisher. Collé schon meint (noch bei Lebzeiten Panard's): »entre autres ouvrages il a fait 93 opéra-comiques, dont les trois quarts sont perdus par sa négligence, et il ne donnera que quatre on cinq petits volumes in 12°«. Der Autor der *Partie de chasse de Henri IV* hatte auch die Absicht, Panard seine sämmtlichen Manuscripte um jeden von ihm geforderten Preis abzukaufen, ein Vorsatz,

geradezu an die politischen und socialen Jahrmarktskomödien Piron's und Delisle's an.

Zu verwundern bleibt nur, dass Beaumarchais nicht gleich in seinen ersten dramatischen Versuchen als Autor von Spielopern seine Begabung erprobte; von Jugend auf fühlte sich der leidenschaftliche Musikfreund zum Théâtre de la foire hingezogen; seine Chansons und Paraden fanden weit über den Kreis seiner Bekannten Verbreitung und Beifall; auf Madrider Dilettantenbühnen theilte man ihm nicht umsonst in Annette und Lubin die Liebhaberrolle zu[1]: er kannte wie kein Zweiter die prächtigen Singspiele Favart's und Sedaine's, die in den Jahren zwischen 1740—60 Welterfolge davontrugen, und er übertraf ihre glücklichsten Schöpfungen gleich mit seiner ersten Spieloper: denn so Gefälliges und Dauerndes die Textdichter der Opéra comique auch vor und nach Beaumarchais zu Stande gebracht haben: die Krone aller musikalischen Lustspiele bleibt doch sein »Barbier von Sevilla«. War es ihm auch nicht beschieden, Figaro als hilfreichen Liebesboten, wie er es gehofft und gewagt, selbst mit siegreichen Melodieen zu begaben: das Glück und das Verdienst hat er unbestritten, zeitgenössische und nachgeborene Tondichter mit dem idealen Textbuch einer *opera buffa* und eines *drama giocoso* beschenkt zu haben. Der »Barbier von Sevilla« hat lange vor Rossini seinen Einzug in die Opéra comique gehalten, seine ursprünglich vermeinte Heimstätte, auf welcher er jedoch durch einen merkwürdigen Zwischenfall nicht gleich von Anfang erscheinen durfte.

Der Dichter hatte sein Stück zuerst den Comédiens italiens vorgelesen, welche das Singspiel kurzweg ablehnten; am Abend desselben Tages fand er sich in heiterster Stimmung bei einer Sängerin der komischen Oper, Mademoiselle Du Mesnil, in Gesellschaft von Marmontel, Sedaine,

---

der, wie es scheint, leider nicht ausgeführt wurde: so wissen wir von Panard, »dem Vater des moralischen Vaudeville« heute noch weit weniger, als die Zeitgenossen. (*Collé, Journal et mémoires.* Paris, Didot, 1868, II, 245. *Laharpe, Cours de littérature.* Paris 1800, XVIII, 843 ff.)

Rulhières, Chamfort und anderen Theaterfreunden zusammen, welchen er sogleich sein unerwartetes Missgeschick in munterer Weinlaune *(entre deux vins)* mittheilte. Die Anwesenden heissen seinen Misserfolg vor dem *sénat comique du scenario* jedoch geradezu als Glücksfall willkommen: sie Alle waren nämlich der Meinung, dass der »Barbier« im Théâtre français als echte Komödie sich erfolgreich bewähren müsse. Die Hausdichter der Spieloper, Marmontel und Sedaine, gaben zu allgemeinem Ergötzen die eigentlichen Gründe der scheinbar unerklärlichen Zurückweisung zum Besten: das hervorragendste Mitglied dieser Bühne, Clairval, dem Beaumarchais seinen »Figaro« zugedacht hatte, war nämlich in jungen Jahren Barbiergehilfe gewesen, und nun und nimmer hätte sich dieses Schosskind der vornehmen Pariser Frauenwelt bereit finden lassen, eine Rolle zu spielen, die irgendwie an seine eigene Vergangenheit erinnern konnte[1]. Die Empfindlichkeit eines Komödianten, der allerdings Gräfinnen und Herzoginnen zu seinen Füssen sah, genoss im Kreise seiner Kameraden aber selbstverständlich mehr Rücksicht, als das runde Meisterwerk unseres Dichters. Clairval allein ist es also zuzuschreiben, dass der »Barbier« nicht sogleich als Opéra comique die Sympathieen der Hörer gewann.[2]

Nichts ist anspruchsloser, als die Handlung unseres Singspiels, die Figaro in den Schlusssatz zusammenfasst: »wenn Jugend und Liebe sich verbünden, um einen Alten zu überlisten, so bleibt all seine Gegenwehr nur unnütze Vorsicht«. Aber überraschend wird dies einfache Grundmotiv durch derbkomische Zwischenspiele und sinnreiche Einfälle belebt. Es ist, als ob Beaumarchais, von allen guten Geistern Voltaire's geleitet, die Komödie geschrieben hätte, welche der Alte von Ferney seiner Nation schuldig geblieben. Nur ist der Frohsinn Beaumarchais' sorgloser, jugendlicher, natürlicher als die mehr als einmal gemachte, grinsende Laune des greisen Voltaire. Jahre und Jahre, schwere Enttäuschungen und furchtbare Kämpfe müssen über Beau-

marchais hingehen, ehe aus dem »Barbier von Sevilla« der Hohnredner und öffentliche Ankläger des »tollen Tages« wird: bei seinem ersten Auftreten hat Figaro kein sociales Epigramm, sondern ein anakreontisches Liedlein, das Lob von Wein und Trägheit, auf den Lippen. Er begegnet dem Grafen von Almaviva unter den Fenstern Rosinens so von ungefähr, wie sein Urbild, der stets vergnügte, guitarrespielende Barbiergehilfe Diego auf der Wanderschaft dem Gil-Blas in den Weg läuft*). Auch ist der bekannte anschlägige Bursche, allem Selbstlob zum Trotz, mehr der Zungenheld, als der eigentliche Maschinist unseres Stückes. Rosine in ihrer Verlassenheit, der Tyrannei und Liebeswerbung eines verhassten Vormundes preisgegeben, braucht Selbsthilfe: sie bedarf nicht erst der Winke Figaro's, um Lindor zu schreiben, Botschaft zu singen und zu bringen: der Argwohn und die Quälereien Bartolo's werden die eigentlichen Lehrmeister der lieben Unschuld. Auf geradem

*) Gil-Blas, Buch II, Cap. 6/7, *Histoire du garçon barbier.* Es ist meines Wissens bisher auch noch nicht auf diese zweite Quelle des Barbier von Sevilla hingewiesen worden. Der Barbier im Gil-Blas tritt singend auf, *une guitare pendue au cou;* er hält sich für den ersten Haarkünstler und Bartscherer in seinem Vaterlande und gibt auf der Heimkehr von seiner Wanderschaft durch ganz Spanien (er hat *le tour d'Espagne* vor Figaro zurückgelegt) Gil-Blas seine Abenteuer zum Besten; er hat schöngeistige Regungen, wie Figaro; *»les barbiers ne sont pas les gens du monde les moins susceptibles de vanité* — meint er — *je commençais à concevoir une grande opinion de moi«;* Schicksalsschläge und Unbill verwindet er leicht: *»j'ai toujours été vif et fier de mon naturel«;* die Feierstunde verkürzt er sich mit Musik; durch seinen Guitarrelehrer kömmt er mit der schönen, jungen Frau eines alten Arztes Oloroso, Namens Mergelina, in Berührung, einer »Tigerin der Tugend«, die aber durch die Liebe zu dem Barbiergesellen ein Lamm an Milde wird. Endlich lässt die Frau des Arztes den Geliebten in ihr Haus bescheiden, wo sie ihn herrlich bewirthet. Der Doctor aber, *»soit qu'il se doutât de quelque intrigue secrète, soit que le démon de la jalousie voulut l'agiter, s'avisa de blâmer nos concerts: il fit plus, il les défendit en maitre«.* Die weiteren Liebeshändel zwischen dem Barbier und Mergelina gleichen, bis auf das tragikomische Ende, vielfach dem Minenkrieg Almaviva's gegen Bartolo.

Weg darf sich Jugend zu Jugend und Liebe zu Liebe nicht finden: sie werden einander auf listig betretenen Schleichwegen begegnen und zu allen Wonnen beglückender und beglückter Hingebung noch die Freude erleben, einen überschlauen Peiniger zum Besten zu haben. Nicht der Barbier von Sevilla, sondern das hilflose Mündel Bartolo's steht im Mittelpunkt der Handlung; nicht Figaro, sondern Rosine rührt uns bei Beaumarchais, wie bei Rossini im Innersten. Nur ein grosser Kenner des Frauenherzens hat diese echt romanische Mädchengestalt vergegenwärtigen, nur ein meisterhafter Beobachter des wirklichen Lebens seine Männercharaktere so bestimmt scheiden können. Der leicht entzündliche, ritterliche Almaviva ist in sparsamen, sicheren Umrisslinien wahrhaftig dargestellt: der Schimmer der Jugend und Schönheit umleuchtet ihn, ohne dass es erst idealisirender Züge bedürfte, sein gewinnendes Wesen glaubhaft zu machen: er tritt auf und es ist selbstverständlich, dass ihm Rosinens Herz wie durch ein Naturgesetz zufällt. Die schlauen Bösewichter, Bartolo und Basilio, sind als lustige Personen mit kräftiger Hand mitten inne gestellt zwischen die Masken der Stegreifkomödie und die betrogenen Betrüger des Charakterlustspiels. Figaro selbst endlich gibt ein frisches Selbstporträt des Beaumarchais jener Tage, wie späterhin der Kammerdiener im tollen Tag der kaum verhüllte Doppelgänger des mit seinen Erfolgen und Erfahrungen wachsenden, ewig intriguirenden und raisonnirenden Autors sein wird. Der Charakteristik würdig ist die Technik; der Minenkrieg Rosinens, Almaviva's und Figaro's führt nach den muntersten Zwischenspielen zu vollem Sieg: die Verkleidungsscenen Almaviva's sind, wenngleich von Molière, Regnard und Préville entlehnt, mit Glück und Geschick neubelebt; die Episoden des niessenden und gähnenden Dieners bringen derbkomische Züge im Geschmacke der Farce und Opéra comique in willkommenen Gegensatz zu dem rührenden Liebeszwist der sich verrathen wähnenden Rosine; ein voller, von Künstlern,

Kritikern und Zuschauern stets neu gepriesener Treffer ist die Szene Basilio's im dritten Act mit dem sprichwörtlich gewordenen: *Qui trompe-t-on ici? Tout le monde est dans le secret.* Am wenigsten einverstanden mag man sich mit der Leichtgläubigkeit Rosinens und der jähen, überhasteten Lösung im letzten Act erklären: es wird sich jedoch im Verlauf unserer Darstellung noch zeigen, dass die Komödie nach dem Misserfolg der ersten Aufführung aus fünf in vier Acte zusammengezogen wurde. Von den Mitgliedern des Théâtre français wurde der »Barbier von Sevilla« nach dessen Vorlesung durch den Verfasser am 3. Januar 1777 schon in seiner ursprünglichen Fassung mit Enthusiasmus aufgenommen und zur sofortigen Darstellung für die Faschingstage vorbereitet. All das erwies sich aber, wie der anfängliche Titel des Lustspiels, als *précaution inutile*[1], da mit einemmale durch eine Reihe von tragikomischen Erlebnissen Beaumarchais' die Aufführung des Stückes um ein paar Jahre hinausgeschoben wurde.

Ein galantes Abenteuer unseres Helden führte ihn, nach einem (seinerseits unverschuldeten) pöbelhaften Faustkampf mit einem Duc und Pair, in das Staatsgefängniss und das just in der kritischen Zeit, in welcher sein Rechtsstreit mit La Blache in zweiter Instanz entschieden werden sollte. Beaumarchais war nämlich in freundschaftliche Beziehungen zu dem Herzog v. Chaulnes getreten, dem Sohne eines ebenso gelehrten, als ehrenwerthen Vaters und einer ebenso hochgeborenen, als skandalsüchtigen Mutter[2]; von ihr mag der excentrische Duc das redselige Blut und den maßlosen Jähzorn geerbt haben, vom Vater ein Stück seiner wissenschaftlichen Liebhabereien, die er übrigens gleichfalls sinnlos genug betrieb: so vergiftete er sich einmal fast mit Kohlendampf, seinem verkehrten Forschungseifer zulieb, und Gudin sagt gewiss nicht zuviel, wenn er ihn als wunderliches Gemisch von Geist und Kopflosigkeit, Wissbegier und Rohheit, Vertrauensseligkeit und Raserei schildert, als einen halben Narren, der mit Zärtlichkeiten so unversehens zur

Stelle war, wie mit Gewaltthätigkeiten, bei welchen er wie ein trunkener Wilder um sich schlug. Im Laufe einer mehrjährigen Bekanntschaft liess er sich von Beaumarchais namhafte Darlehen verschaffen: da er überdies Gefallen an dem allzeit aufgeräumten Gesellschafter fand, zog er ihn als Tischgenossen in den Kreis seiner erklärten Maitresse, einer Mademoiselle Mesnard, Sängerin der Opéra comique: vielleicht haben die beiden Pariser Kinder hier nur alte Beziehungen aufgefrischt, denn die Schöne des Herzogs hatte sich in jungen Tagen als Blumenmädchen auf den Boulevards herumgetrieben[1]. Sicher ist, dass sie trotz der Freigebigkeit Chaulnes, der auch ihr Töchterchen als das seinige anerkannte, von dessen Heftigkeit sich ebenso abgestossen, wie zu Beaumarchais hingezogen fühlte. Der Herzog hatte guten Grund, sich von den Beiden für verrathen zu halten; auch verdross es ihn, dass Beaumarchais ihn wiederholt zum Stichblatt seiner Sarkasmen machte: gleichwohl war die Art und Weise, wie er es unternahm, den ihm vermeintlich angethanen Schimpf zu rächen, eines Irrsinnigen würdiger, als eines Kavaliers.

Die Mesnard hatte nach den ersten Eifersuchtsscenen des Herzogs Beaumarchais gebeten, ihr Haus zu meiden. Das hielt er auch so durch einige Monate. Mittlerweile benahm sich Chaulnes aber so unleidlich gegen seine Geliebte, dass sie mit ihm brach und sich für eine Weile in das behagliche Asyl der bedrängten Frauenwelt, das Kloster, dazumal eine Art von geistlicher Pension, zurückzog[2]. Nach einer kurzen Respectzeit kehrt sie in ihr Heim zurück und ladet Beaumarchais wieder ein; der verständigt den Herzog in einem seiner merkwürdigsten Briefe von diesen Vorgängen und seinen Absichten; niemals hat ein siegreicher Galan seinem Nebenbuhler lebhafter und impertinenter zugleich den Text gelesen:

»Madame Mesnard zeigt mir an, dass sie frei ist; ich erfuhr bei diesem Anlass, welche materielle Anstrengungen Sie versucht haben, sie unter Ihre Botmässigkeit zurückzuführen

und mit welchem Edelsinn sie eine sechsjährige Uneigennützigkeit damit krönte, dass sie Herrn Genlis das Geld zurückbrachte, welches Sie bei ihm aufgenommen, um es Madame anzubieten. *Ach, Herr Herzog, ein so grossmüthiges Herz erhält man sich durch Drohungen sowenig wie durch Schläge oder Geld* . . . Verzeihung, wenn ich mir solche Betrachtungen erlaube. Sowie ich von Madame Mesnard spreche, vergesse ich die mir persönlich zugefügten Beleidigungen; ich vergesse, dass ich nach Zuvorkommenheiten aller Art in Ihrem und meinem Hause von Ihnen auf das liebevollste begrüsst, gehätschelt und umarmt wurde; ich vergesse, dass Sie, nach Freundschaftsdiensten, die nur in meiner Anhänglichkeit für Sie ihre Erklärung fanden, nach vertraulichen, sehr unvortheilhaften Eröffnungen über Madame, mit einemmale Ihr Benehmen und Ihre Reden ohne jeden Anlass geändert und ihr hundertmal mehr Böses von mir, als mir von ihr, berichtet haben. Ich will auch den für Sie entsetzlichen, zwischen Männern geradezu widerlichen Auftritt mit Stillschweigen übergehen, bei dem Sie sich bis zu dem Vorwurf verirrten: dass ich der Sohn eines Uhrmachers sei. Da ich mich nun meiner Angehörigen selbst angesichts Derjenigen berühme, welche sich für berechtigt halten, die ihrigen zu beleidigen — (Chaulnes beschimpfte in einem skandalösen Erbschaftsprocess seine Mutter in gedruckten Mémoires) — sehen Sie wohl ein, Herr Herzog, wessen Stellung in diesem Augenblick die vortheilhaftere war. Ich habe niemals versucht, die Sympathieen von Madame für Sie abzuschwächen: Sie haben bei ihr keinen anderen Feind gehabt, als sich selbst. Wirken wir deshalb einmüthig zusammen, um ihr eine angenehme Geselligkeit und ein behagliches Dasein zu bereiten, statt sie ein solches Höllenleben führen zu lassen, wie bisher[1]«.

Der hofmeisternde Ton dieser gewundenen Perioden hätte gelassene Philosophen aufbringen müssen: beim Herzog von Chaulnes rief er einen Anfall von Tobsucht hervor: Gudin, der Augenzeuge seiner Wuthausbrüche wurde, mag den weiteren Sachverhalt selbst berichten:

»Letzten Donnerstag (11. Februar 1773) stattete ich Madame Mesnard gegen 11 Uhr morgens einen Besuch ab. »Es ist hübsch lange her, dass ich Sie nicht gesehen«, meinte die Dame. »Ich besorgte schon, dass Sie keine Freundschaft mehr für mich hegten«. Gudin beruhigt die Mesnard in dieser Beziehung und setzt sich auf einen Fauteuil neben ihr Bett. Sie zerfliesst in Thränen, und da sie ihr Herzeleid nicht bei sich behalten kann, erzählt sie ihm, wie schwer sie unter der

Brutalität Chaulnes' dulde; dann kommt sie auf seine Ausfälle gegen Beaumarchais zu sprechen. In diesem Augenblick tritt der Herzog ein; Gudin erhebt sich, grüsst und tritt ihm seinen Platz am Bette ab. »Ich weine«, meinte die Mesnard, »und bitte Herrn Gudin, er möge Beaumarchais auffordern, sich von den lächerlichen Anwürfen zu reinigen, die man gegen ihn erhoben«. — »Thut es denn Noth, einen Spitzbuben, wie Beaumarchais zu rechtfertigen?« erwidert der Herzog. — »Er ist ein sehr ehrenwerther Mann«, entgegnet die Schöne unter Thränen. »Sie lieben ihn« ruft der Herzog, mit erhobener Stimme. »Ich erkläre Ihnen, dass ich mich auf der Stelle mit ihm schlagen werde«. In dem Zimmer befanden sich ausser Gudin, Chaulnes und der Mesnard noch eine Freundin, die Dienerin und das Töchterchen der Hausfrau; sie alle schreien wirr durcheinander; die Mesnard springt aus dem Bette; Gudin läuft dem Herzog nach, der aller Abhaltung zum Trotz davongeht und ihm die Thür vor der Nase zuschlägt; Gudin kehrt in das Gemach zurück und tröstet die bestürzten Frauen mit den Worten: »Ich eile zu Beaumarchais, um diesen Zweikampf zu verhindern«. Auf dem Weg in die rue Condé begegnet er der Carosse Beaumarchais': er hält den Wagen an und steigt auf das Trittbrett: »der Herzog sucht Sie, um sich mit Ihnen zu schlagen. Kommen sie sofort zu mir, um alles Nähere zu hören«. »Unmöglich! ich muss auf das Jägermeisteramt zur Gerichtssitzung; sobald die zu Ende ist, will ich bei Ihnen vorsprechen«. »Er wird Sie tödten«. »Ah bah! er wird höchstens seine Flöhe umbringen«. Mit diesem Kraftwort fährt Beaumarchais weiter: Gudin schaut der Kutsche eine Weile nach, dann tritt er den Heimweg an. Als er die Stufen zum Pont-Neuf hinansteigt, fühlt er sich unversehens an den Rockschössen festgehalten und fällt rücklings in die Arme des Duc de Chaulnes, der sein Opfer wie einen erbeuteten Vogel aufhebt und trotz seines Widerstandes in den Fiaker wirft, aus dem er ausgestiegen. »Mit welchem Recht, Herr Herzog, wagen Sie, der unaufhörlich von Freiheit spricht, die meinige anzutasten?« »Mit dem Recht des Stärkeren. Sie werden mir Beaumarchais zur Stelle schaffen oder . .« »Ich habe keine Waffen, Herr Herzog; oder wollen Sie mich am Ende gar ermorden?« »Das nicht; ich werde nur diesen Beaumarchais tödten, und wenn ich ihm erst den Degen in den Leib gerannt und das Herz mit den Zähnen ausgerissen haben werde[1], mag diese Mesnard zusehen, was aus ihr wird«. »Ich weiss nicht, wo Beaumarchais ist, und wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Raserei nicht mittheilen«. »Wenn Sie sich mir widersetzen, werde ich Ihnen eine Ohrfeige geben«. »Die werde ich Ihnen zurückgeben«[2]. »Eine *Ohrfeige — mir?*«

Mit diesem Ausruf stürzt sich der Herzog auf Gudin. Der Brave trägt jedoch eine Perücke, die dem Tollwüthigen in der Hand bleibt. Dadurch wird die Scene für die sich neugierig herandrängende, laut auflachende Menge immer komischer; der Herzog hört und sieht von alledem nichts, fasst Gudin an der Gurgel und zerkratzt ihm Hals, Kinn und Ohren. Gudin wehrt sich, so gut es angeht, und schreit aus Leibeskräften nach der Wache; daraufhin mässigt sich der Herzog, der ihn nöthigt, zu Beaumarchais' Wohnung, rue Condé, mitzufahren. Der Ärmste bringt mühsam seine Perücke in Ordnung: dann springt er in demselben Augenblick, in welchem der Duc de Chaulnes den Fiaker verlässt, um an Beaumarchais' Hausthür zu klopfen, aus dem Wagen und macht sich hurtig davon[1]. Die Diener Beaumarchais' sagen Chaulnes arglos, dass ihr Herr im Louvre Sitzung halte; alles Übrige wird uns der Dichter und Richter selbst erzählen:

»Ich hatte die Tagsatzung der Jagd-Hauptmannschaft gerade eröffnet, als ich den Herzog, höchst verstört, eintreten sah; gleich in der Thür ruft er mir laut entgegen, er habe mir etwas Dringendes mitzutheilen und das so eilig, dass ich den Saal sofort verlassen müsse. »Unmöglich, Herr Herzog! Die Pflicht gegen die Parteien nöthigt mich, die begonnenen Geschäfte geziemend zu Ende zu bringen«. Ich will ihm einen Sitz anweisen lassen; er besteht auf seinem Begehren; sein Aussehen erregt dasselbe Erstaunen, wie sein Ton. Ich besorge, dass man sein Vorhaben erräth und hebe die Sitzung für ein paar Minuten auf, um mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen; hier eröffnet er mir im unverfälschten Marktweiberton, dass er mich auf der Stelle tödten, mein Herz zerfleischen und mein Blut, nach dem ihn dürste, trinken wolle. »Sonst nichts, Herr Herzog? Dann mit Verlaub, zuerst das Geschäft und hernach das Vergnügen!« Als ich fortgehen will, hält er mich zurück mit der Drohung: er werde mir vor aller Welt die Augen ausreissen, wenn ich ihm nicht sofort folge. »Sie sind verloren, Herr Herzog, wenn Sie thöricht genug sind, das zu wagen«. Damit kehre ich ruhig in den Gerichtssaal zurück, wo ich ihm einen Platz anweisen lasse. Umgeben von den Beamten und Wachen des Jagdgerichtes setze ich während der zweistündigen Verhandlung der herausfordernden, verrückten Manier, in der er auf- und abging, die

Sitzung störte und alle Leute fragte: »währt's noch lange?« die grösste Kaltblütigkeit entgegen. (In so gedeckter Stellung war das allerdings nicht schwierig.) Er zieht meinen Beisitzer zur Seite und sagt ihm: er erwarte mich, um sich mit mir zu schlagen. Graf Marcouville nimmt seinen Platz mit umdüsterter Miene wieder ein. Ich gebe ihm ein Zeichen zu schweigen und setze die Procedur fort. Mein Beisitzer theilt Herrn v. Vintrais, Offizier der Polizeiwache und Jagdinspektor alles mit. Ich bemerke das und winke ihm abermals zu schweigen, denn ich sagte mir: der Herzog stürzt sich ins Verderben, wenn offenkundig wird, dass er mich vom Richterstuhl reissen will, um mir den Hals abzuschneiden. Nach Schluss der Verhandlung kleide ich mich um und steige im Strassenanzug die Treppe mit Herrn v. Chaulnes hinab, den ich nach seinen Wünschen und Beschwerden frage einem Manne gegenüber, den er seit sechs Monaten nicht gesehen. »Keine Auseinandersetzungen! schlagen wir uns sofort oder ich mache einen öffentlichen Skandal«. »Dann werden Sie mir wenigstens erlauben, zu Hause einen Säbel zu holen. Ich habe in meinem Wagen nur einen Trauerdegen[1], und Sie werden offenbar nicht verlangen, dass ich mich damit gegen Sie vertheidige«. »Wir werden beim Grafen Turpin vorbeifahren, der Ihnen Waffen leihen und uns zugleich als Zeuge dienen wird«. Damit springt er vor mir in meine Kutsche, ich steige nach ihm ein, sein Wagen folgt uns; er erweist mir die Ehre, mir zu versichern, dass ich ihm gewiss nicht entrinnen würde und putzt seine Standreden reichlich mit den prächtigsten Flüchen auf. Meine gleichmüthigen Antworten steigern nur seine ohnmächtige Wuth. Er droht mir in *meiner* Karosse mit geballter Faust; ich mache ihm begreiflich, dass Handgreiflichkeiten seinen Vorsatz, sich mit mir zu duelliren, nur hindern können und dass ich meinen Degen nicht holen werde, um mich vorher wie ein Lastträger zu prügeln. Wir kommen beim Grafen Turpin an, der eben ausgehen will; er steigt auf den Wagentritt: »der Herzog, so sag' ich, schleppt mich mit sich fort, ohne dass ich wüsste warum? Er will, dass wir einander den Hals abschneiden; doch lässt er mich bei diesem seltsamen Abenteuer wenigstens hoffen, dass Sie Zeugniss für das Verhalten der beiden Widersacher legen werden«. Herr v. Turpin erwidert, dass ein dringendes Geschäft ihn nöthige, sich sofort in das Palais Luxembourg zu begeben, wo er bis 4 Uhr Nachmittags zu thun haben werde. Ich zweifelte keinen Augenblick, dass *auch er nur vorhatte*, einem überhitzten Hirn ein paar Stunden der Beruhigung zu verschaffen. Der Graf verlässt uns; Mr. de Chaulnes will mich bewegen, die Zeit bis 4 Uhr in seiner Wohnung zu verbringen. »Das wird gewiss nicht geschehen, Herr Herzog. So wenig

ich allein mit Ihnen auf dem Kampfplatz angetroffen werden und wagen möchte, nach einem Überfall Ihrerseits von Ihnen eines meuchlerischen Angriffs geziehen zu werden, ebensowenig werde ich in ein Haus gehen, dessen Gebieter Sie sind und wo Sie nicht ermangeln würden, mich eine schlechte Rolle spielen zu lassen«. Zugleich befehle ich dem Kutscher, mich nach meiner Wohnung zu fahren. »Wenn Sie dort absteigen«, sagt Chaulnes, »erdolche ich Sie bei Ihrer Thür«. »Das Vergnügen sei Ihnen unbenommen: denn ich gehe nirgend sonstwo hin, um die Stunde abzuwarten, die mir Ihre wahren Absichten offenbaren soll«. Diese Äusserung gibt neuen Anlass zu den gröbsten Beschimpfungen. »Halt, Herr Herzog, wenn man einen Zweikampf vorhat, macht man nicht soviel Worte. Kommen Sie zu mir herein. Ich will Ihnen — *ein Dîner geben lassen*, und wenn Sie mich hernach noch immer vor die Wahl stellen, mich mit Ihnen zu schlagen oder mir das Gesicht zerkratzen zu lassen, mag das Loos der Waffen entscheiden«. Die Karosse hält vor meiner Thür: er folgt mir und nimmt *scheinbar* (!) meine Einladung an. Ich treffe ruhig die nöthigen Anordnungen (für das Dîner?) Der Postbote bringt mir einen Brief: der Herzog wirft sich dazwischen und reisst mir das Schreiben vor meinem Vater und dem Gesinde aus der Hand. Ich will die Sache *ins Scherzhafte wenden:* er antwortet mir mit Verwünschungen. Mein Vater erschrickt: ich beruhige ihn und gebe den Auftrag, uns das Essen auf mein Zimmer zu schicken. Wir steigen die Treppen hinauf; mein Lakai folgt mir: ich verlange meinen Degen von ihm. »Er ist beim Schwertfeger.« »Dann hole ihn oder bringe einen andern, wenn er noch nicht bereit sein sollte«. »Ich verbiete Dir fortzugehen«, sagt der Herzog, »sonst schlag' ich Dich nieder«. »Sie haben also gottlob Ihren Plan aufgegeben«, erwiedere ich, »denn ohne Säbel kann ich mich doch wohl nicht schlagen«. Ich gebe meinem Diener ein Zeichen und er verlässt das Zimmer. Ich will schreiben, der Herzog reisst mir aber die Feder aus der Hand. Ich stelle ihm vor, dass mein Haus eine gastliche Freistatt sei, die ich gewiss zum wenigsten verletzen würde, sofern er mich durch solche Ausschreitungen dazu nicht zwingen würde. Ich will mich in ein Gespräch über seine Narrethei einlassen, mich um jeden Preis tödten zu wollen. Er wirft sich auf meinen Trauerdegen, den man auf meinen Schreibtisch gelegt hat und sagt mir zähnefletschend wie ein Tobsüchtiger: ich würde mich desselben nicht mehr lange bedienen. Damit zieht er vom Leder und will sich auf mich stürzen. »Elender Feigling!« ruf' ich nun und fasse ihn um den Leib, damit ich ausser Stichweite komme; zugleich will ich ihn bis zum Kamin drängen, um dort zu läuten. Er aber drückt mir mit der einen

freien Hand fünf Fingernägel dicht unter den Augen ein und zerkratzt mir das Gesicht, das sofort von Blut überströmt. Es gelingt mir, die Glockenschnur zu erreichen, während ich ihn festhalte; meine Leute eilen herbei. »Entwaffnet diesen Wüthenden!« *Mein Koch, ebenso roh und handfest, wie der Herzog,* will ein Scheit Holz nehmen, um ihn niederzuschlagen. »Entwaffnet ihn!« ruf' ich noch lauter; »doch fügt ihm kein Leids zu; er würde sonst sagen, man habe ihm bei mir nach dem Leben getrachtet«. Man entwindet ihm meinen Degen. In demselben Moment fährt er mir in die Haare und reisst mir die ganze Stirn auf. In Folge des Schmerzes lasse ich seinen Leib los, den ich bisher umfangen gehalten und versetze ihm mit voller Wucht einen gewaltigen Faustschlag. *»Nichtswürdiger!«* sagt er zu mir. *»Du schlägst einen Pair und Herzog?«* Ich bekenne, dass eine in diesem Augenblick *so extravagante Äusserung mich zu jeder anderen Zeit zum Lachen gebracht hätte. Da er jedoch stärker ist als ich* und mich bei der Gurgel fasste, musste ich zunächst an meine Vertheidigung denken. Rock und Hemd werden mir zerrissen, mein Gesicht blutet von Neuem. Mein Vater, ein 75jähriger Greis, will sich ins Mittel legen: doch auch er bekommt sein Theil von den hausknechtartigen Wuthausbrüchen *(fureteurs crochetorales)* des Duc und Pair ab. Meine Diener wollen uns von einander losbringen: aber ich selbst hatte alle Mässigung verloren und die Hiebe fielen von beiden Seiten. Endlich kommen wir an den Rand der Stiege, wo der *Stier* niederfällt, über meinen Domestiken purzelt und mich mit sich hinabreisst. Das entsetzliche Durcheinander bringt ihn ein wenig zu sich. Er hört, dass man an die Thür pocht. Er läuft hin, erblickt Gudin, fasst ihn am Arm, drängt ihn hinein und schreit: dass Niemand gegen seinen Befehl das Haus betreten oder verlassen werde, bevor er mich in Stücke gehauen. In Folge des Lärms, den er macht, rotten sich die Leute auf der Strasse zusammen; eine Frau (wohl Schwester Julie) schreit aus dem Fenster, dass man den Hausherrn umbringt. Gudin, erschreckt, mich entstellt und blutüberströmt zu sehen, will mich die Treppe hinauf ziehen; der Herzog duldet das nicht; sein Zorn erwacht aufs Neue, er zieht seinen Degen (denn es muss bemerkt werden, *dass Niemand von meinen Leuten bisher gewagt, ihm denselben zu nehmen, im Glauben, es wäre dies ein Mangel an Achtung, der böse Folgen haben könnte).* Er dringt auf mich ein, um mich zu erstechen. *Acht* Personen werfen sich auf ihn; man entwaffnet ihn; er verletzt meinen Lakaien am Kopf, meinem Kutscher wird die Nase zerschlagen, meinem Koch die Hand zerstochen. »Nichtswürdiger Feigling!« ruf' ich aus. »Schon zum zweitenmale stürmt er auf mich ein, der keine Waffe

hat«. Er läuft in die Küche, um ein Messer zu suchen; man folgt ihm und bringt alle lebensgefährlichen Geräthschaften in Sicherheit. Da ich mich anschicke, wieder hinabzusteigen, höre ich von einem Stücklein, das mir beweist, dass dieser Mensch vollends toll geworden: so wie er mich nicht mehr sah, war er in das Speisezimmer eingetreten, hatte da ganz allein am Tische Platz genommen, eine grosse Schüssel voll Suppe und ein paar Cotelettes gegessen, dazu auch zwei Flaschen Wasser ausgetrunken. Nun hört er wiederum klopfen, läuft an die Thür, um zu öffnen und erblickt den Polizei-Commissär Chenu, der, überrascht von der entsetzlichen Bestürzung meiner Leute und am meisten betroffen durch meinen Anblick, fragt, um was es sich eigentlich handle? »Es handelt sich um einen feigen Rasenden, der hier in der Absicht eintrat, *mit mir zu Mittag zu essen*, so wie er aber den Fuss in mein Zimmer setzte, mir an den Leib rückte und mich zuerst mit meinem, hernach mit seinem Degen tödten wollte. Sie sehen wohl, dass ich ihn mit Hilfe meiner Leute leicht hätte in Stücke hauen können; doch hätte man dann einen Besseren von mir zurückverlangt, als er in Wahrheit ist. Seine Verwandten hätten mir trotz ihres Entzückens, ihn los zu sein, schlimme Händel angehängt. Deshalb habe ich an mich gehalten und, abgesehen von hundert Faustschlägen, womit ich die Unbilden heimgab, die er meinem Gesicht und Haar angethan, verboten, ihm ein Leids zuzufügen«.

»Der Herzog nimmt nun auch das Wort und erklärt: er müsse sich um 4 Uhr mit mir vor dem Grafen Turpin als Zeugen schlagen, doch habe er nicht bis zur verabredeten Stunde warten können. »Was halten Sie, Herr Commissär, von einem Manne, der zuerst einen so furchtbaren Skandal in meinem Haus anstiftet und hernach einen Diener des Königs blosstellt, indem er ihn als Sekundanten nennt, zugleich aber mit éinem einzigen Worte jede Möglichkeit zerstört, einen Plan auszuführen, den er, wie diese Gemeinheit beweist, niemals ernstlich gehegt hat?« Nach dieser Bemerkung stürzt sich mein Wahnwitziger, *der es im Boxen mit jedem englischen Matrosen aufnimmt,* auf mich. Ich hatte nach der Ankunft des Commissärs die Feuerzange aus der Hand gelegt und vertheidigte mich nun, auf meine natürlichen Waffen beschränkt, nach besten Kräften angesichts der Umstehenden, die sich zum dritten Male zwischen uns werfen. Herr Chenu bittet mich, in meinem Salon zu bleiben und führt den Herzog, *der die Spiegel zerschlagen wollte,* mit sich fort. In diesem Augenblick kommt mein Lakai mit dem neuen Säbel zurück; ich nehme den Degen und sage dem Commissär: »Mein Herr! Ich hatte nicht *die Absicht eines Zweikampfes und werde sie niemals haben.* Doch werde ich, ohne die Herausforderung

dieses Menschen zu berücksichtigen, fortan nur mit diesem Degen ausgehen. Sollte er mich insultiren wollen, wie er ja auch in diesem offenkundigen scheusslichen Abenteuer sich als der Angreifer erweist, dann schwöre ich, dass ich die Welt von ihm befreien werde, der sie durch seine Feigheit entehrt«. Da meine Waffe gehörige Achtung gebot *(était un porte-respect imposant)*, zog er sich in mein Schlafzimmer zurück. Dort fand ihn Herr Chenu, erstaunt und erschreckt, damit beschäftigt, sich selbst zu ohrfeigen und das Haar gleich büschelweise auszuraufen, aus Wuth darüber, dass er mich nicht umbringen konnte. Herr Chenu brachte ihn endlich dazu, nach Hause zu gehen; zuvor aber liess er sich noch von demselben Lakaien, dessen Hand er verwundet hatte, die Haare in Ordnung bringen. Ich stieg die Treppe hinauf, um mich verbinden zu lassen, und er warf sich in seinen Wagen. Ich habe in diesem Bericht keine Betrachtungen eingestreut, sondern bloss den einfachen Sachverhalt, soweit das anging, mit des Gegners eigenen Worten mitgetheilt, da ich der Wahrheit nicht im Geringsten nahetreten wollte bei der Erzählung des seltsamsten und ekligsten Abenteuers, das einem vernünftigen Menschen zustossen kann«.[1]

Beaumarchais sollte bald sehen, dass er geirrt: das vermeintliche »seltsamste und ekligste Abenteuer« war nur ein unbedeutendes Vorspiel im Vergleich mit den grotesken Erlebnissen der nächsten Wochen und Monate. Für's erste nahm er die Sache ungemein leicht und lustig auf: am Abend dieses ereignissreichen Tages — man muss es zweimal lesen, um es zu glauben — begibt er sich zu einem seiner ältesten Freunde, Herrn Lope, um seinen »Barbier von Sevilla« vorzulesen. Er ist vergnügter denn je und entzückt alle Anwesenden durch den Humor, mit dem er seine Komödie vorträgt, und durch das meisterhafte Harfenspiel, mit dem er die flott gesungenen, eingestreuten spanischen Volkslieder begleitet. Am nächsten Morgen bringt ihm sein Vater, in dem sich der alte Soldat rührte, seinen Leibdegen, mit dem er selbst all seine Händel ausgefochten zu Zeiten, *où l'on se battait tous les jours*. Allein die Wehr erwies sich ebenso überflüssig, wie der Zweikampf. Der Vorfall war dem Polizeilieutenant Sartines durch den Commissär Chenu zu Ohren gekommen; er beschied Gudin zu sich, der selbstverständlich zu Gunsten Beaumarchais' aussagte und dabei

den Eindruck erhielt, dass der Polizeigewaltige nicht sonderlich für den Herzog schwärmt, der übrigens als Duc und Pair seinem Ruf nicht Folge leisten wolle[1]. Drei Tage nachher erblickt Chaulnes Gudin im Amphitheater der Comédie française, geht auf ihn zu und fordert ihn auf, ihm in das Foyer zu folgen; dort erklärt er ihm, er werde Beaumarchais todtschlagen, wo immer er ihn träfe. Gudin bestellt die Botschaft sofort brieflich an seinen Freund und benachrichtigt Sartines von diesem neuen Thorenstreich, dessen sich der Herzog unermüdlich in allen Theaterfoyers (welche dazumal die Stelle des Sprechsaales unserer Tageblätter vertraten) berühmt[2].

Am nächsten Morgen findet sich ein Gardist der königlichen *maréchaussée* bei Beaumarchais ein, um ihm namens des Königs oder vielmehr des Ministers Duc de La Vrillière aufzutragen: er möge sich für einige Zeit auf das Land zurückziehen. Beaumarchais weist das Ansinnen zurück, da ihn die Ausführung dieses Befehles als ehrlosen Feigling erscheinen lassen würde. Der Minister legt ihm zur Strafe seiner Weigerung für einige Tage Hausarrest auf. Bald nacher laden ihn die Marschälle von Frankreich vor ihr Ehrengericht. Er antwortet dem Offizier, der ihn vor dieses Forum fordert, dass er kraft königlichen Befehls das Haus nicht verlassen dürfe. Der Offizier erklärt, dass die Marschälle seine Haft zeitweilig aufgehoben und die Verantwortung auf sich genommen hätten, ihn vor ihren Richterstuhl zu rufen. Beaumarchais gehorcht nun, bringt seine Rechtfertigung an und kehrt in sein Haus zurück[3].

Der Herzog von Chaulnes erscheint vor demselben Ausnahmsgericht für Ehrenhändel[4] und bestätigt in seinen Angaben, von persönlichen Verdächtigungen des Gegners abgesehen, im Wesentlichen dessen Aussage. Er gibt zu, dass er sich in die Wohnung Beaumarchais' begeben, um — daselbst zu Mittag zu essen:

»Kaum aber war ich in sein Zimmer getreten, als er mir grobe Beleidigungen sagte. Ich bemerkte ihm, er wäre ein

unanständiger Mensch, der mir sofort auf offener Strasse Rechenschaft geben müsse; er zog es vor, mich beim Kragen zu nehmen, wozu er vier seiner Leute rief, die sich mit ihm auf mich stürzten und mir meinen Degen wegrissen. Zugleich liess er *durch seine Schwester den Commissär Chenu holen,* vor welchem er die Unverschämtheit hatte, mir wiederholt zu sagen: ich löge wie ein gemeiner Lump und tausend ähnliche Schändlichkeiten. Sowie ich von Herrn Beaumarchais weggegangen war, erstattete ich Herrn v. Sartines und am zweitnächsten Tage dem Duc de La Vrillière Bericht. Bei meiner Rückkehr von Versailles erfuhr ich jedoch, dass Herr v. Beaumarchais den ganzen Vorfall *in einer für mich ehrenrührigen Weise erzähle* und verbreite: er hätte mich herausgefordert, ich aber hätte seiner Provokation nicht Folge geleistet. Um alle Zweifel in dieser Richtung so entschieden als möglich zu zerstreuen, hielt ich es gleich *einigen anderen ernsthaften Leuten* (!) für meine Pflicht, in den Foyers der Schauspielhäuser zu erscheinen und zu erklären: dass Herr v. Beaumarchais sich Ausfälle gegen meine Ehre erlaube. Da er jedoch *kein Edelmann sei, verdiene er nicht, dass ich mich um seinetwegen blosstelle,* wie kurz vorher; es gebühre ihm vielmehr *nur die Züchtigung, welche man einem Plebejer angedeihen liesse.* Seit jenem Abend war Herr v. Beaumarchais vier Tage auf freiem Fusse, ohne dass ich von ihm hörte; es wäre ihm auch schwer gewesen, sich als Edelmann zu beglaubigen, da er doch nur der Sohn eines Uhrmachers ist (das wusste Chaulnes lange vor der Herausforderung s. o. S. 175). Sein Name erscheint nicht einmal im königlichen Almanach in der Liste der Sekretaire: ja man hat lange Zeit überhaupt nicht gewusst, welcher Gerichtsbehörde er unterstehe. Wenn nach alledem dieser Handel, so weit er sich nicht unter vier Augen abspielte, nicht so leicht zu erweisen wäre, als dies thatsächlich der Fall ist; wenn die Beleidigungen, welche Herr v. Beaumarchais so frech war, vor dem Commissär auszusprechen, nicht eine starke Rechtsvermuthung für dasjenige abgeben würden, was er mir insgeheim gesagt und gethan hat, so müsste es mir genügen, daran zu erinnern, dass ich niemals, weder in Paris, noch anderwärts dem Gericht oder der Polizei als Spieler, Raufbold oder Skandalmacher bekannt war, während der Ruf des Herrn v. Beaumarchais alles eher, denn tadellos ist: denn *abgesehen von seiner allseitig anerkannten Insolenz, abgesehen von den unglaublichsten Gerüchten,* hat er gerade jetzt einen Strafprocess wegen Urkundenfälschung zu bestehen«.

Die Marschälle hören nicht weiter auf diese Angebereien, sondern lassen dem Herzog von Chaulnes wohl-

verdiente Festungshaft in Vincennes zu Theil werden. Auf Beaumarchais' Bitte, auch ihm Recht widerfahren zu lassen, erklären sie ihn für straflos und frei. Trotz dieses Erkenntnisses begibt sich Beaumarchais nochmals zum Herzog de La Vrillière, um von ihm zu erfahren, ob er wirklich jeder Haft ledig sei. Zufälligerweise trifft er den Minister jedoch nicht, als er sich bei ihm melden lässt. Er fragt deshalb beim Polizeilieutenant an, der ihm bestimmt erklärt: er sei vollkommen frei und könne unbesorgt seinen Geschäften nachgehen. Nichts natürlicher, als dass Beaumarchais von dieser Erlaubniss nun wirklich Gebrauch macht. Allein er so wenig, wie seine Gewährsmänner haben mit der Engherzigkeit La Vrillière's gerechnet: der boshafte und beschränkte Höfling sieht den Spruch der Marschälle als Eingriff in seine Machtvollkommenheit an. Und da es ihm nicht möglich ist, diese erlauchten Richter seinen Zorn fühlen zu lassen, bestraft er Beaumarchais im Namen des Königs (der von dem ganzen Zwischenfall vermuthlich nicht das Mindeste weiss) für den Frevel, seine Haft gebrochen zu haben. Er lässt ihn (26. Februar 1773) in das Fort L'Évêque abführen[1], von wo aus Beaumarchais — und das aus derselben Zelle, in welcher einstmals die berühmte Tragödin Clairin gefangen gehalten wurde — an seinen getreuen Gudin den folgenden halb launigen, halb entrüsteten Brief richtet:

»Kraft eines *ungesiegelten* Briefes, der deshalb den Namen *Siegelbrief (lettre de cachet)* führt, der von Louis gefertigt, von Phelippeaux gegengefertigt, Bachot zur Vollstreckung und Beaumarchais zur Erleidung aufgetragen wurde, bin ich seit heute morgens im Fort-l'Evêque in einem ungeheizten Zimmer gegen eine Miethe von 2160 Livres mit der tröstlichen Versicherung einquartiert, dass mir mit Ausnahme des Nothwendigen nichts abgehen soll. Hat mich die Familie des Herzogs, dem ich einen Strafprocess ersparte, gefangen setzen lassen? Oder der Minister, dessen Befehlen ich stets gefolgt, wo nicht gar zuvorgekommen bin? Oder die Herzoge und Pairs, mit denen ich nie etwas zu schaffen hatte? Ich weiss es nicht; doch es ist um den Namen des Königs eine so schöne Sache, dass man ihn nicht oft genug vervielfältigen

und zweckmässig anbringen kann. Also quält man in jedem wohlregierten Lande von Amtswegen Diejenigen, welche man von Rechtswegen nicht beschädigen kann. Allüberall, wo es Menschen gibt, tragen sich widerwärtige Dinge zu, und das grosse Unrecht, Recht zu haben, ist stets ein Verbrechen in den Augen der Macht, die unablässig strafen und niemals richten will«.

Der witzige Lebemann, der im Eingang dieser Zeilen zu Wort kommt, schliesst unversehens als Frondeur mit Klagen über despotische Vergewaltigung: zum erstenmal lässt Beaumarchais hier einem vertrauten Freund gegenüber Töne anklingen, die er alsbald in gedruckten Streitschriften zum Entzücken seiner Landsleute, nur macht- und wirkungsvoller, als vollendeter Meister anschlagen wird. Was also zuerst als absichtsloser Gefühlserguss zum Durchbruch kommt, wird wenige Monate später, künstlerisch wohl vorbereitet und auf den Effekt berechnet, die Stimmung der Nation wunderbar richtig treffen und mit tausend Zungen »Begeisterungshass« wider ererbte Missstände, wider eine feile Justiz und ein Bastard-Parlament predigen.



II. Beaumarchais vor dem Parlament Maupeou.

On se demandera avec étonnement, comment un pareil procès a pu exister dans le dix-huitième siècle ; par quel *genuit* infernal et quel enchaînement diabolique un legs universel de quinze cent mille francs a engendré l'odieux procès des quinze mille francs, lequel a enfanté l'absurde procès des quinze louis, lequel a produit le fameux arrêt de mon blâme, lequel a fait blamer etc. etc. etc.

Beaumarchais: Réponse au mémoire signifié du Comte de La Blache.

Der Herzog von La Vrillière hatte Beaumarchais zunächst nur für eine Woche »in ein luftiges, mit festen Jalousieen versehenes, wohlversperrtes, sparsam eingerichtetes, gegen Diebe jedoch trefflich gesichertes Gelass, in dem mitten in Paris am Seineufer anmuthig gelegenen *Forum Episcopi*[1]« beschieden. La Blache aber verstand es durch ebenso dunkle, wie mächtige Einflüsse diese acht Tage in beiläufig ebensoviele Wochen umzuwandeln. Der Process gegen den Universalerben Duverney's war gerade spruchreif geworden, und nichts konnte La Blache willkommener sein, als Beaumarchais festgebannt zu wissen, während er, nach dem Brauch der Zeit, seine Richter Mann für Mann aufsuchte und bei der Stimmenwerbung für die eigene Sache[2] von der Persönlichkeit seines Wider-

sachers unterhielt. Viel Schlimmes brauchte er ihm nicht erst nachzusagen (s. oben S. 64): die öffentliche Meinung erklärte ihn für einen skandalsüchtigen, wo nicht gar verbrecherischen Streber, und was die Verleumdung Anderer etwa noch übrig gelassen, das verdarb er vollends selbst durch den Zwischenfall mit Chaulnes. Wollte Beaumarchais aber seinen Rechtsstreit gewinnen, so galt es vor Allem, die vorgefasste, üble Meinung seiner Richter umzustimmen. Je länger seine Haft währte, desto besorgter wurden seine Freunde. Gudin hielt es nicht für ausgeschlossen, dass Beaumarchais zeitlebens in einem *château d'oubli* festgehalten, bestenfalls dazu begnadigt werde, in England als Verbannter zu sterben. So trübe Gedanken stiegen jedoch unserem Helden überhaupt nicht auf. Anfangs nahm er den unbequemen Arrest mit philosophischem Gleichmuth auf: »hätte ich die Gicht in einem Bein bekommen, so würde ich ohne zu murren in meinem Zimmer, an einen Fauteuil gefesselt, bleiben müssen: ein Befehl des Ministers kommt zum mindesten einem Anfall von Podagra gleich, und der erste Trost in allen Leiden ist, sich der Nothwendigkeit zu beugen«[1]. Diese Selbstbescheidung hielt freilich nicht lange vor. Je näher die Urtheilsfällung rückte, desto dringender bestürmte Beaumarchais den Polizeilieutenant, sowie den Herzog de La Vrillière und das Gericht der Marschälle etc. mit ungezählten Briefen, Bitt- und Denkschriften[2]. Seine Freunde, allen voran Madame Mesnard, legen ihr Fürwort ein; diese Bemühungen aber werden an der schroffen Abweisung La Vrillières zu Schanden, dem Beaumarchais' Eingaben zu trotzig und selbstbewusst erschienen. So bleibt dem Gefangenen nichts übrig, als diesen erbärmlichen Gesellen um Gnade anzuflehen. Nachdem er demüthige Abbitte geleistet[3], erlaubt man ihm, täglich, jedoch nur zu dem Zweck, um Audienzen bei seinen Richtern zu nehmen, das Gefängniss für ein paar Stunden zu verlassen, aber wohlgemerkt: er darf keinen Schritt allein, sondern stets nur im Geleite eines beeidigten Wächters,

eines Sieur Santerre, gehen und seine Mahlzeiten, sowie sein Nachtlager immer nur im Fort L'Évêque nehmen. In der letzten Märzwoche benützt er die ihm so sparsam zugemessenen Augenblicke dazu, allen Beisitzern des Parlamentsgerichtes seine Aufwartung zu machen; einflussreiche Räthe sucht er wohl auch drei- bis viermal heim. Plötzlich hört er, dass der General-Advokat die Abweisung seiner Ansprüche beantragt hat und dass am 1. April zum Berichterstatter in seinem Rechtsstreit der Parlamentsrath Goezmann bestellt wurde.

Diese Persönlichkeit wird nun begreiflicherweise von der höchsten Bedeutung für ihn und seine Sache. Er hat diesen Richter zuvor wohl schon flüchtig einmal in der Amtsstube eines anderen Rathes getroffen: er hat ihm, jedesmal vergebens, am 23., 26. und 27. März, auch in seiner Privatwohnung Besuch abstatten wollen. Allein damals hatte Goezmann nur eine Stimme unter vielen abzugeben, jetzt aber ist er der entscheidende Stimmführer geworden; deshalb muss unser Held Alles daran setzen, ihm vor der Urtheilsschöpfung den Sachverhalt in seiner Weise mündlich auseinander zu setzen[1]. Noch am 1. April stellt sich Beaumarchais in Goezmann's Wohnung ein und das nicht etwa einmal, sondern dreimal. Da er den Parlamentsrath nicht zu Gesicht bekommen kann, lässt er jedesmal bei der Thürhüterin ein Billet des Wortlautes zurück: »Beaumarchais bittet, ihm die Gunst einer Audienz zu gewähren und beim Portier die entsprechenden Weisungen für Tag und Stunde zurückzulassen«. Am 2. April begibt er sich wiederum zu Goezmann, mit derselben Beharrlichkeit wiederum dreimal, und regelmässig erhält er den Bescheid: Goezmann sei ausgegangen. Beaumarchais' Begleiter, der Wächter Santerre, sieht aber, wie der Parlamentsrath die Fenstervorhänge seines Arbeitszimmers zurückschlägt und durch die Glasscheiben auf den Quai, die Kutsche und die Audienzwerber hinabschaut. Sechsmal in zwei Tagen hat also unser Held vergebens an die Thüre

seines Richters geklopft; unmuthig und rathlos begibt er sich am Abend des 2. April zu seiner Schwester Lépine und klagt ihr sein Leid, dass Goezmann sich vor ihm verleugnen lasse.

Zufälligerweise ist gerade der Nachbar und Hausgenosse (böse Zungen behaupten sogar: der Liebhaber[1]) von Madame Lépine bei ihr zu Besuch[2]: ein aus der Provence stammender Geldmakler, namens Bertrand Dairolles. Dieser überaus dienstwillige Südfranzose weiss nun zu berichten, dass er einen Buchhändler, Le Jay, kenne, der zu Goezmann als Verleger seiner juridischen Werke Beziehungen habe; zugleich erbietet er sich, Beaumarchais durch diesen Mittelsmann die so lang umsonst ersehnte und erstrebte Audienz zu verschaffen. Auf Dairolles' Anfrage erklärt sich Le Jay auch bereit, bei Madame Goezmann anzuklopfen. Alsbald lässt der Buchhändler an Beaumarchais' Schwester die Nachricht gelangen: einer Audienz ihres Bruders bei dem Parlamentsrath stünde kein Hinderniss im Wege, sofern er sich zu einem Geldopfer entschliessen wolle. Gudin war zugegen, als man Beaumarchais zuerst diese Botschaft bestellte: er bezeugt, mit welcher Überraschung und Entrüstung sein Freund diesen Antrag aufnahm. Er habe es nicht nöthig, so meinte er, die Audienzen seines Richters zweiter Instanz zu erkaufen, da ihm der Richter erster Instanz, Dufour, in sechs Wochen Audienzen über Audienzen gewährt habe; auch sei seine Sache gut und von Dufour zu seinen Gunsten entschieden worden[3]. Beaumarchais' Angehörige wendeten dagegen ein, dass ein kluger Mann bei einem räuberischen Überfall ohne Widerstand seine Börse hergebe, wenn er damit sein Leben retten könne; ein Sieg in erster Instanz verbürge nicht den gleichen Ausgang vor dem Oberrichter u. dgl. m. Aber es brauchte eine Weile, bevor man Beaumarchais dazu vermochte, seine Einwilligung zu einem Auskunftsmittel, das er unanständig nannte und zu dem für die Audienz geforderten Preis von 100 Louis zu geben. Die verlangte Summe war zudem

nicht einmal zur Stelle: ein Freund des Hauses, Mr. de la Chateigneraye (s. o. S. 44) streckt sie der Schwester Beaumarchais' als Darlehen vor, während unser Held wieder im Fort L'Évêque sitzt. Mit schwerem Herzen und zögernder Hand lässt sie Le Jay die Hälfte der Summe, 50 Louis, mit der Bemerkung zukommen: der Betrag scheine ihr sehr hoch im Verhältniss zu der geringfügigen Gegenleistung, *la faveur de quelques audiences que l'on demandait*. Aber schon am nächsten Morgen findet sich Bertrand Dairolles bei ihr ein, um die weitern 50 Louis zu holen: »wenn man einmal ein Opfer bringt«, meint er, »muss es sich sehen lassen dürfen«. Er versiegelt hierauf die Geldrollen und fährt mit Le Jay in einer Droschke fort; nach der Rückkehr versichert er, der Buchhändler habe von der Frau des Parlamentsrathes die Zusage erhalten, dass sie Beaumarchais alle erforderlichen Audienzen bei ihrem Mann verschaffen werde. Zugleich übergibt er Beaumarchais einen Empfehlungsbrief an Madame Goezmann mit der Weisung, er werde bei seinem Besuch im Hause des Richters zunächst wieder die Antwort erhalten: der Rath sei ausgegangen; sowie er aber dem Lakai von Madame den Brief zur Besorgung übergebe, könne er bestimmt darauf zählen, bei Herrn Goezmann Einlass zu finden. Noch an demselben Abend (3. April) begibt sich Beaumarchais in Begleitung seines Rechtsfreundes Falconnet und des Wächters Santerre wiederum in die Privatwohnung seines Referenten, wo sich Alles genau so zutrug, wie Dairolles es vorhergesagt. Man bedeutet dem Bittsteller zuerst: Monsieur sei nicht zu Hause; in Folge dessen lässt er den Brief an Madame durch den Lakaien überbringen; gleich darauf erhält er den Bescheid: Beaumarchais möge sich über die Hauptstiege in das Arbeitszimmer von Herrn Goezmann begeben, der sofort aus dem Zimmer von Madame über die Nebentreppe gleichfalls hinkommen wolle. Es währt nicht lange und der Parlamentsrath wird endlich für Beaumarchais sichtbar. Ein

zweideutiges Lächeln spielt um seine Lippen, als ihm der Audienzwerber seine Sache auseinandersetzt. Ab und zu hemmt er seinen Redefluss durch nichtige Einwürfe, die Beaumarchais sofort zu Papier bringt, um sie nach seiner Verabschiedung noch in derselben Nacht schriftlich zu widerlegen [1]. Von dem Wunsche erfüllt, diese Aufklärungen wiederum persönlich anzubringen und mündlich zu vertreten, bittet er Dairolles, ihm eine zweite Audienz zu verschaffen. Man fordert, wie Beaumarchais – in diesem Punkt in Widerspruch mit Dairolles und Le Jay [2] — versichert, ein neues Opfer; da er aber schon den für die erste Audienz begehrten Geldbetrag nicht zur Hand hatte, lässt er Frau Goezmann durch Le Jay eine mit Diamanten reichbesetzte Uhr übermitteln. Nun aber verlangt Madame mit einemmale noch 15 Louis, angeblich für den Sekretair ihres Mannes: eine Forderung, die um so unerwarteter kommt, als demselben Sekretair (Claude de Saint Simon) Tags zuvor im Auftrage Beaumarchais' 10 Louisd'or überbracht worden waren, welche der rechtschaffene Mann anfangs mit dem Bedeuten ablehnte: er habe mit diesem Rechtsstreit nichts zu schaffen, da Herr Goezmann sich dessen Bearbeitung ausschliesslich vorbehalte. Erst nach längerem Sträuben verstand sich der Sekretair zu der Annahme dieses dazumal fast zu einer Institution erwachsenen Parteienzolles [3]. Nur widerstrebend liess sich Beaumarchais dazu herbei, auch noch diese 15 Louis — in Silbermünze: so unscheinbare Einzelheiten werden alsbald von entscheidender Bedeutung — zu opfern. Madame quittirte die Sendung mit der Antwort: Beaumarchais möge sich Montag früh bei ihrem Manne melden, und soferne er vor der Urtheilsfällung nicht mehr von ihm in Audienz vorgelassen werden könnte, würde ihm Alles, was sie von ihm erhalten habe, zurückgestellt werden. Diese Botschaft erfüllte Beaumarchais mit bösen Vorahnungen. Trotzdem begab er sich am nächsten Tag mit Santerre und einem seiner Freunde nochmals zu Goezmann. Die Thürhüterin empfing

ihn mit den Worten, sie habe gemessenen Auftrag, Niemanden vorzulassen. Beaumarchais, dem die Noth auf die Fingernägel brannte, wollte die Audienz erzwingen: aber selbst seine Hartnäckigkeit und Beredsamkeit erwies sich vor Goezmanns Pforten ohnmächtig.

Um sieben Uhr abends wurde das Urtheil geschöpft und Beaumarchais mit seiner Klage nicht blos abgewiesen, sondern zur Zahlung von 56,000 Livres an La Blache verurtheilt. Als Goezmann den Berathungssaal verliess, sagte er zum Anwalt Beaumarchais': »Meine Collegen haben mein Referat ohne jede weitere Erörterung mit einfachem Kopfnicken gutgeheissen *(opiner du bonnet)*; überhaupt — fuhr er abschätzig fort — hat man bei diesem Process zunächst den *Menschen* (Beaumarchais) und hernach erst seine Sache im Auge gehabt«. Der Familie unseres Helden erschien dieses Urtheil geradezu als Makel an seiner Ehre[1]. Gleichzeitig mit der Nachricht vom Verlust des Processes erhält Madame Lépine die beiden Geldrollen mit je 50 Louis und die Uhr zurück; die 15 Louis jedoch, welche in letzter Stunde für den Sekretair verlangt worden waren, unterschlägt Madame Goezmann kurzweg zu ihrem eigenen Vortheil. Das erfährt Beaumarchais nämlich auf seine Anfrage bei Claude Saint-Simon, der gereizt erwiederte: die 15 Louis wären ihm nicht einmal angeboten, geschweige gegeben worden, ja er hätte sie in dem einen, wie in dem anderen Falle überhaupt nicht angenommen.*) Auch Le Jay wies die

*) Die Aussage des Sekretairs Saint-Simon vom 2. Juli 1773 berichtet, dass Chateigneraye als Vertrauensmann Beaumarchais' wegen der 15 Louis bei ihm (dem Sekretair) angeklopft habe: à ce mot *»quinze louis gardés pour les secrétaires«* il (St. Simon) s'éleva très fort, dit qu'il n'avait jamais reçu de Mme. Goezmann les 15 louis en question ny même un sol, soit dans cette occasion, soit dans une autre, d'autant qu'il ne connoit Mme. Goezmann que relativement à son mari, *qu'il est incapable d'une bassesse pareille* et qu'il ne sera pas embarassé de se disculper d'une imputation de cette nature. Que le Sr. de Chateigneraye dit au déposant: si vous avez reçu les 15 louis, dites-moi-le: *il n'en sera jamais question.* A quoy le déposant luy fit réponse qu'il avait dû jusqu'à présent

Zumuthung, diesen Betrag nicht an seine Bestimmung abgeführt zu haben, mit Entrüstung von sich. Als der Buchhändler die 15 Louis aber von Madame Goezmann zurückforderte, erklärte sie rundweg: es sei ausbedungen worden, dass dieser Betrag ihr unter allen Umständen, gleichviel ob der Process gewonnen oder verloren würde, verbleiben müsste[1]. Die unverschämte Antwort bestimmt Beaumarchais, der Frau seines Referenten am 21. April einen Brief zu schicken, in dem er schreibt: er habe wohl zwei Rollen mit je 50 Louis und die Uhr, nicht aber die weiteren, vermeintlich für den Sekretär bestimmten 15 Louis zurückbekommen. Es sei unbillig, dass man sie ihm vorenthalte; er sei auch von ihrem Manne in dessen Bericht so grausam mitgenommen worden, seine Einwendungen seien dermaßen mit Füssen getreten worden, dass es mehr als ungerecht wäre, den ungeheueren Verlusten, welche dieser Process ihm koste, noch weitere 15 Louis hinzuzufügen, die sich schlechterdings nicht in ihre Hände verirren dürften.

Madame Goezmann thut, als ob sie diese Worte nicht verstände: sie spielt sich auf die gekränkte Unschuld hinaus, lässt Le Jay kommen und sagt ihm: man fordere von ihr die 100 Louis und die Uhr. Der Buchhändler betheuert natürlich, getreulich alles zurückgestellt zu haben, was sie ihm gegeben: er beschwert sich auch sofort bei Beaumarchais' Schwester über diese verdriessliche Geschichte. Aber Madame Lépine kann den ziemlich begriffstützigen Buchhändler durch eine Abschrift des Briefes an Madame Goezmann davon überzeugen, dass ihr Bruder weder die Uhr, noch die 100 Louis, sondern einzig und allein die 15 Louis zurück-

---

le connoitre d'après la manière dont il se comportait, qu'encore une fois son propos l'outrageoit et que, s'agit-il d'un million, on ne lui ferait jamais dire rien contre la vérité ny convenir d'une action aussi basse pour en disculper qui que ce soit, que le Sieur de Beaumarchais pouvait à cet égard faire tout ce que bon luy sembleroit etc. etc. *Archives nationales.* Procès 1771—1774. X[a] B. 1400. *Informations.* Process Beaumarchais-Goezmann. Beaum. I. Mém. S. 16.

gefordert habe. Mit der Copie und allen erforderlichen Erläuterungen ausgerüstet, begibt sich Le Jay neuerdings zu Madame Goezmann, die ihn grob und heftig mit dem Bescheid abfertigt: sie habe und wünsche nicht das Geringste mehr herauszugeben.

Inzwischen lässt der Graf La Blache, zur Sicherstellung seiner Forderung, Beaumarchais' liegende und fahrende Habe pfänden; die Gebühren der Gerichtsvollzieher etc. betragen tagtäglich über 500 Francs; dazu kommen noch die Kosten, welche aus seiner Haft im Fort L'Evêque erwachsen, Auslagen für seine Verpflegung, die er nicht einmal begleichen kann, so dass, als ihn nach endlosen Bitten und Beschwörungen La Vrillière endlich freigibt, seine Schwester und Dairolles ein paar Louis zusammenschiessen müssen, damit er überhaupt im Stande ist, das Gefängniss zu verlassen. Seine Vermögensverhältnisse sind so trostlos, dass er sein Hauswesen auflösen, Schwester Julie in eine Klosterpension, seinen Vater zu einer alten Freundin schicken muss. Er ist finanziell und moralisch zu Grunde gerichtet.

Die schlüssigen Proben, welche er also an seinem eigenen Leibe von der Allmacht der Willkürherrschaft erfahren, vermögen aber in keiner Weise seiner Zunge Gewalt anzuthun: mit seinen Schwestern Julie und Lépine um die Wette verbreitet er in Gesellschaften und Theaterfoyers die Geschichte von der Bestechlichkeit der Madame Goezmann: wenn er mit seinem Klagebegehren abgewiesen wurde, so habe das keinen andern Grund, als dass sein Gegner dem Referenten nicht, gleich ihm, 200, sondern 500 Louis bezahlt habe[1]. Die Sache macht furchtbaren Lärm in Paris. Als der Parlamentsrath Goezmann am 27. Mai an der Gasttafel einer »Person von Bedeutung« (vermuthlich dem Minister Herzog v. Aiguillon) erscheint, fordert ihn dieser hochgeborene Gönner nach Tisch unter vier Augen auf: er möge bei seiner Frau anklopfen, ob sie nicht ohne sein Vorwissen schwach genug gewesen, der

Versuchung ihr Ohr zu leihen. Zugleich nennt er ihm Maître Junquières, Advokat am Parlament, als weiteren Gewährsmann. Am nächsten Tag nimmt Goezmann seine Frau ins Verhör, die — wie sie wenigstens behauptet — ihm weder vorher, noch in diesem Augenblick *aus Schonung für Le Jay* das Geringste gestanden haben will. Im Justizpalast ersucht darauf Goezmann Maître Junquières, sich mit ihm zum Generalprokurator zu begeben und rückhaltlos die Wahrheit zu sagen. Der Advokat weist ihn kurzweg an Le Jay[1]. Erst jetzt scheint Madame — allerdings nur einen Theil der Wahrheit — gebeichtet zu haben. Ein College Goezmann's, ein ehemaliger Reiteroffizier, Nicolai, gibt ihm den verhängnissvollen Rath, er möge sich von Le Jay eine Erklärung ausstellen lassen, des Inhalts: Beaumarchais habe ihn wohl mit Bestechungsversuchen an Frau Goezmann geschickt, doch habe sie alle seine Anerbietungen mit Entrüstung zurückgewiesen[2]. Madame Goezmann weiss Le Jay insgeheim dermaßen einzuschüchtern, sie weiss ihm so beweglich zu klagen: »ihr Mann würde ihr Arm und Bein entzweischlagen, wenn er die volle Wahrheit erführe«; sie verspricht ihm so sicher volle Straflosigkeit als Preis seiner Willfährigkeit, dass der Buchhändler in Gegenwart des Parlamentsraths nicht den Mund aufzumachen wagt und am 30. Mai in dessen Wohnung willenlos ein von Meister Goezmann selbst aufgesetztes Schriftstück wortwörtlich — nur mit groben grammatikalischen und orthographischen Schnitzern — abschreibt, in dem es heisst: Madame Goezmann habe die von Beaumarchais angebotenen Geschenke: 100 Louis und eine diamantenbesetzte Uhr *hautement et avec indignation* zurückgewiesen; alle gegentheiligen Angaben Beaumarchais' wären infame Lügen und im Grunde nur der Ausfluss seiner üblen Laune, weil er sachfällig geworden. Von den *fünfzehn Louis* aber war weder bei der Begegnung mit Goezmann, noch in dem Entwurf und ebensowenig in der von Le Jay gegebenen Copie dieser Erklärung mit einem Worte die Rede. In

Le Jay's Begleitung begeben sich Herr und Frau Goezmann gleich nachher zu La Vrillière und dem Polizeilieutenant, um ihm die Erklärung zu zeigen, offenbar in der stillen Zuversicht, diese grossen Herren zu einem Gewaltstreich gegen Beaumarchais zu vermögen. Aber der Herzog stellt ihm keinen Haftbrief zur Verfügung, und Sartines meint trocken: seiner Ansicht nach wäre es das Beste, den ganzen Handel auf sich beruhen zu lassen [1]. Das wäre wohl auch dem würdigen Ehepaar Goezmann am liebsten gewesen. Als aber Beaumarchais vom Präsidenten des Parlaments, Sauvigny, zu einer Privatbesprechung geladen, diesem den nackten Thatbestand mittheilte [2], war es unmöglich geworden, die Angelegenheit todtzuschweigen. Goezmann wurde von seinen Collegen rundweg erklärt: es sei der feste Wille der Rathskammer, dass er »Ausstreuungen, welche ihm eher verächtlich als beleidigend erschienen seien«, zur Anzeige bringen müsse [3]. Dies thut er denn auch in der folgenden Eingabe:

»Ich sehe mich genöthigt, eine der Praktiken zu Ihrer Kenntniss zu bringen, welche Processparteien bisweilen *mala fide* anwenden, um, wenn schon nicht die Richter selbst, so doch zum mindesten ihre Umgebung zu verdächtigen. Nach der in Übereinstimmung mit meinem Berichte erfolgten Urtheilsschöpfung im Process Beaumarchais-La Blache habe ich gehört, dass Herr Caron so verwegen gewesen, meiner Frau ein beträchtliches Geschenk zur Gewinnung meiner Stimme anzubieten und dass man seither sogar gewagt, die Art und Weise, in welcher dieser schändliche Antrag zurückgewiesen wurde, zu begeifern. Meine erste Sorge war, den Thatbestand meiner Frau gegenüber klarzustellen; sie hat mir versichert: dass ihr ein solcher Antrag in Wahrheit gestellt wurde, dass sie denselben aber mit höchster Verachtung zurückgewiesen habe. Ihr Feingefühl habe ihr jedoch nicht erlaubt, die Mittelsperson bloszustellen, welche so unvorsichtig war, eine Sendung der Art auf sich zu nehmen. Diese Mittelsperson selbst aber (Le Jay) hat mir und anderen Vertrauensmännern, in aufrichtigem Schmerz über ihre Unvorsichtigkeit, unumwunden die Umstände, welche das Angebot und dessen Ablehnung begleitet und zur Folge hatten, schriftlich bekannt gegeben. Ich bin also in der Lage, *den Beweis des Delictes zu erbringen,* dessen sich Diejenigen schuldig gemacht haben, welche zuerst meine Frau in Ver-

suchung geführt und späterhin sogar ihre Abfertigung zum Anlass von eigentlich mehr absurden als verletzenden Bemerkungen gemacht haben[1]«.

Als *corpus delicti* schloss Goezmann die nach seinem eigenen Concept von Le Jay ausgefertigte Erklärung an, eine Nichtswürdigkeit, die nur von der Gleissnerei überboten wird, mit welcher der Parlamentsrath im Nachwort seiner Denunciation meint: »Missachtung oder vielmehr Vergebung persönlicher Beleidigungen sei eine der am höchsten zu schätzenden Tugenden eines Richters; seiner Würde stehe es schlecht an, die Übellaune und Bosheit der Parteien zu bekämpfen; er stelle deshalb selbst keinen Strafantrag, sondern überlasse es der Weisheit des Gerichtshofes, zu entscheiden, ob der Versuch, die Frau eines Parlamentsrathes zu bestechen, in der Absicht, dessen Stimme zu gewinnen, eine Beleidigung der ganzen Körperschaft sei? Das Parlament bejahte diese Frage: am 21. Juni fasste die Rathskammer auf Antrag des Generalprokurators den Beschluss, Vorerhebungen pflegen, beziehungsweise den Strafprocess einleiten zu lassen. Bei dem Aufsehen, welches diese hässlichen Händel machten[2], hätte wohl jedes Tribunal so schwerwiegende Beschuldigungen gegen eines seiner Mitglieder ernst genommen; der Gerichtshof, der in unserem Falle so strenge gegen die Anklage der Bestechlichkeit einschritt, hatte jedoch ganz besondere Gründe, solche Beschuldigungen nicht über Hand nehmen zu lassen. Denn dieses Parlament, das amtlich noch immer den altehrwürdigen Namen des *Parlement de Paris* führte, war im Jahre 1771 vergewaltigt worden, und an die Stelle der früheren, durch Geburt, Reichthum, Gelehrsamkeit und Familienbeziehungen ausgezeichneten geistlichen und weltlichen Räthe waren (fast durchwegs namen- und willenlose) Creaturen des Kanzlers Maupeou getreten.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, die Kriegsgeschichte des französischen Parlaments und Königthums im vorigen Jahrhundert im Einzelnen zu verfolgen; Beau-

marchais' Händel greifen jedoch in diesen Kampf als eine der folgenschwersten Episoden zu mächtig ein, als dass wir ihn mit Stillschweigen übergehen dürften.

Anfangs der Zwanzigerjahre verglich Montesquieu die französischen Parlamente[1] den Ruinen, welche man mit Füssen tritt, die aber gleichwohl unsere Gedanken zu den berühmtesten, durch uralten Volksglauben geweihten Tempeln zurückführen[2]. Die flüchtig hingeworfene Bemerkung erschöpft in ihrem Tiefsinn die geschichtliche und politische Bedeutung dieser Körperschaften. Von dem Tage, an welchem das Pariser Parlament, wie zur Vergeltung für das Erscheinen des mit der Reitpeitsche fuchtelnden Ludwigs XIV. in der Vollversammlung der Rathskammern, das Testament dieses Zwingherrn umgestossen hatte, war der Einfluss der *Robins* auf die öffentliche Meinung unablässig gewachsen. Die Energie, mit der sie gegen Law's Finanzprojecte sich stemmten, die Gelassenheit, mit der sie ihre zeitweilige Verbannung nach Pontoise ertrugen, gereichte ihnen nach dem Zusammenbruch des Mississippi-Schwindels zu dauerndem Ruhme. Und die gleiche Haltung beobachteten sie, allen Einschüchterungen, Drohungen und Strafen Ludwigs XV. zum Trotz, fast während seiner ganzen Regierungszeit, insbesondere in Steuer- und kirchlichen Fragen[3]. Ihre Unbotmäßigkeit bestimmt gute Monarchisten zu dem Ausspruch: dass der König von Frankreich der machtloseste aller europäischen Herrscher sei[4]. Die Militärpartei und die Jesuiten schreien die fortgesetzten Weigerungen der Parlamente, missliebige Edicte des Königs in ihre Register aufzunehmen, als Aufruhr und Hochverrath aus. Gegner der Robins stiften die Du Barry an, ihrem königlichen Herrn Van Dyck's Portrait Karls I. tagtäglich vor Augen zu stellen mit den Worten. »*La France,* siehst Du dieses Bild? Wenn Du Dein Parlament gewähren lässest, wird es Dir den Kopf abschneiden, wie das Parlament von England Karl köpfen liess«[5]. Aber Ludwig XV. bedurfte in diesem Falle nicht erst fremder Warnungen: er hasste und fürchtete

[illegible] als »Republikaner«: er sah das [illegible] Lehren an[1]: er erfuhr durch mehr denn zwei Menschenalter so unausgesetzt [illegible] aller Art durch ihren passiven Widerstand, wie durch ihre wiederholte offene Auflehnung und [illegible], daß er seinem Kanzler Maupeou endlich unbedingte Vollmacht ertheilte, »die Krone wieder aus der [illegible] hervorzuholen«. Unbeirrt von den [illegible] von Geblüt, unbekümmert um die [illegible] Gegenvorstellungen der edelsten Patrioten, wie [illegible], welche während der Gährung in den [illegible] Ludwig XV. Maupeou [illegible] Hand, die Wider- [illegible]

[illegible]

schleuderte[1]. Bei alledem bleibt unbestreitbar, dass ihre Autorität die letzte Schutzwehr der Unterthanen gegen die immer sinn- und herzloser auftretende Despotie eines Ludwigs XV. und seiner Leute bildete: eine Ansicht, welche einer der grössten politischen Denker unseres Jahrhunderts, Tocqueville, überzeugend vertritt:

»Als alle inzwischen stehenden Gewalten, welche die unbegränzte Macht des Königs zu mäßigen vermochten, niedergeworfen waren, blieb das Parlament allein aufrecht. Es konnte noch sprechen, wenn alle anderen schweigen mussten. Es konnte sich für einen Augenblick aufrichten, wenn alle Welt sich beugen musste. Darum wuchs seine Beliebtheit in dem Maße, in welchem die Regierung sich unbeliebt machte. Als dann der Hass, welchen die Tyrannei einflösste, die glühende leidenschaftliche Überzeugung aller Franzosen geworden war, erschien das Parlament als der letzte Wall gegen die absolute Gewalt; gerade die schlechten Eigenschaften, welche man den Parlamenten am heftigsten vorgeworfen, erschienen der Nation mit einemmale als politische Bürgschaften. Man verschanzte sich hinter ihren Fehlern; ihre Herrschsucht, ihr Trotz, ihre Vorurtheile wurden Waffen, deren sich die Nation bediente«[2].

Man *wollte* glauben, dass die Parlamente mit Recht — als zeitweilige Vollmachtträger der Generalstaaten — die Verbuchung der Steueredicte verweigern dürften, weil sie aus diesem — thatsächlich allerdings unhaltbaren — Anspruch die Befugniss ableiteten, der maßlosen Verschwendung des Hofes und einer völlig verkommenen Finanzwirthschaft entgegenzutreten. Ebenso schenkte man willig der Irrlehre Gehör: dass die Parlamente aller Provinzen nur Glieder einer und derselben untheilbaren Körperschaft seien, weil diese Theorie ihr Ansehen, ihr Gemeingefühl und ihre Widerstandsfähigkeit im ganzen Königreich stärkte. Und die ganze Nation trat in solchen Gesinnungen auf ihre Seite, als ein Machtwort der Krone sie vernichten wollte. Zu dem Antheil für ihr gutes Recht gesellten sich noch der Unwille über die kleinliche Bosheit der Verfolger und allgemeines Mitleid für die hart geprüften Opfer des königlichen Zornes.

Denn mit ausgesuchter Tücke ging Maupeou an sein Rachewerk; alle ihm persönlich verhassten Parlamentsräthe verbannte er in unwirthliche, ungesunde, weltentlegene Ortschaften; er riss sie von ihren Familien los und erlaubte Kranken und Sterbenden selbst nach jahrelangem Exil nicht, die Ihrigen noch einmal zu sehen; ihre Ämter aber, die er mit offenem Rechtsbruch einzog, verlieh er — da die Mitglieder des königlichen Rathes an Zahl zu gering waren, um alle geistlichen und weltlichen Rathsstellen zu besetzen — an Leute, die er selbst cynisch den Dirnen verglich, welche neugebaute Häuser trocken wohnen[1]. All das lässt es nur allzu begreiflich erscheinen, dass der Volksmund dem vom Kanzler geschändeten Pairshof, dem ersten Gerichte des Reiches, keinen schimpflicheren Namen zu geben wusste, als den in der Geschichte fortlebenden des *Parlement Maupeou*. Eine tiefe Bewegung wühlte — vielleicht von den Bauern abgesehen — alle Stände des Landes auf. Der Hochadel, von den Prinzen des königlichen Hauses geführt, bewies dem Bastard-Parlament nicht blos bei Festmessen und öffentlichen Aufzügen unverholen seine Verachtung; die Bürgerschaft verwünschte aus patriotischen und finanziellen Besorgnissen Maupeou als Hausmaier, Sejan etc. mit tausend Flüchen und Spottversen[2]. Die Anwälte hielten sich durch Jahre von dem ihrer Ansicht nach entweihten Gerichtshof fern. Am tollsten aber trieben es die Frauen[3]: die Löwinnen der Pariser Salons interessirten sich (um ein geistvolles Wort von Madame Epinay zu gebrauchen) für alle Subtilitäten der Verwaltungs-Theologie *(théologie d'administration)*, für die heikelsten Fragen der Reichs-Grundgesetze mit einem Feuereifer[4], der allerdings nicht blos Modesache war: sie nahmen sich aus vollem Herzen ihrer Väter und Brüder, Männer und Freunde an, die ihre Charakterfestigkeit mit dem Verlust ihrer Würden und ihres Vermögens hatten bezahlen müssen. Der neue Geist im Volke aber rührte sich in tausend und abertausend Flugschriften, Gassenliedern und ernsthaften, staatsrecht-

lichen Untersuchungen, die ebenso streng verfolgt, als eifrig verbreitet wurden[1]. Und die Seele der parlamentarischen Opposition war Conti, »der liebenswürdigste der Tyrannen, der herrischeste der Republikaner«[2]: unter seinem Schutz, aus dem Serail der Isle-Adam und aus den Salons im Temple, ging jene vielberufene *Correspondance*[3] in die Welt, deren Urheberschaft in den Tagen des heissesten Kampfes wiederholt Beaumarchais zur Last geschrieben wurde, eine Anklage, von der ihn mehr noch die Originalität seines Talentes, als die zeither erwiesene Thatsache frei spricht, dass Augeard, ein Verwandter von Malesherbes, diese »französischen Juniusbriefe« verfasst hat. In offenbarer Anlehnung an die *epistolae obscurorum virorum* wird hier ein Briefwechsel zwischen Maupeou und seinem vertrautesten Rathgeber Sorhouët[4] fingirt: Sorhouët theilt dem Kanzler mit, welche Gerüchte über ihn und seine Leute in der Bevölkerung umlaufen: ein bequemer Anlass, Maupeou selbst als den Abkömmling einer Familie von Mördern zu brandmarken und über die neuen Parlamentsgewaltigen die schmachvollsten Enthüllungen beizubringen. Während die Mitglieder des alten Parlaments durchwegs als Männer von Stand, Rang, Geist und Unabhängigkeit gefeiert werden, schildert Sorhouët ihre Nachfolger als Tröpfe und Glücksritter, Streber, wo nicht gar gesellschaftlich unmögliche Hallunken. Der neue Präsident der Pairskammer, Sauvigny, wird als Einfaltspinsel hingestellt, der nicht bis zwei zählen kann und nur wider seinen Willen durch seine keifende, unwissende Frau zur Annahme des ersten Richterpostens im Reich überredet wurde. Nicolai wird als brutaler Kavallerist verhöhnt, ein sicherer Gin (späterhin gleichfalls einer der Wühler gegen Beaumarchais), als geldgieriger Stellenjäger, Goezmann endlich als Spitzbube gekennzeichnet, der vom Colmarer Gericht offenbarer Betrügereien halber weggejagt wurde, um in Paris, Dank einem Gönner von Schneider, auf den Lilien des Pairshofes Platz nehmen zu dürfen. Seiner Frau wird nacherzählt, dass sie zwei Jahre vor ihrer

Hochzeit um Almosen bettelte, während ihre Schwägerin noch zur Stunde in einem Kramladen unter der Louvrepassage Obst feilhalte. Personalien der Art, heutzutage selbst in einer Polemik des schlechtesten Geschmackes unerlaubt und unwirksam, schlugen im vorigen Jahrhundert, bei der gesellschaftlichen Bedeutung der *noblesse de robe* sicherer ein, als die gediegensten Staatsschriften. So weiss unser Pamphletist den Gegensatz zwischen den Richtern des alten und des neuen Parlaments nicht sinnfälliger zu vergegenwärtigen, als durch die gut erfundene Skandalgeschichte: ein neuer Parlamentsrath — seinem Aussehen nach ein Wucherer — hause in einer richtigen Mördergrube mit einem Weibsbild, das er zu seiner Ehefrau machen will: eine Absicht, die nur an der Weigerung der Courtisane scheitert. Die erklärt nämlich, ihr Gewerbe sei anständiger als das des Parlamentsrathes: eine Wahrheit, die der Richter von Maupeou's Gnaden mit den Worten zugibt: *on fait beaucoup plus cas d'elle dans le monde que de nous.*

Schmutzige Anekdoten der Art gingen von Mund zu Mund; man nahm sie als parodistische Übertreibungen willig hin; vollen Beweis erbrachten sie aber doch nicht. Dazu kam, dass die Macht der Gewohnheit, die Nothwendigkeit der Rechtspflege, die scheinbare Unmöglichkeit eines Ministerwechsels, die Zufriedenheit Ludwigs XV. und seines erklärten Thronfolgers, Ludwigs XVI., mit dem neuen System die Halben und Schwachen zum Wanken brachte. Wohl machten sich die wirthschaftlichen Schäden der Maupeou'schen Justizreform immer 'peinlicher fühlbar[1]; wohl wuchs mit der Steuerlast für die neuen Richtergehalte die Zahl der Bankerotte und Selbstmorde beständig; aber nur Wenige sahen trotzdem mit voller Bestimmtheit den unvermeidlichen Zusammenbruch dieser Zustände voraus[2], und gar zu Viele trösteten sich mit dem Witzwort des Papstes: der beste Beweis für das Dasein einer Vorsehung sei der Fortbestand Frankreichs unter einem König wie Ludwig XV.[3].

Anhang und Sympathieen fehlten Maupeou zwar nach wie vor: aber der Sturm der Entrüstung, der zu Beginn des Jahres 1771 aller Orten durch das Land gegangen, war langsam verbraust; die lauten Ausbrüche des Unmuthes über die Unterdrückung der Provinzialparlamente hatten sich allmählig gelegt; fast alle Prinzen von Geblüt machten ihren Frieden mit der Krone; die widerspenstigsten Advokaten, der berühmte Meister Gerbier auch diesmal den meisten voran, wurden durch ihre materiellen Verhältnisse genöthigt, ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen; die ausdauerndsten Parteigänger der alten Parlamente bangten um die Zukunft ihrer Freunde: da platzt mit einemmale der Bestechungs - Process Goezmann - Beaumarchais, und Alles, was von der Niedertracht des Parlaments Maupeou bisher nur im Flüsterton angedeutet werden durfte, offenbarte sich plötzlich, zum Erstaunen selbst der Gegner des neuen Gerichtes, der ganzen gesitteten Welt: denn abenteuerlicher, als die Grotesken erbitterter Pasquillanten, sprachen, oder richtiger: »schrieen«[1] hier die Thatsachen. Und was anfangs nur als dumpfes Gerücht über Gang und Gegenstand der Criminal-Untersuchung umlief, das sollte alsbald, von Beaumarchais grell beleuchtet, dem Hohngelächter von Frankreich, Europa und Amerika preisgegeben werden. Ohne das zu wollen oder zu wissen, wurde er einer der Haupturheber des Sturzes der Magistratur Maupeou's: ein Verdienst, das gleich nach dem Erscheinen seiner ersten Streitschriften nach Pariser Brauch mit einem Wortspiel gewürdigt wurde: *Louis Quinze a détruit le parlement ancien, quinze Louis le détruiront*[2]. Ein widerwillig erobertes Verdienst, wohlverstanden: denn Beaumarchais fühlte sich nicht zum Tribunen berufen, und erst in verzweifelter Nothwehr wurden ihm die *Mémoires* abgerungen: in jedem Stadium des Processes hoffte er — vergebens —, dass ihm jedes weitere Wort der Vertheidigung erspart bleiben könne. Denn die Criminaluntersuchung machte alle Anschläge, die Wahrheit zu verschleiern, zunichte und belastete Goezmann

und seine Leute auf das schwerste, obwohl es dem Parlamentsrath anfangs nicht an beflissenen Helfern gefehlt hatte, welche seinen Einfluss in dem Maße über-, als sie Beaumarchais' Geist und Zähigkeit unterschätzt hatten. Zwei Männer von der Feder insbesondere, beide zeitweilig unwürdige Schützlinge Voltaire's, der Censor Marin und der ehemalige Hausdichter Friedrichs des Grossen, Baculard d'Arnaud, liessen es nicht blos bei ehrloser Zwischenträgerei bewenden: sie waren ohneweiters bereit, falsche Zeugenschaft zu geben und zu werben, die geradezu auf Beaumarchais' strafgerichtliche Verurtheilung als Verleumder angelegt war [1].

Herr Baculard d'Arnaud fand sich »aus freien Stücken« bewogen, — denn er hatte nur ganz zufällig einen kleinen Criminalprocess bei Goezmann anhängig [2] — am 9. Juni 1773 an den Parlamentsrath ein Schreiben zu richten, in welchem er zur Steuer der Wahrheit allen beleidigenden Ausstreuungen gegenüber erklärt: sein Buchhändler Le Jay habe ihm eines Abends eine sehr schöne Uhr mit dem Bemerken gezeigt, dass dieses Kleinod sowie 100 Louis im Auftrage Beaumarchais' Madame Goezmann angeboten, von ihr jedoch mit Entrüstung abgewiesen worden sei [3]. Noch schlimmer und gefährlicher, als dieser verlogene Wohldiener (der sich — ein mildernder Umstand! — *vor* der rechtsförmlichen Instruction des Strafprocesses meldete) trieb es der Ränkeschmied Marin, Redacteur der *Gazette de France*, der als Geschäftsträger Goezmann's den zuerst zum Verhör geladenen Bertrand Dairolles am Tag vor seiner Aussage im Hause von Madame Lépine aufsucht, und da er ihn weder dort, noch anderwärts antrifft, die Botschaft zurücklässt — er möge den Zwischenfall mit den 15 Louis vollständig verschweigen [4], überhaupt seine Aussage so kurz als möglich halten und weder Madame Goezmann noch sonst wen blosstellen. Auf die entschiedene Einrede Beaumarchais', dass diese 15 Louis der Schlüssel der ganzen Angelegenheit seien und eine Verdunkelung der

Wahrheit in dieser Richtung geradezu Le Jay ins Verderben stürzen würde, lautet die herzlose Antwort des königlichen Censors: »Was verschlägt es, wenn dieser Spitzbube von Buchhändler geopfert wird? das ist weiter kein grosses Unglück, wenn nur die Andern sich dadurch einen Handel vom Halse schaffen, der heute die Minister in Athem hält und bei dem nur Beulen zu holen sind«. Marin's Reden und Handlungen erscheinen noch niederträchtiger, wenn man erfährt, dass Bertrand Dairolles, der eine Kronzeuge, ein schwankender, habsüchtiger Charakter, seit vier Jahren um die Gunst des Herzogs von Aiguillon sich bemühte, also gerade desjenigen Ministers, dessen persönliche Streitigkeiten mit den alten Parlamenten der Bretagne und von Paris den äusseren Anstoss zu Maupeou's Staatsstreich gaben, zu allem Überfluss gerade desjenigen Mannes, dessen Fürwort Goezmann seine Stellung als Parlamentsrath zu danken hatte. Allein Bertrand, der im Lauf des Processes noch einer der am heftigsten, am lustigsten gehänselten Widersacher Beaumarchais' wird, sagt als der Erstvernommene beim Untersuchungsrichter in einem mehrstündigen Verhör die volle Wahrheit aus*).

*) Die Aussage Dairolles' wurde am 25. Juni 1773 abgelegt: Paris, *Archives nationales, Informations.* Es heisst daselbst: Der erste Besuch Le Jay's bei der Goezmann währte hübsch lange; endlich kam er zu dem im Wagen wartenden Dairolles zurück mit den Worten: la personne (die Goezmann) est enchantée de me rendre service; je luy ai présenté les 100 louis; je luy ai demandé une audience pour Beaumarchais. Elle ne vouloit pas recevoir les 100 l. en me disant: *gardés les, j'ai beaucoup de confiance en vous: si le procès se gagne vous me les rendrés.* Le Jay à son tour voulant luy témoigner sa confiance, il luy dit: je vous prie de les garder. La dame *les prit,* se leva, fut dans sa chambre à coucher, ouvrait une armoire derrière la porte à gauche, mit les deux roulleaux au bas de l'armoire dans un carton à bonnet en disant à Le Jay: il faut que je les cache *crainte* (!) *que mon mari ne les trouve.* Darnach wird die 1. Audienz bewilligt. Er begleitet Le Jay bis zur Hausthür der Goezmann auch bei der zweiten Audienzwerbung, der Sendung mit der Uhr. Le Jay bleibt wieder eine Weile oben: il vint ensuite trouver le déposant en luy disant: cette personne

Schon vor Beginn des Processes aber hatte Le Jay auf Andringen seiner Frau, eines kernhaften Weibes aus dem Volke, nachdem er sich zuvor bei dem berühmten Anwalt Gerbier Raths erholt, die Erklärung zu Gunsten der Goezmann als falsch bezeichnet und förmlich zurückgezogen *). Und da nun auch die Aussagen der Schwestern und Freunde Beaumarchais' mit den Angaben Le Jay's, Baculard's und des Sekretairs stimmten und also trotz des beharrlichen Leugnens von Madame Goezmann schwere Verdachtsgründe gegen sie an den Tag brachten [1], musste der General-

n'a point voulu accepter la montre; elle m'a dit de la garder à ma disposition. Nach der Entscheidung des Processes *elle verroit si elle pourroit la recevoir.* Elle ajouta »*puisque ce Monsieur est si généreux, il faut qu'il fasse le sacrifice de quinze louis* qui seront destinés pour le secrétaire: je ferai en suite d'obtenir l'audience que vous demandés«. Cette demande de 15 l. parut singulière et surtout lorsque Le Jay assura le déposant que *Mme. Goezmann luy avait observé que perte ou gain du procès les 15 louis seroient perdus.* Dairolles bat Le Jay, der Goezmann zu sagen, dass der Sekretair Goezmann's schon von Chateigneraye 10 Louis erhalten habe: ihre Antwort lautete: *cela peut être, mais je dois l'ignorer.* Dairolles deponirt auch, dass er, vom Parlamentspräsidenten Sauvigny vorgeladen, diesem zuerst sagte: er glaube, dass es Geschichten gäbe, die man am Besten mit dem »Dunkel des Geheimnisses« bedecke, dass dieser Handel ihm derart erscheine etc. Als ihm der Präsident von Le Jay's Erklärung sprach, sagte Dairolles: er begreife das nicht; hinterher erfuhr er jedoch von Le Jay selbst, dass der Letztere diese Erklärung *wörtlich* nach dem Muster des Goezmann'schen Conceptes copirt habe etc.

*) Florence Caron, épouse de Jean Edm. Le Jay, âgée de 46 ans, sagt: dass — (sowie sie hörte, ihr Mann habe der Wahrheit zuwider eine Erklärung ausgestellt, des Inhalts: Madame Goezmann habe die 100 Louis nicht bei sich behalten) — sie der Frau des Parlamentsrathes vor 4—5 Tagen einen Besuch abstattete, *pour l'engager à dire la vérité à monsieur son époux, qui trouverait moyen d'assoupir cette affaire;* que ladite Dame Goezmann observa à la déposante, que le Sr. Le Jay son mari voulait se perdre, à quoi la déposante répliqua, *que s'il devait périr, ce serait avec honneur* etc. Gerbier deponirt am 29. Juli, dass Le Jay ihn reumüthig um Rath fragte und dass er (G.) ihm sagte, er dürfe nur die Wahrheit vor Gericht bekennen. *Arch. nat. Inf. 26. Juni 1773.* Vgl. a. Beaumarchais' *Supplément* 46. Mad. Goezmann, *Mém.* S. 30 u. 33.

prokurator am 10. Juli den Antrag stellen: auf Grund der Vorerhebungen Caron de Beaumarchais, Bertrand Dairolles und Le Jay in Untersuchung zu ziehen, Gabrielle Julie Jamard, verehelichte Goezmann, aber zu *assigniren*.

In diesem zweiten Processstadium wird nun auch Beaumarchais selbst vernommen, und da die Procedur *à l'extraordinaire* geregelt wird[1], hat er durch Wochen und Monate Gelegenheit, Einblick in die unbegreifliche Schwerfälligkeit des ganzen Gerichtsverfahrens zu gewinnen. Jeder Angeklagte wird pedantisch und weitwendig dem Verhör *(interrogatoire)* unterzogen; ein zweitesmal wird ihm seine ursprüngliche Aussage vorgehalten, damit er allfällige Zusätze zu Protokoll geben kann *(récolement)*; endlich wird er sämmtlichen Zeugen und Mitangeklagten gegenüber gestellt *(confrontation)*: Geduldproben, bei welchen dem Ruhigsten die Zunge mit dem Verstande mehr als einmal durchzugehen pflegt. Beaumarchais aber hält diese Anfechtungen nicht blos muthig, sondern mit bestem Humor aus: er macht wiederholt Witze über die Umständlichkeit in seinen Vernehmungen: zugleich aber findet er mit erstaunlicher Raschheit der Auffassung bei der Vorlesung jedes neuen Verhörs-, Zusatz- oder Confrontationsprotokolls die Widersprüche der Gegner, die starken und schwachen Punkte seiner eigenen Vertheidigung heraus. Mit seltenem Witz antwortet er bei persönlichen Begegnungen seinen Widersachern so schnell und schlagend, dass wir beim Vergleich seiner protokollirten Verhöre und Kreuzverhöre mit der Schilderung dieser Gerichtsscenen in den Mémoires uns immer wieder fragen: was mehr Bewunderung verdient: die Genialität einer Natur, die inmitten der schwersten Bedrängnisse so siegesgewiss scherzt, so unbegreiflich heiter mit Menschen und Dingen spielt, oder die Kunst des Autors, der seinen eigenen Strafprocess dramatisirt und Zeugen und Angeklagten in einer Criminal-Komödie vergegenwärtigt, welche den Vergleich mit Molière's besten Charakterlustspielen aushält. Voltaire räth denn auch Beau-

marchais unter dem ersten Eindruck seiner Mémoires an, seine Processschriften spielen zu lassen, wenn der Barbier nicht durchgreift; Bernardin de Saint-Pierre stellt ihn sogleich in eine Reihe mit Molière[1], und Collé wurde nicht müde, in Tagebüchern und Briefen die Schilderung der Confrontation mit Madame Goezmann als die Krone der französischen Lustspielliteratur des 18. Jahrhunderts zu preisen[2]. Unser Held schlägt sich »mit zehn, zwölf Personen auf einmal und ringt sie Alle nieder, wie *Arlequin sauvage* eine ganze Rotte der Schaarwache über den Haufen rennt«[3]: das Kunststück gelingt ihm im heimlichen Gerichtsverfahren so trefflich, dass er dessen öffentliche Wiederholung nicht zu scheuen braucht. Die ausserordentlichen Erfolge, welche Voltaire, Elie de Beaumont, Linguet etc. mit Processschriften — *Mémoires* — beim grossen Publikum davongetragen, ermuntern ihn, es ihnen gleichzuthun: aber kein Anwalt fand sich, der den Muth gehabt, seine Vertretung zu führen: galt es doch einen Angriff gegen einen Parlamentsrath. *)

Da fasste er den waghalsigen Entschluss, sein eigener Sachwalter zu werden: in der Form von Mémoires schickte er seine Flugschriften aus, die er mit ebenso viel Keckheit als Erwerbstrieb an allen Thoren von Paris vertheilen, in die Provinzen verschicken und jeder Gerichts- und Verlags-Ordnung zuwider in allen Buchhandlungen feilhalten liess[4]. Die »Mémoires« der Processparteien waren dazumal allerdings noch censurfrei, wie die Schriften der Bischöfe[5]: aber diese Norm war natürlich nur im Interesse der Richter, im Interesse der besten und bequemsten Vervielfältigung der Parteien-Eingaben gegeben worden. Der ver-

*) *Supplément.* 2. *Besenval, Mém.* 185. Ce qui doit le plus donner à penser sur le compte des gens de robe, c'est qu'il est impossible de trouver un seul huissier qui se charge de leur porter une assignation. Wenn dies schon für Civilklagen gilt, trifft es doppelt auf Strafprocesse zu. Damit erscheinen Bos' Einwürfe *(Les avocats aux conseils du roi* 309/10) wohl hinreichend widerlegt.

wegene, satirische Ton, den Beaumarchais anschlug, bleibt ein Zeugniss seiner aller Gefahren spottenden Tollkühnheit: denn gerade sein unmittelbarer Widersacher Goezmann hatte den Druckern und Verbreitern der gegen das Parlament Maupeou gerichteten Schmähschriften als echter Blutrichter den Process gemacht[1], und der alternde Ludwig XV. gleich dem Triumvirat Maupeou-Terray-Aiguillon, bestrafte die ersten Würdenträger, die Grossen des Reiches, abgethane Minister etc. so hartherzig und erbarmungslos mit Bann und Bastille, dass Beaumarchais' Beginnen nur aus seiner verzweifelten Lage erklärt werden kann. Zu verlieren hatte er allerdings kaum mehr, als seine persönliche Freiheit: zu gewinnen aber sogut wie Alles, das Ohr der Mächtigen und den Beifall der Menge. Trübe, pathetische Klagen, declamatorische Beschuldigungen im Stil der Beaumont und Linguet hätten ihren Zweck verfehlt, vielleicht auch allsogleich Gewaltmaßregeln auf ihn herabbeschworen. So kehrte er mit richtiger Witterung die komische Seite der Sache heraus: er verstand es, nach Voltaire, lachen zu machen in einer ernsten Sache und hatte im Nu alle Welt für sich[2]. Sein leichtes Blut, sein heiteres Naturell kamen ihm in ungeahnter Weise zu statten: er beeilte sich auch diesmal über seine furchtbaren Abenteuer zu scherzen, aus Angst, ja nicht darüber weinen zu müssen, und er vergleicht seinen Geist mit Recht dem Federball, der von der Ballpritsche immer stärker, immer höher mit Zug und Schwung emporgeschnellt, die Zuschauer stets auf's Neue beschäftigt und belustigt[3].

Dabei zählt es zu den grossen Eigenschaften Beaumarchais', dass er bei allem Selbstvertrauen genau weiss, dass er der eigenen Bildung, dem eigenen Geschmack nicht unbedingt trauen darf; wie er die Scenen seines »Barbier« Blatt für Blatt von zuverlässigen Freunden kritisiren liess[4], so zieht er auch diesmal einen Kreis von vertrauten Rathgebern um sich, denen er seine ersten, nach ihren Verbesserungen oft drei- und viermal überarbeiteten, oft

schonungslos abgelehnten Entwürfe vorliest[1]. Schwager Miron wird für juristische, Gudin für historische, Gardanne für medicinische Erörterungen herangezogen. Mr. de La Chataigneraye spricht bei diesen Vorlesungen als Weltmann mit; als Mitarbeiterin der besten und rührendsten Familiengeschichten ist Julie zur Stelle: ihre feine Hand hat erst das eine und das andere der schönen Augenblicksbilder vollendet, in welchen Beaumarchais sich inmitten der Seinigen als zärtlicher Sohn und ritterlicher Bruder verewigte; ihren Tact, ihre Kenntniss der Frauenwelt werden wir wiederholt bei der näheren Analyse der Mémoires zu preisen haben. Ausser diesen nächsten Vertrauten, der *bande joyeuse,* wie sie von Goezmann und dessen Leuten, als dem *tribunal de la haine,* genannt werden[2], stehen ihm als vorkostende Kritiker und Mitarbeiter Malesherbes und Conti zu Seite. Und sowie die ersten Mémoires ihren Siegeslauf durch Paris antreten, erstehen ihm unter den alten Parlamentariern, wie unter den Feinden der neuen Ordnung ungezählte Nothhelfer, die ihm — Tag für Tag, oft an die hundert — Zuschriften nicht blos mit Äusserungen der Zustimmung, sondern auch mit werthvollen Mittheilungen über die Pläne und Persönlichkeiten seiner Gegner in's Haus schicken. Der vielbelächelte, dilettantische Bühnendichter wächst über Nacht zu einem Autor heran, dessen Streitschriften von den Kennern sofort mit Pascal's Provinciales verglichen werden; gutgläubige Philister feiern den vorher so gründlich verachteten Lebemann sogar als Muster-Bürger von plutarchischer Seelengrösse. Und diese merkwürdige Wandlung der öffentlichen Meinung und Stimmung vollzieht sich in einem Zeitraum von kaum sechs Monaten: ja, für die Wissenden besteht schon nach der Veröffentlichung des ersten Mémoires kein Zweifel darüber, welch wunderbares Talent hier unbewusst in den Dienst einer grossen Sache getreten ist.

III. Die Mémoires im Process Goezmann.

> Er war ein toller Christ und Sie müssen seine Memoiren lesen. Processe waren sein Element, worin es ihm erst eigentlich wohl wurde. Es existiren noch Reden aus einem seiner Processe, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und Verwegensten gehören, was je in dieser Art verhandelt worden.
>
> *Goethe:* Gespräche mit Eckermann.

Nach dem ersten Verhör vom 27. Juli durfte Beaumarchais noch erwarten, dass die Criminal-Untersuchung eingestellt werden würde. Le Jay, der in der zweiten Juliwoche in die Conciergerie abgeführt worden war, wurde Anfangs August wieder in Freiheit gesetzt, und Niemand unter Maupeou's Freunden und Feinden begriff, wesshalb der Kanzler diese Händel nicht kurzweg durch ein Machtwort des Königs niederschlagen liess[1]. Nach seiner zweiten Vernehmung am 21. August musste Beaumarchais diese langgehegte Hoffnung aufgeben: die Vorladungen alter und neuer Zeugen nahmen kein Ende: seine Confrontation mit den Angeklagten wurde auf die zweite Septemberwoche angesetzt: seine Gesuche, drei Räthe, Nicolai, Gin, Nau de St. Marc, als Parteigänger Goezmanns recusiren zu dürfen u. a. m., wurden von dem Parlamente so schlecht aufgenommen[2], dass er die Überzeugung gewinnen musste, er könne aus diesem Process, wenn

überhaupt, nur mit Hilfe der öffentlichen Meinung unangefochten hervorgehen. Nach einem Zuwarten von drei Monaten überraschte er Richter und Laien mit einer Denkschrift [1], deren Titelblatt am besten einer der tiefsten Sätze des römischen Rechtes schmücken würde: *Coactus volui*: denn so lange er vorher gezaudert hat, jetzt, dem unwiderstehlichen Zwang gegenüber, bethätigt er eine Willenskraft, wie sie, wenigstens nach seinen eigenen Worten, keiner verächtlichen Seele innewohnt [2].

Im weltmännischen Plauderton setzt er ein: so frei über den Dingen stehend, seinen Stoff so sicher beherrschend und kunstreich meisternd, als gelte es die launige Erzählung einer von allerlei Fährlichkeiten begleiteten Fuchsjagd, nicht aber einen Handel, in dem es um Ehre und Leben geht.

»Während sich das Publikum von einem Process unterhält, der im Ganzen, wie in seinen Einzelnheiten so viel Aufsehen erregt: während feile Zeitungsschreiber diese Sache in aller erdenklichen Weise entstellen: während böse Zungen mir die absonderlichsten Verleumdungen nachsagen und nur in der Wahl ihrer Niederträchtigkeiten in Widerspruch mit einander gerathen: während endlich die rechtschaffenen Leute bestürzt über die Menge der Übel seufzen, welche gleichzeitig über einen Menschen hereinbrechen können: — wollen wir die Müssigen schwatzen lassen, die Schmähschriften verachten, die Boshaften beklagen, den Redlichen danken und den Richtern diese Denkschrift überreichen als öffentliche Huldigung meiner Achtung vor ihrer Einsicht, meines Vertrauens in ihre Makellosigkeit. Wenn es ein Unglück ist, in einen Process verwickelt zu werden, dessen denkbar günstigster Ausgang darin besteht, dass uns kein Leid widerfährt: dann ist es zum mindesten ein Vortheil, seine Handlungen vor einem Gerichtshof zu rechtfertigen, der sich begierig Ansehen verschaffen will bei der Nation, welche mit offenen Augen seinem Urtheil entgegensieht; vor Richtern, die zu edelmüthig sind, um Partei zu nehmen wider einen Bürger, weil sein Gegner ihr College ist; und die eine zu hohe Meinung von ihrer Würde haben, als dass sie einen Privathandel, den sie zu entscheiden haben, mit jenen grossen Kämpfen verwechseln möchten, in welchen die gesammte Magistratur ihre Rechte zu behaupten und ihre Ehre zu rächen hat [3].

Die Frage, welche heute die Vollversammlung der Rathskammern beschäftigt, geht dahin: ob die Nothwendigkeit, an die Umgebung eines Richters *Geld zu vertheilen, um sich eine unerlässliche Audienz zu verschaffen,* ein Fall sträflicher Bestechung oder nur ein bemitleidenswerthes Unglück sei?«

Damit war allerdings die heikelste Frage berührt: Beaumarchais hat vor seinen Erlebnissen im Hause Goezmann nicht entfernt daran gedacht, seinen Referenten zu bestechen; nur die Hartnäckigkeit, mit welcher ihm der Zutritt beim Parlamentsrath verwehrt wurde, hat ihn darauf gebracht, Erkundigungen über ihn einzuziehen, und erst bei diesem Anlass hat er gehört, dass Frau Goezmann wiederholt im Laden Le Jay's geäussert haben soll: »der Gehalt ihres Mannes sei zu gering, um standesmässig leben zu können; sie wisse, dass die Leute vom alten Parlament Nebeneinkünfte gehabt und auch sie würde die Kunst verstehen, ein Huhn zu rupfen, ohne dass es schreie«[1]. Aber so sicher es ist, dass er sich nicht aus eigenem Antrieb zu seinem Geldopfer verstand, ebenso sicher scheint uns, dass die 100 Louis und die diamantenbesetzte Uhr nicht nur dazu vermeint waren, Zutritt in das Haus des Richters, sondern ein günstiges Urtheil zu erhalten; weshalb wären sonst die ersten 100 Louis überhaupt zurückgestellt worden? Die Audienz war ja ertheilt und der — angebliche — Preis für dieselbe zum Voraus bedungen und bezahlt worden. Dass die Form dabei einigermaßen gewahrt werden musste, dass man den Kaufpreis des Urtheils dem Richter nicht geradezu in die Hand drückte, sondern unter mehr oder weniger schicklichen Vorwänden Mittelspersonen an seine Frau schickte, das begriff der letzte Mann aus dem Volke so gut und rasch, wie der König und Kanzler. So unermüdlich Beaumarchais auch immer wiederholt und durch die Aussagen von Angeklagten und Zeugen zu erhärten versucht, es habe sich schlechterdings nur um die Vermittlung von Audienzen gehandelt: er täuschte Niemanden. Auch auf ihn traf Basilio's Wort zu: *Qui trompe-t-on ici? tout le monde est dans le secret.* Aber das verschlug

weiter nichts: alle Welt war im Geheimniss und trotzdem oder ebendarum durfte er auf die Sympathieen aller Mitwisser seines Geheimnisses zählen: denn die strengsten Moralisten mussten ihm Recht geben, wenn er meinte: »die Justiz muss das Auge vor Allem auf die Hand, die nimmt, nicht auf die Hand, die gibt, offen haben: nicht aus freiem Willen, sondern aus unausweichlicher Nothwendigkeit wagt man — nicht unnahbaren — vielmehr nur verdächtigen, ihre Habsucht kaum verbergenden Richtern mit Anerbietungen der Art zu kommen«. Und deshalb liess man es sich gern gefallen, dass er seinen eigenen, nicht sehr sauberen Rechtshandel zum Ehrenhandel der Nation hinaufsteigerte; die Wissenden verehrten in ihm niemals einen tadellosen Charakter, der ein Opfer der Rachsucht und Tyrannei geworden, wie La Chalotais oder La Bourdonnaie: aber dazumal wie heute hiess man ihn als Gelegenheitsredner willkommen, der die Schelmenmoral »auf einen Spitzbuben anderthalbe« voll Witz und Talent übte. Dabei folgte er dem Zug seiner angeborenen, rednerischen und theatralischen Begabung, sich die Leser immer als Hörer und Zuschauer zu vergegenwärtigen: er schrieb und wirkte, auch in den Mémoires, mit der Technik des Dramatikers.

Den eigentlichen Thatbestand setzt er mit nervöser Energie auseinander; sein erfinderischer Geist weiss diese Exposition mit Eins humoristisch zu beleben: in der trockenen Vorgeschichte seines Processes überrascht er uns durch die putzige, ziffermässige Aufzählung von 22 Gängen, die er machen musste, um nur einmal Einlass bei Goezmann zu erhalten [1]. Und unversehens rückt er an die Stelle der Haupthandlung, in diesem Falle der Selbstvertheidigung, satirische Zwischenspiele und ruhig raisonnirende Bemerkungen im Stil des aristophanischen Chorus. In der Schule Voltaire's hat er es gelernt, den Einzelnfall zu verallgemeinern: auch in der Klarheit der Darstellung verleugnet er diesen Meister nicht; entschieden überlegen ist er ihm aber in der Gabe, uns komische Gestalten leibhaftig vor

Augen zu stellen. Die Episoden, in welchen Baculard d'Arnaud und Marin als boshafte Schelme eingeführt werden, lassen wohl noch nicht ahnen, zu welch unvergleichlichen Grotesken sie in diesem Gerichtsdrama späterhin emporwachsen werden: aber in Reden und Behaben sind sie schon in diesem Flugblatt so kräftig gefasst, so richtig verfestigt, dass man ihresgleichen vergebens in den parodistischen Zerrbildern des »Candide« suchen wird. Selbst als Epigrammatiker überragt er mitunter Voltaire: nicht weil er grösser, sondern weil er auf seinen Schultern steht. Und die neue Tonart, welche Rousseau in der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten zuerst zur Geltung gebracht, beherrscht Beaumarchais so sicher, wie der Autor des Briefes an den Erzbischof von Paris. Ein kühner, moderner Zug durchwaltet vom ersten bis zum letzten Blatt die Beredsamkeit der Mémoires: — wie eine Vorahnung der ungeheuren Macht, welche das freie Wort in unserem Staatsleben errungen hat, musste es schon die ersten Leser dieser Streitschriften überkommen. Und selbst heute, mehr als hundertundzehn Jahre nach dem Erscheinen dieser Blätter, wissen wir nicht gar viel Kammer- oder Gerichtsreden zu nennen, welche mit gleicher Sprachgewalt Pathos und Ironie, leidenschaftliche Zornesausbrüche und witzige Invectiven zum Ausdruck gebracht haben. Auch führt er das Wort weit weniger zu seiner Vertheidigung, denn als Ankläger: »die Magistrate machen nicht der Schwachheit, nur der bösen Absicht den Process«, meint er wiederholt. Und solche Behauptungen geben ihm Anlass oder Vorwand, den Verdacht von Bestechungs-Praktiken kurzweg auf Goezmann zu überwälzen: so vornehmlich in seinen Schluss-Betrachtungen[1]:

»Ist in all dem, was man bisher gelesen, auch nur die geringste Spur verbrecherischer Bestechung eines Richters nachzuweisen? Tausend Gründe hielten den Gedanken von mir ferne, dem Parlamente durch eine derartige Beleidigung eines seiner Mitglieder zu nahe zu treten; denn — hier beginnt er in seiner alten Weise zu artikuliren — 1) galt ihm

gleich allen Rechtskundigen seine Sache für so gut, dass jeder Zweifel an dem Sieg derselben ihm als Beschimpfung seiner Richter erschienen wäre, 2) war er der Meinung, dass ein untadeliger Richter sich nicht durch Geld gewinnen lässt und dass man ihn von vornherein für feil und ungerecht erklärt, wenn man ihm dergleichen anbietet, 3) lag bereits eine Entscheidung zu seinen Gunsten vor, 4) wie könne man ihm zumuthen, dass er die Stimme Goezmanns mit lumpigen 50 (?) Louis kaufen wollte; der Verleumdung des Richters entspräche hier die demüthigendste Erniedrigung des Richters. Hätte ich die sträfliche Absicht gehabt, meinen Referenten zu bestechen in einem Process, dessen Verlust mich mindestens 50,000 (?) Thaler kostet, so wäre es das Einfachste gewesen, nicht erst meine Freunde mit Bitten und Gängen zu bemühen, sondern kurzweg Goezmann wissen zu lassen: bei dem und dem Notar erliegen 500 oder 1000 Louis unbedingt zu Ihrer Verfügung,*) sofern Sie meinem Klagebegehren stattgeben, denn männiglich ist bekannt, dass Machenschaften der Art durch ein ausgiebiges klingendes Angebot in's Werk gesetzt werden. Der Bestechende will nur Eine Sache: er braucht dazu nur Einen Augenblick, er spricht nur Ein Wort und wird entweder zum Fenster hinausgeworfen oder mit seinem Antrag zu Gnaden aufgenommen«.

Man vergleiche damit seine Haltung: seine unablässigen Bitten um Gehör; sein Zögern in den Geldgaben; sein Benehmen nach der ersten Audienz u. s. w.

»Aber — wird man einwenden — 100 Louis: dass heisst doch eine Audienz theuer bezahlen«. »Gewiss! das ist mehr als theuer, und mein Einspruch, sowie das Vorgehen meiner Schwester beweisen deutlich, dass wir genau so gedacht haben, wie der Leser. Aber bedenken Sie gefälligst, dass 50 Louis nicht ausreichten, mir die erste zu verschaffen und dass ein Kleinod im Werth von 1000 Thalern mit einer Zugabe von 15 Louis mir zu keiner zweiten verhelfen konnten, und dann werden Sie mir wohl beipflichten, dass das, was Ihnen heute zu theuer erkauft erscheint, damals nicht für zulänglich gehalten wurde. Wer wollte, wenn er in der Wüste dem Verdursten nahe, ein Glas Wasser nicht mit 100,000 Dukaten bezahlen?« »Aber bei Ihren, wenn auch nur zögernd gebrachten Geldopfern ist es höchst wahrscheinlich, dass Ihre Bitten um Audienzen nur ein Vorwand waren, unter welchem Sie die Absicht versteckten, ihren Richter zu bestechen . .?«

*) Die ganze Streitsumme betrug ja nicht mehr als 1500 Louis!

»Allerdings: *sehr wahrscheinlich!* Und glaube nur Keiner, dass ich hier müssige Einwendungen ersinne, mit deren Beantwortung ich mir die Zeit vertreibe; *dieselben wurden mir sammt und sonders beim Verhör gemacht.* Es ist höchst wahrscheinlich, gewiss! Nur handelt es sich hier glücklicherweise nicht darum, auf Wahrscheinlichkeiten hin schuldig zu sprechen, sondern durch schlüssige Beweise zu entscheiden, ob ich schuldig bin oder nicht. *Was würde Herr Goezmann von mir halten,* wenn ich den Felsblock, mit dem er mich zermalmen will, auf ihn zurückwälzen und sagen würde: *da Madame Goezmann die Audienz ihres Mannes verkauft hat, ist es sehr wahrscheinlich, dass er zur Hälfte bei dem Geschäfte mit betheiligt war.* Die Unmöglichkeit, Einlass bei ihm zu finden, ehe die Silberlinge gezahlt waren und die genaue Einhaltung des von dem Mittelsmanne Madame's angekündigten Zeitpunktes würden dieser Vermuthung viel Gewicht geben. Wenn ich weiter sagen wollte: wer mit der rechten Hand nimmt, darf füglich im Verdacht stehen, es mit der Linken nicht säuberlicher zu halten; es ist deshalb *höchst wahrscheinlich,* dass nach der Annahme meiner (durch Le Jay übermittelten) 115 Louis mein Gebot von anderer Seite überboten wurde: aus dieser Voraussetzung würde sich trotz der Verheissung von Madame die Unmöglichkeit einer zweiten Audienz und das verspätete Anerbieten ergeben, dem minder Freigebigen sein Geld zurückzustellen, weil man in Angelegenheiten der Art nicht Alles behalten kann, ohne dass der Eine der beiden Zahler Lärm macht. Wenn ich unter demselben Gesichtspunkt die formalen Einwendungen Goezmann's gegen die Giltigkeit des Rechnungsabschlusses zusammenhalte mit seinem heissen Bemühen, nach der Urtheilsschöpfung glauben zu machen: er allein habe durch sein Referat die Stimmen der Andern widerstandslos mit sich fortgerissen; wenn ich vor Einleitung des Processes seiner Vorsicht gedenke, sich eine Erklärung von Le Jay ausstellen zu lassen und zu alledem noch den Brief des Herrn Arnaud, die Sendungen des Herrn Marin hinzunehmen, und angesichts all dieser Umstände behaupten wollte: es ist *sehr wahrscheinlich* etc. etc.; würden Sie mir nicht in die Rede fallen mit den Worten: dass in einer so ernsten Sache nicht Wahrscheinlichkeiten, sondern nur erwiesene Wahrheiten in Betracht kommen?«

Meister Adam im »zerbrochenen Krug« büsst den Missbrauch seiner Amtsgewalt in der Gerichtsscene nicht härter, als Meister Goezmann schon bei dieser ersten öffentlichen Begegnung mit »einem Dämon von Angeklagten«: denn was Beaumarchais nach den früheren, unzweideutigen

Redewendungen etwa noch zu sagen übrig blieb, das versparte er mit seinem wohlgeübten Verständniss für den Effekt auf die Schlussworte seines Mémoire's. Wollte man ihn verurtheilen, so würde dieser Schuldspruch jedem habgierigen, bestechlichen Richter für alle Zukunft geradezu als Waffe dienen. Mit diesem Urtheil in der Hand könnte er vor jede Processpartei hintreten mit der Drohung: »Zahle 100 Louis, wenn Du willst, dass ich Dir Gehör schenke; wenn Du aber gezahlt hast, dann lies, gleichviel ob ich Dir Audienzen gewähre oder nicht, dieses Erkenntniss und zittere davor, Dir auch nur ein Wörtchen entschlüpfen zu lassen«.

Der Erfolg dieses ersten Mémoire's war ein durchschlagender: binnen acht Tagen musste eine zweite Auflage veranstaltet werden, die ebenso rasch vergriffen war, wie die erste: Niemand verstand, dass ein für Goezmann so diffamirendes Blatt frei umlaufen durfte*): der überlegene Hohn, mit welchem eine scheinbar nur aus Minutien zusammengesetzte Geschichte vorgetragen wurde, jede noch so versteckte Anzüglichkeit, alle ernsten und heiteren Betrachtungen wurden mit Begier aufgegriffen: denn als Hauptverdienst Beaumarchais' hob der ehrliche Buchhändler Hardy gleich von Anfang an treffend hervor: er verstehe die Kunst, von aller Welt gelesen zu werden'. Die Spannung wurde noch dadurch erhöht, dass Niemand den weiteren Verlauf der Dinge voraussehen konnte: die Einen meinten mit Hardy, dass dieser Process juristisch überhaupt nicht zu schlichten sei; die Meisten hielten auch Goezmann

*) So unglaublich es scheint: Maupeou selbst war, vielleicht aus Hass gegen Aiguillon, Beaumarchais freundlich gesinnt: nur aus dieser wohlwollenden Haltung des Kanzlers ist es zu erklären, dass Beaumarchais nicht verhaftet und sein Mémoire nicht mit Beschlag belegt wurde. Vgl. Arneth, Beaumarchais und Sonnenfels, S. 56. In der Depesche Mercy's an Kaunitz vom 11. November 1774 heisst es wörtlich: Sartines habe erklärt: »es wäre der Kanzler (Maupeou) ein *beständiger Gönner* Beaumarchais' gewesen«. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

schon jetzt für dermaßen compromittirt, dass das Gerücht Glauben fand: er würde seine Stelle im Parlament aufgeben und als Consul nach Smyrna gehen[1]. Die Zweifel wurden rasch gelöst: trotz der Gerichtsferien wurde die Untersuchung vor der *chambre des vacations* fortgesetzt und auch ausserhalb der Gerichtsstube treten Madame Goezmann, Baculard d'Arnaud und Marin ihrem Widerpart entgegen[2]. Jeder Eine wäre den Mémoires dieser Edlen gewachsen gewesen: Beaumarchais aber behandelte ihre Schmähschriften geradezu als Schleifstein seines Witzes. Baculard d'Arnaud suchte vergebens seine niedrigen Gesinnungen hinter salbungsvoller Gleissnerei zu verbergen; Marin übte umsonst sein altes Handwerk der Achselträgerei und Verleumdung, und Madame Goezmann war sehr übel berathen, als sie ihre Antworten von ihrem Gatten aufsetzen liess. Beaumarchais nahm die Herren Mann für Mann vor, wie sie's verdienten: Goezmann, der schwerfällige Elsässer Pedant, wurde trotz oder richtiger wegen seiner gelehrten Prahlereien in Beaumarchais' Charakterbild unversehens ein Doppelgänger von Molière's schuftigem Trissotin; »ein Nadelstich genügte, um diesen aufgeblasenen Ballon zum Platzen zu bringen«. Marin wurde in seiner Erbärmlichkeit, Heuchelei und Gemeinschädlichkeit so allgemeiner Verachtung und zugleich so unauslöschlichem Gelächter preisgegeben, dass seine amtliche und gesellschaftliche Stellung in Paris unhaltbar wurde. Der Duckmäuser Baculard verlor den Rest von Ansehen, wenn er dergleichen nach Voltaire's Sarkasmen überhaupt noch zu verlieren hatte, uhd bemerkenswerth bleibt, dass nicht blos schadenfrohen Weltkindern, sondern maßvollen Leuten das Geschick dieser Gesinnungs- und Leidensgefährten nur als wohlverdienter Lohn ihrer Thaten erschien: »Niemand erbarmte sich ihrer«, meint Laharpe[3], »als sie von Beaumarchais geschunden wurden: hatten sie ihm doch mit gezücktem Dolch aufgelauert«. Die Behauptung ist mehr als blosse Redefigur: sachlich bieten ihre Streitschriften —

von ihren unfreiwilligen Selbstporträts abgesehen — wenig Ausbeute; sie ergehen sich am häufigsten in Schmähungen, die ihnen Beaumarchais hundertfach heimgibt: denn er löst jeden plumpen Nickelgroschen mit zierlich geprägtem Edelmetall ein. Nebenher gefallen sie sich aber auch in den nichtswürdigsten Angebereien; das mag man bei Goezmann und Marin noch begreiflich finden, denn die Beiden fühlten, dass sie um ihr Amt und ihre Existenz kämpften. Mit welchem Recht aber stiess auch Baculard d'Arnaud in ihr Horn? Dieser Autor ohne Talent und Charakter würde nach den Enthüllungen in Beaumarchais' erstem Mémoire am besten geschwiegen haben: statt sich zu dieser bescheidenen Sühne seines thörichten und überflüssigen Schurkenstreiches zu verstehen, vermisst er sich, den Sittenrichter zu spielen:

»Ausschliesslich meiner Liebhaberei für die Litteratur hingegeben, stets bemüht, mich den Blicken der Gesellschaft zu entziehen etc., überlasse ich die Qual des gemeinen Ränkespiels den Eintagsmenschen, die sich überall als Wegelagerer aufthun, dem Glück *per famam et populum* nachjagen; die abgehärtet gegen Schmach und Skandal alles in Bewegung setzen, um berüchtigt, das Gegentheil von berühmt zu werden, deren zügellose Unverschämtheit alles wagt und übertrotzt; und die unangreifbar bleiben, weil ihre Frechheit durch Spott und Beleidigung nicht zu verwunden ist; die mit einem Wort am Gipfel ihrer Wünsche angelangt sind, wenn sie, gleichviel um welchen Preis, es dahin gebracht haben, eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen« etc[1].

Auch die andern Gegner Beaumarchais' nehmen denselben Ton der gekränkten Unschuld gegen das triumphirende Laster an; nichts begreiflicher, als dass ihre Mémoires in der Gesellschaft den stärksten Beweis gegen sie machten: denn von diesen Naturselbstdrucken stechen Beaumarchais' Zerrbilder durch die Grazie ihrer Formgebung ab. Wohl durfte er jubeln, dass sein Geschick ihm solche Widersacher beschieden: mit jeder neuen ihrer »tausend und ein« Streitschriften erhöht sich das Bewusstsein seiner genialen Überlegenheit: man fühlt, wie ihm von einem Mémoire

zum anderen Muth und Kraft wachsen, und nirgends mehr, als in den ohnmächtigen Wuthausbrüchen und selbstgefälligen Tugendphrasen der Goezmann, Marin, Baculard und Bertrand, offenbart sich Beaumarchais' Erfolg beim Lesepublikum: denn inmitten aller Verwünschungen verstehen sich seine Gegner zu dem Zugeständniss der ungemessenen Volksgunst, welche die Mémoires errungen[1]. Sein Ton wird zusehends freier, siegesgewisser; was auch kommen mag: Eines weiss er bestimmt: alle guten Geister Frankreichs sind mit ihm; seine Angeber und Verleumder gehen nicht ungestraft aus diesen Händeln hervor, sie sind gerichtet von der öffentlichen Meinung des Landes und Europa's. *Encore un ennemi, encore quelques mémoires et je suis blanc comme la neige!* ruft er einmal jauchzend aus[2]. Er hat endlich sich selbst und das Geheimniss seiner advokatischen Begabung entdeckt. Die von ihm und allen Andern ungeahnte Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit seines Talentes erfüllt ihn mit übermüthiger Schaffenslust: er ist immer und gegen Jedermann mit Abfertigungen zur Stelle: die volle Frische eines starken, unverbrauchten Naturells entfaltet sich in einer Mustersammlung von ironischen und pathetischen Plaidoyers: selbst seine Unfähigkeit, Werke langsam ausreifen zu lassen, kommt ihm bei diesen Leistungen, die aus dem Stegreif gefordert und geboten werden, zu gute: ja, wir finden in den Mémoires sogar, was wir in dem sonstigen literarischen Wirken Beaumarchais' vergebens suchen: eine stetige Entwicklung in aufsteigender Linie.

Seine wiederholten Bitten um Einstellung des Strafprocesses waren neuerdings abgewiesen worden: Grund genug für ihn, »als Kämpe der öffentlichen Meinung«[3] sich abermals an die Richter und mehr noch als an diese, an »die Richterin aller Richter«[4], die Nation, zu wenden. In einem *Supplément au mémoire* etc.[5] kehrt er sich ausschliesslich Herrn und Frau Goezmann zu: gegen Jenen mit lei-

denschaftlicher Entrüstung, gegen Diese durch die Darstellung ihrer gerichtlichen Confrontationen, in der Form unübertrefflicher Komödienscenen:

»Bevor ich meine Begegnung mit Madame Goezmann schildere, ist es angemessen, ein Wort von ihrer Vertheidigungs-Methode zu sagen, der denkbar besten, wenn sie ebenso erfolgreich als bequem wäre. Sowie ihr ein Zeuge unter die Augen kam, wies ihn Madame Goezmann als verwerflich zurück und überhäufte ihn mit Schmähungen, noch ehe er den Mund aufgethan: erst hernach liess sie ihn zu Worte kommen. So hielt sie es mit dem Wächter Santerre, weil dieser ihrer Behauptung zufolge der *»infamen Clique«* angehöre, welche ihren wie den Ruf des tugendhaftesten Beamten beflecken wolle; nicht besser erging es dem Advokaten Falconnet; kurz soviel ihrer auch waren, Alle verliessen die Amtsstube mit dem Ausruf: »welch eine Frau! Beaumarchais kann von Glück sagen, wenn er nichts Schlimmeres abbekommt, als Ohrfeigen«. Nur eine einzige Persönlichkeit flösste Madame Goezmann Schrecken ein: so hochfahrend sie mit den Männern gewesen, so demüthig war sie mit Frau Le Jay, und dieser Unterschied ist um so bemerkenswerther, als diese Zeugin sie in ihren Aussagen ausdrücklich bezichtigt hatte, 100 Louis für ein Verhör gefordert und 15 andere verlangt und behalten, ferner den Buchhändler in ihrer Gegenwart aufgefordert zu haben, alles abzuleugnen, was sich zwischen ihnen zugetragen. Frau Le Jay hatte ferner bekräftigt, dass Madame Goezmann sich erboten habe, den Buchhändler in's Ausland zu schicken, während sie die Sache in Paris beilegen wolle; auch das Wort der Goezmann: sie verstehe es, Hühnchen zu rupfen, ohne sie zum Schreien zu bringen, bezeugte die Le Jay: ebenso, in Betreff der 15 Louis von der Parlamentsräthin gehört zu haben: sie werde dieselben nun und nimmer zurückgeben, sie bedauere nur, dass sie nicht auch die 100 Louis und die Uhr behalten habe: es wäre heute nicht mehr, noch weniger. Da sie aber Le Jay nicht zu bewegen vermochte, einen falschen Eid abzulegen, habe sie endlich gemeint, es gäbe ein Mittel gegen dieses Vorurtheil; sie wollten vor Gericht keck leugnen, dann aber am nächsten Tag eine Messe für den heiligen Geist lesen lassen. Eine so belastende Zeugenschaft wäre wohl der üblichen Verwerfung, Ablehnung und Schmähung würdig gewesen; statt dessen *erröthet* Madame Goezmann, *schweigt, sinnt* lange Zeit vor sich hin, lässt sich die Aussage nochmals vorlesen, *erröthet* von Neuem, geräth in Verwirrung, *verlangt ein Glas Wasser* und *sagt endlich zitternd:* »Madame, wir sind hier,

um die Wahrheit zu bekennen: sagen Sie, ob ich mich jemals in Ihrem Laden unziemlich benommen und mit den Leuten geschäkert habe, die während meiner Besuche zur Stelle waren?« »Nein, Madame, auch hab' ich von alledem nicht ein Sterbenswörtchen zu Protokoll gegeben«. »Sagen Sie weiter, Madame, ob ich jemals mit Herrn Le Jay allein in sein Zimmer hinaufgestiegen und daselbst eingesperrt geblieben bin, so dass ich durch mein Benehmen Anlass zu Nachreden und Sticheleien gegeben habe?« »Du lieber Gott, Madame! Ihre curiosen Fragen bringen mich in nicht geringe Verlegenheit; hat denn all das mit unserer Angelegenheit das Mindeste zu schaffen? Hier handelt es sich um die 100 Louis, die Sie erhalten und die 15 Louis, die Sie noch in Händen haben, nicht aber um Ihre Tête-à-têtes mit meinem Mann, denen Niemand nachfragt«. »Madame, ich erkläre vor aller Welt, dass ich die 100 Louis und die Uhr zurückgestellt habe. Die 15 Louis gehen Niemanden weiter an: das ist eine Privatangelegenheit zwischen Herrn Le Jay und mir«. Und diese erstaunliche Erklärung wurde — allerdings nicht in so energisch geführtem, theatralisch zugespitztem Dialog — in den Acten verbucht. Beachten Sie wohl, fährt Beaumarchais fort, dass die Angeklagte der Zeugin gegenüber das Factum mit den 15 Louis nicht bestreitet, dass sie vielmehr sorgfältig alles vermeidet, was zu Erörterungen in dieser Beziehung führen könnte. Nicht ein Wort des Einspruches, nicht eine Zusatz-Bemerkung bringt sie vor. Nur verstohlene Thränen lassen vermuthen, dass die Zeugenschaft, welche sie über ihr Verhältniss zu dem Buchhändler anruft, ihr von Bedeutung für häusliche Zwistigkeiten erscheint, von welchen sie dem Gerichtshof keine fernere Rechenschaft zu geben gedenkt«[1].

Die ganze Scene verräth den Lustspieldichter,

qui trois fois avec gloire
mit le mémoire en drame et le drame en mémoire.[1]

Selbst die Bühnenanweisungen im Diderot'schen Stil sind nicht vergessen. Als wirksamste Contrastfigur tritt der Angeklagten vor Allem Madame Le Jay gegenüber: eine Plebejerin — die Processakten sprechen immer nur von einer *femme* Le Jay — welche mit ihrer derben Wahrhaftigkeit Madame Julie Jamart, wenigstens bei Beaumarchais, vollständig schlägt: das genügt für die Leser, welchen der Auftritt so glaubhaft erscheint, dass in ihnen das Bedenken gar nicht aufsteigt, ob er sich auch

in Wirklichkeit genau so abgespielt hat. Das war nun freilich nicht der Fall[1]; aber Beaumarchais' Zweck war erreicht: er wollte Madame Goezmann mit ihrer raschen Zunge, ihrem Kindskopf, ihrem fahrigen Wesen schildern, bevor er ihr in Person gegenübertrat. Da er jedoch bei dieser Gelegenheit die schwersten sachlichen Beschuldigungen und mehr als das: offenbare Anstössigkeiten zur Sprache bringen wird, versäumt er es nicht, die Sympathieen seiner weiblichen Leser vorher und nachher durch eine Verherrlichung der Frauenwelt zu gewinnen[2]. Je galanter er gegen das schwache Geschlecht im Allgemeinen ist, desto rücksichtsloser kann er gegen Madame Goezmann im Besonderen sein, oder vielmehr gegen Monsieur Goezmann: denn mit zu den glücklichsten Eingebungen seines Kriegsplans gehört es, die volle Gehässigkeit des Processes ausschliesslich dem »Oger« von Mann aufzulasten, der aus Feigheit seine Frau in Händel verstrickte, die er und er allein hätte auf sich nehmen müssen.

»Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel Mühe Madame Goezmann und ich hatten, einander zu begegnen: sei es, weil sie wirklich so oft unpässlich war, wie sie das dem Untersuchungsrichter melden liess, sei es, weil sie besonderer Vorbereitungen bedurfte, um einen so gefährlichen Zusammenstoss zu bestehen. Endlich traten wir einander Aug' in Aug' gegenüber. Unter den herkömmlichen Förmlichkeiten erscheint auch die Frage: »ob wir einander kennen?« »Das gewiss nicht«, antwortet Madame, »ich kenne ihn nicht und wünsche ihn auch nicht zu kennen«: eine Äusserung, die zu Papier gebracht wurde. »Ich habe ebensowenig die Ehre, Madame zu kennen: bei ihrem Anblick kann ich mich jedoch nicht enthalten, einen dem ihrigen gerade entgegengesetzten Wunsch zu hegen« — lautete meine Entgegnung, die gleichfalls protokollirt wurde«. In dem Tone ging es in zwei auf einander folgenden Sitzungen, beiläufig 8 Stunden lang, fort; Madame setzt wiederholt in »übermässig maskuliner« Weise ein und Beaumarchais hänselt sie auf das ritterlichste. »So lange Madame ihre Einreden zu meinem Verhörsprotokolle vorbrachte, blieb es bei solchen Plänkeleien — (denn zur Belehrung Derjenigen, welche so glücklich sind, noch nicht von Herrn Goezmann auf Grund von Audienzen denuncirt worden zu sein, die man seiner Frau bezahlt hat, sei be-

merkt, dass, wenn zwei Angeklagte confrontirt werden, Derjenige, dessen Aussage verlesen wird, nicht das Recht hat, Fragen zu stellen; er darf nur erwiedern und Vorbehalte ankündigen: aber er nimmt Revanche, wenn die Aussagen seines Mit-Angeklagten zur Verlesung gelangen: die Folge davon ist, dass wenn ein Angeklagter alle aktiven und passiven Confrontationen durchgemacht hat, er den Process beinahe ebenso gut kennt, wie Diejenigen, welche ihn zu entscheiden haben«)[1].

Als nun Beaumarchais endlich seinerseits nach der Vorlesung sämmtlicher Verhörs- und Zusatz-Protokolle von Madame Goezmann zu Worte kam, vermochte er, angesichts »dieses Meisterwerkes von Widersprüchen, Gemeinheiten und Ungeschicklichkeiten« einen Ausruf des Erstaunens nicht zu unterdrücken.

»Was soll das bedeuten?« ruft Madame entrüstet. »Das bedeutet, dass Sie eine sehr liebenswürdige Frau sind, die nur jedes Gedächtnisses bar ist, was ich Ihnen morgen früh zu beweisen gedenke«. »Schändlicher Mensch!« lautete die Antwort, »Sie verschieben Ihre Antwort offenbar nur, um Zeit zu gewinnen, Ihre Bosheiten besser vorzubereiten: aber ich erkläre Ihnen, Nichtswürdiger, dass wenn Sie Ihre Einwendungen nicht sogleich vorbringen, man Sie morgen früh nicht mehr damit hören darf«. Ebenso überrascht von dieser trotzigen Herausforderung, wie von dem bramarbasirenden Ton Madames erwiedere ich: »Woher wissen Sie denn, Madame, dass ich ein so abscheulicher Mensch bin?« »Ich weiss es, von wo ich es weiss. Es ist mir gesagt worden«. »Vielleicht von Herrn La Blache?« »Von aller Welt: noch im letzten Winter: auf dem Opernball«. »Dann muss herzlich schlechte Gesellschaft dort gewesen sein, Madame; bei Ihrem Anblick fühle ich, dass es tausend angenehmere Dinge zu sagen gab: denn Sie werden zugeben, dass Sie nicht gerade die hübschesten Ballgespräche führten. Wie dem aber auch sei: da Sie heute durchaus noch Einwendungen hören wollen, frage ich Sie, ohne jedes weitere Nachdenken, weshalb Sie in all Ihren Verhören angeben, 30 Jahre alt zu sein[2], während Ihr Gesicht im Widerspruch damit höchstens auf 18 weist?«

Nach diesen Worten will sich Beaumarchais mit einem tiefen Knix verabschieden: die einfältige, eitle Frau aber langt rasch nach Fächer und Mantille und bittet ihn geschmeichelt, ihr den Arm zu reichen, um sie bis zum

Wagen zu begleiten. Beaumarchais versteht sich auch zu dem geheischten Ritterdienst, und erst der Gerichtsschreiber Frémin muss die Beiden darauf aufmerksam machen, dass die Galanterie in diesem Augenblick und an diesem Ort nicht ganz angemessen sei. Beaumarchais macht eine zweite Reverenz und meint: »Nun denn, Madame, bin ich wirklich ein so schändlicher Mensch, wie man Ihnen hat weismachen wollen?« »Hm — zum Mindesten sind Sie doch recht boshaft«. »Ach, Madame, überlassen Sie die argen Schmähreden lieber uns Männern: sie entstellen immer einen hübschen Frauenmund«. Auch dieses Compliment wurde mit gnädigem Lächeln aufgenommen[1], und Beaumarchais braucht nicht erst zu versichern, dass selbst die ernsthaften Gerichtspersonen bei solchen und ähnlichen Einfällen in helles Gelächter ausbrechen mussten[2]. Nach diesem Stücklein darf man aber auch Madame Goezmann Glauben schenken, wenn sie erzählt: Beaumarchais habe in Gegenwart des Untersuchungsrichters die Sache so weit getrieben, ihr den Antrag zu machen: sie möge sich auf seine Seite schlagen; sie würde, wenn sie sich mit ihm (Beaumarchais) verständigen wollte, von ihrem Mann (der gleich zu Beginn des Processes einen Haftbrief für seine Frau ausfertigen, doch nicht vollstrecken liess) nicht in ein Kloster eingesperrt werden. Herr Goezmann sei ja doch ihr Quälgeist, wie der seinige, und sie würde ihn deshalb gewiss eines Tages erhören: seine Bemühungen würden ihr nicht missfallen etc. etc.«[3]. »Ich weiss nicht, woher es kommt«, schreibt er ein andermal, »aber sowie eine Frau in einem noch so verdriesslichen Handel erscheint, sänftigt sich der rauheste Charakter: alle Einwendungen werden milder vorgebracht, so gross ist der Zauber dieses Geschlechtes (dem man in Frankreich alles verzeiht), dass man weniger mit ihm hadert, um den Thatbestand zu klären, als um Anlass zu haben, sich demselben zu nähern«. Die empfindsame Redewendung birgt ihren Stachel: denn keine dieser oft wiederholten Huldigungen für die »besten

Freundinnen seines Lebens« hält ihn einen Augenblick ab, Madame Goezmann vor Gericht und öffentlich die grausamsten Wahrheiten zu sagen:

»Wie kommt es, Madame, dass Sie bei Ihrem ersten Verhör rundweg in Abrede stellten, die 100 Louis genommen und in Ihre Blumenschachtel gelegt zu haben, während Sie dieselbe Thatsache bei Ihrer zweiten Vernehmung zugaben?« Nach allerlei ausweichenden heftigen Antworten verweist sie auf ihr Zusatzprotokoll, und da erklärt Madame, dass sie bei ihrem zweiten Verhör nicht wusste, was sie sagte, — — *étant dans un temps critique«.* »*Critique à part*«, erwiedere ich, indem ich die Augen für Madame niederschlage, »der Grund scheint mir sehr sonderbar« (ohne die entscheidende Wichtigkeit dieser Aussage würde ich — schon aus Achtung für die Damenwelt — diese wunderliche Ausflucht gar nicht erwähnt haben). »Sie mögen mir glauben oder nicht,« nimmt nun Madame auf: »aber es gibt wirklich Zeiten, in welchen ich nicht weiss, was ich sage und alles vergesse: so ist es mir erst neulich begegnet . .« Und damit beginnt sie eins der Geschichtchen vorzubringen, deren einziges Verdienst darin besteht, die Zuversicht des Erzählers zu stärken. — »Mit Verlaub, Madame, nichts mehr davon! wenn nicht unsert-, so doch Ihretwegen: gibt es kein anständigeres, bescheideneres Auskunftsmittel, Ihre Schlappen zu beschönigen?« Frau Goezmann beharrt, wenn auch ein wenig verwirrt, auf ihrer früheren, angeblich durch das Gesetz gebilligten Rechtfertigung: »Geben Sie sich keiner Täuschung hin, Madame«, bemerkt Beaumarchais mit grossem Nachdruck in dem *Supplément;* »bevor das Parlament auf Ihre Vertraulichkeiten eingeht und Ihre unglaubliche Erklärung gelten lässt, muss dem Strafgesetz erst eine neue Bestimmung hinzugefügt werden, derzufolge jeder Vernehmung einer Frauensperson als unerlässliches Vorspiel eine Untersuchung durch Matronen voranzugehen hat . .«

Alle weiteren Auseinandersetzungen Beaumarchais' in dieser heiklen Materie zeugen für seinen Tact nicht minder, als für seinen gesunden Menschenverstand[1].

Ein andermal fängt er die Goezmann, wie ein Schulkind, das sich verplaudert. Madame erklärt immer wieder, dass Le Jay ihr niemals 15 Louis angeboten, oder von dieser Summe auch nur gesprochen habe.

»Bedenken Sie, Madame, dass es weit besser wäre zu sagen: ich habe die 15 Louis zurückgewiesen, als zu behaup-

ten, dass Sie gar nichts davon wissen«. »Ich bleibe dabei, dass man mir niemals davon gesprochen. Hätte es irgendwelchen Sinn gehabt, 15 Louis einer Frau meines Ranges anzubieten? mir, die ich tags zuvor 100 Louis abgelehnt. . .« »*Tags zuvor?* An welchen Tag denken Sie dabei?« »Nun an den Tag, an welchem . . .« Damit bricht sie jählings ab und beisst sich auf die Lippen. »Offenbar, Madame, von dem Tag *vor dem* Tag, an welchem man Ihnen *niemals* von den 15 Louis gesprochen hat?« »Nun ist's genug«, erwiedert sie zornig von ihrem Stuhle auffahrend, »oder ich gebe Ihnen ein paar Ohrfeigen . . . mit all Ihren hinterlistigen Redereien wollen Sie mich nur verwirren, aber ich schwöre, dass ich kein Wort mehr sprechen werde«. Und nun bekam der Fächer harte Arbeit, das Blut zu kühlen, das ihr ins Gesicht gestiegen war. Der Greffier wollte sich ins Mittel legen: aber auch er wurde gröblich abgeführt: sie war wüthend wie eine angeschossene Löwin . . .«[1]

So unerbittlich Beaumarchais seiner Widersacherin aber auch kleine und grosse Widersprüche nachwies: in einem Punkte wird er nicht müde, vor Richtern und Lesern ihr Zeugniss anzurufen: in der Versicherung nämlich, dass zwischen Le Jay und ihr niemals von etwas anderem, als von einer Audienz die Rede war. Dieses Zugeständniss nützt er unablässig, vor Allem gegen ihren Mann aus, dem der zweite Theil des *Supplément* gewidmet ist[2].

Von Anfang an hat Beaumarchais die Taktik verfolgt, dem Parlamentsrath und ihm allein alle Verantwortung und alle Gehässigkeit für den abscheulichsten aller Processe aufzubürden: er sagt so oft, dass Herr Goezmann aus freien Stücken sein Angeber geworden, dass der eine und der andere Leser es am Ende wirklich glaubt. Wir haben aber (s. o. S. 197) gesehen, dass im Grund der ganze Process nur durch die scharfe Zunge von Beaumarchais, durch das unaufhörliche Gerede von Julie und ihren Freunden hervorgerufen wurde[3]. Und so wenig man Goezmann auch nur ein Jota von seiner Schmach abdingen wird und will: bemerkt muss doch auch werden, dass dieser argbedrängte Vorläufer von Kleist's Dorfrichter gegen seinen Willen genöthigt wurde, den Handel vor dem Parlamente zur

Sprache zu bringen. Als die Sache soweit gediehen war, griff er allerdings zu den infamen Machenschaften mit Le Jay, doppelt infam, weil er dem Buchhändler, als es Ernst wurde, sagte: »Ich habe die Dinge so geordnet, dass Sie im Process nur als Zeuge, nicht als Angeklagter vernommen werden«. Sowie aber Le Jay hierauf bemerkte: er müsse ihm wahrheitsgemäss mittheilen, das er Madame zuliebe wohl in aussergerichtlichen Erklärungen gelogen, nicht aber sich zu weiteren Unwahrheiten verstehen könne, erwiederte Goezmann ungeduldig: »Es thut mir um Ihretwillen leid: aber *es ist keine Zeit mehr: Sie haben zwei Erklärungen ausgestellt,* deren vollen Inhalt meine Frau Ihnen zum Trotz aufrechterhalten wird: *wenn Sie sich eines anderen besinnen, wird es nur desto schlechter für Sie sein*«[1]. Man begreift Beaumarchais' Ingrimm dieser Tücke gegenüber: man begreift auch, dass er Goezmann's Bemühungen um Le Jay's falsches Zeugniss Punkt für Punkt in einem Indicienbeweis darlegt, dessen Scharfsinn er mit Recht dem Kunststück des Alterthumsforschers vergleicht, welcher die halbverlöschte Giebel-Inschrift der *maison carrée* zu Nimes aus den spärlichen Pünktchen zusammenbuchstabirte, welche die in unvordenklicher Zeit herausgefallenen Nägel der Bronzebuchstaben daselbst zurückgelassen hatten. Aber so fest und schlüssig auch die Kettenglieder in Beaumarchais' *preuves morales et physiques* in einander griffen: so gewaltig seine Erörterungen auch bei heimischen und fremden Lesern, Voltaire, Rousseau, Horace Walpole etc. einschlugen: überzeugender als die glänzendste Dialektik war das *eigene,* Beaumarchais damals noch unbekannte Geständniss Goezmann's, die Erklärung Le Jay's aufgesetzt zu haben[2].

»Um sich wegen meiner vermeintlichen Ausstreuungen zu rächen, musste man Klage gegen mich führen; um das Beschwerderecht zu haben, musste man meine angeblichen Äusserungen als verleumderisch bezeichnen können. Um das zu erreichen, musste man mich dazu bewegen, in Abrede zu stellen, dass ich ein Geldopfer gebracht. Zu diesem Zweck musste man mich mit einer Klage wegen Bestechung eines

Richters erschrecken; zu diesem Behufe war es nothwendig eine Erklärung zur Stelle zu schaffen, die mich gravirte; um diese zu erlangen, war es nothwendig Madame Goezmann über die Folgen ihres Leugnens und Le Jay über die seiner Erklärungen zu täuschen, und damit sind wir an dem Punkt angelangt, von dem man ausging, um mich als Verleumder etc. dem Parlament zu denunciren« [1].

Man begreift den leidenschaftlichen Ausbruch Beaumarchais', wenn er solchen Ränken gegenüber jede Mahnung, sich zu mässigen, mit den Worten abweist:

»Ein Mémoire in einem Halsprocess darf nicht nach den Grundsätzen einer akademischen Prunkrede beurtheilt werden; bei der Parade sieht man darauf, dass die Waffen blank geputzt seien: im Kampf entscheidet ihre Hieb- und Schussfestigkeit. Gestehen Sie mir in der Sache Recht zu und ich gebe Ihnen die Redensarten preis. Für mich gilt es zu siegen, nicht zu glänzen, oder vielmehr, Herr Rath, es genügt mir, nicht besiegt zu werden: denn trotz Ihres erbitterten Hasses bekenne ich unumwunden: dass ich weniger suche, Ihren Fall vorzubereiten, als Sie zu hindern, den meinigen zu vollenden...«

Alsbald wird sich diese Versicherung in ihr Gegentheil verwandeln: wenige Wochen nachher wird der von Goezmann wegen Verläumdung und versuchter Bestechung angeklagte Beaumarchais dem Parlamentsrath mit einem echten Figaro-Streich einen Criminalprocess wegen Fälschung eines Taufaktes aufhalsen: schon jetzt aber lässt der *démon d'accusé* seinem Angeber die Herausforderung zu Theil werden:

»Grausamer Mann! nun ist die Reihe der Rechtfertigung an Sie gekommen, der so hart dafür gestimmt, dass mir mein Vermögen geraubt werde, und der mich hernach in so kränkender Weise denuncirt hat. Denn lassen Sie es sich wohl gesagt sein: Niemanden wird das Argument überzeugen: »Ich bin Rath am Parlament; mithin bin ich im Recht...[2]« Weil ich öffentlich eine Sache zur Sprache bringe, welche Sie ganz im Stillen entschieden sehen wollten, geben Sie mich allerorten für einen hassenswerthen Lärmmacher aus, welchen die Regierung, wenn schon nicht mit dem Interdict auf Wasser und Feuer, so doch mit dem Interdict auf Tinte und Druckerschwärze belegen sollte[3].. Doch vergebens haben Sie versucht, diese »Canaille« in Betreff der 15 Louis zum Schweigen zu verhalten. Ich glaube wohl, dass Sie, wenn Sie erst heute

Ihre Denunciation anzubringen hätten, sich das zweimal überlegen würden. Gewiss aber würden Sie die schönen Redensarten vom Verzeihen der Beleidigungen sparen; denn bevor man grossmüthig ist, gilt es gerecht zu sein. Wen aber würde das Recht, die Anderen zu richten, davor bewahren, selbst gerecht zu sein?«

Mit diesem Schlusssatz aus Cicero's Rede gegen Verres lässt er es nicht genug sein; er vergleicht schlankweg seine Sache mit der der Sicilianer: Goezmann mit Verres, und sagt zu guterletzt: »das Parlament hört meine Vertheidigung und die Franzosen haben Hände zum Beifallklatschen just ebenso, wie die Römer«.

An Applaus fehlte es auch diesmal nicht; den stärksten Lacherfolg hatten die Confrontationen mit Madame Goezmann bei Hofe; die Du Barry liess die Geschichte dramatisiren und als Proverbe unter dem Titel: *à bon chat bon rat* oder *le meilleur ne vaut rien* in Anwesenheit des Königs aufführen. Der nachmalige Darsteller des Figaro, Préville, machte Madame Goezmann, Feuillie gab Beaumarchais. Der Komiker, welcher die Parlamentsräthin vergegenwärtigte, soll besonders, als von dem *temps critique* die Rede war, die drolligsten Gesichter geschnitten und Ludwig XV. dermaßen gelacht haben, dass ihm die Thränen über die Backen liefen[1]. Der Herzog von Noailles aber meinte mit verstelltem Ernst: »Sire, die Bosheit geht doch gar zu weit. Nun greift man gar Goezmann an, die Perle des Parlaments«. Minder humoristisch nahm der Dauphin, nachmals Ludwig XVI., die Sache: er soll Beaumarchais' Memoiren einem Jugendgespielen aus der Hand gerissen und in's Feuer geworfen haben[2]. Am wenigsten komisch erschien der Handel aber natürlich Goezmann und seinen Getreuen; denn obwohl eine starke und gerade die verhältnissmässig anständigste Partei im Parlamente, (die früheren weltlichen und geistlichen Mitglieder des königlichen Rathes,) erklärten: sie würden sich zurückziehen, wenn Goezmann sich noch fernerhin unter ihnen zeigen und auf den Lilien Platz nehmen wollte[3]: sein alter Anhang, die Nikolai, Gin und

Andere, hielten noch immer bei ihm aus. Diese Gruppe nahm in der Rathskammer und in der Gesellschaft so schroff gegen Beaumarchais Partei, dass Dieser ohneweiteres auch gegen sie den Kampf aufnahm. Wenn er noch irgend eine Ermuthigung in diesem Unternehmen brauchte, so wurde sie ihm durch die literarischen Misserfolge seiner Gegner zu Theil: denn von allen guten Geistern der Wahrheit und Laune verlassen, dienten die neuen Mémoires von Marin und Genossen nur seinen Schriften zu neuer Empfehlung und Anregung. Vergebens liess Goezmann das Mémoire seiner Frau umsonst an Alle vertheilen, die ihren Namen bei seinem Thürhüter einschreiben liessen[1]: alle Leser des *Mémoire pour Madame de Goezmann,* dem alsbald eine *Addition au mémoire de Madame Goezmann pour servir de réponse au supplément du Sieur Caron*[2] nachgeschickt wurde, stimmten lachend Beaumarchais zu, als er in seiner Replik schlagfertig spöttelte: er habe eine schneidige Frau als Gegnerin erwartet: statt dessen bediene man ihn mit verzopfter Elsässer Kathederweisheit. Das Eingeständniss Goezmann's, dass er Le Jay's Erklärung abgefasst, nahm sich allerdings sehr wunderlich aus neben der abgeschmackten Selbstgefälligkeit, mit welcher er »alle Ehrenstellen aufzählte, um die er sich — umsonst beworben«[3], neben der Dreistigkeit, mit welcher er nicht blos als Abstämmling der *praenobilissimi et consultissimi domini,* der »Präfecten und Protonotarien von Goezmann« seine Stammbäume zum Besten, sondern sich zugleich auch für den würdigen Nachfolger der edelsten französischen Rechtsgelehrten, der Ducange, Mabillon, Pithou etc. ausgab[4]. Nicht minder widerlich wirkte auch die unbegreifliche Verblendung, Madame Goezmann als Tugendheldin in Vergleich zu stellen mit der Gattin Sully's: der einzige Vorwurf, der sie treffen könne, — so hiess es in ihrem Mémoire — sei das »Problem«, ob sie Recht oder Unrecht gehabt, ihren Gatten nicht sogleich von der Beleidigung in Kenntniss zu setzen, »die mir im Namen des Herrn Caron von Le Jay angethan

wurde«; mehrere ehrenwerthe Damen, deren Männer Leute in Amt und Würden seien oder gewesen seien, hätten sie aber versichert: dass man auch ihnen ähnliche Anträge gestellt, dass sie sich jedoch damit begnügten, dieselben stillschweigend zu verwerfen, ohne weiteres Aufheben davon zu machen. Und der Herzog von Sully erzähle selbst, er habe seine Frau, die ihm, durch das Anerbieten werthvoller Diamanten irregemacht, einen Finanzpächter vorstellte, nur durch einen strengen Verweis in Gegenwart dieses *Traitant* zu ihrer Pflicht zurückgerufen[1]. Solchen Fehlgriffen gegenüber hatte es nichts weiter zu sagen, wenn sie über Beaumarchais' Adel witzelte und gegen den *seducteur adroit* mit dem groben Geschütz auffuhr, seine Behauptungen als Gräuel No. I, No. II, No. III etc. zu classificiren. *Brûler n'est pas répondre,* citirt er fröhlich zu Beginn eines neuen Mémoires, in welchem er Keinem seiner offenen und versteckten Gegner die Antwort schuldig bleiben, mit jedem seine Sprache sprechen wird: einem Thierbändiger vergleichbar, der zur Unterhaltung des Publikums nach Herzenslust sein Spiel mit dressirten Bestien treibt[2].

Beaumarchais' drittes Mémoire — der eigentliche Titel lautet: *Addition au Supplément du mémoire* — gab vor dem Erscheinen Anlass zu allerlei Beschwerden und Weiterungen; der erste Parlamentspräsident Sauvigny lud den Syndikus der Buchdruckergilde vor, um von ihm zu hören, ob und bei wem Beaumarchais neue Streitschriften setzen lasse; auch der Polizeilieutenant richtete zwei Tage später an denselben Gewährsmann dieselbe Anfrage. Die Antwort lautete: Cousin besorge den Druck und Beaumarchais gedenke dem Präsidenten sein Manuskript mitzutheilen und alle von diesem gewünschten »Kürzungen« vorzunehmen[3]. Es war hohe Zeit, dass das Mémoire erschien: denn die Machthaber drängten nun auf die schleunigste Entscheidung des Processes, der ihnen allgemach unbequem wurde, und

die Fällung des Urtheils, das, wie männiglich voraussah, die Unterdrückung der Streitschriften aller Parteien verkündigen sollte, wurde für den 23. Dezember festgesetzt. Allein am 15. Dezember überraschte Beaumarchais das Parlament mit einer Anzeige gegen Goezmann, in welcher er den urkundlichen Beweis dafür erbrachte, dass Jener als »Pathe« eines neugeborenen Kindleins (der Frucht eines vertrauten Verhältnisses des Parlamentsrathes mit einer Putzmacherin) unter falschem Namen den Taufakt im Kirchenbuch unterschrieben habe[1]. Und in Folge dieser Denunciation wurde zum grössten Verdruss aller Freunde Goezmann's, »dieses modernen Cato, der an Adams Stelle Eva sicher den halben Apfel zurückgestellt hätte«[2], an dem zur Schöpfung des Urtheils anberaumten 23. Dezember mit 30 gegen 28 Stimmen der Beschluss gefasst: die Entscheidung zu vertagen und Meister Goezmann als Angeklagten in den Process einzubeziehen[3]. Dieses rasch bekannt gewordene grosse Ereigniss hatte die Neugier der Pariser auf Beaumarchais' Mémoire auf das höchste gereizt. Tage und Tage zuvor drängten sich Leute in seiner Wohnung, um die *Addition au Supplément* zu erhalten. Aber zuerst mussten die grossen Herren befriedigt werden. Beaumarchais liess 100 Exemplare *auf Luxuspapier abziehen, für seine Gönner und Richter*[4]. Als die Blätter aber endlich erschienen, riss man sich die Exemplare im Gerichtsgebäude und auf den Strassen aus den Händen. Im Café Foy, rue de Richelieu, wurde das Pamphlet laut vorgelesen und von der Zuhörerschaft mit Behagen aufgenommen. Die Einsichtigen erklärten die (immerfort neu aufgelegten) Schriften schon dazumal für eine Zierde der Nationalliteratur, die nicht blos in den Büchereien der Liebhaber, sondern in allen öffentlichen Bibliotheken eine bleibende Stätte finden sollten, ja, der Generaladvokat Vaucresson, derselbe, welcher in zweiter Instanz Beaumarchais' Abweisung im Process La Blache mit veranlasst hatte, stand nicht an, zu erklären: das dritte Mémoire sei dem zweiten so über-

legen, wie dieses dem ersten; Frau Goezmann sei nun völlig vernichtet, Marin gerichtet, Baculard d'Arnaud und Bertrand Dairolles unmöglich gemacht[1]. Der Letztere hatte sich nämlich (aus Gründen, die gleich zur Sprache kommen werden) gleichfalls als Memoirenschreiber gegen Beaumarchais aufgethan: mit so vollständiger Verkennung seines Wesens, dass er ihm öffentlich vorwarf: er habe sein letztes Mémoire absichtlich in der für die Urtheilsschöpfung festgesetzten Woche veröffentlicht, weil er da keine Antwort mehr zu *fürchten* hätte[2]. *Das* — einem Beaumarchais, der Jedem, der es hören wollte, zurief: »Gebt mir Feinde und Hindernisse, wenn ich siegen soll«, einem »*Bouffon*«[3], der seine helle Lust daran hat, den Schwarm seiner Feinde zu mustern: *gens d'epée, gens de robe, gens de lettres, gens d'affaires, gens d'Avignon, gens de nouvelles, cela ne finit pas*, meint er selbst scherzhaft. Und nun ladet er sie der Reihe nach ein, ein Tänzchen zu wagen: er spielt ihnen Allen auf. Den Vortritt hat, wie billig, Madame Goezmann; nach ihr ergeht der Ruf an die Anderen: *à vous Mr. Baculard, à vous Mr. Marin, à vous Mr. Bertrand,* und nach diesen munteren Vorübungen und Kampfspielen tritt er seine ernsthaften, gefährlichen Widersacher, Nicolai, Gin, La Blache und Meister Goezmann mit ernsthaften Zorn- und Hohnreden, Drohungen und Anklagen an: denn er muss »zuerst in die Kniee vor den Gewaltigen sinken, bevor er sie ohrfeigen darf«. Er meistert zugleich die Stilweise Montaigne's, Rabelais' und Swift's; von dem Ersteren hat er die Kraft des Ausdrucks und die Naivetät der Wendungen; vom Zweiten die derben, aber unvorhergesehenen originellen Narrenspossen; vom Dritten den Gebrauch der satirischen, weitausholenden Streiche, die desto stärker niedersausen, je länger sie unterwegs aufgehalten wurden«[4]. Keine Analyse vermag dem vollen Reiz der unmittelbaren Lecture annähernd gleichzukommen; und je öfter man die Mémoires vornimmt, desto reicheren Genuss erschliessen sie uns. Liebhaberei mag dem Einen oder

dem Andern den Preis zuerkennen: die Franzosen stellen das Vierte zuhöchst. Mir erscheint das dritte, dessen Betrachtung wir uns jetzt zuwenden, am meisten aus einem Gusse, als das bestgeschlossene im Aufbau, als das gelungenste in der satirischen Charakteristik der Gegner:

»Gleich sechs Mémoires auf einmal«, so heisst es im Eingang, »seien gegen ihn erschienen; und doch übersteige schon ein einziges seine Kräfte: er sähe sich also unter den Schilden der Samniten zermalmt; trotzdem sei es nur spasshaft zu nehmen, wenn der Graf La Blache meine: »dieser Handel muss Beaumarchais ruiniren, wenn wir ihn unablässig wie ein Hornissenschwarm necken, ihm mit kleinen Quälereien grosse Auslagen bereiten. Sechs Antworten verursachen ihm Druckkosten von 10—12,000 Francs und das zu einer Zeit, in der all seine Güter mit Beschlag belegt sind«. Diese Kriegslist mag recht schlau ersonnen sein: nur wird dieselbe nicht viel fruchten: ich würde ja fortschreiben, auch wenn Sie mit gar keinen Gegenschriften mehr herausrücken wollten. Denn ich werde nicht müde werden und müsste mein letzter Federstummel vernutzt, mein Tintenfass ausgetrocknet werden. Sollte es mir an Papier fehlen, so wollte ich den Lumpensammlern Eure Mémoires streitig machen und die besten Stellen derselben, — die breiten, leeren Ränder — vollschreiben; ich werde den Credit meiner Buchhändler in's Treffen führen, um den der Drucker zu erlangen, und wenn nicht Einer in dieser Gilde sich meiner Mémoires annehmen wollte, werde ich die ersten verkaufen, um die letzten zu bezahlen. Kurz, Ihr werdet nicht Ruh noch Rast vor mir finden, bevor Ihr all die schweren, von mir erhobenen Anklagen vor dem Parlament und der Nation beantwortet oder Euch auf dieselben schuldig bekannt haben werdet«.

Bevor er jedoch weitere Klagen gegen seine Feinde vorbringt, hält er es für angemessen, vielfach (und das nicht blos von Übelwollenden) gegen ihn selbst erhobene Beschwerden zu widerlegen. Man fand es nämlich unziemlich, in einer so ernsthaften Sache einen so spasshaften Ton anzuschlagen. Er erwiedert (nicht ohne Beziehung auf die Würdigung des eigenen Talentes):

»Als Pascal in einem von dem unsrigen grundverschiedenen Jahrhundert — denn damals haderte man noch über (theologische) Controversfragen — mit dem leichtesten, prickelndsten, kurz einem Ton, den weder Sie, noch der Graf La

Blache, noch Maître Caillard (La Blache's Anwalt), noch Marin oder Baculard, oder Bertrand, noch ich jemals treffen werden, seinen Gegnern die seltsame Moral des Escobar, Bauni, Sanchès und Tambourin zum Vorwurf machte, beschuldigten ihn da die Einsichtigen, dass er es an Achtung gegen die Religion fehlen lasse? verdross es sie weiter, dafs er mit vollen Händen das Salz der Heiterkeit in den ernsthaftesten Erörterungen einstreute? denn nachdem er die Personen in der Niederung witzig gehänselt, nahm er seinen Hochflug zu den Dingen selbst und setzte mit doppelt wirksamen Donnerworten ein, wenn seine heilige übermächtige Entrüstung die Heiterkeit seines Wesens zurückgedrängt hatte«.

Also verletzet auch er nicht die dem Parlamente selbst geziemende Achtung durch seine Sticheleien gegen das *tribunal de la haine,* dessen Vorsitzende, Redner, Beiräthe und — Henker er genau kenne.

Sollte er lieber gleich Marin in einer lächerlichen Sache ernsthaft und in einer ernsthaften lächerlich werden? Der Biedere wählte ja wohl als Motto seines Mémoires den Spruch des Saadi: »gib deinen Reis nicht der Schlange«: hüllte sich aber, statt diesen Spruch zu beherzigen, dabei selbst in ihre Haut und kröche mit solcher Geschicklichkeit, als ob er zeitlebens nichts anderes gethan hätte. Ebensowenig möchte er mit dem Motto des grossen Unschlüssigen Bertrand Dairolles das *Introibo* einsetzen und zuguterletzt Marin's Lob und Preis singen; ebensowenig die Habsucht, den verblendeten, empörenden Hass eines La Blache zur Schau tragen, der als Leibschreiber Goezmann's seinem geliebten Parlamentsrath in alle Ecken und Winkel folge[1]; ebensowenig mit endlosem Schwulst die Himmel stürmen und die Tiefen der Hölle ermessen, um schliesslich, gleich Herrn d'Arnaud, weder zu wissen, was er sagt, noch was er thut, noch was er will. »Ach meine lieben Freunde, lasst meinen Stil hübsch in Frieden und sucht lieber den Eurigen zu verbessern; denn ich brauchte nur mit Euch zu wetteifern, statt Gründe vorzubringen, Schmähreden auszustossen, und *nicht Einer unter uns* würde mehr gelesen werden«.

Auch die niederträchtige Verleumdung, dass er ein Emissär der missvergnügten Parteigänger des alten Parlaments, die tückischen Ausstreuungen, dass er der Autor der .....[2] *(Correspondance* s. o. S. 204) sei, würden ihm nichts anhaben können[3]. Keine dieser kleinen Lügenkünste wäre im Stande, den Sachverhalt zu ändern, dass er denuncirt

wurde, ohne schuldig zu sein, in Untersuchung gezogen wurde ohne *corpus delicti, à l'extraordinaire* verfolgt wurde in einem Rechtsstreit, in dem er befugt gewesen wäre, als Ankläger aufzutreten: so bleibe ihm nur übrig, auf eine Reihe von Mémoires zu erwidern, von welchen kein Einziges auf die seinigen erwidert habe. Er beginnt mit dem Madame's[1]: nehme er aus demselben die Schimpf-Worte *schändlich, infam, nichtswürdig* weg, so habe er schon über ein Dutzend Seiten abgethan; freilich mache sie ihm gleich eingangs den Stand seiner Vorfahren zum Vorwurf:

»Ach, Madame, es ist nur allzuwahr« (so lautet die vielbewunderte, endgiltig von Julie redigirte Abfertigung), »dass der letzte unbeschadet einer vielverzweigten Geschäftsthätigkeit auch einen sehr grossen Ruf in der Kunst der Uhrmacherei zu erwerben wusste. Genöthigt, mich in dieser Beziehung geschlagen zu geben, bekenne ich mit Schmerz, dass mich nichts von dem Verdacht reinigen kann, der Sohn meines Vaters zu sein. Doch ich muss innehalten, denn ich bemerke soeben, dass er mir beim Schreiben über die Schultern schaut und mich lächelnd umarmt. O Ihr, die Ihr mir einen Vorwurf aus meinem Vater macht, Ihr habt keine Ahnung von seinem edelmüthigen Herzen! Wahrhaftig, die Uhrmacherei ganz bei Seite gelassen: ich weiss Niemand, gegen den ich ihn eintauschen möchte. Allein ich kenne zu gut den Preis der Zeit, die er mich messen lehrte, als dass ich sie mit der Widerlegung ähnlicher Fadaisen verlieren möchte. Auch kann ja nicht alle Welt gleich Herrn Goezmann sagen

Je suis fils d'un bailli: oui
Je ne suis pas Caron: non.

Bevor ich jedoch mein letztes Wort in dieser Frage spreche, will ich Schriftgelehrte fragen, ob ich es mir gefallen lassen muss, dass man also in meinem Familienarchiv herumwühlt und mich an meinen alten, fast vergessenen Ursprung mahnt. Wissen Sie denn auch, Madame, *dass ich bereits eine Adelsprobe von nahezu — 20 Jahren nachweisen kann?* dass dieser Adel mir eigenthümlich zugehört kraft einer regelrechten, mit einem grossen, gelben Siegel gesiegelten Pergament-Urkunde, und dass Niemand es wagen darf, mir ihn streitig zu machen, *da ich die Quittung dafür in Händen habe?*«

So herzlich Jedermann Beaumarchais' entzückender Liebeserklärung für seinen Vater Beifall zollen muss, so getheilt

werden die Stimmen über die Selbstironisirung seines Adelsschachers sein; gewiss: das Wort von dem Adelsbrief, der mit der Quittung in der Hand vertheidigt werden kann, übertrifft an Schärfe die meisten Hohnworte Figaro's gegen die hochgeborenen Herren, die sich nur die Mühe gegeben haben, einmal geboren zu werden. In Beaumarchais' Augen ist der Stammbaum des herabgekommenen Sprösslings von Ahnen, die als Helden oder Staatsmänner ihren grossen Namen durch ihre Thaten erworben haben, nicht mehr werth, als der Adelsbrief des Emporkömmlings, der durch eine rechtschaffene Zahlung alle Ehrenrechte der Geburt wettmacht. Eine Anschauung, die sich ihm in der Gesellschaft seiner Tage durch lebendige Beispiele leicht aufdrängen mochte: die Träger der Namen Richelieu und Rohan, um nur zwei der ersten Geschlechter Frankreichs zu nennen, waren in der Zuchtlosigkeit ihres ehelichen Lebens, in der Liederlichkeit ihrer Vermögensverwaltung, in ihrer Wohldienerei gegen die Maitressen Ludwigs XV. eher schlechter, denn besser, als die Nachfahren der geadelten Finanzgenies à la Turcaret, Samuel Bernard etc. Insofern wäre gegen seine Thesen nicht viel einzuwenden: der Adel des Geistes, des Gemüthes, des Talentes überstrahlt jeden ererbten, erkauften oder erbettelten Adel: nur ist es nicht ausgeschlossen, dass solche Eigenschaften sich auch bei den Abstämmlingen berühmter alter Familien finden, und in diesem Falle begreift man, dass ein (übrigens aristokratischer Liebhabereien so wenig verdächtiger) Mann wie Rousseau erklärt hat: wenn man überhaupt noch auf etwas anderes stolz sein dürfe, als auf persönliches Verdienst, so sei es *l'orgueil qui se tire de la naissance*[1]. Wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt, weil und sofern ihr Andenken ein leuchtender Spiegel aller Ehren, weil und sofern ihre Lebensarbeit die Bethätigung aller Bürger- und Familientugenden gewesen: dieses ideale Erbgut verpflichtet die Nachkommen zur Nacheiferung, und in diesem Sinne schlägt die schlichte Regel: *Noblesse oblige*

die insolente Vordringlichkeit des Geldadels, der in Beaumarchais einen seiner ersten und begabtesten Wortführer gefunden hat für den Anspruch, nicht gleicher Berechtigung Aller, sondern gleicher Bevorzugung der Reichen und Gewitzten mit den bisher allein Privilegirten. Denn bei aller Zungenfertigkeit gegen Almaviva kann und mag Figaro so wenig ohne ihn leben, wie Beaumarchais selbst des steten, engen Verkehrs mit den Grossen und Grössten des Reiches wird entrathen wollen. Und weiter: bei der unumschränkten Rede- und Verhöhnungsfreiheit, die der Autor des »tollen Tages« seinem Helden gegen alle Stände, Missbräuche und Einrichtungen des Staates gewährt, vergisst er keinen Augenblick, dass er die Geldmächte zu schonen hat. In der »Hochzeit des Figaro« wird man nicht Ein Wort gegen den Finanzschwindel der Agioteure, gegen die Raubwirthschaft der Generalpächter jener Zeiten finden. Die Allgewalt des Geldes, von allen tieferblickenden Geistern schon dazumal als der Fluch der französischen Zustände verwünscht[1], war ein Glaubensartikel Beaumarchais', dem er seine ganze Lebensführung unterordnete; er erklärt nicht blos in Scherzreden, dass Alles käuflich sei: er war von dieser Überzeugung dermaßen durchdrungen, dass er nichts für verboten hielt, um in den Besitz des Säckels Fortunati zu gelangen. Dieser hässliche Grundzug seines Wesens offenbart sich meines Erachtens leider auch in der eben angeführten, sonst so herrlichen Stelle des dritten Mémoire's: der Mann, welcher Talente besass, die, um keinen Preis feil, nur wenigen Auserwählten als seltenes Geschenk der Natur zufallen, hatte zu allen Gaben des Geistes und Witzes leider nicht auch den vollen Sinn für die strengen Forderungen der Moral und Ehre — von Tact und Zartgefühl ganz zu geschweigen — mitbekommen.

Dieser unheilvolle Zwiespalt zwischen Beaumarchais' Charakter und Talent hat Männer wie Malesherbes *) späterhin

*) S. Beilage V.

zu offenem Bruch mit ihm getrieben[1]. Bestand er aber auch die strenge Kritik des Menschenkenners und Sittenrichters nicht: mit Schelmen vom Schlage Goezmann fand er sich schnell und voll ab. Mit Stichelreden hebt er an, mit Keulenschlägen hört er auf; er schenkt ihm die Plumpheit seiner *phrases alsaciennes* so wenig, wie die unzeitige Prahlerei mit seinen Ahnen, den *baillifs*, und ist unerschöpflich in Schwänken, um die Vermessenheit des *praenobilissimi et consultissimi* Goezmann dem allgemeinen Gespötte preiszugeben[2]. Nicht einen Augenblick darf der Leser vergessen, dass der Richter, der sich in einem Athem mit Ducange, seine Frau zugleich mit der Gemahlin Cäsars und Sully's nennt, ein Urtheil gefällt, das in Form und Inhalt falsch, nur durch ein »Pirouettiren auf Absurditäten« und Schlimmeres möglich war. Und mit wahren Donnerworten weckt er ihn und seinesgleichen aus dem Sündenschlaf, wenn er mit Redewendungen, wie sie dem Zug und Geist der Zeit entgegenkommen, verkündigt:

»Niemals entfernt sich ein Magistrat ungestraft von seiner Pflicht; es erhebt sich die öffentliche Meinung; denn wenn es einen Augenblick gibt, in welchem die Richter über jeden Bürger entscheiden, so gibt zu allen Zeiten die Gesammtheit der Bürger ihre Entscheidung über ihre Richter. Der Wahrspruch der Einen ist im Gesetze, der der Anderen nur auf die Moral gegründet: aber es bleibt noch zu erwägen, welcher von Beiden grösseres Gewicht hat. Jeder Bürger untersteht ohne Zweifel der Magistratur; aber welcher Magistrat kann sich der Achtung seiner Mitbürger begeben?«

Nach so strengen Auseinandersetzungen sucht er eifrig seine Leser mit munteren Zwischenspielen zu unterhalten: »die Erinnerung an meine Leiden seit diesem verhängnissvollen Richterspruch beugt meine Kräfte und trübt meinen Frohsinn; gehen wir zu Anderem über: denn ich bedarf Jener, um meine Vertheidigung glücklich zum Abschluss zu bringen und dieser, um so viel Missgeschick zu ertragen«. Es ist das nur eine bequeme Redefigur: denn in Wirklichkeit war Beaumarchais bei bester Laune, als er zur Abwechslung einmal weder Zeugen, noch Angeklagte, son-

dern die Jasager unter den Lesern seiner, wie der Gegenmémoires vornimmt. Die Parlamentsräthin hat seiner spasshaften Rechnung, dass erst auf 22 Gänge der Partei *eine* Audienz bei Herrn Goezmann komme, dadurch den Garaus machen wollen, dass sie vor Gericht und in ihren gedruckten Processschriften die Liste ihrer Thürhüterin mittheilte, in welcher sein Name vom 23.—29. März nur dreimal eingetragen erscheint. Die Behauptung genügt (meint Beaumarchais), dass zuerst ein paar Leute den Kopf schütteln; alsbald heisst es bei den Mildesten: »hm, darauf wird wenig zu sagen sein«, bei den Wichtigthuern: »die Liste der Thürhüterin gibt ihm einen harten Stoss«, während die gewöhnlichen Nachbeter mit absoluter Bestimmtheit erklären: »die Liste wird sich Beaumarchais nun und nimmer vom Halse schaffen«.

»Ach«, fährt er im freigeisterischen Ton der Tages-Philosophen fort: »just so wurden alle thörichten Märchen dieser Welt in Umlauf gesetzt: von Frechen ausgeheckt, von Müssigen verbreitet, von Trägen nachgeredet, von den Wiederkäuern bekräftigt, von den Enthusiasten zur Geltung gebracht: aber in ihr Nichts zurückgeschleudert durch den ersten Denker, der sich die Mühe nahm, sie gründlich zu prüfen . .«

Voltaire hätte die Wendung nicht feiner ersinnen, nicht geschickter anbringen können, und Voltaire wusste jesuitische Kniffe nicht anmuthiger, beharrlicher, ironischer abzuweisen, als Beaumarchais die einfältige Faselei mit der Liste der Thürhüterin widerlegt. Die vielgepriesenen *Si, Quand, Et* und *Pourquoi* des Alten von Ferney, gegen Lefranc de Pompignan, sind als Virtuosenstücke der Polemik technisch lange nicht so erstaunlich, wie Beaumarchais' Leistung: dort wird auf wenigen Blättern der ganze Katechismus der gewitzten Weltleute gegen eingebildete Hohlköpfe, das Kriegsrecht der auf Tod und Leben angegriffenen Philosophen gegen anspruchsvolle Unduldsamkeit, ein unerschöpflich reicher Inhalt in die knappste Form zusammengedrängt: Beaumarchais hat dagegen immer nur das Eine, bis zum Überdruss bekannte, monotone und

nichtige Beweisthema zu bereden[1]: »ich habe Niemanden bestechen, ich habe nur der Umgebung meines Richters von der Thürhüterin und den Lakaien bis zur Frau meines Referenten nothgedrungen ein Gratiale bewilligen müssen«. Mit wie sinnreichen Einfällen Beaumarchais jede Einförmigkeit zu bannen wusste, haben wir gerade an einem trefflichen Beispiel gesehen: nach diesem Intermezzo wird der stumpfste Nachbeter, schon aus Selbstachtung, die Lügengeschichte mit der Liste nur mit einem Lächeln hinnehmen. Das Behagen des Schreibers, die Spannung der Leser steigt aber neuerdings, als die schon in der Einleitung angekündigten Antworten auf die Mémoires des Kleeblattes Marin-Arnaud-d'Airolles an die Reihe kommen. Wir ergötzen uns heute rein sachlich an diesen Carricaturen, während für die Zeitgenossen noch der Reiz von Portraits guter persönlicher Bekannter hinzutrat:

»Zu Ihnen denn, Herr Baculard! Nachdem Sie vor Gericht Ihr volles Unrecht eingestanden, konnte man Sie seither bestimmen, ein Mémoire zu veröffentlichen, worin Sie wiederum die Überzeugung bestärken, niemals die Tragweite Ihrer Reden zu ermessen. Ich habe also mit Recht in meinem Supplement gemeint: Der arme Baculard sagt gewiss nur aus Schwachheit nie, was er sagen will und thut nie, was er thun will. Nur ein Beispiel: in Ihrem Mémoire steht zu lesen: »Ja, ich ging zu Fusse. Da traf ich in der rue Condé den Herrn Caron in seiner Karosse. In seiner Karosse!« wiederholen Sie mit Nachdruck, indem Sie ein grosses Ausrufungszeichen hinzusetzen. Wer würde nach diesem trübseligen Ja im Vortrab und dem grossen Ausrufungszeichen, das im Nachtrab meiner Karosse hinterherläuft, nicht glauben, dass sie der Neid in Person wären? Ich aber, der Ihre Gutmüthigkeit kennt, weiss, dass Ihre Redensart: »er sass in *seiner* Karosse« nicht sagen will, Sie bedauerten, mich in meiner Karosse zu sehen, sondern vielmehr, es thäte Ihnen leid, dass ich Sie nicht in der Ihrigen sähe. Und so kommt es, dass, weil Sie nie sagen, was Sie eigentlich sagen wollen, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu bemerken[2], man sich immer in Ihrer Absicht täuscht. Aber trösten Sie sich! Die Karosse, in der ich fuhr, gehörte mir nicht mehr, als Sie mich in derselben erblickten: der Graf La Blache hatte sie mit meiner ganzen Habe pfänden lassen: Blauröcke mit grimmigen Flinten und Wehrgehängen

hielten sie und all mein sonstiges Mobiliar unablässig im Auge, was sie nicht hinderte, nebstbei auch meinen Wein auszutrinken. Um Ihnen also — ganz gegen meinen Willen — den Kummer zu bereiten, mich Ihnen in meiner Karosse zu zeigen, musste ich an demselben Tage, den Hut in der Einen, einen harten Thaler in der anderen Hand, die Gevatter Gerichtsvollzieher um die Erlaubniss bitten, mich dieser Karosse bedienen zu dürfen, was ich, mit Verlaub, Morgen für Morgen wiederhole: ja, während ich mich jetzt mit Ihnen unterhalte, besteht noch immer dasselbe Missgeschick in meinem Hause. Wie ungerecht man doch sein kann: man beneidet und hasst so manchen, den man für glücklich hält und der doch freudig mit dem Fussgänger tauschen möchte, der ihn nur wegen seiner Karosse verabscheut. Kann beispielsweise etwas verzweifelter sein, als meine gegenwärtige Lage? Ich aber bin ein wenig wie die Cousine Heloisens: ich mag noch so sehr zum Weinen aufgelegt sein, irgendwo muss doch ein Lächeln zum Vorschein kommen; das macht mich milde Ihnen gegenüber: denn meine Philosophie besteht darin, womöglich zufrieden mit mir selbst zu sein und alles Andere gehen zu lassen, wie es Gott gefällt«[1].

Noch übler wird Marin mitgespielt:

»Es genügte Ihnen also nicht, die Affaire Goezmann beilegen zu wollen: Sie mussten sie auch noch vertreten. Worauf beschränkt sich aber Ihr Mémoire? Auf die Behauptung, dass Sie nicht der Freund des Herrn Goezmann, sondern der meinige gewesen. Sehen wir uns die Beweise dafür an«.

Und nun folgt Marin's Sündenregister, Punkt für Punkt mit der Apostrophe einsetzend: wenn Sie nicht sein Freund waren, weshalb haben Sie dies und das gethan? weshalb unwillig gesehen, dass die (dringend angebotene) Vermittelung von Audienzen nicht Ihnen, sondern Le Jay zufiel? weshalb den Zwischenträger gemacht, Ihren Einfluss als wucherischer Turcaret auf Ihren Raffle (so heisst der Helfershelfer Turcaret's in Lesage's Komödie) Bertrand eingesetzt, um ihn zur Verleugnung der Wahrheit zu bewegen? etc.[2] Jeder Punkt der langen Anklagerede bringt eine neue, wirksame Steigerung bis zu der Schlusswendung:

»Wenn Sie nicht der Freund dieses Magistrates gewesen, weshalb all diese geheimen Conventikel? weshalb die Zusammenkünfte bei Dritten (La Blache, Nicolai etc.)? weshalb

vertheilt Goezmann die Mémoires von Marin, Bertrand, Baculard, indessen Bertrand, Bacular und Marin die seinigen verbreiten? weshalb diese kläglichen Briefe von Ihnen und Ihrer Sippschaft an Bertrand? weshalb dies Hin- und Herlaufen von Juden zwischen ihm und Ihnen und umgekehrt? wenn Sie nicht der Freund des Herrn Goezmann waren, weshalb findet sich der feine Witz mit dem Namen Beaumarchais, den ich nach Ihrer launigen Bemerkung einer meiner Frauen entlehnt und auf eine meiner Schwestern übertragen habe, in dem Mémoire von Madame Goezmann, nachdem er zuerst am Eingang des Ihrigen zu lesen war[1]? Sie sehen, dass ich Alles sage, Herr Marin, und dass es in meiner Schreibweise weder Verschweigungen, noch Punkte, noch Punktenreihe, noch lächerliche Schonung gibt: ich bin wie Boileau[2]

> Der Alles nur beim rechten Namen kennt,
> Die Katze Katz', Marin nur Sch—achrer nennt,

und das einen Schacherer mit Mémoires, Litteratur, Censur, Klatsch, Colportage, Spionage, Wuchergeschäftchen etc. etc. etc., vier volle Seiten weiterer et caetera[3]. Nun ist die Reihe zu reden an Ihnen, mein »Wohlthäter«, wie Sie der Wohlthäter von aller Welt sind und den darum alle Welt bezichtigt, niemals etwas wohl gethan zu haben. Ich habe zuerst bewiesen, wie Sie mir gedient haben: führen nun auch Sie Ihre Zeugen, graben Sie Ihre Minen, führen Sie Ihre Artillerie ins Feld! Ich sage rundheraus, dass ich weder so reich, noch so arm bin, um jemals bei Ihnen Geld geborgt zu haben: ist das deutlich? Verstehen Sie mich? Antworten Sie doch. Ich wünsche Ihnen auch Glück dazu, dass Sie sich durch Ihre eigene Achtung geehrt fühlen: es ist das ein Bewusstsein, das durch keinen Nebenbuhler getrübt werden wird. Aber Sie gehen zu weit, wenn Sie die Stimmen rechtschaffener Leute und — selbst die der Polizei anrufen. Man hat sich Ihrer bedient, wie man sich in der Armee in gewissen Fällen gewisser — gut bezahlter Leute bedient: im Übrigen würden Sie selbst nicht wagen, das Zeugniss Ihrer Auftraggeber, Polizeiagenten u. dgl. anzurufen«.

Mit grosser Eindringlichkeit hält er Marin alle Gaunereien und Angebereien vor, welche er sich gegen Berufsgenossen und andere Leute hat zu Schulden kommen lassen; seine Nücken und Tücken auch gegen M. St. P. (Bernardin de Saint Pierre)[4], etc. etc. vier volle Seiten weiterer et caetera seien stadtbekannt: »also munter vorwärts, mein *Wohlthäter!* mein Freimuth mag Sie be-

feuern: nur heraus mit allen Geheimnissen: heute sagt man ja doch »Alles«. Die Wirkung dieser Apostrophe war vernichtend: Voltaire, der Marin als bequemen Censor etc. ab und zu als »*frère*« schön gethan, ändert sofort seinen Cours[1]: Condorcet und seine Partei wusste schon längst, was jetzt alle Welt von dem Wesen des Redacteurs der Gazette de France erfuhr: er war und blieb gerichtet: man hätte denken sollen für immer; unserem Jahrhundert war es jedoch vorbehalten, eine »Rettung« Marin's[2] zu erleben, welcher, der Vollständigkeit halber, von rechtswegen nun noch eine Rettung Bartolo's und Basilio's folgen sollte.

»Und nun zu Ihnen, Herr Bertrand! Haben Sie das lange mit Opium und *Assa foetida* versetzte Mémoire gelesen, das unter Ihrem Namen umläuft? Ich spreche Ihnen nicht von seiner Diction, die am wenigsten uns, mich und Sie, bekümmern kann, die wir es nicht geschrieben haben: mir ist gleich beim ersten Umblättern ein curios brackiger, *marin*irter Geschmack daraus anwidernd entgegengeweht. Da es aber unter Ihrem Namen erschienen ist, will ich es doch so beantworten, als ob es von Ihnen wäre. Es ist nicht immer leicht, ihr Herren, bei Euren provenzalischen[3] Lieferungen die Factura des Verkäufers von derjenigen zu unterscheiden, mit der man dem Käufer aufwartet. Zur Sache denn: im Augenblick ist ja grosses Gedränge um Mémoires; was sagt das Ihrige: Madame Goezmann habe immer betheuert, dass sie mir meine 15 Louis nicht zurückgeben würde? Wahrhaftig, Sie sagen das so oft, dass man glauben möchte, Sie schrieben zu meinen Gunsten gegen Madame: ja, ohne den Schluss Ihres Mémoire's, da wo uns der *Marin*e-Geschmack Ihrer schadhaften Waare immer böser entgegenschlägt, hätte ich Ihnen eigentlich nur Dank zu sagen: denn wenn Madame Goezmann so oft versichert hat, dass sie diese elenden 15 Louis niemals zurückgeben werde, muss sie dieselben ja doch erhalten haben: denn kaufmännisch gesprochen, setzt jede Zahlungseinstellung *(wie Sie am besten wissen müssen)* frühere Einnahmen voraus. Ist nun aber das Factum mit den 15 Louis einmal erhärtet, zugleich aber bewiesen, dass man nie etwas anderes als Audienzen für mich begehrt hat, so stimmt ja alles andere. Mit zwanzig Worten habe ich also auf die ersten zwanzig Seiten des Herrn Dairolles-Bertrand oder Bertrand-Dairolles geantwortet, denn es gilt gleich, wie die Namen unter meiner Feder aussehen, wenn man nur weiss, von wem

ich sprechen will. Wie kitzlich doch die Haut dieser Herren ist. Da hab' ich einen von ihnen in einer Note meines Supplément nur ein wenig geritzt[1], und diese leichte Verwundung lässt ihn Fluthen von Galle vergiessen und 49 Seiten voll Beleidigungen zum Besten geben. Herr Marin kennt, wie ich in dem ihm bestimmten Absatz schon des Weiteren erörtert habe, seinen Bertrand genau genug, um zu wissen, dass das ein Mann ohne Charakter, mit wenig Logik ist, der allezeit zwischen den Extremen hin- und herschwankt: bald ausser sich, wie ein Grenadier beim Sturmlaufen, bald wieder verzagt, wie ein hasenfüssiger Rekrut, der zum erstenmal in's Feld geschickt wird[2]. Herr Marin hatte sich also geschmeichelt, ihn mit der Möglichkeit einer allfälligen Verurtheilung zu erschrecken und damit zu verhindern, offen die für Herrn und Frau Goezmann so verhängnissvolle Wahrheit zu sagen: der Anschlag war, wie Panurg oder vielmehr Bruder Johannes sagt, das nette, kleine Messerlein, mit welchem Freund Marin mir recht säuberlich das Gürgelein durchschneiden wollte; aber die Mühe, die er sich nahm, mich über die (angeblich zu meinem Vortheil abgefasste) Denunciation (Goezmann's) zu täuschen, und der Abscheu, den mir sein Rath einflösste, Le Jay zu opfern, öffnete mir die Augen. In Folge dessen überwachte ich doppelt aufmerksam das Betragen der beiden Landsleute aus dem Süden. Um nun nicht langweilig alles zu wiederholen, was ich im Abschnitt über Marin gesagt (denn diese Leutchen sind dermaßen eins, dass mit dem Einen sprechen dem Andern antworten heisst), will ich bemerken, dass das ganze Vorgehen Dairolles' aus seiner Eigenthümlichkeit zu erklären ist, dass er nämlich in gewissen Beziehungen ein ebenso getreues Gedächtniss hat, als er in andern jedes Erinnerungsvermögens bar ist. Es gäbe das eine hübsche Preisaufgabe für die Akademie der Chirurgie im Jahre 1774: man könnte da die Medaille gewinnen, wenn man erklären könnte, woher es kommt, dass mitten durch das Gehirn unseres armen Bertrand ein Riss geht, in Folge dessen er gewisse Thatsachen ebenso bestimmt behält, während ihm andere vollständig entschwinden; woher es weiter kommt, dass der lange Gevatter Bertrand plötzlich auf einer Seite seines Geistes ganz gelähmt werden konnte, wobei sich noch die für Liebhaber interessanter Fälle besonders merkwürdige Eigenheit einstellt, dass alle Hirnwindungen, in welchen belastende Erinnerungen für Marin zu finden wären, jeden Dienst versagen, während die anderen mit den Entlastungsbeweisen so heil sind, dass sich die unscheinbarsten Einzelheiten darin wie in einem reinen Spiegel krystallhell malen... Wir Alle mochten Gevatter Bertrand recht gut leiden, obwohl er mit dem kleinen Fehler behaftet ist, die Wahrheit stets zu ver-

ändern. Aber es gibt so viele Leute, bei welchen die Gewohnheit des Lügens mehr ein Fehler der Erziehung, als eine Charakterschwäche, mehr Verlegenheit um Gesprächsstoff, als eine vorgefasste Meinung ist, Böses zu thun. Und im Grunde genommen, kommt das auf Eins heraus: kennt man solche Leutchen einmal, dann setzt man in seine Gedanken-Gleichung bequem ein: Der hat das und das gesagt: folglich ist das Gegentheil richtig, und das Schlusscalcul stimmt nun voll und ganz. Dieses Wohlwollen unserer Familie änderte sich erst mit dem Tage, an welchem Bertrand erschreckt und bleich hereinstürzend meiner Schwester Lépine in Gegenwart von neun Personen sagte: »Fühlen Sie mir den Puls. Ich bin wie vom Fieber geschüttelt; ich habe gerade bei einer Dame mit vier Gerichtsräthen gespeist, die mich nicht kannten und nach rückhaltlosen Gesprächen über unseren Process endlich versicherten: die Absicht des Parlaments sei, Le Jay, Bertrand und Beaumarchais ohne Erbarmen zu strafen, weil sie es gewagt, den Ruf des musterhaftesten aller Richter anzutasten«[1].

Beaumarchais bestand nun darauf, dass ihm Bertrand die Namen dieser vier Räthe nenne, die er zu recusiren gedachte: als sich aber der Letztere dessen weigerte, wurde Beaumarchais erbost und erklärte, von Stund' an jeden Verkehr mit einem solchen »Schwächling und Feigling« aufzugeben. Bertrand liess nach diesem Auftritt Beaumarchais fordern: der beantwortete aber die Provokation auf der Stelle mit einer köstlich geschilderten — Wechselklage[2] und in seinem letzten Mémoire mit der Spottrede:

»Was soll die Einladung bedeuten, einen goldenen Degen zu nehmen? wollten Sie etwa die Kampfregel aufstellen, dass dem Sieger die Waffe des Besiegten als Beute zufällt? Leute Ihres Schlages haben gut in Zorn gerathen, Sie verlieren darüber nie den Kopf«.

Ausfälle gleich dem letzteren werden unserem Autor von einzelnen französischen Kritikern als Missbrauch der Polemik übelgenommen: wer den Anti-Goetze kennt und liebt, kann zur Rechtfertigung Beaumarchais' geltend machen, dass hier nicht blos ein principieller Streit, sondern ein Kampf um Sein oder Nichtsein ihm seine Worte und Handlungen eingab. »Muth und Wahrheit«: so lautete von An-

beginn seine Losung[1]. Und wenn er es auch mit dieser nicht immer allzu streng nahm, an jenem hat er es nicht fehlen lassen: unablässig forderte er neue Widersacher heraus. Hat Bertrand ihm auch die Namen der feindselig gesinnten Parlamentsräthe nicht nennen wollen: Beaumarchais hat sie selbst rasch zu Stande gebracht, und er zeigt sie beim Präsidenten mit dem Bemerken an: er müsse bitten, dass Leute, die sich nicht scheuten, öffentlich *les discours les plus indiscrets* gegen ihn zu führen, nicht über ihn zu Gericht sitzen sollen: ein Akt der Selbsthilfe, dessen Nothwendigkeit er vor seinen Lesern beredt begründet[2]. Er vergisst auch nicht, La Blache seine kleinliche Bosheit, die Irreführung der Prinzessinnen (s. o. S. 160) in verdienten Worten der Entrüstung büssen zu lassen[3]. Seinen Haupttrumpf spielt er jedoch zum Schluss aus: nachdem er Goezmann in jeder erdenklichen Weise gehänselt, geängstigt, in Worten herabgesetzt, nachdem er alle bestechlichen Richter des Orients und des Occidents, Verres, Guisi, Tardieu etc. namhaft gemacht, um ihm einen Vorzugsplatz in dieser Gallerie auszuwählen, druckt er die Strafanzeige ab, die er wegen Urkundenfälschung (s. o. S. 233. 237) gegen ihn Form Rechtens eingebracht: er hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Richter, der seine Stimme als »ungewinnbar« ausgeben wollte, seine Sache im Civil- und Strafprocess als »unverlierbar« gegenüber zu stellen. Goezmann hatte gut Beaumarchais' Fähigkeit als »*familier*« zu rühmen, den eigentlich die Inquisition, dieser Talente halber, in Spanien hätte zurückbehalten sollen[4]: das Stück Polizeigenie in dem Vater Figaro's hatte es glücklich zuwege gebracht, ein Vergehen Goezmann's aufzuspüren, das an sich unbedeutend, ihn gleichwohl strafrechtlich haftbar und geradewegs jeder Urkundenfälschung verdächtig erscheinen liess.

Der Streich wirkte denn auch dermaßen niederschmetternd auf das feindliche Lager, dass die Parteigänger des Verlorenen gleichfalls den Kopf verloren. Am Tage nach der Veröffentlichung des dritten Mémoire's liess sich

Nicolai beikommen, als er an der Spitze seiner Collegen, von Wachen geleitet, aus dem Gerichtssaal schritt, Beaumarchais aus dem Gewühl der Massen durch die Schergen herausgreifen und hinausweisen zu lassen unter dem Vorwand: Beaumarchais habe gegen ihn die Zunge herausgereckt u. dgl. m. Mit soviel Geistesgegenwart als Mäßigung ruft der so jählings Angetretene unter dem Beifall der Menge aus: »Ich werde nicht von der Stelle weichen; ich bin hier in einem Saal des Königs, der den Parteien zum Aufenthalt bestimmt ist: ich bin hier am Tage meines Urtheils an meinem Platze, und ein Präsident verlässt den seinigen, um mich fortzujagen. Ich aber rufe die Nation auf zum Zeugen der Beleidigung, die mir angethan wird und derentwegen ich sofort die Klage bei dem Staatsanwalt erheben werde«. Statt sich zurückzuziehen, eilt er, von allen Zuschauern dieses aufregenden Auftrittes gefolgt, zum Generalprokurator, dem er in einem *plaidoyer aussi bouillant que rapide* sein Erlebniss berichtet. Der Prokurator sinnt eine Weile vor sich hin, dann fragt er: »Haben Sie Zeugen für eine so ausserordentliche Begebenheit?« »Tausend!« »Dann kann ich Ihnen nicht verwehren, Ihre Klage bei dem Gerichtshof anzubringen: nur mahne ich Sie, vorsichtig zu sein«. »Das bin ich seit acht Monaten, Herr Prokurator; so lange Zeit schon schlucke ich alle öffentlichen Beleidigungen, welche mir der Präsident Nicolai zufügt, mit schuldigem Respekt hinunter: aber meine bisherige Langmuth hat ihn endlich mir gegenüber so verblendet, dass ich nicht mehr schweigen kann«. Damit verlässt Beaumarchais das Gemach des Prokurators: im Vorsaal und auf den Gängen erwartet und empfängt ihn das Publikum mit brausenden Jubelrufen: und auf seine Aufforderung meldet sich in seiner Wohnung eine grosse Zahl freiwilliger Zeugen, die aus eigener Wahrnehmung den Auftritt zwischen Beaumarchais und dem »Kavallerie-Rath und Parlamentsobersten« zu bekräftigen bereit sind[1]. Die Klage gegen Nicolai, von Beaumarchais allsogleich zu

Papier gebracht, blieb Goethe dauernd in Erinnerung[1]; in Paris erregte sie allgemeines Aufsehen. Man stellte ihn in eine Reihe mit dem Herausgeber des *North-Briton,* Wilkes[2], der bekanntlich gerade zuvor die englischen Minister und das Parlament durch seine beispiellos heftigen publizistischen Angriffe zu Gewaltmaßregeln aller Art (Ausstossung aus dem Haus der Gemeinen etc.) veranlasst hatte und als muthiger Raufbold auf der Mensur, wie in der Presse, die Massen geradezu revolutionirte. Sein North-Briton war allerdings einen Augenblick eine Tribune, welche ganz Europa aufregte. Wilkes genoss auch in Paris alle Ehre, die man Modegrössen zu Theil werden liess; man trug Wilkes-Hüte, -Taschentücher etc. Im Grunde aber war der Vergleich mit diesem fragwürdigen Volkshelden (dessen persönliche Bekanntschaft Beaumarchais später in London machen sollte), keine sonderliche Auszeichnung für den Autor der Mémoires: es wäre denn, dass man ihm gleichen Einfluss, wie dem Engländer, auf die Hefe der Hauptstadt zuschreiben wollte. Nun lag es aber weder in der Absicht, noch in der Begabung Beaumarchais', den Pöbel zu Strassenaufläufen und gewaltthätigen Zusammenrottungen aufzureizen. Ihm war es genug, wenn die Comédie française seine ungeahnte volksthümliche Beliebtheit zum Anlass nahm, die Eugénie wieder einmal aufzuführen. Er fand sich bei der Vorstellung ein, that sich gütlich dabei, dass alle auf Gericht und Processe bezüglichen Schlagworte beklatscht wurden und hatte nichts dawider, dass man ihn zuguterletzt im Triumph zu seinem Wagen geleitete[3]. Am liebsten sucht und findet er also seinen Lohn, für alle Leistungen als Gerichtsredner, in der Komödie: es ist eine Genugthuung für ihn, dass Marin wiederholt vom Harlekin parodirt, von den Zuschauern der Comédie italienne und den Jahrmarktsbühnen in absentia und persönlich beschimpft und misshandelt wurde[4]. Nichts natürlicher, als dass er den Schauspielern vorstellt, man müsse die ungemessenen Sympathieen der Pariser für seine Persönlichkeit so rasch als

möglich dem »Barbier« zugute kommen lassen: immer dringender, immer lauter verlangen Autor, Darsteller und Publikum die Aufführung der neuen Carnevalskomödie, deren Erstlingsvorstellung endlich für die Fastnacht des Jahres 1774 anberaumt wird.

Während also der Dichter für sein Stück denkt und sorgt, schlägt er in der Gerichtsstube Tag für Tag neue Schlachten: die siegreichsten, die ihm bisher auf diesem Boden beschieden waren. Goezmann musste nun selbst auf der Anklagebank erscheinen. In seiner ersten »*Note*« gibt der Parlamentsrath bereits kleinlaut zu, dass er sich über die Haltung seiner Frau vielleicht im Irrthum befunden haben mag; aber es half ihm nichts, seine Sache von der Madame Goezmann's zu trennen; der Untersuchungsrichter hielt ihm bei den Verhören vom 4., 6., 7. und 9. Januar alle von Beaumarchais gerügten Ungebührlichkeiten, fast mit denselben Worten, wie der Autor der Mémoires, vor; er rügt, wie Beaumarchais, die Erschleichung der Erklärungen Le Jay's, seine unwürdigen, zweideutigen Machenschaften mit Marin, La Blache und Genossen. Drang auch von dem Verlauf dieser geheimen Vernehmungen für's Erste nicht viel in die Öffentlichkeit: im Grunde galt Goezmann schon damals mit Recht als verloren. Das Gerücht seiner Flucht nach England bewahrheitete sich wohl nicht: ein Zweifel darüber, dass er nun und nimmer auf den Lilien wieder Platz nehmen würde, konnte trotzdem nicht mehr aufkommen. Seine schlimmste Prüfung hatte er jedoch an den Tagen zu bestehen, an welchen er (25. bis 28. Januar 1774) mit Beaumarchais confrontirt wurde: die Gerichtsscene durfte leider nicht mehr von unserem Dichter geschildert werden; doch schon fragmentarisch in den »*Observations*« des Parlamentsrathes[1] und nun gar im Wortlaut in den Akten des Pariser Nationalarchivs wirkt sie unwiderstehlich komisch. Der Pariser Gassenjunge und der eingebildete, auffahrende, plumpe Pedant nehmen ein Zungenduell mit einander auf, bei dessen Ausgang Beaumarchais

nicht allein die Lacher für sich hat. Goezmann steift sich, wie sein Doppelgänger *Bridoison-Goezmann* im »tollen Tag«, nichtig und rabulistisch immer wieder auf die »*f..o...o.o.orme*«: er will Beaumarchais mit der hundertmal abgethanen Portierliste beikommen; er hofmeistert ihn, weil er sich erdreistet hat, bei seinen Ausgängen aus dem Fort L'Évêque gegen die Vorschrift länger auszubleiben und andere Besuche als bei seinen Richtern zu machen; nichts begreiflicher, als dass ihm Beaumarchais bei seinen gravitätischen Posen ein Bein um das andere stellt. Und just ebenso wie er Frau Goezmann gegenüber den Kleinkrieg auch ausserhalb der Gerichtsstube fortsetzt, bemerkt er dem Parlamentsrath auf der Treppe scherzend: es genüge ihm nicht, der Urheber und die Hauptperson des Processes zu sein: er halte Goezmann vielmehr durch seine leichten Truppen so sicher umschlossen, dass er ihm nicht entrinnen könne, ohne sein Theil abzubekommen. Zugleich sagte er, die Hände mit beredtem Geberdenspiel weit auseinanderbreitend: er habe einen riesenhoch gehäuften Stoss von Acten gegen ihn gesammelt[1]. Und an ihm lag es wahrlich nicht, wenn er nach dem vierten Mémoire, an dessen Ausarbeitung er sich nun machte, nicht auch ein fünftes mit seiner *bonne encre indélébile* schreiben durfte, so wenig es seine Schuld war, wenn der »Barbier« nicht gleichzeitig mit dem Urtheilsspruch in die Welt ging.

Die Erstlingsvorstellung war für den 10. Februar angesetzt[2], das Theater für eine Reihe von Aufführungen im Vorhinein ausverkauft: da macht plötzlich der Polizeilieutenant Schwierigkeiten. Beaumarchais ist flugs bei Sartines, der ihm bedeutet: »das Verbot sei eine Folge der Verhältnisse«, ein Bescheid, zu dem der Dichter bemerkt: »just diese Verhältnisse müssten ihn dazu bestimmen, das Stück freizugeben. Seine Feinde hätten die Lüge ausgesprengt, dass er in seiner Komödie die Gerichte lächerlich mache: doppelter Grund für ihn, öffentlich jeden Verdacht der Art zu widerlegen. Zudem hatte schon vor 18 Monaten

— *Marin* als Censor und Sartines als Polizeigewaltiger den »Barbier« zur Aufführung zugelassen. Würde man ihm trotzdem nicht willfahren, so müsste er das Stück gerichtlich deponiren und unter Berufung auf die frühere Erlaubniss des Censors und Sartines' die *öffentliche Vorlesung seiner Komödie vor der Vollversammlung der Rathskammern* verlangen«. Der Polizeilieutenant wurde durch diese Forderung in seinem Entschlusse wankend. Mit einemmal heisst es: die Dauphine habe die letzten Hindernisse beseitigt, als die Comédie endlich Theaterzettel mit der Ankündigung des »Barbier« für Samstag, den 12. Februar drucken und anschlagen liess. Man verhoffte an dem Abend auch Marie Antoinette selbst im Schauspielhaus zu sehen. Am Donnerstag aber mussten die Schauspieler mittheilen, dass die Komödie neuerdings verboten worden sei: der Herzog von La Vrillière hatte — wie man behauptete im Auftrag der Du Barry und des Herzogs von Aiguillon — dieses Machtwort eingelegt[1]. Die Klagen über die tyrannischen Theatergesetze (— welche dazumal bezeichnender Weise nicht einmal die patriotische Komödie Collé's »*Une partie de chasse de Henri IV*« zuliessen, weil die Verherrlichung des guten Volkskönigs Heinrich als Satire auf Ludwig XV. gedeutet werden könnte —) wurden wiederum laut; auch die Schauspieler, die nach der erneuten Prüfung und Freigebung des Stückes nicht mehr an dessen Aufführung gezweifelt hatten, bedauerte man wegen ihrer verlorenen Mühen und Einnahmen. Nach echter Pariser Art tröstete man sich aber alsbald mit Chansons und Anekdoten: die Einen erzählten, Ludwig XV. habe gesprächsweise zu Maupeou gesagt: »Bisher glaubte man allgemein, dass das Parlament nicht Wurzel fassen würde, und nun fasst es mit allen — Händen«; die Andern dichteten Spottlieder auf Adam und Eva — Goezmann — und Preislieder auf den Autor der »Mémoires«, der Bürger und Lacher auf seiner Seite habe. Der überliess jedoch nicht blos Anderen die Sorge für seinen Ruhm: resolut commandirte er die Poesie; seine längst vollendete Komödie durfte

das Gegengewicht halten würden. Deshalb wirst Du von tausend Widerwärtigkeiten gebeugt, von tausend Feinden angefallen, Deiner Freiheit, Deiner Güter beraubt, der Fälschung, der Bestechung und Verleumdung angeklagt werden. Du wirst unter der schmachvollen Last eines Criminalprocesses ächzen, auf Schritt und Tritt durch den lästigen Formenzwang des Strafverfahrens gehemmt sein; man wird Dein ganzes Leben in all seinen Einzelheiten durch die thörichtesten Berichte anfeinden und lange Zeit der schwankenden, öffentlichen Meinung preisgeben, nur, damit sie entscheide, ob Du der niedrigste der Menschen oder vielleicht blos ein rechtschaffener Bürger seist ...

Ich würde mich in den Staub geworfen und gesagt haben: Wesen aller Wesen, ich schulde Dir Alles, das Glück des Daseins, des Fühlens und Denkens. Ich glaube, dass Du uns Gutes und Böses in gleichem Maße zutheilst. Ich glaube, dass Deine Gerechtigkeit alles weise abwägt und dass der Wechsel von Lust und Leid, von Furcht und Hoffnung dem [illegible] Bewegung [illegible] [illegible] ... besorgen.

[illegible] Bestimmung [illegible] Nutzen [illegible] Nothwendigkeit [illegible] öffen-

baren und in Paris angeblich aus Grenoble datirte Briefe an Denjenigen zu richten, der ihm geholfen, mich meiner Habe zu berauben[1]: so dass ich nur die Thatsachen in ihrer natürlichen Reihenfolge darzustellen habe, um an diesem reichen Erben durch seine eigenen Thaten gerächt zu erscheinen.

Wenn geschrieben steht, dass ich inmitten dieser Stürme, persönlich beleidigt, wegen eines Privathandels eingekerkert werde: wenn geschrieben steht, dass der Usurpator meiner Güter meine Haft dazu missbraucht, unseren Process vor dem Parlament entscheiden zu lassen, und wenn mir von aller Ewigkeit bestimmt ist, zu derselben Zeit einem unzugänglichen Referenten in die Hände zu fallen: dann will ich darum flehen, dass die Gewalt, die doch sonst nicht viel Umstände macht, in diesem Falle es so genau damit nähme, dass mir untersagt wäre, das Gefängniss, der Bittgänge zu diesem Richter halber, anders zu verlassen, als im Geleite eines öffentlichen, beeidigten Wächters, dessen Zeugniss mich eines Tages von den nichtswürdigen Anschlägen meiner Gegner und der famosen Portiersliste des Hauses Goezmann retten kann.

Wenn ich in Folge dieses Processes dem Parlament denuncirt werde wegen des angeblichen Versuches, einen unbestechlichen Richter bestochen und einem unnahbaren Manne durch Verleumdung nahegetreten zu sein: — dann, höchste Vorsehung! wirft sich Dein Knecht Dir zu Füssen: ich beuge mich. Doch lass' es geschehen, dass mein Angeber ein Schwachkopf, falsch und ein Fälscher sei, und da dieser Strafprocess ebenso ungerecht sein muss wie der Civilprocess, der ihn verursacht hat: füg' es, o Herr, dass Derjenige, welcher mich verderben will, sich in mir täuscht, dass er mich für einen Menschen ohne Saft und Kraft hält und in seinen Mitteln fehlgreift.

Wenn er sich einen Mitschuldigen wählt, so sei das eine Frau von wenig Verstand, die bei'm Verhör bald jäh abbricht, bald gesteht, gleich darauf aber leugnet was sie gestanden. Und um sie vollends zu verwirren, lass' es geschehen, dass sie zum Schluss auf die natürlichen Erscheinungen von Jugend und Gesundheit alle Irrungen ihres Geistes schiebt.

Wenn meine Angeber einen Zeugen verleiten: dann lass' das einen geraden, schlichten Mann sein (Le Jay), den die Angst vor dem Kerker nicht abhält, der Wahrheit die Ehre zu geben, nachdem er einen Augenblick von ihr abgewichen. Wenn der »Unbestechliche« diesen armen, braven Mann eine

Erklärung ausstellen liess: dann möge er selbst den Entwurf derselben zu Papier bringen und diesem Zeugen anvertrauen, damit alles eines Tages dazu beitrage, ihn in seinen ungerechten Absichten zu Schanden zu machen, wie meinen Feind, seinen Briefsteller (La Blache), der so maßvoll schreibt.

So hätte mein glühendes Gebet gelautet. Und wenn all meine Bitten erfüllt worden wären, dann würde ich durch so viel Gnade ermuthigt, hinzugefügt haben:

Allgütiger! wenn geschrieben steht, dass irgendein Eindringling sich in diese Sache mischen würde und unter dem Vorwand, sie beizulegen, mich und noch einen Unglücklichen unlösbaren Schwierigkeiten preisgibt: dann würde ich wünschen, dass dieser Mensch plump und denkfaul sei; dass seine unbeholfene Bosheit ihn seit Langem mit zwei bis auf ihn unvereinbaren Dingen beschwert hätte: dem öffentlichen Hass und der öffentlichen Verachtung. Ich würde vor Allem flehen, dass er, treulos gegen seine Freunde, undankbar gegen seine Beschützer, den Autoren als Censor ein Gräuel, den Lesern in seinen Schriften zum Eckel, den Bedürftigen durch seinen Wucher furchtbar, verbotene Bücher in Verkauf bringt und zugleich die Leute ausspionirt, denen er bei diesem Anlass nahekommt; dass er die Ausländer brandschatze, deren Geschäfte er besorgt, und zu seiner Bereicherung die unglücklichen Buchhändler in's Elend stürzt: kurz, dass er in der Meinung der Menschen ein solches Ansehen geniesse, dass es genügt, von ihm angeklagt zu werden, um als rechtschaffen zu gelten, und von ihm beschützt zu werden, um mit vollem Recht verdächtig zu erscheinen: — gib mir *Marin.*

Wenn dieser Eindringling eines Tages vorhaben sollte, meine Sache durch die Vorladung eines Zeugen zu schädigen: dann lass mich die Bitte wagen, dass dieser andere *Algouzin* ein Hitzkopf, ein Prahlhans ohne Charakter, eine Wetterfahne, umgetrieben von allen Winden der Begierde, ein armes Herrlein sei, das zehn Rollen auf einmal spielen will, während es ihm doch an der Einsicht fehlt, auch nur eine einzige durchzuführen: dass er im Dunkel finsterer Ränke an allen Lichtern sich verbrenne, während er vermeint, sich der Sonne zu nahen: dass er durch das ewige Schwanken auf der Schaukel des Eigennutzes Kopf und Herz dermaßen ausser Rand und Band bringt, dass er nicht mehr weiss, was er sagt, noch was er die Absicht hat, zu leugnen: — gib mir *Bertrand.*

Und wenn ein unseliger Autor dieser schönen Sippschaft als Gesandtschafts-Rath*) dienen wollte, dann würde ich Deine göttliche Vorsehung mit der Bitte antreten, er möge eine so klägliche Rolle spielen, dass er schamroth, berstend vor Galle, genöthigt würde, sich selbst alle die Vorwürfe zu machen, deren Unterdrückung mir das Mitleid gebietet; dass er sich glücklich schätzen muss: wenn eine Erfahrung von neunundsechzig ein halb Jahren ihn nicht gelehrt hat, zu sprechen, dieses Ereigniss ihn wenigstens lehrt, zu schweigen: — gib mir *Baculard.*

Und wenn endlich, um meine Geduld auf die Probe zu stellen, ein Magistrat zu meiner grössten Qual sich zum Beschützer und Rathgeber meiner Feinde aufwirft, so würde ich flehen, dass Er (Nicolai) unter Tausenden auserlesen würde, mit so leichtfertigem Wesen, dass selbst seine Beschuldigungen keinen Glauben fänden, so dass seine öffentlichen Beleidigungen mich weder erschüttern noch schädigen können.

Ich weiss, dass meine Wünsche schwer zu erfüllen sind: aber nichts ist Deiner Macht unmöglich.

Wenn endlich in der Fülle der mich fast erdrückenden Uebel, in den Drangsalen eines so bizarren Processes dies wohlthätige Wesen mir die Wahl der Richter freigestellt hätte: dann würde ich gebeten haben, dass sie, eben erst zu ihren erhabenen Aufgaben berufen, voll und ganz zu empfinden vermöchten, dass ihnen die Austreibung eines verworfenen Genossen in den Augen der Nation mehr nützt, als hundert Urtheile in Privathändeln, bei welchen das Murren der Unterliegenden dem Lob der Gewinnenden stets gleichkommt. Also würde ich es verlangt haben, weil ich von diesem Tribunal kein zweideutiges Urtheil besorgt hätte, angesichts eines aufgeklärten Volkes voll Scharfblick, Geist und Feuer, dessen Wesen, allzeit eher zu Tadel als zu verschwenderischem Lob geneigt, jeden Magistrat zu ernster Einkehr mahnt, bevor er seinen Spruch fällt.

Nun denn: sind all diese heissersehnten Wünsche in meinem Unglück nicht erfüllt worden? [1] Die Gehässigkeit meiner Feinde hat sie nichts weniger als furchtbar gemacht;

---

*) Anspielung auf Baculard's Titel: *Conseiller d'ambassade de la cour de Saxe.*

ihre übergrosse Zahl hat Mangel an Einigkeit zur Folge gehabt, der Hass hat sie verblendet; jede ihrer Bemühungen, mir Schwierigkeiten in den Weg zu legen, hat mich nur angetrieben, meine Schritte zu beschleunigen, meine Rechtfertigung desto rascher zu vollbringen.

Wie oft habe ich mir in diesen aufgeregten Tagen nicht gesagt: ich werde nicht die Schwäche haben, mir die allgemeine Achtung zum Bedürfniss zu machen, so wenig ich den Stolz habe, die meinige für alle Welt vortheilhaft zu halten. Gestehen wir es jedoch aufrichtig: Seelenstärke ist nicht Glück: es bedarf übermenschlicher Tugend, um zugleich glücklich und missachtet zu sein. Trotzdem habe ich seither nur desto besser empfunden, wie süss es ist, öffentliche Sympathieen zu geniessen. Heute fühle ich alle Festigkeit meines Herzens dahinschmelzen in Dankbarkeit und Lust bei dem geringsten Lobspruch, der meinem Muth oder meiner Rechtschaffenheit zu Theil wird. Nehme ich zu alledem noch die mannigfachen Anerbietungen thatkräftigen Beistandes von ungezählten redlichen Leuten und die Tröstungen der Freundschaft, dann werden Sie mir wohl beistimmen, dass das lebendige Beispiel glücklicher Ausgleichung des Bösen durch das Gute den Lehren der mildesten Philosophie entspricht: *Sunt quoque gaudia luctus*«.

Noch andere Freuden sollten seine Leiden zeitigen: eine junge und schöne Frau war dermaßen entzückt von Beaumarchais' schriftstellerischen Leistungen, dass sie ihn auch persönlich kennen lernen wollte. Ein Vorwand war bald gefunden. Sie bat (wohl Gudin) ihr von Beaumarchais eine Harfe auszuleihen. Die Antwort unseres Autors lautete: er verleihe keine Instrumente; wenn ihn die Dame jedoch mit ihrem Besuch erfreuen wolle, würde sich das Uebrige schon finden. Die schöne Schweizerin folgt der Einladung: »es war schwer«, erzählt Gudin als Augenzeuge dieser ersten Begegnung, »Beaumarchais zu sehen, ohne ihn zu lieben, der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte aber doppelt und dreifach zu einer Zeit, in welcher ihn ganz Paris als Vertheidiger der Freiheit und Rächer der alten Parlamente bejubelte«. Marie-Therese Willer-Mawlas gewann das Herz des galanten Mannes; ein Charakterbild (das Julie von ihr entworfen)[1] schildert sie als gütig und gescheit, stolz

und etwas pessimistisch, mitunter von antiken Gesinnungen beseelt: ein interessantes Gemisch von französischer Beweglichkeit und schweizerischer Würde. Die Herzen der Beiden fanden sich rasch und ganz: Beaumarchais lebte mit Marie-Therese in glücklichstem Einvernehmen, wenngleich der Liebesbund erst im Jahre 1786 durch eine kirchliche Ehe geweiht wurde[1].

So unerwartete Hingebung an sein Wesen durfte ihn wohl freudig bewegen. Trotzdem kamen bisweilen schwere Stunden über ihn, in welchen er seinem gepressten Herzen durch Thränen Luft machte. Niemals aber, so bezeugt Gudin, behielt die Verzweiflung die Oberhand: *ses larmes semblables à la rosée vivifiaient son esprit;* die Stunde des Kampfes gab ihm alle Kraft und damit seine Heiterkeit wieder. Er gebot im Privatgespräch so sicher über diese seine Hauptstärke, den Humor, wie in seinen Schriften. Berichtete man ihm von den Ausstreuungen seiner Widersacher: die Mémoires wären nicht von ihm, so lautete die Antwort: »O, über die Ungeschickten! weshalb bestellen sie die ihrigen nicht gleichfalls bei demselben Schreiber!« Führt ihn ein unerlässlicher Artigkeitsbesuch in die Gilde der Buchdrucker (deren Syndikus sich seiner gegen einen widerhaarigen Zunftgenossen angenommen) so wirkte er durch die Gewalt mündlicher Rede so fortreissend, wie durch seine Mémoires: die begeisterten Drucker erlassen ihm jede weitere Verbindlichkeit und tadeln ihren Kameraden, der ihm in so kritischen Umständen Verlegenheiten bereitet habe. Hardy schätzt sich glücklich, zufällig dem Auftritt beigewohnt zu haben; ihm erscheint Beaumarchais auch persönlich »als eines der überlegenen Genies, welche der Schöpfer von Zeit zu Zeit zum Erstaunen ihrer Zeitgenossen, als Zierde ihres Jahrhunderts erstehen lässt«[2]. Die enthusiastische Stimmung der Gilde äussert sich auch noch durch eine zarte persönliche Aufmerksamkeit: am Tag nach seinem Besuch im Gremium der Drucker fordert ihn

der Verleger Ruault auf, sich von Cochin portraitiren und das Bild dann vervielfältigen zu lassen[1]. Der »Affe Nicolets« hatte also mit seinem »Tabarinsstil« Sieg um Sieg davongetragen[2]. Aber der Vorwurf, dass sein Ton nicht zu seiner Lage passe, kehrt trotzdem oder ebendarum so unablässig wieder, dass er endlich ungeduldig ausruft: »so mancher Splitterrichter wagt es, mich leichtfertig zu schelten, der an meiner Stelle zittern und tausend Mittel für erlaubt halten würde, die ich bisher aus zu weit getriebener Rücksicht verschmäht habe«. Man lege ihm als Herzlosigkeit aus, was nur Sache der Philosophie sei[3]: er eifere nur den holden Frauen nach *(objet de mon culte en tout temps)*, die ihr Leiden tapfer verbeissen und weniger darauf bedacht seien zu klagen, als zu gefallen[4]. Zudem sei er wie Sosias[5]: nicht sein leidendes, unglückliches Ich greife nach der Feder, sondern ein anderes muthigeres Ich, das in starken Strichen die Ungerechtigkeit der Feinde zeichne und die Aufmerksamkeit der Gleichmüthigen dadurch wacherhalte, dass er seine trockenen Themen fröhlich belebe. Auch dem Sklaven vergleicht er sich, der das Gewicht seiner Ketten nicht mehr spürt, in dem Augenblick, in welchem er sieht, dass sein Lösegeld gezahlt wird. Und er spart in seinem vierten Mémoire nicht mit Gaben aller Art, um seine Freiheit wiederzugewinnen: ja, er thut in dem Bestreben, es Allen recht zu thun, bisweilen zu viel des Guten.

An die Anrufung Gottes schliessen sich neue Betheuerungen seiner Unschuld, neue Anklagen wider Goezmann. Leider begnügt er sich nicht damit, dem Braven die Fälschung des Taufscheines humoristisch vorzurücken: er legt eine schwerfällige, vermuthlich von Gudin verschuldete Abhandlung über die Wichtigkeit und Heiligkeit der Geburtsregister ein. In sein Element kommt er dagegen, wenn er dem Parlamentsrath bemerkt, er habe seiner Putzmacherin gegenüber sich ebenso thöricht benommen, wie gegen seine Frau: Niemand habe von ihm verlangt, er solle

als Gevatter mit zu dem Taufbecken schreiten; mit dem knauserigen Pathengeschenk von 15 Francs für sein neugeborenes Töchterchen habe er sich ebenso unnöthig blosgestellt, wie mit den 15 Louis von Madame Goezmann.

Ebenso unbarmherzig treibt er sein Spiel wiederum mit Bertrand und Marin: den letzteren verewigt er in einer Schilderung seines Lebenslaufes, die ohneweiters als Biographie Basilios umlaufen dürfte. Zum Schluss schlägt er dem kleinen Abbé aus Ciotat ein drolliges Phantasiewappen vor mit der heimischen Devise: *Ques-a-co.* Die provenzalische Lieblingspartikel wird im Nu zum Stichwort von Paris und Versailles: Marie Antoinette, die auch einen Kopfputz à la Ques-a-co in Schwang bringt, wird nicht müde, das Modewort bei jedem Anlass unter hellem Lachen anzubringen. Die empfindsamen Zwischenspiele des 4. Mémoire's sind schon früher (s.o. S.63 ff.) gewürdigt worden. Der Auftritt, in welchem er seine Vernehmung vor den *chambres assemblées* vergegenwärtigt[1], war ein Musterstück aufregender Darstellung: dem Reiz des Gerichtsdramas gesellte sich dazumal noch der Reiz der Neuheit. Erst dem Zeitungswesen späterer Tage blieb es vorbehalten, Leser von Geschmack, Criminalisten und alle Freunde des Volkes, gegen so theatralische, auf den Effekt zugespitzte Berichte über Criminalprocesse aufzubringen; der Ernst des Strafgerichtes, die Heiligkeit der ausgleichenden und vergeltenden Gerechtigkeit heischt und verträgt nur strenge Wahrheit. Für Beaumarchais und das Parlament Maupeou kamen solche Erwägungen noch nicht in Betracht. Fast drohend ruft er den Richtern zu: »Ich thue meinem Jahrhundert nicht die Schande an, es für so niedrig zu halten, dass es nur Gleichgiltigkeit für seine Magistrate hege. Die Nation hat zwar nicht selbst auf den Stühlen der Richter Platz genommen, aber ihr majestätisches Auge ruht prüfend auf ihrer Versammlung«. Ja, er geht weiter und spricht schlankweg von den Missständen des geheimen, schriftlichen Strafverfahrens, er

äussert den Wunsch nach öffentlichen Schwurgerichten, wie sie in England Landesbrauch, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, seine Erfahrungen und Ansichten in dieser Beziehung späterhin einlässlich zu erörtern[1]. Er führe das Wort als *citoyen offensé;* er sei kein *Ex-lex,* und seine Sache sei die aller Büger.

Solchen Reden gegenüber schlugen nun endlich die Machthaber einen anderen Ton an. Der Generalprocurator widerräth Beaumarchais, weitere Mémoires zu veröffentlichen: ja es wurde sogar darüber verhandelt, ob man ihn nicht vor dem Urtheilsspruch in Haft nehmen sollte, ein Antrag, der mit 31 gegen 24 Stimmen abgelehnt wird. Während dieser Berathung geht Beaumarchais im grossen Saal so ruhig und sorglos umher, als ob ihn die Sache gar nicht weiter beträfe. Als er sich endlich zurückzieht, folgt ihm die Menge nicht blos bis zu seinem Wagen, sondern auf den Pont-Neuf bis zu dem die Brücke beherrschenden Reiterbild Heinrichs IV.[2]

Der erste Racheplan seiner Gegner im Parlament ist fehlgeschlagen. Mit verdoppelter Geschäftigkeit setzen sie nun alles daran, die Entscheidung so rasch als möglich herbeizuführen, damit dem (auch von Marin, Bertrand etc. noch immerfort betriebenen) Memoirenkrieg ein Ende gemacht werde. Zudem fürchten die Parlamentsräthe neue, verdriessliche Kundgebungen Conti's: mussten sie es doch hinnehmen, dass die Maitresse des Prinzen am Tage der Verurtheilung der Drucker und der Colporteure der *Correspondance* illuminiren liess[3]. Den Freunden Beaumarchais' wird bei dieser Überhast bange um ihn; viele bereden ihn zur Flucht. Conti spricht rückhaltlos das Wort: »Ich müßte meine Hand von Ihnen abziehen, wenn Sie der Henker berührt«. Der Präsident von Chateaugiron bringt endlich (17. Februar 1774) eine Amtsklage gegen die Mémoires bei den Kammern ein, worin er dieselben als eine

cloaque d'infamie bezeichnet[1]: Beaumarchais bleibt allein unverzagt und antwortet vor Allem mit einer Eingabe an das Parlament, in welcher er auch Chateaugiron recusirt. Äusserlich ist er ganz ruhig. Darf man aber seinen späteren Erzählungen glauben, so trug er dazumal tragische Entschlüsse in seinem Innern[2].

»Acht Tage vor dem Urtheil verkündigte La Blache triumphirend im Justizpalast: Beaumarchais' Theil werde sein: *omnia citra mortem*[3]. Meine Antwort lautete damals: »Ich bin nicht so weise, wie Sokrates, aber mit seiner Unschuld werde ich seine Festigkeit vereinigen und den Schierlingsbecher zu trinken wissen. Und das ist nicht etwa ein Roman. Sie wissen es, ob ich ihn getrunken hätte, Sie, den ich mich enthalte, anders zu bezeichnen, erhabener Beschützer (Conti): Sie, dem mein Herz wagen würde einen zärtlicheren Namen zu geben, wenn er sich mit der tiefsten Ehrfurcht vereinigen liesse. Sie wissen es, ob ich ihn geleert hätte. Als Sie mich am Vorabend des Urtheils allenthalben suchen liessen, sagten Sie mir mit edler, inniger Theilnahme: »Gehen Sie morgen nicht in den Justizpalast, mein Sohn! Ich zittere für Sie. Wenn die Gerüchte sich bewahrheiten, wenn die Entscheidung verhängnissvoll fallen sollte, müssten Sie aus dem Gerichtssaal in den Kerker« . . . »Das darf nicht geschehen, Monseigneur! meine Feinde sollen mir nicht vorwerfen, dass ich mit meinem Muth nur geprahlt; ich muss mein letztes Verhör vor dem Urtheil bestehen; diese Pflicht muss ich erfüllen. Ich werde morgen in dem Justizpalast sein, und was die Gefahren betrifft, die Sie für mich besorgen, hören Sie denn: ich weiss noch nicht, wie tief eine Menschenseele vom Unglück gebeugt werden kann: aber seien Sie versichert, dass eine ehrlose Hand (der Henker) niemals einen Mann berühren wird, den Sie mit ihrer Achtung ausgezeichnet haben. Man vergibt einem Unglücklichen . . .«[4]

In der Nacht vom 25.—26. Februar ordnet Beaumarchais seine Angelegenheiten; er macht sein Testament und bedroht die Seinigen mit Enterbung, wenn sie für den Fall, als ihm ein Leides widerfahren sollte, nach seinem Tode nicht Alles aufbieten, jede unverdiente Kränkung von seinem Andenken zu tilgen.

Am 26. Februar um 5 Uhr früh ist Beaumarchais unter den *terribles voûtes* des Gerichtsgebäudes zur Stelle. Die Pforten sind noch geschlossen. Allein, zu Fuss, hat er im Morgengrauen die sonst so lärmerfüllte Brücke überschritten, seltsam berührt von dem tiefen Schweigen, in welchem nur das Rauschen des Flusses vernehmbar ist. Er schaut auf die nebelumwogte Stadt und sagt zu sich selbst: »wie seltsam ist doch mein Loos! Alle meine Freunde, alle meine Mitbürger geben sich der Ruhe hin, und ich: ich gehe vielleicht der Infamie und dem Tode entgegen. Alles schläft in dieser grossen Stadt, und mir ist vielleicht überhaupt keine Ruhe mehr beschieden«. Alsbald wird der Justizpalast geöffnet. Er sieht wie alle Richter im Amtskleid herankommen und schweigend die Treppe hinansteigen. Sie alle lassen im Vorübergehen ihren Blick auf Beaumarchais ruhen.

»Ich zählte meine Opferpriester. Da sind sie, die mich verdammen werden. Ich wurde lange Zeit verhört. Meine ruhige Festigkeit erregte vielleicht die Vermuthung, dass ich der Gefahr unkundig und die Vorsicht, mich in Haft zu nehmen, unnöthig sei: wenigstens habe ich seitdem erfahren, dass ein ehrenwerther Unterbeamter, der mich genau kannte, immer seufzend wiederholte: »Ach, meine Herren, *Der* wird Ihnen nicht entgehen; ich bürge dafür, dass er nicht fliehen wird«. Um 8 Uhr verliess ich die *grande chambre*, erschöpft, im Innersten durchfröstelt. Ich sprach bei meiner Schwester ein, die in nächster Nähe wohnte. »Ich bin müde und will nicht weit vom Gerichtssaal sein; sie haben viel zu lesen, bevor sie das Urtheil fällen. Lass mir ein Bett zurichten: etwas Ruhe wird meinen Kopf auffrischen. Ich habe das sehr Noth«. Ich wollte mich nur ausruhen und verfiel in tiefen Schlummer. Diese Gastfreundschaft, dieses zeitweilige Vergessen meiner Leiden war mir sehr heilsam, da auf diese Art ein Theil des Tages verfloss, an dessen Ausgang . . . .«[1]

Von sechs Uhr früh bis halb neun abends beriethen die Richter; niemals zuvor hatte es einen solchen Andrang von Zuschauern gegeben. Der Generalprokurator hatte beantragt, ohne Angabe ausdrücklicher Urtheilsgründe *pour*

les cas resultans du procès Madame Goezmann und Beaumarchais mit derselben Strafe eines gerichtlichen Verweises *(admonestation)* und einer Geldbusse von 3 livres an die Armen zu belegen; ferner Madame Goezmann zur Rückgabe der 15 Louis zu Gunsten der Armen zu verurtheilen mit der eindringlichen Mahnung, in Zukunft vorsichtiger zu sein; Beaumarchais sollte um Verzeihung wegen seiner Mémoires bitten, welch letztere öffentlich von Henkershand verbrannt werden sollten. Endlich sei er bei Leibesstrafe anzuhalten, nicht mehr rückfällig zu werden *et de faire de pareilles mémoires:* für die Abfassung der bisherigen aber in eine Geldbusse von 12 livres zu verfällen. Bertrand Dairolles, Le Jay und Herr Goezmann seien *hors de cour* zu erklären[1]: (nach Voltaire's Witzwort gleichbedeutend mit: *hors d'ici, vilain*[2]).

Diese Anträge waren der Mehrheit der erbitterten Richter viel zu milde. Zweiundzwanzig schrieen *omnia citra mortem:* ihnen gegenüber standen zwei Meinungen, von welchen die strengere lebenslängliche Verbannung, die mildere die Strafe des *blâme,* d. i. die infamirende Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte beantragte[3]. Zum Schluss einer sechzehnstündigen Berathung sahen sich die Gemässigtesten gezwungen, für den *blâme* zu stimmen: denn nur solcherart konnten sie es verhindern, dass die Mehrheit nicht dem Antrag zufiel, Beaumarchais durch die Hand des Henkers brandmarken und zeitlebens aus seinem Vaterland verbannen zu lassen. Mit 30 gegen 21 Stimmen wurde endlich Beaumarchais, gleich Madame Goezmann zur Strafe des *blâme* verurtheilt; Le Jay und Bertrand Dairolles sollten verwarnt, Goezmann *hors de cour* erklärt werden. Dabei waren die Richter aber zu feige, diesen Schuldspruch öffentlich zu verkünden; sie stahlen sich auf Seitentreppen davon. Beaumarchais wurde — nach seinem letzten Verhör — mit allgemeinem Beifall begrüsst, als er den Saal durchschritt, um sich zur *buvette* zu begeben. Nur der erste

Präsident wagt es mit einigen Räthen, im Geleite von Fackelträgern und Huissiers, den Hauptgang hinabzuschreiten. Am Fuss der Ministerstiege warten berittene Boten, um das Urtheil nach Versailles zu bringen.

Ein Freund Beaumarchais' theilt ihm entsetzt das Erkenntniss mit. Der Verurtheilte nimmt die Botschaft ganz ruhig auf: *voyons*, sagt er, *ce qui me reste à faire;* er verlässt das Haus seiner Schwester, da er zu besorgen hat, dingfest gemacht zu werden; Gudin begleitet ihn eine Strecke weit, bis beide davon überzeugt sind, dass sie für den Augenblick nichts zu fürchten haben. Nun verabschiedet Beaumarchais seinen treuen Gefährten und trifft für den nächsten Tag die Verabredung, zu welcher Stunde er ihn in seinem schon vorher gewählten Asyl — vermuthlich bei dem bekannten Musikliebhaber und Generalpächter La Borde, einem Kammerdiener Ludwigs XV. — besuchen soll: denn in seinem eigenen Hause konnte er von den Schergen des Parlaments aufgehoben werden.

Allein das Urtheil war in Paris mit so allgemeinem Unwillen aufgenommen worden: viele Richter hatten öffentlich vom Volke so laute Beschimpfungen erfahren, vor Allem aber fühlte das Parlament Maupeou seine Autorität, ja seinen Bestand dermaßen gefährdet, dass Richter und Häscher ihn vorläufig unangefochten liessen.

Die Parteiführer des alten Parlaments zeichneten Beaumarchais jedoch vor aller Welt, wie einen um das Vaterland hochverdienten Triumphator aus. Conti schrieb sofort: Beaumarchais sei ein grosses Beispiel für den Gerechtigkeitssinn des Publikums; das entsetzliche Urtheil habe ihm nicht den leisesten Makel anhaben können, denn gleich im ersten Augenblick sei es durch die öffentliche Meinung, die er im Sturm für sich zu erobern gewusst, cassirt worden[1]. Der Prinz that noch mehr: als er erfuhr, in welches

Haus er sich zurückgezogen, begibt er sich dahin, um ihn zu besuchen. Beaumarchais eilt ihm entgegen; Conti nimmt ihn in seinen Wagen und unterhält sich daselbst angesichts des Publikums ziemlich lange mit ihm. Er sei, meinte der Prinz, aus so leidlich gutem Hause, dass er wohl mit dem rechten Beispiel vorangehen dürfe, wie man grosse Bürger ehren solle. Zugleich lud ihn Conti zu einem Festmahl mit vierzig andern Tischgenossen zu sich. In Beaumarchais' Wohnung schreiben sich zahlreiche Gratulanten ein, der Herzog von Chartres empfing ihn auf das Herzlichste, [illegible]

[illegible]



VIERTES BUCH.

MONSIEUR DE RONAC.

Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!
Rameau's Neffe.



I. Beaumarchais in London.

Pour vous livrer la guerre
Ma plume me suffit au défaut du tonnerre.
Le Gazetier cuirassé.

Beichtväter, Minister und Polizeigewaltige müssen endlich nothgedrungen Menschenverächter werden: so meinte eines Abends der vielberufene Abenteurer »Graf« St. Germain im Salon der Pompadour, und Ludwig XV. fiel ihm sogleich in die Rede mit dem schwermüthigen Ausruf: *Et les rois!*[1] Es war der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung; das Handwerk des Königs brachte ihm in der That die schlechteste Meinung von Mannesehre und Frauenwürde bei: seine Selbstkritik war grösser, als seine Selbstachtung. »Kein rechtschaffener Kerl kann es an meinem Hofe aushalten«, so äusserte er wiederholt. Die Geringschätzung der Menschen nahm bei ihm selbst ihren Anfang und fand ihr Ende unter den Grossen des Reiches sowenig, als unter den kleinen Leuten von Versailles. Wer immer ihm nahte, war von Eitelkeit oder Habsucht getrieben: feil schien ihm Alles, was in seine Kreise sich drängte, und Beaumarchais der Letzte, der mit dem Ruhme auch das Martyrium des Volksmannes auf sich zu nehmen gedachte.

In der Besorgniss, das Urtheil des Parlaments könnte am Ende doch vollstreckt werden, war unser *Blâmé* in die Garderobe des Königs geflohen. Dort erfährt er von seinem Freunde La Borde, dem Kammerdiener Ludwigs XV., dass die Getreuen der Du Barry in höchster Aufregung seien über das Fehlschlagen aller Versuche, eine in London vorbereitete Schmähschrift »*Mémoires secrets d'une fille publique*« gewaltsam zu unterdrücken. »Und alsbald schwillt das Herz Caron's, von phantastischen Hoffnungen erfüllt. Er theilt La Borde sein Vorhaben mit, nach London zu reisen und insgeheim den Autor des Pamphletes durch ein ausgiebiges Schweiggeld zur Vernunft zu bringen; er hofft, indem er dem königlichen Herrn in dessen Liebeshändeln zu Willen ist, seine Feinde zu erniedrigen und sein Glück zu den Sternen emporzutragen. Der Kammerdiener spricht Ludwig XV. von Beaumarchais' Absicht: und bald nachher begibt sich unser Held unter dem Schutze Conti's in einem Wagen des Fürsten von Ligne über Gent nach London, wo er den Namen eines Monsieur de Ronac führt*): ein Incognito, das er selbst am wenigsten hütete[1]. Es ist ein Todfeind Beaumarchais', der uns also die Vorgeschichte seiner Sendung erzählt, aber auch in den Darstellungen seiner Freunde nimmt sich der Sachverhalt nicht viel anders aus.

Gudin berichtet, dass Sartines dem Autor der »Mémoires« im Namen des Königs den Rath gab, sich nirgends blicken zu lassen und beileibe in den Händeln mit Goezmann und La Blache nichts weiter zu veröffentlichen. Daraufhin liess der »französische Wilkes« (aus Flandern durch La Borde) an Ludwig XV. ein Schreiben gelangen, des Inhalts: »er werde wohl schweigen, doch nicht aus Furcht, sondern freiwillig, da — Seine Majestät es wünsche; nur wolle er — bis vor Ablauf der gesetzlichen Berufungsfrist gegen das Urtheil des Parlaments — im Ausland unter einem angenommenen Namen, von wel-

*) Anagramm aus Caron.

chem er seinem königlichen Herrn Meldung machen werde, verweilen: nach diesem Beweise seiner Unterwürfigkeit aber heimkehren, um die schuldige Gerechtigkeit zu fordern: *la justice est la dette des rois*«. Soweit mag Gudin gut berichtet sein: unglaubhaft klingt es aber, wenn er fortfährt: »Kaum wäre Beaumarchais in England gewesen, so hätte der König La Borde gefragt, ob der um seiner Überlegenheit willen so vielgerühmte Freund nicht vielleicht vollbringen könne und wolle, was das Ministerium seit achtzehn Monaten fruchtlos anstrebe: das Erscheinen verschiedener druckreifer Schmähschriften hintanzuhalten«. Gegen eine solche persönliche Einmischung des Königs spricht seine ganze Haltung in dieser Frage; gegen die Erzählung Gudin's zeugt in unserem Falle aber auch noch ein (im Wiener Archiv abschriftlich erhaltener) Brief Beaumarchais', in welchem er Ludwig XVI. Rechenschaft über die seinem Vorgänger geleisteten Dienste gibt: er bestätigt da selbst, dass er keinen unmittelbaren Auftrag von Ludwig XV. erhielt. Zur Befeuerung seines Thatendranges hatte die beiläufige Mittheilung La Borde's genügt, dass der *Gazetier cuirassé* bisher allen Anschlägen der Polizei, der List, wie der Gewalt erfolgreich Widerstand geleistet. Und nirgends hofft Beaumarchais, die ihm vom Parlament Maupeou aberkannten bürgerlichen Ehrenrechte rascher wiederzugewinnen, als unter der von Voltaire verfluchten *canaille de la littérature:* durch keine Leistung die Huld des Herschers voller zu verdienen, als durch die Bezähmung des »neuen Aretin«, wie sich der *Gazetier* selbst nannte, während Mit- und Nachwelt ihn mit besserem Recht als »literarischen Bravo« behandelt.

Théveneau de Morande — dies der eigentliche Name des »Geharnischten« — von Geburt ein Burgunder, bereitete den Seinigen schon in seiner Jugend schwere Sorgen. Bei den Dragonern that er nicht lange gut: im Nu bringt er seinen Vater, einen ehrlichen Provinzanwalt, um 30,000 Francs. Doch erst auf dem Pariser Boden kam sein Gauner-

genie zu voller Entfaltung. Anfangs gefiel er sich als Parasit reicher Lebemänner, denen er ihre Schönen abspenstig machte. Die Polizeiinspectoren Sartines' sagen ihm noch weit schlimmere Dinge nach: er presst Courtisanen Geld ab und wird als Dieb in einem verrufenen Hause dingfest gemacht. Über ein Jahr büsst der Schelm, *homme dangereux pour la capitale,* dies Stücklein im Gefängniss. Als man ihn endlich, seiner scheinbaren Reumüthigkeit halber, freilässt, hat Théveneau nichts Eiligeres zu thun, als dem Grafen St. Florentin eine Ode zu widmen, dermaßen gepfeffert, dass er, um seine besten Jahre nicht in der Bastille zu vertrauern, eilends nach England fliehen muss. Wohl trifft er mittellos in London ein; aber das ficht ihn nicht weiter an: flugs drängt er sich an reiche Wüstlinge, deren Geheimnisse er aushorcht und sich mit schwerem Gold abkaufen lässt. Im August 1771 verkauft er gegen ein Entgelt von 1000 Guineas das Manuskript des *Gazetier cuirassé,* ein Werk der Finsterniss nach dem Wort Voltaire's, eine cynische Skandalchronik, der alsbald *mélanges confus sur des matières fort claires* folgen. Es fehlt Morande nicht an freundlichen Aufmunterungen und Beiträgen von »hochgestellten Persönlichkeiten« in Versailles und Paris; aber auch an anderem Lohn fehlt es nicht immer: Graf Lauraguais prügelt ihn gelegentlich auf offener Strasse und zwingt ihn, ihm vor Gericht kniefällig Abbitte zu leisten. Der Zwischenfall hält das Lästermaul nicht ab, gleich nachher an alle, nur irgendwie namhafte Franzosen, auch an den Alten von Ferney, Erpresserbriefe zu richten. Nur die Wenigsten fertigen ihn spöttisch oder entrüstet ab: und so nährt ihn sein neues Handwerk bedeutend besser, als sein altes, das er darum noch lange nicht aufgibt: Courtisanen zu brandschatzen. Beide glaubt er zu vereinigen, als er die Du Barry und Ludwig XV. wissen lässt: er habe ein vierbändiges Werk unter der Feder: »Geheime Denkwürdigkeiten einer öffentlichen Dirne«. Der König nimmt die Sache anfangs mit dem richtigen Gleichmuth

hin. Als ihm der Graf von Broglie zuerst von dem Handel schreibt mit dem Bedeuten: der Chevalier d'Eon sei bereit, Morande mit einem Schweiggeld von 800 Guineas vollständig abzufinden, lautet die Antwort: »es geschieht nicht zum erstenmal, dass man mir Böses der Art nachgesagt hat; das bleibt ihnen auch ferner unbenommen: ich spiele nicht Versteckens. Auch von der Familie Du Barry kann man sicher nur dasselbe wiederholen, was man schon längst gesagt hat: *c'est à eux à voir ce qu'ils veulent faire et je les seconderés*«[1]. Die königliche Maitresse dagegen nimmt den Handel nicht entfernt mit derselben Kaltblütigkeit hin. Schon das Gerücht, dass in dem Buch erzählt werde, wie der Erzbischof von Rheims ihr die Pantoffeln reiche; wie sie Maupeou die Perrücke vom Kopf und den Kanzlertalar zum Schabernack von den Schultern reisse; wie Ludwig XV. seiner geliebten *Chonchon* den Kaffee kocht, unbeirrt durch ihre Frage: »möchte man es glauben, dass Du der Gebieter von 20 Millionen Franzosen bist?« — bringt ihre Getreuen in Aufruhr. Die Pariser Polizei versucht es, ungeschickt genug, zunächst mit einem Gewaltstreich; sie schickt eine Brigade nach London ab, welche unter dem Vorwand einer Lustreise Théveneau auf ein in der Themse bereitliegendes Schiff locken und nach Frankreich entführen soll. Der Pamphletist bekommt Wind von dem Vorhaben und schlägt im eigentlichen Wortsinne neues Kapital aus der Verfolgung. Für's erste lässt er die verkleideten Polizeiagenten in seine Nähe, selbst in seine Wohnung; nachdem er ihnen bei dem Anlass ein schönes Stück Geld abgenommen, macht er aber Lärm und erhitzt die braven Londoner dermaßen, dass die Pariser Häscher fast gelyncht und in die Themse geworfen werden. Der Fall macht ungeheueres Aufsehen: die Engländer haben die Juniusbriefe nicht umsonst gelesen. König und Ministerium sind machtlos dem Abenteurer gegenüber: es wiederholt sich, auf die diplomatische Anfrage Frankreichs, genau dasselbe, wie bei der, eilf Jahre zuvor, vergebens

geforderten Auslieferung eines weit gefährlicheren Störenfriedes, des Chevalier d'Eon; die Londoner Machthaber müssen mit Bedauern erklären: »Sein Benehmen ist verabscheuungswürdig, seine Person aber unverletzlich«[1]. So verfahren ist der Handel, als Beaumarchais eingreift.

Als der Dichter des »Barbier« in London eintrifft, hört er auf seine vielfachen Erkundigungen, dass die ersten Exemplare der Schmähschrift schon gedruckt zur Versendung bereitliegen. Da er sogleich bei Morande vorspricht, verwehrt ihm dieser den Zutritt mit dem Bemerken: er sei allerorten von Mördern und Hinterhalten umgeben; die Pariser Regierung habe ihn neuerdings mit Hülfe einer bestochenen Magd knebeln und unschädlich machen wollen; wäre Monsieur de Ronac selbst ein Engel: seine Eigenschaft als Franzose müsse ihn von jedem Verkehr mit ihm absehen lassen. Mit solchen Redensarten kommt man keinem Beaumarchais bei; die Zeit drängt; durch List und Zähigkeit bringt er Thévenau de Morande nicht blos dazu, ihn zu empfangen; er bestimmt ihn auch, mit der Veröffentlichung seines Pamphlets eine kurze Weile zuzuwarten. Mit einem Probeexemplar der Mémoires der Du Barry begibt sich Monsieur de Ronac inzwischen wiederum nach Versailles, um Ludwig XV. selbst lesen und entscheiden zu lassen, ob dies »höllisch boshafte Buch« nicht um jeden Preis zu unterdrücken sei? Der König nimmt mit behaglichem Wohlgefallen Morande's Buch und Beaumarchais' Diensteifer zur Kenntniss: alles Weitere überlässt er vorerst aber dem Herzog von Aiguillon, an welchen er Ronac weist mit dem ausdrücklichen Verbot: den Minister unter keiner Bedingung wissen zu lassen, dass der Monarch das Pamphlet erhalten und gelesen habe. Beaumarchais gehorcht selbstverständlich und spricht unter seinem Incognito bei Aiguillon vor, seinem Leidensgefährten nach Gudin's Bemerkung, (denn auch der Herzog wäre vom Parlament von Paris wegen seiner Händel mit dem berühmten Jesuitenfeind La Chalotais »bemakelt« worden: eine Ehrenkränkung, die

seiner Ernennung zum Kriegsminister und Leiter des auswärtigen Amtes keinen Eintrag that). Mr. de Ronac fand auch diesem nichtswürdigen Galan der Du Barry gegenüber die *Eloquence du moment,* so dass Aiguillon im Verlauf der Audienz plötzlich ausrief: »Entweder sind Sie der Teufel oder Beaumarchais in eigener Person«. Aber diese schmeichelhafte Erkennungsscene förderte die ferneren Unterhandlungen der Beiden in keiner Weise. Der Minister, ein rachsüchtiger Gewaltmensch, verlangte vor Allem den oder die Verfasser der Schmähschrift ausgeliefert oder doch wenigstens genannt zu erhalten. Und da sich Beaumarchais nicht dazu verstehen wollte, Morande's Gewährsmänner auszuforschen und anzuzeigen, herrschte ihn der Minister so aufgebracht an, wie er in denselben Tagen Dumouriez hatte einschüchtern wollen[1]. Während der Letztere aber sogleich nach dem Degen griff, zog sich Beaumarchais betreten zurück. Der Herzog beschwerte sich beim König über diese Weigerung des Botenläufers; der Verklagte aber meinte: er hielte es für entehrend, auf die Angaben eines so übel berufenen Menschen, wie Morande, Leute in Frankreich zu beschuldigen, die vielleicht gar keine Ahnung von dem Schandwerk hätten. Es kam in Folge dessen zu neuen, noch heftigeren Auftritten zwischen dem Minister und Beaumarchais: d'Aiguillon verfolgte ihn fortan auch mit tiefsitzendem Hasse; der König aber gab Ronac neue Vollmacht, indem er zugleich seiner Bitte willfahrte, ihm keine Angebereien aufzutragen. Nur diesem persönlichen Eingreifen des Herrschers zuliebe will der von Aiguillon entmuthigte »Vertrauensmann« Ludwigs XV. eine zweite Reise nach London angetreten haben[2].

Morande hat inzwischen den weisen Rath d'Eon's beherzigt: dass wer einmal gleich ihm das Handwerk eines Strassenräubers betreibe, dem eben vorbeifahrenden, goldstarrenden Galawagen ein so hohes Lösegeld als irgendmöglich abdringen müsse[3]. Während sich der Gazetier vorher mit 800 Guineas ein- für allemal hätte abfertigen

lassen, forderte und erhielt er von Beaumarchais am 29. April rechtsförmlich und vertragsmässig eine Abfindungssumme von 32,000 Livres, ferner eine Leibrente von 4000 Livres zugesichert, welch letztere nach seinem Ableben zur Hälfte auf seine Frau übertragen werden sollte[1]. d'Eon hatte wohl Recht, Morande scherzhaft vorzuwerfen: er wäre ein Tropf gewesen, sich bei derselben Gelegenheit nicht gleich auch aus Staatsgeldern Leibrenten für seine unehelichen Kinder, für seine Hunde und Katzen auszubedingen. Beaumarchais freilich berühmte sich dagegen: er habe Morande nicht blos dazu vermocht, sämmtliche Exemplare seines Pamphlets in einem grossen Ziegelofen ausserhalb Londons in Gegenwart von Lauraguais und Gudin vor ihm verbrennen zu lassen: es sei ihm vielmehr auch geglückt, den Gazetier aus einem gefürchteten Wilddieb in einen brauchbaren Jagdhüter zu verwandeln: d. h. Morande als wohlbesoldeten Spion der Pariser Regierung die französische Flüchtlingscolonie in London überwachen zu lassen. Zugleich heckte Beaumarchais einen weitergreifenden Plan aus, demzufolge (mit Hilfe seines alten Madrider Freundes, des jetzigen Ministers Lord Rochford) fortan kein Franzose auf englischem Boden ungestraft gegen die heimathliche Regierung schreiben dürfe. (Das einfache, wohlfeile Recept Morande's befolgte er aus gutem Grunde nicht: der Gazetier meinte späterhin als erfahrener Fachmann: das Gescheiteste sei, solchen Libellen gar keine Beachtung zu schenken: wenn die Machthaber sich um derlei Schmähschriften bekümmern, werden ihrer immer mehr; sonst aber verleiden Papierfabrikanten und Drucker unberufenen zahlungsunfähigen Pasquillanten am raschesten ihre Stücklein[2].)

Trunken von seinen Erfolgen macht sich Beaumarchais auf die Heimfahrt. Schon sieht er die Schmach des Parlamentsurtheils getilgt, schon wähnt er sich als geheimer diplomatischer und literarischer Agent in dauerndem, persönlichen Verkehr mit dem König: da erfährt er bei seiner Landung in Boulogne die jähe schwere Erkrankung und

bei seinem Eintreffen in Versailles den Tod Ludwigs XV.[1] All seine Mühen und Reisen sind umsonst gewesen: fast vorwurfsvoll schreibt er an Morande:

»Welch ein Unterschied zwischen uns Beiden! Sie verdienen mühelos (!) 100,000 Francs, während ich in sechs Wochen 780 Meilen zurücklege und 500 Guineas ausgebe ohne zu wissen, ob man mir auch nur meine Reisekosten vergüten wird. Und dabei wäre Ihr Buch nach einer Woche ohne jede Bedeutung gewesen! Hätte der König aber nur noch diese acht Tage gelebt, so wäre ich, seinem Wort gemäss, wieder in meine frühere Ehrenstelle eingesetzt worden, welche die Ungerechtigkeit mir geraubt hat; war doch die ungegründete Abneigung, die man ihm gegen mich eingeflösst, in Wohlwollen umgeschlagen. Was mich tröstet, ist, dass die Zeit der Ränke vorüber ist: ich darf mich wieder frei vertheidigen, und der neue König wird meine Beschwerden gewiss nicht abweisen etc.«[2]

»Ein Anderer«, so schreibt er einem anderen Freund, »würde sich wegen solcher Schicksalstücke aufhängen«[3]. Beaumarchais' Schnellkraft spottete des unvermutheten Schlages. Er war drauf und dran gewesen, der Vertrauensmann Ludwigs XV. in dessen heikelsten, höchstpersönlichen Angelegenheiten zu werden.... der alte König war nun freilich todt. Was hinderte ihn aber, des gleichen Amtes, nur mit besserem Erfolge bei dem neuen Herrn zu walten? Schätzte und beschützte ihn nicht der Polizeilieutenant Sartines als einen der fähigsten Nothhelfer? und durfte er nicht erwarten, dass das Regiment Ludwigs XVI. Pasquille gegen Marie Antoinette mit derselben Beflissenheit und Freigebigkeit unterdrücken werde, wie das alte die Schmähschriften gegen Du Barry? lag es nicht in seiner Hand, von Morande einen ganzen Katalog druckreifer, gegen die junge Königin gerichteter Libelle in Prosa und Versen[4] zu erhalten und Sartines einzureden: seine ganze Zukunft als Minister hänge davon ab, Marie Antoinette bei ihrer Thronbesteigung den Beweis seiner Fürsorge in der Art zu erbringen, dass er nicht Eine der ungezählten, von der Partei der Feinde Österreichs und ihrer Person, den d'Aiguillons, Maupeous, Mesdames und ihren Leuten ausgehenden Verleumdungen in die Öffentlichkeit und damit bis zu ihrem Gemahl dringen

lasse? Auf die erste Nachricht Beaumarchais'[1], dass in London das Erscheinen eines infamen, gegen die Ehre der Königin gemünzten Pamphletes bevorstehe, ist denn Sartines auch, von der Beredsamkeit und Gewandtheit seines Gewährsmannes gleicherweise bezaubert, unbedingt mit all seinen Vorschlägen einverstanden. Er stellt ihm Gelder und Vollmachten, kurz Alles, was er verlangt, zu Gebote. Das ist aber kein Kleines: Beaumarchais begehrt (aus Gründen, die uns bald klar werden dürften) eine eigenhändige Vollmacht Ludwigs XVI., in welcher der Monarch erklären soll: »Herr von Beaumarchais wird, meinem Geheiss zufolge, so rasch als möglich nach Holland und England abreisen, um meine geheimen Aufträge zu vollführen; die Schnelligkeit und Verschwiegenheit, welche er dabei bethätigen wird, sollen mir die willkommensten Zeichen seines Eifers sein«. Nicht auf einen Schlag erhält er einen so grossen Beweis des königlichen Vertrauens, auf den er, wie sich bald zeigen wird, ungemein phantastische, seine verwegensten spanischen Anschläge überbietende Pläne baut; und doch baut er *auf feste Grundlagen:* auf seine genaue Kenntniss der Charaktere Sartines' und des Königs: sein Unternehmen glückt denn auch anfangs über Erwarten.

In mehreren (im Wiener Staatsarchiv erhaltenen) Briefen offenbart er Ludwig XVI. zunächst Alles und vielleicht noch etwas mehr, als was er in Wahrheit für dessen verewigten Grossvater ins Werk gesetzt hat. Er berichtet auch, dass er Théveneau de Morande unter dem Vorwand, alte, im Tower aufbewahrte, die Rechte beider Kronen betreffende Urkunden zu prüfen, ein Jahrgehalt ausgeworfen habe, damit er genauen, regelmässigen Bericht über alle wichtigen politischen Ereignisse und über alle Erzeugnisse der Schmutzliteratur erstatte. So habe er erfahren, dass gegen die Königin unter dem Titel: »*Avis à la branche espagnole*« eine Schmähschrift vorbereitet werde, die zugleich in London und Amsterdam gedruckt werden solle. Seine (Beaumarchais') Sache sei es, dieses Vorhaben zu nichte zu machen;

[illegible]

[illegible] Drama [illegible]

[illegible] das [illegible] mein [illegible]

Mémoire, auf die Bühne gebracht (s. o. S. 63); das Stück wurde so lebhaft beklatscht und die ganze Gesellschaft hat sich unter so herzlichen Beifallsbezeugungen mir zugewendet, dass ich unter dem Eindruck meiner Erinnerungen und dieser Auszeichnung in helle Thränen ausbrach«[1].

Am nächsten Morgen verlässt der Held des Marsollier'schen Stückes Paris. Auf der Überfahrt wird das Schiff von einem furchtbaren Sturm heimgesucht und Beaumarchais dermaßen seekrank, dass ihm ein Blutgefäss springt; seine Unpässlichkeit hält ihn jedoch nicht ab, von London aus Sartines sogleich mit einer Fluth von Nachrichten heimzusuchen. Es sei ihm, Dank einer wohlgelungenen *intrigue de valets* geglückt, den Drucker des *Avis* zu bestechen und sich also das *Manuskript* des Libells zu verschaffen: die Schmähschrift sei von so giftiger Bosheit gegen Marie Antoinette erfüllt, dass Alles an die Unterdrückung des Pasquills gesetzt werden müsse; die Anschuldigungen gegen die Königin seien zudem so tückisch, dass man Ludwig XVI. schlechterdings nicht die Schrift ihrem vollen Umfange nach mittheilen dürfe: der König könnte sonst selbst Verdacht schöpfen; zum mindesten aber würde Marie Antoinette nie verzeihen, dass man ihr eine solche Beleidigung nicht erspart habe. Alles hänge nun davon ab, dass Sartines ihn wirksam unterstütze: während er (Beaumarchais) aber von nicht gar hoch fallen könne, gefährde der Polizeigewaltige, Allbeneidete, Vielbefehdete in dieser Sache seine glänzende Stellung, Gegenwart und Zukunft. Schaffe er ihm die königliche Vollmacht, so könne er für den Erfolg einstehen: sonst macht der Briefsteller Sartines für alle Folgen seiner Saumsal verantwortlich[2].

Es brauchte nicht so vieler Worte, um den Polizeilieutenant willfährig zu stimmen. Im vollen Vertrauen auf Beaumarchais als einzigen Nothhelfer in so arger Gefahr, bringt es Sartines zuwege, dass Ludwig XVI. eigenhändig an Beaumarchais, wortwörtlich nach dessen Vorschrift, (s. o. S. 286) das langerbetene Schreiben richtet. Am 11. Juli

schickt der Polizeilieutenant das kostbare Blatt nach London mit einem Begleitbrief, in welchem er seinen Vertrauensmann um möglichst viele Nachrichten bittet. Daran lässt es unser Held nicht fehlen; er überschüttet Sartines mit Briefen, auch aus Orten, die niemals in den ursprünglichen Reiseplan einbezogen waren: denn Beaumarchais eilt gleich nach Erhalt des königlichen Handschreibens nach — Wien, wie er versichert, auf der Jagd nach einem betrügerischen Drucker, der ihm nicht alle Exemplare der Schmähschrift ausgefolgt, in Wahrheit nur von der Absicht geleitet, als beglaubigter Vertrauensmann des Königs sich bei Maria Theresia einzudrängen und die Gunst der Kaiserin durch seine angeblichen Bemühungen um ihre Tochter zu gewinnen. Was ihm bei seinen spanischen Entwürfen vorschwebte: mit Hilfe der Marquise de la Croix der allmächtige Mittelsmann zwischen Frankreich und Spanien zu werden, das wollte er nun unter besseren Vorbedingungen in seinen Wiener Anschlägen vollenden: der unentbehrliche, geheime Agent zwischen zwei Höfen und Reichen zu sein. Während er aber in Spanien die Liebe Karls III. zu einer schönen Sünderin in den Mittelpunkt seines Calculs gestellt hatte, rechnete er diesmal mit einer weit edleren und zuverlässigeren Neigung: der Mutterliebe der Kaiserin für ihr so grausam angefeindetes Kind. Und wenn zuguterletzt Beaumarchais' neuer Plan noch schmählicher fehlschlug, als seine spanischen Projecte, so traf ihn diesmal schwerer, als wahrlich nicht geringe Schuld, auch der Fluch der Lächerlichkeit: denn der vermeintlich allen Regenten und Ministern überlegene Monsieur de Ronac brachte zu seiner eigenen Verherrlichung eine Criminalkomödie in Umlauf, deren plumpe Lügen damals sofort von den stumpfsten und schärfsten Geistern, von dem Postknecht, der ihn des Weges führte, bis zum Staatskanzler Kaunitz, der ihm das Handwerk legte, durchschaut wurden und heute noch seinen Ruf als gewitzter Kopf in Frage stellen. Wir haben mit diesen Bemerkungen der Darstellung

nicht vorgegriffen: denn alle folgenden Erzählungen Beaumarchais' wollen nicht auf Treu und Glauben hingenommen, sondern nur als phantasievolle Geschichten eines noch dazu ungeschickten »Maschinisten« aus der Schule Figaro's geprüft und beurtheilt sein.

Beaumarchais berichtet, dass der Eigenthümer des Libells *»Avis à la branche espagnole«*, ein sicherer William Atkinson, sich gegen ein Honorar von 1200 Guineas bereit erklärt habe, 4000 Exemplare der Schmähschrift in London, beziehungsweise in Amsterdam, zur Vernichtung auszuliefern; dagegen verpflichtet sich Beaumarchais in einem, wesentlich nach dem Schema des Morande'schen Vertrages gehaltenen (im Wiener Staatsarchiv aufbewahrten) Abkommen Atkinson eine Anzahlung von 400 Guineas, den Rest von 800 Guineas aber in Amsterdam zu geben.

»Und am nächsten Samstag, 23. Juli, 3 Uhr morgens, habe ich, Ronac, mich zu Fuss von London auf die Strasse nach Oxford begeben und daselbst einen Wagen aus jener Richtung mir entgegen kommen gesehen; Herr Atkinson ist mit zwei Begleitern, anscheinend Druckerjungen, ausgestiegen; der Wagen fuhr nun ungefähr eine Viertelmeile seitwärts: endlich wurde an einem ziemlich abgelegenen Orte Halt gemacht, dort wurden 4000 Exemplare aus dem Wagen genommen und *genau gezählt:* Alles stimmt; nur acht Exemplare weist Atkinson in verletztem, beflecktem Zustand vor.«

Als sich Ronac aber nun auch das Manuskript zeigen lässt, bemerkt er (der das Original s. o. S. 288 gesehen), dass dasselbe nur eine Ab-, nicht die Urschrift sei. Atkinson will Ronac glauben machen, dass er kein anderes habe; als dieser aber zur Antwort gibt: er lüge und er würde nicht eher abgefunden werden, bevor er Ronac nicht das Originalmanuskript ausfolge, *erröthet* (!) Atkinson und gesteht, dass er dasselbe wohl besässe, aber dessen Rückstellung (an den Autor?) versprochen habe. Ronac setzt dem Ertappten so scharf zu, dass dieser sich endlich zu Wagen aufmacht, um das gewünschte Manuskript aus Oxford zu holen. Inzwischen lässt Ronac mit Hilfe der Druckerjungen Feuer an die Druckschriften legen, so dass fast die ganze

Auflage verbrannt war, als Atkinson nach dreistündiger Abwesenheit wieder zurückkehrte. Eine Weile weidete sich Beaumarchais an der Bestürzung des Ankömmlings über diesen Streich; dann aber gab er ihm die bedungenen 400 Guineas und willfahrte auch Atkinson's Verlangen, dass alle handschriftlichen Copieen zu seiner, wie zur Sicherheit seiner Auftraggeber mitverbrannt würden. Über alle diese grossen und kleinen Vorfälle setzt Beaumarchais-Ronac ein Schriftstück auf, das er auf seinen Knieen zu Papier bringt. Der Schlusssatz des merkwürdigen Protokolls lautet:

»Auf meine Bemerkung, dass mein Contrahent sehr wahrscheinlicher Weise nicht Atkinson heisst, da er einem Italiener weit mehr, als einem Engländer gleiche, gestand er mir, dass sein eigentlicher Name: G. Angelucci laute. Demgemäss verlangte ich, dass er die gegenwärtige Quittung über 400 Guineas auch mit diesem, seinem echten Namen fertige, was er denn gleichfalls that«.

An demselben 23. Juli findet Beaumarchais aber noch Zeit und Lust, seinem alten Freund Garrick brieflich für den Antheil zu danken, den er, wie vordem an der »Eugénie«, nun auch am »Barbier von Sevilla« genommen: er werde unbedingt nach seinen, des erfahrenen Theatermannes, Vorschlägen L'Eveillé Opium geben und ihn auf offener Scene *montrer endormi.*

»Als ich just an diese Verbesserungen ging, erhielt ich einen Brief aus Paris, demzufolge eine Dame eine Abschrift meines Stückes in Gesellschaften umlaufen und vorlesen lasse. Die Nachricht hat mich dermaßen aufgeregt, dass ich auf der Stelle beschloss, den »Barbier« in fünf Akte umzuarbeiten, damit mir in Frankreich Niemand mit einem unbefugten Druck meiner Komödie zuvorkäme. Das schreibe ich auch sofort nach Paris, um meine Absicht unter die Leute zu bringen; denn sollte nach dieser Meldung noch irgendwer die Unanständigkeit soweit treiben, mein Werk zu drucken und zu vertreiben, so werden sich keine Käufer finden, denn alle Welt wird sagen: »das kann nur ein Fragment sein, das man dem Autor gestohlen hat«.

Mit dieser auch für England berechneten Reclame schliesst Beaumarchais noch nicht: er übersendet Garrick

ein vollständiges Exemplar seiner Mémoires im Process Goezmann als Zeichen seiner Achtung und Sympathie: ja er hätte das Geschenk dem berühmten Schauspieler und seiner Frau am liebsten persönlich überbracht, wenn ihn nicht »unaufschiebbare Geschäfte« nach Holland abberiefen[1].

Am 24. Juli schifft er sich nach Calais ein. In diesem französischen Hafen angelangt, schreibt er Sartines, in längstens 14 Tagen wolle er wieder daheim sein; nur besorge er, in der Zwischenzeit Menschenfeind zu werden beim Anblick all des Bösen, das er in seinen leidigen Geschäften mit ansehen müsse; indessen habe er in England seine *opération* trotz mannichfaltiger Fährlichkeiten glücklich zum Abschluss gebracht[2]. Das war nun freilich eine (bewusst oder unbewusst vorgebrachte) irrige Behauptung, denn in Holland beginnen erst die Schwierigkeiten oder — Reinekestücklein seiner Sendung. Am 3. August will Beaumarchais Angelucci in Amsterdam getroffen und von ihm eine dritte Abschrift des Manuskriptes, sowie die in London gedruckten Blätter des Vorwortes erhalten, zum Entgelt aber Atkinson am nächsten Tag einen namhaften Betrag in Baarem und den Rest in Wechseln gegeben haben. Der Handel scheint vollständig beendigt. Da sendet er plötzlich am 6. August einen Brief nach Paris[3], in welchem er sehr entrüstet anzeigt, Atkinson sei abends zuvor jählings aus Amsterdam verschwunden. Diese überhastete Flucht habe ihn auf den Verdacht gebracht, Atkinson-Angelucci sei vielleicht gar mit einem andern Manuskript des Libells durchgebrannt, um dasselbe anderwärts zu veröffentlichen. Und sein Verdacht sei Gewissheit geworden, als er von einem engeren jüdischen Landsmann Angelucci's, Dank einer Bestechung von 25 Louis, in Amsterdam erfahren habe, der Flüchtling sei auf dem Wege nach Nürnberg, um in einer deutschen, und wenn das nicht gelingen sollte, in einer heimischen italienischen Druckerei die Schmähschrift drucken zu lassen. Diese (natürlich gleichfalls völlig unerwartete) Neuigkeit bestimmt Beaumarchais,

dem wortbrüchigen Angelucci über Trier und Cöln in Eilfahrten nachzusetzen. Sein angebliches Ziel ist Nürnberg: denn — (so schreibt er am 12. August aus Frankfurt am Main) — er hoffe *mit voller Zuversicht, Atkinson noch vor den Thoren dieser Stadt einzuholen.* Er klagt über Schmerzen in der Brust, Fieber und Reisestrapazen auf den schlechten Fahrstrassen; er bedürfe dringend einen Aderlass, um seine Lebensgeister wieder aufzufrischen. Trotzdem will er nur vier Stunden in Frankfurt verruhen: so wichtig sei es, des Italieners habhaft zu werden.

»Ich habe nichts geleistet und keinerlei Dank verdient, wenn ich ihn nicht erreiche; aber ich habe zweifellos nichts in meinem Leben vollbracht, was mir soviel Mühe und Gedankenarbeit gekostet, als mein jetziges Vorhaben. Was immer ich in Zukunft noch unternehmen mag, alles Spätere, wie alles Frühere, ist Kinderspiel im Vergleich mit meiner jetzigen Aufgabe.« Den Muth zu so grossen Thaten habe ihm einzig und allein die königliche Bestallung gegeben (er trug das eigenhändige Schreiben Ludwigs XVI. denn auch, wie das Bild einer Geliebten, in einer goldenen Kapsel, wie er versicherte, sorglich verborgen, um den Hals, in Wahrheit jedoch zum Gespött aller Wissenden zur Schau[1]: *»Emulation pour mes travaux«* lautete die Inschrift dieses »Talismans«, der fortan in seinen Erzählungen von höchster Bedeutung wird). »Ich bin — so fährt er fort — wie ein Löwe«: er setze seine Eitelkeit, ja seinen Stolz darein, allein eine Sache ins Reine zu bringen, an der zwanzig *ministres plénipotentiaires* verzweifeln würden. Sollte während seiner Abwesenheit ein auf 100 Louis lautender Wechsel auf Angelucci vorgewiesen werden, so möge man dessen Einlösung verweigern. »All meine Geschäfte in Frankreich sind in Verwirrung; aber andere Zeiten, andere Sorgen«: er sei tausendfach beglückt, wenn er erst diese Angelegenheit glücklich hinter sich habe.

Aber so hastig er auch vorwärts stürmt: er hätte vielleicht doch noch einen freien Augenblick erhascht, die Bekanntschaft des in derselben Stadt weilenden Frankfurter Anwaltes zu machen, der just vorher sein spanisches Abenteuer dramatisirt hatte, sofern Mr. de Ronac von diesem Stück überhaupt etwas gewusst hätte; der junge Goethe aber, der nachmals den Spuren Cagliostro's in Italien nachging, würde sicherlich mit Antheil den fremden Abenteurer

aufgenommen und betrachtet haben, der vor dem grössten Theaterstreich seiner Reise steht.

Unterwegs, zwischen Würzburg und Diebach, hört Mr. de Ronac, dass letzthin der Postwagen bei Possenheim ausgeraubt worden[1]: eine Neuigkeit, welche er für den Plan seines Intriguenstückes als dankbares Motiv eines unvorhergesehenen Zwischenspiels sofort zu verwerthen gedachte. Kurz vor der Einfahrt in die Station Neustadt a. d. Aisch bemerkt nämlich der Postillon[2], dass

»sein Passagier aufsteht und aus dem Sitzkästlein etwas wie ein Kammfutter und daraus einen Spiegel und ein Scheermesser heraustut. Der Kutscher Dratz fährt in Folge dessen langsam, ganz bedenklich, dass der Passagier sich unter dem Fahren sollte rasiren wollen. Beim Lichtenholz (einem kleinen Wäldchen zur Linken der Chaussée) lässt der Passagier halten, steigt aus, heisst durch seinen Bedienten den Postillon weiterfahren und geht mit dem spanischen Rohre in der Hand in das Gehölz. Der Postillon war der Meinung, es geschehe eines natürlichen Triebes willen; doch weilen in der Nähe einiges Gesträuch, vermochte er nicht abzusehen, warum derselbe so weit holzeinwärts gehe[3]. Als der Postillon wieder Halt machen will, verwehrt ihm das der Bediente. Im gemächlichen Trabe trotten die Pferde bis an das Ende des Wäldchens. Hier wartet der Postillon, da der Passagier nicht nachkommt, »bey einer halben Stunde«. Mittlerweile wären drei Handwerksbursche, Zimmergesellen, so bey ihren Bündlen Zwergäxte auf dem Rücken gehabt, nachgekommen, und als eine Weile darauf der Passagier auch wieder beykommen, hätte solcher ein weisses Tüchlein um die eine Hand gewickelt gehabt und, wie der Bediente dem Postillon auf Deutsch gesagt, gesprochen, er hätte Spitzbuben gesehen. Es hätte demselben aber nichts gefehlt, noch er (Sager) an des Passagiers Hand oder sonst am Leibe etwas gesehen, noch dieser ausgesagt, dass ihm etwas wäre genommen worden und er dahero zu dem Bedienten gesprochen: vielleicht hat der Herr die Handwerksbursche gesehen und vor Spitzbuben gehalten. Der Passagier habe sich dann wieder eingesetzt und fortfahren lassen. Als er durch die Statt oberhalb dem Armenhaus*) ge-

*) Bei einem Besuch von Neustadt a. d. Aisch erfuhr ich, dass im vorigen Jahrhundert das Armenhaus am Ende der Ortschaft auf dem Wege nach Emskirchen stand. Beaumarchais hatte also die Stadt im Rücken, als er dem Kutscher die erste Mittheilung von dem Raubanfalle machte.

kommen war, liess er die Fenster aufmachen; hiebei sah Dratz, dass Jenem Blut durch das weisse um die Hand gewundene Tüchlein dringe, auch an der linken Seite des Halsses an der Halssbinde etwas Blut seye und auf sein Fragen derselbe gesagt: er wäre geschossen worden.«

Der Postillon will nun sogleich zu dem Stadtvoigtey-Amt zurück; das leidet aber Beaumarchais nicht, sondern lässt weiterfahren. In der nächsten Station Emskirchen »habe der Passagier zwar auch vorgegeben, dass er von Spitzbuben wäre angegriffen worden, jedoch weder die Wunden sehen lassen, noch die Anzeige zu thuen gestatten wollen, sondern nach Nürnberg geeilet«. Gleich nach seiner Ankunft im Gasthof zum rothen Hahn fragt Ronac nach dem Bürgermeister, zu dem er gehen müsse. Auf den Bescheid des Wirthes Conrad Gruber, dass es wohl schon zu spät sei, verschob er sein Vorhaben auf den nächsten Tag und erzählte vor dem polnischen Obristlieutenant von Nitschky und dem Postsekretair von Fetzer:

»er sei am hellen Tag zwischen 3—4 Uhr von Strassenräubern angefallen und verwundet worden; er wäre vor Neustadt, um sich zu erleichtern, in das Tannenwäldchen gegangen: sogleich aber hätte er Einen zu Pferd auf sich zukommen sehen, desgleichen einen Andern zu Fuss. Jener wäre stark auf ihn hergeritten und hätte ihm alsogleich mit blossem Seitengewehr einen heftigen Stoss mörderisch auf die Brust versetzt. Zum Glück für ihn wäre der Stoss jedoch *auf seinem an einer goldenen Kapsel anhangend gehabten Orden abgeglitscht*, so dass er dadurch am Kinn verwundet wurde und an der Brust eine Quetschung erlitten. Zu gleicher Zeit hätte er sich gefasst, nach dem Gewehre mit der Linken gegriffen, so dass ihm der Mörder aber wiederum durch die Hand gezogen und solche nebst den Fingern dabei stark durchschnitten hätte. Hernach wäre der zu Fuss gewesene Kerl hinter ihm hergekommen und hätte ihn packen wollen. Da sei es ihm geglückt, sich seiner zu bemeistern und ihn zu Boden zu werfen, wornach er sein Sackpistol herausgezogen, welches den zu Pferd habe fliehen und den zu Fuss um Pardon kniefällig bitten gemacht. Der zu Pferd habe im Wegreiten Hut und seine Peruquen verloren, unter welchen er seine schwarzen Haare verborgen hatte. Weil nun der Wagen von ihm schon ein Stück Weges entfernt gewesen, ihm aber vorgekommen, dass er noch mehrere Leute im Wald gesehen,

so hätte er, Gott dankend, dass er sich gerettet, diesen Kerl auch davon laufen lassen und wäre seinem Wagen nachgeeilet«.

Zugleich schilderte er beide Kerle, die »er nach allem Augenschein für Juden hielte, in einer eigenhändigen Beschreibung auf das natürlichste«. Mit der Vollständigkeit seiner Theateranweisungen vergegenwärtigt er die beiden Räuber ihrer äusseren Erscheinung, ihrer Tracht und ihrem Behaben nach. Und er hat nicht blos die gelbe Gesichtsfarbe und Adlernase des Einen, das blonde Haar und die vollen Wangen des Zweiten bemerkt: *er kennt auch ihre Namen;* die Spiessgesellen haben einander angerufen, und Ronac hat deutlich vernommen, dass die Bursche —*Angelucci* und *Hatkinson* heissen[1]. Die Stammgäste des »rothen Hahn« bezeugen dem Fremdling natürlich ihre lebhafteste Theilnahme. Der Wirth sieht auch, dass Ronac »an der Hand lädirt sei; doch zeigt ihm der die Blessur nicht ganz, sondern thut die Binde nur etwas beiseite; auch lässt er sich ein ihm angebotenes englisches Pflaster weder auflegen, noch sich von einem Chirurgen verbinden«. Am nächsten Morgen steht er vorzeitig auf, so dass ihn der Wirth »nicht gar zu richtig im Kopf halten kann«. Vormittags geht er noch zum Bürgermeister, dem er, nachdem er bei seinem Besuch die ganze »Räubergeschichte« erzählt hat, in einem sogleich nachgesandten Brief noch anzeigt: »man werde den von ihm so genau beschriebenen Mann um so leichter ausforschen und erkennen, als er ihm mit dem Pistolengriff ein paar Zähne eingeschlagen habe; vielleicht sei er auch an den Hüften verwundet: denn als er sich auf den Boden warf, habe Ronac dessen Ledergürtel aufgeschnitten, um ihn zu fesseln und mit sich fortzuschleppen, ein Vorhaben, das nur daran scheiterte, dass ein paar Spiessgesellen des Wegelagerers in der Ferne erschienen. Da nun der Klang des Posthorns auch die Spitzbuben irremachte, habe er sich zurückgezogen, das Rohr in der Rechten, die Pistole in der Linken«. Nach diesen überraschenden Enthüllungen ver-

lässt Mr. de Ronac, »ein Edelmann aus Frankreich«, Nürnberg mit dem Bedeuten, dringende Geschäfte führten ihn nach Wien zur Kaiserin[1]: unterdessen mögen die Magistrate innerhalb ihres Gerichtsbannes nur besonders Acht auf die beiden Räuber Angelucci und Atkinson haben[2]. Zu Wagen setzt er die Reise bis Regensburg fort. Das Schüttern der Kutsche schmerzt ihn jedoch dermaßen, dass er daselbst seine Chaise auf ein Floss stellen lässt und seine Fahrt auf der Donau fortsetzt. Er ist kaum zu Schiff, als er auch schon sein Abenteuer nach Paris berichtet: in zwei umfangreichen an die Herren Roudil (?) und Gudin gerichteten Briefen, die biographisch und psychologisch für die Kenntniss Beaumarchais' gleich wichtig sind[3]. Er berichtet alle Einzelnheiten des räuberischen Überfalles so eingehend und wiederholt sie so oft, als ob es (was nicht so unmöglich ist) gelten würde, eine Version mit voller Sicherheit und Geläufigkeit sich zu eigen zu machen. Abgelöst werden diese Historien ab und zu von lebendigen Augenblicksbildern der Landschaft und Staffage. Am eigenthümlichsten sind aber unablässige Betrachtungen seiner Individualität und Lage: eine Selbstzergliederung, die all diejenigen zum Nachdenken, wo nicht gar zum Schweigen mahnt, die Figaro's Monolog als unnatürlich anfechten, da nun und nimmer ein Mensch im Zustand der höchsten Aufregung die eigene Persönlichkeit und das eigene Geschick so einlässlich und so kritisch analysiren werde. In den Schreiben an Roudil und Gudin und in gar vielen andern Briefschaften Beaumarchais' finden wir ein Gleiches: denn er spricht zu sich und zu andern von Niemanden lieber, fleissiger und selbstverrätherischer, als von seinem interessanten Ich. So vergleicht er sein Abenteuer zunächst mit dem Erlebniss des Cartesius, der ja auf demselben Flusse stromab fahrend und im Kahne behaglich lesend, hörte, wie die Schiffer (im Glauben, er verstände ihre Sprache nicht) sich verabredeten, ihn zu tödten. Mit derselben Geistesgegenwart, mit welcher der Philosoph aber angesichts der

Meuchelmörder seine Waffen prüfte, habe er einen räuberischen Überfall zu Schanden gemacht. Damit aber seine Freunde, vor Allem aber seine Freundinnen nicht erst aus dem Zeitungsblatt erschreckende und lügenhafte Berichte von dem Zwischenfall erhalten, erzählt er selbst die Geschichte, nur breiter und weiter ausgeschmückt, als den Nürnberger Honoratioren. Beaumarchais weiss nun mit einemmale, dass die Räuber deutsch geredet: dass er dem ersten Strolch stumm seine Pistole zeigte und also rückwärts schreitend, sich an eine dicke Tanne lehnte und mit einer geschickten Wendung den Baum als natürliche Schutzwehr gegen den Angreifer benutzte; dass er diese Taktik bei einem zweiten und dritten Baum wiederholt habe, stets den Stock hoch erhoben und die Pistole auf den Räuber gerichtet, in der Zuversicht, also rasch auf die Landstrasse zu kommen, als mit eins eine Stimme hinter ihm laut geworden sei. Da er den Kopf wendet, sieht er einen langen Schlingel in einer blauen Weste ohne Ärmel, der von hinten auf ihn zulief. Und nun folgt die ausführliche Beschreibung des Handgemenges, bei welchem der erste Räuber, nachdem Beaumarchais' Pistole versagte, mit voller Wucht einen Dolchstoss auf seine Brust führte. »Es war um mich geschehen«, ohne die wunderbare Fügung mit der goldenen Kapsel, die nun in neuer Pracht vergegenwärtigt wird. In Frankfurt habe er nämlich ein Seidenfutteral für den Talisman machen lassen, da er das kalte Metall bei der Hitze nicht auf blossem Leibe tragen wollte. Die unvermuthete Rettung aus solcher Todesnoth habe ihm neue Kraft gegeben: wie ein Tiger sei er auf den Banditen gestürzt. Wenn er nun auch ein paar Schnittwunden an Hals und Händen abbekam, so habe er den Feigling doch voll und ganz bewältigt, so dass sein nichtswürdiger Kamerad das Ross des Bezwungenen bestieg und sich davonm[illegible]te, »während der Letztere knieend, mit gefalteten H[illegible] und den Worten: O mein Gott! um sein Leben [illegible] Schon wäre der Erzähler drauf und

dran gewesen, den Banditen umzubringen. Da kam mir in den Sinn, dass die Tödtung eines fussfällig um sein Leben flehenden Menschen eine Art von Mord, eine jedes Ehrenmanns unwürdige Feigheit sei.

»Versuchen Sie es, diese meine Gefühle in ihrem raschen, jähen Wechsel nachzuempfinden, und Sie werden begreifen, wie inmitten der grössten Gefahr, deren ich mich vielleicht jemals zu erwehren hatte, ich die Verwegenheit aufbrachte, den Kerl gefesselt zu meinem Wagen schleppen zu wollen. Mit *seinem* Messer, das ich in der Rechten hielt, schnitt ich seinen gemsledernen Gurt von rückwärts auf: das war um so leichter, als der Strolch bäuchlings auf der Erde lag: kurz, Alles war schon im besten Zuge gewesen, als der flüchtige Bandit mit einigen Helfershelfern wiederkehrte. Nur der Umstand, dass ich vorhin unbedacht das Messer weggeworfen, hinderte mich, den Kampf mit der ganzen Räuberbande aufzunehmen. Um jedoch dem Knieenden einen Denkzettel zu geben, schlug ich ihm mit dem Pistolengriff ein paar Zähne aus. Er hielt sich für todt und fiel hin. In diesem Augenblick kam der Postillon, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, in den Wald, um zu sehen, ob ich mich nicht am Ende verirrt. Dabei blies er auf dem kleinen Horn, das alle deutschen Postillons quer über die Brust gehängt tragen. Diese Töne und sein Anblick machten die Verbrecher stutzig, und sowie sie mich auf der Landstrasse sahen, suchten sie das Weite. Mein Lakai und der Postillon(?) sagten, sie hätten *den Spitzbuben mit der blauen Weste ohne Ärmel, den Rock über die Schulter geworfen, neben dem Wagen vorüberlaufen gesehen**); vielleicht hoffte er meinen Wagen zu plündern, da er sich meiner Börse nicht hatte bemächtigen können. Ich wusch meine Wunden; die auf der Brust war nur eine leichte Schramme, die am Kinn aber sehr tief; ein Glück, dass bei dieser Verwundung nicht das Hirn verletzt wurde! Mein schlimmstes Leiden aber bleibt ein stechender Schmerz in der Magengrube bei jedem Athemzug; ich muss im Handgemenge einen starken Schlag in diese Gegend bekommen haben, den ich nicht sogleich verspürte**). Der Zwischenfall mit der Goldkapsel hat die wackeren Nürnberger so überrascht, dass sie nicht müde wurden, den Talisman, sein Siegel und sein Futteral zu bewundern: alle wollten

*) Die Handwerksburschen s. o. S. 294.

**) Vielleicht auch Nachwehen der schweren Seekrankheit [illegible] u. 301.

dass ich der heiligen Jungfrau, zum Dank für die glückliche Rettung, ein Hochamt weihen sollte. Und ich *(les laissant dans leur erreur)* meinte lachend: es wäre ein offenkundiger, ja unanständiger Widerspruch, der Jungfrau dafür zu danken, dass eine Kapsel mit dem Bildniss einer Frau *(qui ne l'est point)* mich vor dem Tode bewahrt habe. Die braven Leute ermangelten nicht, mich auf diese Antwort hin einen »drolligen Kauz« zu nennen. Ich theile ihre Ansicht: aber man hat leicht lachen, wenn man nach einem so verteufelten Abenteuer wieder auf den Beinen steht. Künftig wird man meinen Beinamen ändern und mich statt *Beaumarchais le blâmé* Beaumarchais den »Benarbten« *(balafré)* nennen müssen. *(Balafre,* setzt er ganz im Stil seiner Zeit hinzu, *qui ne lassera pas que de nuire à mes succès aphrodisiaques; mais qu'y faire?* muss nicht alles ein Ende nehmen?)

Stellen Sie nun mit mir einige philosophische Betrachtungen über mein wunderliches Schicksal an: es ist der beste Anlass dazu vorhanden; denn so heiss es auch vor den Schranken des Justizpalastes war: im Tannicht von Neustadt war es noch um ein paar Grade schwüler. Bedenken Sie, mein Freund, dass ich noch lebe; mehr als das: dass ich fortan allemal schon bei dem blossen Gedanken froh sein werde, dass ich noch am Leben bin; denn es wäre doch die grösste Dummheit, jetzt an diesem qualvollen Magendrücken zu sterben, nachdem ich den beiden Mördern eben erst entronnen bin. Halten Sie mich einer solchen Thorheit fähig? Gewiss nicht. Ich will nur ein wenig ausruhen und mich pflegen, bevor ich die Rückreise nach Frankreich antrete. *Meine Geschäfte sind beendigt.* Aber ich sehe noch aus wie eine Maske mit meinen Narben und Schrammen, meinem eingebundenen Schädel und meiner steifen Hand. Nehmen Sie dazu, dass ich bei jedem Athemzuge Gesichter schneide, wie ein Gefolterter: das gibt etwa in der Minute vierzig Grimassen, die mich womöglich noch mehr verunstalten, und nun mögen Sie sich vorstellen, wie bös ich aussehe. Trotz alledem kann ich mich nicht enthalten, zu lachen, wenn ich der Fratzen gedenke, *die ein feiger, auf offener That betretener Spitzbube annimmt, der um Gnade betteln muss.* Als ich dieses Schauspiel zuerst sah, lächerte es mich aber gar nicht: ich sah nur, wie sehr ein Mensch von kaltem Blut im Vortheil ist gegen den Fassungslosen. Das hab' ich mir zeitlebens gesagt sein lassen und solcherart auch mein überschäumendes Wesen gebändigt. Nur kleine Verdriesslichkeiten verderben mir ab und zu die Laune; grosse Widerwärtigkeiten nehme ich stets ruhig und schlagfertig auf. Trotzdem leidet meine Natur unter so mühsamer Selbstbeherrschung; je mehr ich sie bei gewichtigen

Anlässen bändige, desto unbewachter kommt mein Erbübel bei Nadelstichen zum Vorschein, so dass ich in Wahrheit zwei Menschen in mir vereinige: der Eine stark im Drang der Nothwendigkeit, der andere kindisch und thöricht. Wenn dieser Brief etwas zusammenhangslos ist, so werden Sie nachsichtig sein bei dem Gedanken, dass ich beim Athemholen fast ersticke. Das Fieber hat mich schon gepackt, als ich das preussische Gebiet verliess; denn die Strasse von Nimwegen bis Cleve ist in so scheusslichem Zustande, dass schon *die Strapazen dieser Wagenfahrt genügt hätten, mich krank zu machen.* Wenn der König von Preussen, so sagen die Leute in der Gegend, uns nichts mehr wird nehmen können: erst dann wird er uns in Ruhe lassen. Der Salomo des Nordens liebt also das Geld nicht wenig. Im Allgemeinen besitzt er auch mehr Fähigkeiten als Tugenden, so dass er von der Geschichte in die barbarische Klasse der Eroberer, nicht in die der Könige versetzt werden wird . . Ich hätte mir in Frankfurt die Ader schlagen lassen, wie ich mir das vorgenommen: aber ich konnte das nicht, ohne mich allzusehr aufzuhalten; und sehen Sie, wie sich Alles doch zum Besten wendet: hätte ich in der freien Reichsstadt meinen Leib durch einen Aderlass schwächen lassen, wo würde ich das Feuer und die Kühnheit hergenommen haben, mich Tags darauf im Gehölz von Neustadt aus der Gefahr zu befreien? Wahrhaftig, mein Freund: ich werde noch Panglossist*) werden, ich fühle, dass mich Alles dazu treibt. Ist der Optimismus auch eine Chimäre, so muss man doch zugeben, dass es keine lustigere und tröstlichere gibt, dabei bleib' ich. Begeben Sie sich, mein Freund, eilends zu allen Männlein und Weiblein meiner Bekanntschaft, lesen Sie ihnen, nachdem Sie die beruhigende Versicherung vorausgeschickt, dass ich noch am Leben bin, diese Zeilen vor und begleiten Sie die Lectüre mit allen erbaulichen Betrachtungen, welche Ihnen mein Geschick eingeben muss. In drei Wochen kann ich in Paris sein. Ich halte es mit dem Wort: Fleisch und Blut kehrt immer wieder. Adieu, mein Freund! Versammeln Sie, ich bitte Sie darum, zu Ehren des armen Krüppels meinen Vater, meinen kleinen Gudin, Freund Chateigneraye, Lépine, Tribouillard (?), kurz, wen Sie wollen, und trinken Sie, nachdem Sie Allen die Geschichte umständlich erzählt haben, auf meine Gesundheit. Wenn Ihr mich wiederseht, werdet Ihr es machen, wie die Bauern, in deren Dörfern ich Halt mache und die mein Abenteuer von den durchkommenden Postillons gehört haben. Sie rotten sich um meinen Wagen zusammen und sagen, wie mein

*) Pangloss ist bekanntlich der Optimist in Voltaire's »Candide«.

Diener mir verdolmetscht: »Seht doch, da ist der Franzos, der im Wald von Neustadt todtgeschlagen wurde«. Ich lache und sie sperren die Mäuler voll Verwunderung auf, einen Ermordeten lachen zu sehen. Aber ich spreche von gestern, denn heute bin ich auf der Donau, einem sehr schönen Fluss, dessen vielgekrümmter Lauf jeden Augenblick ein anderes Bild der Uferlandschaft bietet«.

Rühmend gedenkt er noch der allgemeinen Theilnahme und Hilfsbereitschaft, die er vom Bürgermeister bis zum Gastwirth bei allen Nürnbergern gefunden; dann schliesst er:

»Ich schickte eines Tages dem Prinzen von Conti aus Ostende eine Schilderung des Lebens und Treibens im Hafen, mit der Bemerkung: dass wenn ich an den Schranken des Parlaments von Paris ein wenig mit der Menschheit hadern musste, ich mich am Hafendamm von Ostende gründlich mit ihr aussöhnte. So habe ich auch in Nürnberg all die Menschenliebe wiedergefunden, die mich in Neustadt verlassen hatte«.

Der überlange Brief thut seiner Schreiblaune so wenig Eintrag wie seine Wehleidigkeit: am nächsten Tag ist er flink dabei, auch Gudin in einer umfänglichen Epistel zum Herold seiner Heldenthaten zu bestellen.

»Was soll ein armes Häslein auf seiner Liegerstatt denn anders thun, als sinniren?« meint Lafontaine. Was, zum Wetter, so frage ich, soll man in einer Barke anders thun, als — schreiben? *La lecture isole, l'écriture console.* Damit klagt er ihm gesprächig seine Leiden: philosophirt in seiner Manier über die Räuber und seine körperlichen Beschwerden. Besonders warm wird er aber erst, als am Landungsplatz von Linz zwei Hirten mit ihren Clarinetten herankommen: die Schäfer spielen vortrefflich und die Hoffnung auf ein paar »*craitches*« (Kreuzer) lässt sie trotz Sturm und Regen ausharren. »Sie kennen meine Liebe zur Musik und wissen, dass ich nun gleich guter Dinge bin. Zwei Waldhornspieler gesellen sich zu den Clarinettisten, und damit bin ich meilenweit von allen Dieben, Dolchen, Wäldern, Parlamenten, kurz allen bösen Quälgeistern entfernt, die viel unglücklicher sind, als ich, den sie so sehr verfolgt: denn sie haben Unrecht.

Aber schon naht eine neue Verfolgung: man untersucht mein Gepäck, um nachzuforschen, ob ich nicht blos in meinem Felleisen, sondern vielleicht gar in meiner Brieftasche irgend etwas mitführe, was den Gesetzen der Kaiserin widerspricht. Das Lustigste aber ist, dass die Leute, welche meine Papiere durchsehen, kein Wort französisch verstehen. Sie können sich also vorstellen, welch gründliche Untersuchung das abgibt. Noch ein Gulden! — (denn darauf läuft die ganze Visitation hinaus und zu grossen Beileids-Äusserungen über meine Wunden). Nun schwimm' ich auf meinem mit sechs Ruderern bemannten Boot wieder stromabwärts. Der Regen hat aufgehört; vom Gipfel bis zum Fuss der Berge gewähren die Abstufungen vom Dunkelgrün der Tannen zu den hellen Farben der Linden und der reichbebauten Fluren einen entzückenden Anblick. Und wenn ich nicht dem Ersticken nahe wäre, möchte ich das herrliche Schauspiel der Landschaft mit dem lieblichen, an beiden Ufern von Hügelzügen begränzten Flusse mit vollem Behagen geniessen. Unsere Maler mögen immerhin sagen, dass die Natur dem Auge (nach den Prinzipien der Perspective) nur drei »Gründe« offenbart: Vor-, Mittel- und Hintergrund: ich beharre darauf, dass es ihrer vier, fünf, ja unendlich viele gibt, und doch ist mein Auge nicht entfernt so geübt, wie das ihrige — O Gott! wie sehr leide ich!«

Und nun folgt ganz unvermittelt ein neues Klagelied über Brustweh, Bluthusten und den schlechten Calcul der Räuber, die um ein paar elender Dukaten willen das eigene und fremde Leben auf's Spiel setzen:

»Wäre es nicht einfacher, bei einem Überfall *bona fide* ein Abkommen mit ihnen zu treffen? Man könnte den Banditen etwa sagen: »Ihr treibt ein so gefährliches Handwerk, dass es Euch wohl viel tragen muss; wie hoch schlagt Ihr das Risiko an, gehängt oder gerädert zu werden? Ich meinerseits muss es gegen das Eures Dolchstosses in die Wagschale werfen«. Und also könnte man nach Maßgabe von Zeit, Ort und Individuen einen festen Tarif entwerfen. Bewundern Sie nicht, mein Freund, wie frei ich mich dem Lauf meiner Gedanken hingebe? Ich schreibe Ihnen ja doch nur, um mich in meinen Leiden zu zerstreuen, die in Wirklichkeit grösser sind, als bisweilen mit meiner Tapferkeit verträglich ist. Dennoch bin ich nicht so arg zu bedauern, als Sie vielleicht glauben: ich lebe ja noch, da ich schon todt sein sollte. Dies ist ein volles Gegengewicht für die Heftigkeit meiner Schmerzen. Wäre ich versichert, dass das Glück zu denken, dem ver-

bliebe, dem der Tod die Empfindung raubt*), so gestehe ich, dass ich lieber todt wäre, als so zu leiden: denn ich hasse Schmerzen über Alles. — Wenn man aber bedenkt, dass der Tod uns vielleicht Alles raubt, scheint es unmöglich, sich das Leben zu nehmen. Als die entsetzlichsten Prophezeiungen meiner Freunde in Paris am Vorabend jenes verhängnissvollen Urtheils mich erschreckten, da freilich sah ich die Dinge anders an (s. o. S. 268). Alles erwogen, glaube ich also, dass für den einsamen oder wilden Menschen physische Leiden das grösste Übel, für den in Gesellung Lebenden aber die moralischen quälender sind«.

In dem Ton moralisirt er mit selbstgefälliger Nutzanwendung auf den gegebenen Fall weiter fort.

»Vom Wegwerfen des Messers abgesehen, glaube ich bei dieser Gelegenheit, die Theorie von ruhiger, kraftvoller Gefasstheit bewährt zu haben, die ich zeitlebens erprobte«. Das gereiche ihm zur Befriedigung, und wenn er selbst an der Verletzung im Magen stürbe: was verschlägt es? »welche Laufbahn ist voller erfüllt, als die meinige? wenn die Zeit nach den Ereignissen bemessen wird, die sich darin zusammendrängen, dann habe ich 200 Jahre gelebt. Ich bin nicht lebenssatt: aber ich kann die Freude des Daseins, ohne zu verzweifeln, Andern überlassen. Ich habe die Frauen mit Leidenschaft geliebt: meine Empfänglichkeit für ihre Reize war die Quelle der grössten Wonnen. Ich war gezwungen, mit Männern zu leben, und diese Nothwendigkeit hat mir ungezählte Leiden bereitet. Wenn man mich aber fragen würde, was überwog: Lust oder Leid? ich würde ohne Zaudern sagen: die Freude«.

Auch das exemplificirt er wiederum umständlich an

*) Die Frage des »Etwas nach dem Tod« beschäftigt auch Figaro *(La folle journée)*: »je dis ma gaîté, sans savoir si elle est moi plus que le reste, ni même quel est ce *Moi* dont je m'occupe: un assemblage informe de parties inconnues, puis un chétif être imbécile, un petit animal folâtre etc. etc.« Insbesondere aber die später getilgten Stellen (Var. CCCXXXI—III *Théâtre complet* III S. 366.): vais-je enfin être un homme? Un homme, il descend comme il est monté, se traînant où il a couru, puis les dégouts, les maladies, une vieille et débile poupée, une froide momie, une squelette, une vile poussière et puis rien. Brrr! En quel abîme de rêveries suis-je tombé, etc. Suzon! Suzon! que tu me causes de tracas etc.« Diese seltsamen Phantasieen eines eifersüchtigen Hochzeiters fallen, wie man sieht, mit Beaumarchais' ureigenstem Raisonnement zusammen.

seinem Neustädter Abenteuer. Wir müssen es bei den bisherigen Proben bewenden lassen: sie sind ein schlüssiger Beweis dafür, wie ernst es Beaumarchais selbst seinen Intimen und Verwandten gegenüber mit (noch dazu schlecht erfundenen) Falstaffiaden nahm; denn daran, dass der ganze Überfall im Lichtenholze bestenfalls nur Hallucination gewesen, wird (wenn das noch nothwendig sein sollte) die folgende, auf die Untersuchungsakten und den »Localaugenschein« gegründete Darstellung kaum mehr einen Zweifel übrig lassen. Auch die Beweggründe, welche Beaumarchais bei diesen bewussten Lügen oder unbewussten Phantastereien geleitet haben, werden bald durchsichtig werden. Unbegreiflich aber bleibt die Hartnäckigkeit, mit welcher er seinen Lieben gegenüber ganz überflüssigerweise seitenlange casuistische Abhandlungen über seine Empfindungen und Hochgefühle während des Raubanfalles und nachher zum Besten gibt. Hier steht man vor dem Räthsel, ob und wem zu Gefallen er seine wenigen wahren Freunde mystificirt? Oder versucht er, durch unablässige Wiederholung und Ergründung eines freigewählten Motives am Ende sich selbst die kühne Fabel als glaubhaften, wahren Vorfall einzureden? Diese Fragen steigen bei jeder erneuten Lecture des Briefes an Gudin wieder auf, in welchem er nach seinen Worten dem Freunde beichtet und Ablass (wegen seiner halb blutdürstigen, halb edelmüthigen Gesinnungen gegen den besiegten Räuber) erbittet.

»Wenn all das eine üble Wendung nehmen sollte, so wissen Sie, mein Freund, wieviel Leute Sie zu trösten haben; zuerst sich selbst, denn Sie würden einen Mann verlieren, der Sie von Herzen liebt; dann die Frauen; die Männer freilich, von meinem Vater abgesehen, würden grosse Seelenstärke bei diesem Verlust an den Tag legen. Aber keinesfalls dürfen Sie diesen Brief verbrennen. Ich wünsche vielmehr, dass Sie mir denselben wieder einhändigen; man lässt so gewissenhafte Bekenntnisse nicht gern in fremden Händen. Ich bin müde zu schreiben und selbst zu denken: ich will versuchen zu vegetiren. Könnt' ich Sie doch nur noch einmal fröhlich umarmen! Suchen Sie, ich bitte Sie darum, meinen armen

kleinen Schatz (?) auf: denn all das ist etwas stark für einen zarten Frauenkopf; suchen Sie auch (Schwester) Julie auf; ich will Ihnen dafür nach der Heimkehr danken, und suchen Sie endlich meine kleine Doligny (die erste Darstellerin der Pauline in den *Deux amis*[1]) auf: sie hat mir in den Tagen meiner schlimmsten Bedrängniss so herzlichen Antheil bewiesen. Und die arme Marquise — selbstverständlich!«

Am 16. abends setzt er neuerdings ein:

»Lieber Freund! So lange man keine Post findet und Papier übrig behält, ist der Brief nicht zu Ende. *Ich habe geschlafen und geträumt, dass man mich ermorde!* ich bin in einer tödtlichen Krisis erwacht. Wie frei athme ich wieder! Die steinigsten Berge an beiden Ufern sind mit Reben bedeckt; alles was ich sehe, ist eine Kraftleistung der Cultur. Die Böschung ist so steil, dass man in den Abhang Staffeln einhauen und jede Bergesstufe untermauern musste, um die Abrutschung des Erdreiches zu verhindern; es ist das die Arbeit des Mannes, der den Wein trinken wird: aber die Rebe, die nichts trinken wird — wenn Sie sehen könnten, wie sie mit voller Kraft den vitriolhaltigen (?) Saft aus dem kahlen Gefels saugt, an das sie sich anklammert, Sie würden gleich mir sagen: ein Jedes thut hier sein Bestes. An dieser Stelle (es ist wohl der Donaustrudel bei Grein gemeint) ist der Fluss so eingeengt, dass er schäumt, und dies erinnert mich im Kleinen an unsere gemeinsame Überfahrt von Boulogne nach Dover, wo wir so krank waren. Noch 25 deutsche Meilen und ich werde in einem guten Bett in Wien sein, wo ich mir wenigstens acht volle Tage gütlich thun will; da es dort Ärzte gibt, wird es wohl auch nicht an Aderlässen fehlen: denn das ist ja ihr vornehmstes Kunststück. — Die Nähe einer grossen Hauptstadt: Kapellen, Festungen, der Schiffsverkehr, all das zeigt mir, dass wir ankommen: zusehends mehren sich die Menschen; sie werden einander immer ärger drängen und am Ende meiner Fahrt dicht aneinandergepresst sein.«

Am 20. meldet Beaumarchais in einer kurzen Nachschrift seine Ankunft in Wien, und nicht an ihm lag es, wenn er sein Tagebuch nicht nach wie vor in Form von offenen Briefen an seine Pariser Freunde weiter fortsetzen konnte. Das eigentliche Motiv seiner Wiener Reise hatte er freilich, bei all seiner Redseligkeit, Keinem von ihnen verrathen. Es war ein Vorhaben, neben welchem (um mit

dem Patriarchen zu reden) das »Problema« des Raubanfalles im Lichtenholze nur als belangloser Zwischenfall erschien: der Entwurf einer Hofkomödie, der nicht schlecht ausgeklügelt war, wenn Beaumarchais als Hauptpersonen Könige vom Schlage Ludwig's XVI., Machthaber von der geistigen Beschaffenheit Sartines' hätte beschäftigen können. Traf er an der Grenze Österreichs aber auch die ererbten Übelstände des Trinkgeldes an: in der alten Kaiserstadt waltete neben der Herrscherin Maria Theresia als Kanzler Wenzel Kaunitz, und vor der strengen Prüfung dieses Mannes vermochten noch ganz andere Leute wie Monsieur de Ronac nicht zu bestehen.

II. Beaumarchais in Wien.

Vous appelez cela betrügen? *Corriger la fortune!* Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Riccaut de la Marlinière.

Beaumarchais war in der nächsten Nähe der Hofburg abgestiegen, dem alten »Dreilauferhaus«, einem »äusserst soliden, äusserst plumpen, äusserst düstern, äusserst ehrwürdigen, in der Miethe äusserst wohlfeilen Gebäude aus dem sechzehnten Säculum« [1]. Am Tag nach seiner Ankunft stellt er sich bei dem Sekretair Maria Theresia's, Freiherrn v. Nenny ein, der ihn zuerst »auf sein zerhauenes Gesicht für einen Glücksritter, einen verabschiedeten irländischen Offizier oder dgl. m. ansieht« und demgemäss mit seinem Anliegen, der Kaiserin insgeheim einen Brief zu bestellen, sehr kurz abfertigt; der Baron ist drauf und dran, Mr. de Ronac die Thür zu weisen, als dieser mit einemmale einen noch entschiedeneren Ton anschlägt, als der Höfling und erklärt: er mache ihn der Kaiserin gegenüber für alle bösen Folgen verantwortlich, welche seine Weigerung einer höchst wichtigen Unternehmung zufügen könnten. Das energische Auftreten des Fremdlings verfehlt seines Eindrucks nicht: widerwillig nimmt Nenny seinem Besucher den Brief ab, mit den Worten: er dürfe deshalb nicht erwarten, dass die Kaiserin ihm eine Privataudienz bewilligen werde. »Das braucht

Ihnen weiter keine Sorge zu machen«, erwiedert Beaumarchais. »Wenn mich die Kaiserin empfängt, so werden wir Beide, Sie und ich, unsere Pflicht gethan haben. Alles Weitere steht beim Schicksal«. Nenny schickt nun der Kaiserin Beaumarchais' Brief mit einem Begleitschreiben, in welchem er bemerkt: der Fremde sei ihm als *homme de mise* erschienen. Die Epistel von Mr. de Ronac an Maria Theresia[1] beginnt mit der Versicherung:

»er glaube Ihrer Majestät seine Ehrfurcht nicht wirksamer bezeugen zu können, als dadurch, dass er mit Umgehung aller Würdenträger sich unmittelbar an Sie wende. Aus dem fernsten Westen Europas sei er Tag und Nacht herbeigeeilt, um Ihr Dinge mitzutheilen, die Ihr Glück, Ihre Ruhe, ja, sozusagen Ihre heiligsten Gefühle betreffen. Trotzdem er unterwegs von Räubern angefallen und schwer verletzt worden sei, habe er ohne Verzug seine Reise fortgesetzt. Da aber Ihre Majestät diese Mittheilungen möglicherweise als Fiebertraum eines Verwundeten ansehen könnte, so bitte er, rasch Jemanden zu ihm zu senden, der mit Ihrem vollsten Vertrauen ausgezeichnet sei; er werde sich dieser Person nicht eröffnen, da er das nur Ihrer Majestät selbst gegenüber thun dürfe: wohl aber Ihrem Abgesandten genug sagen, um von Ihrer Majestät eine Privataudienz zu erhalten, von der weder die Minister, noch die Botschafter das Mindeste erfahren dürfen. Die Kaiserin möge also nicht Anstand an seiner Bitte nehmen, Ihrem Vertrauensmann ein Handschreiben mitzugeben, des Inhalts: »Mr. de Ronac kann sich rückhaltlos der Person gegenüber äussern, welche ihm dies Billet überbringt: sie ist meines Vertrauens würdig«.

Maria Theresia ist im ersten Augenblick gewillt, de Ronac kurzweg vorzulassen: im nächsten Moment erscheint es ihr aber gerathener, den Fremdling zuvor von dem Statthalter ausholen zu lassen und zuguterletzt willfahrt die Kaiserin Ronac's Wunsch: sie betraut mit Umgehung aller Minister, ja selbst ihres Sekretairs, den Grafen Seillern in einem genau nach Ronac's Vorschrift abgefassten »*Zettul*« mit der Sendung, Anliegen und Beglaubigung des Fremdlings zu prüfen.*) Der Graf lässt Ronac sofort zu

*) Im Wiener Staatsarchiv ist der Brief Nenny's aufbewahrt, mit den eigenhändigen drei Bescheiden der Kaiserin: zuerst schrieb Maria

sich bescheiden: der bittet für's erste, seines Bluthustens halber, um Entschuldigung, stellt sich aber zwei Stunden später bei Seillern ein. Er theilt dem Grafen mit, dass er von dem König von Frankreich mit einem eigenhändigen wichtigen Auftrag nach England und Holland entsendet worden sei, der ihn jedoch unvorhergesehener Weise nach Deutschland geführt habe; hier sei er unterwegs von Räubern angefallen und nur durch die goldene Kapsel, welche des Königs Ordre umschloss, vor dem Tode gerettet worden. Sein Auftrag betreffe die Ehre der Königin von Frankreich: doch müsse er um schleunigste Audienz bitten, denn er könne sich nur kurze Zeit aufhalten und gedenke sich Niemandem, zum wenigsten dem französischen Botschafter, zu zeigen. Um endlich mit grösster Schnelligkeit und Sicherheit von Maria Theresia empfangen zu werden, vertraute er dem Grafen das Handschreiben Ludwigs XVI. an, damit er dasselbe der Kaiserin vorweisen könne. Seillern erwiederte: er gedenke in einer Stunde nach Schönbrunn

---

Theresia mit ihren charakteristischen Zügen und ihrer eigenwilligen Orthographie: *(Caesar supra grammaticam!)* »si cet homme se trouve encore chez vous vous le fairois conduire tout de suite avec votre domestique a ma garderobbe ou vous venez ordinairement«. Gleich darauf widerruft sie diese Bestimmung und schreibt querüber auf denselben Briefbogen die Weisung: »après y avoir pensée murement il vaut mieux que je l'adresse à seilern qui en at eut tant de choses pareilles dans ces mains et s'en est toujours aquité avec decencé et secret. je lui vais donc écrire ce billiet ci joint et vous ne previendrois pas cet homme que c'est Seilern, cela pourois l'épouvante«. Erst auf der Rückseite des Nenny'schen Briefes ist die dritte endgiltige Entscheidung der Kaiserin zu finden: »renvoyez moi la lettre de ronac et mon billiet tout de suite; il y aura de l'empoisonnement ou meurtre dont il s'agira. j'avoue sur ce point je ne fais aucun cas«. Gleich nachher schickt die Kaiserin an Seilern direkt Ronac's Brief sammt ihrem »Zettul« mit dem Bedeuten: »er möge diesen Menschen heute noch sehen zu reden«. Sie halte zwar nichts »auff all diese secreten, allein weillen es einen dritten nicht mich angehet, will nichts unterlassen. Dieser Brief ist mir durch Neny geschickt worden, deme aber nicht derzu brauchen wollen, es aber weiss«.

zu fahren, um der Kaiserin Bericht zu erstatten und weitere Befehle entgegenzunehmen; er stelle es Ronac aber frei, sich gleichfalls dahin zu begeben, um zur Stelle zu sein, wenn ihn die Kaiserin zu sprechen wünsche. Beaumarchais stimmte sogleich freudig zu, und Maria Theresia liess ihn auf das erste Wort von Marie Antoinette, gleicherweise von Muttersorge und echtweiblicher Neugier getrieben, vor[1].

Mr. de Ronac näherte sich *der höchsten Person so viel möglich* mit den Worten: »Da er sehe, dass Ihre Majestät den Statthalter mit Ihrem Vertrauen würdigte, nähme er keinen Anstand, sich rückhaltlos zu äussern«. Mit der *éloquence du moment* berichtet er Maria Theresia die ganze Vorgeschichte seiner Sendung; von seinen Verträgen mit Atkinson-Angelucci, der ihm in Amsterdam vorgeworfen, er habe ihn um ein Vermögen gebracht: denn von anderer Seite seien ihm 3000 Pfd. für das Erscheinen des Libells geboten worden, ein Profitchen, das er nur durch Ronac's goldene Zunge verscherzt habe; er erzählt weiter von Angelucci's jäher Flucht nach Nürnberg und dessen (Beaumarchais durch einen andern Juden [s. o. S. 292] verrathenen) Absicht, das Buch nicht blos französisch, sondern auch italienisch zu veröffentlichen: denn es sei Angelucci geglückt, allerdings keine Abschrift, wohl aber ein paar fehlerhaft gedruckte Exemplare des Pamphletes in Sicherheit zu bringen. Im Flug sei er (Ronac) nun Angelucci nachgeeilt: endlich am 14. August, um 3 Uhr nachmittags, *habe er im schönsten Sonnenschein bei der Fahrt durch den Wald von Neustadt einen Mann zu Pferde erblickt,* in welchem er bei schärferem Hinblicken *Angelucci zu erkennen glaubte.* (Diese Variante erscheint hier zum erstenmale.) Auch der Reiter scheine ihn, den Verfolger, erkannt zu haben: denn er sei alsobald in das Gehölz abgebogen; sowie nun der Wagen an die Stelle gekommen, von der aus Angelucci das Weite gesucht, sei er — Ronac — aus der Kutsche gestiegen, um den Postillon weiterfahren zu lassen. Angelucci habe sich im Walde umgewendet, und sowie er

Ronac erblickte, dem Pferde die Sporen gegeben: aber im Dickicht wäre dem Reiter sein Galopp schlecht bekommen: Beaumarchais will auf ihn zugesprungen sein, ihn bei den Stiefeln gepackt und zu Boden geworfen haben. Dann habe er ihm die Pistole auf die Kehle gesetzt mit der Drohung: »Meister Schelm! der Augenblick ist gekommen, in welchem Du für all Deine Schändlichkeiten zahlen musst!« Er habe Angelucci genöthigt, sein Felleisen zu öffnen und seine Taschen zu leeren. Im Mantelsack des Überraschten habe er die unterschlagenen Exemplare des *Avis* gefunden: die habe er (Ronac) ihm zur Strafe seines Treubruches abgenommen; ebenso einen Theil des ungebührlich erhaltenen Geldes: dann aber Angelucci — *laufen lassen.* Nach diesem Abenteuer im Walde habe er (Ronac) sich wieder auf die Strasse begeben wollen: da seien ihm aber Räuber in die Quere gekommen. Mit dramatischer Anschaulichkeit erzählt er der Kaiserin den Kampf mit den Banditen, ungefähr so wie in den nach Paris gerichteten Briefen: nur mit dem Zusatz: dass er vor dem Nürnberger Magistrat statt der geforderten Personbeschreibung der Strolche den Steckbrief des Juden Angelucci zu Protokoll gegeben habe, denn dieses gefährlichen Menschen müsse sich die Kaiserin unter allen Umständen versichern. Es sei auch unerlässlich, dass Maria Theresia nicht nur in Nürnberg, sondern auch in Venedig, der Heimath Angelucci's, Nachforschungen nach dem Libell anstellen lasse; denn die Schmähschrift sei hauptsächlich gegen Marie Antoinette gerichtet: da sei zu besorgen, dass wenn das Pamphlet unverkürzt und unverfälscht dem »jungen, misstrauischen und »*austèren*« König vor Augen käme, dies unfehlbar für dessen Gemahlin die übelsten Folgen nach sich ziehen müsse. Zur Verhütung eines so ausserordentlichen Unglückes schlage er (Ronac) der Kaiserin vor, *das Libell in Wien mit Weglassung der für die Königin verletzendsten Stellen umdrucken zu lassen:* denn nur solcherart sei es möglich, Ludwig XVI. durch Vorweisung eines gedruckten Exemplars von der

Erfüllung seines Auftrages zu überzeugen und ihm doch die verleumderischen Anklagen gegen Marie Antoinette zu verbergen; wie viel er (Ronac) auch dabei wage: er erbiete sich gleichwohl, die Abänderung der Schmähschrift ins Werk zu setzen, im guten Glauben, dadurch keineswegs die schuldige Treue gegen den König zu verletzen, vielmehr nur ihm grossen Verdruss zu ersparen. Maria Theresia war durch die unablässige, nachdrückliche Erwähnung des Libells auf dessen Inhalt immer begieriger geworden: Beaumarchais las ihr in Folge dessen ihrem Wunsch gemäss das Pamphlet von Anfang bis zu Ende vor: kein Wunder, dass die Audienz über drei Stunden dauerte.

Der *Avis à la branche espagnole* ist von Kaunitz und späterhin von Arneth kurzweg Beaumarchais selbst zugeschrieben worden: seither hat Geffroy Bedenken erhoben, ob diese weitschweifige und langweilige Schmähschrift wirklich von dem Autor der Mémoires im Process Goezmann herrühre[1]: und auch ich muss mir nach wiederholter reiflicher Prüfung des *Avis* aus inneren und äusseren Gründen Vorbehalte gegen die Vermuthung von Kaunitz, Arneth und Huot[2] erlauben. Das Wiener Abenteuer gereicht dem Andenken Beaumarchais' ohnehin zu so schwerem Nachtheil, dass wir ihm nur auf schlüssige Beweise hin noch weitere Sünden zur Last legen dürfen. Sehen wir uns den Avis etwas näher an.

Das Libell nimmt eine Warnung an die spanischen Bourbons, ihre Erbrechte auf den französischen Thron zu wahren, zum Anlass, Marie Antoinette hässliche Dinge nachzusagen.

»Bedenken Sie«, ruft der Anonymus den Thronanwärtern zu, »dass sie Österreicherin, also ehrgeizig ist; bedenken Sie, von welcher Mutter sie herstammt, und dass diese in Ermanglung eines andern Rathgebers ihre beste Helferin sein wird«. Maria Theresia bemühe sich, den König zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen; darum habe auch der Herzog von Aiguillon fallen müssen, der sonst im Stande

gewesen wäre, über die Geheimcorrespondenz von Marie Antoinette mit der Kaiserin von Oesterreich die wichtigsten Enthüllungen zu machen. Die Vertrauenspersonen der Königin, Choiseul und Vermond, müssten schlechterdings vom Hofe entfernt und den Tanten Ludwigs XVI. die strengste Ueberwachung seiner Gemahlin anvertraut werden. Vor Allem sei ihr jeder Einfluss auf die Geschäfte zu entziehen. Als ihr der König sagte: »Wir haben Sie gewählt, um Uns Kinder, nicht Rathschläge zu geben«, ertheilte er allen Königen der Erde eine Lehre. Sowie Herrscherinnen gleich Katharina und Maria von Medici, wie Anna von Österreich diese Regeln vergessen, richten sie das grösste Unheil an; das salische Gesetz sei in Anbetracht der Albernheit *(imbécillité)* ihres Geschlechts gegeben worden. So lange Marie Antoinette keine Kinder habe, sei sie eine Fremde für den Hof; es ergäbe sich daher für den König, der nur den Niessbrauch, nicht das Eigenthum der Krone habe, die Pflicht, seine Frau streng überwachen zu lassen. Damit kommt der Autor des *Avis* auf die Grundrechte der Verfassung zu sprechen und auf die ungeheuren Fehler, zu welchen der Kanzler Maupeou Ludwig XV. gegen sein Gewissen, seine Pflicht und das Recht der Nation durch die Zerstörung der Parlamente verleitet habe. War es Wahnsinn oder Verdruss darüber, von seinen früheren Genossen im Parlament als elender Spitzbube erkannt und behandelt worden zu sein, der den Kanzler zur Vernichtung seiner Genossen antrieb? Und was hat dieser dunkle Ränkeschmied, ein ebenso schlechter Patriot, als ununfähiger Politiker für die königliche Macht gethan? Er lehrte den Franzosen, ihre Rechte gegen die ihrer Herrscher abzuwägen und sich an die Behandlung von Fragen zu wagen, deren Erörterung und Ergründung bis dahin Angst oder Ehrfurcht verwehrt hatten. Er gab der öffentlichen Verachtung einen König preis, dem man bis dahin nur lockere Sitten und Charakterschwäche vorgeworfen hatte. Und hat Maupeou solcherart seinen Herrn etwa reicher und unabhängiger gemacht? Im Gegentheil, die heillose Zerrüttung der Finanzen, die Minderung der Steuereinnahmen trotz der entsetzlichen Erpressungen eines anderen, noch verächtlicheren Schurken — man merkt, dass ich von dem infamen Abbé Terrey sprechen will — der Geist des Aufruhrs (so entschuldbar bei Völkern, die in ihrem Lebensnerv sich bedroht fühlen) und der allgemeine Hass: das waren die Früchte, welche dieser fürchterliche Kanzler am Ende seiner Tage einen König pflücken liess, der die Schwäche hatte, ihn zu hören und die Thorheit, ihm zu glauben. Mit welchem Gesindel besetzte dieser ehr- und schamlose Beamte nicht unsere Gerichte? Die Unwissenheit und Niedrigkeit seiner Creaturen gab sie unaustilgbarer Ver-

achtung preis. Wenn aber das Werk des gemeinsten aller Kanzler sich nicht ipso facto als Gewebe von Schlechtigkeiten, Dummheit und Widersinn offenbart hätte, könnte man ihm leicht beweisen, dass nach seinem System weder die Nation, noch der König, noch die Gesetze, noch die Gerichte dauernde Bürgschaften des Bestandes besässen. Dieser Fülle von Uebeln müsse Ludwig XVI. rasch abhelfen, sonst könnte er eines Tages ihr Opfer werden. »Mit welchem Recht bist Du König« — so dürfte man eines Tages fragen: »denn jede Berufung auf die Reichsgesetze ist seit Maupeou's Staatsstreich hinfällig geworden, so dass Ludwig XV. ebensogut mich, wie Euch zum Erben hätte einsetzen können«. Freilich habe der verstorbene Herrscher nur die Absicht, nicht die Macht gehabt, das Recht zu beugen. Das möge Ludwig XVI. beherzigen: Gerechtigkeit üben und das Geschmeis des früheren Hofes verjagen, überhaupt sich vor Allen hüten, welche (wie die österreichische Partei) von der Volksstimme verurtheilt würden. Sein erster Rathgeber sei glücklicherweise ein durch Alter, Begabung und Unglück ausgezeichneter Staatsmann (Maurepas). Der Polizeilieutenant Sartines dagegen sei sitten-, talent- und charakterlos, geizig, geldgierig, und dabei so thöricht, an sein Emporkommen zu glauben; er sei arm von Haus aus, besitze heute aber Ländereien und ein ungeheures Vermögen: er hatte keine 10,000 Livres im Vermögen bei seinem Amtsantritt: heute verfüge er über 150,000 Livres Rente, *voilà son crime.* Ludwig XVI. solle den Tempel von Krämern dieses Schlages säubern; was verschlüge es hernach, ob er Kinder habe oder nicht? Es werde den Franzosen nie an Männern fehlen, sie zu regieren! Welch ein Glück, wenn ein Weiser sie gelehrt hätte, erforderlichenfalls neue Regenten zu wählen nach dem Muster der Barone, welche Hugo Capet krönten? Der neue Fürst müsste dann, bevor man ihm das Diadem aufsetzt, die Einhaltung der alten Reichsgesetze geloben; ein Gleiches müssten wir selbst von der Nachkommenschaft Philipps V. (der ich keineswegs anhänge) verlangen, wenn sie in Frankreich den Thron besteigen wollte. Solche Vorsicht sei den Fürsten gegenüber geboten: denn fast alle sind dumm oder schlecht. Die arme Menschennatur erweist sich ja noch haltloser im Glück, als im Unglück. Die gefährlichsten Fürsten sind also die schwachen, wie Ludwig XV., dem es eigentlich an gesundem Menschenverstand nicht fehlte. Allein er verdiente den Fluch aller kommenden Jahrhunderte, die sich begnügen werden, ihn zu verachten, weil er allein das Unheil zu verantworten hat, das er unter seinem Namen anrichten liess. Oft sah er das Gute und duldete trotzdem das Schlechte, weil er schwach und insbesondere gleichgiltig gegen seine Unterthanen war.

Und seht, wie zügellos Minister, Günstlinge, Maitressen, Höflinge und selbst Lakaien diesen Charakterfehler missbrauchten: denn man weiss nicht, was unter seiner Herrschaft mehr zu bewundern war, die Frechheit der Tyrannen oder die Geduld der Völker? Wie unverschämt schaltete Choiseul, der sich in seiner Machtfülle fast für den König von Frankreich hielt, nicht mit den Staatsgeldern, um seiner Verschwendung und seinen Ausschweifungen zu fröhnen? Choiseul ist die Quelle alles Unglücks, er beging Thorheit auf Thorheit und wähnte jede mit einem Scheffel von Louis gut zu machen. Gleichwohl kehrt er an den Hof zurück. Es wird das neue Regiment brandmarken, wenn er wieder an die Macht kommt. Aber auch wenn das nicht geschieht, wird er Ludwig XVI. durch Marie Antoinette regieren: denn er wird ihr seine Ideen durch Vermond mittheilen lassen«. Ebenso hitzig eifert der Autor des *Avis* gegen die andern Parteigänger Marie Antoinette's: sie alle müssten vom Hofe verwiesen, der Königin aber alle Zuschüsse von Seiten ihrer Mutter entzogen werden. Der König ahne nicht die Gefahren, welche ihm durch die Machenschaften der Anhänger der Österreicherin bereitet würden. Wird er aber wissen, denselben zu begegnen, dann mag er der Segnungen eines gewaltigen Volkes gewiss sein, Niemand wird ihm seine wohl durch die Natur gebotene[1]) Weiberscheu verdenken, Niemand Kinder Frankreichs von ihm heischen, sofern er nur verstehen werde, den Handel zu heben, die Steuern herabzusetzen, die Missbräuche in Justiz und Verwaltung, die Siegelbriefe, Polizeiplackereien und Finanznöthe, den Despotismus der Minister und die Ränke des Clerus zu beseitigen, Sittlichkeit und die beinahe ganz erloschene Liebe zum Glauben durch Strenge gegen die Freigeister und huldvolles Entgegenkommen gegen alle rechtschaffen Gesinnten zu neuen Ehren zu bringen. »Glauben Sie«, so beschwört der Anonymus Ludwig XVI., »einem Freund Ihres Ruhmes, Ihrer und der Ehre Ihres Hauses, einem Freunde der öffentlichen Wohlfahrt, mit einem Wort: einem echten und rechten Franzosen: *ce mot renferme tout*«.

Der *Avis*, der selbst in diesem gedrängten Auszug durch seine phrasenhaften, oft widerspruchsvollen Wendungen den modernen Leser nicht sonderlich interessirt haben dürfte, erregte Maria Theresia's vollste Aufmerksamkeit; dem lebhaften Antheil, welchen sie den unscheinbarsten Einzelnheiten des Lebens ihrer Tochter entgegenbrachte, konnte sie hier vollauf genugthun: denn Beaumarchais erläuterte den Text der Schmähschrift Blatt

für Blatt und gab bei diesem Anlass mit so viel Beredsamkeit als Sachkenntniss Aufschluss über alle Parteiungen und Persönlichkeiten am Hofe von Versailles. Sehr begreiflich, dass die Kaiserin mehr als einmal verwundert ausrief: »Was hat Sie mit so glühendem Eifer für das Wohl meines Schwiegersohnes und vor Allem meiner Tochter erfüllen können?« Die Antwort lautete: »Madame, ich war einer der unglücklichsten Menschen in Frankreich gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. Die Königin, Marie Antoinette, hat in diesen furchtbaren Zeiten nicht verschmäht, einige Sympathie für mich, auf dessen Haupt so viel Schrecken gehäuft wurden, an den Tag zu legen. Indem ich ihr heute diene, ohne die geringste Hoffnung, dass sie jemals davon erfahre, löse ich nur eine alte Schuld ein, und je schwieriger mein Unternehmen, desto feuriger setze ich mich für dessen Gelingen ein. Die damalige Dauphine hat eines Tages geruht, laut zu äussern, dass ich in meiner Vertheidigung zu viel Muth und Geist bewiese, als dass ich des Unrechts, dessen man mich anklagte, mit Grund geziehen werden könnte. Was würde sie heute sagen, Madame, wenn sie in einer Sache, welche sie ebenso nahe angeht wie ihren königlichen Gemahl, sehen würde, dass ich es an dem Muth und Geist fehlen lasse, die sie mir nachrühmte? Sie würde mich entweder für einen Verräther oder einen Schwachkopf halten, und in beiden Fällen wäre ich gleicherweise des Vertrauens unwerth, das man in mich gesetzt hat. Das, Madame, sind die tieferen Ursachen, die mich bestimmten, unter falschem Namen allen Gefahren zu trotzen, alle Hindernisse zu besiegen und meiner Schmerzen nicht zu achten.« »Was aber hat Sie dazu genöthigt, Ihren Namen zu ändern?« »Madame! ich bin unglücklicherweise (!) unter meinem eigentlichen Namen im ganzen literarischen Europa viel zu sehr bekannt; meine gedruckten Vertheidigungsschriften haben alle Geister dermaßen zu meinen Gunsten eingenommen, dass ich überall, wo ich unter dem Namen Beaumarchais erscheine, sei

es, weil ich den Antheil der Freundschaft, oder den des Mitleids errege, Besuche und Einladungen aller Art erhalte und nicht mehr in der Lage bin, im Verborgenen zu bleiben, wie das meine heikle Sendung erfordert. Deshalb habe ich den König um die Erlaubniss gebeten, unter dem Namen de Ronac zu reisen, auf den auch mein Pass lautet.« »Wird Ihr Mann (Angelucci)«, fragt die Kaiserin nun weiter, »wagen, sich in Nürnberg zu zeigen, wenn er erfährt, dass Sie selbst dort gewesen?« »Madame: um ihn zu bestimmen, hinzugehen, habe ich ihn *irregeführt;* ich habe ihm nämlich (im Walde von Neustadt?) gesagt, dass ich Kehrt machen und unverweilt nach Frankreich zurückkehren wolle. Übrigens, ob er sich dort einstellt oder nicht, gleichviel! Ersterenfalls wird Eure Majestät dem König und der Königin einen bedeutenden Dienst erweisen, wenn Sie sich seiner versichert und ihn nach Frankreich senden lässt; andernfalls schaden ja Vorsichtsmaßregeln nichts. Eure Majestät wird nicht blos auf ihn, sondern auch auf alle Nürnberger Druckereien Acht haben lassen, damit diese Infamie nicht etwa dort neu gedruckt werde, denn für Holland und England habe ich entsprechende Vorkehrungen getroffen, dass ein Gleiches sich daselbst nicht wiederholen kann.« Die Kaiserin dankt Beaumarchais für seine eifrigen und umsichtigen Bemühungen und bittet ihn, ihr den *Avis* bis zum nächsten Tag zu leihen. Er willfahrt ihrem Wunsche, da sie ihr geheiligtes Wort gab, ihm das Libell durch Herrn v. Seillern wieder zurückstellen zu lassen. »Gehen Sie zu Bett«, so sagte sie mir mit unendlicher Gnade: »lassen Sie sich nur schnell die Ader schlagen; man darf nie, weder hier, noch in Frankreich vergessen, wie viel Eifer Sie bei dieser Gelegenheit im Dienste Ihres Herrn bewiesen haben!«

Von diesem Lobspruch berauscht, kehrt Beaumarchais nach Wien zurück, genauer gesagt, an seinen Schreibtisch; denn seine alte, unaustilgbare Liebhaberei, die Herren der Welt in Geheimcorrespondenzen als Rathgeber heimzu-

suchen, bestimmt ihn, all das, was er etwa in seinen mündlichen Auseinandersetzungen nicht klar und umständlich genug erörtert hat, in einem umfänglichen Mémoire an die Kaiserin nachzuholen.

Wollte er alles sagen, was ihm zu diesem Thema in den Sinn kommt, er müsste Bände zu Papier bringen. Deshalb möchte er am liebsten neuerdings nach Schönbrunn gehen und seine erste bogenlange Niederschrift nur als Grundtext für neue, mündliche Mittheilungen benutzen[1]. Zwei Punkte empfiehlt er in seiner (in wenigen Stunden vollendeten) Broschüre besonders der Aufmerksamkeit »mehr der liebenden, gefühlvollen, um ihre Tochter besorgten Mutter, als der Kaiserin: 1) er hoffe dem König, seinem Herrn, gut zu dienen durch die Verheimlichung der Gräuel, welche böse Zungen seiner Gemahlin nachsagen; 2) die Verstümmelung der Schmähschrift, beziehungsweise deren Umdruck, habe er und er allein zu verantworten. Mit neuen, beredten Gründen vertritt er seine alten Behauptungen. Die Urheber jenes Libells, so meint er, bezwecken nur, dem König Misstrauen gegen Marie Antoinette einzuflössen. Wer aber vermöge die Wirkung giftiger Verleumdungen vorherzusagen? Bei gleichem Anlass habe er anfangs gewagt, dem verstorbenen König die Befriedigung seiner Neugier zu versagen, und dabei war Ludwig XV. sechzig Jahre alt und durch lange Erfahrungen abgestumpft gegen boshaftes Gerede. Dürfe man solche Gelassenheit aber auch bei einem jungen Fürsten voraussetzen, der zum erstenmal in dem beleidigt werde, was ihm auf Erden das Theuerste? Kein Zweifel also: man muss Ludwig XVI. die Angriffe gegen seine Frau verbergen. Zwei Wege ständen ihm dabei offen: einmal, Ludwig XVI. zu sagen, dass die Räuber in dem Handgemenge von Neustadt mit seiner Brieftasche auch das für den König bestimmte Exemplar gestohlen hätten; doch wäre das eine Lüge, die *einem Beaumarchais sehr widerstrebt* (!); zudem würde der König in Angst und Sorge gerathen, ob das gestohlene Libell nicht am Ende doch wieder irgendwo auftaucht, endlich aber (für unseren Helden wohl das Entscheidende) seinen geheimen Sendboten für einen ungeschickten, vielleicht gar unzuverlässigen Diener halten. Deshalb bleibe nur der zweite Ausweg: der Umdruck des Libells. »Welche Strafen der König, wenn er hinter die Wahrheit käme, mich auch erleiden liesse: ich würde sie mit Ergebung hinnehmen; denn mein Gewissen würde mir das Zeugniss nicht versagen, dass ich von ihm *carte blanche* erhalten, damit ich ihm nach meinen besten Kräften diene. Als Mann von Ehre durfte ich ihm aber ohne weiteres Dinge

vorenthalten, welche einen Herzensbund lockern könnten, dessen Festigkeit die Bösewichter vor Verdruss vergehen lässt«. Und nachdem er diese beiden Fragen »durch eine so *einsichtige Prüfung* geklärt hat«, hält er es für nothwendig, sich auch in die Gefühle Maria Theresias hineinzudenken und die Gründe zu erwägen, aus welchen sich die Kaiserin etwa diesem Unternehmen widersetzen könnte? Er sähe nicht Einen: denn was er als Privatmann, aller Gefahr und der eigenen Ohnmacht nicht eingedenk, wage, das kann Maria Theresia auf ihre doppelte Autorität als Mutter und Kaiserin doch mit voller Sicherheit ins Werk setzen. Allerdings könne es der Kaiserin schwer fallen, einem ganz Unbekannten so grosses Vertrauen zu schenken: »auf diesen Einwurf getraue ich mich, ohne Besorgniss vor irgend welchem Widerspruch, zu entgegnen, dass ich von dem ganzen französischen Volke als ebenso muthiger, wie unbeugsamer Mann geachtet, nur auf diesen Titel hin vom König mit seinem so schwer zu erringenden Vertrauen ausgezeichnet wurde etc.«

Beaumarchais wähnte sich am Ziel seiner Wünsche oder vielmehr am Anfang einer neuen, glänzenden Laufbahn, da er den letzten Federzug an diesem Mémoire machte. Wie gross mag daher sein Erstaunen gewesen sein, als unversehens zwei Offiziere mit blankem Degen und acht Grenadiere mit aufgepflanztem Seitengewehr in sein Zimmer traten, gefolgt von einem Sekretair, der ihm ein Billet Seillerns überbringt, des Inhalts: »aus Gründen, die er selbst gutheissen müsse, sei zeitweilig Haft über ihn verhängt worden«. Man nimmt ihm seine sämmtlichen Briefschaften, ja trotz seines Einspruches sogar den »Talisman« ab: (allerdings nicht, bevor er die goldene Kapsel mit einem Papierumschlag umhülst und mit der Aufschrift versieht: das Kleinod sei nur für die Kaiserin bestimmt)[1]. »Keinen Widerstand«, gebietet ihm der Sekretair; Beaumarchais erwiedert kaltblütig: »der Gewalt kann und werde ich mich nicht widersetzen«. (Späterhin prahlt er sogar, gesagt zu haben: »Widerstand leiste ich bisweilen wohl gegen Räuber, nicht aber gegen Kaiser!«[2]) Nur — nach der Feder langt Monsieur de Ronac, um an dem einen und demselben 24. August nicht weniger als drei Briefe an Seillern zu richten[3]. In dem ersten Schreiben meint er: nur Zweifel

an der Identität seiner Person vermöchten ein so ausserordentliches Vorgehen zu erklären; er sei aber kein Schwindler *(fourbe)*, der nur Namen und Sendung eines Anderen angenommen, sondern in Wahrheit Beaumarchais selbst, der nicht dringend genug an seiner Pflicht, d. i. der Mahnung festhalten könne, die Nürnberger und Schwabacher Druckereien überwachen zu lassen: denn es sei (wie er mit einer Paraphrase des oben S. 272 angeführten Wortes von Sartines meint) nicht genug, Staatsgefangener zu sein, man müsse auch seine Geschäfte besorgen. Im zweiten Brief kommt er darauf zurück, dass nur Zweifel an seiner Identität zu einer Strenge Anlass gegeben, die man bald bitter bereuen dürfte. Es wäre ihm ein Leichtes, durch die Anrufung des französischen Gesandten,*) an dessen Vertrauensmann er im verwichenen Jahre sein schönes Landhaus bei Paris verkauft habe, alle Schwierigkeiten zu beheben: aber er wolle ihn schlechterdings nicht in Mitwissenschaft ziehen in Betreff eines Geheimnisses, das nur dem König und Sartines bekannt sei. Er bitte deshalb um die Erlaubniss, im nächsten kaiserlichen Postpacket einen offenen Brief an Sartines beischliessen zu dürfen. Und in diesem Schreiben an seinen Pariser Gönner[1] sagt er: er wisse nicht, weshalb er verhaftet sei; aus seinem Regensburger Brief wisse der Polizeilieutenant von seinem Neustädter Abenteuer: er habe trotz seiner Wunden seine Reise nach Wien fortgesetzt im guten Glauben, in den Landen der Kaiserin ebenso hilfreichen Beistand gegen Angèlucci zu finden, wie in England und Holland. Eine leidige Personen-Verwechslung könne daher einzig und allein seine Verhaftung verschuldet haben.

In diesem Punkte irrte Beaumarchais jedoch gründlich; an seiner Identität mit dem Autor der Mémoires im Process Goezmann zweifelte Niemand: im Gegentheil. Der Mann,

*) Im Juni 1774 war Kardinal Rohan von diesem Ehrenamte abberufen worden: die Antritts-Audienz seines Nachfolgers Breteuil fand erst am 19. II. 1775 statt. (Flassan VI. 117.)

nach dessen Wunsch und Willen »*der Bursch*« zuerst polizeilich überwacht und hernach zum Gefangenen erklärt wurde, Fürst Wenzel Kaunitz, war vornehmlich durch Beaumarchais' Namen zu so ausserordentlichen Maßregeln bestimmt worden[1]. Die Kaiserin hatte dem Kanzler nämlich, unmittelbar nach der Audienz des Mr. de Ronac, den *Avis* zur Begutachtung gesandt. Ziemlich gleichzeitig aber waren — wie Ronac das verlangt hatte — durch einen besonderen Courier die Erhebungen der Nürnberger Behörden, sämmtliche Zeugenaussagen etc. nach Wien geschickt worden, und bei allem ungeheucheltem Respect vor dem französischen Kavalier und seiner kritiklos geglaubten Sendung zur Kaiserin kamen alle Berichte und Raisonnements auf die Zeugenaussage des (gleich am Tage des angeblichen Überfalles von Neustadt vernommenen) Postknechtes Georg Dratz hinaus:[2]

»Es komme ihme die Sache vor, *ob habe der Passagier mit dem unter Weegens heraus genommenen Scheermesser* (dem Handwerkszeug Figaro's!) *sich etwan was zugefügt;* er habe in und an dem Leithenholze *niemand alss die drei reissende Zimer Bursche gesehen,* auch *gar nichts gehöret,* noch wahrgenommen, so verdächtiger Leute Anwesenheit glaublich machen könne, *villweniger von einem Schuss etwas gehöret*«.

Und das Nürnberger Amt begleitet dieses Protokoll des Postknechtes mit einem Bericht (vom 18. August), in dem es heisst:

»viele Betrachtungen wegen Aufschneidung des Hossen-Bandes und wann alles noch für wahr anzunehmen, wegen nicht mitwegnehmung des dem Räuber doch abgenommen haben sollenden Hirschfängers und wegen nicht Tödtung oder nicht Verwundung des Räubers und was derley seltsamkeiten dabey mehr sind, alle derley Betrachtungen verursachen beynahe, dass man den Zweifel über die richtigkeit der Geschichte beytretten muss, so wenig man sonsten sich entschliessen kann, dem Ansehen des Herrn von Ronac (der in Wien bey Kayserl. Majestäten Geschäften zu haben und dahero sehr zu pressiren vorgegeben) zu nahe zu treten«.

Während solcherart die Räubergeschichte von Neustadt als Phantasiestück angezweifelt wurde, unterzog Kaunitz

die anderweitigen Reden und Thaten des Monsieur de Ronac einer eindringenden (noch einlässlich zu erörternden) Kritik. Trotzdem war die Kaiserin betrübt, als man auf Geheiss des Kanzlers Beaumarchais dingfest machte. Auch sie war nach dem Eintreffen der Nürnberger Amtsberichte und mehr noch durch Kaunitz' Vortrag zu der Überzeugung gelangt, dass Herr von Ronac sie »anführen gewollt«. Während Maria Theresia aber der Ansicht war, dass man Beaumarchais als »elenden Betrüger behandeln und binnen zwei Stunden aus Wien und dem Reich hätte verweisen sollen, damit er sähe, dass man nicht sein *dupe* sei, ihn aber doch nicht ins Verderben stürzen wolle, wie er es wohl verdient hätte«, erregte der Name dieses Spitzbuben die Aufmerksamkeit des Fürsten, der ihn für denselben hielt, dessen Mémoires im letzten Winter hier mit so allgemeinem Entzücken gelesen wurden[1]. Und der Rath von Kaunitz, welchen die Kaiserin in so vielen grossen Angelegenheiten, oft gegen ihre persönlichen Neigungen, beherzigte und vollstreckte, kam auch in diesem geringfügigen Zwischenfall zur Geltung: der Kanzler, welcher den ganzen Sachverhalt sogleich in einer Depesche an den Österreichischen Gesandten erzählte und beurtheilte[2], hielt nämlich nicht blos die Historie von dem räuberischen Überfall für einen Roman; er erklärt Beaumarchais kurzweg für einen Betrüger.

»Der Postillon« — so meint der Kanzler — »nahm während des Fahrens wahr, dass Beaumarchais ein Scheermesser aus dem Futteral herausnahm; er begab sich sodann, und zwar mit Zurücklassung seines Bedienten, ohne alle abzusehende vernünftige Ursache weiter in den Wald. Er kam blutig und so leicht blessirt zurück, dass allem Ansehen nach sein Scheermesser die Stelle der »*rauberischen Sabeln*« vertrat. Es war nicht das geringste Geschrei zu hören, welches doch bei derlei Gelegenheiten unvermeidlich ist und von dem Postillon oder Bedienten hätte vernommen werden können und müssen. Beaumarchais *zeigte* nur seine Pistolen, schoss aber nicht, und gleichwohl hat er allein einen Räuber zu Pferde in die Flucht gejagt und den andern zu Fuss dergestalt überwältigt, dass er ihm leicht hätte das Leben nehmen können, während er

ihn aus Grossmuth laufen liess, demungeachtet aber bald darauf die Personsbeschreibung des Räubers dem Nürnberger Magistrate übergab und von ihm die Veranstaltung schleuniger Vorkehrungen zu dessen Aufsuchung und Verhaftung verlangte. *Die ganze Geschichte von den Räubern und der romanhaften Verfolgung Angelucci's scheint somit eine blosse Fiction* und von *Beaumarchais nur darum ersonnen zu sein*, um die Vollbringung seines Auftrages um so mühsamer und gefährlicher erscheinen zu machen und dadurch seine eigene Verdienstlichkeit zu erhöhen. Dass Beaumarchais das ganze Geheimniss in Wien entdeckte, das Libell übergab und dessen Umdruck in Vorschlag brachte, scheint *auf ganz falsche Begriffe von der Denkungsweise der Kaiserin gegründet* und dahin gerichtet gewesen zu sein, sich auch bei Ihrer Majestät verdienstlich zu machen und sich von dieser Seite ebenfalls Belohnung und Protektion zu verschaffen«.

Soweit wird jeder Unbefangene (auch wenn er nicht, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, zuvor das Lichtenholz abgestreift, um die Angaben Beaumarchais' an Ort und Stelle zu prüfen) Silbe für Silbe dem Kanzler beistimmen müssen. Nicht ebenso unbedingt wird man seine weiteren Folgerungen gelten lassen:

»Wenn man übrigens alle Umstände genau combinirt, so kann man sich beinahe des Argwohnes nicht entschlagen, dass *Beaumarchais selbst der Fabrikant des Libells sein dürfte*. Er verspricht mit seinem Kopfe dafür zu stehen, dass das ganze Libell sogar bis auf die letzten Spuren unterdrückt sei, ein Versprechen, welches, wie Jedermann weiss, etwas fast ganz unmögliches für einen Dritten in sich enthält, der nicht der Autor selbst ist und das einzige Manuscript sowohl als alle gedruckten Exemplare in Händen hat. Dieser Verdacht würde dadurch noch um vieles begründeter werden, wenn von Sartines oder sonst Jemand zuverlässig erforscht würde, ob Beaumarchais die erste unmittelbare oder mittelbare Veranlassung gegeben habe, dass die Existenz des Libells dem König angezeigt wurde oder dass er zu dessen Unterdrückung verwendet werden möge? Die Vorgeschichte seines Lebens lasse diesen Verdacht aufkommen, und sein Vorgehen in der ganzen Angelegenheit, alles was er gethan habe und was ihm angeblich zugestossen sei, werde unter dieser Voraussetzung ebenso leicht verständlich, wie die geheimen Triebfedern seiner Handlungsweise und des lächerlichen Romans, mit dem er uns heimgesucht hat. Um den Verdacht einer (durch die Abfassung des Libells begangenen) vollkommen charakterisirten

Majestätsbeleidigung von sich abzuwenden, habe er alle Mittel aufgewendet, um sich dieser königlichen Sendung zu versichern. Und nachdem ihm dies geglückt, versuchte er augenscheinlich, soviel Vortheil als möglich aus derselben zu ziehen; zu dem Ende habe er sich seine grosse Fertigkeit zunutze gemacht, Romane zu dichten, und *wenn nicht Alles*, so doch den grössten Theil seiner Erzählung erfunden, um sich als einen Mann zur Geltung zu bringen, dessen Thatkraft, Scharfsinn und Tapferkeit die grössten Belohnungen verdiene«[1].

So naheliegend diese Vermuthung von Kaunitz erscheint: volle Klarheit, ja selbst nur einen Inzichtenbeweis dafür, dass Beaumarchais den *Avis* selbst verfasst, hat er so wenig, wie die spätere Forschung für diese Annahme erbracht. Gewiss ist, dass Mr. de Ronac durch den unvermutheten Hintritt Ludwigs XV. um den Lohn seiner Mühen sich mit eins betrogen sah: wahrscheinlich auch, dass er selbst kein Mittel für unerlaubt hielt, um die Gunst seines Nachfolgers und damit die Aufhebung des *blâme*, neue Ehren und Gnaden bei Hofe zu erlangen. Völlig abweisen dürfen wir also die Möglichkeit nicht, dass Beaumarchais (wie er ja in Wahrheit selbst den König und Polizeilieutenant zuerst von dem Dasein des *Avis* unterrichtete), Machenschaften ins Werk setzte, wie sie ihm Kaunitz zur Last legt und wie sie — nach den Fabeln des Neustädter Attentats muss man das zugestehen — ihm ohne weiteres zugetraut werden können. Anderseits ist es jedoch immerhin denkbar, dass der aus einem Wilddieb in einen Forstwart umgewandelte Morande, seinen gerade gegen gutes Entgelt übernommenen Pflichten gemäss, Beaumarchais wirklich mit der Anzeige von der Vorbereitung des *Avis* eine erste Probe seiner Dienstwilligkeit gegeben. Denn mit der Bekehrung des *Gazetier cuirassé* war ja die Schmutz- und Skandalliteratur der französischen Fremdencolonie auf englischem Boden eher ermuthigt als erschreckt worden. Jeder, der sich Morande an Frechheit gewachsen fühlte, konnte versuchen, sein Schweigen noch theurer zu verkaufen, als der wohlbezahlte

Gazetier. Und welches Freibeuterthum der Feder solcherart auf dem schützenden Boden des Exils getrieben wurde, das beweist leider nichts mehr, als die Fluth von Spottliedern und Flugschriften gegen Marie Antoinette, welche, von den rachsüchtigen Gegnern der »Österreicherin« unablässig inspirirt und bezahlt, von England aus verbreitet wurden. In Frankreich konnte den »verlorenen Kindern der Literatur« das Handwerk in der Bastille verleidet werden: in Holland, vornehmlich aber in London, zehrten freiwillige und unfreiwillige Auswanderer desto gieriger von der Verderbniss des Mutterlandes. Echte Literaten, geschweige überzeugte Patrioten fanden sich (wenn man Linguet und Brissot ausnehmen will) fast gar nicht unter diesen »neuen Aretinen«; meist waren es schiffbrüchige Existenzen, die sich zum »literarischen Bravothum« verstanden[1]. Betrügerische Bankerottirer, Offiziere, die mit der Regimentskasse, Mönche, die mit ihren Beichtkindern durchgegangen waren, Ausreisser und davongejagte Beamte (wie der Baron von Thurn, alias — Parlamentsrath Goezmann[2]): all diese Herren standen Jedermann zu jeder Verleumdung willig zu Diensten. Es fiel ihnen nicht schwer, Späherdienste zu leisten: ja, es gehörte zu ihren alltäglichen, selbst von Thurn-Goezmann geübten Kniffen, den Pariser Polizeigewaltigen das bevorstehende Erscheinen von Schriften anzukündigen, deren Manuscripte sie sich gegen theures Geld abkaufen liessen. Ihr meistgesuchter Brodgeber, der Verleger und Zeitungseigenthümer Brissière (ein ehemaliger Lakai, der in Lübeck schon unter dem Galgen gestanden, weil er seinen Herrn bestohlen) bereicherte sich durch die schmachvolle Industrie, gleichzeitig die französische Regierung und die französischen Flüchtlinge zu verrathen. In diesem Kreise rief die Thronbesteigung Ludwigs XVI. mehr als Ein Pasquill gegen Marie Antoinette hervor, und es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass auch der *Avis* von einem speculativen Kopfe unter diesen dunklen Ehrenmännern ausgeheckt wurde. Ja, wer die cynische Gesinnung und

Verschlagenheit Morande's auch nur aus der Charakteristik Brissot's kennt [1], vermag sich wohl gar des Gedankens nicht zu erwehren: dass der *Gazetier cuirassé* in eigner Person der Urheber des Pamphletes gewesen, dessen drohende Veröffentlichung er selbst seinem Pariser Gewährsmann anzeigte. Ein Stücklein der Art, zur würdigen Eröffnung seiner neuen Laufbahn, würde Morande wohl anstehen, und auch die Schreibweise des »Avis« stimmt eher zu den publicistischen Leistungen des Gazetiers, als zu Beaumarchais' Memoirenstil. Mag man diese Hypothese aber auch als zu gewagt verwerfen, ebenso unbewiesen erscheint jedenfalls die andere: Beaumarchais und kein Anderer sei der Autor des »Avis«. Geffroy's Urtheil wurde (s. o. S. 313) bereits angeführt: das individuelle Gepräge Beaumarchais' trägt auch meines Erachtens der *Avis* in keiner Weise. Ebenso scheint mir die Annahme, dass er seinen Stil absichtlich verstellt habe, unzulässig: schon deshalb, weil in dem Avis zuviel geschichtliche Angaben und Ausblicke vorkommen. So stark Beaumarchais aber als Dialektiker war, so schwach ist er als Historiker. Nicht besser begründet wäre die Vermuthung, dass er Gudin, seinen Reisebegleiter, als Mitarbeiter herangezogen; einmal wird Beaumarchais' *fidus Achates* selbst von seinen Feinden als ehrenhafter Charakter gerühmt, dann aber war er gerade mit der Abfassung seines Geschichtswerkes »*Aux manes de Louis XV et des grands hommes qui ont vécu sous son règne*« vollauf beschäftigt [2]. Bleibt also wohl zu erwägen, ob Beaumarchais nicht vielleicht im Einverständniss mit Morande den *Avis* für seine Zwecke ausnützte? Die dauernden Beziehungen, welche der Autor des »tollen Tages« mit diesem Revolverjournalisten bis zu seinem Tode unterhielt, sind ihm in späteren Jahren von Mirabeau, Brissot u. v. A. so strafend vorgerückt worden, dass wir eine derartige Erklärung aller folgenden Vorgänge wohl im Auge behalten müssen. Denn so bedenklich jede Verbindung (geschweige zu einem so gefährlichen, folgenschweren Unternehmen) mit Morande

für Jeden, und nun gar für Beaumarchais erschien, der ihn eben bezahlt und bekehrt hatte: einen anderen Helfer hat er schwerlich in diesen Händeln gesucht und gehabt. Am besten werden wir uns übrigens in der Frage nach dem Verfasser des *Avis* mit einem *Non liquet* bescheiden *).

Viel kritischer für Beaumarchais und zugleich unzweideutiger für den Forscher wird der Fall, sowie wir mit ihm von Paris nach London kommen. Hier (so behauptet er) will er mit dem Eigenthümer der Schmähschrift, Atkinson-Angelucci, Abmachungen getroffen und das Libell dem Feuertod preisgegeben haben. Ja, es existirt eine Vertragsurkunde, die Mr. de Ronac aufgesetzt und angeblich mit Atkinson-Angelucci unterfertigt hat. Hier aber bleiben wir ohne Antwort auf die Frage, ob dieser Atkinson-Angelucci überhaupt jemals gelebt hat oder nicht vielmehr eine blosse Phantasiegestalt gewesen? Niemand (ausser Beaumarchais) hat diesen verschmitzten Hebräer gekannt oder gesehen, die Nürnberger haben ihn aus sprichwörtlichen Gründen nicht gehenkt, und ich habe seinen Namen in holländischen und venezianischen Polizeiberichten, Drucker-

*) Mr. Charles de Loménie schreibt mir unter dem 8. Mai 1885 zu dieser Frage: »Vous savez que sur la question des missions secrètes de Beaumarchais il y a longtemps que je veux ajouter quelques mots au livre de mon père pour exprimer l'opinion *que je sais être la sienne* après les travaux de Mr. d'Arneth et que vous pouvez donner comme telle: à savoir que *s'il est à peu près prouvé* que *l'histoire de la forêt de Neustadt est une fiction romanesque* (et mon père n'en avait lui-même donné le récit que sous toutes réserves) *il n'est nullement prouvé* que cette fiction se rattache à toute une entreprise malhonnête de fabrication de libelles pour se faire donner ensuite la mission de les poursuivre. C'est au nom de l'étude approfondie qu'il avait faite du caractère de Beaumarchais et en se fondant aussi sur le sentiment de la principale intéressée, c'est-à-dire de la reine Marie Antoinette sentiment exprimée dans une lettre à l'impératrice Marie Thérèse (Il regarde cet homme comme un fou etc.) que mon père repoussait cette accusation«. Es gereicht mir zur Ehre und Freude, diese Ansicht Louis de Loménie's mittheilen zu dürfen, obgleich ich derselben nicht durchaus zustimmen kann.

listen etc. vergeblich gesucht. Gegen seine Existenz zeugt ferner am stärksten die Vertragsurkunde zwischen Mr. de Ronac und Angelucci: denn 1) erscheinen auf dem Titelblatt des »*Avis*« als Initialen des Verlegers die Buchstaben G. A. (die allerdings ebensowohl Guglielmo Angelucci als Guillaume — weshalb nicht William? — Atkinson bedeuten können), während in der Vertragsurkunde Text und Namenszug beständig Hatkinson lauten: die verrätherische Spirata zeugt aber für den echtfranzösischen Sprachgebrauch, vocalisch anlautende Fremdwörter mit dem Hauchlaut zu versehen. Beaumarchais scheint also das Instrument nicht blos geschrieben, sondern auch unterschrieben zu haben; mit andern Worten: er hat selbst an Stelle des nicht vorhandenen Atkinson den Vertrag aufgesetzt und gefertigt. Dafür spricht 2) der ebenso belastende Umstand, dass sich auf mehreren Concepten des Vertrages, die mit seinen übrigen Papieren in Wien mit Beschlag belegt wurden, Schreibversuche finden, mit verstellter Hand den Leih-Namen Angelucci's hinzumalen: so habe ich selbst auf diesen Vertragsentwürfen mehrfache Schriftproben der Buchstaben H, A, T, des Namenszuges Hatk, Hatkins, etc. constatiren können; 3) behauptet Beaumarchais (wie schon in den »Amtsglossen« zu seinen Papieren im Wiener Archiv bemerkt wird) den Vertrag auf seinen Knien geschrieben zu haben, während derselbe seiner »glatten runden Handschrift nach« eher am Schreibtisch zu Stande gekommen sein dürfte. Endlich ist die ganze romantische Geschichte von der Verbrennung des Avis nichts anderes, als die genaue Wiederholung des Verfahrens, kraft dessen Morande's *Mémoires secrets d'une fille publique* aus der Welt geschafft wurden: kurz, Gründe genug für Kaunitz, Beaumarchais als »überführten Verbrecher und Verräther« anzusehen.

In diesem Sinne wies der Kanzler den österreichischen Botschafter in Paris an, dem König oder dem Minister Sartines umfassende Meldung von all diesen Umständen zu geben mit dem Bemerken: man habe geglaubt, die Ver-

haftung des räthselhaften Fremden im Interesse des Königs von Frankreich verfügen zu müssen; dem Willen des französischen Monarchen bleibe es jedoch anheimgegeben, ob der Gefangene sogleich freizulassen, oder nach Frankreich zu senden, oder endlich in Wien einem regelrechten Strafprocess zu unterziehen sei?

Beaumarchais blieb unterdessen in sicherem Hausarrest »bey den drei Laufern«. Seilern sendete ihm seinen Arzt, Kaunitz, als Commissar, der seine Papiere mit ihm durchgehen und seine allfällige Rechtfertigung entgegen nehmen sollte: Joseph v. Sonnenfels. Am 25. August fand sich »der Mann ohne Vorurtheil« bei dem Autor der »Eugénie« ein, dessen Drama er (vor mehr denn einem Jahrfünft) bei der ersten Wiener Aufführung in den »Briefen über die Wienerische Schaubühne« sehr anerkennend besprochen hatte[1]. Sonnenfels' Bericht über diese persönliche Begegnung ist nicht entfernt von demselben Wohlwollen für Beaumarchais beseelt, wie jene Kritik, sondern in wesentlichen Punkten die sachliche Grundlage von Kaunitz' Depesche oder vielmehr Anklageschrift[2]. Der Gefangene bot im Laufe des Gespräches dem Regierungsrath wohl ein Widmungs-Exemplar der »Mémoires« im Process Goezmann an: Sonnenfels lehnte die Gabe jedoch höflich ab. Und Beaumarchais war es gleichfalls um nichts weniger, als um einen Austausch von Artigkeiten zu thun. »So willig er sich mit einem Mann von Sonnenfels' Verdiensten in literarische und philosophische Unterhaltungen einlassen möchte«, für den Augenblick liegen ihm ganz andere Sorgen am Herzen. Er beschwört den Abgesandten mündlich und die kaiserliche Regierung schriftlich, doch auch auf seine Privatangelegenheiten Rücksicht zu nehmen: in Paris stände die Revision seines Processes gegen La Blache zur Entscheidung, und wenn man ihm schon nicht verstatten wolle, seine Sache selbst zu führen, bei der 50,000 Thaler auf dem Spiele ständen, so müsse er doch wenigstens seinem Freunde Roudil Instructionen zukommen lassen. Wenn

man ihm keinen Glauben schenke und an seiner Identität zweifle, so wäre es das Einfachste, ihn mit gebundenen Händen und Füssen nach Frankreich zu schicken[1]. Mit dieser Forderung war Beaumarchais im Recht, wenn er gleich die Kaiserin und die Behörden durch das erfundene Neustädter Attentat irregeführt hatte. Ein Willkürakt bleibt seine Verhaftung ohne regelrechte Criminal-Untersuchung immerhin. Man hätte ihm den Process machen oder ihn an die französischen Gerichte ausliefern sollen. Keines von Beidem geschah: ja, man strafte ihn sogar wegen seiner ungemessenen Schreibseligkeit, indem man ihm nach den ersten Tagen seiner Haft, in welchen er ganze Broschüren fertig brachte, Federn, Tinte und Papier entzog: »man verwehrte mir sogar, meine literarischen Eindrücke, kritische Einfälle etc. zu verfestigen«[2]! Man verbot ihm, auf die Gasse zu schauen, ja selbst nur in das Nebenzimmer zu gehen. So wurden ihm, statt der verhofften Gunstbezeugungen einer dankbaren Mutter, ungemüthliche Polizeiplackereien zu Theil. Man nimmt ihm (um allfällige Selbstmordgedanken zu hintertreiben) Messer, Schuhschnallen, Scheere u. dgl. m. ab. Durch volle 31 Tage (die er nach seiner alten Liebhaberei in 44,640 Minuten umrechnet) theilt er sein Zimmer mit einem Soldaten: ob er schläft oder wacht, immer hat ein Grenadier mit aufgepflanztem Bajonett Acht auf ihn[3]. Man glaubt sich doppelt berechtigt zu solcher Strenge, als neue Erhebungen von Bürgermeister und Rath der Stadt Nürnberg zu dem Endschluss führen: »Das Angeben eines räuberischen Überfalls dörfte wohl eine blosse Erdichtung sein«[4]. Nichts natürlicher, als dass Kaunitz immer mehr in seinem Verdacht bestärkt wurde, dass »ein Mensch, der sich zu Fälschungen erbietet, selbst ein Betrüger sein muss« nichts natürlicher aber auch, als die Ungeduld Maria Theresia's: ***j'avoue, j'attens avec impatience le retour du courrier.*** Die Antwort, welche der Eilbote endlich in der dritten Septemberwoche brachte, hatte Beaumarchais' sofortige Freilassung zur Folge.

Der Botschafter antwortet der Kaiserin vertraulich, dem Kanzler amtlich[1]: Beaumarchais, den er nicht persönlich kenne, der aber allbekannt sei durch seine romanhaften, extravaganten Abenteuer, die zum mindesten Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit voraussetzen, habe sich wenigstens bisher keiner strafbaren Handlung schuldig gemacht; trotzdem könne man ihn unter den obwaltenden Umständen ohne Zweifel für den Verfasser der Schmähschrift ansehen, ein Verdacht, in dem Mercy-Argenteau durch Conferenzen mit Sartines nur bestärkt werden konnte.

Als der Letztere (so meldet der Botschafter dem Kanzler) die Unterschrift des Briefes von Beaumarchais sah und den Eingang des Briefes überflog, in welchem von dessen Rettung die Rede war, schien er höchst befriedigt; sowie er jedoch von der Verhaftung seines geheimen Agenten erfuhr, ebenso höchst bestürzt. Das Begleitschreiben von Kaunitz erhöhte Sartines' Aufregung nur. Die Erzählung von dem Neustadter Attentat habe (so erklärte der Pariser Polizeilieutenant) wohl auch er sogleich angezweifelt. Ebenso erscheine ihm die ganze Wiener Reise nur von dem Wunsche eingegeben, die Kaiserin zu einem Geschenke zu bestimmen. Dagegen bestritt er jeden verbrecherischen Vorsatz und Treubruch Beaumarchais'. Hätte Mr. de Ronac dergleichen beabsichtigt, so würde er sich schwerlich an des Königs treueste Freundin, seine Schwiegermutter, gewandt haben. Und habe sich Beaumarchais bisher auch bisweilen unbesonnen und lebhaft gezeigt, so wäre er doch noch niemals unehrlich gewesen. Auch den Vorschlag Beaumarchais', das Libell *in usum* des eben zum König emporgestiegenen *delphini* umzudrucken, entschuldigte Sartines mit echter Höflingsweisheit: es seien ja die Fälle nicht selten, in welchen man den Regenten unangenehme Dinge verbergen müsse. Bei alledem war Sartines' peinlichste Verlegenheit nicht zu verkennen; in einem unbewachten Augenblick vertraute er Mercy-Argenteau, dass Beaumarchais und Beaumarchais allein von dem ganzen Handel mit dem *Avis* ihm und dem König Mittheilung gemacht: »es wäre demnach nicht unmöglich, dass Beaumarchais, *um sich für die Zukunft ein besseres Schicksal zu verschaffen und aus seinen gegenwärtigen Schulden zu reissen,* diesen verzweifelten Anschlag gemacht habe«. Im nächsten Augenblick bereute Sartines jedoch schon diese Äusserung, die ihn selbst am schlimmsten blosstellte: er meinte deshalb auch: »er kenne zwar den feurigen Geist und das gebrannte Hirn Beaumarchais', habe jedoch noch

nie Arglist oder Unredlichkeit an ihm wahrgenommen. Zudem scheine ihm der Inhalt des *Avis* den Verdacht zu entkräften, dass sein Vertrauensmann in eigener Person die Schmähschrift verfasst habe: denn (?) der Kanzler Maupeou und der Herzog von Choiseul, die sich immer (?) als Gönner und Schützer Beaumarchais' erwiesen hätten, seien im *Avis* am heftigsten angegriffen, der Herzog von Aiguillon dagegen glimpflich behandelt etc.«

Kaunitz traf in seiner Antwort an Mercy den Nagel auf den Kopf: »der lockeren Moral Sartines' gesellt sich in diesem Falle noch sein höchstpersönliches Interesse, ein Subject wie Beaumarchais, den er selbst dem König als Vertrauensmann empfohlen, nicht nur zu entschuldigen, sondern zu vertheidigen«[1].

Im Übrigen stellte es die Kaiserliche Regierung Beaumarchais frei, sich in Wien nach Belieben aufzuhalten und umzuthun oder sofort abzureisen. Die Wahl fiel ihm nicht schwer: »und wenn ich unterwegs sterben müsste (so antwortete er) würde ich keine Viertelstunde länger hier bleiben«. Kaunitz liess ihm tausend Dukaten als Gnadengeschenk oder Schmerzensgeld anweisen, die Beaumarchais anfangs ablehnte. »Sie haben aber kein anderes Reisegeld: all Ihre Habseligkeiten sind ja in Frankreich.« »Dann werde ich meinen Wechsel geben zur Bestreitung der nothwendigsten Auslagen.« »Eine Kaiserin gibt kein Darlehen wie ein Bankier.« »Und ich nehme nur Wohlthaten von meinem Herrn an.« »Die Kaiserin wird aber finden, dass Sie sich grosse Freiheiten herausnehmen, indem sie ihre Geschenke zurückweisen.« »Einem so schwer beleidigten Mann wie mir darf man es nicht verargen, wenn er Almosen ausschlägt.«[2] Trotz dieser grossen Worte behält der *»drôle«*, nach Kaunitz' Zeugniss, die 1000 Speciesducaten[3]. In Paris freilich erbat er von Ludwig XVI. die Erlaubniss, das Geldgeschenk zurückzustellen und gegen eine (mindestens gleichwerthige) Ehrengabe umzutauschen. Man that ihm seinen Willen: Maria Theresia liess ihm einen kostbaren Diamantring zukommen[4], den er bei ausserordentlichen

Anlässen (z. B. seiner gerichtlichen Rehabilitation) mit theatralischer Aufdringlichkeit zur Schau trug. Von der letzten österreichischen Post — Haag — schreibt Beaumarchais an Sartines[1]: »trotzdem sich das Bessere diesmal als der Feind des Guten erwiesen habe, bedauere er keine seiner früheren Handlungen«.

Allein im Grunde mochte er doch fühlen, dass er mit dem Melodram im Leben, wie auf der Bühne weniger Glück habe, als mit Suiten und Komödien. Der Humorist in ihm rührt sich wieder: in übermüthigster Stimmung dichtet er unterwegs das tolle *Robin*-Liedchen, dem unter seinen Chansons die grösste Popularität beschieden war, weil es wie ein echter Naturselbstdruck wirkte:

Toujours, toujours, il est toujours le même
Jamais Robin
Ne connait le chagrin
Le temps sombre ou serein
Les jours gras, le carême
Le matin ou le soir
Dites blanc, dites noir
Toujours, toujours, il est toujours le même etc. etc.*)

In so ausgelassener Laune besuchte Monsieur de Ronac auf der Durchreise in Augsburg das Theater, wo er — wie vor einem Vierteljahr beim Prinzen Conti (s. o. S. 287) — abermals durch die Dramatisirung seines *fragment de mon voyage en Espagne* überrascht wurde. Er sah hier zum erstenmale Goethe's »Clavigo«, den er ein Jahrzehnt nachher als Censor der französischen Ausgabe genauer in der Lectüre kennen lernen und beidemale so abschätzig beurtheilen sollte, wie späterhin Mozart's »Hochzeit des Figaro«[1]: »der Deutsche hat meine Geschichte mit einem

*) *Oeuvres: Robin* VII. 183—6. Vgl. a. Piron: Métromanie II. 1.
L'heureux tempérament, ma joie en est extrême
Gai vif aimant à rire enfin toujours le même.

Begräbniss und einem Zweikampf überladen, Zuthaten, die weniger Talent, als — Hohlköpfigkeit verrathen«.*)

Wir begreifen, dass und warum Monsieur de Ronac an dieser »modernen, *mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit* dramatisirten Anekdote« kein Gefallen finden konnte[1]: nicht seine Art und Kunst trat ihm im »Clavigo« entgegen, und Goethe hatte vollauf Recht, als er in der ersten Schöpferfreude schrieb:

»Dass mich die Mémoires des Beaumarchais, *de cet aventurier français,* freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine That mit Charakteren und Thaten in mir amalgamirten und so mein Clavigo ward, das ist Glück:

---

*) Ich habe dieses Urtheil Beaumarchais' zuerst in Lindau's »Gegenwart« (15. Juni 1880) mitgetheilt. Der Dichter schreibt in seinem letzten Lebensjahr an Marsollier (s. o. S. 63): Autrefois quand Mr. le prince de Conti au jour que je partais pour l'Angleterre me força de rester douze heures de plus à Paris pour lui dire, m'ajouta-t-il, mon sentiment sur la pièce d'un jeune homme que l'on donnait ce jour-là même sur le théâtre de la cour du Temple, je me fis bien tirer l'oreille pour aller voir une comédie bourgeoise où l'auteur et tous les acteurs doivent être, disais-je, très au dessous du médiocre. *Non,* me dit en riant le Prince, *il s'agit d'un jeune homme dont je veux juger le talent à venir sur ce que vous m'en apprendrez.* Je cédai. Mais après avoir été vivement ému de revoir *ma propre aventure d'Espagne* représentée avec fidélité, je me souviens, que je fondis en larmes à l'adieu de Médée, que vous m'y fites faire par Clavico qu'on arrêtait. Je dis au Prince: *c'est un trait de génie dans le jeune auteur que d'avoir recueilli tous les malheurs qui me sont arrivés depuis mon retour de Madrid pour me les faire prédire par un méchant, justement puni dans une pièce dont l'époque remontait à dix ans du jour où il la composait. Le reste est bien,* disais-je: *mais ce morceau-là est superbe, ce jeune homme aura du talent et d'un genre très estimable.*

Je n'ai jamais revu ce premier essai de votre génie dramatique quoique passant à Augsbourg en Souabe je me sois vu jouer une seconde fois, moi vivant mais joué sous mon nom (bei Marsollier waren die Namen Beaumarchais - Caron und Clavigo anfangs durch Anagramme ersetzt) ce qui n'était je crois arrivé à nul autre. Mais *l'allemand avait gâté l'anecdote de mon mémoire en la surchargeant d'un combat et d'un enterrement, additions qui montraient plus de vide de tête que de talent.* Et vous, vous l'aviés embellie. *Egerton Manuscripts.*

denn ich hab Freude gehabt darüber und *was mehr ist: ich fordre das kritischste Messer auf, die blos übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödtliche Wunde, nicht zu sagen der Historie, sondern der Structur, Lebensorganisation des Stückes zu versetzen*«[1].

Und gewiss: wer Goethe's Ausführung mit Beaumarchais' Urstoff zusammenhält, dem »werden die geringsten Veränderungen, die dieser gelitten und zum Theil leiden musste, lehrreich auf manchen Handgriff des Genies leiten, den noch kein Kritikus zur Regel generalisirt hat«[1]. »Den Schmerz über Friederikens Lage« suchte Goethe »durch poetische Beichte« zu meistern, um durch diese »selbstquälerische Büssung einer *inneren Absolution* würdig zu werden«[2]. Er hat zuvor im »Götz« und später im »Faust« das Schicksal treulos verlassener, liebender Mädchen vergegenwärtigt; auch in dem Mémoire Beaumarchais' trat ihm das Loos der unglücklichen Braut Clavigo's »wie ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht entgegen, das ihm einen Spiegel vorhielt«[3]. Seiner Phantasie bot sich in dem *fragment de mon voyage en Espagne* zugleich aber ein neuer Vorwurf: das Zorngericht, das der geborene Schützer und Rächer der Unglücklichen über den Verräther hält, die Entschliessung, zu welcher der Schuldige dem Bruder des betrogenen Mädchens gegenüber sich entscheidet. Im »Faust« stellt sich der Verführer der Ausforderung Valentins: im »Clavigo«, diesem »Weislingen in der ganzen Rundheit einer Hauptperson«[4], bestimmen anfangs edelmüthige, ritterliche Gesinnungen den Treubrüchigen, jede Demüthigung auf sich zu nehmen, nur um der Gekränkten nicht auch noch den Bruder zu gefährden[5]. Goethe's »Clavigo« schreibt die geforderte Erklärung, nicht weil er Beaumarchais fürchtet, sondern weil, vernichtender als alle Drohungen des Franzosen, die Stimme der Selbstanklage in ihm laut wird und ihn mahnt, zu den Füssen der tödtlich beleidigten Braut »seinen Schmerz, seine Reue auszuweinen«[6]. Was aber nach dieser Sühne das jähe Umschlagen seiner aufrichtigen

Gesinnungen herbeigeführt, was Clavigo's neuen, grässlichen Meineid begreiflich und entschuldbar macht, das sagt er selbst wahr und echt menschlich in den Worten:

»Als ich sie wiedersah, im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach, da das vorüber war, *Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flösste sie mir ein,* aber Liebe — sieh, es war, *als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes übern Nacken führe.* Ich strebte munter zu sein, wieder vor denen Menschen, die mich umgeben, den Glücklichen zu spielen: *es war Alles vorbei,* Alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger ausser sich gewesen, sie müsstens gemerkt haben . .«

Und wer nicht schon bei der Lectüre des »Clavigo« hier der Peripetie gewahr wird, den mögen gute Goethe-Darsteller überzeugen. Im Wiener Burgtheater ist es Sonnenthal, der mit sanguinischem Überschwang die Geliebte »mit jugendlichen Rasereien, stürmenden Thränen und versinkender Wehmuth« antritt. Erst als sie ihm vergeben, schaut er wieder in ihr Antlitz. Ein leiser Ekel rüttelt ihn, da er in die zerstörten, vom Tode gezeichneten Züge blickt. Im nächsten Moment fasst er sich wieder: aber jeder Fühlende unter den Zuschauern dieser Musterdarstellung begreift, dass Clavigo mit übermenschlicher Tugend ausgerüstet sein müsste, um seines aesthetischen Widerwillens gegen die Kranke Herr zu werden. In seinem Innern, lange vor Carlos' Reden, sagt sich Clavigo von seiner »trockenen, trippelnden, hohläugigen Französin los, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiss und Roth überpinselt hat«. Wir wissen jetzt, was Clavigo sträflicherweise, aber unwiderstehlich, vor und nach dem Erscheinen des Bruders antreibt, Marie zu verlassen: er liebt sie nicht mehr, er kann sie nicht mehr lieben. Seine Pflicht, alle zärtlichen Empfindungen und edlen Eigenschaften seiner Braut kommen nicht dagegen auf, dass sie reizlos, schlimmer als das: widerwärtig für ihn geworden. Er ist ein haltloser, aber wahrhaftiger Charakter, ein bedauerns-, kein nichtswürdiger Mann. Dass er trotzdem

sein Wort einlösen möchte: (wenn nicht Carlos mit seiner Lessingischen Dialektik laut und unwiderleglich nur dasselbe ausspräche, was er selbst im Stillen denkt und fühlt: dass er an der Ehe mit Marie zu Grunde gehen muss) dieser Vorsatz der Selbstüberwindung um den Preis der Selbstvernichtung spricht für ihn. Und gegen ihn zeugt es nicht, wenn er »einen Funken von Carlos' Stärke, von Carlos Muth« begehrt, »mit einem Herzen, das einen ruhigen Bürger glücklich machen würde, den unseligen Hang nach Grösse verbindet.«

»Und was ist Grösse, Clavigo? Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht grösser ist als Anderer Herzen, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit allen Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch!«

In diesem Kernsatz kommt mehr als der »reine Weltverstand« Carlos' zum Ausdruck: er gibt (allerdings nicht der satten Philistermoral, die Goethe eigentlich nur auf Grund seiner eigenen Darstellung des Sesenheimer Idylls noch immer als Frevler gegen Friederike anklagt und verdammt) die volle Lösung der überflüssigen Frage, weshalb Goethe nicht lieber als Frankfurter Anwalt und Gemahl einer elsässischen Pfarrerstochter seinem Hauswesen vorstand, statt dem *Δαιμόνιον* in seiner Brust zu folgen.

Goethe deckte sich übrigens so wenig voll und ganz mit Clavigo, Weislingen oder Faust, wie Friederikens Bruder, dieser Doppelgänger des Moses im *Vicar of Wakefield*[1] Beaumarchais glich. Trotzdem kann er nicht alle Familienähnlichkeit mit seinem Trauerspielhelden verleugnen. Ohne Selbstgefälligkeit — eine Eigenheit, der man niemals bei Goethe begegnet — redet er unbewusst von der eigenen Stellung in der deutschen Litteratur, wenn dem Archivarius nachgerühmt wird:

»Wir wenigstens haben keinen neueren Autor, der soviel Stärke des Gedankens, soviel blühende Einbildungskraft mit einem so glänzenden und leichten Stil verbände«.

Und der künftige »Befreier« der deutschen Dichtung spricht aus Clavigo's Antwort:

»Ich muss unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geschmacks werden. Die Menschen sind willig, allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und unter uns gesagt, meine Kenntnisse breiten sich täglich aus; meine Empfindungen erweitern sich und mein Stil bildet sich immer stärker«.

Auch Goethe's Plan, wie der Clavigo's, war der Hof,[1] und aus seinem Herzen war es gesprochen, wenn Carlos meinte:

»Heirathen! just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll, sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch nicht die Hälfte seiner Wanderung zurückgelegt hat«.

Sein Liebesbekenntniss war es endlich, dass »ein Roman, der nicht von selbst kommt, nicht im Stande sei, ihn einzunehmen«. Und Goethe's Monolog belauschen wir in den Worten:

»Es ist wunderbar; ein Mensch, der sich über so vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig, als mir selbst? Und ist's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?«

Vor Allem aber in dem einzig-schönen Nachklang von »Willkommen und Abschied«:

»Verbergt Euch, Sterne, schaut nicht hernieder, Ihr, die Ihr so oft den Missethäter sahet in dem Gefühle des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Strasse mit Saitenspiel und Gesang in goldenen Phantasieen hinschweben und sein am heimlichen Gitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden[2]«.

Und auch in den Schilderungen Dritter erkennen wir den Dichter wieder: Carlos-Merck spürt ihm doch immer an, dass er »ein Gelehrter« ist; Mariens Schwester Sophie preist ihn als »den Alten, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft. Es ist noch eben die Begier, geliebt zu werden und das ängst-

lich marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird«. Und nicht blos die Freunde Goethe's haben wenig Männer gekannt, die so grossen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als er.[1]

Doch genug und übergenug der Proben, dass die liebenswerthesten Eigenschaften Clavigo's Goethe selbst entlehnt sind. Wir haben bei dieser Hauptfigur länger verweilt, da ihr bisher nicht immer volles Recht widerfahren ist: der Clavigo ist einer der eigenthümlichsten Charaktere unserer dramatischen Litteratur. Und für diese Gestalt ist Goethe seiner Quelle nicht mit einem Zuge verpflichtet. Dem »Heldengang« des Bruders (natürlich nur des Beaumarchais des *Fragment de mon voyage d'Espagne)* ist er dagegen ziemlich treu gefolgt. Doch auch hier hat er das Ganze veredelt. Goethe's Beaumarchais zerreisst auf das erste Wort von der Verzeihung Mariens die Erklärung Clavigo's, während der Autor der Mémoires das schimpfliche Blatt selbst in der Zeit seiner herzlichsten Beziehungen zum *Pensador* sorgfältig aufbewahrt. Für den Carlos dagegen ist Goethe — wenn irgend wem — in erster Reihe Lessing zu Dank verpflichtet: nicht die Moral, aber die Redegabe des Polemikers Lessing erscheint in der grossen Scene des vierten Aktes, diesem Drama im Drama, dieser genial exponirenden und unwiderstehlich mit sich fortreissenden Dialektik verkörpert.[2] Wie armselig nehmen sich die keckesten Suiten Figaro's neben dieser methodischen Weltklugheit und ihrem zwingenden Wortführer aus! Wenn diese Gestalt Beaumarchais' Antheil nicht zu gewinnen vermochte, dann begreift man, dass er die im vollen Wortverstande *in's Deutsche übersetzten* Frauencharaktere Marie und Sophie nicht verstehen konnte.[3]

Goethe hat eben durchwegs frei, selbständig und schöpferisch den fremden Stoff umgebildet: das *Fragment de mon voyage d'Espagne* gab ihm nur den äusseren Anstoss, ein Problem, das ihn menschlich und künstlerisch immer wieder bedrängt, in neuer Form aufzunehmen. Und schon

der junge Dichter bethätigte bei diesem Anlass die grosse Weisheit, welche der reife Mann, allen folgenden Künstlern und Forschern zur Beherzigung, in einer beiläufigen brieflichen Anmerkung verkündigte: »*Wir haben bisher die französische Litteratur zu steif, entweder als Muster oder als Widersacher behandelt*«.[1] Der Dichter des »Clavigo« hat uns andere Bahnen gewiesen: der Strassburger Student hat als Shakespeare-Schwärmer Voltaire wohl einen Thersites gescholten; späterhin aber hat der Olympier den Chorführern der französischen Litteratur so vollen Antheil bezeugt, dass seine tiefgründenden Beziehungen zu den französischen Zeitgenossen doch nur in Monographieen: Goethe und Voltaire, Goethe und Diderot, Goethe und Rousseau[2] zu erschöpfen wären. Er hat den Stoff der »natürlichen Tochter« (allerdings noch freier und idealer stilisirt, als die Motive des *Fragment de mon voyage en Espagne* im Clavigo) den Denkwürdigkeiten einer verdächtigen Abenteurerin, angeblich einer illegitimen Tochter unseres Conti, entlehnt; er ist der romantischen Schule und dem Kreise des »Globe« so gerecht geworden, wie Molière und Chateaubriand. Er lobte und tadelte als Patriarch der Weltliteratur, gleich weit entfernt von Hass, Neid und Ausländerei. Er liebte das Talent, er ehrte die Kunst, wo immer sie ihn grüssten. Und in diesem Geiste pries er wieder und wieder Beaumarchais als originellen Jünger Voltaire's; in diesem Geiste setzte er dem Schöpfer des »Figaro« in Dichtung und Wahrheit Ehrenmale, nachdem er an dem Menschen Beaumarchais im »Clavigo« das wahrhaftige Wunder einer »Transfiguration« gewirkt.

III. Beaumarchais und d'Eon.

Nous nous vîmes conduits sans doute par une curiosité naturelle *aux animaux extraordinaires* de se rencontrer.

d'Eon: Campagnes du Sieur Caron de Beaumarchais.

Noch schlimmer als auf Mr. de Ronac war Kaunitz auf die französische Regierung zu sprechen. Jenen fertigte er beiläufig in derselben Weise ab, wie Friedrich der Grosse Voltaire's Frankfurter Abenteuer: »im Grunde genommen hat er die Galeere verdient und kann von Glück sagen, dass er mit der Heimsuchung von ein paar Grenadieren davon gekommen«. Die Haltung Sartines' aber erschien dem Kanzler von böser Vorbedeutung für die Zukunft der *affaires de là-bas.* Wieviel geringschätziger würde sein Urtheil über die erbärmliche Wirthschaft *(gouvernement pitoyable)* [1] auch unter dem neuen Herrscher gelautet haben, wenn er erfahren hätte, dass der plumpe und entlarvte Maschinist des Wiener Zwischenspiels in Versailles nicht blos wieder zu Gnaden aufgenommen, sondern alsbald von den Ministern in den wichtigsten Staatsaktionen zu Rathe gezogen und mit den heikelsten geheimen Sendungen betraut wurde!

Unmittelbar nach seiner Heimkehr hört Beaumarchais

allerdings von Sartines, dass Maria Theresia ihn für einen Glücksritter gehalten und auch seine Pariser Gönner Verdacht gegen ihn geschöpft. Die unwillkommene Botschaft erschreckt ihn aber weiter nicht. Er wiederholt schlankweg in einem umfassenden, für Ludwig XVI. bestimmten Mémoire[1] den ganzen Sachverhalt, wie er sich denselben mittlerweile zurechtgelegt. Der König nimmt alle Reiseabenteuer des Mr. de Ronac, die Räubergeschichte von Neustadt u. s. f., wohl nicht gläubig, aber humoristisch hin, und die Minister begleichen anstandslos die Kosten dieser Ausflüge, welche nach Beaumarchais' Rechnung — *zweiundsiebzigtausend* Francs betragen. Der König hat ja über den »Schalksnarren« gelacht, dessen »Schwänke« auch die Königin herzlich belustigt haben: wie darf es da einem »Staatsmann« noch beikommen, den gut angeschriebenen *imprudent et fol* ernsthaft zur Verantwortung zu ziehen[2]? Und das nun gar, wenn der leitende Minister Maurepas ein Witzbold von Profession, ein Chansonnier aus Liebhaberei ist, dem der schmutzigste Gassenhauer mehr gilt, als das wichtigste Staatsgeschäft? der, unter dem vorigen König wegen eines frechen Vierzeiligen auf die Pompadour gestürzt, ein jahrzehntelanges Exil nicht besser zu verkürzen wusste, als dadurch, dass er Alles, was Schmähsucht und Unzucht in Frankreich in Verse brachten, säuberlich abschreiben und in rothen, mit seinem Wappen geschmückten Maroquinbänden auf die Nachwelt kommen, einen Unrathskanal in Marmor fassen liess[3]? bei dem alles »Eingebung des Augenblickes, Epigramm, kleine Finesse, Sarkasmus war?« der seinen einzigen Stolz darein setzte, stets die Lacher auf seiner Seite zu haben und um diesen Preis alle göttliche und irdische Majestät zum Entzücken der Höflinge persiflirte? der alle Schäden des Gemeinwesens verspottete und im Übrigen in der Fülle der Macht, mit einem Luchsauge für die Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen begabt, Alles that und geschehen liess, um die allgemeinen Missstände noch zu mehren[4]? der bei den

wichtigsten Vorträgen Turgot's und Necker's nur Langeweile empfand und die schwierigsten Fragen mit cynischen Hohnreden abfertigte? So beispielsweise gleich das erste, grosse Problem, das sich der Regierung Ludwigs XVI. entgegenstellte: die Zukunft des *Parlement Maupeou.* Das Volk beschimpfte die Richter des Bastard-Parlaments, wenn sie im Amtstalar über die Strasse gingen: als sich die Räthe deshalb bei Maurepas beschwerten, lautete seine Antwort: »Es wird also gut sein, wenn Ihr fortan Rosa-Dominos über Eure Roben nehmt«.

Damit, ja selbst mit dem Sturz Maupeou's war die verworrene staatsrechtliche Frage freilich noch nicht gelöst; während aber Rechtsgelehrte und Politiker, Männer in Amt und Würden, wie die gemaßregelten Magistrate sich um die Wette bemühten, Maurepas' Entscheidung durch ernsthafte, sachdenkliche Untersuchungen zu beeinflussen, hatte er seinen Gewährsmann schon gewählt: den »*blâmé*« des Processes Goezmann, Beaumarchais. Verdient aber hatte unser Dichter diese Auszeichnung einzig und allein durch ein — Vaudeville in der Mundart, das eben die Runde in Paris machte. Nach altem Brauch war Beaumarchais bei dem Gemahl der Pompadour, Lenormant d'Etioles, an dessen Namenstage zu Gaste geladen. Man verlangt von ihm ein Festgedicht. Er zieht sich für eine Weile zurück, erscheint hernach in Bauerntracht wieder und singt (nach den üblichen Gelegenheitsversen für den Gefeierten) ein Couplet zu seiner eigenen Verherrlichung:

L'hiver passé j'eus un maudit procès
Qui m' donna ben d'la tablature!
J' m'en vas vous l'dire: y m'avions mit exprès
Sous c'te nouvelle magistrature.
Charlot venait (jarni)
Me consolait (s'fit-y)
Ami, ta cause est bonne et ronde.
Ah comme-y-m'ont jugé! (morgué)
V'l-a-t-i pas qu'est bien chié (chanté)
Est-ce qu'on blâme ainsi l'pauvre monde[1]?

Nur der ausserordentliche (für uns völlig unbegreifliche) Erfolg dieses Liedchens in Paris bestimmte, nach Gudin's Versicherung, die Minister, — Beaumarchais' Wohlmeinung über die Frage der Wiederberufung der alten Parlamente einzuholen. Wir wollen, milder von den damaligen Machthabern denkend, hinzufügen, dass vielleicht Beaumarchais' Beziehungen zu Conti (galt er doch im Ausland sogar für dessen Sekretair[1]) einen gewissen Antheil an der Einforderung dieses Votums hatten. Mag nun auch der Führer der parlamentarischen Opposition, nachdem er Beaumarchais' »*Idées élémentaires sur le rappel des parlements*« kennen gelernt, versichert haben: er wolle, falls die Minister auf dessen Vorschläge eingingen, diese Zugeständnisse als Gnade auf den Knieen annehmen: wir müssen trotzdem erklären, dass dieser »Staatsschrift« Beaumarchais weder geschichtliche noch literarische Bedeutung zukommt[2]. Die *Idées élémentaires* bestreiten,

dass der König sein Recht nur von Gottes Gnaden oder durch sein Schwert erworben habe; mit Voltaire meint unser Autor vielmehr, dass der schönste Titel des Monarchen auf die Krone der sei, dass er sie von einigen sechzig Ahnen überkommen habe. Nicht auf die Gewalt, sondern auf die Gerechtigkeit sei seine Herrscherwürde gegründet: Zeuge dessen der Eid, den jeder König von Frankreich bei der Krönung leiste, die Gesetze der Kirche und des Staates halten zu wollen. Es beständen demgemäss Grundrechte, deren beständige Hüter die Gerichte seien; aus diesen Obersätzen folge aber, dass die Richter von Niemandem ihres Amtes entsetzt werden könnten: es wäre denn durch strafgerichtliches Urtheil. (Maupeou's Maßregeln wurden damit stillschweigend als Gewaltakt verdammt.) Die 1771 ihrer Stellen beraubten Parlamentsräthe seien also nach wie vor rechtlich, wenn auch nicht thatsächlich im Besitz ihrer Würde geblieben; der König habe sie folglich nicht durch eine neue Bestallung mit ihrem Richteramt zu betrauen, sondern einfach aufzufordern, ihre alten Sitze im Parlamente wieder einzunehmen. Sei solcherart die Unabsetzbarkeit der Richter dargethan, so ergäbe sich zugleich ihre Befugniss, frei über die königlichen Steueredikte zu berathen und ihre Einwendungen dagegen geltend zu machen. *Nur* (und hier bewegt sich Beaumarchais in einem circulus vitiosus) sei die Freiheit der »*rémontrances*« insofern

zu beschränken, dass dieselben höchstens *passiven*, nicht activen Widerstand gegen das Gebot des Königs nach sich ziehen dürfen. Die Parlamentsräthe sollen fortan unter keinen Umständen die Rechtspflege einstellen oder gar den Bürgern verbieten, Steuern zu bezahlen, welche ohne ihre Bewilligung erhoben werden. Die Privilegien der Parlamente seien damit erschöpft, dass sie akademisch ihre Missbilligung des königlichen Steuerediktes zu erkennen geben: äusserstenfalls dessen Vollstreckung ablehnen — und den Soldaten des Königs überlassen. In dieser Beziehung aber hätten die Mitglieder des früheren Parlaments ihre Rechte überschritten und ihre Pflichten verletzt, da sie die Bürger vor das Dilemma stellten: entweder dem König Zahlung zu leisten und dadurch Ungehorsamsstrafen des Parlaments auf sich herabzubeschwören, oder dem König die Steuern zu verweigern und dadurch die Strafe der Majestätsbeleidigung auf sich zu rufen. Auch die Einstellung des Gerichtsdienstes seitens der Parlamentsmitglieder wäre unzulässig gewesen: doch bleibe dabei ausser Frage, ob und wie weit (durch Maupeou's Maßregeln) solche Schuld nicht zu hart gebüsst wurde.

Dass mit Silbenstechereien der Art der unheilbare Zwiespalt zwischen der finanziellen Misswirthschaft des absoluten Königthums und dem immer stürmischer erhobenen Begehren nach Steuergesetzen im englischen Stil nicht zu schlichten war, hat die Geschichte der Jahre 1774—89 längst erwiesen. Die Wiederberufung der alten Parlamente hat andererseits vielfach Anlass zu der Behauptung gegeben: dieser erste grosse Regierungsakt Ludwigs XVI. sei verfehlt in der Absicht, verhängnissvoll in seiner Durchführung gewesen[1]. In letzterer Beziehung wird Niemand Einspruch erheben; der Grundgedanke aber, den Rechtsbruch Ludwigs XV. aufzuheben, verdient nur volle Billigung. Ein scharfsinniger, staatskluger Mann, Galiani, hat die richtige Lösung angegeben, da er meinte: »setzen Sie alle heilsamen neuen Reformen (Aufhebung der Sporteln, der Käuflichkeit der Richterposten etc.) mit den *alten* Richtern ins Werk: *le système nouveau est meilleur; les personnes anciennes valaient mieux*«[2]. Aber erst Napoleon I. hat dieses Programm in seiner bewunderungswürdigen Gerichtsordnung zur Geltung gebracht, allerdings

unter den günstigsten Vorbedingungen. Denn zur Zeit seines Imperiums war die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege schon vollzogen; im Frankreich Ludwigs XVI. rangen aber nicht blos richterliche und vollziehende Gewalt mit einander: im Kampfe lagen alte und neue Zeit, gedankenlose, verschwenderische Willkür und die Nothwendigkeit, dem ausgesogenen Volke Einfluss auf die Vertheilung von Einnahmen und Ausgaben zu gewähren. Durch eine kluge und starke Politik, wie sie Le Brun, (s. o. S. 201) im Sinne hatte, wäre — vielleicht! — das neuberufene, von altem Ansehen getragene Parlament zu reformiren, durch die rechtzeitige Gewährung wenn auch noch so bescheidener verfassungsmässiger Bürgschaften das Königthum zu belehren und damit zu retten gewesen. Statt dessen berief man die Parlamente, nicht um sie fortan an der Ordnung des Staatshaushaltes Theil nehmen zu lassen, sondern um durch einen Theaterstreich die Volksgunst zu gewinnen. Im Übrigen begannen die alten, kleinlichen Eifersüchteleien und grossen Feindseligkeiten zwischen Regierung und Parlament fast am ersten Tage seiner Wiederberufung, um bis zur Revolution nicht mehr zur Ruhe zu kommen.

So weit blickten allerdings nur wenige Geister des damaligen Frankreich, und Beaumarchais sah in dem grossen Ereigniss gar nur einen bequemen Anlass, den Ministern immer näher zu kommen und sie mit Stimmungsberichten zu unterhalten. Er meldet den Eindruck, welchen die (bekanntlich gegen die persönliche Überzeugung Ludwigs XVI. getroffene) Entscheidung im Volke, beim Clerus, im Ausland, bei Conti und dem Herzog von Chartres hervorgerufen. Aber so frische Augenblicksbilder er auch aus Kirchen beibringt (in welchen die Beichtväter den Frauen die Absolution verweigern, wenn sie die Frage, ob sie für die Wiederberufung der Parlamente seien, bejahen); so beflissen er hervorhebt, der König sei durch diesen Beweis seiner Grossmuth noch viel mächtiger als zuvor (denn seine Minister hätten es verstanden, unter honigsüssen

Worten das Gift zu verbergen und die französischen Freiheiten dermaßen zuzurichten, dass er ihnen nun und nimmer die seinigen anvertrauen wollte): seine Endabsicht bei diesem Botenläuferdienst ist eine andere. Der König soll wissen, dass er in einem Winkel von Paris einen uneigennützigen Diener sein eigen nennt. Im Übrigen will er »das schmachvolle Urtheil des Parlament Maupeou, von dem ihn freilich ganz Europa längst losgezählt, bescheiden zwar, aber doch nur mit der Mässigung eines Mannes, der Ränke so wenig fürchtet, wie Ungerechtigkeiten, cassirt sehen«. Er will aber auch das Schosskind der Minister für einträgliche, geheime Sendungen bleiben, und um seine Uneigennützigkeit zu beweisen, schickt er Sartines in einem Briefe (der, wie er bestimmt weiss, Ludwig XVI. vor Augen kommen muss) 200 Louis zurück, um welche er sich angeblich zu seinem Vortheil bei der Rechnungslegung über die Wiener Abenteuer geirrt[1]. Sartines war für so viel Geschicklichkeit und Dienstwilligkeit nicht unempfindlich: aber sonderlich erfreut ist Beaumarchais nicht, als ihm sein (vom Polizeilieutenant zum Marineminister emporgestiegener) Gönner neuerdings zumuthet, ein paar Libelle in London zu unterdrücken. Ton und Anliegen der Machthaber ändern sich allmählig in dem Maße, als Maurepas mehr Antheil an Beaumarchais nimmt. Diese gnädigen Gesinnungen des Premiers wachsen aber von Tag zu Tag: der alte Egoist unterhält sich fast mit Niemandem lieber und besser, als mit dem Dichter des »Barbier von Sevilla«, dessen Komödie nun endlich, Donnerstag 23. Februar 1775, zum erstenmal aufgeführt[2] und zu allgemeinem Erstaunen von einem mehr als wohlwollend gesinnten Publikum — abgelehnt wird. Gudin selbst bekennt, dass »ein Stück, welches ihn bei der Vorlesung entzückt hatte, bei dieser ersten Aufführung durch — das Übermaß von Witz langweilte«; La Harpe wieder klagte, dass die Scherze allzu derb und possenhaft seien. Die eigentliche Schuld an dem Misserfolg trug der unglückliche, in London entstandene

Plan (s. o. S. 291), die Komödie, noch dazu mit unbegreiflicher technischer Unbeholfenheit, auf fünf Akte auszudehnen. So hatte Beaumarchais den dritten Aufzug just mitten in der Musiklection entzweigeschnitten und einen Aktschluss beliebt, der den wunderlichsten Zwischenspielen der »Eugénie« nachgebildet erscheint. Der verkleidete Almaviva fragt Rosine: »möchten Sie uns nicht das hübsche Ritornell zum Besten geben?« Und die Antwort lautet: »Gerne! Zuvor aber müssen wir das Klavier holen . . .« Grund genug, den Vorhang fallen zu lassen. Zu Beginn des nächsten Aufzuges erschien dann Bartolo mit der Versicherung: »Ich habe keine Note überhört, das Ritornell ist wunderschön, aber Rosine hat Recht, morgen lasse ich das Klavier in den Salon schaffen«[1]: ein Vorhaben, das Beaumarchais selbst (wenn auch nicht über Nacht, so doch binnen drei Tagen) ins Werk setzte. Der Flügel wurde auf die Scene gestellt, alle Fehler, alle Längen aber zwischen der ersten und zweiten Aufführung, von Donnerstag bis Sonntag getilgt. Beaumarchais strich das Stück tapfer auf vier Akte zusammen, und in dieser neuen Bearbeitung griff der »Barbier« nun siegreich durch. Böse Zungen meinten wohl: der Beifall rühre nur von bezahlten Klatschern her; der Autor habe sich »in Viere zerrissen, um die Gunst der Zuhörer zu gewinnen: besser aber wäre es gewesen, seine vier Akte in Stücke zu reissen« etc. etc. Der glückliche Dichter kümmerte sich um diese neidischen und boshaften Redereien für's Erste nicht: ihm genügten die starken Einnahmen, welche die Komödie machte. Die gestrichenen Stellen (u. a. die köstliche, später für den »Tollen Tag« benutzte Tirade vom *Goddam,* als dem Wunderwort, das dem Fremden auf englischem Boden jede weitere Kenntniss des Englischen erspare) waren für seine späteren Werke nicht verloren. Was er aber sonst noch Launiges und Bissiges auf dem Herzen hatte, das sprach er in einer Vorrede aus, die seinen damaligen Gönnern fast lustiger erschien, als das Stück selbst. Beaumarchais kleidet seine

Selbstvertheidigung in die Form eines »maßvollen Briefes über den *Durchfall* und die Kritik des »Barbier von Sevilla«:

»Auftritt der Autor, bescheiden gekleidet, um dem Leser mit demüthigem Kniefall sein Stück darzubieten«. Er hofft, ihn in einem der glücklichen Augenblicke anzutreffen, in welchem er sorgenfrei, zufrieden mit seiner Gesundheit, seinen Geschäften, seiner Geliebten, seinem Essen und seiner Verdauung einen Augenblick an der Lectüre des »Barbier« Gefallen finden könne. Wenn aber zufällig seine Gesundheit gerade angegriffen, sein Vermögen gefährdet, seine Schöne treubrüchig, oder sein Magen verstimmt sei, dann möge der Leser das Buch beiseite legen und lieber seine Haushaltungs-Bücher oder das nächstbeste philosophische, theologische, moralische, politische, ökonomische oder diätetische Werk zu Rathe ziehen. Ist aber sein Zustand derart, dass er ihn schlechterdings vergessen muss, dann solle er das *Journal von Bouillon* zur Hand nehmen und hernach ein oder zwei Stunden gemächlich verschlafen. Dieses (wenn wir nicht irren, von Marin mitbegründete) Blättchen vernichtet nämlich den »Barbier« gründlich. Vor einem wohlgeneigten Auditorium sei es dem Dichter, Dank der Zauberkraft einer geschickten Vorlesung, zwar gelungen, die Schwächen des Werkes zu verbergen: seither aber hätten ihn die Kritiker seiner Pfauenfedern beraubt und als schwarzen Raben mit all seiner Gefrässigkeit und Frechheit hingestellt. Trotzdem bittet er den Leser, ihn selbständig zu beurtheilen: denn berufsmässig seien die Skribler Gegner der Schriftsteller: – *(par état les gens de feuilles sont souvent ennemis des gens de lettres).* Prüfe mich deshalb selbst, o Leser: kommt doch gleich nach der Wonne, die Menschen zu beherrschen, die Ehre, sie zu richten. Der Leser entscheide aber in zweiter Instanz und entkräfte deshalb bisweilen den Spruch der ersten Instanz: der Zuschauer. Nun hätten wohl auch diese fleissig gelacht bei seiner Komödie: allein der Journalist von Bouillon habe ihn darüber aufgeklärt, dass diese Heiterkeit nicht dem Stück, sondern nur dessen Autor gegolten habe. Genau besehen, sei diese Wendung jedoch nur ein Advokatenkniff: denn da sein einziger Vorsatz gewesen, das Publikum zu unterhalten, genügt es, dass man überhaupt gelacht, gleichviel, ob über ihn selbst oder über sein Stück: sofern man nur aus vollem Herzen gelacht habe. Der Kritiker von Bouillon hat nun freilich gemeint: »der Barbier« sei eine Farce: aber der Schimpfname, den ein Ausländer Koch den französischen Ragouts anhängt, schade ihrer Schmackhaftigkeit weiter nicht. Die »Farce von Bouillon« hat aber auch keinen Plan, meint unser Kritikus. Ist er ihm vielleicht entgangen, weil er zu einfach ist? Ein verliebter Alter

soll morgen sein Mündel heirathen: ein junger, gewandter Liebhaber kommt ihm zuvor und führt an demselben Tag, im Haus des Vormunds, ihm zum Schabernack, die Braut heim. Der *Maschinist* des Durcheinander ist aber ein durchtriebener Bursche, ein Hans Ohnesorgen, der über Erfolg und Misserfolg seiner Unternehmungen gleicherweise lacht. Nichts natürlicher, als dass das Werk eine ungemein lustige Komödie wurde. »Hätte ich aber, statt bei meinem komischen Einfall zu beharren, meinen Plan in's Tragische oder *Dramische* verkehren wollen, so hätte mir gewiss nicht der Anlass dazu gefehlt bei einem Abenteuer, dessen wenigst wunderbare Motive ich auf die Bühne gebracht. Denn alle Welt weiss ja, dass gerade in dem Augenblick, in welchem mein Stück fröhlich abschliesst, hinter dem Vorhang der Zank wegen der schuldigen hundert Thaler zwischen Bartolo und Figaro sich erst recht erhitzt. Von Beleidigungen geht man zu Schlägen über. Der vom Barbier geprügelte Doctor reisst Figaro's Haarnetz hinunter: und mit einemmal sieht man nicht ohne Überraschung eine Art von Spatel auf dem geschorenen Haupt des Barbiers eingebrannt. So windelweich Bartolo auch geprügelt ist: dies Schauspiel rührt ihn; bewegt ruft er aus: »mein Sohn, o Himmel, mein Sohn!« Aber noch bevor ihn Figaro recht verstanden, hat er ihn mit verdoppelten Püffen heimgesucht. Und doch ist der Barbier der natürliche Sohn Bartolos. Bevor der heutige Vormund Rosinens, dazumal noch Frater, Marcellinen verliess, hat er sein Spatel zum Glühen gebracht und seinem Knäblein damit am Hinterhaupt ein Zeichen eingebrannt, um ihn wiederzuerkennen, wenn sie das Geschick jemals zusammenführen sollte. Mutter und Kind hatten sechs volle Jahre in ehrenhafter Dürftigkeit verlebt, als ein Zigeunerhauptmann, mit seiner Truppe auf einem Streifzug durch Andalusien begriffen, von der Mutter über die Zukunft ihres Sohnes befragt, das Kind stahl und an seiner Statt das zweideutige Horoskop zurückliess:

Nachdem er das Blut seiner Mutter bedroht
Bedrängt er den Vater mit Noth und Tod
Kehrt dann gegen sich das eigene Schwert
Stösst zu — und wird jählings beglückt und geehrt.

Heute geht das Orakel in Erfüllung. Da Figaro Marcelline am Fuss zur Ader gelassen, erwahrt er die erste Verszeile; da er (nach dem Fallen des Vorhangs) seinen Vater Bartolo durchwalkte, die zweite; und inmitten der rührenden Erkennungsscene bereut Figaro seine Heftigkeit gegen den Doctor dermaßen, dass er das Scheermesser gegen die eigene Brust zückt (Vers 3). Da ich ihm aber die Wahl vorbehalte,

sich den Hals oder blos den Bart abzuschneiden, kann ich mein Stück so pathetisch oder lustig als möglich beschliessen. Heirathet Bartolo zuguterletzt Marcelline, so kommt auch die vierte Verszeile zu Ehren: welche Lösung und all das hätte mich nur einen sechsten Akt gekostet, und welchen sechsten Akt! Niemals hat eine Tragödie auf dem Théâter français — doch genug! Bleiben wir bei unserem Stück, so wie es gespielt und kritisirt wurde. Wenn man mir griesgrämig vorwirft, was ich gemacht habe, dann ist nicht der richtige Augenblick gekommen, das zu loben, was ich hätte machen können«!

In diesem Punkte war der Prinz von Conti anderer Meinung als Beaumarchais. Ihm gefiel dieser in parodistischem Übermuth hingeworfene Plan so ausserordentlich, dass er den Dichter dringend aufforderte, ihn ja nicht fallen zu lassen: eine Mahnung, die Beaumarchais bekanntlich wohl beherzigt und im »tollen Tag« verwirklicht hat [1].

Auch die anderen Abfertigungen vorlauter Tadler sind ebenso witzfunkelnd, wie überzeugend.

»Kenner haben bemerkt, dass ich die Ungebührlichkeit begangen habe, französische Zustände von einem andalusischen Spassvogel in Sevilla kritisiren zu lassen, da doch die Wahrscheinlichkeit gebot, dass er sich nur über spanische Sitten lustig machte; sie haben recht; ich selbst dachte Anfangs so ernstlich daran, dass ich fast gewillt war, das Stück (übrigens eines der lustigsten, das je auf dem Theater erschien) *in spanischer Sprache zu schreiben und darstellen zu lassen.* Ein Mann von Geschmack gab mir jedoch zu erwägen, dass die Komödie in Folge dessen ein wenig von ihrer Heiterkeit für das Pariser Publikum verlieren könnte etc«.

Eine Antwort, die ja ebenso schlagend für das Spanien des Gil-Blas und für die orientalischen Geschichten Montesquieu's, Voltaire's und Diderot's gilt: da man den Machthabern nicht frei ins Angesicht trotzen durfte, musste man sich mit möglichst durchsichtigen Masken helfen.

»Ein anderer Liebhaber warf mir (und das just in dem Augenblick, in welchem sehr viele Leute im Theaterfoyer ernsthaft aufhorchten) vor, meine Komödie gleiche dem Sedaine'schen Singspiel »*Man kann nicht an Alles denken!*« »Nur gleichen?« entgegnete ich. »Ich erkläre rundweg, dass mein Stück gar nichts anderes ist als »Man kann nicht an Alles denken«. »Und wie das?« »Je nun, man hat zuvor

noch nie an mein Lustspiel gedacht . . .«; der Liebhaber blieb mit offenem Munde stehen: und man lachte ihn um so rechtschaffener aus, als Derjenige, welcher mir vorwarf, »man denkt niemals an Alles«, ein Mensch ist, der niemals an irgend etwas gedacht hat«.

Für das Schlussfeuerwerk versparte sich Beaumarchais aber die Erklärung der Gründe, aus welchen er seiner ursprünglichen Absicht zuwider keine Spieloper aus dem Stücke gemacht. Seine überraschende Antwort widerspricht diesmal jedoch in persönlicher und sachlicher Beziehung der Wahrheit. Er gibt die Schuld seiner Sinnesänderung einzig und allein der französischen Musik, die auch im Drama zu sehr an der sangbaren Coupletmanier festhalte, dieselben Motive allzuoft zu Wiederholungen des Textes missbrauche und gar zu eigenmächtig mit dem Wort des Autors umgehe. Mit solchen Behauptungen steht nicht allein die geschichtliche Entwicklung der französischen Spieloper in Widerspruch, die gerade in jenen Jahren, Dank Philidor, Monsigny und Gretry, einen echtnationalen Stil ausbildete, den ein schöpferischer Meister wie Boieldieu in unserem Jahrhundert in einem classischen musikalischen Lustspiel zu reiner Vollendung emporführte: Beaumarchais' Thesen widerstreiten auch seinen eigenen, kurz vorher ausgesprochenen Ansichten[1]. Und weiter: seine Klage über die Unnatur der französischen Musik, vielleicht nicht ganz ungegründet, soweit dabei die grosse Oper zur Frage steht, wird unhaltbar den heiteren, gefälligen, halb gesprochenen, halb gesungenen Weisen der Opéra comique gegenüber. In dieser schönen Blüthezeit des französischen Singspiels gilt das Wort mindestens so viel wie die Melodie, das Textbuch wird von gleicher Bedeutung wie die Tondichtung, und nicht umsonst stehen im Foyer der Opéra comique die Marmorbüsten von Sedaine, Favart und — Beaumarchais neben den Bildsäulen der bahnbrechenden Tonsetzer jener Tage. Der »Barbier von Sevilla« ist denn als echtes und rechtes Singspiel gleich

nach seinem Erscheinen von italienischen und französischen Componisten in Musik gesetzt worden, aber nicht Einer hat Beaumarchais' Beifall gefunden, der ja (s. o. S. 334.) unbegreiflicherweise späterhin auch der Mozart'schen »Hochzeit des Figaro« keinen Geschmack abgewann. Vielleicht hätte er sich auch gegen die zweite Weltoper, zu welcher er ahnungslos das Libretto schrieb, eigensinnig verschlossen: Rossini's *Barbiere di Siviglia*, diese einzige *opera buffa*, der Rosine, Almaviva, Figaro und Bartolo das Heimathsrecht in allen Ländern und Zungen zu danken haben.

Nach dem grossen Siege der *Mémoires* war Beaumarchais nach England gegangen. Ein Gleiches wiederholt er nach dem Erfolge des »Barbier«. Auch die gleichen, phantastischen Pläne erfüllen ihn bei diesem neuen Ausflug. Den Freunden sagt er zwar: Maurepas habe ihm wiederum einen Libellhandel an's Herz gelegt, insgeheim schreibt er aber Ludwig XVI.: er sei es müde, immerfort nur die Otternbrut zu zertreten; er wolle dem Könige lieber zuverlässige Berichte über englische Zustände und Colonialfragen zukommen lassen. Dabei glaubt er seine Verdienstlichkeit zu erhöhen, wenn er wiederum erzählt, der Dienst des Königs habe sein Leben neuerdings ernstlich gefährdet: schon auf der Hinreise, in Frankreich, habe er einen Reiter bemerkt, der ihm beständig nachgesetzt, und als er seine ursprüngliche Route in Folge dessen aufgegeben und die Überfahrt in einem kleinen Boot nach Hastings (statt nach Dover) gemacht, sei er auf englischem Boden erst recht von Spionen geplagt, in anonymen Briefen mit dem Tode bedroht worden, wenn er London nicht sofort verlasse etc.[1] Die Hartnäckigkeit Beaumarchais', ohne Vorwissen der Minister solcherart das Ohr des Königs zu gewinnen, entsprang übrigens nicht blos romanhaften Gelüsten: seit Jahren und Jahren, vielleicht von Paris Duverney, Conti,

La Borde, dürfte er von dem *secret du roi,* der Geheimdiplomatie Ludwigs XV. gehört haben, die ihren dunklen Geschäftsträgern mancherlei Bedrängniss, aber aussergewöhnliche, fette Einnahmen einbrachte. Und was dem Vielerfahrenen an dem Allerwelts-Geheimniss etwa noch dunkel geblieben, das enthüllte ihm der vielberufene Chevalier d'Eon, der sich späterhin in seiner Weibermaskerade berühmte: er trage die Wittwentrauer um das *secret du roi* -- als der richtige Hanswurst für die diplomatische Tragikomödie Ludwigs XV.

Schon im vorigen Jahrhundert war es allbekannt, dass dieser Herrscher sich sozusagen das Amt des Oberst-Ränkemeisters an seinem Hofe vorbehalten hatte. Es war ihm eine Lust, seine eigenen Minister auszuspioniren, neben den offiziellen Leitern des auswärtigen Amtes sich von geheimen Rathgebern, wie dem Grafen von Broglie, eingehende Berichte aus allen Reichen übermitteln und begutachten, mehr als einmal sogar seinen Botschaftern neben den Staatsdepeschen ihrer amtlichen Chefs durch seine Geheimagenten gerade entgegengesetzte Weisungen zukommen zu lassen: kurz, ein Versteckenspiel Aller gegen Alle anzustiften und sich selbst seine unheilbare Langweile ein wenig zu vertreiben, indem er (vermeintlich) seine öffentlichen und geheimen Minister gleicherweise zum Besten hielt [1]. Die Pompadour und Choiseul waren aber sehr genau unterrichtet von dieser Liebhaberei Ludwigs XV.: sie wussten, dass er in der Schule seines ersten Lehrers und Staatsministers Fleury nach dem Wunsche und Willen dieses gleissnerischen Priesters die Gewohnheit angenommen, nie thatkräftig in die Geschäfte einzugreifen, sondern mit schadenfroher Hinterlist seine Würdenträger auszukundschaften. Auch liessen ihn seine Maitressen und Minister frei dieser Neigung nachhängen; wussten sie doch, dass dieser Schattenkönig weniger Macht besässe, als ein Advokat des Châtelet: *chaque ministre étoit plus roi que lui;* Ludwig XV. würde, das war die allgemeine Überzeugung

seiner Höflinge, ohneweiters seine Abdankung unterschrieben haben, wenn man ihm die Urkunde im Conseil nur geschickt genug in die Hand gespielt hätte[1]. Nur dann und wann, meist aus persönlicher Rachsucht gegen einen intriganten Nebenbuhler, störten die Minister die diplomatische Spielerei des Königs, der allsogleich, wie ein ertappter Schulknabe, seine geheimen Vertrauensmänner herzlos dem Hass ihrer Feinde preisgab. Diese bequeme, von Leuten, wie dem Grafen Broglie, geduldig hingenommene Übung bekam ihm aber sehr schlecht einem hitzköpfigen Abenteurer gegenüber, wie d'Eon, dessen Schicksale unlöslich mit dem *secret du roi* verbunden sind.

Vom kleinen burgundischen Landjunker hatte sich dieser merkwürdige und begabte Mann in Paris zum Doctor der Rechte, Censor, litterarischen Dilettanten, vor Allem aber zum Liebling hochadliger Familien, der Stainville, Belle-Isle, Nivernais etc. emporgearbeitet: er galt als findiger Kopf. Den entscheidenden Umschwung seines Geschickes führte aber seine eigenthümliche, frauenhaft zarte Erscheinung herbei. Und zwar kam das folgendermaßen:

Mitte der fünfziger Jahre hatten alle diplomatischen Beziehungen zwischen Russland und Frankreich aufgehört; Conti (dazumal — freilich nur für sehr kurze Zeit — der Depositar des *secret du roi)* von dem ehrgeizigen Wunsch erfüllt, mit Hülfe von Elisabeth, die er sogar heirathen wollte, König von Polen oder zum mindesten Herzog von Kurland und russischer Armeekommandant zu werden, setzte Alles ins Werk, die Spannung zwischen den beiden Mächten auszugleichen. Auch Ludwig XV. hielt es — kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges — für unerlässlich, mit der Czarin freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Auf geradem Wege ging das nicht: denn der Kanzler Bestuscheff stand in englischem Sold. Da verfiel der König (oder Conti) auf den Einfall, einen geheimen Agenten (u. z. einen Sohn Grossbritanniens, Douglass) unter dem Vorwand einer geologischen Forschungsreise

nach Russland gehen und (in der Chiffernschrift eines Pelzhandels [1]) Bericht über die dortigen Zustände erstatten zu lassen [2]. Da aber bei der Wachsamkeit des Petersburger Kanzlers zu besorgen stand, dass Douglass vielleicht schon an der Grenze abgewiesen würde, gesellte man ihm d'Eon bei, der — auf Wunsch Conti's oder des Königs — *Frauentracht* anlegte und in dieser Verkleidung wirklich bei Hof Eingang gewann, der Kaiserin eigenhändige Briefe Ludwigs XV. in die Hände spielte, das Wohlgefallen der Czarin erregte und — (es ist ein Epigramm der Geschichte!) — in dem Einbanddeckel eines Exemplares von Montesquieu's *Esprit des lois* eine eigenhändige Antwort Elisabeths an den König von Frankreich glücklich über die Grenze brachte. Es ist keine Frage, dass sich d'Eon in dem folgenden Jahrzehnte als diplomatischer Agent in Russland und England durch seine Fähigkeit und Weltläufigkeit Verdienste um sein Vaterland erwarb; er hintertrieb in Petersburg alle Machenschaften Bestuscheffs; er liess es sich nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges auch nicht nehmen, unter Broglie's Commando als Dragonerofficier sich tapfer zu schlagen; er war ferner, nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges, der Sekretair des schöngeistigen Herzogs von Nivernais, »dieses Anakreon der Politik«, welcher in London die Friedensverhandlungen leiten sollte, Alles und Jedes aber der Gewandtheit und Thatkraft d'Eons überliess. Dem ehrgeizigen Chevalier glückten denn auch ein paar Husarenstücklein: er bezecht einen englischen Staatssekretair, dem er in der Trunkenheit das Ultimatum der Friedensbedingungen entwendet, ist im Fluge mit diesen Präliminarien in Versailles, hat solcherart einen gewissen Antheil an einigen glimpflichen Bestimmungen des Vertrages und erfährt die (in diplomatischen Kreisen anfangs als unglaublich bezweifelte) Auszeichnung, von dem *englischen* Hof mit dem Ehrenamt betraut zu werden, die Ratifikation des Friedens nach Versailles zu überbringen. Nichts natürlicher, als dass Ludwig XV. dem

immer behaglicher in seine neue Thätigkeit einlebte, fiel es dem Herzog von Praslin ein, einen völlig unfähigen Aristokraten, Guerchy, zum Botschafter in London zu ernennen; der neue Diplomat soll seine Stelle durch die Nachsicht verdient haben, welche er als Eheherr dem Minister gegenüber walten liess. Mit dieser Gunstbezeugung für den gefälligen Gatten dachten die Pariser Machthaber zugleich aber d'Eon dafür zu strafen, dass er ihnen trotz wiederholter persönlicher Mahnungen und privaten Warnungen keinen Einblick in die letzten Zwischenfälle seines intimen Briefwechsels mit Ludwig XV. und dessen »geheimen« Minister des Auswärtigen gewähren wollte[1]. Praslin wies deshalb d'Eon kurzweg an, sich sofort seiner Würde als *ministre plénipotentiaire* zu begeben und wiederum den Titel eines Sekretairs anzunehmen. d'Eon widersetzt sich dieser Degradation auf das entschiedenste und schlägt dabei einen desto insolenteren Ton an, je lebhafter Ludwig XV. seine Handlungsweise durch Broglie insgeheim gutheisst und ihm einschärft, alle das *secret du roi* betreffenden Aktenstücke aus dem Botschaftshôtel zu entfernen und an sicherem Orte zu bergen: denn Choiseul setze alles daran, sich mit List oder Gewalt dieser Papiere zu bemächtigen. d'Eon, der sich in seiner Eigenliebe durch die Huld des Königs ebenso geschmeichelt, wie von den Ministern gekränkt fühlt, gefällt sich nun in einem Federkrieg mit seinen hochgeborenen diplomatischen Gegnern, in welchem aller Witz und Geist, nicht aber der Erfolg auf Seiten d'Eons blieb: Figaro behielt dazumal nur auf der Bühne Recht. Aber der Barbier von Sevilla so wenig, als sein geistiger Urheber hätten sich der Absagebriefe zu schämen, welche d'Eon an seine Gegner richtete[2]. Guerchy, der ihm hoffärtig geschrieben, »nur der Zufall habe ihm zu seiner Stellung verholfen«, fertigt er u. A. also ab:

»Schon Salomo hat vor geraumer Zeit gemeint, Alles hienieden sei Zufall und Gelegenheit, Glück und Unglück; ich

muss bescheiden hinzufügen, dass der Zufall, welcher den Titel eines *ministre plénipotentiaire* einem Manne zukommen liess, der ein Jahrzehnt hindurch erfolgreich diplomatische Verhandlungen durchgeführt hat, keiner der blindesten auf Erden war. Denn was mir durch Zufall zustösst, kann manchem Andern durch gut Glück zu Theil werden. Übrigens kann Jeder Eine nur durch Vergleich mit Einem oder mehreren Anderen gemessen werden, wie etliche Sprüchwörter erweisen mögen. So sagt man gemeiniglich: er ist dumm wie tausend, boshaft wie vier, diebisch wie zehn: das ist der einzig anwendbare Maßstab — von gewissen Fällen abgesehen, in welchen die Männer nach ihren Frauen bewerthet werden«.

Der blutige Hohn dieser Anspielung genügt d'Eon nicht; er schreibt geradewegs: Guerchy wolle ihm sein Gratiale abnehmen, damit die Gläubiger des neuen Botschafters nicht vor den Pforten seines Palais die *danse des cocus* aufführen. Guerchy und Praslin waren die Letzten, sich solchen Trotz bieten zu lassen: sie wollten d'Eon rundweg absetzen, in die Heimath zurückrufen und daselbst für einige Zeit in sicheren Gewahrsam bringen. Der König hatte zwar weder Muth, noch Lust, diesem Andringen seiner Minister sich zu widersetzen; während er aber im Conseil ihre Strafanträge gegen den unbändigen d'Eon guthiess, schrieb er ihm insgeheim folgenden Brief:

Versailles 4. Oktober 1763.

Sie haben mir *in Frauenkleidern* ebenso nützlich gedient, wie in denjenigen, welche Sie jetzt tragen; bedienen Sie sich wieder jener Tracht und ziehen Sie sich in die City zurück. Ich verständige Sie davon, dass der König heute, doch nicht *eigenhändig*, sondern blos mit dem Stempel, der seinen Namenszug trägt, den Befehl ausgefertigt hat, demzufolge Sie nach Frankreich zurückkehren sollen. Ich trage Ihnen dagegen auf, mit all Ihren Papieren in England zu bleiben bis zu dem Zeitpunkt, in welchem ich Ihnen weitere Weisung ertheilen werde. Sie sind in Ihrem Hôtel nicht sicher: Sie werden da mächtigen Feinden begegnen. Louis[1].

d'Eon fiel der Brief aus den Händen. Was hatte er von der Festigkeit eines Herrschers zu hoffen, der ihn opfern liess, ob er gleich nur seinen geheimen Aufträgen ge-

horcht hatte? Wohl musste er es über sich ergehen lassen, dass er als »Narr« und »Hochverräther« seines Amtes entsetzt wurde; aber er selbst berühmt sich, dass man die Dinge unmöglich weiter treiben könne, als er das gethan: er trägt seine Privat-Händel mit Guerchy in die Öffentlichkeit und gibt seinen ganzen Briefwechsel mit Praslin und dessen neuen Botschafter — eine fast unerhörte Indiscretion — in einem heute noch lesenswerthen Bande *„Lettres et mémoires"* zum Besten. Ludwig XV. schont er wohlweislich als seinen Brodherrn vor dem Publikum: doch gibt er ihm in seinen Correspondenzen zu verstehen, dass er aus seinen eigenhändigen Briefen nachweisen könne, dass der König von Frankreich eine Restauration der Stuarts und einen Überfall des englischen Gebietes geplant und vorbereitet habe. Ferne sei es von ihm (d'Eon), sein Vaterland ohne Noth zu verrathen: wenn aber der König ihn schon vor der Welt preisgebe, so müsse er ihm insgeheim beistehen gegen seine Widersacher. Denn während d'Eon Ludwig XV. also mit der Drohung einschüchtert: er werde, wenn man ihm nicht ausgiebige materielle Genugthuung zu Theil werden lasse, der Opposition des Unterhauses seine Briefschaften verkaufen und damit Krieg zwischen den Nachbarreichen entzünden, — verklagt er Guerchy vor den englischen Geschworenen, er habe ihm mit Gift und Meuchelmord nach dem Leben getrachtet. Und die Stimmung der durch Wilkes aufgestachelten Massen (die d'Eon zwar als *canaille* und *mob* bezeichnet, trotzdem aber zu seiner Schutzmacht bestimmt[1]) ist dermaßen erregt, dass die grosse Jury allem Völkerrecht zuwider gegen den durch die Exterritorialität gefeiten Botschafter ein *Indictment* ergehen lässt, des Inhalts: es lägen gegen Guerchy genügend schwere Inzichten vor, um seine Verfolgung wegen Anstiftung zur Ermordung d'Eon's zu rechtfertigen. Das englische Ministerium zog wohl die Sache mit einem *Acertiorari* an sich: Guerchy's Stellung war jedoch unhaltbar geworden. Er verlangte seine Abberufung und starb

bald nachher in der Heimath, wie seine Familie versicherte, als Opfer der publicistischen und sonstigen Bosheiten d'Eons.

Ludwig XV. nimmt die Drohungen des Chevalier anscheinend gelassen hin: »ich zweifle, ob wir Krieg haben werden, selbst wenn er Alles sagen sollte«. Trotzdem ist der König der Ansicht, dass »dieser Skandal aufgehalten werden muss«[1]. Da man d'Eon ein festes Jahrgehalt von 12,000 Livres aus der königlichen Privat-Schatulle anweist, bleibt er auch bis zum Tode des Königs ruhig; ja er nimmt, auf ausdrücklichen Wunsch Ludwigs XV., im Juni 1765 seine geheime politische Berichterstattung wieder auf[2]. Mit unleugbarer Federgewandtheit und Sachkenntniss berichtet er Broglie als dem Hüter des *secret du roi* über die Bedeutung der amerikanischen Händel, Pitts Haltung, Wilkes' Käuflichkeit etc., und sein Stillleben wird nur dann und wann durch die Wettmanie der Engländer getrübt, die grosse Summen auf die Preisfrage setzen, ob d'Eon ein Weib oder ein Mann. Anfangs der Siebenzigerjahre prügelt d'Eon »unter allgemeiner Billigung aller ehrenhaften Soldaten«, solcher Wetten wegen, ein paar Makler durch, die sich vergebens darauf berufen: dass nach einer Parlamentsakte jede Wette, nur nicht die auf das Leben des Königs, seiner Frau und seiner Kinder, gestattet sei. Nach dem Tode Ludwigs XV. freilich, mit welchem seine ganze Existenz in Frage gestellt wurde, wird sich seine Entschiedenheit in dieser Beziehung gewaltig ändern. Vor Allem überfluthet er Ludwig XVI. und den Grafen von Broglie mit Enthüllungen und Bittschriften, die sich sammt und sonders nicht wesentlich von Erpressungen unterscheiden.

»Niemals« — so schreibt er an Broglie — »würde die Nachwelt solche Ereignisse glauben können, wenn wir, Sie und ich, nicht alle urkundlichen Belege in Händen hätten, um dieselben und noch unglaublichere beweisen zu können; hätte »der Advokat«*) nicht die Jesuiten vertrieben und

---

* Ludwig XV. hiess in der Geheimschrift des *secret du roi* immer nur *l'avocat;* Broglie *le substitut,* Nivernois *le mielleux,* Choiseul (wohl

irgend einen Malagrida zum Beichtvater gehabt, so würde all das Niemanden überraschen; nun aber hoffe ich, dass der neue König einen Jesuiten weder zum Beichtvater noch zum Freund, gleichviel in welcher Verkleidung, ob als Kanzler, *courtisan* oder *courtisane* um sich dulden wird etc.

Broglie verstand d'Eon und warf sich zu seinem Fürsprecher auf. Und Ludwig XVI., den diesmal wie so viel andere male das Verhängniss traf, die Erbschaft seines Vorgängers ohne die Rechtswohlthat des Inventars antreten zu müssen, hatte mit d'Eon wie von Macht zu Macht zu verhandeln: denn unablässig drohte der Chevalier, seine Papiere äusserstenfalls den Engländern zum Kaufe anzubieten. Ludwig XVI. schien es nothwendig, mit d'Eon sich gütlich zu vergleichen. Der erste Abgesandte des Hofes kam aber schlecht an: d'Eon verlangte 1) unbedingte Wiedereinsetzung in seine früheren Ämter und Würden, 2) eine Entschädigung von 318,477 Livres. Nicht viel besser erging es einem zweiten Unterhändler, von welchem d'Eon 256,000 Livres begehrte. Nun dachte man in Versailles wohl daran, d'Eon langsam auszuhungern. Das lässt sich der gewitzte Abenteurer jedoch nicht bieten. Er verpfändet gegen einen Vorschuss von 5000 Pfd. St. dem ihm befreundeten Admiral Lord Ferrers einen Theil seiner Papiere (nicht die wichtigsten: denn die auf die Restauration der Stuarts, die französische Ausschiffung etc. bezüglichen Documente verbarg er unter dem Fussboden seiner Wohnung, wie er emphatisch versicherte: dicht bei einer selbst gelegten Mine, um sich, wenn's Noth that, mit seinem Privatarchiv in die Luft zu sprengen). Da d'Eon sich also immer wilder geberdete, wuchs die Besorgniss der französischen Machthaber, der Brausekopf könne aus Verdruss und Rache am Ende doch einen unüberlegten Streich begehen. Und es war deshalb gewiss allen Betheiligten gleicherweise willkommen, als der Dichter des »Barbier« sich zum Mittelsmann in diesen Händeln erbot

---

seiner röthlichen Haarfarbe wegen) *le lion rouge*, Guerchy (abschätzig genug) *le mouton cornu* oder *le bélier;* d'Eon selbst *l'intrépide* oder *tête de dragon* etc. etc. *Boutaric* I. 118.

d'Eon hatte schon bei Gelegenheit der ersten Londoner Reise Beaumarchais' den Wunsch ausgesprochen, ihn kennen zu lernen; die Streitschriften im Process Goezmann hatten diesem anderen *Out-law* die Anerkennung abgenöthigt, es gäbe — nach der Verwegenheit des Stils und der Gedanken zu schliessen — noch Männer in Frankreich. Dazumal aber (April 1774) fand Beaumarchais keine Zeit, d'Eon's dringender Ladung zu folgen. Erst jetzt (Mai 1775) konnte Morande die Beiden mit einander bekannt machen. d'Eon gefiel sich nicht wenig in der Gesellschaft eines Mannes, dessengleichen ihm auf seinen vielen Reisen niemals untergekommen war[1]. Er ist entzückt, als Beaumarchais sein wohlwollender, einflussreicher Fürsprecher in Versailles werden will: denn verwickelter als je zuvor ist die Lösung von d'Eon's Anliegen im Augenblick. Auf die erste Nachricht von seiner straflosen und ehrenvollen Rückkehr nach Frankreich erscheint der Sohn seines Todfeindes Guerchy in Begleitung seiner Mutter und des Herzogs von Nivernais bei allen Ministern, um zu erklären: er werde das Andenken seines Vaters an diesem Nichtswürdigen rächen, wann und wo immer er es wagen sollte, sich in seinem Vaterland zu zeigen.

Da kam ein sinnreicher Kopf auf den Einfall, alle Schwierigkeiten in der Art zu heben, dass man d'Eon zu der öffentlichen Erklärung vermöchte: er sei überhaupt kein Mann, sondern — *ein Weib.* Alle Weiterungen wären damit auf einen Schlag beseitigt: alle Vergehen wider die Beamten-Disciplin, alle literarischen Anfeindungen Praslin's und Guerchy's würden dadurch als Unarten einer in ihrer Eitelkeit verletzten Frau entschuldbar und jede Forderung von Genugthuung als Narrethei erscheinen. Es ist nicht genau zu ermitteln, wer (Maurepas, Vergennes oder Beaumarchais) diese possenhafte Wiederholung von d'Eon's romantischer Verkleidung am russischen Kaiserhof zuerst anregte: den Politikern von Versailles galt dieses Spiel jedenfalls als grosse Staatsweisheit. In dem Punkte huldigte

der sonst so ernste, würdige Minister Ludwigs XVI., Vergennes, genau denselben cynischen Ansichten[1], wie Ludwig XV. (s. o. S. 360), der ja dem Chevalier halb zum Zeitvertreib, halb zur Rettung aus bedenklichen Verhältnissen diese Maskerade anempfahl. In den Friedens-Unterhandlungen Beaumarchais' war es mithin der erste und entscheidende Punkt, d'Eon zu der unumwundenen, feierlichen Versicherung zu bestimmen, er sei seit jeher ein Weiblein gewesen, das nur durch wunderbare Schicksalsfügung sich allzeit als Mann im Leben umgethan habe.

d'Eon stellt die Sache so dar, als ob Beaumarchais von ihm zum Besten gehalten worden sei. Auch Gaillardet, Loménie und der Herzog von Broglie sind der Meinung, dass der Autor des »tollen Tages« den Thränen und Lügen d'Eons vollen Glauben geschenkt habe[2]. Nach aufmerksamer (nicht immer erquicklicher) Prüfung der d'Eon-Papiere im British Museum und den Pariser Archiven[3] kann ich mich dieser Ansicht nicht unbedingt anschliessen. Wahr ist allerdings, dass Beaumarchais dem König schrieb, d'Eon gehöre einem Geschlecht an, dem man in Frankreich alles verzeihe; wohl will d'Eon ihm unter Thränen seine Geheimnisse *(connaissance d'une partie de sa position politique et physique)* offenbart haben: ebenso fest steht aber, dass Beaumarchais gemeinsam mit Morande grosse Summen auf die Frauenqualität d'Eon's wettete: ebenso fest steht, dass es in seinem wohlverstandenen Interesse lag, an diese Fabel nicht zu rühren. Wenn er d'Eon zu einem vernünftigen Abkommen bewegen kann, dann ist es Vergennes zufrieden: sonst, meint der Minister des Auswärtigen, mag der Chevalier thun, was ihm beliebt: die Schmach des Landesverrathes werde auf ihm haften bleiben. Beaumarchais aber setzt das Vorhaben durch, d'Eon vertragsmässig zur Erklärung seiner Nicht-Mannhaftigkeit zu bestimmen und damit ein- für allemal unmöglich zu machen. d'Eon's ewige Geldverlegenheiten, kaum weniger aber auch seine Skandalsucht, das Verlangen, die Leute von sich reden zu machen,

all das kam dem geschickten Unterhändler zu statten: die weibliche Verkleidungsrolle, welche der junge d'Eon in Russland nicht ohne Erfolg zum Besten gegeben, sollte also der Fluch seiner letzten Lebenshälfte werden. Denn all seinen früheren Leistungen, seinen nicht gemeinen Anlagen zum Trotz, ist er von dem Tag an gerichtet, an welchem er die folgende, von Beaumarchais entworfene *Transaction* billigte und unterfertigte. Selten ist der krauseste gravitätische Amtsstil parodistischer gebraucht worden, als in diesem Schriftstück, das kurzweg in die Literatur des Groteskkomischen zu verweisen wäre, wenn nicht die nichtswürdige Leichfertigkeit der Minister Ludwigs XVI., der gewissenlose Missbrauch der französischen Steuergelder darin zu tragischem Ausdruck käme.

»Wir Endesgefertigte, Pierre Augustin Caron de Beaumarchais einerseits (mit besonderer Vollmacht des Königs von Frankreich ddo. 25. August 1775 beglaubigt, welche dem Chevalier d'Eon vorgewiesen und abschriftlich dem gegenwärtigen Protokolle angeschlossen wurde) und

Fräulein Charles Geneviève Louise Auguste André Timothée d'Eon de Beaumont, grossjährig, vormals Dragonerhauptmann, Ritter des königlichen Ludwigsordens, Adjutant des Marschalls und des Grafen von Broglie, vordem Doctor des kanonischen und bürgerlichen Rechtes, Advokat am Parlament von Paris, königlicher Censor für belletristische und historische Werke, mit dem Chevalier Douglass nach Russland entsendet, um die Annäherung beider Höfe herbeizuführen, französischer Botschaftssekretair des bevollmächtigten Ministers am russischen Hofe, Marquis l'Hôpital, Gesandtschaftssekretair des Herzogs von Nivernais etc. *) andererseits — sind über folgende Vertrags-Bestimmungen einig geworden:

Art. I. Ich Caron de Beaumarchais fordere, dass alle officiellen und geheimen, in einer Eisentruhe versperrten Papiere, in Betreff der verschiedenen politischen Verhandlungen, mit welchen der Chevalier d'Eon in England betraut war, mir übergeben werden, nachdem sie von meiner und der Hand des Chevalier paraphirt und inventarisirt wurden.

---

*) d'Eons zeitweilige Bestallung zum *ministre plénipotentiaire* wurde absichtlich nicht erwähnt.

Art. II. Ich Caron de Beaumarchais etc. fordere, dass alle Papiere, Briefschaften, Copieen, Entwürfe, Chiffern etc., der Geheimcorrespondenz zwischen d'Eon, dem verstorbenen König und den verschiedenen von Sr. Majestät mit der Leitung dieser Correspondenz betrauten und daselbst als *substitut, procureur* etc. bezeichneten Personen, welche Geheimcorrespondenz unter dem Fussboden des Schlafzimmers des besagten d'Eon verborgen, aus diesem Versteck am 5. October von ihm in meiner Gegenwart hervorgezogen wurde: wohlversiegelt, auf jedem Carton oder Quartband mit der Aufschrift versehen: *dem Könige allein Versailles*: mir unter denselben Vorsichten genauer Inventarisirung übergeben werden.

In Art. III. verpflichtet sich d'Eon feierlich, Guerchy's Andenken und Familie fortan in Frieden zu lassen.

Art. IV. Und damit eine unübersteigliche Schranke zwischen den Streittheilen aufgerichtet werde, fordere ich im Namen Sr. Majestät, dass die Verkleidung, welche bis zu diesem Tage die Person eines Mädchens fälschlich in Gestalt eines Chevalier d'Eon hat erscheinen lassen völlig aufhöre. Und ohne weiter Charles Geneviève Louise Auguste André Timothée d'Eon de Beaumont einen Vorwurf aus dieser Veränderung ihres Standes und Geschlechtes zu machen, deren Schuld einzig und allein ihre Eltern trifft: ja, indem wir dem tugendhaften und zurückhaltenden, dabei aber tapferen und kraftvollen Betragen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, das sie stets in der Tracht ihrer Wahl *(habits d'adoption)* bewährt hat, verlange ich unbedingt, dass zur Behebung aller Zweifel über ihr Geschlecht, welche bis heute unerschöpflichen Anlass zu Gerede, unziemlichen Wetten und schlechten Spässen gegeben, die sich immerfort erneuern könnten, vor Allem in Frankreich: — verlange ich also, dass das Phantom eines Chevalier d'Eon völlig verschwinde und eine öffentliche unzweideutige Erklärung über das wahrhaftige Geschlecht von Charles Geneviève etc. d'Eon vor ihrer Ankunft in Frankreich und vor der Wiederannahme ihrer Mädchenkleider diese Frage für alle Welt endgiltig zur Entscheidung bringe. Fräulein d'Eon kann sich heute diesem Begehren um so weniger verschliessen*), als sie durch dessen Erfüllung in den Augen beider Geschlechter,

*) d'Eon wollte hier einschalten: »als das Geschlecht der Dame durch Zeugen, Ärzte, Matronen und rechtsförmliche Urkunden erwiesen erscheint«, ein Zusatz, den Beaumarchais tilgte. (Gaillardet 241_2) Diese Weigerung gilt mir gleichfalls als Anhaltspunkt dafür, dass Beaumarchais selbst das Märchen nicht glaubte.

welche sie gleicherweise durch ihre Lebensführung, ihren Muth und ihre Talente geehrt hat, nur desto interessanter erscheinen wird. Unter diesen Bedingungen werde ich ihr urkundlich freies Geleite *(sauf-conduit en parchemin)* zusichern, kraft dessen sie nach Frankreich gehen und daselbst unter dem besonderen Schutz Sr. Majestät verweilen kann; und nicht blos Schirm und Sicherheit wird ihr der König zu Theil werden lassen, er hat auch die Güte, die Jahrespension von 12000 Livres, welche ihr der verstorbene Herrscher im Jahre 1766 bewilligt hat, in einen Leibrentenvertrag auf die gleiche Summe umzuwandeln etc.«

In gleicher und gleich umständlicher Weise verpflichtet sich d'Eon zur Annahme all dieser Bedingungen; ausser den bisherigen Zugeständnissen erhebt »die Amazone« aber auch noch Anspruch auf allerlei grosse und kleine Vortheile und Ehrenrechte: so wünscht d'Eon, auf den Frauenkleidern das Ludwigskreuz tragen zu dürfen; weiter einen ansehnlichen Geldbetrag zur Anschaffung eines *trousseau de fille*; endlich die Zusage des Königs, dass er sich gleich Ludwig XV. alle sechs Monate erkundigen wolle, ob d'Eon noch lebe, oder am Ende gar den Machenschaften seiner Feinde zum Opfer gefallen sei. Die protokollarische Erwiederung Beaumarchais' lautet folgendermaßen:

»In Betreff des Ludwigskreuzes möchte ich die Grenzen meiner Vollmacht durch die Entscheidung einer so heiklen Frage nicht überschreiten; andererseits und in der Erwägung, dass das Ludwigskreuz einzig und allein als Belohnung kriegerischer Tugenden betrachtet wurde; in der weiteren Erwägung, dass mehrere Officiere nach ihrer Decorirung den Soldatenrock mit dem des Priesters oder Richters vertauscht, trotzdem aber auch auf dem neuen Kleid dies ehrenvolle Kreuz zum Beweis dafür trugen, dass sie ihre Pflicht auch in einem gefahrvolleren Beruf erfüllten: — erscheint es mir nicht ungebührlich, dieselbe Vergünstigung einem tapferen Mädchen einzuräumen, das, von seinen Angehörigen in Männerkleidern erzogen, alle Mühen und Beschwerden des Waffenhandwerks ertragen hat; in weiterer Erwägung, dass das seltene Beispiel dieses ausserordentlichen Mädchens wenig Nachfolge unter dessen Geschlechtsgenossinnen finden wird; dass ferner für den Fall, als — *die Jungfrau von Orleans,* (welche den Thron und Staat Carls VII. gerettet hat, indem sie unter Mannskleidern focht) im Kriege

irgendwelche militärische Auszeichnungen von der Art des Ludwigskreuzes erhalten hätte, der König nach Vollendung ihrer Thaten ihr schwerlich diesen Lohn ihres Heldenmuthes abgenommen und ebensowenig ein französischer Ritter diesen Ordensschmuck für entweiht gehalten hätte, weil er Brust und Putz *(le sein et la parure)* einer Frau zierte, die auf dem Felde der Ehre sich stets würdig erwiesen, ein Mann zu sein. — —

Aus diesen und ähnlichen, in den schwerfälligsten Perioden vorgebrachten Gründen hofft Beaumarchais der neuen Jeanne d'Arc (!!) zugleich mit den 2000 Thalern für ihre Ausstattung mit Mädchenwäsche und Kleidern die Erlaubniss auszuwirken, das Ehrenkreuz auch weiterhin zur Schau zu tragen. Dagegen darf d'Eon bei einer allfälligen Reise nach Frankreich weder Waffen, noch Männerkleider mit sich führen, überhaupt »nur zum Andenken an die Vergangenheit eine vollständige Dragoneruniform, Helm, Säbel, Pistolen, Gewehr und Seitengewehr behalten, wie man die Reliquien eines geliebten Wesens sorgsam aufbewahrt«. Um übrigens diese hochwichtigen Probleme mit grösster Beschleunigung zu lösen, begibt sich Beaumarchais eilends nach Versailles und überlässt es dem getreuen Gudin, sich mit d'Eon zu unterhalten. Bei Wilkes' Lord Mayors Bankett macht der Wackere die Bekanntschaft der Amazone, die ihm mit dem Mysterium ihres Geschlechts zugleich auch ihre narbenbedeckten Beine enthüllt[1]. Anfangs Oktober kehrt Beaumarchais wieder nach London zurück, von Ludwig XVI. und seinen Ministern mit allen Vollmachten versehen, die Verhandlungen ganz nach seinen Vorschlägen zu Ende zu führen. Am 5. Oktober (die endgültige königliche Genehmigung stand bis zum 4. November 1775 aus) wurde die kulturhistorisch denkwürdige *Transaction* geschlossen, gefertigt und mit dem »Wappensiegel« der beiden Edlen bekräftigt. Beaumarchais hatte seinen Mandanten die gewünschten Papiere, der Chevalière d'Eon aber einen guten Leibrentenvertrag, königliches Freigeleite und die Berechtigung erwirkt, das Ludwigskreuz weiterhin zu behalten. Der König und seine Minister waren mit seinen Leistungen sehr zufrieden: d'Eon

aber, der anfangs mit überschwänglicher Anerkennung von Beaumarchais' Vermittlung gesprochen, wähnt sich mit einemmale übervortheilt oder richtiger, nicht ausgiebig genug entschädigt für die Auslieferung seiner Geheimpapiere. Bei der Einlösung der an Admiral Ferrers verpfändeten Actenstücke knausert Beaumarchais zur Unzeit. Der Dichter des »Barbier von Sevilla« war von diesem grossgesinnten Lord auf sein Gut geladen worden.*) Hätte es nur gegolten, mit Geist und Witz zu zahlen, so würde Beaumarchais, der mit seinen geselligen Talenten Ferrer und seinen ganzen Kreis entzückte, wohl nie Händel mit d'Eon bekommen haben; er verschob jedoch während seiner Anwesenheit in Staunton-Hill die Erörterung der Geldfrage von Tag zu Tag bis auf den letzten Augenblick vor der Abreise. Und als man ihn nun endlich nöthigt, Ernst zu machen, stellt er Schuldscheine aus, die er »auf Edelmannswort« gleich nach seiner Ankunft in London baar begleichen will, sofern der Lord ihm nur gestatte, d'Eon's eiserne Truhe aus seinem Palais nach Versailles schaffen zu lassen. Admiral Ferrers nimmt nach so feierlichen Zusagen keinen Anstand, Beaumarchais die gewünschte Ermächtigung auszustellen, welche unser Held sich sofort zunutze macht, ohne die Wechsel deshalb einzulösen[1]. Wohl behauptet er, diesen und ähnlichen Anklagen d'Eon's gegenüber: er habe damit ihm nur Gleiches mit Gleichem vergolten, denn der Chevalier habe der französischen Regierung wichtige Actenstücke vorenthalten. Die Erbitterung d'Eons beschwichtigt er mit solchen Antworten gewiss

*) Auf der Reise nach Staunton, die Beaumarchais in Gesellschaft von Gudin und dem Grafen von Bourbon unternahm, machen die Drei unterwegs Mittagsstation. Ein Amerikaner, der in demselben Landwirthshaus speist und hört, wie die Reisegefährten Beaumarchais mit Namen nennen, tritt ihn sofort an mit der Versicherung, dass die Mémoires in Process Goezmann in Philadelphia mit Begeisterung aufgenommen wurden und den Amerikanern die höchste Meinung von seinem Talent eingeflösst haben. *Gudin, Hist. de Beaumarchais.*

nicht. Ein unversöhnlicher Feind ersteht ihm damit in diesem heissblütigen Burgunder, ein Gegner von ganz anderer publicistischer Begabung, als alle seine bisherigen litterarischen Widersacher.

In einer jahrzehntelangen Polemik, in Flugschriften, Mémoires an die französischen Minister, in französischen und englischen Zeitungsblättern verhöhnt und beschimpft d'Eon Beaumarchais »als den gewandtesten und angenehmsten aller Affen«, als »Uhrmacherjungen, der sich so dreist benehme, als wenn er das *perpetuum mobile* entdeckt habe«, als Thersites, als Doppelgänger des Barbiers Ludwigs XI., Olivier le Daim etc. etc. Wirksamer aber als mit so groben Schmähungen verfolgt er ihn mit talentvollen Satiren, in welchen er mit unleugbarem Geschick alle schwachen Seiten seiner Persönlichkeit hervorhebt: Beaumarchais' Selbstgefälligkeit; seine theatralische Art, »alle Staatsgeheimnisse wie Coulissengeschichten zu behandeln«; seine läppischen Spielereien mit der goldenen Kapsel[1]: all das und manches mehr wird scharf und lustig zur Sprache gebracht. Alle ungeschickten Streiche Beaumarchais' erspäht und erfährt d'Eon. In seinen Nachlasspapieren findet man, wie in einem Criminalakt, die meisten Geschichten und Zeitungsausschnitte, welche dem Dichter des »Barbier« zur Unehre gereichen, sorgsam gesammelt.

Aber Beaumarchais kehrt sich nicht weiter an diese Verfolgungen. Die Leute in Amt und Würden, Vergennes voran, theilen ihm ja alle, selbst die glaubhaftesten Eingaben d'Eon's zur Begutachtung mit. In der Öffentlichkeit überlässt er die Abfertigung des Chevalier gar nur — Morande. Galt ihm doch der ganze Handel gleichsam als Steigbügel, um sich in den Sattel zu schwingen; hatte er doch im Auftrag der Minister, gleichzeitig mit der d'Eon'schen Angelegenheit, vier andere Sendungen zu besorgen! Die wichtigste *selbstgewählte* aber blieb: die zaudernden Machthaber Frankreichs, wenn auch nur insgeheim, gegen ihre ursprüngliche Absicht zu bestimmen, die amerikanischen

Freiheitskämpfer mit Geld und Waffen zu unterstützen. Die Weltlage, die alte Politik Frankreichs, zumeist aber das tiefempfundene Bedürfniss, die Schmach des siebenjährigen Krieges wettzumachen, kamen Beaumarchais' feuriger Beredsamkeit hilfreich zu statten. Nach jahrelangen Bemühungen setzte er es endlich durch, dass Vergennes und Maurepas auf seine Pläne, vor Allem auf seinen Hauptvorschlag eingingen, sich seiner als Unterhändler und Mittelsmann zu bedienen. Als aber die erste runde Million für diese grosse Sache in seine Hände geflossen war, blickte er mitleidig auf d'Eon und seinesgleichen hinab, auf die armseligen Gesellen, die ihn wohl schmähen, aber weder an Einfluss, noch an — Einnahmen zu kränken vermochten.



Fünftes Buch.

FIGARO.

Nun auch! wenn ich, der ich schon fünfundzwanzig Jahre mitlaufe und dabei war, da den ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte stunden, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte.

Carlos: Clavigo.

[redacted]

I. Rodrigue Hortalez & Cie.

De l'intrigue et de l'argent, te voilà dans ta sphère.

Suzanne: Le mariage de Figaro. I. 1.

Einer der wenigen Irrthümer Loménie's ist die Behauptung, dass kaum irgend ein zeitgenössischer Autor ausser dem Herzog von Lévis eine klare Vorstellung von Beaumarchais' Bedeutung für die Sache der amerikanischen Freiheitskämpfer gehabt habe. Just das Gegentheil ist richtig. Die meisten Memoirenschreiber jener Zeit, Paladine und Volkstribunen, Salonlöwen und Publicisten (Lafayette, Brissot, der Prince de Ligne, der Abbé Georgel etc. etc.) berichten, dass Beaumarchais als Vertrauensmann der französischen Regierung die »Bostonianer« (wie dazumal der Lieblingsname für die Aufständischen lautete) mit Geld-, Waffen- und Truppensendungen unterstützt habe. Auch die Depeschen des englischen Botschafters in Paris und die (von Gibbon verfasste) Staatsschrift des Londoner Cabinets beschuldigen die Minister Ludwigs XVI. vollen Einverständnisses mit Beaumarchais, der sich oft und gern berühmt: er habe »zum grössten Ereigniss des Jahrhunderts, der Befreiung Amerikas mehr beigetragen als irgend ein Anderer«[1]. Und triumphirend beruft er sich in jeder kritischen Lage seines Lebens auf eine Zuschrift des Präsidenten John Jay, der ihm als Wortführer des Congresses von Philadelphia die Botschaft sendete: »Beaumarchais

habe durch seine Bemühungen zu Nutz und Frommen der Vereinigten Staaten die Achtung dieser jungen Republik errungen und den begeisterten Beifall der Neuen Welt verdient«. Ein umfassendes Werk, welches unser Autor anfangs der neunziger Jahre über diese geschichtlich bedeutsame Episode seines Lebens druckreif vollendete, konnte in den Wirren jener Tage nicht veröffentlicht und im Nachlass nicht mehr aufgefunden werden[1]. Theilweisen Ersatz gewähren die reich fliessenden Quellen im Archiv des Pariser auswärtigen Amtes. Tag um Tag können wir hier seine Thätigkeit verfolgen. Eindringliche Denkschriften werden von flüchtig einbegleiteten, letzten Posten aus London und vom Kriegsschauplatz abgelöst; die kleine und grosse Pariser Stadtchronik wird neben kühn ausgreifenden, geschäftlichen und militärischen Vorschlägen sorgsam gepflegt; Ausbrüche eines enthusiastischen, beredt zum Ausdruck gebrachten Patriotismus stehen unvermittelt neben Zeugnissen unverfälschter Plusmacherei. Durch die Schnelligkeit und Genauigkeit seines Nachrichtendienstes beschämt und überrascht er die Minister, und nicht blos werthvolle Neuigkeiten weiss er zu melden: er offenbart erstaunlichen Scharfblick in der Beurtheilung von Menschen und Ereignissen. In Zeiten, in welchen Choiseul der zünftigen Diplomatie aus seinem Schmollwinkel höhnend zuruft, ihre Uhren gingen stets um sechs Monate zu spät, ist Beaumarchais mit seinen Prophezeiungen der unabwendbaren Trennung der amerikanischen Colonieen von dem Mutterlande allen landläufigen Anschauungen fast um ein Jahrzehnt voraus. Diesen unleugbaren Talenten gesellt sich rastlose Betriebsamkeit: alle Töne, schmeichlerische Wohldienerei und feurige Mannhaftigkeit gebraucht er, um die Trägen zu beflügeln, die Spröden zu gewinnen. Als der Prince de Ligne Beaumarchais eines Tages im Vorsaal des Ministers Vergennes trifft, fragt er ihn erstaunt: »Welcher Zufall führt Sie hierher? gilt's etwa Ihrem Figaro?« »Nicht doch!« lautete die Antwort: »Besehen

Sie einmal diesen Stoss von Akten und Briefen; damit treib' ich Hexerei, denn von allen Geschäften dieser Erde bleibt doch das Schwerste, seine Papiere in ein Ministerportefeuille zu schmuggeln.« Wenn de Ligne es dazumal aber nicht begreifen konnte, dass einer der »ernsthaftesten Staatsmänner, die jemals dem französischen auswärtigen Amte vorstanden, just einen Possenreisser *(farceur)* zu seinem Gewährsmann wählte«[1], so müssen wir bemerken: Vergennes konnte, so lange die Verhältnisse ungeklärt waren, gar keine geeignetere Persönlichkeit für seine Zwecke finden, als Beaumarchais, der schon im Mai 1774 an Sartines aus London schrieb:

»Sollte der König irgend etwas von den hiesigen Zuständen insgeheim, rasch und zuverlässig erfahren, sollte er irgend etwas sogleich und verschwiegen gethan haben wollen: hier bin ich, der in seinem Dienst einen Kopf, ein Herz, zwei Arme und — *keine* Zunge habe«.

Das Figarowort fand williges Gehör, und da die Wiener Abenteuer sein Ansehen nicht zu erschüttern vermocht, hatte der glückliche Abschluss der Händel mit d'Eon seine Geltung nur erhöht. Die Minister sind fortan zu jeder Stunde für den gewitzten Mann zu sprechen. Sein Ehrgeiz ist damit aber nicht zufrieden; der Verkehr mit den Grossen befriedigt ihn nicht, solang es noch Grössere gibt, und nun, nachdem ihm gerade zuvor alle Heimlichkeiten des *secret du roi* offenbart wurden, regt sich mehr denn je seine alte Liebhaberei, mit den Königen selbst unmittelbare, persönliche Beziehungen zu unterhalten. Unbeschadet seiner Misserfolge bei Karl III. und Maria Theresia wagt er sich an Ludwig XVI., dessen charakteristische Schwäche er von Anfang an durchschaute.

»Der König« (so schreibt er gelegentlich an Maurepas) »ist bei aller scheinbaren Festigkeit lenksam, unselbständig, schwankend in seinem ganzen Wesen. Vergessen Sie nicht, dass er sich wiederholt vollkommen umstimmen liess; vergessen Sie nicht, dass er als Dauphin eine unbesiegbare Abneigung gegen die alten Parlamente hegte, trotzdem aber die Wiederberufung derselben in das erste Halbjahr seiner Re-

gierung verlegte; vergessen Sie nicht, dass er geschworen, sich niemals impfen zu lassen, trotzdem aber, acht Tage nach diesem Gelöbniss, das *virus* im Leibe hatte«. Dieser Haltlosigkeit und Unschlüssigkeit des Monarchen gegenüber müsste es Maurepas ein Leichtes sein, drei Aufgaben zu lösen, an welchen Ruhm und Grösse des Vaterlandes hänge: 1) die Ordnung des Staatshaushaltes, 2) die Gleichstellung der Protestanten, nicht zuletzt aber 3) die Vernichtung der englischen Übermacht durch ein Schutz- und Trutzbündniss zwischen Frankreich und Amerika[1].

Beaumarchais war nicht der Erste, welcher die Schmach des siebenjährigen Krieges, die Demüthigung, welche seine Heimath durch den älteren Pitt und Clive erlitten, durch geheime Förderung der amerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen heimzahlen wollte. Dessenungeachtet durfte er mit Recht Akt von dem Zeitpunkt nehmen, in welchem er Ludwig XVI. beschwor, die Stunde der Rache wahrzunehmen. Denn im Kronrath herrschte in den Jahren 1774—76, bei aller Sympathie für die Aufständischen, arge Meinungsverschiedenheit. Während der Minister des Auswärtigen, Vergennes, jeder Feindseligkeit gegen England das Wort redete, mahnte Turgot im Hinblick auf die Reichsfinanzen zum Frieden, so warmherzig dieser grosse Staatsmann im Übrigen der Sache der bürgerlichen und Handelsfreiheit jenseits des Weltmeers Sieg wünschte. Der neue Marineminister Sartines, seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen, zitterte vor der Möglichkeit eines Krieges, für welchen er schlechterdings keine Flotte auszurüsten vermochte, und Maurepas lehnte mit schlechten Witzen jede endgiltige Entscheidung ab[2]. Die leitenden Kreise sind zudem in voller Unkenntniss der Lage: der neue Polizeilieutenant Le Noir holt seine Nachrichten über englische Zustände einzig und allein von einer Pariser Courtisane, die mit dem einen und dem anderen Lord Beziehungen unterhalten[3].

Solcher Zerfahrenheit und Rathlosigkeit trat Beaumarchais, als »der lästige Sachwalter« der Amerikaner, gegenüber: vor der Ankunft Deane's und Franklin's ohne

Frage der »bestunterrichtete Kenner Englands und der Vereinigten Staaten auf dem Continent. Denn zum Erstaunen Ludwigs XVI. und seiner Minister hat er in allen Lagern alte und neue Bekannte ausgeholt. Mit dem intimsten Freundeskreis Georgs III. hat er Fühlung durch den Staatssekretair Lord Rochford, seinen treuen Freund und Verehrer noch aus der Madrider Zeit, der Beaumarchais als »Veteranen in der Politik« allezeit freudig begrüsst und nun in England, wie vordem in Spanien, im Vertrauen auf seine »geniale diplomatische Überlegenheit« stets die wichtigsten Geheimnisse mittheilt, um seine Ansicht zu hören*). Nicht minder lebhaften Verkehr pflegt er mit Wilkes, der stolz verkündet, der persönliche Feind Georgs III. zu sein (s. o. S. 254). Dieser Abgott des Mob und der Londoner Bürgerschaft findet in der Heimath Gefallen an Beaumarchais, wie er auf seinen Reisen Winkelmann's und Voltaire's Bekanntschaft suchte. Er zieht unseren Helden in seine Kreise und offenbart ihm Schlachtplan und Ziele der Opposition. Er führt ihn auch mit einem jungen Amerikaner, Arthur Lee, zusammen, der bald entscheidend in die diplomatischen Verhandlungen zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten eingreifen wird [1]. Die ausgiebigste Belehrung erhält Beaumarchais aber, Dank Morande, von den allerdings nicht mehr zweifelhaften Vätern der modernen Zeitungs-Industrie, den Gründern, Herausgebern und Mitarbeitern des *Courrier de l'Europe,* Swinton und

*) Schon 1764 schreibt Beaumarchais an Choiseul: »Jai pu avec très-peu d'effort développer un homme (Rochford) dont le metier doit être de se masquer«. Er empfiehlt deshalb dem Minister, diesen harmlosen, geschwätzigen, franzosenfreundlichen Schwachkopf als willenloses Werkzeug Beaumarchais' zu betrachten, der ihm gerade als Wirth in Paris die Honneurs macht. *Com. fr.* Auch *Junius* verhöhnt im 42. Briefe Rochford: »Dieser diplomatische Lord hat sein Leben auf das Studium und die Praxis der Etiquette verwendet und gilt für einen gründlichen Ceremonienmeister; ich will ihm deshalb nicht die Schmach anthun, ihn auf die Grammatik oder den gesunden Menschenverstand zu prüfen« etc.

seinem Stabe, einem Redactionsbureau, dessen Bedeutung Brissot schwerlich überschätzt mit der Versicherung: »der *Courrier de l'Europe* werde eines Tages vielleicht eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges sein«[1]. Im Parlament folgt er den Reden Chatham's, späterhin auch Burke's, mit Antheil und Zustimmung. Unbeirrt durch die Halsstarrigkeit des Königs Georg III., unbekümmert um die prahlerischen Versicherungen des Ministers Lord North und die Haltung der überwältigenden Mehrheit beider Häuser, gelangt er zu dem Schlusse: dass jede eigenmächtige Besteuerung der amerikanischen Colonieen durch das britische Parlament ungesetzlich, und die offene Auflehnung der »Bostonianer« demgemäss vollkommen begründet sei. Früher als die meisten Anderen, neun Monate vor der Unabhängigkeitserklärung, vertritt er schon die Meinung: dass der Bruch unheilbar, dass Amerika durch die Verblendung des Königs, durch die unzeitige Willfährigkeit seiner allzugetreuen Kronräthe unwiederbringlich dem Mutterlande entfremdet sei. Diesen Anschauungen entstammt eine Denkschrift, welche er in der dritten Septemberwoche 1775 an Ludwig XVI. richtet:

»Sire! England befindet sich zur Stunde in einer so schweren Krise, in so ernsten äusseren und inneren Wirren, dass das Reich untergehen müsste, wenn seine Nachbarn und Nebenbuhler im Stande wären, sich diese Verlegenheiten zunutze zu machen. Die Amerikaner — fest entschlossen, lieber das Äusserste zu erdulden, als nachzugeben, zudem erfüllt von jener Begeisterung, welche den kleinen Stamm der Corsen den Genuesen so oft furchtbar gemacht — haben 38,000 Bewaffnete unter den Mauern von Boston. Diese Tapfern haben die englische Armee in die Nothwendigkeit versetzt, entweder in dieser Stadt Hungers zu sterben oder, was unverweilt geschehen wird, ihre Winterquartiere anderwärts aufzuschlagen. Ungefähr 40,000 ebenso wohlbewaffnete und entschlossene Männer, wie Jene, vertheidigen das übrige Gebiet, ohne dass diese Achtzigtausend dem Lande auch nur einen einzigen Ackerbauer, den Werkstätten auch nur einen einzigen Arbeiter gekostet hätten. Jeder Eine, der sich mit dem von den Eng-

ländern vernichteten Fischfang beschäftigte, ist Soldat geworden, von dem Glauben erfüllt, dass er den Untergang seiner Familie abwenden, die Freiheit seiner Heimatherde erhalten müsse; wer immer (durch die Engländer gleichfalls gehemmten) Seehandel trieb, hat sich den Fischern angeschlossen, um die gemeinsamen Bedränger zu bekriegen; und alle Hafenarbeiter haben dieses Heer von Rasenden verstärkt, deren Handlungen von Wuth und Rachedurst eingegeben sind. Eine Nation dieses Schlages, Sire, muss unbesieglich sein: zumal wenn ihr in dem höchst unwahrscheinlichen Fall, dass die Engländer sämmtlicher Küsten Herr würden — unermessliches Hinterland zum Rückzug offenstünde. Alle (?) einsichtigen Leute in England sind denn auch davon überzeugt, dass die Colonieen für das Mutterland verloren sind: eine Ansicht, der auch ich mich anschliesse.

Der offene Krieg mit Amerika ist aber für England lange nicht so verhängnissvoll, wie der Bürgerkrieg, der in Kurzem in London ausbrechen wird[1]: die Verbitterung zwischen den Parteien hat den Gipfelpunkt erreicht, seitdem der König die Amerikaner zu Rebellen erklärt hat. Dieses Meisterstück einer kopflosen Regierung hat alle Kräfte der Opposition gesteigert und vereinigt; es ist beschlossene Sache, der Hofpartei in den ersten Sitzungen offen ins Gesicht zu trotzen. Man glaubt, dass die Parlaments-Verhandlungen nicht ihr Ende erreichen, ohne dass 7 bis 8 Mitglieder der Opposition in den Tower geschickt werden, und damit ist der ersehnte Anlass gegeben, die Sturmglocke zu läuten. Lord Rochford, mein Freund seit 15 (?) Jahren, meinte gesprächsweise: »ich besorge, der Winter geht nicht vorbei, ohne dass ein paar Köpfe, sei es in der königlichen, sei es in der Oppositionspartei herabgeschlagen werden«. Andrerseits hat mir der Lord-Mayor Wilkes bei einem glänzenden Mahle, in einer Aufwallung wilder Freude öffentlich gesagt: »Seit langer Zeit erweist mir der König von England die Ehre, mich zu hassen: ich habe ihm dagegen stets das Recht widerfahren lassen, ihn zu verachten; die Zeit ist gekommen, zu entscheiden, wer von uns Beiden den Anderen richtiger beurtheilt hat und auf welcher Seite der Wind die Köpfe zu Fall bringen wird . .« Lord North, den solche Stürme umdrohen, würde heute von Herzen gern seine Entlassung geben, wenn er das mit Ehre und Sicherheit vermöchte. Die kleinste Niederlage, welche die königlichen Truppen erleiden, kann die Verwegenheit der Massen und der Opposition steigern und die Dinge in London unversehens einer Lösung entgegentreiben. Sähe sich der König genöthigt, nachzugeben, dann — ich spreche es mit Schaudern aus — scheint mir die Krone auf seinem Haupte nicht fester zu

sitzen, als die Köpfe seiner Minister auf ihren Schultern. Dieses unglückliche *englische Volk mit seiner zügellosen Freiheit kann dem denkenden Menschen nur aufrichtiges Mitleid einflössen;* niemals hat es die Wonne genossen, friedlich unter einem guten, tugendhaften König zu leben. Die Briten verachten und behandeln uns als Sklaven, weil wir freiwillig (!) gehorchen. Mag aber auch die Herrschaft eines schwachen oder bösen Königs Frankreich bisweilen geschädigt haben, niemals hat die maßlose Raserei, welche die Engländer Freiheit nennen, diesem unbändigen Volk einen Augenblick des Glückes oder der Ruhe beschieden. Heute wurde zur Vermehrung dieser Verlegenheiten bei zwei der reichsten Londoner Kaufleute eine Subscription eröffnet, an welcher alle Missvergnügten sich betheiligen: das Geld kommt den Amerikanern unmittelbar, oder mittelbar den ihnen von den Holländern geleisteten Waffensendungen zugute. Allgemein besteht die Meinung, dass dieser Krieg bald auch Weiterungen zwischen England und Frankreich herbeiführen und dieser neue Zwischenfall den Sturz des gegenwärtigen Ministeriums, das heissersehnte Bemühen aller Oppositionellen, verwirklichen werde. *Unser Ministerium ist schlecht unterrichtet und sieht träge und unthätig all diesen Ereignissen zu, die uns an Leib und Leben gehen: ein überlegener und wachsamer Mann wäre heute in London an seinem Platze etc.*[1]

Ludwig XVI. gab Beaumarchais auf diese, wie auf verschiedene andere Mémoires keine Antwort. Unverweilt wendet sich Dieser nun an einen der eben wegen ihrer »türkischen Thatenscheu« beim König verklagten Räthe, an Vergennes: anfangs erfolglos. Als der Unermüdliche aber in immer neuen Briefen den Minister bestürmt, ihm Ja oder Nein, überhaupt nur irgend einen Bescheid zu sagen, ob und in welcher Weise er mit seinen Berichten fortfahren solle, lässt ihn Vergennes wissen: vertrauliche, zuverlässige Mittheilungen wären willkommen, nur möge er sich vor Indiscretionen hüten, eine Warnung, die Beaumarchais mit der kräftigen Versicherung billigt: es wäre eine unverzeihliche *Eselei,* wenn er in einer so heikeln Sache die Würde des Monarchen oder seiner Räthe irgendwie blosstellte. »Nach seinen besten Kräften arbeiten (so fährt er mit einer oft wiederkehrenden Lieblingswendung fort) bedeute gar nichts in der Politik; jeder Tölpel ver-

stände das ja: ein Vertrauensmann Seiner Majestät und seiner Minister müsse das Bestmögliche vollenden«. Und nun beginnen ruhelose Reisen. In achtzehn Monaten fährt er achtmal von London nach Paris, unablässig von der Besorgniss gequält, der König möchte in einer »ebenso leichten, als nothwendigen Entscheidung, vielleicht der folgenschwersten seines ganzen Lebens« Nein sagen. Unablässig wiederholt er auch die Bitte: Ludwig XVI. möge ihn zuvor, wenn auch nur in einer viertelstündigen Audienz empfangen und zu Wort kommen lassen[1]. Da sein Wunsch nicht erfüllt wird, versucht er es, ein paar Wochen später, eine Erklärung des Königs zu erzwingen. Kurz vor Abschluss der d'Eon'schen Händel weiss er an ihn einen Fragebogen gelangen zu lassen, in Betreff einiger Ansprüche des Chevalier, deren Berechtigung Ludwig XVI. persönlich prüfen soll. Und der junge König, der in diesen Tagen arglos eine geheime Privatcorrespondenz mit einem intriganten Glücksritter, dem Marquis de Pézay, unterhält, antwortet auch Beaumarchais in eigenhändigen Randnoten. Der Briefsteller geht aber im Verlauf seines Schreibens auf ganz andere Gegenstände seiner Wissbegier über, als auf das Ludwigskreuz der neuen Jeanne d'Arc.

»Wenn die erste Person (so fragt unser Held u. A.), welche ich in London sehen werde, Lord Rochford, mich auffordern sollte, insgeheim den König von England zu sprechen, soll ich eine Audienz der Art annehmen oder ablehnen? Die Frage ist keineswegs müssig und verdient wohl erwogen zu werden«. Ludwig XVI. erwiedert orakelhaft: »Wohl möglich«. Eine runde Ablehnung erfährt eine zweite Frage Beaumarchais': »Wenn dieser Minister, der ehedem die Absicht hegte, mich zu geheimen Verhandlungen heranzuziehen, mich heute mit seinen Collegen zusammenbringen wollte: oder wenn mir auf irgendwelche andere Art die Gelegenheit zu Begegnungen der Art geboten würde, soll ich darauf eingehen oder nicht?« »Das ist unnöthig«, antwortet der König. »Ich habe die Ehre«, heisst es in dem Fragebogen weiter, »Eure Majestät davon zu verständigen, dass unser Botschafter in London, Graf Guines, versucht hat, mich bei den englischen Ministern zu verdächtigen. Wird es mir erlaubt sein, ihm einige An-

deutungen zu machen etc.?« »Er (so lautet die Wohlmeinung des Königs) soll nichts erfahren«.

Das war das letzte Wort Ludwigs XVI. auf diesem Blatte, obgleich Beaumarchais vor seiner Abreise »bestimmte Erklärungen in Betreff seiner Vorschläge, den Amerikanern insgeheim Geld und Waffen zukommen zu lassen«, erbeten hatte[1].

»Ich hafte (so schloss der geheime Agent) mit meinem Kopfe für den ruhmvollsten Ausgang dieser Unternehmung, ohne dass dabei die Person meines Gebieters, seine Minister oder seine Interessen im geringsten blosgestellt würden. Wagt irgendwer von Denjenigen, welche Ihnen davon abrathen, Sire, gleichfalls seinen Kopf einzusetzen für alles Unheil, das er auf das Reich herabbeschwört?«

Für eine keck zugreifende Politik, ja nicht einmal für eine versteckte Parteinahme zu Gunsten der Amerikaner war jedoch der König noch nicht zu gewinnen. Als eine Art von »Geschäftsführer mit unbestimmtem Auftrag« geht Beaumarchais also nach England. Da aber seine wiederholte Anwesenheit in London während dieser bewegten Zeiten leicht verdächtig werden könnte, betraut man ihn mit einer officiellen, möglichst harmlosen Sendung: er soll im Auftrag der Regierung spanische und portugiesische Geldsorten für die französischen Colonieen besorgen[2], zugleich aber mit Vergennes einen Briefwechsel unterhalten, der während der nächsten dritthalb Jahre immer lebhafter, gehalt- und folgenreicher sich gestaltet. Der Minister warnt ihn überängstlich vor jeder nur einigermaßen unbesonnenen, verrätherischen Äusserung, und Beaumarchais entgegnet mit einem wunderlichen Gemisch von Unterwürfigkeit und Ungeduld.

»In dem Land, in welchem wir leben, unterlässt man nichts, um immer neue Vorurtheile gegen Leute hervorzurufen, die sich nützlich machen. Vergessen Sie aber nicht, Herr Graf, dass in diesem Reich der Ränke ein guter, leidlich gescheiter Diener mehr werth ist, als zwanzig Hoffreundschaften. Unsere grosse Angelegenheit geräth immer mehr auf Abwege. Ich sehe das mit Schmerz: denn in ein paar Wochen wird keine Abhilfe mehr möglich sein«.

Ebenso beharrlich stellt sich unser Dränger bei Maurepas, am unermüdlichsten aber beim König ein, dem er — diesmal durch Vergennes — eine umfangreiche neue Staatsschrift »Krieg oder Frieden« zugehen lässt, die längst einen Ehrenplatz in der Gesammtausgabe Beaumarchais' verdient hätte. Auch hier kommt mehr der Sachwalter, als der Politiker zu Worte: aber sein Beweisthema lässt sich hören und mit zwingender Beredsamkeit vertritt er seine oder vielmehr die Ideen des amerikanischen Parteigängers Lee[1].

Feiger Friede würde nichts nützen; wie immer die Dinge sich gestalten mögen: Frankreich müsse Partei ergreifen. Heute lasse Amerika Ludwig XVI. als Dank für geheimen Beistand einen Handelsvertrag anbieten, der alle Vortheile, kraft deren sich England durch ein Jahrhundert bereichert habe, fortan den Franzosen zuwenden würde. Ferner wollen sich die Colonieen verpflichten, Frankreichs Besitzstand mit ihrer ganzen Macht zu verbürgen. Würde sich aber der König weigern, die Amerikaner zu unterstützen, so müsste der Congress in einer öffentlichen Proklamation an alle Völker der Erde die gleichen Anerbietungen stellen, die zweideutige Haltung Frankreichs aber dadurch rächen, dass sie die ersten englischen Prisen in die französischen Häfen senden und damit den Ausbruch offenen Krieges unvermeidlich machen. Denn, sofern Frankreich die Prisen aufnehmen würde, wäre der Bruch mit England vollzogen; würde es die Prisen aber zurückweisen, dann würden die Amerikaner sich mit dem Mutterland aussöhnen und im Bunde mit England Frankreich seiner überseeischen Besitzungen berauben.

»Erwägen Sie also, Sire, dass eine unzeitige Ersparniss von wenigen Millionen in Kurzem Frankreich ungeheuere Opfer an Blut und Geld kosten kann; bedenken Sie vor Allem, dass schon die Rüstungen zu einem erzwungenen Feldzug mehr verschlingen würden, als alle Subsidien, die man heute von Ihnen fordert; dass Sie eine armselige Knauserei von 2—3 Millionen vor Ablauf der nächsten Jahre mit mehr denn 300 Millionen werden bezahlen müssen. Wenn man dagegen einwendet, dass wir die Amerikaner nicht unterstützen können, ohne die Engländer wider uns aufzubringen und also den Sturm zu entfesseln, den ich beschwören will, so lautet meine Antwort: diese Gefahr steht nicht zu befürchten, wenn man *meinen so häufig entwickelten Plan* befolgt: *die Amerikaner insgeheim zu unterstützen* unter der ausdrücklichen Bedingung, dass sie reinen Mund halten und

niemals ihre Prisen in unsere Häfen senden, widrigenfalls der Congress sofort jeder weiteren Hilfeleistung unsererseits verlustig gehen müsste. Und (der unvermeidliche Kehrreim jeder Denkschrift!) *falls Ew. Majestät keinen geeigneteren Mittelsmann zur Verfügung haben sollte, nehme ich* die Verantwortung auf mich, den Vertrag ins Reine zu bringen, ohne irgendwen zu compromittiren, in der Überzeugung, dass mein Eifer meinen Mangel an Geschicklichkeit besser ersetzen wird, als die Geschicklichkeit eines Anderen meinen Eifer zu ersetzen vermöchte«.

Noch immer zaudern die Machthaber; ganz ohne Folgen bleibt aber die eindringliche Mahnung nicht. Beaumarchais wird wiederum nach London entsendet, und diesmal ertheilt Vergennes dem neubestellten *chargé d'affaires* die ausdrückliche Weisung, Beaumarchais' Kreise nicht zu stören[1]. Der officielle Vertreter Frankreichs am englischen Hofe hat sich auf die laufenden Geschäfte zu beschränken, der eigentliche (wenn auch nur geheime) Gesandte Vergennes' ist während der nächsten Monate unbestritten Beaumarchais. Wie eine halbverklungene, eines Mannes von seiner Begabung und Bedeutung unwürdige Geschichte kommt dann und wann der Handel mit d'Eon zur Sprache: einzig und allein *seiner* Aufmerksamkeit bleibt die Entwickelung der amerikanischen Zustände empfohlen, dazumal der Mittelpunkt der französischen, ja der Weltpolitik. Die lehrreichen Depeschen, welche unser Held nun an Vergennes richtet, erregen und verdienen auch mit grösserem Recht, als zwei Drittel aller Gesandtschaftsberichte jener Tage, die Aufmerksamkeit des Königs, den Dank des Ministers. Ganz besonders warme Aufnahme findet in Versailles eine Depesche Beaumarchais', in welcher er die schneidige Abfertigung englischer Anmaßung meldet: in der That konnte auch kein Botschafter Ludwigs XIV. Übergriffe des Grosstürken commentmässiger zurückweisen, als Vergennes' geheimer Agent die Beschwerden, welche ihm Georg III. vertraulich durch Rochford mittheilen liess[2]. Der Lord zeigt dem bewährten Freunde zuerst ein Handschreiben des Königs, in welchem ihn dieser bittet, ihm

zuliebe den Posten eines Vicekönigs von Irland anzunehmen. Beaumarchais räth dem Lord, seine Bedenken aufzugeben (Rochford wollte nicht das ganze Jahr fern von London verbringen) und einen Franzosen seiner Bekanntschaft als Sekretair zu bestellen (er hoffte durch einen Leibspion der Art auch die grüne Insel in Vergennes' Bannkreis zu ziehen). Nach diesem Beweis von Freundschaft und Offenherzigkeit möchte Rochford nun auch Beaumarchais gesprächig machen; er holt ihn über die Gesinnungen Ludwigs XVI. aus und erzählt nebenher, dass ein sehr ernster Fall gerade den englischen Ministerrath beschäftige:

Ein Schiff, das die Amerikaner für einen Kaufmann von Nantes bestimmt und befrachtet hatten, wurde geradeswegs in den Hafen von Bristol gesteuert. Der König von England hoffe und wünsche nun, so meinte Rochford, dass sein Bruder Frankreich die Kaufleute von Nantes wegen sträflichen Einverständnisses mit den rebellischen Amerikanern bestrafen würde. Beaumarchais' schlagfertige, entrüstete Erwiederung lautete: Frankreich habe nur die gleiche Unparteilichkeit gegen beide kriegführenden Mächte walten zu lassen; England sei wohl berechtigt, auf offener See Schiffe zu kapern, welche seinen Feinden Munition zuführen; eine Beschränkung der französischen Kaufmannschaft, wie sie Georg III. fordere, wäre aber ein unbefugter Eingriff in die Handelsfreiheit der Unterthanen und in die Souveränitätsrechte Ludwigs XVI.

Beaumarchais hatte sich dermaßen in die Hitze geredet, dass Rochford kleinlaut auf andere Dinge überging. Vergennes lohnt seinem Briefsteller denn auch mit einem Übermaß schmeichelhafter Anerkennung. Der König selbst lässt Beaumarchais sein volles Einverständniss mit soviel »Freimuth, Weisheit und Festigkeit« aussprechen.

Es bedurfte dieser Lobsprüche nicht, um seinen Thatendrang zu befeuern, seine Wachsamkeit rege zu erhalten. Ein geheimer Courier, ein Postenlauf um den andern trägt die neuesten Nachrichten vom amerikanischen und parlamentarischen Kriegsschauplatz nach Versailles; eine Depesche Vergennes' um die andere erledigt in fast collegialem Ton seine Eingaben; es sind wahre Honigmonate, welche der

Minister und sein Gewährsmann vorerst mit einander verbringen. Trefflich nutzt Beaumarchais die frisch und sachlich geschilderten Redeschlachten zwischen North, Fox, Barré etc., alle Fehlgriffe des englischen Ministeriums, den unwürdigen Menschenschacher der deutschen Fürsten, Grosses und Kleines, für seinen unabänderlichen Schlusssatz aus: das britische Reich mit seinen zerrütteten Finanzen und seiner kopflosen Regierung sei nicht im Stande, den Amerikanern zu widerstehen, wenn Frankreich den Letzteren Waffen, Pulver, vor Allem aber Ingenieure und Geld zukommen lasse. Im Schlafe könne Ludwig XVI. wiedergewinnen, was im schmachvollen Frieden von 1762 verloren gegangen sei und den alten Primat in Europa sich aufs Neue sichern[1]. Trotz aller Gefahren und Späher, die ihn in London umgäben, fühle er sich auf britischem Boden doppelt als Franzose. Triumphirend meldet er die Räumung von Boston durch die Engländer, die Besetzung von New-York durch die Amerikaner[2]. Ganz geheuer ist es dem angeblichen *marchand de moyadores* doch nicht immer zu Muthe: er besorgt gelegentlich sogar ernstliche Verfolgungen der englischen Regierung, gegen welche er im Nothfall Schutz beim Volke und Wilkes suchen würde[3]. In dieser Absicht vermuthlich gedenkt er die Sympathieen der Londoner Zeitungsleser zu gewinnen, sonst wäre es selbst bei der Beweglichkeit unseres Helden schwer zu erklären, wie er, just während er im vollen Zug ist, einen Weltkrieg zu schüren, Lust und Zeit findet, dem Herausgeber des *Morning Chronicle* ein Genrefeuilleton einzusenden, bei dem alle guten Geister Voltaire's, alle Amoretten Boucher's Gevatter gestanden haben dürften[4]. Die *gaîté faite à Londres* ist in die Form eines Briefes an den Zeitungs-Redacteur gekleidet:

»Ich bin Ausländer, Franzose und ein Mann von Ehre. Wenn Sie damit auch nicht ganz genau erfahren, was ich bin, so habe ich Ihnen doch wenigstens in mehr als einer Beziehung gesagt, was ich nicht bin, und das ist in den heutigen Zeitläuften nicht ganz überflüssig in London. Vorgestern

fand ich im Pantheon nach dem Concert während des Balles einen schwarz-taffetenen, ebenso gefütterten, spitzenbesetzten Frauenmantel auf dem Boden; ich weiss nicht, wem dieser Mantel gehört; ich habe niemals, auch im Pantheon nicht, die Person gesehen, welcher er gehört, und all meine bisherigen Nachforschungen konnten mich schlechterdings nicht auf ihre Spur führen. Ich bitte Sie deshalb, Herr Redacteur, meinen Fund in Ihrem Blatte anzuzeigen, damit der Mantel getreulich der berechtigten Eigenthümerin ausgefolgt werden kann. Um aber in dieser Beziehung keinen Irrthum aufkommen zu lassen, will ich Ihnen sagen, dass die Dame, welche ihn verloren, an diesem Tage rosafarbene Federn als Kopfputz und Ohrgehänge aus Brillanten trug (doch bin ich des letzteren Umstandes nicht so gewiss, wie alles übrigen). Sie ist gross und wohlgeformt; ihr Haar ist hellblond, ihr Teint blendend weiss; sie hat einen feingeschwungenen Hals, schlanke Taille und den hübschesten Fuss von der Welt. Ich habe sogar bemerkt, dass sie sehr jung, ziemlich lebhaft und zerstreut ist. Ihr Gang ist elastisch; für den Tanz hat sie ausgesprochene Vorliebe. Wenn Sie nun fragen, warum ich ihr den Mantel nicht sofort zurückgestellt habe, so kann ich nur wiederholen, dass ich diese Person niemals gesehen habe; dass ich weder ihre Augen, noch ihre Züge, noch ihre Kleidung schildern kann und weder weiss, wer sie ist, noch wie sie aussieht. Wenn Sie aber durchaus erfahren wollten, wie ich Ihnen eine Dame, die ich nie erblickt, so gut zu vergegenwärtigen vermochte, so würde ich mich darüber verwundern müssen, dass Sie als so scharfer Beobachter noch nicht wissen, dass die Betrachtung eines Frauenmantels alle Merkmale an die Hand gibt, seine Eigenthümerin zu erkennen«. Und nun erzählt er mit leichter Feder, dass er in der Kapuze des Mantels ein paar wunderschöne, blonde Haare und rosenfarbene Federchen gefunden; ebenda bemerkt der *amateur français* auch ein paar unscheinbare, verrätherische Ritzer, die vermuthlich von den Ohrgehängen herrühren. Eine einzig kleine Fussspur konnte gleichfalls nur von der holden Unbekannten stammen: denn jede andere Frau hätte unseren Franzosen des Vergnügens beraubt, den Mantel aufzuheben. Ebenso sinnreich wird die Zerstreutheit und Tanzlust der jungen Dame begründet: »kein Zweifel, dass dieses reizende Geschöpf die lebhafteste Schöne in ganz England, Schottland und Irland — ich möchte hinzufügen Amerika, wenn man dort nicht in jüngster Zeit ganz verteufelt lebhaft geworden wäre. Vielleicht hätte ich dem Mantel meiner Unbekannten bei weiteren Nachforschungen auch noch ihren Stand und Rang abgefragt; wenn man aber von einer Dame weiss, dass sie jung und hübsch ist, weiss man damit nicht schon alles Wissenswürdige von ihr? Wenig-

[illegible]

[illegible] Rechen- [illegible] Stellung als [illegible] und ist eben [illegible] Geld- [illegible] seinem [illegible] Zurücktreten durch die [illegible] Sturze Turgot's [illegible] wird. Im ersten Augenblick ist Beaumarchais auf das Schlimmste gefasst. Er wähnt, dass auch Vergennes aus dem Amte scheiden und Choiseul Platz machen wird, er besorgt, dass all seine Mühen wieder umsonst gewesen seien. Kein Wunder, dass er die Londoner Parlamentsdebatten (als »unfruchtbaren Hader von Ärzten, die einander in die Haare fahren über die Krankheit, an welcher ihr Patient verstorben ist«) im Stiche lässt und nach Versailles hastet, wo er »so todmüde eintrifft, dass er kaum die Feder halten kann«, trotzdem aber Lust, Kraft und Zeit findet, um Audienzen und Weisungen von Vergennes zu erbitten [illegible].

Nun aber erfüllen sich die kühnsten Hoffnungen Beaumarchais'. Durch den Austritt Turgots hat die Kriegspartei die Oberhand erhalten; zudem haben die Amerikaner in blutigen Gefechten ihre Sache selbst am tapfersten empfohlen. Vergennes schlägt deshalb dem König in einem

Brief, »von dem es keine Übertreibung ist zu sagen, dass er mehr dem Brief eines Verschwörers, als dem eines Staatsmannes gleicht«, vor, insgeheim, durch geschickte Zwischenträger, wie Beaumarchais und seinesgleichen, den Amerikanern Hilfsmittel (Geld, Waffen etc.) zukommen zu lassen, England gegenüber aber den Schein voller Neutralität zu wahren[1]. Der König ging auf alle Vorschläge des Ministers ein, welcher das Versteckensspiel so weit trieb, dass er keinen diese Angelegenheit betreffenden Auftrag eigenhändig niederschrieb, sondern seinem 15jährigen Sohn in die Feder diktirte. Beaumarchais aber konnte sich diesmal seiner alten Leidenschaft für Verkleidungsrollen unter dem Beifall des Ministers hingeben. Er erhielt am 10. Juni 1776 von Vergennes die erste, runde Million aus dem französischen Staatsschatze, eine Summe, die im August desselben Jahres durch eine zweite, von Spanien bewilligte Million verdoppelt wird, mit dem gemessenen Auftrag, »all seine Lieferungen und Sendungen, ja selbst den Namen seiner Helfer und Handelsgesellschafter zu verbergen und zu verhüllen«. Beaumarchais thut sich demgemäss mit den Kapitalien der heimischen und der Madrider Regierung als Rheder und Kaufherr grossen Stiles auf, dessen Firma »Rodrigue Hortalez & Cie«, seinem eigenen Ausspruch zu folge, »Mummerei war, wie alles Übrige«[2]. Übermenschliches soll er nun vollbringen. Das Ministerium hat ihm wohl (im Verhältniss zu dem Geforderten bescheidene) Geldmittel zur Verfügung gestellt, ausserdem auch die Vergünstigung gewährt, aus den Zeughäusern Pulver, Waffen, Zelte u. dgl. zu beziehen; gleich von Anfang aber sieht er, dass er allein für die ungemessenen Bedürfnisse der Amerikaner nicht aufzukommen vermag. Seine Aufgabe ist es, Kapitalisten und Rheder in ganz Frankreich zu werben, trotz so vieler Mitwisser aber streng das Geheimniss zu hüten, denn der englische Botschafter, der »schöne« Lord Stormont, ist unaufhörlich mit Klagen und Beschwerden über Friedensbruch in Versailles zur Stelle, und Maurepas

hat seinem Schützling ganz ernsthaft angekündigt: er würde bei der ersten Ungeschicklichkeit, deren ihn die englische Regierung überweisen könnte, ohneweiters dingfest gemacht werden. Mehr als einmal muss Vergennes denn auch das Doppelspiel so weit treiben, auf Stormont's Begehren Schiffe mit Beschlag zu legen, die Rodrigue Hortalez & Cie auf Kosten des französischen Ministeriums mit Kriegs-Contrebande befrachtet hat. In den meisten Fällen aber glückt es Beaumarchais' Künsten, Waffen und Freiwillige ungefährdet über das Weltmeer entkommen zu lassen. Je mehr er fortschickt, desto mehr verlangen die Amerikaner von ihm. Beaumarchais soll nach ihrem Wunsche auch Kriegsschiffe ausrüsten, Officiere und Ingenieure für sie anwerben. Von Baarzahlungen ist vorerst nicht die Rede. Wenn seine Schiffe geborgen in den Vereinigten Staaten anlangen, dann will man sehen, ob und wieviel Indigo und Tabak an Zahlungsstatt als Rückfracht an das Haus Rodrigue Hortalez & Cie abgehen kann. So unbestimmt Beaumarchais' Mandat, so unbestimmt sieht es mit der finanziellen Zuverlässigkeit seiner Schützlinge aus. Rodrigue Hortalez baut im Stillen aber, bisweilen nur zu zuversichtlich, auf seinen mächtigen Auftraggeber in Versailles, und im Übrigen ist ihm ja am wohlsten in phantastischen Glücksgeschäften. Eine Woche nach Empfang der ersten Million macht er sich auf, zu einer Rundreise in den französischen Hafenstädten, um Nothhelfer für sich und seine Amerikaner zu suchen. Er zieht auch mehr als einen Grosskaufmann in sein Interesse und findet persönlich überall herzliche Aufnahme, mitunter sogar zu herzliche Aufnahme: denn er kann es nicht lassen, dort und da unzeitig sein Incognito zu lüften (besonders in Städten, die gute Theater haben) und so begegnet es Rodrigue Hortalez in Bordeaux, dass er auf allen öffentlichen Spaziergängen mit den Klängen seines Robin-Liedes begrüsst und zu einer Gala-Vorstellung des »Barbier von Sevilla« geladen wird. Diesmal geht der Zwischenfall

glücklicherweise ohne ernste Folgen vorüber. Beaumarchais erobert die Herzen der Frauenwelt so rasch und ganz, dass ihre Sympathieen vielleicht auch Rodrigue Hortalez zugutekommen. Und das umsomehr, als unser Held (sei es aus alter Anhänglichkeit für seine calvinistischen Vorfahren, sei es in richtiger Würdigung der reichsten und fähigsten Rheder der Gironde) den protestantischen Kaufherrn verspricht, er werde für iher Gleichberechtigung im bürgerlichen Leben, für ihre unbedingte Wählbarkeit in die Handelskammer von Bordeaux eintreten[1]. Indessen er also die Sache der Minister und Amerikaner mit Glück und Geschick fördert, trifft ihn selbst ein Pfeil aus dem Hinterhalt.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass Beaumarchais seine Beziehungen zu Maurepas, Vergennes etc. auch seinen alten Rechtshändeln zugute kommen liess. Niemals war er geschäftiger, Goezmann's Urtheil im Process La Blache und seine Infamirung durch das Parlament Maupeou cassiren zu lassen, als in diesen Tagen. Nach vielen Bemühungen bei dem Siegelbewahrer Miroménil (einem unfähigen Manne, der seine Würde lediglich der Gunst der Gräfin Maurepas dankte, die ihn für den besten Hanswurst der damaligen Liebhabertheater hielt) hatte er endlich die Versicherung erhalten, dass seinem Gesuche um Urtheilsrevision willfahrt werden solle. Die Instanz war in diesem Falle der *Staatsrath*, eine Behörde, in welcher viele abgedankte, Beaumarchais selbstverständlich feindselige Räthe des Parlament Maupeou wiederum ein Plätzchen gefunden hatten. Die zeitweilige Abwesenheit unseres Helden machten sich nun seine Feinde im Staatsrath und ausserhalb desselben zunutze, und in Bordeaux hörte er, dass seine Gesuche kurzweg abgewiesen wurden, mit anderen Worten, seine Sachfälligkeit im Process La Blache, sowie der *blâme* nach wie vor zu Recht bestehe[2]. Auf die erste Nachricht von diesem Rachewerk unversöhnlicher Widersacher stürmt Beaumarchais, so eilfertig er Paris vor

einer Woche verlassen, nach Versailles zurück, um dies Rankespiel zunichte zu machen. In sechzig Stunden hat er die Fahrt hinter sich (freilich ist sein Reisewagen unterwegs gebrochen) und sein erster Besuch gilt selbstverständlich Maurepas[1]. »Wie, Herr Graf, während ich an die aussersten Grenzen Frankreichs eile, um die Geschäfte des Königs zu besorgen, ruinirt man die meinigen?« »Sie haben Recht, an der ganzen Dummheit ist nur der Siegelbewahrer Schuld«, entgegnete der Minister, der Beaumarchais zugleich volle Genugthuung verspricht und (mit dem Aufgebot ganz ausserordentlicher Gnadenmittel des Königs) bald nachher auch verschaffte. Dieser Streich einflussreicher Gegner war also parirt. Noch leichter wurde Beaumarchais mit anderen Neidern fertig, deren Bewerbungen seine Berufung zu dem Vertrauensamt in den amerikanischen Händeln ein jähes Ende bereitet hatten. Ein gelehrter Freund Franklin's, ein Dr. Dubourg, konnte es gleich dem barocken und verschwenderischen Grafen Lauraguais unserm Helden nie vergeben, dass derselbe für Rodrigue Hortalez geerntet, was sie angeblich gesäet hatten. Vergennes hatte auf die dringende Beschwerde Dubourg's Beaumarchais gefragt, ob sie nicht vielleicht gemeinsam derselben Sache dienen könnten? In Folge dessen kam es auch zu einer Zusammenkunft zwischen Beiden, deren Ergebniss Dubourg dem Minister in folgendem Schreiben bekannt gab:

»Ich habe mit Beaumarchais Rücksprache gepflogen; alle Welt kennt seinen Geist, und Niemand kann seiner Verschwiegenheit, seinem Eifer für alles Gute und Grosse mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als ich. Ich halte ihn für einen der meistberufenen Männer für politische Verhandlungen, dagegen für einen der mindest geeigneten zu Geschäftsunternehmungen. Er *liebt den Prunk*; man sagt, dass er *Mädchen aushält*; er gilt endlich für einen *Geldschneider (bourreau d'argent)*; es gibt denn auch in ganz Frankreich keinen Kaufmann oder Fabrikanten, der eine andere Vorstellung von ihm hegte und es sich deshalb nicht zweimal überlegen würde, Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Er setzte mich daher in nicht geringes Erstaunen durch die Mittheilung, dass Sie ihn nicht blos zu Ihrem und unserem

Berather, sondern zu der Aufgabe auserwählt hätten, die ganze Unternehmung zu leiten, die Bestimmung der Preise, den Abschluss aller Lieferungen, Hin- und Rückfrachten ausschliesslich zu besorgen. Ich gab wohl zu, dass hieraus der Vortheil erwachse, die Dinge mehr im Stillen abzumachen; ich stellte ihm aber zugleich vor, dass er solcherart sich des Monopols für so ungeheure Geschäfte bemächtige und alle Diejenigen zu Schaden kommen liesse, welche mit soviel Kosten als Mühen seit Jahren für den Congress gearbeitet«.

Da Beaumarchais diesen Bitten und Klagen Dubourg's nur ein höfliches, aber bestimmtes Nein entgegensetzte, verklagt ihn der gereizte Doctor bei Vergennes mit der Wendung:

»Es gibt vielleicht hundert bis tausend Personen in Frankreich, die mit weit geringeren Fähigkeiten als Herr von Beaumarchais Ihre Absichten in dem Maße besser erfüllen könnten, als sie allen Committenten weit grösseres Vertrauen einzuflössen vermöchten«.

Es zeugt für die Beliebtheit, deren sich Beaumarchais damals bei dem Minister erfreute, dass dieser ihm Dubourg's Brief kurzweg zur Beantwortung übergab. Der Angegriffene säumte denn auch nicht, seine Epistel an den heissblütigen Arzt Vergennes abschriftlich mitzutheilen:

»Was in aller Welt hat es mit unseren Geschäften zu thun, dass ich ein höchst geselliger, verschwenderischer Mann bin, der sogar Mädchen aushält? Übrigens sind die Mädchen, die ich seit 20 Jahren aushalte, Ihre ganz ergebenen Dienerinnen: sie waren fünf an der Zahl, vier Schwestern und eine Nichte. Vor drei Jahren sind zu meinem Bedauern zwei dieser ausgezeichneten Mädchen gestorben[1]. Ich halte jetzt nur mehr drei, zwei Schwestern und eine Nichte aus — immerhin ein netter Luxus für einen Privatmann. Was würden Sie aber erst sagen, wenn Sie wüssten, dass ich das Ärgerniss soweit treibe, auch Männer auszuhalten: zwei sehr junge, sehr hübsche Neffen mitsammt dem unglücklichsten aller Väter, der einen so skandalösen Zuhälter in die Welt gesetzt hat? Mein persönlicher Aufwand ist noch ärger. Vor drei Jahren erschienen meiner Eitelkeit Spitzen und gestickte Kleider zu armselig; ich trieb deshalb die Hoffart so weit, mein Handgelenk stets mit dem feinsten glatten Musselin zu schmücken. Das schönste schwarze Tuch ist nicht zu schön für mich; mitunter, wenn es besonders heiss ist, versteigt sich meine Geckerei selbst bis zur Seide. Aber ich bitte Sie, Herr Doctor: schreiben Sie all

das nicht dem Grafen von Vergennes: Sie würden mich sonst bei ihm noch völlig zu Grunde richten. . .[1]«

Der Humor dieser Abfertigung musste dem Minister ebensowohl behagen, wie die unversehens eingestreute Schmeichelei: *Mr. de Vergennes n'est pas un petit homme.* Nichts natürlicher, als dass der Minister, allen Gegenbestrebungen Dubourg's zum Trotz, Beaumarchais mit dem eben in Paris eingetroffenen Abgesandten der amerikanischen Regierung, Silas Deane, im Verkehr treten liess. Mit diesem Emissär der Vereinigten Staaten, der Kanonen und allen sonstigen Kriegsbedarf herbeischaffen sollte, verständigte sich der Chef des Hauses Rodrigue Hortalez rasch und gut: wie Beiden späterhin vorgeworfen wurde, fast zu gut: denn die Unbescholtenheit Deane's in diesen Lieferungsgeschäften blieb nicht unangezweifelt[2]. Beaumarchais streckte Deane nämlich ab und zu auch für seinen Lebensunterhalt kleinere Beträge vor, da das Amt eines Sendboten der amerikanischen Freiheitskämpfer dazumal noch mit keinen festen Bezügen verbunden war; von einer eigentlichen Bestechung Deane's aber kann (trotz der späteren Anklagen von Lee und seinesgleichen) nicht ernstlich die Rede sein. Der Briefwechsel von Rodrigue Hortalez mit diesem ersten (nicht officiellen) Vertreter Amerikas in Frankreich spricht gegen einen derartigen Verdacht. Beaumarchais hofft »mit einem *tugendhaften Volk* zu thun zu haben, das seine Lieferungen — gleich nach Erhalt in Baarem oder im Fall der Säumniss mit den entsprechenden Verzugszinsen bezahlen werde«; er verheisst »Amerika wie seinem eigenen Vaterlande zu dienen, und in der Freundschaft eines hochherzigen Volkes die wahrhafte Belohnung seiner freudig geleisteten Arbeit zu finden«[3]. Silas Deane erscheint jedoch die Tugend der Republikaner nicht ganz so zahlungsfähig, wie Rodrigue Hortalez: er verheisst ihm zwar Rückfrachten in Tabak oder Bezahlung in Geld, aber er gesteht offen, dass die Einlösung dieser Verbindlichkeiten längere Fristen erfordern werde. Beaumarchais nimmt

die Dinge leichter; er sieht wohl, dass selbst die allerdringendsten Lieferungen nicht mit den ihm von Frankreich und Spanien zur Verfügung gestellten 2—3 Millionen bestritten werden können, aber er zählt auf die Gefälligkeit des Kriegs- und Reformministers St. Germain, der den Autor der Mémoires im Process Goezmann enthusiastisch willkommen heisst und in allen Arsenalen bestens empfiehlt,*) wie ihn Vergennes als seinen Vertrauensmann, bisweilen sogar als seinen Geheimsekretair, bei dem spanischen Botschafter in Paris, Aranda, einführt.**) Schon wenige Wochen nachher (30. August 1776) zeigt Rodrigue Hortalez dem Gesandten Karls III. an, dass er unverweilt an die Amerikaner die folgenden Munitions- und sonstigen Gegenstände gelangen lassen könne und werde:

216 Kanonen; 300,000 Pulverrationen; 30,000 Flinten; 200 Kanonenläufe; 27 Mörser; 13,000 Bomben; 8 Transportschiffe; vollständige Ausrüstung für 30 Officiere; vollständige Uniformen für 30,000 Soldaten (95,000 Ellen Tuche für Waffenröcke, 42,000 Ellen Unterfutter, 60,000 Paar Wollstrümpfe, 120,000 Dutzend Knöpfe etc,); 30,000 Decken, 180,000 Ellen Leinwand für Soldatenhemden; 15,000 Pfund Zwirn; 1000 Pfd. Seide; 100,000 grobe Nähnadeln; 30,000 Sacktücher; 20,000

*) »Vous ne mettés plus de grace et de bienveillance avec moi dans vos procédés que je n'en ai reçu de Mr. le Cte. de St. Germain. C'est assés vous dire que j'en ai été trés bien reçu; et lorsqu'il a su par moi que j'étais ce mesme infortuné courageux dont il a lu, dit-il, les défenses avec tant de plaisir, il est entré dans les détails les plus flateurs, a retrouvé en moi l'ami de son ancien ami Mr. Duverney et après une conversation de deux heures a voulu me retenir a diner. Mais est-ce que les malheureux qui courent après la solution de leurs procès ont le tems de diner? Je l'ai quitté, mais j'ai pu espérer que j'avais acquis un protecteur de plus. Si tout n'est pas bien, tout n'est donc pas mal etc.« *Arch. des aff. étrang.* Angleterre, 517, 29. Aug. 1776.

**) *Alcala de Henares,* Brief Vergennes' an Aranda vom 24. Juli 1776: Mr. de Beaumarchais qui aura l'honneur de vous présenter cette lettre est l'homme de confiance dont j'ai eu celui de vous parler. Il vous rendra compte de l'objet dont nous nous sommes entretenus et il suivra vos ordres sur ce qui reste à faire. Je prie votre Exce de l'accueillir favorablement. etc. etc.

Paar Schuhe; 30,000 Paar Schuhschnallen und Strumpfbänder etc. etc.: in Summa Lieferungen im Gesammtwerth von 5,600,000 francs.

Man begreift, dass sich Beaumarchais in diesen Tagen einen *marchand de temps* nennt. Zu allem Überfluss wird ihm ausser den Pflichten eines Kriegsministers aus dem Stegreif unversehens auch ein geistliches Amt angesonnen: er soll am Sterbebett Conti's mit witzigem Zuspruch durchsetzen, was der Erzbischof von Paris mit aller Salbung nicht vermocht hat: den fürstlichen Freidenker zur Annahme der kirchlichen Tröstungen vermögen. Conti, dem man im Leben oft vorwarf, er verkörpere den Geist der Ligue in sich, frondirte auch im Tode noch: er weigerte sich, die letzte Ölung aus den Händen Beaumont's zu empfangen. Als Beaumarchais aber, Vergennes' Auftrag gemäss, bei seinem alten Gönner vorsprach, hatte der Prinz schon seinen Geist ausgehaucht.*)

Der »excessive« Schmerz, den ihm dieser Todesfall bereitet, hält ihn nicht ab, in demselben Schreiben an

*) »Paris ce 2 aout 1776 — 7 heures du soir. Mr. le Comte — Je m'acquitte une heure trop tard de la triste commission que vous m'avés donnée. Mais Mr. le Prince de Conti était mort depuis une heure quand je suis arrivé chez lui. Il a reperdu sa connaissance comme je vous l'ai dit à 2 heures du matin, cette nuit, il ne l'a pas retrouvée depuis; à 5 heures il lui a pris au milieu du sommeil une faiblesse qui l'a emportée sans agonie. Jugés de ma douleur: elle est excessive. *Arch. d. aff. étrang.* Angleterre. 517. *Gudin.* Hist. de Beaum. *Dutens,* Mém. d'un voyageur II. 2. *Bibl. des mém. Bésenval* 198. *Ségur* I. 42/3. Cynisch parodirt *Chamfort (Oeuvres,* Paris, l'an 3 de la république IV 337) die Geschichte: »Le Prince de Conti disait dans sa dernière maladie à Beaum., qu'il ne pourrait s'en tirer vu l'état de sa personne, épuisée par les fatigues de la guerre, du vin et de la jouissance«. Beaumarchais tröstet ihn in Betreff der ersten zwei Punkte: der Prinz Eugen habe 21 Feldzüge durchgemacht und sei trotzdem 78 Jahre alt geworden; der Marquis von Brancas habe täglich 6 Flaschen Champagner getrunken und sei 84 Jahre alt geworden. In Betreff des letzten Punktes meint er (— wir können den vollen Wortlaut weder deutsch noch französisch mittheilen —): Conti's Mutter sei ja 79 Jahre alt geworden. »Tu as raison, reprit le prince; il n'est pas impossible que j'en revienne«.

Vergennes Dubourg ausgiebig anzuschwärzen und seine *affaire politico-commerçante* mit aller Rastlosigkeit weiter zu betreiben. Die Minister sind auch mit seinen Leistungen zufrieden. Er setzt, auf ihre Sympathieen bauend, Alles daran, um endlich die Revision seines Processes, die Aufhebung des *blâme* durchzusetzen. Es gehört aber seine Zähigkeit und die geschickte Ausnutzung seiner Ausnahmsstellung dazu, um der Böswilligkeit seiner alten Gegner, der Pedanterie des Siegelbewahrers den Meister zu zeigen. Da im Staatsrath die rechtsförmliche Revision des Processes seiner Händel hintertrieben wurde (s. o. S. 393), muss er ganz ausserordentliche Gnaden des Monarchen in Anspruch nehmen: er gibt den Ministern ziemlich deutlich zu verstehen, dass die Lieferungen für die Amerikaner so lange stocken werden, als ihm nicht all seine früheren Ehrenrechte, sein Hofamt beim Jagdgericht u. dgl. m. wieder zu Theil geworden. Maurepas richtet nun auch wirklich an den ersten Präsidenten und Generalprocurator des *Parlement de Paris* — denn von diesem wieder zur Geltung gelangten Gerichtshof (s. o. S. 347) soll an Beaumarchais gutgemacht werden, was das Parlament Maupeou an ihm verschuldet — Briefe, in welchen er die Sache seines Schützlings als unaufschiebbar bezeichnet; die Dringlichkeit sei dadurch begründet, dass Beaumarchais im Auftrag des Königs unverzüglich wichtige Geschäftsreisen antreten müsse[1]. Der Ton dieser Empfehlungsschreiben ist von so ungewöhnlichem Antheil getragen, dass Beaumarchais in eigener Person sich nicht nachdrücklicher seiner Sache annehmen könnte: — er hat denn auch die Briefe in der That selbst verfasst und der bequeme Minister hat sie blos ausgefertigt. Noch sind aber Beaumarchais' Wünsche nicht erfüllt: er

---

Eine sehr gehässige, aber aus guten Quellen schöpfende Charakteristik der Beziehungen zwischen Conti und Beaumarchais gibt *L'Espion Anglais* (London 1779–84, Neue Ausgabe) Lettre XLV. (IV. 68.) *Sur la mort du prince de Conti.*

sähe es gern, dass der General-Advokat Séguin in eigener Person und das noch vor den Gerichtsferien die Angelegenheit zu Ende führe. Auch diesmal unterschreibt Maurepas willfährig das Concept des Bittstellers; und im Augenblick »wachsen seiner Sache Flügel«.

Auf den 6. September wird wirklich die Verhandlung anberaumt. Lange zuvor weiss Beaumarchais jedoch, dass er einstimmig *déblâmé* werden wird; nur *Eine* Bedingung hat man ihm gestellt, dass er an diesem grossen Tag der Sühne nicht selbst das Wort ergreifen werde. Er gehorcht und »verschluckt seine Zunge« [1]. Mit seinem alten Schick wählt er aber einen Fürsprecher, dessen Name schon die schroffste Verurtheilung des Parlement Maupeou ist, den einzigen Advokaten, der niemals vor dem entweihten Gerichte erschienen: »der Märtyrer Beaumarchais« bestellt den »jungfräulichen« Target zu seinem Vertheidiger. Die Dinge nehmen ihren von vornherein abgemachten Verlauf. Beaumarchais erscheint in dem überfüllten Saale, einfach gekleidet; nur an seinem Finger funkelt der Diamantring, den er von Maria Theresia (wir haben S. 333 gesehen, für welche Verdienste) erhielt. Bescheiden nimmt er auf dem für ihn bestimmten Sitze Platz. Nur der Tod (so versichert er alsbald in einer gedruckten Erklärung) habe ihn des Glückes beraubt, als ruhmvollsten Beistand Conti neben sich zu sehen, wie dieser edle Fürst ihm das verheissen; aber auch Conti hätte von dem Autor der Mémoires nicht schwärmerischer, von dem Parlament Maupeou nicht abschätziger reden können, als Target.

Kein Bürger — so versichert dieser Anwalt in seiner wohlgegliederten Prunkrede — hat grausamer für das Unglück des Vaterlandes büssen müssen; seine Schicksale seien mit denjenigen des Gemeinwesens enger verflochten, als die jedes Anderen; sein Muth war ein Verbrechen in Zeiten, in welchen man alles fürchtete, was nicht der Schwäche glich. Sie Alle kennen seine Sache, deren Ruf bis in die fernsten Provinzen gedrungen ist. Herr von Beaumarchais hat das Glück gehabt, einen Theil der allgemeinen Sympathieen auf sich zu ziehen, welche Sie (die von Maupeou vertriebenen

Parlamentsräthe) ganz Frankreich eingeflösst haben. Ein Exemplar seiner *Mémoires* wurde von Henkershand zerrissen und verbrannt. Trotzdem waren und blieben sie in Aller Händen; Niemand entdeckte Gottlosigkeit oder Aufruhr in denselben: »alle Bürger gedachten bei dieser Lectüre mit Thränen der verbannten Magistrate, alle hegten die feurigsten Wünsche für ihre Wiederkehr, alle fühlten sich durch liebe- und achtungsvolle Gesinnungen für Sie erhoben und begeistert etc. etc.«

So legt der Anwalt Beaumarchais' Ehrenerklärung den Richtern als Pflichtgebot ihrer Dankbarkeit an das Herz. Aber dieser Empfehlung bedurfte es so wenig, als der von ihm erörterten Formgebrechen des angefochtenen Urtheils (z. B.: in diesem Racheakt habe man einen Angeklagten ohne Angabe von Gründen »*pour les cas resultans du procès*« schuldig gesprochen, abgelehnte Richter mitstimmen lassen etc.). Der Generaladvokat sprach denn auch nur zwei Worte, und der Senat fällte auf der Stelle die Entscheidung: Beaumarchais sei *en tel et semblable état* wie vor dem *blâme* des Parlaments Maupeou zurückzuversetzen. Brausende Jubelrufe werden laut. Die Zuschauer tragen den Triumphator aus dem Verhandlungssaal bis zu seinem Wagen. Die Hand bebt Beaumarchais vor seliger Erregung, da er dem Grafen Vergennes von den Huldigungen der Menge, von seiner Dankbarkeit für den König Kunde gibt. Es war sein schönster Tag im Justizpalast, vielleicht der ehrenvollste in seinem Leben. Grössere, lärmendere Erfolge werden ihm noch zu Theil werden; reinere, redlicher verdiente Freuden sind ihm nicht mehr beschieden*). Der Volksheld von

*) Paris ce vendredi 6 Septembre 1776 Monsieur le Comte. Je viens d'être jugé, déblâmé avec un concours universel d'applaudissements. Jamais citoyen plus infortuné n'a reçu plus d'honneurs. Je me hâte de vous l'annoncer en vous suppliant de vouloir bien en mettre ma vive reconnaissance aux pieds du Roi. Je suis si tremblant de joie que ma main peut à peine écrire tous les sentiments respectueux; avec lesquels je suis Monsieur le Comte votre t. h. et t. h. o. s. Beaumarchais. Faites-moi le service Mr. de Comte de faire passer ma très

heute gilt ein Jahrzehnt später den Massen als verächtlicher Industrieritter; und in der That: der Schwindelgeist, der ihm stets anhaftet, entfaltet sich in der Geschäftsthätigkeit von Rodrigue Hortalez üppiger denn je zuvor. Jeder Andere würde unter der Last der amerikanischen Forderungen, in seinen steten Geldverlegenheiten sich streng auf die nächstliegenden Aufgaben beschränken: Beaumarchais überrascht uns und seine Zeitgenossen unaufhörlich mit guten und schlechten neuen Entwürfen, und nur mit Zweifel bewundernd kann man diesem ausserordentlichen Ingenium auf all seinen Wegen folgen. Dem leitenden Minister Maurepas überreicht er Gutachten über die Regelung des Staatshaushaltes, die Begründung einer Escomptebank, die Befreiung des Landes vom Vampyr der Steuerpächter, die Gleichberechtigung der Protestanten. Vergennes und Aranda legt er Vorschläge und Motivenberichte zu Allianz- und Handelsverträgen mit den Vereinigten Staaten vor, mit dem selbstverständlichen Beisatz, er sei bereit, erforderlichenfalls jede auftauchende Schwierigkeit in Madrid oder London persönlich zu beseitigen. Anfangs nehmen die Machthaber seine Beflissenheit auch mit dem früheren Wohlwollen auf; sie sehen es gerne, wenn er — in der eisenbahnlosen Zeit! — fast allmonatlich in einem anderen Hafen, auf den entlegensten Werften erscheint, um den Stapellauf neuer oder die Befrachtung alter Schiffe mitzumachen; sie haben ihre Freude daran, wenn er wider die Klagen des Botschafters Stormont über die Verletzung des Völkerrechts so hurtig Bescheid weiss, wie vordem gegen die Winkelzüge im Justizpalast. Mehr und mehr erbleicht aber sein Stern bei Vergennes. Lange vor der Ankunft Franklin's auf englischem Boden hat er die Sym-

---

heureuse nouvelle à Mr. de Maurepas et Mr. de Sartines. J'ai 400 personnes autour de moi qui aplaudissent me baisent et font un train infernal qui me paraît d'une harmonie superbe. *Arch. d. aff. étr.* Angl. 518.

pathieen dieses gescheidten und vornehm gesinnten Ministers verscherzt, und nach dem Tode Maurepas' ist seine Rolle im auswärtigen Amt nur mehr die eines lästigen, unbescheidenen und geringgeschätzten Gläubigers. Dieser Umschwung vollzieht sich lediglich durch seine eigene Schuld, wie ein knapper Auszug seiner Briefe aus jener Zeit erhärten soll.

Bis zu dem Augenblick, in welchem Benjamin Franklin als Wortführer der Amerikaner in Paris eintraf (Ende 1776) blieb Beaumarchais unbestritten in seiner Vertrauensstellung; Maurepas leiht ihm sein Ohr, so dass Rodrigue Hortalez diesen Gönner als zweiten Conti begrüsst und preist. Vergennes empfängt auf seine Empfehlung den Herausgeber des *Courrier de l'Europe*, Swinton, höchst entgegenkommend; der Minister gewährt ihm auch so volle Redefreiheit für seine »Kassandrarufe« [1], dass Beaumarchais mehr als einmal erschreckt bittet, seine Briefe gewiss keinem Zweiten zu zeigen; er schilt Aranda's bequeme Manier, die wichtigsten Entschlüsse z. B. in Betreff der Unabhängigkeitserklärung Amerikas, mit dem Sprüchlein hinauszuschieben: *Dieu est bon Bourbon* [2]. Allmählig wird es Vergennes aber müde, immer nur Klagen gegen knauserige Finanz- und eigenmächtige Kriegsbeamten entgegenzunehmen, während Beaumarchais selbst trotz aller prahlerischen Selbstverherrlichung mit den weiteren Lieferungen ins Stocken geräth [3]. Diese leisen Verstimmungen schlagen in offene Ungnade um, als Rodrigue Hortalez in einem kritischen Augenblick sein Incognito mit unverantwortlichem Übermuth behandelt.

Unter dem Pseudonym Durand begibt er sich nach Havre, um daselbst ein von ihm ausgerüstetes, mit hastig zusammengerafften und schlecht gewählten Freiwilligen bemanntes Schiff, die »Amphitrite«, vor der Abfahrt nach »San Domingo« zu besichtigen. Aber er bekommt Händel mit einem der Officiere, Ducoudray. Den schlimmsten

Streich spielt ihm jedoch seine Selbstgefälligkeit. Mr. Durand lässt es sich in seinen sparsam bemessenen Mußestunden nicht nehmen, die Aufführung seiner Stücke auf dem Theater von Havre vorzubereiten und selbst Proben mit den Schauspielern abzuhalten. Kein Wunder, dass sein Incognito in der ganzen Stadt und weit über deren Weichbild hinaus Anlass zu allgemeinem Gerede gab. Der englische Botschafter, Lord Stormont, wusste schon von Beaumarchais' Abreise, und nun, da er von seinen Absichten und Thaten in Havre hört, führt er eine so heftige Sprache bei den Ministern, dass dieselben nothgedrungen den Befehl ertheilen: die »Amphitrite« dürfe schlechterdings nicht den Hafen verlassen. Als das Verbot in Havre eintrifft, hat das Schiff von Rodrigue Hortalez allerdings schon die Anker gelichtet; aber der Verdruss, den Beaumarchais' Taktlosigkeit Vergennes bereitet, ist damit noch lange nicht vergeben und vergessen. Und weitere Winkelzüge und Unfälle des bis dahin so gehätschelten Vertrauensmannes verschlechtern seine Stellung bei diesem Minister von Tag zu Tag.

Gerade als die Amphitrite auslaufen soll, trifft auch das Schiff ein, das Franklin als Abgesandten Amerikas nach Frankreich bringt. Trotz aller klug ersonnenen und unbedacht ausgeführten Plane Beaumarchais' gelingt es ihm aber nicht, Doctor Benjamin in seine Kreise zu ziehen: Figaro's Ränke werden an dem *common sense* von Meister Richard zu Schanden. Franklin lebt in Passy in idealem Verkehr mit Frau Helvetius und Turgot; und je mehr sein Ansehen in der guten Gesellschaft, bei Hofe und im Ministerium wächst, desto mehr wird Rodrigue Hortalez zurückgedrängt. Franklin hört mehr auf Dubourg und Arthur Lee, die erklärten Feinde Beaumarchais', als auf dessen Freund Silas Deane. Zudem wird durch den regen unmittelbaren Verkehr Franklin's mit Vergennes' Ministerialsekretair Gérard jeder weitere Unterhändler überflüssig. Nicht blos die Amerikaner fühlen sich bei Doctor Benjamin

besser geborgen, als bei Rodrigue Hortalez. Beaumarchais wird von allen diplomatischen Vertraulichkeiten immer entschiedener ausgeschlossen und auf seine Handelsunternehmungen verwiesen, die er fortan theilweise auf eigene Faust und nicht eben ehrlich und glücklich betreibt[1]. Gleich die nächsten Wochen bringen ihm den vollen Beweis des Umschwunges in Vergennes' Gesinnungen. Er hat im December die Amphitrite glücklich aus dem Hafen von Havre entwischen lassen; zu seinem nicht geringen Verdruss erfährt er im Januar, dass dieses Schiff nicht auf hoher See, sondern unversehens wieder in Lorient eingelaufen ist. An dieser bösen Überraschung trägt aber nur die Eigenmächtigkeit des Officiers Schuld, den Beaumarchais durch sein barsches Auftreten verletzt hatte. Lord Stormont erhebt nun abermals und diesmal wirksam Einspruch: die Amphitrite darf nicht mehr in See stechen. Zu seinem schweren Ärger und Geldverlust erlebt Beaumarchais auch noch die Demüthigung, dass Vergennes ihn bei Freund und Feind, bei Deane und Lee bezichtigt, aus Eigennutz den ganzen Handel angestiftet zu haben: »nur eine Schelmerei oder Schurkerei Beaumarchais' trägt an all diesen Verzögerungen Schuld«, so erklärt der Minister wiederholt. Und obgleich Rodrigue Hortalez den sonst so maßvollen Vergennes mitleidig zu stimmen sucht und versichert: er sei einem Gallenfieber nahe, will der Minister von solchen Scapins-Krankheiten nichts hören. Zugleich erstehen Beaumarchais auch auf amerikanischem Boden nicht zu unterschätzende Widersacher. Er hat sich dem unbotmässigen Ducoudray gegenüber als allmächtiger Rheder aufgespielt und ihn kurzweg seines Schiffscommandos in einem gereizten Erlasse enthoben. Diese strenge Maßregel ruft aber eine allgemeine Meuterei gegen Beaumarchais hervor: sämmtliche Kameraden Ducoudray's (selbst Beaumarchais' Neffe, der als Freiwilliger mit an Bord) weigern sich, weiter zu fahren, so lange Ducoudray nicht wieder in sein altes Amt eingesetzt wird. Ducoudray selbst aber geht auf

einem anderen Schiffe nach den Vereinigten Staaten, wo er (bis zu seinem Selbstmord) um die Wette mit Arthur Lee Beaumarchais als gewissenlosen, habsüchtigen Lieferanten anschwärzt und schädigt[1].

Nur langsam ertheilt Vergennes dem argbedrängten Rodrigue Hortalez halben Pardon; das alte Vertrauen kehrt nie wieder. Der Minister rügt es auf das Schärfste, dass Beaumarchais Morande und d'Eon nicht voll ausbezahlt hat[2] und sagt ihm kein Wort, als er eine wirkliche Leistung, das Auslaufen von drei Schiffen in drei Tagen, melden kann[3]. An Beflissenheit liess es der abgedankte Liebling natürlich nicht fehlen; aber Vergennes hört nicht auf ihn, wenn er den Finanzplan entwickelt, eine amerikanische Anleihe von 7—8 Millionen durch eine öffentliche Bankgründung ins Leben zu rufen, und der Minister ist besser unterrichtet, als sein Briefsteller, wenn Beaumarchais ihm geheimnissvoll berichtet, Franklin wolle mit England Frieden schliessen. Auch die abgeschmackte Schmeichelei, er wolle eines der auslaufenden Schiffe *Comte de Vergennes* taufen, wird mit einem schroffen Nein abgefertigt. Betrübt klagt der früher so gehätschelte Correspondent; der Minister antwortet ihm »weder weiss noch schwarz«, und seine ernstlichsten Bemühungen, sich wieder unentbehrlich zu machen, rufen nur den Spott der Wissenden wach. Aranda und Vergennes lassen ihn nämlich ungestört reden und schreiben: hinterher machen sie sich aber dann lustig über die *mouche du coche!* Der verschlossene, spanische Gesandte hört ihn so unbeweglich an, wie Vergennes, da er ihnen stundenlang den Kriegsplan entwickelt: 1) durch geheimnissvolle combinirte Manöver der spanischen und französischen Flotte die englische Marine in der Freiheit ihrer Bewegungen zu hemmen, 2) dem König von England durch einen Börsenkrieg die Aufnahme neuer Anleihen unmöglich zu machen; endlich 3) zur Verwirklichung dieser kühnen Projecte Herrn Caron de Beaumarchais nach Madrid zu senden, der mit Hilfe Piny's (s. o. S. 84) in kürzester Frist den König für

sein Vorhaben gewinnen würde[1]. So ist er unfreiwillig und unbewusst zur komischen Person im auswärtigen Amt geworden, und nur in einem Punkt erregt er nicht die Heiterkeit Vergennes': in seinen unablässigen Bitten um Zuschüsse. Die Amerikaner senden trotz seiner Lieferungen weder Geld, noch Rohprodukte; oft nicht einmal Antwort. Wenn Rodrigue Hortalez & Cie. nicht offenen Bankbruch ansagen soll, muss ihm das französische Ministerium helfen. Von Ende Mai bis Anfangs Juli 1777 erhält er aus den Staatskassen neuerdings nahezu 1,200,000 Francs[2]. Die Amerikaner haben im Augenblick andere Sorgen, als die, ihre Schulden pünktlich zu bezahlen. Auf dem Kriegsschauplatze sieht es höchst bedenklich aus: ja, die Nachricht vom Fall Lexingtons bekümmert Franklin dermaßen, dass der sonst so schweigsame Doctor — einmal und nicht wieder — Beaumarchais sein Herz ausschüttet.

Ungewiss und sorgenvoll ist die Zukunft, als Rodrigue Hortalez in der zweiten Oktoberwoche Paris verlässt und sich zur Besichtigung seiner Werften nach den französischen Häfen begibt. Alle persönlichen und geschäftlichen Verdriesslichkeiten trüben aber seine Laune nicht: ja, er verbindet die Geschäfts- mit einer Lustreise, zu welcher er Gudin als Begleiter ladet. Und nicht die schlechtesten Blätter der *Histoire de Beaumarchais* sind es, auf welchen der Reisegefährte unseres Helden diesen gemeinsamen Ausflug schildert. Nach so viel Unerfreulichem, das wir von Beaumarchais zu verbuchen hatten, wirkt es wohlthuend, auch seines treuen Freundessinnes, seines gewinnenden Wesens im häuslichen Kreise zu gedenken: Eigenschaften, welche ihm späterhin die Sympathieen Laharpe's eintrugen[3], wie sie ihm Anfangs der siebziger Jahre den ziemlich spröden Gudin als Freund zuführten. Der Bund der Beiden, welcher in ihrem Leben einen so breiten Raum einnimmt, verdient auch in Beaumarchais' Biographie ein Plätzchen.

Gudin, der Sohn eines Genfer Uhrmachers, lebte Ende der Sechzigerjahre in Paris als literarischer Anfänger, dessen

Tragödien und Gedichte wenig Beifall bei berufenen Richtern fanden, die übrigens, wie alle Welt, den Privatmann seines wackeren Charakters halber hochhielten [1]. Im Winter 1770 kommt er in das Haus von Madame Miron, der jüngsten Schwester Beaumarchais', die ihn mit ihrem Bruder bekannt machen möchte. Aber obwohl sich Gudin für die Dramen Eugenie etc. interessirt, weicht er anfangs jeder persönlichen Begegnung aus, da der Dichter überall als insolenter Glücksritter verschrieen ist. Die literarischen Beziehungen von Madame Miron zum Abbé Delille etc. führen Gudin aber immer wieder zu ihr zurück; und endlich trifft das Unvermeidliche doch ein: er begegnet Beaumarchais. Der Eindruck aber, den der geistvolle Lebemann auf ihn macht, widerspricht dem allgemeinen Verruf. Die Beiden nähern sich einander immer mehr; ihr Verkehr gestaltet sich immer herzlicher, so dass in Paris späterhin sogar das alberne Gerücht Verbreitung findet: Gudin sei der eigentliche Autor des »Barbier« und der Mémoires. Die richtige Antwort auf solche Beschuldigungen gaben die Satyriker, wie Gilbert, die Gudin's eigenen Schriften nachsagen: sie seien wohl gedruckt, doch niemals veröffentlicht worden. Beaumarchais freilich rühmt den treuen Freund auch als Litterator. In der Revolutionszeit veröffentlichte der Dichter des »tollen Tages« ein Flugblatt, in welchem er Gudin als Mann von grösstem Verdienst, gleich empfehlenswerth als Schriftsteller, wie als Patrioten, zum Deputirten empfiehlt [2]. Wir denken bescheidener von Gudin's Fähigkeiten: der einzige Titel seines Nachruhms bleibt seine *Histoire de Beaumarchais*, nicht ihrer litterarischen Bedeutung nach, sondern als Ausdruck seiner treuen Gesinnungen, vor Allem aber wegen ihrer wahrhaftigen Mittheilungen schätzenswerth. Gudin hat in herzlichen Beziehungen zu dem Dichter des »Barbier«, dem Autor der Mémoires, fast durch ein volles Menschenalter gestanden, von 1770 bis zu Beaumarchais' Tod 1799. Er hat ihn daheim und in der Gesellschaft, vor Allem aber auf seinen Reisen beobachten können, denn

die meisten Fahrten Beaumarchais' hat er als sein Begleiter mitgemacht. Ein wunderliches Paar: der beschauliche Polyhistor und der nur der Gegenwart lebende Rodrigue Hortalez: ein Gegensatz, den Gudin schon selbst herausgefunden. Bei ihren Kreuz- und Querzügen durch Frankreich vergleicht er sich »einem Schatten, der um Gräber und Ruinen irrt, die Todten zur Belehrung kommender Geschlechter beschwört, indessen Beaumarchais als thätiger, nur für das Wohl seiner Mitmenschen wirkender Mann Rheden und Werften besucht, tausend fleissige Hände beschäftigt, tausend Köpfe nach seinem Wort und Willen lenkt«. In Orleans, Blois, Amboise, Poitiers, La Rochelle ist Gudin mit Erzählungen und Verherrlichungen von Jeanne d'Arc, Heinrich IV., dem schwarzen Prinzen, Richelieu etc. zur Stelle. In Kriegshäfen und Arsenalen wiederum gebührt Beaumarchais das erste Wort. Sie durchreisen die Provence, bestaunen (wie seinerzeit schon Rousseau) das Riesenwerk der Römer, den Pont du Gard bei Nimes; am wohlsten aber fühlen sie sich in Marseille, der herrlich fortblühenden Massilia, der Wunderstadt, welche geheiligte phokäische Erinnerungen nicht hindern, alle Völker, die das Mittelmeer durchstreifen, an seinem Molo gastlich zu begrüssen. In Marseille erlebte Beaumarchais die Freude, sein Schiff »*L'heureux*«, das Stormonts Ränke volle zehn Monate in Frankreich festgehalten, auslaufen zu sehen. Von Marseille führt Beaumarchais' Weg nach Aix, der Stadt, vor deren Parlament der Process gegen La Blache verwiesen wurde. So lustig das antik-moderne Phokäa, so traurig war das mittelalterliche Aix; »die römischen Säulengänge um die Heilquellen waren ebenso verfallen, wie die Mauern des Herrenschlosses der ehemaligen Grafen von Provence, in welchen das Parlament seit seiner Begründung getagt hatte: nun musste es aus den baufälligen Räumen in ein nahes Kloster übersiedeln. So glich die ganze, schwarze, düstere Stadt schon in ihrem Äusseren den Robins mit ihren dunklen Talaren. Unbeschadet seines melancho-

lischen Aussehens war Aix aber ungewöhnlich reich: die Chikanen seiner Sachwalter, die Heilkraft seiner Quellen lockte immer neue Besucher heran«. Beaumarchais weilte nicht zum letzten Male in der südfranzösischen Parlamentsstadt. Sein Rechtshandel war noch nicht spruchreif, und so macht er sich, von Gudin's historischen Liebhabereien angenehm unterhalten, über Avignon und die catalaunischen Gefilde auf die Rückreise. So unvergessliche Bilder ihrer Schaulust aber auch beschieden waren: all diese gesellschaftlichen Erinnerungen und Natureindrücke erschienen nach Gudin's Zeugniss den Heimgekehrten klein, den triumphalen Ehren gegenüber, welche dem greisen Voltaire von seinen Parisern bereitet wurden. Beaumarchais ist (am 3. März 1778) im Théâtre français, bei der berühmten Erstlingsvorstellung der »*Irene*«, welche der geistige Adel Frankreichs zum Anlass nimmt, dem sterbenden Dichter überschwängliche Huldigung darzubringen für ein Leben fruchtbarer Arbeit. Beaumarchais applaudirt mit an jenem denkwürdigen Theaterabend, der nur Ein Seitenstück im 18. Jahrhundert finden wird: die Erstlingsvorstellung von »Figaro's Hochzeit«. Der Alte von Ferney hat sich von den Strapazen dieser Jubelfeier, bei der man ihn »unter Rosen ersticken wollte«, noch nicht erholt, als sich Beaumarchais schon bei ihm einstellt. Der greise Poet umarmt seinen Besucher, den er zu der Vielseitigkeit seiner Talente, zu der Fülle seiner Theatererfolge beglückwünscht mit den (allerdings nur von Gudin verbürgten) Worten: »er setze seine Hoffnungen einzig und allein auf ihn«. Mit dieser Schmeichelei wollte Voltaire, wie wir bald sehen werden, ebensowohl den Schriftsteller, wie den Speculanten Beaumarchais für seine litterarische Erbschaft interessiren.

Auch die Amerikaner bereiten ihm die freudigste Überraschung durch den glorreichen Tag von Saratoga. Die frohe Botschaft von der Capitulation lässt ihn rasch der Fährlichkeiten und Schmerzen vergessen, die er durch einen Sturz aus dem Wagen erlitten. »Aus der Tiefe

seines Bettes« erhebt er seine Stimme zu Vergennes, in der Zuversicht, dass der König über diesen Heldenthaten der Freiheitskämpfer nicht der wahren, ersten Freunde Amerikas vergessen wird. Sein Siegesjubel wird aber bald gedämpft. Ohne sein Zuthun (obwohl er es nicht an beredten Mémoires fehlen lässt) erkennt Ludwig XVI. förmlich die Unabhängigkeit Amerikas an[1]. Der officielle Vertreter der Vereinigten Staaten in Versailles wird Franklin, und eine der ersten Akte der amerikanischen Deputation ist die Beschlagnahme der Rückfracht von Beaumarchais' »Amphitrite«. Dem schneidigen Auftreten von Rodrigue Hortalez gelingt es allerdings dies einemal, Recht zu behalten gegen Franklin und Lee, aber seine Geldnöthe wachsen von Tag zu Tag. Alle Welt, so klagt er Vergennes im Januar 1778 sehe ihn als verlorenen Mann an; wenn ihm die Staatskassen nicht zu Hilfe kommen, müsse er fliehen. Wiederum zieht ihn Vergenne's Freigebigkeit aus der Verlegenheit. Aber neue Verdriesslichkeiten plagen ihn. d'Eon zeigt sich in Frankreich, von der vornehmen Welt kaum weniger gefeiert als Voltaire, und die streitbare Amazone beginnt sofort einen Federkrieg gegen Beaumarchais-Thersites, der unseren Dichter nicht halb so unterhält »wie das Parterre«. Auf vielen Liebhabertheatern wird in einem Possenspiel die parodistische Liebeswerbung Beaumarchais' um Hand und Herz d'Eon's zum Besten gegeben. Und Rodrigue Hortalez-Ronac wird nicht blos zum Gespötte der Fräulein von Saint-Cyr, welche die tugendhafte d'Eon zu sich laden und lachend zustimmen, wenn d'Eon versichert: Beaumarchais verdiene, von jeder rechtschaffenen Frau gefuchtelt zu werden[2]. Der Skandal-Erfolg der Chevalière hält in Frankreich nicht lange vor; aber ganz ohne Einfluss blieben so gallige Worte und Pamphlete nicht. Beaumarchais verhöhnte wohl die *facétie d'Eon* mit den Versen von Gluck's Armida: »*Armide est encore plus aimable, qu'elle n'est redoutable*«; das kecke Auftreten d'Eon's ermuthigte trotzdem viele kleine und grosse Leute, gegen den bis dahin für

unverwundbar gehaltenen Autor der *Mémoires* einen anderen Ton anzuschlagen*).

Ausgiebiger Trost soll Beaumarchais dagegen in Südfrankreich zu Theil werden. Beim letzten Waffengang gegen La Blache, auf der Reise nach Aix, erfährt er die Nachricht von dem Tode Voltaire's und der Weigerung der Geistlichen, ihn zu begraben.

»Er bedauerte«, so erzählt Gudin, »nicht in Paris zu sein, sonst hätte er Maurepas dazu bestimmt, dem Clerus eine grosse Lehre zu geben; nach seinem Rathe hätte der Sänger Heinrichs IV. zu Füssen der Reiterstatue seines Helden, auf dem Pont-Neuf, bestattet, die Akademie, das Parlament, die Universität zu dem Leichenzug geladen werden müssen, bei welchem blos Laien Zulass gefunden hätten. Schriftsteller, Kunstfreunde und Männer der Wissenschaft wären ein würdigeres Gefolge gewesen, als das geistliche. Ein Akademiker hätte die Denkrede halten und zugleich den Ort bezeichnen können, wo Voltaire's Bildsäule neben dem Denkmal des Bearners sich erheben sollte . . .[1]«

Gudin zweifelt keinen Augenblick, dass Beaumarchais beredt genug gewesen, seinen Plan durchzusetzen. Jedem Anderen, voran dem Urheber dieses phantastischen Vorschlages, mussten schwere Bedenken aufsteigen, ob unter dem *ancien régime* selbst ein frivoler Freigeist, wie Maurepas, zu einer derartigen Anticipation der Leichenfeier Victor Hugo's sich verstanden hätte? Als Beaumarchais seine hitzigen Reden noch nicht zu Ende gesprochen, war

---

*) Oeuvres IV. 303 — 5. d'Eon's weitere Schicksale sind bekannt. Er wurde anfangs durch die ungewohnte, in Frankreich obligatorisch bei Kerkerstrafe von ihm geforderte Weibertracht krank. Bei Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich versagt man ihm natürlich die Erlaubniss, in die Armee einzutreten. Er lebt, fast internirt, auf dem Lande. Erst Mitte der Achtzigerjahre darf d'Eon nach England zurückkehren. Dort führt er ein halbvergessenes Dasein, das er nur ab und zu durch theatralische Schaustellung seiner Person bei Preisfechten u. dgl. m. interessanter zu gestalten versucht. Bis zu seinem Tode gefiel er sich in Frauenkleidern. Die Leichenschau des *coroners* und der Zeugen bestätigt, was die Wissenden niemals bezweifelten: »ce corps constitue tout ce qui peut caractériser un homme sans aucun mélange de sexe. *Gaillardet* 326/7.

Voltaire, Dank seinem Neffen Mignot, schon längst in geweihter Erde zur letzten Ruhe gebettet, und als unser Dichter, wenige Wochen später, die Botschaft von Rousseau's Ende erhielt, meinte er viel verständiger: es sei im Grunde überflüssig, dass er diesen beiden Genies ein besonderes Todtenopfer weihe: ganz Frankreich betrauere sie tief und würdig genug[1].

Indessen die beiden Kämpfer von allen Erfolgen und Enttäuschungen verruhten, rüstete Beaumarchais zu einem munteren Scheingefecht mit dem Grafen La Blache. Denn mochte dem Fernstehenden der Ausgang des Streites auch zweifelhaft erscheinen: wer schärfer zusah, konnte bald merken, dass die Minister Beaumarchais' Sache mit Wort und That förderten. Es war denn in der That nur Hartnäckigkeit des Grafen, die ihm diese letzte Demüthigung eintrug. La Blache's schöne junge Frau hatte sich im Verein mit Conti bemüht, den Process gütlich zu schlichten; der Ausgleich war schon dem Abschluss nahe, als Beaumarchais' Unnachgiebigkeit in einem nebensächlichen Punkte — er liess durchaus nicht von der Forderung, ein gutes Bildniss von Paris Duverney zu erhalten[2] — die alte Gehässigkeit seines Widersachers neu entfacht. Nach wie vor kämpft La Blache mit unerlaubten Waffen[3]. Aber nur ausnahmsweise antwortet Beaumarchais auf seine Verleumdungen und Schmähungen mit »knisternden Mémoires«: er fühlt sich stark genug, ihn gewähren zu lassen. Volle Siegesgewissheit spricht denn auch aus den letzten zwei, rasch improvisirten Antworten Beaumarchais' auf die Pamphlete La Blache's, der *Réponse ingénue* und dem *Tartare à la legion.*

»Ein erhitzter Colporteur klopft an meine Thür und übergibt mir ein Mémoire mit den Worten: »Mr. de La Blache bittet Sie, sich für seine Sache zu interessiren«. »Kennst Du mich denn, mein Freund?« »Nein, das verschlägt auch nichts: wir sind unser drei, die von einer Thür zur andern laufen; ja unser Auftrag lautet, die Klöster so wenig, wie die Krämerbuden zu übergehen«. »Ich bin nicht neugierig, mein Freund!«

»Ach! nehmen Sie das Heft doch an: ich habe so schwer zu tragen; es weisen mich auch gar zu viele Leute ab«. »Meinetwegen! da — nimm! 8 Sous für Deine Mühe und Gabe!« »Aber — bester Herr! wahrhaftig, so viel ist's gar nicht werth!«

In der Tonart setzt Beaumarchais ein: nicht Geld-, nur Ehrenfragen stünden zur Entscheidung; La Blache sei ein niedriger, jede adelige Gesinnung verletzender Geldschneider, er dagegen der von ritterlichen Gefühlen erfüllte Anwalt Duverney's[1]. Wir kennen das alte Beweisthema und staunen nur über die neuen Seiten, die ihm Beaumarchais abgewinnt. Während La Blache mit einem Tross von Advokaten, Berathern und Schergen ihn aus dem Hinterhalt anfalle, gleiche er dem Tartaren, dem wilden Skythen, der auf offenem Felde, unbewehrt, nur der eigenen Kraft vertrauend, sich zum Kampfe stellt: »wenn dann mein Pfeil, mit kräftigem Zug abgeschnellt, pfeifend die Luft durchsaust, den Widersacher trifft und durchbohrt, so weiss man stets, wer ihn abgeschossen, denn ich schreibe auf die Spitze: Caron de Beaumarchais«. Was in diesem Schlusswort der *Réponse ingénue* beiläufig angedeutet ist, das gibt seiner letzten Streitschrift gegen La Blache Titel und Inhalt: der Unermüdliche staffirt das endlose Gezänke eingangs mit einer kecken, stilistischen Attaque heraus, die ihren Meister lobt, und schliesst (ganz nach der Figaro-Weisheit: *Tout finit par des chansons)* mit einem Scherzgedicht. Dazwischen liegt allerdings viel Phrasengestrüpp. Nur nothgedrungen, so meint er, müsse er den Grafen »einseifen«, wie Figaro seinen Bartolo; er liebe den Frieden; seine Devise sei eine Trommel, die nur Lärm macht, wenn man auf sie losschlägt. *Silet nisi percussus*[2]. Die Trommelwirbel, die Beaumarchais gleich nach dem Erscheinen des »*Tartare*« in Aix zum Besten gibt, stimmen allerdings nicht zu dieser Versicherung. Am 19. Juli 1778 hat er seine Schlussschrift den Richtern überreicht. Was weiterhin bis zum Tag der Urtheilsfällung (21. Juli) zu sagen übrig blieb, kam in öffentlichen Gerichtsreden der

beiden verhärteten Gegner zum Ausdruck. Volle 5³/4 Stunden vertrat Beaumarchais seine Sache, energisch, logisch, klar. Nach ihm kam La Blache zu Wort: geistreich und spitzfindig, doch nicht überzeugend. Einen vollen Tag widmeten die Richter der Urtheils-Berathung, ob sie gleich schon zuvor mit diesem Rechtsstreit 59 Sitzungen verbracht hatten. Die Aufregung in Aix, »einer Stadt, die von Processen lebt«, war ausserordentlich. In den Hallen des Gerichtsgebäudes drängten sich die Neugierigen. La Blache harrte des Spruches in einem erleuchteten Salon, dessen Fenster auf die Promenade gingen. Beaumarchais ist indessen im Haus seines Anwaltes in einer stillen, abgelegenen Seitenstrasse. Mit Einbruch der Nacht öffnen sich die Pforten des Gerichtssaales. Der Ruf wird laut: »Beaumarchais hat gewonnen«. Tausend Stimmen wiederholen ihn. Unter lautem Beifall pflanzt er sich bis zu La Blache's Wohnung fort, bei dem jählings Fenster und Thüren geschlossen werden. Mit südlicher Lebhaftigkeit drängen sich die Massen zu der Wohnung Beaumarchais'. Der allgemeine Jubel berauscht ihn, so dass er (nach Gudin's Bericht — doch nur wie Rosine, im Übermaß freudiger Erregung —) ohnmächtig wird. Bald erholt er sich aber und stattet dem Parlamentspräsidenten einen Dankbesuch ab. Der Magistrat sagt ihm, dass zugleich auf die Vernichtung seiner Aixer Mémoires *(Réponse ingénue* und *Le Tartare)* und eine Geldstrafe von 1000 Livres erkannt wurde. Beaumarchais fügt lächelnd weitere 1000 Livres zu der Buße. Als er heimkehrt, begrüsst ihn ein Ständchen. Flöten, Geigen und Tambourins klingen durcheinander, Freudenfeuer erglänzen. Die Handwerker von Aix erscheinen und singen in ihrer Mundart Liedchen zu seinen Ehren. Näher als diese volksthümlichen Ehren mochte Beaumarchais der Wortlaut des Urtheils zu Herzen gehen. Der Rechnungsabschluss zwischen Duverney und ihm vom 1. April 1770 wurde mehr denn 8 Jahre nach seiner Ausfertigung nicht blos für unbestritten echt erklärt, das Parlament verfällte La Blache auch in ein

Strafgeld von 12,000 Livres, das er seinem Gegner wegen unbesonnener Verleumdung auszahlen musste. Die Besorgniss, dass La Blache den siegreichen Beaumarchais zu einem Zweikampf auf Schweizer Boden zwingen werde, bewahrheitete sich nicht. Duverney's Neffe verzichtete auf jedes weitere Rechtsmittel. Am Tag nach dem Urtheilsspruch wendete sich La Blache an die Richter mit der Bitte, ihm kleine Erleichterungen in Betreff der Zahlungsfristen bei seinem Gegner auszuwirken: ein Begehren, dem sofort willfahrt wurde. So erhielt Beaumarchais zwei Wechsel auf kurze Frist für die mit 70,625 Francs bezifferte Vergleichssumme: u. z.

als Forderung aus dem Rechnungsabschluss vom 1. April 1770:	15,000	Livres,
sammt Zinsen im Betrage von . .	5,625	„
Schadenersatz wegen Verleumdung	12,000	„
Processkosten	8,000	„
endlich Entschädigung für das von Duverney zugesagte unentgeltliche Darlehen in Betreff der Forstwirthschaft von Chinon (s. o. S. 58)	30,000	„
zusammen:	70,625	Livres,

eine Summe, die Beaumarchais in seiner Geldklemme sehr gelegen kam und nicht, wie Kreyssig meint, »fast ganz« für Wohlthätigkeitszwecke angewendet wurde[1]. Zwei tragikomische Nachspiele des Processes La Blache seien noch kurz erwähnt. Auf der Rückreise besucht Beaumarchais in Lyon die Gräfin **. Mit einemmale tritt ein Fremder ein, der auf den Autor der Mémoires mit den Worten zugeht: »Ich muss Sie entweder erwürgen oder — umarmen!« Es war La Blache's Bruder, der die Haltung des Generals stets missbilligt und Beaumarchais in sein Herz geschlossen hatte. In Paris wird der Triumphator mit herzlichen Glückwünschen empfangen. Aber es duldet ihn nicht lange auf dem Faulbett. Er verreist insgeheim für ein paar Wochen nach London (ein gewagtes Spiel für Rodrigue Hortalez!)[2]. Mittlerweile entlud sich über Gudin, der in

besser gemeinten, als gerathenen Versen Beaumarchais' Sieg öffentlich gefeiert hat, ein Ungewitter des Zornes. Die abgethanen Räthe des Parlement Maupeou haben nur mit ohnmächtiger Wuth Beaumarchais' Erfolge hinnehmen können; seinen literarischen Parteigänger im *Courrier de l'Europe*, in dessen Hymnus von fremder Hand ein Ausfall auf den früheren *sénat profane* hineingedichtet wurde, wollen sie dagegen desto strenger zur Verantwortung ziehen. Nur einer rechtzeitigen Warnung der Nichte Voltaire's hat es Gudin zu danken, dass er unter dem Pseudonym eines Herrn Le Blanc in die gemüthliche Freistatt des Temple flüchten kann. Beaumarchais nimmt sich des Freundes mit grösster Energie an; er erklärt Maurepas: wenn der Haftbrief gegen Gudin nicht sogleich aufgehoben werde, gedenke er dessen Unschuld vor *Europa* (!) zu erproben und Gudin's Ehre mit grösserem Lärm, als seiner eigenen, Genugthuung zu verschaffen. Der Minister lässt es nicht soweit kommen, und Beaumarchais darf sich in einem launigen Briefe an Maurepas über die dummen Teufel lustig machen, welche bei der Hausdurchsuchung unter Gudin's Papieren als besonders verdächtig das Cochin'sche Bildniss unseres Dichters mit Beschlag legten. Der Zwischenfall hat die Freunde für immer auf Tod und Leben verbündet[1].

Und es that, selbst für eine so leichtmüthige Natur, wie Beaumarchais, Noth, dass er ein treues Herz sein nennen durfte in den Stürmen, die ihn unablässig heimsuchten. Seine Feinde und Neider verbreiteten die abscheulichsten Gerüchte; so oft eines seiner Schiffe auf das Andringen Stormont's mit Beschlag belegt wurde, hiess es, er stehe selbst im englischen Sold und habe in London Nachricht von dem bevorstehenden Auslaufen seiner Contrebande gegeben. Und doch bestand Rodrigue Hortalez dazumal die schlimmsten Prüfungen durch die Schlauheit und schadenfrohe Bosheit des englischen Botschafters, der seinen Einspruch fast immer im letzten Augenblick, vor der Lichtung der Anker, erhob, um Beaumarchais gleich-

zeitig um Schiff und Ladung zu bringen[1]. Am heissesten aber entbrannte der Streit zwischen den beiden einander ebenbürtigen Gegnern um Beaumarchais' Kriegsschiff: *Le fier Rodrigue.* Die Engländer hatten der Firma Hortalez & Cie. so häufig ihre Handelsschiffe weggekapert, dass der Chef des Hauses auf den Einfall kam, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Im April 1777 kaufte Beaumarchais unter falschem Namen der französischen Regierung ein schadhaftes Linienschiff *L'Hyppopotame* ab, das er sofort kalfatern, kriegstüchtig ausrüsten und mit Wein, Branntwein, Pökelfleisch, kurz mit einer Fracht im Werth von einer Million beladen liess. Lord Stormont erhob, wiederum unmittelbar bevor der auf den Namen *Le fier Rodrigue* umgetaufte Hyppopotame auslaufen sollte, Einspruch gegen diese mittelbare Unterstützung der Amerikaner. Und obgleich Beaumarchais in einem seiner beredtesten Briefe nachwies[2], dass der *fier Rodrigue* weder Waffen, noch Kriegskassen mitführe, halfen ihm all seine spitzigen und witzigen Bemerkungen nichts: er hatte sich, wieder zur Unzeit, verrathen. Sein Kriegsschiff musste auf Befehl der Minister in Frankreich bleiben. Zu seiner grossen Genugthuung nicht für lange. Denn sowie die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich die Abberufung Stormont's zur Folge haben, rüstet Beaumarchais ein Dutzend Kauffahrteischiffe, reich beladen mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln aus, die unter dem Schutz des *fier Rodrigue* nach Amerika segeln sollen. Das Kriegsschiff »Seiner Majestät Caron de Beaumarchais'« nimmt sich mit seinen 52 Kanonen stattlich aus, so stattlich, dass der Admiral der französischen Flotte, Graf d'Estaing, mit höchstem Erstaunen diese schwimmende Festung betrachtet, als er derselben unversehens bei La Grenade ansichtig wird; denn der Admiral ist eben drauf und dran, den Engländern eine Seeschlacht zu liefern. Als er vom Capitän des *fier Rodrigue* vernommen, wessen Flotille er beschützt, befiehlt ihm d'Estaing, kurzweg alle Handelsschiffe Beaumarchais' im Stiche zu lassen und mit dem *fier Rodrigue*

der französischen Armada zu Hilfe zu kommen. Das geschieht, und Beaumarchais' Kriegsschiff hat entscheidenden Antheil an dem (allerdings nicht folgenreichen Gala-) Sieg von La Grenade. 80 Kugeln durchbohren den *fier Rodrigue,* dessen sämmtliche Masten werden in Stücke geschossen, der Capitän stirbt den Tod der Ehre. Kein Wunder, dass Graf d'Estaing im ersten Hochgefühl des Triumphes dem Nothhelfer in der rue du Temple — dort waren die Bureaux des Hauses Hortalez & Cie. - vom Admiralsschiff aus nicht blos seinen Dank meldet, sondern den Verbündeten zugleich auch fragt, welche Auszeichnungen er den Leuten seiner Marine zuwenden soll?[1] Beaumarchais verlangt das Ludwigskreuz für seinen zweiten Capitän und die Übernahme eines seiner Matrosen, Ganteaume (der es späterhin bis zum Admiral brachte) in die Kriegsmarine. Der König lässt Beaumarchais seine Befriedigung über den rühmlichen Antheil des *fier Rodrigue* an dem Tage von La Grenade aussprechen und durch Maurepas nach seinen eigenen Wünschen fragen. Rodrigue Hortalez will geantwortet haben: »er bitte nur um die Eine Gnade, nie gerichtet zu werden, bevor man ihn zur Verantwortung gezogen«. So bescheiden liess sich Beaumarchais nun allerdings nicht abfinden: der Tag von La Grenade soll und wird ihn aus seiner heillosen Geldklemme befreien. Rodrigue Hortalez kann darauf hinweisen, dass ihm ausser der Schädigung des *fier Rodrigue* unermesslicher Nachtheil durch die Preisgebung von dessen Begleitschiffen erwachsen sei. Er erhält auf der Stelle eine Entschädigung von 400,000 Livres, und wir werden noch sehen, wie geschickt Beaumarchais den Zeitpunkt wählt, in welchem Ludwig XVI. ihm die Heldenthat von La Grenade mit runden anderthalb Millionen vergüten muss.

Übrigens führte er nicht blos Seekrieg mit England. Das Cabinet von St. James hatte in seinem von Gibbon verfassten Manifest gegen Frankreich ausdrücklich die Haltung des Ministeriums Maurepas-Vergennes gegen Beaumarchais

als Beweis aussergewöhnlicher Perfidie angeführt[1]. Der Dichter des »Barbier« wäre wohl unter allen Umständen Vergennes im Federkrieg hilfreich beigesprungen; er fühlte sich doppelt und dreifach zu dem Amt des publicistischen Anwalts seines Vaterlandes berufen, da er also namentlich in der englischen Staatsschrift genannt wurde. In vortrefflichen *Observations sur le mémoire justificatif de la cour de Londres*[2] rollt er Englands Sündenregister auf; er geht der Dreieinigkeit von Handel, Krieg und Piraterie scharf zu Leibe und weist mit richtigem historischem Blick nach, dass England allein Schuld trage am Abfall Amerikas. Kein neuerer Geschichtsschreiber hat die Nothwendigkeit des Unabhängigkeitskrieges richtiger begründet, als Beaumarchais in seinen Erörterungen über die verfehlte britische Handelspolitik in den Colonieen und die Verkennung der Aufgaben Frankreichs in Canada[3]. Die Verblendung der Minister Georgs III. habe das Übrige dazu gethan, dass der Bruch unheilbar wurde; thöricht sei es also, Frankreich, das sich nur allzu neutral gehalten, zur Verantwortung zu ziehen. Habe man sich aber auch in Versailles anfangs kühl und ablehnend gegen die Amerikaner gestellt: er als Privatmann habe es sich zur Ehre und Freude angerechnet, die Sache der Freiheit zu fördern und zugleich den französischen Handel an den britischen Seewölfen zu rächen. In echt figaresken Wendungen giesst er alle Schalen seines Hohnes über Stormont und dessen Politik aus, die er als »erhabene Heuchelei« brandmarkt, während er für Gibbon ein paar freundliche Bemerkungen, für Georg III. nur Worte der Schonung hat.

Die (heute noch lesenswerthe) Schrift verfehlte ihres Eindrucks nicht. Ein paar tausend begeisterte Briefe gingen Beaumarchais von seinen Landsleuten zu; Gudin verglich ihn mit — Tacitus und Price. Von Einer Seite aber, von welcher er das am wenigsten erwartete, sollte er eine ganz unvorhergesehene, bitter empfundene Demüthigung erfahren: von den Machthabern von heute und gestern. In der Hitze des Schreibens hatte sich ein sachlicher Irrthum eingeschlichen: Beaumarchais führte als eine der

schmachvollen Bedingungen des letzten Friedens auch die an, dass England fortan die Zahl der französischen Kriegsschiffe willkürlich begrenzen dürfe. Diese Bemerkung reizte Choiseul dermaßen, dass er Vergennes schrieb: die Art der Veröffentlichung von Beaumarchais' Schrift lasse nicht daran zweifeln, dass sie von dem gegenwärtigen Minister inspirirt sei; die ersten Abschnitte verdienten auch alles Lob: aber eine so unerhörte Verleumdung seiner früheren Thätigkeit als Minister des Auswärtigen nöthige ihn, die Unterdrückung der *Observations* von amtswegen zu fordern. Beaumarchais erbietet sich sofort, die unrichtige, Choiseul verletzende Angabe in Zeitungen, Flugblättern, Nachträgen, kurz in jeder erdenklichen Weise zu widerrufen: nur die vollständige Unterdrückung seiner Schrift möge man ihm nicht anthun; er habe mit seiner Broschüre, welche Vergennes ja vor der Drucklegung gelesen, allen Franzosen aus dem Herzen gesprochen: weshalb also einer Bosheit der Schwester Choiseul's — denn von ihr ginge der ganze Lärm aus — nachgeben? Umsonst! Auf Beschluss des Staatsrathes wird Beaumarchais' Schrift unterdrückt, mit der Begründung: die *Observations* enthielten allzuviel gewagte Behauptungen; zudem wären sie stilistisch nicht immer sorgfältig abgewogen; endlich den Censurvorschriften zuwider gedruckt. Beaumarchais' Klagen: er wäre vor Europa blosgestellt und seine *carrière humaine* zu Ende, sobald man die *Observations* verleugne und verbiete, fertigt Vergennes mit der ironischen Bemerkung ab: er wisse nicht, ob er sich von dem Büchlein die Heilswirkung der letzten Oelung versprochen habe; in dem Fall möchte er ihm keinen Freipass für den Himmel verbürgen[1]. Und Beaumarchais duckte dem Gewaltstreich, schwieg den Hohnreden gegenüber, weil er der Förderung der Grossen nicht entrathen mochte. Bald aber kommt die Stunde der Vergeltung, in welcher er diesen *puissants de quatre jours* vor versammeltem Volke die Meinung sagt: die Première des »Tollen Tages«.

II. Die Kehler Voltaire-Ausgabe.

Voltaire figaroisé.
Katharina II.

In demselben Jahre, in welchem Beaumarchais' Kriegsschiff *le fier Rodrigue* in der Seeschlacht von La Grenade zur französischen Flotte stiess, schickte sich der rastlose Mann an, mit einem Aufwand von Hunderttausenden auf deutschem Boden ein Verlags-Unternehmen zu begründen, zunächst nur dazu bestimmt, »dem grössten Philosophen und dem grössten Dichter, dem grössten Genius und dem grössten Mann des Jahrhunderts, Voltaire, durch eine Musterausgabe seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Werke das schönste literarische Denkmal zu setzen«[1]. Es war nicht allein Begeisterung für den Alten von Ferney, die Beaumarchais zu so superlativischen Verheissungen trieb; es war auch nicht blos Wagemuth, der ihn anspornte, den schweren Geschäftssorgen von Rodrigue Hortalez & Cie. noch alle Mühen und Gefahren einer lediglich auf seinen zwei Augen stehenden *Société typographique* ganz aussergewöhnlicher Art beizugesellen; auch der bei unserem Helden sonst so vordringliche Erwerbssinn hatte diesmal nicht das erste Wort. Was ihn bewog, ein Riesenwerk zu Stande zu bringen, das Leute vom Handwerk nach jahrzehntelangen Vorarbeiten nicht

einmal zu beginnen sich getrauten: das war all das miteinander und noch manches mehr: u. A. der Gedanke, die Hasser und Neider zum Schweigen zu bringen, die ihm vorwarfen, er habe sich einzig und allein durch die schamlose Ausbeutung der Amerikaner und ihrer Gönner so märchenhaft bereichert[1]. Gudin erzählt freilich, die erste Anregung zu dem kühnen Entschlusse sei von Maurepas ausgegangen. Katharina die Zweite habe nämlich den Verleger Panckoucke aufgemuntert, eine von ihm geplante Voltaire-Ausgabe, zur Vermeidung aller Censurschwierigkeiten, in Russland auf ihre Kosten und unter ihrem Schutze drucken zu lassen. In patriotischem Unwillen habe sich nun Beaumarchais auf die erste Kunde von diesem Vorhaben nach Versailles aufgemacht, um Maurepas diese Meldung zu hinterbringen. »Es wäre eine Schmach für Frankreich« — so redete er dem Minister ins Gewissen — »die Schriften des Mannes, der die vaterländische Literatur zu triumphalen Ehren gebracht, in der Fremde veröffentlichen zu lassen«. Der Minister erinnerte sich vermuthlich gerade nicht daran, dass bei Lebzeiten Voltaire's die meisten und besten Werke des Dichters der *Pucelle* nur als Schmuggelwaare über die französische Grenze gebracht werden durften: ein Umstand, der zu allen sonstigen Reizen dieses Autors noch den Reiz der verbotenen Frucht gesellte; Maurepas soll vielmehr voll und ganz die Ansichten Beaumarchais' getheilt und nach kurzem Besinnen geantwortet haben: »Ich kenne nur Einen Menschen, der diese Demüthigung von uns abwenden kann . .« »Und der wäre, Herr Graf?« »Sie.« »Nun denn, Herr Graf: ich möchte die Bedrängnisse und Fährlichkeiten einer solchen Unternehmung ohneweiters auf mich nehmen; wenn ich aber all meine Kapitalien auf's Spiel gesetzt haben werde, wird der Clerus beim Parlament Beschwerde führen, die Ausgabe wird mit Beschlag belegt, der Herausgeber gleich den Druckern gebrandmarkt, die Schande von Frankreich vollständig und offenkundig geworden sein.« Herr v. Maurepas versprach in Folge dieser

Vorstellungen den Schutz und Schirm des Königs für ein Unternehmen auszuwirken, »das den Beifall aller Gutgesinnten finden und den Ruhm seiner Regierung erhöhen müsste«. Soweit der Bericht Gudin's, dem wir nicht kritiklos Glauben schenken wollen. Nicht von dem Minister, sondern von Beaumarchais selbst dürfte die Anregung ausgegangen sein, an der deutsch-französischen Grenze die Opera omnia Voltaire's drucken und unter stillschweigender Duldung der Machthaber einschwärzen zu lassen. Was der geistige Urheber der *Société littéraire et typographique* von Maurepas erbat und erreichte, war vermuthlich nichts anderes, als die Gewähr ausgiebiger Bürgschaften dafür, dass er sein Unternehmen mit der besonderen Zustimmung des Ministeriums begonnen habe. Als ihm dieser Freibrief zu Theil geworden[1], schritt er rüstig ans Werk; er löste dem hart vor dem Bankrott stehenden Panckoucke für einen Preis von 160,000 Francs sämmtliche Druck- und Handschriften aus, welche dieser Verleger[2] im Laufe von Jahrzehnten mit Sammler-Glück und -Fleiss, theilweise auch von Voltaire's Nichte mit grossen Kosten an sich gebracht hatte; er kaufte die Lettern des berühmten englischen Schriftgiessers Baskerville für 150,000 Francs; er entsendete eigens Leute vom Fach nach Holland, damit sie dort die Technik der Papierfabrikation studiren sollten; er wird Eigenthümer von drei alten Papiermühlen in den Vogesen, die er erweitern und seinen gesteigerten Ansprüchen gemäss in Stand setzen lässt; er lernt, wie er selbst schreibt, über Nacht das ABC der Buchdruckerei, der Papierfabrikation und des Verlagswesens; und er weist, nach einer weit verbreiteten Überlieferung, Panckoucke kurzweg ab, als dieser ihm am Tag nach dem Vertragsabschluss mittheilt, Katharina die Zweite habe ihm gerade einen Wechsel auf 150,000 Francs geschickt: er bitte ihn deshalb, den ganzen Handel rückgängig zu machen. In dieser Form ist die Geschichte gewiss nicht richtig. Gleich nach dem Tode ihres alten Freundes und Briefstellers Voltaire hat »Semiramis« ihren

Pariser Vertrauensmann Grimm allerdings mit Panckoucke (u. z. auf des Letzteren Bitte) Verhandlungen pflegen lassen: allein es wird dabei nicht viel mehr, als eine Beisteuer zu den Druckkosten zur Sprache gekommen sein. Und selbst bei diesen sehr akademischen Erörterungen will Katharina (der die Ausgabe gewidmet werden sollte) schlechterdings nichts von Panckoucke's Vorschlag hören, vor Allem die ungedruckten Nachlassschriften Voltaire's zu veröffentlichen. Heillose Scheu äussert sie aber von dem Augenblick an, in welchem Beaumarchais in die Geschichte verwickelt erscheint. So sympathisch ihr der Barbier von Sevilla ist, so wohlgesinnt sie erklärt: »sie werde, wenn sie einmal in einer anderen Welt mit Cäsar zusammentreffe, ihm dies Stück empfehlen«: ebenso widerwärtig ist ihr der Verfasser des Lustspiels selbst; sie will von Figaro persönlich nichts hören; sie billigt jedes *arrangement panckouckien,* sofern sie dadurch nur jede Berührung und jedes Missverständniss mit Beaumarchais vermeiden kann[1].

Nur auf die eigene geistige Kraft gestellt, entwirft unser Held nun seinen Feldzugsplan. Es gilt, mit lockenden Versprechungen Käufer und Subscribenten für ein Prachtwerk zu gewinnen, das pro Exemplar 365 Livres kosten soll; es gilt, die richtigen Persönlichkeiten für den kritischen und technischen Apparat auszuwählen, Schriftsteller, Leiter für die Druckerei und Papierfabrik, Correctoren, Schriftgiesser, Buchbinder, Kupferstecher etc. auserlesener Art heranzuziehen; es gilt endlich oder vielmehr erstlich, mit richtigem Blick die Freistatt zu erkunden, auf der in voller Sicherheit der Druck begonnen und vollbracht werden kann: denn nach der ursprünglichen Absicht Beaumarchais' sollen sämmtliche Bände an sämmtliche Subscribenten gleichzeitig und vollzählig anno 1782 abgeliefert werden. Alle diese schwierigen Aufgaben löst Beaumarchais rasch, wiewohl nicht immer mit glücklichem Erfolge. Zu Herausgebern und Commentatoren bestellt er Panckoucke's Landsmann, den Liller Decroix, und leider auch Condorcet. Als

oberster Corrector erscheint der Gatte Tonton's, Beaumarchais' Schwager Miron. Das Amt eines Druckereileiters soll anfänglich Restif de la Bretonne, der Autor und Setzer vielberufener naturalistischer Romane in einer Person, übernehmen. Und da die Verhandlungen mit diesem als Autor, wie als Handwerker gleicherweise eigenrichtigen Gesellen an seiner Halsstarrigkeit zu Schanden werden, die herkömmliche Orthographie zur Anwendung zu bringen[1], tritt als unumschränkter Vollmachtträger Beaumarchais' der ehemalige Architekt Le Tellier ein. Dieser ebenso unfähige, als herrische Mann hat die Aufmerksamkeit seines Pariser Chefs vielleicht zuerst auf das ganze Unternehmen hingelenkt; er hat dem Dichter des »Barbier« eine goldene Zukunft der *Société typographique* vorausverkündigt; er war es auch vermuthlich, der Beaumarchais als Druckort entweder Zweibrücken oder Neuwied oder endlich die Feste Kehl empfahl. Erwägungen verschiedener Art lassen gerade das Gebiet des Markgrafen von Baden als trefflich geeignet für die Zwecke der typographischen Gesellschaft erscheinen: denn, ganz abgesehen von der Nähe Strassburgs, erwarten die Herausgeber Voltaire's in Karl Friedrich, dem überzeugten Parteigänger der Physiokraten, dem Briefsteller von Vater Mirabeau und Dupont de l'Eure, dem Freunde der französischen Philosophen, einem der würdigsten Vertreter des deutschen, patriarchalischen Fürstenthums, einen zuverlässigen Schützer und Gönner ihrer Bestrebungen zu finden. Von diesen Hoffnungen ermuthigt, stellt sich Le Tellier als Abgesandter der *Société typographique* in Karlsruhe ein.

Dort bringt er das Gesuch an, der von ihm vertretenen Gesellschaft auf 20 Jahre alle zur Feste Kehl gehörigen Gebäude, Wiesen, Felder, Wälder, Jagd- und Fischereirechte gegen einen noch näher zu vereinbarenden Pachtzins in Bestand zu geben und ihm zugleich ein Privilegium für eine Druckerei zu verleihen, welche in Betreff aller nicht mit dem Namen eines Serenissimo gehörigen Druckortes

versehenen Bücher Censurfreiheit geniessen soll[1]. Im geheimen Rath wird sogleich das Bedenken laut, dass »der Ort der Druckerey, auch wenn er nicht auf den Titel gesetzt erscheine, nicht lange verborgen bleiben könne und deshalb die Rücksicht auf die auswärtigen Höfe eine Druckerey ohne alle Censur und Aufsicht nicht zulasse«. Der Markgraf genehmigt diesen Bescheid

»unter dem weiteren Hinzufügen, dass, da die *Entreprenneurs* dahier gänzlich unbekannt seyen und höchstderselbe in Ansehung ihrer Unternehmung sich blos auf die mitgebrachten Zeugnisse verlasse, höchstderselbe eine ausdrückliche Erklärung verlange, dass, wenn der kaiserl. Hof und dessen Bücher-Commission oder der französische Hof dagegen etwas vornehmen, oder begehrten, ihnen *Entreprenneurs* keinen Schutz zu gestatten, alsdann Serenissimo keine protection dagegen angesonnen, sondern allezeit frey stehen sollte, denenselben den Schuz aufzukündigen, ohne dass deshalb an höchstdieselbe eine Indemnisationsforderung könne verlangt werden«[2].

In der ersten Septemberwoche reicht Le Tellier in Erwiederung auf diese Erlässe eine vier Folioseiten starke Denkschrift ein, die nach ihrem ganzen Ton und Ductus grösstentheils, wo nicht gar von Anfang bis zu Ende aus Beaumarchais' Feder stammen dürfte.

Unter Berufung auf den beigeschlossenen Prospect der Voltaire-Ausgabe wird bemerkt: die Société typographique sei in keiner Weise mit jenen abscheulichen Winkeldruckereien zu verwechseln, die Europa mit Schmähschriften gegen Gott und die Kirche, die gekrönten Häupter und alle redlichen Menschen überfluthen. Zweck dieses Unternehmens sei, Voltaire zu geziemender Geltung zu bringen. Nun möge man sich die Stimmung in der Société ausmalen, als in deren Pariser Rath die ersten Entscheidungen des Karlsruher Geheimen Rathes eintrafen. Einer in der Gesellschaft (deren einziges Mitglied, nebenbei bemerkt, Beaumarchais war) erhebt sich und sagt: »So sind denn die Schriften Voltaire's auf diesem Continent geächtet; nur das freie England hat die Fesseln des Aberglaubens abgeschüttelt; auf dieser Insel müssen wir denn auch ein Standbild Voltaire's zwischen dem Altar der Freiheit und dem Altar der Duldung aufrichten. In Europa würden nun aber erst recht alle Erleuchteten nach Voltaire's Werken aussehen: denn Voltaire sei kein Feind

der Ordnung und des Friedens: er habe nur für die Aufklärung gegen den Fanatismus etc. die Stimme erhoben. In panegyrischem Tone werden die Verdienste des Alten von Ferney gewürdigt. Dann fährt die Denkschrift fort: »was verlangen wir? einen stillen Winkel, auf dem wir vor lästigen Inquisitionen und voreiligen Censuren sicher sind«. Und nun erörtert Beaumarchais in seinem beredten Advokatenstil alle Vortheile, welche diese Druckerei, ein Unternehmen des Gewerbefleisses, tausend rüstigen Händen bieten müsse. Kein Zweifel, dass, von solchen Erwägungen geleitet, ein anderes Mitglied des Pariser Raths den ersten Sprecher beruhigen und mit der Hoffnung trösten werde: dass die badischen Minister streng in der *öffentlichen, schriftlichen* Verkündigung der Willensmeinung Serenissimi *insgeheim* und *mündlich* diese Erklärungen abschwächen werden. Die Handschriften Voltaire's seien so kostbar, dass sie schlechterdings nicht einem Censor anvertraut werden können; zudem seien seine Werke für Deutschland nicht bedenklich; auch der hohe Preis der Ausgabe bürge dafür, dass sie nur solchen Gesellschaftsklassen zugänglich sein werde, die in allen Ländern die Erlaubniss haben, alles zu lesen etc.; endlich erbietet sich Le Tellier, jeden Band sogleich nach der Drucklegung vorzulegen und heikle Stellen cartonniren zu lassen[1].

Die Antwort des geheimen Raths lautet vorerst zuwartend; man begegnet einander mit kaum verhehltem Misstrauen; die marktschreierische Verheissung des Prospectus, den Suscribenten Voltaire's eine Lotterie von 1000 Loosen im Gesammtbetrage von 300,000 Livres zugute kommen zu lassen, hat neue Vorbehalte des geheimen Rathes hervorgerufen. So verlässt Le Tellier Karlsruhe mit der Erklärung, es sei schlechterdings unmöglich, die Gesellschaft jedem Einspruch von Kaiser und Reich, von Deutschland und Frankreich preiszugeben[2]. Nach diesen hochtrabenden Worten sollte man meinen, er scheide auf Nimmerwiederkehr. Fünf Monate später hat er sich jedoch anders besonnen. Mitte Februar 1780 findet sich Le Tellier neuerdings in der badischen Hauptstadt ein und wiederholt sein altes Anliegen mit dem Versprechen: dass die Société typographique 1) alles nur mit Baskervillischen Lettern drucken lassen 2) kein Werk eines lebenden Autors 3) nichts in den Schriften verewigter Autoren veröffentlichen

werde, was als Blasphemie oder Beleidigung gekrönter Häupter gelten könnte, endlich 4) in *deutscher* Sprache nichts ohne die besondere Erlaubniss S^{mi} herausgeben werde[1]. Der Markgraf befindet, »seiner diesfalsigen Entschliessung, in Ansehung deren dabei noch findenden Anstände, einigen Aufschub zu geben«. Zugleich wird dem Präsidenten von Hahn aufgetragen, »nicht nur hiervon den Le Tellier zu benachrichtigen, sondern auch bei demselben vorläufig die Einleitung zu machen, dass von Druckung der *Pucelle d'Orléans* und des *Candide* abstrahirt werde«. Le Tellier schreibt sofort an Hahn, dass er der *société* die neuen Bedingungen S^{mi} mitgetheilt habe; für seine Person glaube er vorhersagen zu dürfen, dass die Gesellschaft mit unbegrenztem Vertrauen unter den Schutz und Schirm S^{mi} sich begeben und insbesondere auf dem ursprünglichen (mehr als dreisten) Begehren nicht verharren werde; der Markgraf möge der *Société typographique* für allfällige Schadensersatzforderungen seine elsässischen, der *französischen* Gerichtsbarkeit unterstehenden Güter verpfänden. In Betreff der anderen Punkte könnte man allerdings einwenden, dass die *Pucelle* und der *Candide* für 60 Kreuzer in aller Hände gelangen können, während die neue Ausgabe 165 fl. kosten würde; doch will er für seine Person keine Schwierigkeiten machen, sondern die weiteren Pariser und Karlsruher Posten in Strassburg abwarten[2]. Zwei Tage später wird dem Le Tellier die Entschliessung bekannt gegeben:

S^{mus} seyen unter den vorherigen Bedingungen und unter der *neuen Versicherung, dass die Censuren nicht durch die Departements laufen sollen und möglichst verschwiegen bleiben sollen,* in dem Falle geneigt, ihm oder seinen *associés* zur befreyten Druckerey in Kehl die Erlaubniss zu geben«[3].

Unter dem 7. März gibt der Präsident Hahn endlich alle Bedingungen zur Ertheilung des Privilegiums an, und unter dem 10. März erklärt sich Le Tellier vollkommen einverstanden mit denselben.

Er verspricht, 1) dass Alles, was mit Angabe des Druckortes erscheint, die ordentliche Censur passire 2) dass in allen

sonstigen Publikationen Blasphemieen oder Angriffe gegen gekrönte Häupter ausgeschlossen bleiben 3) dass der Markgraf frei bleibe von Schadensersatzansprüchen irgendwelcher Art 4) dass Le Tellier und seine Vollmachtgeber niemals Smum vor französischen Gerichten belangen 5) dass die Pucelle, die Paraphrase des hohen Liedes und der Candide niemals die Kehler Pressen verlassen würden etc. [1]

Diesen schlüssigen Erklärungen gegenüber ist wohl anzunehmen, dass der im echten Figaro-Stil gehaltene, ebenso witzige als insolente Brief Beaumarchais', worin er Le Tellier anweist, Serenissimo wegen der beabsichtigten Verstümmelung der Voltaire-Ausgabe die Leviten zu lesen, niemals an seine Adresse gelangt ist: geschweige, wie Loménie behauptet, den Markgrafen zu einer Capitulation bekehrt hat[2]. Karl Friedrich beharrte auf seinem Sinn; in der Privilegiums-Urkunde werden ausdrücklich die drei genannten anstössigen Werke Voltaire's ausgenommen[3]. Und wenn die Société typographique den *Candide* und die *Pucelle* trotz dieses Verbots und trotz ihrer wiederholten Unterwerfung unter die vorgeschriebenen Bedingungen in die Gesammtausgabe eingeschmuggelt hat, so geschah dies Dank einer ohnmächtigen, unablässig zum Besten gehaltenen »Special-Censur«, von der noch des Weiteren die Rede sein wird.

Inzwischen nehmen die Verhandlungen guten, wenn auch etwas schwerfälligen Verlauf. Hofrath Herzog und Ingenieur Schwenck werden nach Kehl entsendet, um mit Le Tellier alle Vereinbarungen über die von ihm gewünschten Räumlichkeiten, den Bestandzins etc. zu treffen. Der Vertreter der Société typographique, der alsbald allgemein verhasste *Tyran de Kehl* fordert nun Tag für Tag immer neue, immer grössere Vergünstigungen. Er will nur zu seiner Bequemlichkeit alle Kasematten und Kasernenwohnungen für sich in Anspruch nehmen und den evangelischen Pfarrer und Schulmeister, sowie alte, brave Unterthanen aus den Wohnungen vertreiben, die sie seit Jahren

inne gehabt und bezahlt haben. Er begehrt ferner, dass ihm

»zum Behuf seines Etablissements, so wie denen Arbeitern gestattet werden möchte, in dem Bezirk ihrer Wohnungen alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft im weitläuftigsten Verstand gehöret, sich beischaffen und beilegen zu dürfen«[1].

Es ist eine wahre Freude, diesem fahrigen, anspruchsvollen Streithahn gegenüber, der gleich von Anfang an Beaumarchais schwere Verdriesslichkeiten bereitete[2], die ruhige, stetige, billig abwägende Art der badischen Beamten zu beobachten. So lautet das Gutachten des Hofraths Herzog:

»Die Haltung eigener Buchbinder dürfte der Gesellschaft nicht zu erschweren sein (es handelt sich nämlich um die Luxus-Einbände, deren Anfertigung besondere Geschicklichkeit erfordert); Le Tellier, *der mit seinen Forderungen immer vom Hundertsten ins Tausendste kommt,* begnüge sich aber mit eigenen Buchbindern nicht, sondern er will auch alle die Handwerker selbst aufstellen, die dem Buchbinder die Materialien in die Hände liefern, das sind Lohgerber, Sämischgerber, Pergamentmacher und, was man wohl nicht erwarten wird, Mezger, weil diese dem Vieh die Haut mit einem gewissen Vortheil abziehen müssen. Auch diese möchten, die Mezger ausgenommen, der Gesellschaft zu bewilligen seyn. Ein eigenes Wirthshaus für ihre Leute wird der Gesellschaft in eben dem Maase, wie es bey verschiedenen Glashütten u. dgl. getrieben wird, auch wohl zu gestatten seyn. Zu Freygebung anderer Gewerbe und Handwerkssachen sehe ich nirgends einen Beweggrund: es versteht sich von selbst, dass die Handwerker und Professionisten der Gesellschaft für die übrigen Kehler Einwohner schlechterdings nicht arbeiten«[3].

Auch der Amtmann von Kehl, Strobl, äussert ernste Bedenken vor zu weit gehenden Vergünstigungen.

»Das Amt Kehl hat nach der Beschreibung von dem Etablissement, so der Le Tellier als Generaldirector allhier mit gnädiger Erlaubniss errichten will und wovon der *reiche* Beaumarchais zu Paris der vornehmste Entreprenneur seyn soll, geglaubet, es würde dadurch nicht nur das herrschaftliche Interesse, sondern auch der leidige Nahrungsstand, der sehr darniederliegt, um ein merkliches verbessert werden. Statt

dessen will sich iezo das Gegentheil zeigen. Fast die ganze Bürger- und Meisterschaft würdt sich beklagen, wenn sie bey ihren gnädigst erkauften Rechten und zu leistenden Abgaben wahrnehmen sollten, wie das Etablissement alles unter sich verdienen wolle, auch sogar vom selbigen angenommene Professionisten und Handwerker ganz frei verbleiben sollten. Auch für die Kehler selbst sei eine Vertheuerung der Victualien zu besorgen: das Amt Kehl hält also dafür, dass Le Tellier sich der Professionisten und Handwerksleute, die gegenwärtig hier seyn, bedienen oder wo er dgl. für sich haben wollte, das Bürger- und Meisterrecht nebst Abgaben als der Mezger und Bäcker den Accis gleich andern zahlen müssen«[1].

Ein Machtspruch Serenissimi entscheidet diese Vorfragen; der Markgraf resolvirt, dass

dem Le Tellier zu seinem vorhabenden Etablissement 1) das Gouvernement, 2) die Füsilierkaserne, 3) das hohle Thor, 4) die Reuter-Kaserne ausser dem darin befindlichen herrschaftlichen Baumaterialien-Magazin und der Werkmeister-Wohnung, 5) zwei Piecen im 3. Stockwerk der Kayserl. Kaserne bis an den Verschlag des evangelischen Geistlichen, 6) die drey Piecen im 3. Stock der Offizierskaserne, 7) die übrigen an den Seidenfabrikanten Fantet verlehnten Zimmer, 8) die an den Handelsmann Schneider verlehnten Casematten, 9) die beeden Pulverthürme, 10) der vom Bierbrauer Greimel in Strassburg benützt werdende Theil der nächst der Reuter-Kaserne gelegenen Casematten auf 20 Jahre dergestalt bestandweise überlassen werden sollen, dass er jede Einrichtung und Unterhaltung derselben, welche nicht durch Blitz oder Wasserschaden verursacht werden, übernehmen und einen jährlichen Bestandzins von 400 fl., jedoch also entrichten, dass er jährlich davon 100 fl. zurückbehalte, um diesen Rückstand gegen die zu End des Bestands erscheinenden, von ihm angebrachten und ihm zu ersetzenden, nicht blos zu dem Betrieb der Entreprise gehörigen Einrichtungen, sondern nur die wahren Verbesserungen berechnen zu können etc. etc.«[2] Zugleich erfolgt »wegen der von Le Tellier gebetenen Erlaubniss eigener Gewerber und Handwerker« etc. die Entschliessung: »dass zwei Pensionstische zu veranstalten, auch Buchbinder, Loh- und Sämischgerber ingleichen Pergamentmacher nach vorheriger Anzeige beim Amt, doch dergestalt anzunehmen gestattet seyn sollte, dass diese Leute oder deren Familien weder auf das Kehler Bürgerrecht, noch auf Unterstützung aus öffentlichen Fonds Anspruch, sondern in gesunden und kranken Tagen der Gesellschaft zur Last fallen.

Kehler Bürger als Professionisten sollen gleichfalls, wenn sie für die Gesellschaft arbeiten, die Freiheiten geniessen, doch nur, wenn sie ausschliesslich für die Gesellschaft arbeiten. Mit der Bitte wegen Freigebung anderer Handwerker, als Mezger, Bäcker, Schneider und Schlosser, ebenso als die suchende Erlaubniss zur Errichtung eines besonderen Wirthshauses wird Le Tellier gänzlich von der Hand gewiesen; heimliche Arbeiten der zur Gesellschaft des Le Tellier gehörigen erlaubten Professionisten für andere Leute als zur besagten Gesellschaft seien zu confisciren«[1].

Der Bevollmächtigte der *Société typographique* fügte sich unbedingt diesen Anordnungen; wurde ihm doch, manchen Gegenvorstellungen zum Trotz[2], unter dem 18. December die Privilegiumsurkunde für die »*Druckung derer Schrifften des Voltaire mit Basquervillischen Lettern*« ausgefertigt, in welcher ihm und seinen Leuten »Personal-, Schazungs-, Accis- und Abzugsfreiheit« zugesichert wird.*)

Die ungewöhnlichen Gerechtsame genügen unserem Franzosen nicht: er will seine Befugnisse unablässig vermehren, wo nicht gar eigenmächtig überschreiten; auf seine Bitte verwilligt ihm der Geheimrath brevi manu eigene Bauleute. Bald aber laufen Beschwerden vom Amt und den Zunftmeistern der Schlosser, Bäcker und anderer Handwerker zu Kehl ein, wonach »Le Tellier sich Schreiner aus Luneville, Leute mit bemakeltem Vorleben und vielen Kindern kommen lasse, und vorhabe, sich auch Schlosser etc. aus der Fremde zu verschreiben«. Von Karlsruhe wird dem Amtmann bedeutet: »Schreiner und Schlosser seien vorläufig zu gestatten, im Übrigen aber nichts über das Privileg; er solle deshalb rechtschaffen invigiliren«[3]. Es hebt damit ein hartnäckiger Zunftkrieg an, bei dem es sogar zu Thätlichkeiten kommt. Die Glaser von Kehl legen im wörtlichsten Wortverstande den aus Strassburg herübergekommenen Glasern das Handwerk; die Hafner von Kehl erheben ein andermal Einspruch dagegen, dass die Kachelöfen von Gildegenossen aus dem Elsass hergerichtet wurden; ein drittesmal erscheint Le Tellier durch die eigenmächtige

*) S. Beilage VII. A.

Schlachtung von Vieh eines Accise - Unterschleifes bezichtigt etc. Und die gereizte Stimmung in der Bürgerschaft wird in nichts beschwichtigt durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher er Vestungs- und Rheinbau-Werke demolirt und Kehler Einwohnern durch willkürlich angelegte Feldwege ihre Saaten verdirbt. Ein resolutes Frauenzimmer, Ottiny, reisst eines Tages Zäune nieder, die Le Tellier auf ihrem Grund und Boden aufrichten lässt, und als sie der Tyrann von Kehl durch seine Leute dingfest macht und in weitwendigen Protokollen vor dem Geheimrath in Karlsruhe gleich den Kehler Glasern verklagt, stellt sich der Amtmann Strobl ohne viel Umschweife auf die Seite der Beschuldigten[1]. Beaumarchais selbst hält in den mildesten Worten seinem Vertreter seine Unverträglichkeit vor: »seit Sie mit unserem Voltaire zu schaffen haben, bekomme ich von allen Seiten, in Briefen aus London, Paris, Zweibrücken, Kehl, immer nur Vorwürfe zu hören; ich muss daraus wohl oder übel folgern, dass Sie bei den besten Absichten durch eine geringschätzige Manier die Durchschnittsmenschen verletzen, die gewohnt sind, den Baum nur nach seiner Rinde zu beurtheilen«[2]. Unter seinen eigenen »Künstlern«, Druckern und Schriftgiessern erregte Le Tellier gleichfalls Anstoss durch sein unzeitiges Knausern, mehr noch aber »durch die Ungezogenheit, mit welcher er, der ehemalige Maurerpolier, Meister vom Fach anherrschte wie Tagelöhner und Ziegelstreicher«[3].

Ärgere Verdriesslichkeiten als dieser häusliche Krieg bereiteten der *Société typographique* sowohl, wie der Karlsruher Regierung Klagen maßgebender Persönlichkeiten gegen Beginn und Fortgang des Druckes. Im Pariser Parlament rührte sich die alte Feindschaft wider Voltaire. Der nachmals so vielberufene Brausekopf, Rath d'Esprémenil, stand einer Schmähschrift nicht ferne, die mit dem bezeichnenden Losungswort: *Clamate et ululate* in die Welt geschickt wurde und das Beweisthema vertrat: die katholische Religion habe seit ihrer Begründung keinen gehässi-

geren und durch seinen Witz und Hohn zugleich gefährlicheren Widersacher gehabt, als Voltaire. Seine Absicht sei gewesen, der Nebenbuhler des Begründers des Christenthums zu werden. Ebenso frech und schamlos wie den Glauben, habe Voltaire die gesellschaftliche Ordnung persiflirt; er habe Zucht- und Sittenlosigkeit offen gepredigt und verbreitet, die Magistratur unablässig beschimpft, mehr als Einen jungen, unbesonnenen Leichtfuss in den Tod gejagt, denn d'Esprémenil steht nicht an, das tragische Geschick des Chevalier de la Barre als warnendes Beispiel für Voltaire's verderblichen Einfluss anzuführen. Beaumarchais fertigte den »obscuren Beller und Heuler« mit dem »Ausdruck seiner tiefsten Verachtung« ab[1]. So bequem war ein anderer Beschwerdeführer nicht abzuthun, der sich unversehens bei dem Markgrafen von Baden meldete: der Cardinal Fürst-Erzbischof von Strassburg, der unglückselige Held der Halsbandgeschichte, Prince de Rohan.*) In der genialen Groteske, die Carlyle von diesem unwürdigen Priester entworfen hat, fehlt der letzte bezeichnende Zug: dass dieser träge, geckenhafte Lüstling, der Adept Cagliostro's, einem deutschen Fürsten in einem vertraulichen Schreiben mit Klagen bei Kaiser und Reich droht, wenn er auf seinem Gebiete Voltaire weiterhin drucken lässt. Dabei kleidet Rohan seine Epistel in gleissnerische Worte. Nur die Sorge um das Seelenheil seiner Strassburger Diöcesan-Kinder führt angeblich seine Feder. Nur der Wunsch, seinem Cousin gefällig zu sein, bestimmt ihn zu der jesuitischen Versicherung, Karl Friedrich durch eine (allenfalls nur als Schein-Klage vermeinte) Denunciation Anlass zu geben, sich seine Kehler Schützlinge vom Halse zu schaffen. Eine wahre Lust ist es, in den Beaumarchais-Papieren des badischen Landesarchivs die Gutachten des ausserordentlichen Censur-Collegiums und die Entwürfe zu dem Antwortschreiben des Markgrafen zu lesen, in welchen trotz

*) S. Beilage VII. B.

aller höfischen Floskeln die ehrliche, deutsche Wohlmeinung der wackeren Herren über den »Vetter« Cardinal zum Vorschein kommt.

Der Geheime Rath Volz, ein älterer, bedächtiger Herr, der anfangs die Censur der Voltaire-Ausgabe, allerdings vergebens, ablehnen wollte[1], äussert sich am vorsichtigsten. Der Kammerherr Marquis v. Montpernis meint: die Beschwerde des Herrn Cardinals sei vielleicht blos durch Zureden einiger Mitglieder der Pariser Clerisei hervorgerufen worden. Am schärfsten und witzigsten geht der jüngste unter den Dreien, Geh. Hofrath Ring ins Zeug. Nach den Censoren nimmt der Minister v. Edelsheim das Wort: er, der ursprünglich der Meinung war: »es mögte am rathsamsten sein, das Schreiben des Herrn Cardinalbischofs von Strassburg unbeantwortet liegen zu lassen«. Der Kehrreim aller Vorschläge lautet: Rohan höflich, aber entschieden zu bedeuten, dass der Markgraf selbst alle im Interesse der Religion und des Fürstenthums gebotenen Vorsichtsmaßregeln getroffen habe und im Übrigen wisse, dass

»Ihro Kaiserliche Majestät — dazumal Joseph II. — die Beschrenckung der Pressfreiheit als einen Eingriff in die Rechte der Menschheit verabscheuten und *es als ein Hinderniss der Aufklärung der Nationen betrachteten,* wenn man alles so genau nehmen und nichts gelten lassen wolle, was etwa dem oder jenem aus Neid oder Privatabsichten ärgerlich und anstössig scheinen und folglich als nicht zu erlauben vorkommen möchte«.

Serenissimus meint: gut Ding braucht Weile, und beantwortet erst ein Vierteljahr nach dem Eintreffen der Epistel Rohan's den Bischofsbrief, nach einem wohlgelungenen Concept Edelsheim's. Karl Friedrich beruft sich in seinem Schreiben darauf,

dass er seine Regentenpflichten durch volle 35 Jahre so sorgsam erfüllt habe, dass sein hochwürdiger »Cousin« gar nicht die Besorgniss habe hegen brauchen, dass er, der Markgraf, sie gelegentlich der Kehler Druckerei ausser Acht gelassen. In Betreff seiner zweiten Bemerkung — der Klage bei Kaiser und Reich — meint der Markgraf kurzweg: »er müsse seine Eminenz im Vertrauen versichern, dass ***ein Vorhaben der Art der deutschen Reichsverfassung vollständig zuwider***

sei und deshalb von vornherein keine Aussicht auf den geringsten Erfolg habe [1].

Der unberufene Warner meldete sich nicht wieder. Die wohlverdiente Lection hatte ihn offenbar über die Souveränetäts-Rechte seines weltlichen »Cousins« ein- für allemal ausgiebig aufgeklärt.

Nicht so glatt lief ein anderer Zwischenfall ab, der sich anfangs viel harmloser anliess. Die *Société typographique* hatte ihre Thätigkeit kaum aufgenommen, als sich im Frühjahr 1781 in Kehl und Karlsruhe ein sicherer Pierre Chanson mit dem Anliegen meldet: »er wolle in Kehl ein Haus und das Bürgerrecht erwerben, soferne man ihm die Erlaubniss ertheile, eine Druckerey zu betreiben und nebenher einen Buchladen zu eröffnen, in dem er auch Schreibmaterialien, Kupfer etc. feil halten wolle«. Legationsrath Rochebrune und Amtmann Strobl befürworten das Gesuch, *da bisher noch kein Buchladen in Kehl bestünde*, und unterm 9. April beschliesst der Geheime Rath: »des Chanson Bitte habe keinen Anstand, wenn er 1) gute Attestate seiner bisherigen Aufführung beibringe, 2) die gewöhnlichen Aufnahmsgebühren entrichte, 3) alsobald ein Haus erkaufe oder erbaue und 4) nichts ohne gewöhnliche Censur drucke« [2]. Wenige Monate nachher zeigt Chanson dem Geheimen Rath an, dass er das Bürgerrecht bezahlt und ein Haus gekauft habe: er bitte nun, dass ein Reglement in Betreff der Arbeiter gemacht werde, die ihm Le Tellier häufig abspenstig mache. Das Amt Kehl berichtet zu Gunsten Chanson's, und der Geheime Rath resolvirt: man möge Le Tellier zu einer Erklärung in Betreff der Termine vermögen, welche Arbeiter, die aus der *Société typographique* oder von Pierre Chanson austreten, verstreichen lassen müssten, bevor sie in dem gegnerischen Etablissement aufgenommen werden dürfen [3]. Im Übrigen führt Chanson für's Erste scheinbar ein rechtes Stilleben: er verlegt ein Elementarbuch der Geographie, das anstandslos die Censur passirt [4]. Und auch seine Bitte, ihm die Herausgabe eines *»ouvrage périodique«,*

betitelt »*L'observateur*«, zu bewilligen, wird aufrecht erledigt. Censor Molter berichtet: schon nach dem Motto »*Uno avulso non deficit alter*« stelle sich das ganze Unternehmen als eine Nachahmung von Linguet's *Annales politiques* dar,

»nach dem ersten Hefte immer in einiger Entfernung von dem Geist eines Schriftstellers, dessen Kenntnisse in den Rechten, der Staatskunst und Geschichte, der Philosophie und den schönen Künsten gleich gross seien«. Einzelne Behauptungen des *Observateur* erscheinen dem Censor ganz verfehlt: so sei nichts falscher, als wenn man, wie im *Observateur* geschieht, den Verfall der Monarchie in Spanien Carl V. zumisst. Nur der blinde Religionseifer unter Philipp II. und Isabella, die Vertreibung der Mauren und Juden habe das Unglück hervorgebracht. Ebenso ungerecht sei der *Observateur* gegen Peter den Grossen, u. dgl. Glossen mehr im Zeitgeschmack. Übrigens hat der Censor nichts dagegen einzuwenden, dass ein Pflichtexemplar der grossherzoglichen Bibliothek einverleibt werde[1].

Bei so akademischen Ausstellungen sollte die Kritik des *Observateur* nicht stehen bleiben. Chanson druckt ohne Censur bedenkliche Geschichtchen aus dem *Espion Chinois* nach, und es währt nicht lange, so trifft eine Beschwerde des Amtmanns Strobl ein, dass Chanson

»bisweilen anstössige Bücher führe, auch sogar neulich in seinem *Observateur No. IV.* etwas unter dem Titel *Querelles littéraires* eingerückt, so Verdriesslichkeiten nach sich ziehen kann und wird«. Der Artikel ist aus Paris, 18. August, datirt und berichtet: »dass seit einigen Tagen eine kleine Broschüre betitelt *Lettre d'un Alsacien à son ami souscripteur des oeuvres de Mr. Voltaire* circulire, in welchem der Briefsteller den Nachweis führt, dass die Ausgabe nicht dem Prospecte entspreche, vielmehr von Druckfehlern und Ungenauigkeiten wimmle; die Schuld schiebe der ungenannte Elsässer auf die schlechte Geschäftsführung und den unerträglichen Charakter des Directors der *Société typographique*. In der Wahl dieses Mannes erkenne man die sonstige Feinheit des Geistes von Mr. de Beaumarchais nicht wieder: doch gelte hier, wie allerwärts das Sprüchwort: *caecitatem hominum quis non miratur?*«

Strobl ist der Meinung, dass der Druck der Schmähschrift gegen Le Tellier, so hart man auch über ihn urtheilen möge, keinesfalls zu gestatten sei. Alsbald ist er aber nicht blos in der unerquicklichen Lage, ein gedrucktes

Exemplar der *Lettre d'un Alsacien* beizuschliessen, sondern auch anzuzeigen, dass Le Tellier die Urheberschaft dieses Pasquills einem gewissen Lamy zur Last lege, vormals Schriftsetzer der *Société typographique*, nunmehr Factor bei Chanson. Der Kehler Censor, Rochebrune, erklärt, dass die anstössigen Stellen im *Observateur* ebensowenig, wie die Pamphlete ihm vorgelegt worden seien. Der Geheimrath verordnet, das Amt Kehl »solle Chanson vorladen und im Falle der Wiederholung solcher Stücke die Entziehung der Druckereilicenz androhen«. Als aber Strobl Chanson vorfordert, heisst es: er wäre verreist. Ferner wird gemeldet: dass Chanson oder Lamy der *Société typographique* 9 Bände Voltaire entwendet haben sollen. Endlich betritt man bei einer Hausdurchsuchung in Chanson's Druckerei den Lamy, wie er gerade im Begriff steht, in Form eines Pariser Briefes ein neues Pasquill zu setzen, das alle Angriffe der »Elsässer« billigt und verschärft. Beim Verhör leugnet Lamy allerdings, von dem Artikel im *Observateur* und von der *Lettre d'un Alsacien* Kenntniss zu haben; allein zwei Wochen später erfährt Strobl von dem Buchdruckergesellen Fournier, aus Berlin gebürtig, dass

»als er beym Chanson in Arbeit gestanden, dessen Compositeur Lamy die *Lettre d'un Alsacien* habe drucken lassen wollen; Chanson habe anfangs dazu keine Lust gehabt, sich jedoch später doch dazu entschlossen, worauf er (Fournier) gedachten Brief, den Lamy nach seiner Aussage aus Hass gegen Le Tellier aufgesetzt, habe drucken müssen. Item will Fournier bei Chanson und Lamy ganze *Tomes* gestohlener Bände Voltaire bemerkt haben. Chanson soll in Paris oder Lyon sein, dessen Frau behaupte in Wien«[1].

Nun endlich meldet sich auch Le Tellier und bringt schlüssige Beweise dafür vor, dass Chanson in Paris (wohl bei Beaumarchais) vorgesprochen und die *Lettre d'un Alsacien* gegen ein Schweiggeld von ein paar hundert Livres habe verkaufen wollen: ja, er fügt dieser Beschwerde den (für uns nicht ganz verständlichen) Schlusssatz hinzu:

„es wird sich, wie ich Eurer Hoheit nicht verschweigen mag, herausstellen, dass noch ein anderer Schuldiger, der Ge-

fährlichste von Allen, in meinem Etablissement seit seinem Entstehen sich eingefressen hat, wie der Rost im Eisen; die HH. Chanson und Lamy waren oder sind vielmehr noch seine Werkzeuge und Agenten«[1].

Gleichzeitig treffen noch weitere Enthüllungen über den sauberen Patron ein. Rochebrune erfährt mit einemmal, dass Chanson Libelle, wie er in drolliger Steigerung bemerkt, gegen alle Welt, *selbst* die Strassburger Honoratioren, gedruckt und unter die Leute gebracht habe. Und mit allgemeiner Entrüstung wird die Entdeckung aufgenommen, dass Chanson ein Schandwerk verlegt habe, das die ärgsten Gotteslästerungen enthalte.. Die Resolution des Geheimen Rathes verfügt: »dass die Art der Annahme und des Betragens von Chanson in einer eigenen Denkschrift dem Pariser Polizeilieutenant Le Noir zu berichten sei; ein Gleiches sei dem Kaiserlichen Reichshofrath gegenüber zu beobachten«. Zugleich wird resolvirt: »Chanson sei wegen der Diebstähle der Voltaire-Bände, insbesondere aber wegen des Druckes der *Théologie portative* dingfest zu machen, sowie des Privilegiums und des landesherrlichen Schutzes verlustig zu erklären«. Und als auf die Nachricht von diesen strengen Maßregeln die Gattin Chanson's sich nach Karlsruhe begibt, um die Gnade des Landesherrn anzuflehen, schreibt Rochebrune dem Markgrafen:

»Niemand sei der Nachsicht unwürdiger; Chanson sei unverbesserlich; sein liederreicher Name sei nur ein Leihname. In La Rochelle soll er als Chambon, in Perpignan wieder unter falschem Namen sein ehrloses Gewerbe betrieben haben und wegen seiner Libelle schon bei Wasser und Brod in Bicêtre eingesperrt gewesen sein. Seine Lebensführung sei skandalös gewesen: er habe sich mit seinem Weibe oft dermaßen geprügelt, dass Beide wochenlang das Bett hüten mussten. Madame Chanson sei eine Säuferin ersten Ranges, die wiederholt vor dem Amt Kehl Scheidungsklagen gegen ihren Gemahl angestrengt habe. Nichtswürdige Schuldenmacherei wird dem edlen Paar gleichfalls vorgeworfen. Zu allem Überfluss habe Frau Chanson ihre gepfändeten Möbel unter Beihilfe vertrauter Soldaten ihren Gläubigern entzogen«[2].

Dem Amtmann und dem Censor von Kehl sind diese

Aufschlüsse allerdings etwas spät zu Ohren gekommen, und schwer erklärlich bleibt, wie sie der Vorschrift des Geheimen Rathes entsprochen haben, Chanson vor Ertheilung der Druckerey-Licenz »gute Attestate seiner bisherigen Aufführung« abzuverlangen (s. o. S. 437). Gewiss ist, dass er fortan verschollen bleibt. Sein Gehilfe Lamy aber, der auf Befehl des Geheimen Rathes dingfest gemacht werden soll, darf mit seinem sauberen Patron nicht in eine Reihe gestellt werden; hat auch Rachsucht gegen Le Tellier seine Feder geführt, so muss doch zugestanden werden, dass seine von grosser Belesenheit zeugende Kritik der Kehler Voltaire-Ausgabe die eines tüchtigen Fachmanns und nicht verächtlichen Polemikers ist.

In der *Lettre d'un Alsacien* wird der Prospectus Beaumarchais' im Sinne des La Fontaine'schen: *Promettre est un et tenir un autre* fast Punkt für Punkt zergliedert. Der Briefsteller erzählt, er habe sich nach Kehl, einer kleinen Stadt am rechten Rheinufer begeben, bekannt durch das Fort, welches Ludwig XIV. nach Vauban's Angaben aufführen liess. Seitdem habe das Fort mehrmals seinen Herrn gewechselt, bis es durch den Vertrag von Rastatt wieder dem Reich zugefallen sei. Die Markgrafen von Baden-Durlach hätten die Festung nicht im Stand erhalten und dieses Fort sammt Pertinenzen der Société typographique vermiethet. Der Briefsteller habe die Giesserei, Druckerei und Buchbinderei besichtigt. Der junge, aufgeweckte »Künstler«, der ihn in dem Etablissement herumgeführt, habe nach Tisch auf ein Plauderstündchen bei ihm vorgesprochen und an der Hand der Thatsachen erwiesen, dass der Prospect, wie alle Ankündigungen der Art, nur Sand in die Augen des Publikums streuen sollte. Die Verheissung Baskerville'scher Druckerschwärze sei eitel Lüge gewesen. Der Druck der Lettern und Ziffern sei, wie im Einzelnen dargethan wird, hässlich und ungenau; auch das Papier sei schlecht. Freilich lassen sich die Meister des Pariser Druckereiwesens, die Barbon's, Didot's, Etienne's, Clousier's etc. Pressen, Arbeiter, Papier u. s. w. etwas kosten; Herr Le Tellier aber scheine seine Pressen von einer Minuendo-Versteigerung geholt zu haben. Nichts tauge etwas: die Pressbalken, Münzpressen, Formen und Schrauben wären nichts nutz. Das schlimmste aber sei der Director selbst mit seinem absprechenden, rücksichtslosen, eigennützigen Wesen; kein Arbeiter, selbst der Erfahrenste

nicht, wage einen Rathschlag;*) andererseits wird jeder jähe Einfall Le Tellier's Gesetz, dem Alles unbekümmert um Herkommen und gesunden Menschenverstand folgen muss, denn der Tyrann von Kehl sage allen Einwendungen zum Trotz mit Sganarelle im »Arzt wider Willen«: *»Oui cela était autrefois ainsi, mais nous avons changé tout cela et nous faisons maintenant les choses d'une méthode neuve«* [1]. In Folge dessen flüchten alle tüchtigen Arbeiter, so schnell sie können, und die Verheissung des Prospectus, die Ausgabe im Jahre 1781 den Subscribenten zu überantworten, sei schlechterdings unerfüllbar. Der Director mit seinem Universalgenie, der *omnis homo*, dieser ungerechte Mann, dessen Stirn seit Langem verlernt, zu erröthen, habe den englischen Arbeitern 2 sols vom Tausend Lettern und das von dem Preise abziehen wollen, den alle Principale in Paris bezahlen: kein Wunder, dass die Ausgabe nicht einmal an die sorgfältigeren Barbon's hinanreichen werde. Die Gesellschaft habe einen Unglücksmenschen an die Spitze gestellt etc. [2]. Mit der grössten Schärfe werden in einem Nachtrag alle technischen Mängel der bisher gedruckten Bände hervorgehoben, mit dem boshaften Vermerk: ein Werk, so umfangreich wie die Ausgabe selbst, sei erforderlich, wenn man alle Fehler verbuchen wolle [3].

Wenn wir ein gut Theil dieses harten Urtheils auch der persönlichen Feindseligkeit Lamy's zur Last schreiben wollen: sicher ist, dass Beaumarchais selbst bei Le Tellier Klage führte, dass er schlechtes Papier etc. wähle und ihn der Gefahr aussetze, den gemeinen Betrügern und Speculanten der Verlegergilde beigezählt zu werden. »Niemals« — so erklärt er ihm — »werde er sich zu Mittelmässigem bequemen«. Freilich genügte es in diesem Falle nicht, auf die schöne äussere Ausstattung des Voltaire das Schwergewicht zu legen: es that vor Allem Noth, die Texte genau nach den Original-Ausgaben oder -Manuskripten herauszugeben. Und in dieser Beziehung lässt die Ausgabe so gut, wie alles zu wünschen übrig; die bekannten Werke sind meist nach schlechten Nachdrucken, die handschriftlichen vielfach verstümmelt und ungenau, endlich Schriften anderer

---

*) Wie anders Didot, der 1777 als Arbeiterfreund und -Vater eine Eingabe der Pariser Drucker gegen ein dem Ministerium vorschnell abgedrungenes *Reglement de discipline* unterschrieb, um die Interessen der Typographie gegen Schleuderarbeit wahrzunehmen. (Note Lamy's.)

Autoren als Voltaireana wiedergegeben. Als Beuchot in unserem Jahrhundert um die Textkritik Voltaire's sich vielverdient machte, zog er Beaumarchais' Gewährsmann Decroix wohl als Nothhelfer für die Mittheilung ungedruckter Briefe Voltaire's zu Rathe: in Wahrheit beginnt aber erst mit ihm der dankenswerthe Versuch einer genauen und vollständigen Gesammt-Ausgabe Voltaire's, dessen endgiltige Lösung hoffentlich unseren Tagen durch die Bemühungen Moland's und des Bibliographen Georges Bengesco beschieden sein wird. Nicht viel besser als um die philologischen und technischen Mitarbeiter Beaumarchais' stand es um die litterarischen: Condorcet's Voltaire-Biographie und seine Anmerkungen sind phrasenhaft, weitschweifig und gehaltlos. Die Noten, welche Beaumarchais selbst einsteuerte, gehören allerdings mit zu den besten Anekdoten, die jemals aus seiner Feder geflossen; nur Schade, dass er kaum ein Dutzendmal mit so willkommenen Gastspielen erscheint. Zudem lässt die Vollständigkeit der Ausgabe zu wünschen übrig: ein Hauptwerk Voltaire's, die *Lettres sur les Anglais,* wurde, aus Scheu vor dem Pariser Parlament, nicht in die *Oeuvres complètes* aufgenommen, und auch sonst haben spätere Herausgeber, durch Fleiss und Finderglück ausgezeichnet, reiche Nachlese halten dürfen.

Ein dauerndes Verdienst der Kehler Ausgabe bleibt dagegen die besondere Beachtung des Briefschatzes von Voltaire: 20 Bände von 71 sind der Correspondenz des Mannes gewidmet, der einen David Strauss zuerst durch den Zauber seines Briefstils gefangen nahm. Der Briefwechsel mit Friedrich dem Grossen und Katharina II., die Correspondenz mit d'Argental, d'Alembert und tausend anderen bedeutenden und unbedeutenden Persönlichkeiten offenbaren Voltaire als Meister aller Töne, als Kenner der Menschen und Zeiten seines Jahrhunderts, der seines gleichen nicht hatte. Höfisch und cynisch, pathetisch und frivol, herzlos und grossmüthig, egoistisch und aufopfernd, Diplomat und Pamphletist, Ankläger und Angeber, der

Schmeichler und die Geissel der Grossen, Ränkeschmied und hochherziger Retter in der Noth, ein grosser Autor und ein kleiner Mensch: all das und noch viel mehr *ist* Voltaire in diesen Briefen, die so lange wie die französische Sprache leben und seine meisten anderen Werke überdauern werden. Niemand kennt ihn und seinen Kreis, der nicht in alle Heimlichkeiten dieser entzückenden und gleich darauf wieder empörenden Correspondenz eingedrungen ist; Niemand wird ihn vollständig verdammen, der seinen reinen Eifer für alle Opfer des Fanatismus und der Tyrannei in diesen Briefen, wie in einem Tagebuch, in immer neuen Worten und Entschlüssen aufleben; Niemand aber ihn dauernd ins Herz schliessen, der seine bubenhaften, neidischen und verlogenen Verdächtigungen Rousseau's, seine hässliche, eines grossen Geistes unwürdige Hetze gegen die *canaille de la litterature,* Desfontaines, La Beaumelle und Fréron immer wiederkehren sieht. Aller Witz und alle Grazie seiner galanten Episteln, alle Genialität seiner herrlichen akademischen Staatsbriefe — z. B. über den Unterschied der französischen und italienischen Sprache, über die Kunst der Geschichtsschreibung etc. — täuschen über den mephistophelischen Grundzug seiner Natur nicht hinweg. Nirgends überrascht seine Wahlverwandtschaft mit der Spottgeburt aus Dreck und Feuer mehr, als in seiner Correspondenz, die als Mustersammlung beredter und satirischer, neckischer und belehrender Episteln die ersten Briefsteller der Alten und Modernen übertrifft und nur dort den Ausdruck versagt, wo Voltaire's eigenes Wesen die Fehler (wenn nicht gar das Fehlen) von Gemüth und Charakter durch keine Kunst des Stiles verbergen kann. Eine andere wichtige Beigabe der Kehler Edition waren die »*Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire*«, ein posthumer Racheakt Voltaire's gegen Friedrich den Grossen. Beaumarchais gab dieses Fragment in Pariser Gesellschaften, u. A. beim Herzog von Choiseul, als Vorleser zum Besten[1]. Und es half Mr. de Vergennes nichts, dass er dem Chef der *Société*

typographique die Weisung zukommen liess, seine Vorlesungen, die viel Aufsehen und Ärgerniss erregten, einzustellen und das Manuskript erst nach dem Tode des grossen Preussenkönigs zum Abdruck zu bringen[1].

Ebensowenig, als an die Winke der Pariser Machthaber kehrte sich die Kehler Societät an die Karlsruher ausserordentliche Censurcommission. Schon zu Anfang des Jahres 1782 beschweren sich Volz und Montpernis über die Willkür, mit welcher ihnen Le Tellier einzelne Bogen vorenthält; über die Dreistigkeit, mit welcher er sich Postfreiheit anmaßt und sie nöthigt, die Bücherpackete auf ihre eigenen Kosten in Empfang zu nehmen; wiederholt macht auch Amtmann Strobl Vorstellungen, dass bei Le Tellier »ein mehreres ausser der Censur gedruckt werde«[2]. Le Tellier antwortet in all diesen Fällen ausweichend, stellt jede böse Absicht in Abrede, erklärt, dass er die Originalhandschriften nicht aus der Hand geben dürfe, da er für dieselben persönlich mit 50,000 Francs hafte und thut im Übrigen nach wie vor, was er will. Das eine und das anderemal lässt er sogar in anderen Kehler Officinen Libelle gegen missliebige Persönlichkeiten (Rochebrune und die Strassburger Honoratioren) drucken[3]. Auch sonst gibt er Anlass zu Weiterungen. Er lässt im Carneval seine Leute oft ohne besondere Erlaubniss tanzen; und so scharf lauten endlich die Karlsruher Erlässe und die vergröberte Mittheilung durch das Amt Kehl, dass Le Tellier es für nöthig befindet, sich ausdrücklich vom Geheimen Rath die Zusicherung zu erbitten: er habe nicht zu besorgen, jemals ohne Grund arretirt zu werden[4]. Die Missstimmung gegen den Tyrannen wächst unablässig unter den Kehler Amtspersonen, Kleinbürgern und den »Colonisten«.*) Die

*) Die Zahl der letzteren betrug (wie einer offiziellen Übersicht zu entnehmen ist) Ende 1784 157 (78 Setzer, 14 Giesser, 50 Frauen und Kinder in der Papeterie, 10 Domestiken und 5 Bureau-Arbeiter) zumeist Franzosen aus Bouillon, Lyon, Besançon, Paris, Grenoble, nur sehr wenige aus Paris berufene Deutsche.

Fremden halten so wenig Ordnung, dass der brave Amtmann Strobl erklärt, er könne mit der bisherigen Polizeimannschaft von Einem Invaliden und Einem Hatschirer nicht dauernd ausreichen und in Folge dessen nur um Verstärkung durch Militärwache ansuchen. Das Begehren muss des Kostenpunktes halber abgewiesen werden[1]. Sein Schmerz über die Nichtbewilligung dieses Wunsches wird aber wohl durch die unerwartete Freude gemildert worden sein, dass Le Tellier Knall und Fall seine leitende Stellung aufgeben muss.

Am 15. Oktober schreibt Le Tellier dem Markgrafen: dass im Augenblick, in welchem mit der Veröffentlichung ihrer Ausgabe begonnen werden sollte, die plötzliche Flucht eines gewissen Cantini, Beaumarchais' Kassier, ihn zu Maßregeln nöthige, welche den Zusammenbruch der *Société typographique* nach sich ziehen müssten. Anfangs Januar des nächsten Jahres erklärt er Karl Friedrich: nur durch die vollständige Cession aller seiner Ansprüche an Beaumarchais sei es ihm möglich gewesen, die befürchtete Katastrophe von den Kehler Etablissements abzuwenden.*) Am 15. Januar kündigt Amtmann Strobl an, dass als Le Tellier's Nachfolger der ehemalige französische Kriegscommissar De La Hogue sich in Kehl eingefunden habe, und am 8. Februar richtet der neue Befehlshaber der *Société typographique* ein Schreiben an den Markgrafen, in welchem er die rechtsförmliche Verzichtleistung Le Tellier's auf alle seine Ansprüche zu Gunsten von Beaumarchais, die »nur aus Dankbarkeit für die Dienste, welche ihm Mr. Caron de Beaumarchais von Anbeginn ihrer Verbindung erwiesen«, geschehen sei, mittheilt.**) Der Markgraf hat Le Tellier's Rücktritt mit kaltem Bedauern zur Kenntniss genommen. Er resolvirt: »dem De La Hogue sei in französischer Sprache Protection zuzusichern«. De La Hogue ist das gerade Gegentheil von Le Tellier: schmiegsam, übersüss, schmeichlerisch. Er übersendet Se-

*) S. Beilage VII. C.
**) S. Beilage VII. D.

renissimo ein Exemplar der ersten Ausgabe von Beaumarchais' »tollem Tag«, und Karl Friedrich nimmt das Widmungsexemplar huldvoll entgegen. De La Hogue thut inzwischen alle Schritte, um die formelle Übertragung des Le Tellier'schen Privilegiums auf Beaumarchais und seinen Namen ins Werk zu setzen; er ist mit diesem Verlangen nur noch eifriger zur Stelle von dem Tage an, an welchem Le Tellier wie ein Rasender in der Kehler Druckerei erscheint und mit dem Ruf: »Ich ergreife Besitz von Allem, was hier steht und liegt«, Maueranschläge De La Hogue's von den Wänden reisst, von den Gestellen und Pressen Holzstücke, dann wie ein Besessener auch im Garten und auf den Wällen des Forts Baumzweige und Früchte etc. abschlägt. Karl Friedrich verordnet, dass De La Hogue in dem Besitz seiner Direction gegen Le Tellier geschützt und dieser mit seinen vermeintlichen Ansprüchen auf den ordnungsmässigen Weg verwiesen, nöthigenfalls arretirt werde. Die Briefe, in welchen Le Tellier den Markgrafen um Gnade anfleht, werden mit dem Bescheid erledigt: er möge sich an die Gerichte mit seinen Ansprüchen wenden; ein ausführlicher Brief Beaumarchais' aber mit einem Schreiben des Markgrafen beantwortet, worin ihm Karl Friedrich sein Wohlwollen bezeugt und seinem Unternehmen auch fürderhin Schutz zusagt[1]. Beaumarchais erhebt starke Beschuldigungen gegen Le Tellier, der ihn schwer geschädigt habe; er behauptet, diesem ungetreuen Geschäftsführer 1,600,000 Francs anvertraut zu haben; der Plan aber, sein (Beaumarchais') ganzes Vermögen an sich zu bringen, sei missglückt. Deshalb verfolge und verklage ihn Le Tellier nun. Beaumarchais erklärt sich aber bereit, auf alle Vortheile, welche ihm die Kehler Unternehmung einbringen könnte, unbedingt zu verzichten, wenn Le Tellier ihm nur seine bisherigen Kosten und Baarauslagen ersetzen wolle: alle erdenklichen Erleichterungen in den Zahlungsfristen und Zinsennachlass will er ihm diesfalls zugestehen etc. Der Brief thut im Verein

mit De La Hogue's Bitten seine Schuldigkeit: am 8. September 1785 wird das Privilegium auf Caron de Beaumarchais, Jacques Guilbert De La Hogue et C$^{\text{ie}}$, jedoch *mit* dem Vorbehalte übertragen, dass den Rechten Dritter dadurch kein Eintrag geschehen dürfte. Le Tellier strengte einen Process gegen Beaumarchais vor den badischen Gerichten an, in dem er jedoch nicht durchdrang.*) Die *Société typographique* führt aber fortan ein weit weniger aufgeregtes Dasein als bisher. De La Hogue sucht ab und zu die eine und die andere Vergünstigung nach: unter Anderem will er für sich und das Etablissement einen ausserordentlichen Gerichtsstand erwirken[1]; sonst bleibt Alles beim Alten. Die Censoren klagen ebenso beweglich und ebenso erfolglos, wie in den Tagen Le Tellier's, dass

»das Wenigste von denen in Kehl gedruckten Werken des Voltaire zur Censur komme, und auch die Censur scheine nur pro forma zu sein, weil der Abdruck schon geschehen, wenn ein Bogen davon zur Censur gesandt werde. Das mag nun bei den alten Sachen hingehen: anders stehe aber die Sache, wenn, wie augenblicklich, die Correspondenz mit Friedrich dem Grossen gedruckt werde«.

Diese Beschwerde findet volle Unterstützung beim Markgrafen. In Folge dessen antwortet De La Hogue mit freundlichem Entgegenkommen. Die Censoren prüfen die Bogen des Reinsberger Briefstellers: sie finden nichts erhebliches auszusetzen. Nur empfiehlt Minister Edelsheim die Vorsicht, dass

»wenn in *deren Briefen Sr. Majestät zuweilen etwas unschickliche Ausdrücke aus dessen erhabenster Feder geflossen seien,* man solche durchaus ausliesse; so seien insbesondere die Worte *coïonneries* und *chancre* etc. zu tilgen. Auch einzelne Ausfälle auf den Czar Peter dürften nicht stehen bleiben«.

Nebendem erfährt die Censurkommission erst bei dieser Gelegenheit, dass ihr sieben Bogen der Correspondenz gar nicht mitgetheilt worden seien[2]. Noch schlimmer als die Karlsruher Specialcensur wird die Strassburger Polizei zum Besten gehalten. In der dortigen Stadtbibliothek

*) S. Beilage VII. E.

habe ich in den »Bücher-Censur-Protokollen »die lustigsten Geschichten der Figarostreiche gefunden, mit welchen vor den Augen der Grenz-Wächter und Magistrate die Voltaire-Ausgabe »in Päcken von $81^7/_8$, $80^3/_8$, 91 etc. Centnern schon umschnürt und verbleyet in das Innere des Königreiches« befördert wurden. Voltaire, der unübertroffene Meister in der Kunst, die Behörden mit angeblichen »Nachdrucken« und tausend erfinderischen Listen zu necken, hätte seine helle Freude an seinem ebenbürtigen Schüler Beaumarchais gehabt, der im vollen Einverständniss mit dem (durch ein Freiexemplar bestochenen) Generalpostdirector und durch die geschickte Behandlung der Minister, alle Ämter zweiten und dritten Ranges [1] unablässig am Narrenseil führte. Im Laufe der Jahre erliess der Generaldirector der Censur allerdings ein vertrauliches Rundschreiben, worin er anzeigt, dass die beiden Kehler Voltaire-Ausgaben in zwei Formaten und auf vier verschiedenen Papiersorten zu acht Preisen »tolerirt«, aber weder in Zeitungsblättern angekündigt, noch in Schaufenstern etc. ausgestellt werden dürfen.

Alle Geschicklichkeit Beaumarchais', alle Begünstigung der Minister vermochten indessen den materiellen Misserfolg dieser Ausgabe nicht abzuwenden; die Franzosen hielten sich an die bisherigen, bedeutend wohlfeileren und ebenso guten Ausgaben, und die Deutschen erhielten in dem Gothaer Nachdruck Ettinger's für 30 Rthlr. alle Errungenschaften der Kehler *Oeuvres complètes*. Auch sonst erwuchsen Beaumarchais immer neue Verdriesslichkeiten. Kaiserin Katharina, die schon auf die erste Nachricht, dass »Figaro« im Besitze ihrer Briefe an Voltaire sich befinde, ausser Rand und Band gerathen war, findet es impertinent, dass er ihre Correspondenzen ohne ihre besondere Erlaubniss drucken lässt: es mag noch hingehen, wenn er Voltaire's Briefe an sie veröffentlicht, aber wehe ihm, wenn er die ihrigen herauszugeben gedenkt. Als sie hört, dass der *vilain homme* den Band bereits fertig gestellt hat, lässt sie durch

Grimm Klage bei Ludwig XVI. und dem Obercensor Montmorin erheben und alle bedenklichen Stellen cartonniren; 412,000 Seiten mussten mit einem Kostenaufwand von 15,000 Livres umgedruckt werden. Aber allem Anschein nach hat Beaumarchais für diese Laune der Czarewna keinen Heller Entschädigung erhalten[1]. Kein Wunder, dass der Hauptunternehmer der *Société typographique* seine Schöpfung mehr und mehr vernachlässigt und dann und wann sogar versäumt, den Bestandzins zu zahlen. De La Hogue sucht diese Vergesslichkeit seines Chefs durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen den Markgrafen und seine Minister wettzumachen; mit übertriebener und nichts weniger als absichtsloser Wohldienerei drängt er sich an Karl Friedrich heran. Bald dankt er für das huldvolle Versprechen eines Bildes Serenissimi, bald wieder zeigt er seine Verbindung mit der verwittweten Baronin von Neuenstein in einem Tone an, als ob er zu den ältesten und treuesten Vasallen des Markgrafen gehören würde. Im Grunde erstrebt er nichts anderes, als ein Hofamt. Mit unverhohlener Enttäuschung beklagt er sich in seinem letzten Briefe an Karl Friedrich darüber, dass ihm mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes nicht auch die Stelle eines interimistischen Geschäftsträgers von Baden am Pariser Hofe zu Theil geworden, da der bisherige Vertreter Dupont de l'Eure doch gewiss nicht auf die Dauer die Pflichten eines Abgeordneten mit denjenigen eines badischen Abgesandten zu vereinigen vermöchte[2].

Beaumarchais greift immer weniger in die Kehler Händel ein. Nur einmal erregt das falsche Gerücht von seinem Ableben grosse Bewegung in Karlsruhe und dem Stammsitz der *Société typographique*. Amtmann Strobl meldet unterm 30. April 1788:

»laut Pariser Nachrichten soll Sr. de Beaumarchais plötzlichen Todes verblichen sein; das Amt bittet also, wenn sich solches bestätigt, wegen seines in Kehl befindlichen Typographischen Institutes um gnädige Verhaltungsbefehle«.

Im Hofrath und Geheimrath wird in Folge dessen die Frage der »Obsignation« erwogen. Unterm 30. Mai

»heisst es aber in Kehl wieder, als wäre dieses Gerücht falsch, und Sr. De La Hogue versichert, seit Kurzem Brief von ihm erhalten zu haben«.

Im November wendet sich Beaumarchais zum letztenmal selbst an den Markgrafen, zum schlagenden Beweis für seine ungeschwächte Lebenskraft und Kampflust, mit dem Gesuch, seinen Process gegen Le Tellier zu beschleunigen*). Bald aber verliert Beaumarchais auch das letzte Anrecht auf den Namen »eines Bürgers der Citadelle von Kehl, eines Unterthanen Serenissimi etc.« Die badischen Rentämter wollen nichts mehr von einer weiteren Stundung des Pachtzinses hören; alle geschraubten Erklärungen De La Hogue's werden vom Hofrath Herzog mit der Forderung zunichte gemacht, die Sache nicht weiter hinauszuschieben und deutlich Ja oder Nein! zu sagen. Im November 1790 geben De La Hogue und Beaumarchais' Bevollmächtigter Salins de Monfort ihre unumwundene Zustimmung zur Aufhebung des Bestandvertrages. Der Markgraf bringt die Sache als echter Grandseigneur ins Reine: er erklärt seinen Willen dahin,

»dass die befragte Bestandaufhebung und die Übernahme derer neu errichteten Gebäude also berichtigt und abgeschlossen werden sollte, dass unter vorausgesetzter Genehmigung dero taxirte Meliorationen und Deteriorationen für die neuen inklusive der Garten-Anlagen und des dazu erkauften Platzes 6000 fl. Rheinisch gezahlt werden und dem De La Hogue Zimmer und Garten noch auf drei Monate zu belassen sei«.

Nach den nöthigen Förmlichkeiten und Sicherstellungen für allfällige Gläubiger der *Société typographique* wird endlich am 10. und 15. September 1791 der Bestandvertrag vollkommen aufgehoben[1]. Die *»avantages de la location de Kehl«* für Karl Friedrich, von denen Loménie spricht[2], sind nach dieser Endabrechnung gleich Null: der Markgraf er-

*) Berichte Strobls vom 30. April 1788 (Fascikel II. und IV.), vom 30. Mai 1788 (ibidem), Beaumarchais' Brief s. Beilage VII. E.

hielt einen Pachtzins von 3000 fl., den er vermuthlich von gewöhnlichen Bürgersleuten gleichfalls im Lauf von zehn Jahren hereingebracht hätte, und er bezahlte der *Société typographique* zuguterletzt für ihre Meliorationen das Doppelte ihres Bestandzinses heraus. Auch der heimische Gewerbefleiss ist durch diese Unternehmung, die wesentlich Ausländer beschäftigte, nicht gefördert worden. Eigennutz und Privatvortheil hatten von Anfang mit dieser Sache nichts zu schaffen gehabt: was Karl Friedrich zur Ertheilung des Freibriefes bewogen, war vornehmlich der Wunsch gewesen, die Sache der Aufklärung in seinem Kreise und auf seine Art zu fördern.

Beaumarchais' Absichten bei der Begründung der Kehler Colonie wären nicht so einfach zu kennzeichnen: sicher ist nur, dass sie ihm nicht nur keinen Nutzen, sondern einen Schaden von Millionen einbrachten. Seine Voltaire-Ausgaben blieben unverkauft in den Kellern seines Palastes liegen. Und als ihn Panckoucke drängte, die rückständigen Posten für den Ankauf der Manuskripte zu begleichen, veräusserte er endlich unter der Hand einen Theil seiner Büchervorräthe zu herabgesetzten Preisen, und im Nu wurden die *Oeuvres complètes de Voltaire, Edition de la Société typographique*, von betrügerischen Unterhändlern vergantet und im Aufstrich feilgeboten. Selbst zu diesen Schleuderpreisen wurden die Bücherbestände nicht an den Mann gebracht; war doch im Jahre des Nationalkonventes, in den Tagen der Schreckensherrschaft, keine Liebhaberei seltener, als die bibliographische! Zudem verkündigten wirksamer als die besten historisch-kritischen Voltaire-Ausgaben, die Thaten und Worte der Söhne der Revolution den Einfluss seiner Schule, die verheerende Wirkung der furchtbaren Lehre: *Ecrasez l'infame!*

III. Die Generalstaaten der Bühnendichter.

Ah! les étranges animaûx à conduire que des comédiens.

Molière: L'Impromptu de Versailles.

Die Revolution, welche die Lehren von Voltaire und Rousseau über alles Erwarten zur Geltung brachte, verhalf auch einem alten Lieblingswunsch Beaumarchais' zum Siege: die Gesetzgeber der Nationalversammlung liessen dem geistigen Eigenthum vollen Rechtsschutz angedeihen. Dieselben Volksvertreter, welche den Privilegien des Adels und der Geistlichkeit so rasch ein Ende bereitet, brachen das Monopol der *Comédie française*, dessen Missbrauch kaum irgendwer schärfer zu Leibe gegangen, als der Dichter des »Barbier von Sevilla«. Er, der in dem Jahrzehnt 1774—84 als Sachwalter seiner eigenen Processe in Paris und Aix, als geheimer Agent, Rheder und Verleger übermenschliche Arbeitsmühen zu bewältigen hatte, fand nicht blos Kraft und Lust, »zu seiner Erholung« den »tollen Tag« zu schreiben, er war als Wortführer aller dramatischen Autoren zur Stelle, als es hiess, dem Übermuth und der Habgier der Mitglieder des Théâtre français den Meister zu zeigen. Dazu bedurfte es zunächst des Rechenmeisters, der ziffermässig erhärtete, dass die Schauspieler die Bühnendichter in ihren Einnahmen wissentlich um Hunderttausende

verkürzten: auf den ersten Anblick eine unlösbare Aufgabe, bei der engherzigen, bedingungslos aufrecht erhaltenen Übung der Komödianten, keinem Theaterdichter Einblick in die Geschäftsbücher der *Maison de Molière* zu gewähren. Es galt aber weiter, »den Sultanen des grossen Serails« beizukommen[1], der Günstlingswirthschaft der Herzöge von Duras und Richelieu, welchen als ersten Kavalieren des Königs die oberste Leitung der Hoftheater zukam[2]. Mit das Schwierigste aber war, »die Republik der Wölfe« einer Dictatur zu unterwerfen, d. h. sämmtliche Bühnendichter zu einmüthigem Vorgehen zu vermögen. Es ist vielleicht die grösste Leistung der diplomatischen Findigkeit Beaumarchais', wie er bei diesem Anlass der »beiden unbotmäßigsten Menschenklassen: Schauspieler und Schrifsteller«[3] Herr wurde. Und wenn man ihm später nachgerühmt: er habe mehr Geist und Witz aufwenden müssen, um den »tollen Tag« auf die Bühne zu bringen, als ihn zu dichten, so gilt dieser Lobspruch mindestens in demselben Maße der Umsicht und Ausdauer, mit der er seinen Feldzug gegen die *Comédie française* plante und beendigte. Ohne jeden eigennützigen Beweggrund trat er als Anwalt von Leuten auf, die mit ihren idealen Neigungen nicht das Geschick verbanden, ihren persönlichen Vortheil wahrzunehmen. Während die meisten Theaterdichter jener Tage in sehr bescheidenen, wo nicht gar ärmlichen Verhältnissen lebten, verfügte Beaumarchais nach dem Sieg von La Grenade über eine Jahresrente von 100—150,000 Frcs. Er hatte seine ersten Dramen der Comédie vollkommen unentgeltlich überlassen und die strittigen Autoren-Bezüge des »Barbier« wohlthätigen Zwecken zugedacht. Was ihn trieb, in diese heiklen Händel einzugreifen, war ein edleres Motiv: er schrieb den Niedergang der dramatischen Kunst in Frankreich dem Elend der Theaterdichter, dem Unverstand der Schauspieler zu, und er nahm mit seinem Kampf für die materielle Unabhängigkeit des dramatischen Schriftstellers nur seinen frühzeitig gehegten Vorsatz auf, die Wieder-

herstellung des nationalen Schauspiels anzustreben, eine Absicht, die er am besten dadurch zu erfüllen gedachte, dass er dem *Raubwesen* Einhalt that, dem die uneinigen, unpraktischen Litteratoren dazumal preisgegeben waren[1]. Das Wort ist stark: es trifft aber die Wahrheit. Weitab lagen die Tage, in welchen ein Direktor mit dem Künstlersinn Molière's berufenen Poeten würdige Honorare anwies. Schon unter der Regentschaft spielten die Komödianten einem Lesage so übel mit, dass sie seine rächende Censur verdienten[2].

»Sind denn diese Herrchen« — so meint ein Schauspieler im Gil Blas[3] – »überhaupt unserer Beachtung werth? Wenn wir uns auf eine Stufe mit diesen Skriblern stellen wollen, wäre das der sicherste Weg, sie gründlich zu verderben. Behandeln wir sie allezeit als Sklaven, unbesorgt um ihre Launen. Wenn der Ärger sie auch eine Weile von uns forttreibt, ihre Schreibwuth führt sie am Ende doch wieder zu uns zurück: müssen sie doch überglücklich sein, wenn wir aus Erbarmen ihre Stücke überhaupt spielen wollen«.

Es lag mehr als parodistische Übertreibung in diesem Ausfall: die *Comédie française* übte dieselbe schrankenlose Tyrannei, wie gegen alle Nebenbühnen, so auch gegen die Autoren. Voltaire überliess seine Stücke nothgedrungen — oft unentgeltlich — dem einzigen Schauspielhaus, das ihm zur Verfügung stand, und es war vollkommen begreiflich, dass die Anfänger seinem Beispiele folgten, auch wenn er es versuchte, die Jungen dann und wann zum Widerstand gegen die Komödianten aufzustacheln. Piron lehnte Aufforderungen der Art mit der schlüssigen Erklärung ab: er werde nicht bei seinem Erstlingswerk Streitigkeiten heraufbeschwören, welchen anerkannte Meister, wie Voltaire und Lamotte, bei ihren neueren und neuesten Werken vorsichtig aus dem Wege gingen[4]. Je nachgiebiger die Bühnendichter sich benahmen, desto rücksichtsloser wurden die Komödianten. Beaumarchais hat späterhin unwiderleglich nachgewiesen, dass die Genossenschafter der *Comédie française* in jenen Zeiten der grössten allgemeinen Theaterpassion ihren Jahresantheil auf je 25—27,000 Francs zu steigern wussten, während die Durchschnitts-Tantième

für einen Autor 1650 Francs betrug. Die Schauspieler verdienten jahraus jahrein 8—900,000 Francs, während alle Bühnendichter höchstens 37,802 Livres erhielten[1]. Der Dichter des »Barbier« war nicht der Erste, der sich gegen so unleidliche Zustände auflehnte. Grosse Talente wandten sich (s. o. S. 161 ff.) vollständig von der Comédie française ab, dem Jahrmarktstheater, Liebhaberbühnen und dem Théâtre italien zu. Hatte sich doch auf Sedaine's Begehren die erste, dem Singspiel geweihte Truppe schon 1775 bereit erklärt, den Theaterdichtern zeitlebens von jeder Aufführung ihrer Werke einen angemessenen Gewinnstantheil zu verwilligen[2]. Freilich besass nicht jeder dramatische Autor das Talent und die Geschmeidigkeit, Vaudevilles zu schreiben; wer aber Trauerspiele, Charakterkomödien und Rührstücke zur Aufführung bringen wollte, musste nach wie vor an die Pforten des Théâtre français klopfen. Der Übermuth dieser privilegirten Komödianten wuchs denn auch ins Ungemessene. Als ein missliebiger Tragödiendichter, Lonvay de la Saussaye, seine Tantième begehrte, überraschten ihn die Mitglieder der *Comédie* mit einer Rechnung, derzufolge der Autor als Beitrag zu den ungedeckten Ausstattungskosten dem Theater 101 Livres 8 Sous und 8 Heller herauszuzahlen habe. Der gehänselte und betrogene Dichter wandte sich, wie andere in ihrer Eitelkeit und ihren Einnahmen gekränkte Autoren, Palissot, Mercier etc. mit wuchtigen Streitschriften an die Oeffentlichkeit. Ihre Berufsgenossen, von Voltaire und Sedaine bis zu La Harpe und Cailhava, erhoben auch immer wieder die Forderung nach einem zweiten Schauspielhaus[3]. Aber all das blieb nur frommer Wunsch, so lange Beaumarchais nicht als Nothhelfer eingriff. Gleich nach den ersten Pamphleten von Palissot etc. hatte Richelieu unseren Helden aufgefordert, die Frage genau zu studiren, und der Marschall überantwortete Beaumarchais zu diesem Zweck auch sämmtliche alte und neue, auf die *Comédie* bezüglichen Verordnungen; ferner einen Empfehlungsbrief an die *Comédie,* auf

den gestützt er deren Geschäftsbücher verlangen und ihre Übereinstimmung mit den Theatergesetzen prüfen sollte. Die Schauspieler empfingen Beaumarchais jedoch sehr schlecht; sie verweigerten ihm rundweg jede Einsicht in ihre Bücher, mit dem Bemerken: der Marschall sei ebensowenig befugt, die Vorlegung ihrer Aufzeichnungen zu verordnen, wie Beaumarchais verlangen dürfe, sich um ihre Einnahmen und Ausgaben zu bekümmern. Der so barsch Abgewiesene wartete geduldig die Gelegenheit ab, die Streitfrage einmal in eigener Sache zur Erörterung zu bringen: ein Ereigniss, das mit dem grossen Kassenerfolg des »Barbier von Sevilla« zusammenfiel. Vorläufig aber studirte Beaumarchais die Geschichte der Tantième in Frankreich und gelangte dabei zu folgenden, überraschenden Aufschlüssen.

Ursprünglich wurde der dramatische Dichter ein- für allemal mit einem gewissen Geldbetrag abgefunden. Zur Zeit der Mysterien stellte man den Autor des Textes beiläufig auf eine Stufe mit dem Zimmermann, der das Schaugerüste beistellte[1]. Späterhin lohnten die Schauspieler nach dem Schock arbeitende Schnelldichter wie Hardy mit drei Thalern für je ein Stück ab. Allbekannt ist der Anlass, bei welchem von diesem System des festen Honorarsatzes abgegangen und der Gedanke des Gewinnstantheiles zur Geltung gebracht wurde. Tristan L'Hermite las anno 1635 den Komödianten ein Stück vor: *Les Rivales*, das sie annahmen und mit 100 Thalern bezahlten, im Glauben, der Vorleser wäre auch der Verfasser des Werkes. Hinterdrein erfuhren die Schauspieler aber, dass sie geirrt: die *Rivales* waren von dem (dazumal noch namenlosen, späterhin so berühmten) Quinault. In Folge dessen wollten die Komödianten die L'Hermite zugestandenen 100 Thaler für Quinault auf 50 Thaler herabsetzen. Tristan aber schlug statt dessen vor, dem Dichter, »so lange das Stück noch neu wäre«, ein *Neuntel* der Einnahme für jede Aufführung zu gewähren, ein Antrag, der von den Komödianten angenommen und seitdem auch manchem anderen

Autor gestellt wurde[1]. Zu Molière's Zeiten waren noch beide Formen des Entgeltes gebräuchlich: der Dichter erhielt entweder zwei Kopfantheile von der Einnahme oder eine runde Abfertigungssumme, die bei namhaften Autoren gewöhnlich 2000 Livres betrug[2]. Trotzdem war der Beruf des Dramatikers dazumal nichts weniger als nahrhaft. Pierre Corneille musste darben, sowie die Auszahlung des königlichen Gnadengehaltes ins Stocken kam, und der Unfug bettelhafter Widmungen nahm bei grossen und kleinen Schriftstellern dermaßen überhand, dass Scarron ein Werk wehmüthig dem Hündchen seiner Schwester zueignete, während Furetière mit blutigem Hohn hungrigen Autoren empfahl, ihre Schriften dem Henker von Paris zu dediciren[3]. In den Jahren 1685 und 1697 wurden die ersten Verordnungen in Betreff der Tantième erlassen, die eigentlich nur das Herkommen verbuchten: die Autoren sollten fortan ein *Neuntel* der Einnahmen erhalten; sank dieselbe im Sommer aber unter 300, im Winter unter 500 Francs, so sollten die Schauspieler das Recht haben, ein Stück abzusetzen, welches nicht einmal die Tageskosten deckte. Aus dieser Bestimmung folgerten die Komödianten aber: sie hätten für den Fall, als ein Stück einmal weniger als drei- bezw. fünfhundert Francs getragen, das freie Verfügungsrecht über dasselbe; sie wären insbesondere nicht gehalten, den Autor irgendwie zu entschädigen, wenn sie sein Werk in günstigeren Zeitläuften wieder aufnehmen wollten. Schon dazumal war die Lage der Bühnendichter so wenig neidenswerth, dass Beaumarchais mit Recht bemerken durfte: die Schauspieler hätten es sich seit jeher in den Kopf gesetzt, die Poeten bei lebendigem Leibe zu beerben[4]. Die Komödianten waren aber noch immer nicht zufrieden. Im Jahr von Rossbach befand sich die *Comédie française* in arger Geldklemme[5], und obwohl Ludwig XV. ihre Schulden durch Gnadengaben etc. von 489,000 auf 179,000 Livres herabminderte, vermochten ein paar findige Mitglieder der Truppe die oberste Theaterbehörde zu einem Staatsstreich.

Es wurde nämlich ein neues, vor den Autoren sorgsam geheim gehaltenes Reglement erlassen, in welchem das bisherige Minimum von drei- oder fünfhundert Livres für den Sommer mit 800, für den Winter mit 1200 Francs festgestellt erschien u. dgl. m., wodurch die Bühnendichter wiederum um mehr als die Hälfte ihrer verbrieften Ansprüche geschmälert wurden; denn es fiel den Schauspielern leicht, selbst die besten Zugstücke an Tagen anzusetzen, an welchen die Theatergänger durch Hoffeste etc. abgelenkt wurden. Sowie die Einnahmen solcherart aber unter das Minimum sanken, erloschen alle weiteren Forderungen der geprellten Autoren.

»Der Barbier von Sevilla« stand vor der 32. Aufführung, als die Komödianten, dieser Übung getreu, das Lustspiel für einen Abend ankündigten, an welchem Guibert's Modetragödie *Le Connétable de Bourbon* in Versailles zur Aufführung gelangen sollte. Beaumarchais erhob jedoch gegen dieses Vorhaben nicht allein sofort Einspruch: er verlangte auch mit aller Entschiedenheit genaue Rechnungslegung über die bisherigen Einnahmen des »Barbier«. Volle sechs Monate blieb sein Anliegen unerfüllt. Endlich fragt ihn ein Schauspieler vor seinen Kameraden, ob er sein Stück der Comédie überlassen oder sein Autorrecht weiterhin geltend machen wolle. Beaumarchais erwiedert lachend mit dem Wort Sganarelles:

»Ich werd' es Euch geben, wenn ich's Euch geben will und ich werd' es Euch nicht geben, wenn ich es nicht hergeben will; übrigens steht das der Rechnungslegung gar nicht im Weg: erhält doch ein Geschenk erst seine volle Bedeutung, wenn man dessen ganzen Werth kennt«. Einer der ersten Schauspieler ergreift nun das Wort und meint: »Wenn Sie uns das Stück schon nicht schenken wollen, so sagen Sie uns doch wenigstens, wie oft es noch zu Ihrem Vortheil aufgeführt werden soll, bevor es uns gehört?« »Welche Nothwendigkeit besteht denn eigentlich, dass das Stück überhaupt Euch gehört?« »Hm — viele Autoren halten das so mit uns«. »Ei — ich finde diese Autoren unnachahmlich«. »Sie befinden sich dabei aber recht wohl; denn wenn sie auch an dem Ertrag Ihres Werkes keinen Theil mehr haben, so ge-

niessen Sie doch die Freude, sich häufig gespielt zu sehen: die *Comédie* vergilt gern Gleiches mit Gleichem. Wünschen Sie also, dass wir Ihr Stück noch sechs-, acht-, selbst zehnmal zu Ihrem Vortheil aufführen?« Mir erschien der Vorschlag so heiter, dass ich in demselben Tone erwiederte: »Da Sie mir das freistellen, so verlange ich, dass man den »Barbier« zu meinem Vortheil *tausendundeinmal* aufführe«. »Sie sind sehr bescheiden«. »Ebenso bescheiden, wie Sie gerecht sind. Welche Manie plagt Sie doch, Leute zu beerben, die noch nicht todt sind? Da mein Stück erst bei mässigen Einnahmen Ihnen zufallen kann, so sollten Sie von rechtswegen den Wunsch hegen, dass es niemals in Ihr volles Eigenthum übergeht: sind denn $^8/_9$ von 100 Louis nicht mehr werth als $^9/_9$ von 50? Ich sehe, meine Herren, dass Sie Ihre Interessen weit mehr lieben, als verstehen«. Ich empfahl mich lächelnd von den Anwesenden, die gleichfalls lächelten, weil ihr Sprecher ein wenig erröthet war[1]«.

Die Lection trug ihre Früchte. Einige Zeit nach dem Auftritt in der *Comédie* stellt sich Beaumarchais' erster Bartolo, Dessessarts, bei ihm ein und bringt ihm 4500 Francs als Autoren-Honorar. Da der Abgesandte des Theâtre français aber keine Rechnung mitbrachte, weigerte sich Beaumarchais, die Geldsumme anzunehmen.

»Es gibt allerlei Dinge — so meint Dessessarts beschönigend — »über die wir dem Dichter nur einen beiläufigen Überschlag *(côte mal taillée)* geben können«. »Und ich verlange weit mehr als Geld und Geldeswerth, einen ziffermässig genauen Ausweis, der allen künftigen Verrechnungen zwischen Autoren und Schauspielern als Muster dienen kann«. »Ich sehe wohl«, erwiderte Dessessarts kopfschüttelnd, »dass sie Händel mit uns anfangen wollen«. »Ganz im Gegentheil! möge es dem Gott der Verse gefallen, dass ich alle Streitigkeiten zum gleichen Vortheil aller Theile zu schlichten wüsste«.

In dem Muster eines Geschäftsbriefes erklärt Beaumarchais alsbald den Schauspielern, er fordere nichts, als die Lösung einer der einfachsten Rechenaufgaben, die er Punkt für Punkt, lichtvoll und unwiderleglich erörtert, so unwiderleglich, dass sich die Komödianten monatelang besinnen, ob und was sie antworten sollen. In Paris verbreitet sich nun aber (vielleicht nicht ganz ohne Zuthun unseres Dichters) die Nachricht: Beaumarchais wolle die

Comédie française gerichtlich verfolgen. Er nimmt das Gerücht zum Vorwand eines neuen Schreibens an die Schauspieler, des Inhalts: nach seinem grossen, tragischen Processe verspüre er nicht viel Lust nach einem kleinen komischen; er überliesse es ihnen, drollige Farcen wie den *Maître Pathelin* als Nachspiel des *Polyeucte* zum Besten zu geben: er verlange nur rasche Vorlage aller Behelfe, um seine Tantièmen selbst zu berechnen, denn die Sache eile: die Armen, welchen er sein Honorar bestimmt habe, stürben sonst noch vor Kälte. Die Schauspieler versuchen es nun, Beaumarchais durch Übersendung eines einfachen, von Niemanden unterfertigten Rechnungs-Auszuges *(bordereau)* zum Schweigen zu bringen, wie er von der *Comédie* gemeiniglich dem Autor zur Verfügung gestellt werde. In einem Antwortschreiben ironisirt der Dichter des »Barbier« die Unzulänglichkeit dieses *bordereau* so schlagend, er verlangt so nachdrücklich die Beglaubigung dieses Rechnungsbeleges, dass nach kurzem Geplänkel zehn Genossenschafter der Comédie mit dem Geständniss herausrücken: es sei unmöglich, ihm genauere schriftliche Angaben über jeden Posten des *bordereau* zu geben, doch sei man gerne bereit, ihm mündlich alle erforderlichen Aufschlüsse zu Theil werden zu lassen[1]. Beaumarchais erwiedert:

»es ginge den Schauspielern nicht anders, wie allen besser in den schönen Künsten als den exakten Wissenschaften bewanderten Leuten: sie sähen Verlegenheiten bei Aufgaben, welche der letzte Fachmann spielend löse. Er sei bereit, ihnen in ihren Rechennöthen einen Buchhalter zur Verfügung zu stellen, denn dessen mögen sie eingedenk bleiben: dass beiläufige Überschläge den Autoren nie und nimmer genügen würden. Zu stolz, um Wohlthaten anzunehmen, seien sie andererseits zu schlecht gestellt, um Verluste zu erleiden. Weitere Aufklärungen verlange er nicht. Sei die ihm überschickte Rechnung richtig, so müsse sie beglaubigt, sonst aber richtig gestellt werden[2].

Die Schauspieler überraschen ihn nun mit dem Bescheid: die Wichtigkeit des Gegenstandes nöthige sie, die Angelegenheit vier aus ihrer Mitte gewählten Ausschüssen

und ihren juristischen Beiräthen zu übergeben: denn obwohl die *Comédie* weder Güter noch Herrenrechte besass, hatte sie ihre ständigen Advokaten, die all ihre Ungerechtigkeiten, insbesondere gegen die Nebentheater vertreten mussten[1]. Der namhafteste Rechtsbeistand der Komödianten war Gerbier, spitzfindig und beredt, ein unermüdlicher Leser und dialektischer Schüler von Pascal[2]. Beaumarchais hätte sich diesem Gegner zu allen Zeiten gewachsen gefühlt; diesmal war er ihm durch die unanfechtbare Gerechtigkeit seiner Sache nun gar noch überlegen. Er nahm es anfangs nur mit ein paar Witzreden hin, als die Advokaten und Schauspieler ihre Verschleppungen mit dem Carneval und den Tanzfreuden entschuldigten. Als aber auch der Hochsommer weder eine Aufführung des »Barbier«, noch die geforderte Rechnungslegung brachte, stellte Beaumarchais das Ultimatum: er werde den Rechtsweg betreten, wenn sein Handel nicht binnen 8 Tagen ausgetragen sein sollte. Die Drohung bewog die Schauspieler, dem gefürchteten Manne endlich einen Termin anzusetzen, um sich mit ihrem Ausschuss auseinander zu setzen[3].

Soweit waren die Sachen gediehen, als Beaumarchais von dem Theatergewaltigen, Herzog von Duras, zu Gast gebeten und gefragt wurde, ob er nicht lieber friedlich an der Schöpfung einer neuen Tantièmen-Ordnung mitarbeiten wolle? Unser Dichter erklärte sich mit Freuden zu jedem Reformwerk bereit: nur meinte er, man möge zu dessen Berathung nicht blos, nach Duras' Plan, einige namhafte, sondern alle Dramatiker berufen. Der Herzog billigte diese Idee voll und ganz: ja, er forderte Beaumarchais geradezu auf, mit deren Verwirklichung Ernst zu machen. Und so geschah's. Am 27. Juni 1777 liess der Dichter des »Barbier« an sämmtliche in Paris wirkende Bühnendichter ein Rundschreiben ergehen, in welchem er sie von Duras' edlen Absichten in Kenntniss setzt: und am 3. Juli folgen die Geladenen fast ausnahmslos seinem Rufe. Nach einem prächtigen Mahle bestellen 23 Autoren (darunter Bret, Le-

mierre, Gudin, Ducis, Dorat, Favart etc.) Beaumarchais zu ihrem ständigen Vertreter, dem sie als Mithelfer Marmontel, Sedaine und den Senior Saurin beigesellen. Die Notabeln oder (um mit Chamfort zu reden) die Generalstaaten der Bühnendichter hatten damit zum erstenmale getagt. »Die (von Scribe begründete vielberufene) Gesellschaft dramatischer Autoren« sollte sich niemals versammeln, ohne die Büste ihres geistigen Urhebers, Beaumarchais', zu bekränzen[1]«.

Mit diesem Tage heben alle erfolgreichen Bemühungen an, den Schriftsteller durch Selbsthilfe unabhängig zu stellen; von diesem Tag aber verstummen auch die Klagen nicht mehr über den in der Literatur immer vordringlicheren Erwerbstrieb. »Beaumarchais, (so urtheilt ein Mann, der zeitlebens nur von seiner Feder gelebt) der grosse Schutzpatron aller Verderbniss, hat zuerst genial in Verlagsunternehmungen spekulirt und den Beruf des Schriftstellers mit den Gründerkünsten Law's versetzt«. Der Vorwurf wurzelt in der reinsten künstlerischen Gesinnung Sainte-Beuve's; sein Wehruf gilt dem Überwuchern des Geschäftsgeistes in der Litteratur[2]: Zeitungswesen und Romane, theatralische Modewaare und gewissenlose Flickarbeit jagen bei den Massen allzuoft edlen künstlerischen Absichten und streng wissenschaftlichen Leistungen den Vorrang ab; als grösster Erfolg gilt vielfach nur der Gelderfolg, und in französischer, wie in deutscher Zunge haben wir es als Triumph der schriftstellerischen Unabhängigkeit preisen hören, dass fortan nicht blos im Schauspielhaus, sondern auch im Buchhandel der Gedanke des Gewinnstantheils, die Tantième für jedes verkaufte Exemplar, zum Durchbruch gelangt ist. Die Litteratur wird von banausischer Gesinnung schlankweg dem Marktgesetz von Angebot und Nachfrage preisgegeben: nichts natürlicher, als dass stolze Naturen durch diese Zeichen offenkundiger Entartung zu strenger Kritik des Begriffes »geistiges Eigenthum« herausgefordert wurden. Überzeugte Socialisten haben mit In-

grimm erlebt, dass spekulative Köpfe die grelle Darstellung gesellschaftlicher Missstände nur deshalb ins Werk setzten, um als Millionäre zu prassen: Gründe genug für redliche Schwärmer vom Schlage Louis Blanc's, die Gedankenarbeit im Zukunftsstaat nicht anders, als jede andere Arbeit behandeln zu wollen. Andere Denker haben seither sogar die Möglichkeit bestritten, irgendwem irgendwelches persönliche Anrecht auf Werke der frei schaffenden Phantasie zuzusprechen: denn in der Welt des Geistes sei alles Gemeingut: das Beste sei schon gedacht und gesagt worden: jede neue Schöpfung sei nur Umbildung überkommener Ideen, alter Motive.

Es hält nicht schwer, so entgegengesetzte Behauptungen gleicherweise als Übertreibungen abzulehnen. Ein Goethe sprach am Abend seines Lebens den stolzbescheidenen Wunsch aus: er möchte als Lohn seines Wirkens seinen Nachkommen den Werth eines Rittergutes zurücklassen. Und er hat Nachdruck und litterarische Piraterie in Scherz und Ernst stets geziemend abgefertigt. Nicht der mühsame Erwerb des litterarischen Handwerkers, nicht das geistige Eigenthum des Künstlers und Forschers soll angetastet werden: wogegen sich mit Recht der Unwille der Besten kehrt, das ist die bevorzugte Stellung, welche neuerer Zeit habgierige Litteratoren in der allgemeinen Rechtsordnung anstreben; die lächerliche Härte, mit der nach dem einen und andern Entwurf eines Urhebergesetzes etwa ein moderner Beaumarchais den Autor des »Clavigo« wegen unbefugter Aneignuug fremder Motive in Civil- und Strafprocessen verfolgen dürfte, die geistige Simonie, welche Wissen und Können oft in den Dienst des verderbtesten Tagesgeschmackes stellt. Kritische und moralische Entrüstung kommt gegen diese Schäden unserer Zeit nicht erfolgreicher auf, als die Satiren früherer Jahrhunderte gegen die Wohldienerei und bettelhafte Gesinnung feiler Schreiberseelen. Und trotzdem! würde ein Autor, der als Akademiker eine führende Rolle spielt, heutzutage schwerlich im

Salon eines Börsenkönigs sich als Possenreisser zu Dienstleistungen verstehen, wie sie Marmontel[1] im Hause des Generalpächters La Popelinière übte. Denn Alles überschlagen, ist der Beruf des Schriftstellers im 19. Jahrhundert wesentlich besser gesichert und geachtet, als vordem: die Möglichkeit, Niemandem zu Gnaden und Niemandem zu Schaden, nur auf die eigene Kraft gestellt, sein Fortkommen zu finden, hat dem begabten, strebsamen Durchschnitts-Litterator (denn nicht vom Genie ist und war die Rede) bürgerliche Geltung, Selbstgefühl und die Freiheit der Meinungsäusserung erobert. Man mag die Übertreibung belächeln, mit welcher Beaumarchais sagt: »er habe durch den Kampf um das Autorrecht an der Reform des grössten aller Missbräuche gearbeitet«, aber es wird schwer halten, ihm zu widersprechen, wenn er fortfährt:

»Jedes rechtmässige Eigenthum geht voll und unberührt von Vätern und Urvätern auf Söhne und Urenkel über; alle Früchte des Fleisses, die Erde, die Einer urbar gemacht, die Bildwerke, die ein Anderer geschaffen, gehören ihren Erben. Und Niemand sagt ihnen: die Äcker, Gemälde, Bildsäulen etc. die Euer Vater Euch zurückgelassen, dürfen Euch nicht mehr gehören, wenn Ihr fünf Jahre nach seinem Tod diese Felder abgemäht, die Bilder in Kupferstich nachgebildet, die Statue in Gyps abgegossen habt: nur beim geistigen Eigenthum gelten so betrübende Ausnahmebestimmungen«[2].

Ebenso treffend weist er die Anklage ab, es stände gerade ihm, einem reichen Manne, schlecht an, die Geldfrage so stark in den Vordergrund zu rücken:

»Die Schriftsteller sind meist in schlechten Verhältnissen, dessenungeachtet aber stolz; denn kein Genie ohne Selbstbewusstsein, und dieses Selbstbewusstsein steht den Führern der öffentlichen Meinung so wohl an. Ich aber, vielleicht der am wenigsten begabte, doch einer der wohlhabendsten in ihrem Kreise, dachte: es wäre meines Amtes, geizig an ihrer Statt zu sein; ich rechnete es mir zur Ehre an, zu vollbringen, was sie verschmäht hatten zu beginnen. Die selige Marschallin d'Estrées besass 200,000 Francs Renten; niemals aber konnte ich eine Flasche edlen Sillery von ihr beziehen, wenn ich dafür nicht zuvor ein Goldstück im Werth von sechs Francs bezahlte, und doch beschuldigt sie Niemand der Hab-

sucht. Gleichwohl dünkt mich mein Stück in weit höherem Grade mein Eigenthum, als ihr Weingarten das ihrige gewesen. Kennen Sie übrigens den Gebrauch, den ich von diesen Einnahmen zu machen gedachte? Wenn ich damit einigen Unglücklichen zu Hilfe kommen will, habe ich Noth, vorher erst ein paar Theaterdirectoren zu meinen Almosenieren zu bestellen? Und wenn ich geizig, oder verschwenderisch bin, ist das ein zureichender Grund, mich meines Eigenthums zu berauben?[1] In den Foyers unserer Schauspielhäuser meint man: es sei nicht edel von den Autoren, gemeine Geldfragen anzuregen, da ihre höchste Sorge doch sein soll, nach Künstlerruhm zu streben. Gewiss: nichts ist lockender als Ruhm; nur vergisst man dabei, dass wer sich seiner auch nur einmal im Jahr erfreuen will, von der Natur dazu verdammt ist, 365 mal im Jahr zu Mittag zu essen; und wenn der Krieger und Staatsmann nicht erröthen, den edlen Lohn für ihre Dienste einzuheimsen und immer höhere Grade anzustreben, die ihnen noch grössere Einnahmen verschaffen, weshalb sollte der Sohn Apollos, der Freund der Musen, der unablässig nothgedrungen mit seinem Bäcker rechnen muss, just mit den Schauspielern nicht rechnen? Wir glauben also, Jedem das Seinige zuzutheilen, wenn wir im Theater die Lorbeern vom Publikum heischen, das die Kränze zu vergeben hat — das von demselben Publikum bezahlte Geld aber von der *Comédie* selbst, die es einnimmt«[2].

Die Richtigkeit dieser Beweisführung offenbart sich am besten, wenn wir Beaumarchais in seinen Kämpfen gegen das Übelwollen der Komödianten, die Gleichgiltigkeit der Theatergänger, den Wortbruch der grossen Herren, die Eifersüchteleien und Verdächtigungen seiner engeren Genossen verfolgen. Sonnenklar ergibt sich da, dass er nicht für unlautere, unverhältnissmäßige Gewinnste eintrat; er widersetzte sich nur grobem Betrug, immer tiefer fressendem Missbrauch. Wer ihn mit verantwortlich macht für die Millionen - Tantième der »Schönen Helena«, kommt mit seiner Beschwerde vor die unrichtige Thür: diesen und manchen anderen unverschämten Erfolg bewirkt, mehr noch als der Autor, das Publikum. Beaumarchais griff heilsam und rechtzeitig ein: so bezeugen am wirksamten diejenigen, welche seinen Bestrebungen fernblieben: Diderot und Collé. In der Sache selbst stimmen sie ihm unbedingt

zu: abseits halten sie sich aber, weil sie seine Bemühungen für aussichtslos halten. Diderot will (wie Moses am Tag der Schlacht wider die Amalekiter) mit ausgebreiteten Armen auf der Bergeshöhe (von Meudon) für den Sieg des Dichter-Aufstandes beten: »nur sei es leichter mit einem Parlament, als mit Schauspielern anzubinden«. Und Collé, der sich als begüterter Mann in seinem Hausstand überglücklich fühlte, mochte sich nicht aus seinem »Holländerkäse« hervorwagen; zudem verachtete er die Komödianten so gründlich, dass er sie weder sehen, noch irgend etwas von ihnen hören wollte[1]. In seinen Mußestunden rollte Collé allerdings das Sündenregister der Komödianten auf, wie kein Zweiter: er, der sein Tagebuch nur zu dem Zweck begonnen, um die Novitäten des Théâtre français zu besprechen, wirft 1772 die Feder erbittert weg, weil die Komödianten seit 15 Jahren allen rechtschaffenen Autoren völlig unzugänglich geworden:

»Ehedem gaben sie jährlich ein Dutzend neuer Werke; gegenwärtig spielen sie kaum 3—4, obwohl sie 30—40 angenommen haben; ihre Trägheit und Nachlässigkeit kommt von ihrer Wohlhabenheit; die *petites loges* tragen jedem Genossenschafter 11,000 Francs, etc.: die Komödianten würden es als Tollheit ansehen, sich irgend wie zu plagen. Das wird erst nach dem Tod des Königs geschehen, wenn sein Nachfolger einen schrecklichen Bankrott machen wird; in dieser Zeit der Verwüstung und Zerstörung, um mit Daniel zu reden, werden die *petites loges* leerstehen, die Theaterhäuser verödet bleiben, wie ich das in meiner Knabenzeit nach dem Bankrott Law's erlebt habe«[2].

Es war allerdings bequemer, so heftig in der Heimlichkeit geschriebener Monologe zu eifern, als thatkräftig gegen die *Comédie* vorzugehen: Beaumarchais' Energie wurde ihm denn auch von den Getreuen im eigenen Lager widerrathen. Gudin bemerkte mit Recht: der Process gegen die Schauspieler wäre schwerer zu gewinnen, als alle anderen: denn er sei gerichtet gegen Leute, die wir lieben, gegen Frauen, die uns entzücken und ihre Widersacher (wie die Amazonen Katharinens von Medici die Armee

Heinrichs IV.) mit Liebkosungen auseinandertreiben[1]; und Sedaine bekräftigte diese Ansicht mit dem Ausspruch: die schönen Augen einer Schauspielerin verfingen bei den Theaterchefs ganz anders, als Recht und Ehre[2].

Beaumarchais fragte nach all diesen Schwierigkeiten nicht, sondern ging seinen festen Schritt weiter. Schon am 12. August 1777 erstattete er den Bühnendichtern seinen Bericht, der, mustergiltig nach Form und Inhalt, maßvoll hervorhebt: im Grunde hätten die dramatischen Autoren gleiche Interessen mit den Schauspielern; sie dürften sich ihrer Überlegenheit deshalb nur dann entsinnen, wenn die Komödianten dies vergässen. Die Bedeutung der nationalen Schaubühne für die Verbreitung der französischen Sprache, für die Erziehung der Jugend als freie Schule der Moral und Menschenkenntniss, wird beredt gewürdigt. All seine Vorschläge finden nicht blos die Zustimmung seiner Genossen, sondern ebenso die Billigung der Herzoge von Duras und Richelieu. Alles scheint geregelt: da fordert Duras mit einemmale, der Entwurf der Bühnendichter müsse auch den Schauspielern zur Begutachtung mitgetheilt werden. Wiederum willfahren die verbündeten Dramatiker und — damit schläft der Handel für ein halbes Jahr ein[3].

Beaumarchais merkt bald, dass im obersten Hoftheater-Amt der Wind umgeschlagen; er setzt nun Duras solange zu, bis dieser ihm verheisst: er wolle mit dem Staatsminister Maurepas eingehend über die wichtige Neuerung verhandeln, sobald er seinen Dienst in Versailles als erster Kammerherr Ludwigs XVI. antrete. Wieder wartet Beaumarchais ein volles Jahr. Dann erfährt er aber, dass Duras ihn bewusst oder unbewusst zum Besten gehalten, denn nie hat der Theatergewaltige mit Maurepas die Angelegenheit beredet. Nun reisst dem Führer der Bühnendichter die Geduld, und in einem denkwürdigen Briefwechsel mit dem wortbrüchigen Herzog offenbart er seine volle, persönliche, sachliche und stilistische Überlegenheit. Maurepas gegenüber hat Beaumarchais den halb demüthigen, halb imperti-

nenten Satz gewagt: es sei vielleicht schwieriger, einer Komödiantentruppe den Kopf zurecht zu setzen, als ein Staatswesen zu regieren; Duras dagegen überführt er in männlichem Ton Punkt für Punkt der Unwahrheit, und er scheut auch die Warnung nicht:

Die Langmuth der Bühnendichter habe ihre Grenzen: bei der ersten öffentlichen Mittheilung dieser Vorfälle müssten die dramatischen Autoren ebensoviele Parteigänger ihrer Beschwerden finden, als es vernünftige Leute im Königreiche gäbe; seit drei Jahren ziehe der Marschall ihn und seine Genossen mit der Ordnung einer Frage herum, die bei etwas redlichem Willen in drei Wochen hätte endgiltig gelöst sein müssen. Wenn der Herzog aber ohnmächtig sei der *Comédie* gegenüber, weshalb habe er die Entscheidung über die Klagen der Autoren den ordentlichen Gerichten vorenthalten? Rundweg erklärt Beaumarchais deshalb: wenn dieser sein letzter Versuch ohne Ergebniss bliebe, so würde er die Komödianten zu einem Rechnungsprocess vor die zuständigen Gerichte laden und all ihre Kniffe, Ränke und Kassen - Unterschleife, zum Nachtheil der Autoren, der Öffentlichkeit preisgeben[1].

Duras wird durch diese ungewohnte Sprache dermaßen gereizt, dass er Beaumarchais ziemlich schroff in der Form, sehr kleinlaut in der Sache »seine Generalbeichte« übermittelt. Unser Autor zergliedert dieses oberflächliche und compromittirende Schriftstück mit aller Schonung: denn so derb er Duras anfasst, wenn's Noth that, er vergisst doch nie, dass der Theaterchef das letzte Wort für oder gegen die Autoren sprechen kann. Ja, er muss ihn desto vorsichtiger behandeln, als nun auch Richelieu (»einer von jenen vergoldeten Eckenstehern der Geschichte, die überall dabei gewesen sind und nirgends etwas gethan haben«[2]) all seine früheren Zusagen mit der bequemen Wendung zurücknimmt: die Geschichte werde sich noch lange fortschleppen; seines Gedenkens seien Häkeleien der Art niemals ausgeglichen worden etc. etc. Bald darauf erhalten die Vertreter der Bühnendichter die betrübende Botschaft (4. September 1779): der König wolle schlechterdings nichts von einer neuen Tantième-Ordnung hören; im Nothfall bliebe den Autoren ja der Rechtsweg offen; doch dürfte

es sich empfehlen, einen gütlichen Vergleich anzustreben, da ein Process der *Comédie* sehr schaden würde. Die Antwort Beaumarchais' liess an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig: da der Marschall ihm versichere, dass der König Denjenigen, die zehnfach Recht haben, versage, ihn einmal um Gerechtigkeit zu bitten, werde er seine Ansprüche unweigerlich vor dem ordentlichen Richter anbringen etc.

Offener Krieg war damit angesagt. Gerade in diesem Augenblick schlägt nun der Intendant La Ferté Beaumarchais vor: er wolle ihm das vollständige Verzeichniss der Ausgaben und Einnahmen der *Comédie* während der letzten Jahre unter der Bedingung zur Einsicht vorlegen, dass er diese Bücher Niemandem, nicht einmal seinen Genossen, zeige, bevor er den obersten Theaterchefs von dem Ergebniss seiner Studien Bericht erstattet. Beaumarchais sagt Ja! und am 21. September 1779 erhält er endlich, was er von Anfang begehrt hat: volle Einsicht in die Geschäftsbücher der *Comédie* während der abgelaufenen drei Jahre. Auf Grund dieser »mehr gewaltthätig entrissenen, als freiwillig zugestandenen Rechnungsbelege« beginnt er nunmehr eine Arbeit, die (nach seiner eigenen Versicherung) nicht ganz unfruchtbar für seine Berufsgenossen geblieben[1].

Wie Beaumarchais diesen Theaterstreich herbeigeführt hat, wissen wir nicht genau zu sagen: sicher ist nur, dass er in wohlberechneten Briefen die Stellung der theatergewaltigen Herzoge angriff. So warnte er Maurepas u. A.

»diese Herren in der Akademie solche Übermacht gewinnen zu lassen, wie in der *Comédie*: sie würden sonst dort Alles ebenso knechten, wie da, und eine Körperschaft zu niedriger Kriecherei herabwürdigen, die nur dadurch einen Rest von Würde bewahren kann, dass sie unmittelbar dem König und dem Ministerium unterstehe«. Und an ebenso weltläufige Adressen richtet er die Epistel: »er würde sich von Duras sein Wort zurückgeben lassen, im versöhnlichen Sinne zu wirken: denn die Theatergewaltigen hätten ihn bisher mit der höfischen Kunst, die Alles verspräche und nichts halte, angeführt etc.; er werde in einem eingehenden Werke

beweisen, dass unter den gegebenen Verhältnissen die dramatische Kunst in Frankreich wieder in Barbarei verfallen müsse: bei den gegenwärtigen Zuständen werde es bald weder Schauspieler noch Bühnendichter geben etc.«[1].

Aus diesen Äusserungen und Andeutungen erfahren die beiden Herzoge, dass Beaumarchais im äussersten Falle ihre Eitelkeit nicht schonen und sie öffentlich nicht viel anders vornehmen würde, wie ehedem Nicolai im Process Goezmann: nur so höchst persönliche, nichts weniger als sachliche Rücksichten dürften sie zum Einlenken bestimmt haben. Wie meisterlich Beaumarchais aber ihr erstes Zugeständniss ausnützte, lehrten die folgenden Ereignisse. Er arbeitete sich in die Geschäftsbücher der *Comédie* so gründlich ein, dass er bei der nächsten Zusammenkunft der Mitglieder und juristischen Beiräthe der *Comédie* einer- und der Vertreter der Bühnendichter andererseits (22. Januar 1780) weitaus als der Sachkundigste sich erwies. Unbeirrt durch die Scheingründe Gerbier's erhärtete er ziffernmäßig, dass die Schauspieler die Bühnendichter in den Ansätzen für Tageskosten, Armensteuern, Spielhonorare, Pensionen, Hofreisen etc. geflissentlich benachtheiligt, statt rechnungsmäßiger 53,742 Livres im Jahres-Durchschnitt nur mit 14,380 Francs abgefunden hätten. Wollten demgemäß die Autoren gerichtlich zurückfordern, was ihnen seit einem Menschenalter vorenthalten worden: sie hätten über 200,000 Francs von den Schauspielern zu verlangen, wie er selbst bei den Aufführungen des »Barbier« um ein volles Drittel seiner Tantième geschmälert worden sei[2]. Alle Einwendungen Gerbier's widerlegt Beaumarchais siegreich; er erringt ein Zugeständniss um das andere, und nach mehrstündigen Verhandlungen kommt endlich ein Ausgleich zu Stande, mit dessen redlicher Erfüllung alle Theile sich hätten zufrieden geben dürfen. Einstimmig wird eine Reihe von Beschlüssen gefasst, und keine geringe Genugthuung für unseren Dichter mag die Bestimmung gewesen sein, dass seine Tantième-Berechnung für die Aufführungen des

»Barbier« Schauspielern und Autoren fortan als mustergebend zu gelten habe. Alles scheint beigelegt; die Anwesenden tafeln noch lustig zusammen; beim Abschied schüttelt man sich die Hände: Beaumarchais selbst ruft vergnügt: »Gottlob! nun ist alles zu Ende!« Nur ein Beirath der *Comédie* murmelt vor sich hin: »Und ich sage, dass noch lange nicht Alles aus ist«.

Drei Wochen nach der Unterfertigung des Ausgleiches hören die Bühnendichter, dass ohne ihr Vorwissen ein neues Reglement vom Staatsrath erlassen würde, des Inhalts: 1) bei Minimaleinnahmen von 800 bezw. 1200 Francs fielen die Stücke nach wie vor den Schauspielern anheim; 2) für die Berechnung dieser Summe dürfe kein anderer Beleg gefordert werden, als der Ausweis der Abendkasse. In demselben Augenblick, in welchem die Autoren also wähnten, Dank Beaumarchais, ein Drittel ihrer von der *Comédie* usurpirten Geldansprüche wiedergewonnen zu haben, sollten die Theaterdichter durch diesen Kniff zwei Drittel der bisher als tantièmepflichtig anerkannten Vorstellungen einbüssen[1]. Beaumarchais' Entrüstung über diesen Streich erreichte ihren Gipfelpunkt, als der Minister Amelot ihm auf seine Beschwerde eröffnete: der zweite Anwalt der *Comédie*, Jabineau, habe diese Abmachungen als Ergebniss des freien Übereinkommens zwischen Schauspielern und Autoren ausgegeben[2]. In Paris geht sogar das Gerücht um: Beaumarchais habe alle Bühnendichter zum Besten gehabt und über ihre Köpfe hinweg auf ihre Kosten zu seinem Privatvortheil einen Separatfrieden geschlossen. Und die Verleumdung hat nicht blos die Schilderhebung missvergnügter, zänkischer Leute zur Folge (wie sie schon im ersten Jahre Rochon de Chabannes und Genossen versucht hatten), sondern diesmal sieht sich selbst der rechtliche, neidlose Sedaine zu einem (kaum verhüllten Rüge-) Brief an Beaumarchais gedrängt. Kein Wunder, dass dem so ungebührlich Verkannten die Lust verging, seines Amtes weiterhin zu walten: er will auf seine Stelle als Sprecher

der Bühnendichter in der ersten Aufwallung Verzicht leisten. Die Entschiedenheit und Heftigkeit seines Auftretens erscheint Sedaine jedoch als das volle Zeugniss, wie sehr er Beaumarchais' Haltung missdeutet, und es fällt dem rechtschaffenen Manne auch nicht schwer, seine Übereilung einzugestehen und abzubitten [1]. Sedaine's Freundschaftsbetheuerungen beschwichtigen Beaumarchais wohl: aber er beharrt darauf, dass ihm von den Marschällen in Gegenwart seiner achtbarsten Collegen Bret, Ducis, Gudin, Chamfort, Marmontel, Saurin und Sedaine bestätigt werde, dass er keine Ahnung von dem ungerechten Erlass gehabt.

Duras gibt Beaumarchais nicht blos alle gewünschten Ehrenerklärungen: er stellt sich auch, zur Abwechslung wieder einmal, auf die Seite der Autoren. Am 6. Mai wird die endgiltige Redaction der Tantième-Verordnung in Gegenwart von Duras, des Hofbeamten Des Entelles und der Schauspieler Préville und Monvel zu Stande gebracht. Der Herzog nannte diesen Tag den schönsten seines Lebens. Zu Ende war die Sache aber trotzdem noch immer nicht [2]. Nicht umsonst wirft Beaumarchais den Komödianten seiner Zeit vor, dass sie nichts von dem Ruhm wissen wollen, als anständige Leute zu gelten. Die Mitglieder der *Comédie* führen nämlich wieder Klage. Duras weist sie erbost ab. Bei seinem Amtsgenossen Richelieu, wie beim Minister erheben sie dagegen mit besserem Erfolg die Beschwerde, Beaumarchais habe ohne ihr Vorwissen in die letzte, schriftliche Ausfertigung des Vergleiches eine Bestimmung eingeschmuggelt, der zufolge in Zukunft das Werk eines lebenden Autors ihnen überhaupt nicht mehr frei eigen heimfallen könne. Sie bezichtigten Beaumarchais solcherart der Urkundenfälschung. Zugleich versuchten sie auch, Spaltung in das Lager seiner Getreuen zu bringen, indem sie Marmontel und Saurin zu einer neuen Besprechung in das Haus von Gerbier luden, ihren gefährlichsten Widersacher aber umgingen. »Die kleine Intrigue erlebte die kleine Be-

schämung eines kleinen Misserfolges«[1]: denn Beaumarchais blieb nach wie vor der Vertrauensmann der Bühnendichter. Und trotz aller Sophismen Gerbier's, unbeirrt durch das herrische Wesen Richelieu's, protestirte Beaumarchais gegen jede eigenmächtige Abänderung des von den Schauspielern und Autoren gemeinsam beschlossenen Übereinkommens. Während er Richelieu in Wort und Schrift vollen Beweis dafür erbrachte, dass er seinen Anklägern weder Unterschriften, noch Zugeständnisse abgelistet, liess er der *Comédie* die rechtsförmlich geschlossene und gefertigte Vergleichsurkunde durch einen Gerichtsboten zustellen. Noch immer aber hofften die Schauspieler, durch höhere, ungenannte Einflüsse des lästigen Drängers sich zu entledigen: all diese kleinen und grossen Anschläge durchkreuzt Beaumarchais aber dadurch, dass er dem Minister anzeigt, er wolle in einer maßvollen apologetischen Denkschrift alle Vorfälle, urkundlich belegt, dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterbreiten. Sämmtliche dramatische Autoren billigen und unterzeichnen den meisterhaften Rechenschaftsbericht Beaumarchais'. Der Minister aber schreibt ihm sofort: der König wolle seinen und seiner Genossen Beschwerden volle Genugthuung zu Theil werden lassen, nur möge er den *Compte rendu* nicht drucken lassen. Es war die Zeit, in welcher das Schlagwort umging: »wenn Beaumarchais mein halbes Vermögen begehrt, widrigens er *Mémoires* gegen mich schreiben wolle, ich würde ihm unverweilt mein ganzes geben«*). Beaumarchais verstand den Wink und verzichtete leichten Herzens auf die Herausgabe einer Arbeit, die durch Klarheit der Beweisführung

*) Sehr bezeichnend für diese allgemeine Scheu, mit Beaumarchais in einen Federkrieg verwickelt zu werden, ist eine Äusserung des Advokaten Jabineau (s. o. S. 472): er biete der Comédie wohl gern seinen Beistand an: »mais je ne veux pas m'exposer aux plaisanteries de M. Beaumarchais, qui dans toutes ses affaires laisse le fond de la chose et se jette dans des détails toujours bons pour lui et qui donnent matière à faire rire. *Il y a trois ans qu'il nous ménace de faire un mé-*

und Darstellung, durch die geschmackvolle Belebung der trockensten Rechenexempel unter seine besten Leistungen einzureihen ist: er trägt seinen Witz und Geist bis in seine Ziffern. Erst nach Beaumarchais' Tode hat Gudin den *Compte rendu* in der Gesammtausgabe zum erstenmale veröffentlicht. Schon bei Lebzeiten hatte Beaumarchais aber die Freude, zu sehen, dass sein Wirken nicht fruchtlos geblieben. Am 9. December 1780 erklärte ein Erlass des Staatsrathes die Beschwerden der dramatischen Autoren für begründet und sprach ihnen $^1/_7$ statt des verlangten Neuntels der Einnahme zu; weiterhin wurde verfügt, dass der Grundsatz, Stücke bei Lebzeiten des Verfassers als verfallen einzuziehen, überhaupt nicht mehr zur Geltung gebracht werden dürfe[1]. Diese neuen Normen schossen dermaßen über das Ziel, dass die Schauspieler neue Schwierigkeiten erhoben. Abermals war es das Verdienst Beaumarchais', die Zwistigkeiten, wenngleich diesmal auf Kosten der Autoren, beizulegen.

Ein weitergehender Gedanke Gudin's, die Generalstaaten der dramatischen Autoren in eine Akademie umzuwandeln, welche Denkschriften (zur Geschichte und Ästhetik des Theaterwesens, über die Technik der Scenirung, den Bau von Schauspielhäusern etc.) herausgeben sollte, blieb unausgeführt. Überhaupt kamen die Theaterdichter über der Wahrung ihrer materiellen Wohlfahrt nur einmal in die Lage, ideale Anregungen zu geben: es geschah dies, als Abkömmlinge von Racine und Destouches ihre Unterstützung erbaten. Beaumarchais wandte sich als Fürsprecher der Enkelin Racine's an Marie Antoinette: dabei rief er auch das Beispiel Voltaire's an, der (mehr seiner Eitelkeit, als einem Antrieb des Herzens zu Gefallen) eine recht entfernte Anverwandte Corneille's in sein Haus aufgenommen und für ihre Mit-

---

moire et soyez sûr (car il l'annonce partout) qu'il *fera sauter au bout de sa plume comme des pantins* tous les comédiens, les Menus (die Intendanz) *et même les Gentilshommes de la chambre*« (4. September 1779). *Théâtre complet* II. LVII. 1.

gift eine kritisch und ästhetisch verfehlte Prachtausgabe der dramatischen Werke ihres grossen Ahnen veranstaltet hatte. Auch sonst hielt sich Beaumarchais für berufen, als Wortführer der Theaterfreunde Missstände zu rügen. So haben es die Besucher des zweiten Parterres in der *Comédie française* (des beliebten Studentenplatzes) seiner Anregung zu danken, dass sie nicht zum Stehen verdammt sind[1]. Auch die widerspenstigen Directoren der Provinztheater nöthigte er mindestens zur symbolischen Anerkennung der Autorrechte[2].

Im Allgemeinen aber wird er zusehends nachgiebiger den Mitgliedern der *Comédie* gegenüber. Schon 1781 versuchen die Schauspieler, ihm die unentgeltliche Überlassung des »Barbier« abzuschmeicheln, und auch im Übrigen mehren sich die Zeichen freundlicherer Gesinnungen zwischen dem Dichter und den Darstellern. Die rasche Annäherung hat aber keine andere Ursache, als die frühere Entfremdung: wie sie der beiderseitige, wohlverstandene Vortheil auseinandergebracht, so sollte sie ihr beiderseitiger, wohlverstandener Vortheil wieder zusammenführen. Endgiltig besiegelt aber wurde der Friedensschluss durch den Welterfolg des »Tollen Tages«.

IV. Figaro's Hochzeit.

Métier d'auteur, métier d'oseur.
Beaumarchais.

Durften wir gerade die Fügung preisen, Dank welcher uns der Führer der Theaterdichter selbst die Geschichte seiner Händel mit der *Comédie* so anmuthig wie zuverlässig überlieferte, so müssen wir es doppelt beklagen, dass ein Gleiches nicht dem Feldzug beschieden war, den Beaumarchais jahrelang ausfocht, um »*la folle journée*« auf die Bühne zu bringen. Wohl hat er in der Vorrede zu seiner Komödie, in Denkschriften an den König, seine Minister und Polizeigewaltigen das Beste und Genaueste über die Vorgeschichte seines grössten Theatererfolges mitgetheilt [1]: diese wenigen Blätter lassen uns aber erst recht ermessen, welch einziges Capitel die Schicksale des »Tollen Tages« in Beaumarchais' Denkwurdigkeiten hätten geben können. Ungezählte Versuche, diesen Verlust wettzumachen, haben die Figaro-Litteratur zu einer kleinen Bibliothek anschwellen lassen: von 1784—1884 sind unversieglich immer neue Preishymnen und Satiren, Schilderungen und Kritiken in gebundener und ungebundener Rede zum Vorschein gekommen, mit dem Anspruch, dem einzigen Werk gerecht zu werden [2].

Sind nun auch nicht all diese Leistungen Geist vom Geiste Beaumarchais', erschöpfen sie nun gar insgesammt nicht die geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung seiner Komödie: gut um ein Jahrhundert zu spät kommt ein Jeder, der Neues über »Figaro's Hochzeit« beizubringen hofft; will er seine Originalität nicht darein setzen, altes, vor ihm wahr und gut Gesagtes zu verschweigen, so muss er nach Goethe's Rath den Muth haben, das Vernünftige noch einmal zu denken und unbekümmert um Lügen und Legenden die Dinge zu verbuchen, wie sie eigentlich gewesen sind.

Neun Jahre, so behauptet Beaumarchais, habe der »Tolle Tag« gebraucht, bevor er den Weg vom Pult des Dichters auf die Schaubühne gefunden. Die erste Anregung zu der Komödie habe ihm Conti gegeben, der ihn anspornte, die in der Vorrede zum »Barbier« tragisch parodirte Familiengeschichte Figaro's zu dramatisiren (s. o. S. 352). Nach kurzem Besinnen will unser Autor die Aufforderung angenommen und *la folle journée* in einem Zuge hingeschrieben haben[1]. Dem Prinzen, als dem geistigen Urheber seines Werkes, will er dasselbe auch zuerst zur höchsten Befriedigung dieses Musterpatrioten gezeigt haben. Wären diese Angaben richtig, so müsste das (1784 zum erstenmale aufgeführte) Stück schon vor dem August 1776 vollendet gewesen sein: denn um diese Zeit starb Conti (s. o. S. 398). Allein andern Ortes theilt uns Beaumarchais mit, dass er sich erst im Jahre 1778 seinen theatralischen Liebhabereien wieder zugewandt und zwar bei folgendem, denkwürdigen Anlass. Er habe einem ihm bis dahin ungemein wohlwollend gesinnten Staatsmanne (Vergennes? Gerard?) ein Schreiben Deane's gezeigt, in welchem es hiess, Niemand habe mehr als Beaumarchais zur Befreiung Amerikas beigetragen; von Stund an verlor er die Gunst dieses Gönners. Alle Betheuerungen von Rodrigue Hortalez, dass er nichts von diesem Ruhm für sich in Anspruch nähme, fruchteten nichts: »der Streich war gefallen, der Lobspruch

gelesen worden: ich war für ihn gerichtet. Um den Sturm zu beschwören, begann ich, mich neuerdings leichtfertigen theatralischen Spielereien hinzugeben und tiefstes Stillschweigen über meine grossen politischen Arbeiten zu bewahren«[1]. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die beiden Berichte derart in Einklang bringt, dass Beaumarchais »Figaro's Hochzeit« noch bei Lebzeiten Conti's im Umriss entwarf, und die Komödie erst Ende der Siebzigerjahre wieder vornahm, als er bei Vergennes, durch Franklin und Lee verdrängt und ersetzt, die Gesellschaft und ihre Sympathieen dort zu gewinnen bemüht war, wo Beide in jener Zeit am sichersten zu gewinnen waren: auf der Schaubühne. Die Streitigkeiten mit der *Comédie* beirrten ihn keinen Augenblick; hegte er doch eine Weile die Zuversicht, neben der *Maison de Molière* ein zweites Theater ins Leben zu rufen und vielleicht gar mit der *folle journée* zu eröffnen[2]. Als aber der so hitzig geführte Kampf gegen die Komödianten mit einem halbschlächtigen Frieden beschlossen wurde, fiel es Beaumarchais nicht schwer, die rasch versöhnten Mitglieder des Theâtre français für sein Werk zu begeistern. Er selbst stellt die Sache so dar, als ob die Schauspieler ihm das Stück fast gewaltsam entrissen hätten; an seinem Zuthun wird es wohl nicht gefehlt haben. Begreiflich aber ist unter allen Umständen die Aufnahme, welche die Schauspieler dem »Tollen Tag« bereiteten, als Beaumarchais ihnen das Stück vorlas (Ende 1781); sahen sie doch prächtige Rollen und grosse Einnahmen für sich voraus. Gleich nachdem die *Comédie* das Lustspiel zur Aufführung angenommen, bittet unser Dichter den Polizeilieutenant Le Noir um einen Censor. Ein zu diesem Amt berufener Advokat, Coqueley, erklärt das Stück mit einigen kleinen Abänderungen für aufführbar[3]. Nicht unmöglich wäre es also gewesen, dass der »Tolle Tag« durch einen vorschnell in aller Stille ertheilten Freipass unangefochten aufgeführt worden wäre, wie seiner Zeit Helvetius' *»de l'esprit«* zum Schaden eines lesefaulen Censors (Tercier)

ohne Anstand veröffentlicht werden durfte. Es war die Schuld Beaumarchais', dass er seiner Komödie ausser dem Einen, von rechtswegen berufenen Censor ungezählte, minder arglose Censoren erweckte. Es duldete ihn nicht, das Urtheil der öffentlichen Meinung von dem ersten Theaterabend abhängig zu machen: er las die Komödie in den vornehmsten Pariser Häusern, meist mit ausserordentlichem Erfolg. Dem alten Maurepas, dem er, als sein »Leibnarr« verrufen, zu dessen höchster Ergötzung das Stück vorlas, erschien ebensowenig etwas Anstössiges an »Figaro's Hochzeit«, wie einem Kreis von Kirchenfürsten, welche den Vorwurf des Herrenrechtes ebenso lustig fanden, wie die Collegen des Kardinals Bibbiena Macchiavell's cynische Komödien, wie der päpstliche Legat und die meisten Hof-Prälaten Molière's Vorlesung des Tartüffe. Allein neben so gedankenlosen oder frivolen Menschenkindern, die mit Vergnügen ihre Hinrichtung *in effigie* mit ansahen, sofern sie sich dabei nur unterhielten, waren auch alte und neue Gegner Beaumarchais' zur Stelle, die sein Stück dreist über alle Maßen, unzüchtig, eine Verhöhnung aller herrschenden Zustände und Gewalten schalten. Und zu diesen erklärten Widersachern des »Tollen Tages« gesellte sich eine in der absoluten Monarchie scheinbar allmächtige Persönlichkeit: der König.

Beaumarchais hatte die »Hochzeit des Figaro« durch seine grossen und kleinen Künste dermaßen zum Modethema in Versailles gemacht, dass auch Marie Antoinette, seit jeher nicht ohne Schwäche für Beaumarchais' Geist und Laune, sich halb und halb auf seine Seite schlug; sie scheint wenigstens bei Ludwig XVI., der die Komödie schon flüchtig durchgesehen, ein gutes Wort für den »Tollen Tag« eingelegt zu haben; der König liess seiner Gemahlin nun das Stück vorlesen, ein Auftritt, dessen Verlauf uns Madame Campan in einer classischen Seite ihrer Memoiren erzählt hat[1]. Ludwig XVI. begleitete die Vorlesung mit lobenden und tadelnden Bemerkungen; immer häufiger

wurden aber seine unwilligen Äusserungen: »das geht zu weit! das ist unanständig etc.« Und als die Campan endlich zu dem Monolog im fünften Akte kam, sprang er von seinem Sitze auf mit dem Ausruf: »Das ist abscheulich! *Das wird niemals gespielt werden: die Aufführung des Stückes wäre eine gefährliche Inconsequenz, wenn man nicht zuvor die Bastille niederreissen wollte*«. »Man wird also die Komödie nicht geben?« fragte Marie Antoinette schüchtern und halb enttäuscht. »Nein! bestimmt nicht!« lautete die Antwort des Königs: »Sie können dessen gewiss sein!«

Mit diesem Tag beginnt ein fast persönlich geführter Zweikampf zwischen Ludwig XVI. und Beaumarchais, in welchem unser Autor die Rücksichten des äusseren Anstandes gegen den König kaum sorgsamer aufrechterhält, wie Figaro gegen Almaviva. Als ihm ein Minister erklärt: der »tolle Tag« werde nicht gespielt werden und nach einer Reihe von siegreich widerlegten Gründen endlich mit dem Trumpf herausrückt: »Nun denn! Ihr Stück wird nicht aufgeführt, weil der König es nicht will —«, erwiedert Beaumarchais: »wenn kein anderes Hinderniss im Wege steht, *wird* mein Stück gespielt werden«[1]. In Formen, wie sie nach den Worten des höfisch gewandten Grimm die Krone sonst nur für die allerwichtigsten Staatsakte wählt, bringt Ludwig XVI. wiederholt in den unzweideutigsten Kundgebungen seinen festen Willen zum Ausdruck: »Figaro's Hochzeit« bei Strafe seines königlichen Zornes weder auf seinem Privat-, noch auf irgend einem anderen Theater aufgeführt zu sehen. Und wenn Beaumarchais' Gegenschwur: »*Er* (der König) will nicht, dass der »tolle Tag« gespielt wird: ich aber gelobe, er soll gespielt werden und müsste das im Chor von Notre-Dame sein« — dem Dichter auch nur von der Hofpartei aufgebracht wurde: gut erfunden ist das Wort jedenfalls, denn seiner, wie Figaro's innerster Gesinnung entspricht solche Vermessenheit durchwegs. Von vornherein rechnete er mit der Charakterschwäche des Königs, die ihm nie verborgen geblieben (s. o. S. 377).

Er rechnete auch mit dem eigenen Erfindergeist, vor Allem aber mit einer tödtlich gelangweilten Gesellschaft, die »ihr tiefer Müssiggang so delikat in ihrem Zeitvertreib machte«, dass sie um keinen Preis die plebejischen Zorn- und Hohnreden missen wollte, welche alle Missbräuche der adeligen Günstlingswirthschaft, die Knechtung der Geistesfreiheit, die Willkürherrschaft in Amt und Gericht in Worten rächten, wie sie bis dahin noch niemals auf dem französischen Theater waren vernommen worden. Das Geschick, mit dem Beaumarchais sein Ziel verfolgte, ist nur an dem Enderfolg zu messen, den man schwerlich übertreibt mit der Behauptung: dass der »tolle Tag« vielleicht niemals (gewiss weder unter der Schreckensherrschaft, noch unter Napoleon I., der Restauration, Louis Philipp oder Napoleon III.) hätte gespielt werden dürfen, wenn ihm Beaumarchais nicht selbst zuvor die Bühne erobert hätte. In diesem Sinne mag man immerhin Börne zustimmen, wenn er »Figaro's Hochzeit« eine Weltkomödie nennt, die Epoche bildete in der Geschichte Frankreichs. Aber man wird ihm nicht folgen, wenn er fortfährt:

> Und kommt mir Einer und kauderwelscht von Demagogen, Volksverführern, von Zeitungsschreibern, Lügenverbreitern, von Revolutionsfabrikanten, so will ich ihm beweisen, bis er roth wird, dass Ludwig XIV., indem er den Tartüffe, Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro gestattete, Jener der Geistlichkeit, Dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht, und dass es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt . . .[1]

denn von allem rednerischen Überschwang abgesehen, muss der Wahrheit gemäss entgegnet werden, dass die Aufführung des »Tartüffe« der freien Entschliessung Ludwigs XIV. zu danken war, die Aufführung von »Figaro's Hochzeit« aber gegen den Herzenswunsch Ludwigs XVI. der Autorität geradezu vom Hofadel abgenöthigt wurde. Nicht die Selbstherrlichkeit, sondern die Ohnmacht des französischen Königthums kommt nirgends sinnfälliger zum Ausdruck als in dieser Niederlage Ludwigs XVI. Dieselben Leute, welche

mit seinen edelsten Reformministern und -Entwürfen so schnell fertig wurden, verstanden es auch, dem Herrscher zum Possen, Beaumarchais' aufrührerisches Werk durchzusetzen. Wie sinnreich schmeichelte er aber auch ihren Liebhabereien! wie erfinderisch überraschte er Paris und Versailles in Tagen, in welchen der Technik der Reclame noch kein ausgebildetes Zeitungswesen zu Hilfe kam, mit immer neuen Einfällen zu Ehren Figaro's! Da nicht alle Welt an seinen Vorlesungen Theil nehmen konnte, reizt er die Neugier der Menge mit verheissungsvollen Gaben. Schon im Herbst 1782 singt männiglich Cherubin's entzückende Romanze im Volkston, die] auf die (neuerdings durch die Amme des Dauphin in Schwung gekommene) Weise des Marlboroughliedes gesetzt ist. Selbst die Königin singt zu dieser Lieblingsmelodie ihres Söhnchens die Worte Beaumarchais':

Mein Rösslein sollst mich tragen
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Durch Berg und Thal zu jagen
Wohl über Stock und Stein.

Wohl über Stock und Stein
Hinritt ich ganz allein
Wo dunkle Tannen ragen
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Da hub ich an zu klagen
Und Thränlein flossen drein etc.[1].

Nichts begreiflicher, als dass die Getreuen der Königin sich bereit zeigen, dem Dichter dieses Liedchens beizustehen. In der Herzogin von Polignac findet Beaumarchais eine Gönnerin: angeblich als Privatvorstellung will sie zu Ehren des Grafen von Artois (nachmals Karl X.) auf dem Pariser Hoftheater der *Menus plaisirs* den »tollen Tag« spielen lassen. Beaumarchais willfahrt eifrig diesem Wunsche. 12—15 so gut wie öffentliche Proben hält er mit den Schauspielern der Comédie française ab[2]. Am 13. Juni 1783 soll das Galatheater statt haben. Die Grossen des Reiches, alle Prinzen und Minister, die schönsten Frauen werden in

31*

reizend ausgestatteten Einladungskarten à la Marlborough und Figaro zu Gaste gebeten. Der Autor hat »mit dem impertinenten Ton, über den er in solchen Fällen gebot«, die Kosten für alle Proben und Vorbereitungen, im Betrage von 10—12,000 Francs, aus seiner Tasche bezahlt: er ist der eigentliche Festgeber. Die Karossen mit geputzten Damen und vielbeneideten Herren fahren schon vor. Da erfährt man befremdet, dass der König, wie mit schadenfrohem Vorbedacht, fast in derselben Stunde, in welcher der Vorhang in die Höhe gehen soll, die Aufführung verbieten liess. Wohl hat schon lange zuvor der Polizeilieutenant Le Noir Jedermann gesagt: er wisse nicht, mit wessen Bewilligung das Stück aufgeführt werde. Trotzdem erschien Allen, den frivol, wie den rechtlich Gesinnten diese Maßregelung (im Grunde nur die Einhaltung eines feierlichen königlichen Wortes) als Gewaltstreich. Ludwigs Zögern bis zum letzten Augenblick galt als Bosheit, sein Machtwort, dass weder die *Comédie française*, noch die *Comédie italienne* irgendwo und irgendwann versuchen sollte, den »tollen Tag« zu geben, als tyrannische Willkür. Der Befehl lautet so kategorisch, dass Jeder den Vermessenen ausgelacht oder beklagt hätte, der es unternommen, die Komödie ein Vierteljahr später auf einem hochadeligen Haustheater, und kaum zehn Monate später auf der ersten Bühne des Reiches zur Darstellung zu bringen. Beaumarchais aber hatte seine Bundesgenossen so klug gewählt, dass diese Wunder sich begaben. Zu ihm standen der Graf von Artois, Vaudreuil, die Polignacs, kurz der ganze Anhang von Marie Antoinette; gegen ihn der Grosssiegelbewahrer und der König. Sehr begreiflich und glaublich erscheint es nach alledem, dass Ludwig XVI. eines Tages nicht ohne Selbstironie zu Miromesnil sagte: »Sie werden schon noch erleben, dass Beaumarchais mehr Einfluss haben wird, als der Grosssiegelbewahrer«. (Das würdige Gegenstück zu dem Worte Ludwigs XV. an einen Bittsteller: »Sie haben in dieser Sache nur mich auf Ihrer

Seite; Ihr Anliegen ist also aussichtslos«.) Auch hier traf die Rache für das Zerstörungswerk Ludwigs XIV. seine Nachfahren. Er hatte mit dem Übermuth auch das Pflicht- und Ehrgefühl der meisten grossen Geschlechter zunichte gemacht; die Rücksichten und Gnaden, welche der französische Herrscher seinem Hofadel schuldete, brachten ihn allmälig aber in lästigere Abhängigkeit von seinen eigennützigen Schmeichlern, als der Volkswille die englischen Fürsten vom Haus der Gemeinen.

Schon im September 1783 wird der »tolle Tag« in Gennevilliers aufgeführt. Der Hausherr, Vaudreuil, hat, dem Grafen von Artois zu Gefallen, die Erlaubniss zu diesem Festtheater nicht etwa beim König, sondern bei — Beaumarchais nachgesucht. »Kein Heil ohne »Hochzeit des Figaro«, so lautet wort- und sinngemäss der Kehrreim aller Briefe, in welchen Vaudreuil und der Sohn Richelieu's, der Herzog v. Fronsac, den in London weilenden Dichter um seine Zustimmung und Hilfe angehen [1]. Diesmal kommt unser Autor den hohen Herren aber mit wohlberechneten Schwierigkeiten. Der König, so antwortet Beaumarchais, habe die Komödie verboten; seitdem ruhe ein Makel der Immoralität auf dem Stück, den zuvor jedenfalls ein Censor tilgen müsse. Man erfüllt ein scheinbar so anspruchsloses Verlangen: der Historiker und Akademiker Gaillard erklärt den »tollen Tag« mit wenigen, unbedeutenden Änderungen für bühnenfähig. Und nun geht Beaumarchais weiter und meint: er könne die Aufführung bei einem Hoffest zu Ehren des Bruders Seiner Majestät nur unter der Bedingung gestatten, dass die Mitglieder der *Comédie française* die Komödie hernach auch auf ihrem Theater geben dürfen. Der Polizeilieutenant schwankt. Da gibt ihm Beaumarchais zu verstehen, dass man sich in Russland um sein Stück bewerbe; zudem habe er mit dem »tollen Tag« nur beabsichtigt, Ludwig XVI. und Marie Antoinette ein Festspiel anlässlich der Geburt des Dauphin zu widmen, und Le Noir glaubt, dem Dichter Hoffnungen machen zu

dürfen[1]. Weshalb sollte auch den guten Parisern versagt bleiben, was die ersten Damen und Kavaliere in Gennevilliers entzückte? Am 27. September 1783 fand diese denkwürdige Aufführung auf dem Landsitze Vaudreuil's statt unter so ausserordentlichem Andrang von Gästen, dass Beaumarchais ein paar Fensterscheiben mit seinem Stock einschlug, um frische Luft in den schwülen Saal dringen zu lassen: ein Vorfall, der schon dazumal symbolisch gedeutet wurde[2].

Alle Parteigänger Beaumarchais' irrten aber gewaltig mit ihm, wenn sie nach dem ausserordentlichen Erfolg dieses Abends bestimmt voraussetzten, die Komödie sei damit auch für das grosse Publikum freigegeben. Als der Dichter, nur der Form wegen, Le Noir um die Bestallung eines neuen Censors ersucht, erhält er den Bescheid: der Grosssiegelbewahrer sei der Ansicht, dass die zwei bisherigen Censuren vollauf genügen; das Verbot des Königs aber bestünde nach wie vor zu Recht. Beaumarchais' Vorschlag, er wolle, zur Beseitigung dieses Hindernisses, Ludwig XVI. und Marie Antoinette selbst sein Werk vorlesen, wird nun freilich abgelehnt; zwei Monate nachher lässt der König aber auf eine neue Eingabe Le Noir's die Weisung ergehen: »es stünden noch immer unzulässige Dinge in dem Stück, welche der Autor um so leichter weglassen könne, als das Lustspiel, wie man sage, zu lang sein soll«. Der Polizeilieutenant sah diese ziemlich orakelhafte Entscheidung als bedingte Aufhebung des königlichen Verbotes an, und Beaumarchais war für den Augenblick getröstet. Bald aber erlebte er neue Enttäuschungen. Denn als es hiess, einen dritten Censor zu wählen, lehnten fast Alle die heikle Aufgabe ab: Keiner wollte die Verantwortung dem König gegenüber tragen, die Wenigsten sich mit Beaumarchais verfeinden. Nur auf die eindringlichsten Bitten lässt sich endlich Mr. Guidi, der Censor des *Journal de Paris*, ein Mann, der seit dreissig Jahren kein Schauspielhaus betreten, zu dem leidigen Geschäft herbei: »wenn man nicht haben

kann, was man liebt«, meinte Beaumarchais melancholisch, »muss man lieben, was man hat«. Denn Guidi wollte von dem Dichter persönlich schlechterdings nichts wissen; er wies jeden Versuch einer Auseinandersetzung mit dem gefürchteten Satiriker zurück: sein Urtheil lautete verwerfend. Allsogleich beredet Beaumarchais den Polizeilieutenant (der zu seinen nächsten Freunden zählte), ihm einen neuen Censor zuzugestehen: einen harmlosen Stümper, der späterhin als Parodist des »tollen Tages« verunglückt, Desfontaines. Dieser kleine Litterat findet das Werk vortrefflich und verlangt nur ein paar Striche, zu denen sich Beaumarchais sofort herbeilässt.

»Von vier Censoren«, so schreibt der Dichter an den Minister des königlichen Hauses, Breteuil, »haben drei mein Schmerzenskind mit ihrer Sonde untersucht und misshandelt; all ihre Vorschriften habe ich ohne Widerspruch hingenommen. Und trotzdem weiss ich nicht, ob und welche Hindernisse der Aufführung meiner Posse im Wege stehen. Ich sehe deshalb Ihren letzten Befehlen entgegen mit der Versicherung, dass keine noch so ernste Angelegenheit mich soviel Mühe und Arbeit gekostet hat, als das leichtfertigste Opus, das jemals aus meiner Feder geflossen ist«.

Und nicht mit diesen brieflichen Vorstellungen hielt Beaumarchais die Sache für abgethan: er dringt auf neue Censuren. Während der bescheidene Bret aber für den »Tollen Tag« stimmt, gibt Suard sein Votum gegen das Stück ab. So getheilten Meinungen gegenüber hält es der Dichter für unerlässlich, Breteuil selbst als Schiedsrichter aufzurufen. Und es gelingt ihm endlich, den Minister zu bewegen, sich die Komödie im Kreise der Seinigen vorlesen zu lassen. Als unser Autor bei Breteuil sich einfindet, trifft er Gaillard, Chamfort, Rulhières, die Tochter des Ministers, Madame de Matignon, und einige Hausfreunde. Man nimmt Platz. Beaumarchais gibt vor Allem die Versicherung, dass er unbedingt alle Verbesserungen annehmen wolle, die seine Zuhörer ihm vorschlagen würden.

»Er liest: man unterbricht ihn. Bei jeder Unterbrechung gibt er scheinbar nach, kommt späterhin aber auf seinen

Urtext zurück und vertheidigt schliesslich die kleinsten Einzelheiten mit solcher Gewandtheit und dialektischen Kraft, mit solcher Verflechtung von Scherz und Raisonnement, dass seine Merker immer stiller werden. Man lacht, unterhält sich, applaudirt. Niemand spricht mehr vom Streichen; im Gegentheil: der Eine und der Andere schlägt Zusätze vor. Herr von Breteuil steuert selbst ein Witzwort bei. Beaumarchais dankt dem unverhofften Mitarbeiter mit der Schmeichelei: »Ihr Einfall wird meinen vierten Act retten«. Madame von Matignon wünscht, dass das Band der Gräfin, welches Cherubin Susannen entwendet, von blauer Farbe sein soll. Der Vorschlag findet begeisterte Zustimmung: wer wollte nicht die Farbe von Madame Matignon tragen! Nur — wird der Einfall des Herrn von Breteuil nicht belacht, die Farbe des Bandes von Niemand bewundert werden, wenn Figaro nicht freigegeben wird. »Nein!« meinte Chamfort, wenn er von diesem Abend sprach, »ich bin nie wieder einem solchen Hexenmeister begegnet. Was Beaumarchais zur Rechtfertigung seines Werkes vorbrachte, übertraf durch seinen Geist, seine Originalität und Komik Alles, was er in seiner Komödie auch noch so Lustiges und Geistreiches zum Besten gab. Ich glaubte einen Mann im Champagnerrausch zu sehen, der funkelnde Edelsteine mit seinen Zähnen zerrieb und seine Zuhörer unversehens mit Diamantenstäubchen überschüttete« [1].

Jedenfalls streute er Sand in die Augen Breteuil's, der den König zur Aufhebung seines Verbotes vermochte. Eine einzige Hoffnung hegte Ludwig XVI. noch: er erwartete zuversichtlich, dass das Stück durchfallen werde. »Möglich«, meinte Sophie Arnould, »aber fünfzigmal nacheinander«. Viel weitblickender als der Herrscher erwies sich der Bruder des Königs, Monsieur (nachmals Ludwig XVIII.) mit der Prophezeiung: »Sie werden das Stück zu den Sternen emporheben in dem Wahn, damit einen Sieg über die Regierung davongetragen zu haben« [2].

Am 27. April war endlich der grosse Schlachttag ge-

kommen. Leute aller Stände überflutheten Beaumarchais mit der Bitte um Eintrittskarten. Vierzig Zuschriften kamen in einer Stunde, jede mit dem gleichen Versprechen der Briefsteller, zum Dank für die Gunst des Autors als freiwillige Klatscher ihre Pflicht zu thun. In kunterbuntem Gedränge waren Ludwigsritter und Lastträger stundenlang vor Eröffnung des Theaters vor den Kassenschaltern zu sehen; ehrbare Frauen aus dem Bürgerstand, Herzoginnen etc. übernachteten in den Ankleidecabinen der Schauspielerinnen, um nur gewiss Abends ein Plätzchen, wenn's nicht anders ging, neben den meistgenannten Courtisanen zu erobern; endlich wurden die Wachen weggedrängt, die Thüren eingerannt; selbst die eisernen Gitter hielten dem Ansturm nicht Stand. Kaum die Hälfte der Einlass Heischenden konnte befriedigt werden. Im Saal selbst aber ging vor Beginn der Vorstellung eine Aufregung durch die Massen, die sich beim Erscheinen des siegreichen Admirals Suffren in begeistertem Zurufe, gleich darauf aber in scandalösem Jauchzen Luft machte, als eine vielberedete Hetäre, kaum geheilt von einer hässlichen Krankheit, sich einstellte. Alle Minister waren erschienen: auch die beiden Brüder des Königs. Der Dichter selbst nahm in einer Loge Platz, das Weltkind zwischen zwei Abbé's, die ihm, nach seinem übermüthigen Wort, im äussersten Falle *des secours très-spirituels* spenden sollten. Von halb sechs Abends bis zehn Uhr Nachts währte das Schauspiel[1]. Die Aufführung war bis in die kleinsten Episoden von Beaumarchais' Feuergeist durchwaltet, der Erfolg (nach Grimm's Zeugniss) ein mährchenhafter[2]. Hämische und feindselige Stimmen versuchten wohl, sich geltend zu machen: es wurde ab und zu gezischt und gepfiffen. Monsieur machte kein Hehl aus seinem Unwillen gegen die Komödie[3]. Die urtheilsfähigen, unbefangenen Zuhörer standen aber von Anbeginn in den magischen Kreisen Beaumarchais'. Seit Molière's Tagen war kein Komödiendichter in Frankreich aufgestanden, der solche Gewalt über das Publikum gewann; genau so, wie

[illegible]

des Stückes, der, auf die kürzeste Formel gebracht, mit dem Wort des Grafen Münster zusammenfällt: die Antichambre will in den Salon. Beaumarchais hat gut sagen:

»Weshalb diese weitgreifende Erbitterung gegen mein Werk? Fanden doch alle (?) Censoren nur die unschuldigste aller Handlungen in dem Stück. Ein spanischer Graf ist verliebt in ein junges Mädchen, das er verführen will; sein Vorhaben wird aber zu Schanden gemacht durch die vereinten Bemühungen dieser Kammerzofe, ihres Bräutigams und seiner eigenen Frau, obwohl er durch seinen Rang, sein Vermögen und seine verschwenderische Freigebigkeit unwiderstehlich erscheint«[1] —

für die Zuschauer war der Kleinkrieg Almaviva's und Figaro's mehr, als der Kampf um Susanne: er bedeutete den Kampf um das Herrenrecht in Staat und Gesellschaft. In den Zungenduellen zwischen Gebieter und Diener behielt der Lakai immer das letzte Wort. Und das nicht blos wie die raisonnirenden Zofen in den Molière'schen Komödien, als Chorus des gesunden Menschenverstandes für den Theaterabend, sondern als der Sprecher der fähigen, fleissigen, aufstrebenden Vertreter des dritten Standes, die von allen militärischen Würden, einträglichen Kirchenpfründen und den wichtigsten Staatsämtern ausgeschlossen blieben, während dem Schwarme der Adligen die Anwartschaft auf solche Gnaden oft schon in die Wiege gelegt wurde. Das Talent wurde in Frankreich dazumal, wie Figaro, als Bastard behandelt, und Tausende und Zehntausende jubelten ihm zu, wenn er seine Titel gegen die der höfischen Drohnen abwog und die Summe seiner Betrachtungen in Worten zog, die — lange vor Sieyès' (einem Epigramm Chamfort's entlehnten) Schlagsatz: »Was ist der dritte Stand? Nichts. Was sollte er sein? Alles.« — dieselbe Weisheit verkündigten:

»Weil Sie ein grosser Herr sind, meinen Sie ein grosses Genie zu sein. Adel, Vermögen, Rang, Würden, all das macht so stolz. Und was haben Sie geleistet für so viel Herrlichkeiten? Sie haben sich die Mühe genommen, geboren zu werden: weiter nichts! Im Übrigen ein Alltagsmensch, während

ich, im dunklen Haufen verloren, nur um mich fortzubringen, mehr Witz und Wissen aufwenden musste, als man in den letzten hundert Jahren für die Regierung aller spanischen Provinzen verbraucht hat. Und Sie unterfangen sich, mit mir anzubinden«?

Ebenso lawinenartig dröhnte der Beifall nieder, wenn Figaro das Handwerk des Höflings in die drei Worte zusammenfasste: »empfangen, nehmen, verlangen«. Der Kern des Bürgerthums, der seine patriotischen Dienste von den Machthabern verschmäht und mit Beleidigungen vergolten sah; die aufstrebenden Köpfe, die von Willkür und Censurdruck beengt, jeden Phantasieflug als Verbrechen bedroht sahen; realistische Streber und ideale Freiheitsschwärmer, hochsinnige, aristokratische Reformer und demagogische Missvergnügte: sie Alle fanden eine Weile lang ihre geheimsten Gedanken, ihre Losungsworte und Entwürfe in diesem grössten und verwegensten aller Gelegenheitsstücke.

Der Welterfolg von »Figaro's Hochzeit« gebührt also zunächst dem aristophanischen Zug der Komödie, dem Wagemuth des Dichters, der zum erstenmale auf offener Bühne vergegenwärtigte, was allerdings jahre- und jahrzehntelang vor ihm pathetisch und ironisch, in Versen und Prosa, von Philosophen und Oekonomisten, Träumern und Staatsmännern, in Büchern und Flugschriften war ausgesprochen worden. Diesem Verdienst kommt die Genialität gleich, den zeitlichen Gehalt einer politischen Komödie unlöslich mit Gestalten und Geschichten zu verknüpfen, die unser Herz mit dem ewigen Zauber der Menschennatur, wahrhaftiger Liebe, rühren. Auch in der Wahl dieser Motive und Figuren hat Beaumarchais, wie für die Standreden seines Helden, oft fremde Anregungen benutzt; auch er hat wie Molière sein Gut genommen, wo er es gefunden und das Urbild seines Cherubin einer Erzählung des Marmontel *), die Auftritte im Schlafgemach

*) Die *Contes moraux* Marmontel's, das bekannte und beliebte »Stoffbuch« der Singspiel-Dichter jener Zeit, geben in der Erzählung:

der Gräfin Sedaine's *Gageure imprévue* entnommen, das Meiste aber aus »dem philosophischen Roman seines Lebens« geschöpft. So viel ungemünztes Gold er aber auch Anderen zu danken hat, Umlaufswerth hat ihm doch erst sein Prägestempel verliehen. Der »tolle Tag« ist Beaumarchais so ureigen, wie Götz, Clavigo und Faust Goethe zugehören. Und das in seinen Fehlern nicht minder, als in seinen Vorzügen, in den Besonderheiten des Menschen mehr noch, als des Künstlers. Denn wenn wir Figaro auch nicht schlankweg als Selbstporträt Beaumarchais' ansehen wollen, in der Übung seiner Lebens- und dialektischen Kunst ist er uns schon wiederholt als täuschend ähnlicher Doppelgänger unseres Helden erschienen. Im Monolog des fünften Aktes zumal verräth der Schlosskastellan des Grafen Almaviva diese Wesens-Verwandtschaft:

»Herr da und Knecht dort, wie es dem Glücke gefällt; ehrgeizig aus Eitelkeit, arbeitsam aus Nothwendigkeit, aber träge mit Entzücken; ein Redner, je nach der Gefahr; Poet zu meiner Erholung; Musikus aus Liebhaberei; galant in jähen Anwandlungen, habe ich alles gesehen, alles gethan, alles ausgekostet«.

Bündiger und schlüssiger kann die Summe der Existenz

Le scrupule ou l'amour mécontent de lui-même in der Charakteristik des Pagen Lindor unverkennbar den Vorläufer Cherubin's. »Lindor venait d'obtenir une compagnie de cavalerie au sortir des Pages. La fraîcheur de la jeunesse, l'impatience du désir, l'étourderie et la légèrete qui sont des graces à seize ans et des ridicules à trente, rendirent intéressant aux yeux de Bélise cet enfant bien né qui avait l'honneur d'appartenir à la famille de son époux etc. Il vouloit avoir une jolie maîtresse et un excellent cheval de bataille; il se regardoit dans une glace faisant l'exercice à la Prussienne. Ce mélange de frivolité et d'héroïsme est peut-être ce qu'il y a de plus séduisant aux yeux d'une femme« etc. etc. Auch an leibhaftigen Urbildern Cherubin's war Überfluss: die meisten Almavivas waren Cherubins in ihrer Kindheit gewesen. Und was für Lauzun, Richelieu etc. zutraf, das wiederholte sich auch in anderen Sphären: Rousseau's Turiner Abenteuer, selbst die ersten Liebschaften Casanova's lassen die Geschichten von Marmontel, Dorat, Louvet de Couvray etc. nur als matte Nachbildungen der Wirklichkeit erscheinen.

des Memoirenschreibers, Dramendichters, Hofvirtuosen, diplomatischen Agenten etc. nicht gezogen werden. Aber auch in bedenklicheren Punkten verleugnet Figaro die Eigenheiten und Liebhabereien Beaumarchais' nicht. So scharf er die Adelsprivilegien abtrumpft, er träumt doch immer von hochadeligen Eltern, wie Beaumarchais selbst nicht eilig genug sich *lettres de noblesse* anschaffen konnte. An die Rohheit des jungen Caron seiner Mutter gegenüber (s. S. 17) werden wir aber durch den Schandfleck des Stückes erinnert: das abscheuliche Motiv, dass Figaro Marzellinen drei volle Akte lang als liebestolle Furie schmäht und hänselt, um nach einer jähen Wiedererkennung die Alte als seine Mutter zärtlich an's Herz zu drücken, nebenher aber die Stimme des Blutes zu ironisiren [1]. Die Selbstgefälligkeit dieses »Professors der Insolenz« wird von Almaviva gelegentlich sehr ruhig, ohne Geistreichelei, aber so kurz und scharf zurückgewiesen, dass ein so frei und vornehm gesinnter Mann, wie Sainte-Beuve, »alles erwogen, lieber in einer Gesellschaft leben wollte, in welcher die Almavivas, als die Figaros die Oberhand haben«. Am schlimmsten spielt dem Helden des »tollen Tages« seine Ränkesucht mit. Dabei ergeht es Figaro auf der Bühne genau so, wie Beaumarchais im Leben: sein Übereifer macht ihn zu Schanden. Sein Anschlag, den Grafen durch ein Brieflein von Susannen abzulenken und seine Eifersucht gegen die Gräfin zu erregen, ist dermaßen überkünstelt, dass nur die Geistesgegenwart Susannens und die feurige Entschlossenheit Cherubin's den Jähzorn Almaviva's eindämmen können. Ebensowenig bewährt sich der Mann der Vorsehung in seinem Rechtsstreit, und geradezu stümperhaft nehmen sich seine Anzettelungen, den Grafen durch eine Doppelgängerin Susannens zu täuschen, neben dem mit künstlerischer Überlegenheit entworfenen Maskenscherz der Gräfin aus. Beschämt muss Figaro bekennen, dass die Männer im Vergleich mit den zehn- und zwölftausendmal gescheiteren Frauen nur Kinder in der Politik seien, und

zuguterletzt werden Herrin und Dienerin, die nur vorhatten *einen* Fuchs zu zähmen, gleich ihrer zwei fangen. So erweist sich als die eigentliche Besiegerin Almaviva's Susanne, wie sein wahrer Besieger Cherubin ist. Der Mutterwitz und die angeborene feine Sitte der Kammerzofe (dieser auch dichterisch ebenbürtigen Vertrauten Rosinens), die Anmuth und Jugendfrische Cherubin's vergegenwärtigen, überzeugender als die wortreichsten Gespräche und Selbstgespräche Figaro's, die Wahrheit: dass der Zauber der Naturgaben mächtiger als alle Rechte der Geburt, dass gegen die Urgewalt echter, halb gestammelter Empfindungslaute aller äussere Glanz nicht aufkommt. Wie ein Spätling der unvergänglichen Hirtengeschichte von »Daphnis und Chloe« entzückt uns *Cherubino di amore*. Ein Hauch reinster, naiver Volksdichtung hat den Dichter gestreift, als er mehr andeutend wie verdeutlichend die tief menschlichen Regungen der verlassenen Gräfin für ihr Pathenkind und die stürmischen ersten Wallungen dieses zärtlichen Knaben verfestigte. Echtes Finderglück hat ihm diesen elfenhaften Amor entgegengeführt, dem mit den Sympathieen aller Frauen in Aguas frescas, mit den sentimentalen Empfindungen der Gräfin, der Frohnatur Susannens, den täppischen Gunstbezeugungen Fanchons auch heute noch die Herzen aller Leser und Zuschauer zufliegen. Kindlich rein hebt sich bei aller Leidenschaftlichkeit seine erwachende Neigung für die Gräfin von dem schwülen Grundmotiv des Stückes ab, dessen Vorwurf von der ersten bis zur letzten Scene der Graf von Artois mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck erschöpfte[1]. »Wie könnte aber (so fügt Grimm dieser Kritik Artois' hinzu) eine Komödie, die aus nichts als aus diesem Stoff gemacht ist, etwas anderes sein, als ein Werk des Genies?« Die Halbwahrheit ist gottlob leicht zu widerlegen und das durch eine Schöpfung, welche den »tollen Tag«, jedem Angriff unerreichbar, in eine reine Region deutschen Gefühlslebens emporgehoben hat: Mozart's *Nozze di Figaro.*

Mozart hat selbst den Wunsch ausgesprochen, die Weltkomödie in Musik zu setzen, und Da Ponte hat mit grosser Kunst ein Textbuch geschaffen, das seines Tondichters würdig war. Ohne einen wesentlichen Zug der Hauptcharaktere und -Motive preiszugeben, hielt er es bei allen heiklen Wendungen mit der Weisheit seines Figaro: »das Weitere, das Weitere verschweig' ich«. Und siehe da: auch frei von allen grobsinnlichen Schlacken, losgelöst von allen politischen und socialen Vorbedingungen, bewährte sich »Figaro's Hochzeit« als das beste aller musikalischen Lustspiele, wie »Don Juan« das genialste aller musikalischen Dramen bleibt. Beaumarchais tritt hinter Mozart soweit zurück, wie in unserer Oper, bezeichnend genug, Figaro hinter Cherubin zurückzutreten hat: denn was der Librettist dem »Tollen Tag« an geistvollen Zwischenspielen nehmen musste, das vergalt ihm Mozart tausendfach durch seinen goldenen Humor. Wo Beaumarchais mit cynischen Redensarten einsetzt, schlägt Mozart Laute der keuschesten Innigkeit an. Niemals ist glückliche und verrathene Liebe, Sehnsucht und Eifersucht, naive und sentimentalische Leidenschaft vielseitiger und wahrer zum Ausdruck gebracht worden. Wo Beaumarchais als Schalk verneint, reizt und wirkt, da entzückt uns Mozart als »einer der ächten Göttersöhne mit lebendig reicher Schöne«. Die Krone der Oper bleibt aber Susannens Arie: *Giunse al fin il momento;* reinste deutsche Empfindung durchwaltet diese Weise, die, wo die Worte für unsagbare Gefühle bräutlicher Erwartung verstummen, mit überirdischen Tönen unser Gemüth ergreift. So oft diese Harmonieen angestimmt werden, überkommt jeden Fühlenden die Ahnung einer besseren, von aller Erdenschwere befreiten Welt. Susannen's Wunsch: »Komm, o Trauter, dass ich mit Rosen kränze Dein Haupt« wird in uns Allen lebendig, dem Musensohn selbst gegenüber, dessen Bildsäulen immerfort frisch blühender Blumenschmuck zieren sollte. Die Besten aller Völker, von Rossini bis auf Richard Wagner, von Boieldieu bis auf Otto Jahn und

Berthold Auerbach haben die Läuterung, mit der Mozart den »tollen Tag« sublimirte, in Weisen und Worten gepriesen [1]. Niemand aber feierte den Genius, der ohne Widerrede bis zu dieser Stunde der hilfreichste Schutzpatron von Beaumarchais' Komödie ist und bleibt, begeisterter als David Friedrich Strauss:

Wo ist ein Sänger so wie Du der Liebe?
Wo einer, der ihr wundersames Walten
In allen Arten, Stufen und Gestalten
In Tongemälden so wie Du umschriebe?

Vom ersten Knospen scheu verhüllter Triebe
Bis wo sie sich zur Blüthenpracht entfalten,
Vom Sinnenrausch, den keine Zügel halten,
Bis zu dem zarten Seelenhauch: Ich liebe.

Hier hast Du nun der saubern Liebesvögel
Ein ganzes Nest, ein volles, ausgenommen
Und zeigst sie uns mit allen ihren Streichen.

Der ist kaum flügg'; der fliegt mit vollem Segel;
Ein Dritter hat schon etwas abbekommen.
Ein Durcheinander ohne seinesgleichen.

Ein Durcheinander ohne seinesgleichen! das in Paris im Schlussvaudeville ursprünglich mit dem fröhlichen, versöhnlichen Wort ausklingen sollte: *Tout finit par des chansons.* Aber es stand geschrieben, dass das Nachspiel von »Figaro's Hochzeit« in Paris und Versailles minder harmlos enden sollte, als auf dem Herrensitze des Grosscorregidors von Andalusien. Vom 27. April 1784 an brachte jeder Tag Beaumarchais neue, immer gefährlichere Anfeindungen. Zunächst hiess es, er habe als Urbild seiner Gräfin die erste Frau des Reiches im Auge gehabt [2]; nach der fünften Vorstellung flatterten ebenso boshafte, als gemeine Spottverse in Hunderten von Exemplaren aus dem Paradies in das Parterre. Beaumarchais heisst anfangs solche Angriffe als gute Reklamen willkommen. Er zeigt nicht ohne Stolz den dicken Sammelband, in welchem er die ungezählten Gassenhauer, Pamphlete, Epigramme etc. für und wider den »tollen Tag« aufbewahrt. Er macht hohen Gästen, wie Gustav III. von

Schweden, bei ihren Theaterbesuchen die Honneurs, unbekümmert darum, dass dieser Fürst das Stück nicht *indecent,* sondern *insolent* nennt und Tags darauf mit Behagen akademische Sticheleien Suard's gegen diese Verderbniss des Theaters in einer Galasitzung der vierzig Unsterblichen mit anhört. Was verschlägt's, wenn die Leute schelten? sie Alle, voran Gustav III., gehen trotzdem gleich nachher zum zweiten und dritten Male zu dem geschmähten Stück. Ende August betragen die Einnahmen schon 150,000 Francs[1]. Schweigen die Andern, so ersinnt er selbst Allerlei, um die Theatergänger reden zu machen und heranzuziehen. So bestimmt er u. A. den Reinertrag der 50. Vorstellung — dazumal noch kein so verbrauchtes Reizmittel wie heutzutage — wohlthätigen Zwecken: der Begründung einer Anstalt, in welcher arme Mütter ihre Säuglinge stillen sollen. Das Vorhaben gibt Anlass zu dem Stachelreim:

Weh! Beaumarchais übt Tugend!
Doch büssen wir es bitter!
Der Milch bezahlt der Jugend,
Vergiftet alle Mütter.

Aber gefährlichere Gegner, als die Eintagsdichter solcher Verse und aller Parodieen *(la folle soirée, les amours de Chérubin* etc.) erstehen Beaumarchais: der Erzbischof von Paris, selbst kein Mann der Feder, liess sich von seinem Amtsbruder, dem Erzbischof von Sens, einen Hirtenbrief aufsetzen, in welchem er gegen die neue Voltaire-Ausgabe und den »tollen Tag« eiferte. Beaumarchais antwortete mit einem »Geistreichen Preislied auf einen geistlichen Fastenbrief«, zum grossen Missvergnügen des Königs, der ihn vor den Polizeilieutenant fordern liess. Dort leugnete unser Dichter, die boshaften Verse verfasst zu haben, oder richtiger: er half sich nach Voltaire's Muster mit einer witzigen Ausflucht. Er erklärte: »So wahr der Fastenbrief vom Erzbischof von Paris, so wahr sei das Spottlied von ihm«[2].

Der Unmuth Ludwigs XVI. war also auf's höchste gestiegen, als ein neuer Zwischenfall das Maß voll machte.

Anlässlich der Wohlthätigkeits-Vorstellung war Beaumarchais auf das gehässigste im *Journal de Paris* angegriffen worden; u. A. wurde da gefragt, was denn aus der kleinen, im »tollen Tag« mit Schweigen übergangenen, Figaro geworden sei, welcher Rosine im »Barbier« Bonbons zuwenden will? Beaumarchais antwortet schlagfertig: die kleine Figaro heisse von Haus aus Geneviève Valois und führe den Namen des »Barbiers« nur, weil dieser als wandernder Handwerksbursche sie in Frankreich unter seinen Schutz genommen. Dort habe sie einen sicheren Lecluze geheirathet, einen Lastträger, der vor ein paar Tagen vom Krahn der Auslade-Maschine beim Port St. Nicolas erfasst und zermalmt wurde. Die sinnreiche Abfertigung, mit welcher zuguterletzt Beaumarchais den unglücklichen Hinterbliebenen ein paar Louis spendete, missfiel aber seinen namenlosen Gegnern, welche die Polemik gehässig und pedantisch fortsetzten.

Der Unglücksfall, so lautet die Erwiederung, habe sich erst am 27. September zugetragen; der »tolle Tag« aber datire aus früherer Zeit; Beaumarchais gebrauche dasselbe Sophisma, wie andere grosse Männer, z. B. Scipio Africanus, der vorgeladen, um sich vor dem Volk zu verantworten, kurzweg meinte: »Römer! an dem und dem Tag hab' ich die Punier besiegt! kommt, lasst uns den Göttern danken!«

Beaumarchais antwortet in bester Laune:

Man nenne in England Leute, welche sich der Erfüllung einer Ehrenpflicht mit Ausreden entziehen, hinkende Enten. So was dergleichen wären auch wohl seine Widersacher, die nur schelten und nichts für die Armuth thun. Seines Erachtens sei von einer armen Mutter, die ihr Kind stillt, nicht halb soweit zur kleinen Figaro, wie von Scipio Africanus zu *Beaumarchais Americanus*[1].

Nun hebt der Federkrieg aber erst recht an: »ein Abbé, dem sein Beruf verwehrt, das Theater zu besuchen«, meldet sich zum Wort.

Er habe den »tollen Tag« nicht gesehen, allein Niemand in Paris könne sich dem Ruf dieses Stückes entziehen. Jeder

Packträger und jede Wäscherin habe zum mindesten einmal »Figaro's Hochzeit« mitgemacht[1]. Besonders entzückt seien diese Leute aber gewesen, als sie ihre Sprechweise ebenso getreu wiederfanden, wie bei den Jahrmarkts-Gauklern und Seiltänzern, so dass, wenn (was Gott verhüten möge) sein Stück zu Grunde ginge, dessen Dialog fast vollständig in der guten Gesellschaft der Vorstädte wieder zu Stande gebracht werden könne. Figaro's Name sei solcherart beim gemeinen Volk so populär geworden, wie Tartüffe bei den Leuten von Welt; Figaro sei in diesen Kreisen gleichbedeutend mit jeder nichtsnutzigen Creatur. Der Briefsteller habe Katzen, Hunde, Fiakerpferde *Figaro* anrufen hören. Just diese bedenkliche Popularität eines Namens, der Beaumarchais' Ruhm ausmache, könne aber das Unglück rechtschaffener Menschen herbeiführen. Das hätte er wohl bedenken sollen, als er das Elend der Wittwe Lecluze nicht anders zu lindern wusste, als indem er ihr den Spitznamen der »kleinen Figaro« anhängte, der ihrem ehrlichen Fortkommen dauernd im Weg stehen könnte. Welcher heikle Kleinbürger wird eine »junge Figaro« heimführen? welcher redliche, von Kind auf mit einem so schmachvollen Beinamen behaftete Handwerker dürfe hoffen, jemals Zunftmeister zu werden?

Der Abbé erbittet ein Wort der Erwiederung auf diese Einwürfe, und Beaumarchais gibt sie rasch, gereizt, scharf und witzig.

»Wie, Mathan (so fragt er mit einem Schlagsatz aus Athalie) ist dies die Sprache eines Priesters? Und wie will Jemand, der mit dem Namen eines Priesters Missbrauch treibt, es wagen, Andern Lehren zu ertheilen? Wer gäbe sich heutzutage nicht als Abbé aus? Vormals ein Ehrentitel für bevorzugte Priester, verweise man längst jeden Schurken und Dummkopf mit den Worten zur Ruhe: Still, Abbé! marsch fort, Abbé! Seine anonymen Widersacher würden ihre Antwort in der Vorrede zum »tollen Tag« finden. Welches Kleid sie auch immer tragen mögen, man würde sie daselbst wieder erkennen. Welchen Zweck, meine Herren, verfolgen Sie also mit der Veröffentlichung ihrer Thorheiten? Gedenken Sie mich, der ich *Löwen* und *Tiger* besiegen musste, um mein Stück auf die Bühne zu bringen, zu dem Geschäft einer holländischen Magd zu verdammen, die allmorgendlich mit dem Flederwisch das zudringliche Ungeziefer der Nacht todtschlägt?« In dem Ton geht es fort bis zur Schlusswendung: »wenn Sie die Stadtpost um das Privilegium bringen wollen, mir zum Lohn für meine Mildthätigkeit täglich anonyme Beleidigungen zu Theil werden zu lassen, werde ich genöthigt sein, weiter nach-

zuforschen. Und jedes Tribunal wird die Herausgeber des *Journal de Paris* nöthigen, den Namen des flüchtigen *contumax* an den öffentlichen Schandpfahl ihres Blattes zu nageln«.

Mit dieser Vermuthung griff Beaumarchais aber fehl. Entweder hatte ihn sein Spürsinn im Stiche gelassen oder sein bisheriger Erfolg übermüthig gemacht. Der Anonymus, gegen den er eine so drohende Sprache führte, war weder Suard's Bruder, noch der Akademiker selbst, sondern der Graf von Provence, des Königs Bruder, der nachmalige Ludwig XVIII., der mit geschlossenem Visir zu diesem publicistischen Turnier ausgerückt war. Die Sache dieses Gegners war es nun freilich nicht, geistreiche Ausfälle mit geistreicher Abwehr heimzugeben: in seiner Macht aber stand es, beim König Genugthuung zu heischen. Schon längst hatten die Getreuen Luwigs XVI. nach einem Anlass gesucht, den Frechen zu erniedrigen. Tag um Tag erwartete man, von seiner Abführung in die Bastille zu hören. Was aber nach den verwegensten Hohnreden Figaro's gegen Adel und Richterstand, was nach der dreisten Verhöhnung des Erzbischofs von Paris nicht geschehen war, das brachte nun eine gewiss unschuldig vermeinte Antithese des letzten Zeitungsartikels zu Stande. Man redete dem König ein: Beaumarchais habe unter den Löwen und Tigern, welche sich vergebens der Aufführung des »tollen Tages« widersetzt, seine geheiligte Person und seinen Anhang treffen wollen, und in überwallendem Jähzorn schreibt Ludwig XVI. beim Kartenspiel auf ein Pique-Ass den Befehl, Beaumarchais sofort nach — Saint-Lazare zu führen. Der Name dieses Gefängnisses war ein Brandmal für Jeden, der in diese Zwangs-Arbeits-Anstalt für verlotterte Priester und jugendliche Züchtlinge verwiesen wurde: galt doch in Saint-Lazare der Staupbesen als Hausmittel! Der König gab mit diesem Machtspruch seiner innersten Gesinnung Ausdruck: er verwies Beaumarchais, der ihm seit den Wiener Abenteuern bis zu dem Triumph des »Tollen Tages« immer widerwärtiger geworden, in eine Reihe mit verwahrlosten

Gassenjungen. Menschlich begreiflich war dieses Zorngericht, das Beaumarchais' Stellung für immer erschütterte; eines Königs würdig war solche Rache nicht. Im Process Goezmann hatte ein Parlament ohne Ansehen und Haltung vergeblich versucht, Beaumarchais zu infamiren: diesmal aber häufte ein Herrscher, der mit Recht als der erste Ehrenmann des Reiches galt, Schmach und Verachtung auf Beaumarchais' Haupt.

Anfangs schwirren nur dunkle Gerüchte durch Paris; bald aber wird der Sachverhalt bekannt. Beaumarchais, so heisst es, sei Dienstag, 5. März 1785, vom Polizeicommissär Chenu unter starker Bedeckung nach St. Lazare gebracht worden. Als der Bote des Königs bei ihm eintraf, war er gerade mit dem Prinzen von Nassau-Siegen und dem Abbé Calonne beim Abendessen. Er empfing den Polizeicommissär ruhig, bat, nur seine Papiere nicht zu versiegeln, da er als Kaufherr zu viele laufende Geschäfte habe, und war gefasst, in das Staatsgefängniss zu gehen. Erst als er hörte, welche Schande man ihm durch die Wahl seines Kerkers angethan, soll er in Thränen ausgebrochen sein. Zur dauernden Unehre der Lebewelt jener Zeit muss gesagt werden, dass sie anfangs die Nachricht mit ausgelassener Schadenfreude aufnahm. Die boshaftesten Carricaturen wechselten mit abscheulichen Spottliedern. Den einzigen, traurigen Spass, den ich in Rivarol's vielberufener Parodie der Erzählung Theramens entdecken konnte, hat ihm ein Zeichner vorweggenommen: er verkündet, dass Beaumarchais zum Willkomm von einem Lazaristen ein Schilling aufgemessen worden.

Nach diesen ersten Freudenausbrüchen fragt man nach den Ursachen der selbst unter diesem Regiment ungewöhnlichen Maßregel. Der Eine schiebt sie auf die Verspottung des Hirtenbriefes, ein Anderer auf Beaumarchais' Absicht, seine Vorrede drucken zu lassen. Endlich hört man das eigentliche Motiv: die publicistische Beleidigung des Grafen von Provence, zu welcher Beaumarchais übrigens bewusst

und tückisch herausgefordert worden. »Er liefert sich selbst an's Messer«, meinte der Censor Guidi (s. o. S. 486), als er den verhängnissvollen Brief in die Druckerei gab: »man muss ihn gewähren lassen«[1].

Der Einzige, der sich während der Katastrophe männlich und gefasst benimmt, ist Beaumarchais selbst. Er empfängt in St. Lazare Gudin, seinen Arzt und seinen Kassier. Mittlerweile kommen die Einsichtigeren zur Besinnung. Der unvermeidliche Rückschlag tritt ein: alle Welt schreit Tyrannei! Jeder Eine sieht sich gefährdet, derselben Willkür preisgegeben. Selbst bei Hofe regt sich Nachbedacht: man will Beaumarchais aus der Haft entlassen. Der aber weigert sich auf das Entschiedenste, St. Lazare zu verlassen, bevor man ihm die Gründe seiner Verhaftung mitgetheilt. Erst dem eindringlichen Versprechen des Polizeilieutenants, es werde ihm volle Genugthuung widerfahren, gelingt es, ihn nach sechstägigem Aufenthalt in St. Lazare zur Rückkehr in sein Haus zu vermögen. Seine Lebensgefährtin und seine Tochter Eugenie empfangen ihn in tiefster Bewegung: sie fallen ihm zu Füssen. Hundert Karossen fahren am nächsten Tage bei ihm vor[2]. Er aber schenkt den Armen eine grosse Summe und erklärt, Niemanden zu empfangen, bevor nicht die Schmach von ihm genommen. Er verzichtet auf seine Hof-Stelle im Jagdgericht[3], denn er sei durch die ihm angethane Unbill gestrichen aus der Reihe der Lebendigen; ja, er verdammt sich selbst zu dauerndem Hausarrest. Erst nachdem der König seine Rechtfertigung gelesen und darüber entschieden, will er sich wieder unter die Augen der Menschen wagen. Der Eingang dieser an Ludwig XVI. gerichteten Denkschrift zählt mit zu dem Markigsten und Muthigsten, was je aus seiner Feder geflossen[4].

»Angenommen, dass in Frankreich ein Mensch so völlig verrückt sein könnte, den König in einem censurirten, öffentlich abgedruckten Brief zu beschimpfen, möge man doch bedenken, in welchem Zeitpunkt dies geschehen? Just in dem Augenblick, in welchem Ludwig XVI. mit seinen Ministern über Beaumarchais' Millionenforderungen in der amerikanischen

Sache schlüssig werden sollte; in dem Augenblick, in welchem ihm Vergennes 200,000 Francs für den Ankauf wichtiger Urkundensammlungen ersetzen sollte[1]; just in dem Augenblick, in welchem er mit der Bitte um endgiltige Regelung des Autorenrechtes sich an Breteuil herangewagt. Nur seine Feinde hätten diese Nichtswürdigkeit ausgeheckt und die Voreingenommenheit des Königs (der einzige Fehler edler Seelen, nach d'Aguesseau) missbraucht. Sei er des für jeden Franzosen unsühnbaren Frevels schuldig, den König beleidigt zu haben, dann gäbe es für ihn nur eine Strafe: den Tod Form Rechtens zuerkannt. Er aber habe sich mit grösserer Strenge geprüft, als das irgend ein Gericht vermöchte, und er wage in seinem Schmerze — nicht in seiner Erniedrigung, denn die stamme nur aus dem Schuldbewusstsein — zu behaupten, dass er nicht einmal die Ungnade, geschweige den Hass des Königs verdient habe. Da aber jeder Schuldige diese Sprache führen könnte, verweise er seinen Herrn auf das einzige Mittel, sich dessen zu vergewissern: er unterwerfe sich allen Formen des peinlichen Rechtes; nur heische er Gerechtigkeit, sonst sei er zeitlebens aus der Reihe der Bürger verstossen. Ein Willkürakt könne weder seine noch irgend eines Menschen Ehre besudeln; in Frankreich aber sei auch das gesellschaftliche Herkommen von höchster Bedeutung und — nun kommt die hässliche Wendung — sein Vermögen, wie das von fünfzig mit ihm befreundeten und verbundenen Kaufleuten heische gebieterisch, dass die Wolke verschwinde, welche vor der Nation, vor Europa und Amerika seine Person und seinen Credit verdunkle«.

Ludwig XVI. versteht den Wink. Mit königlicher Freigebigkeit werden Beaumarchais' Geldforderungen bewilligt: mit Genehmigung Vergennes' erkennt man Rodrigue Hortalez als Ersatz für seine Ansprüche vor, aus und nach dem Tag von La Grenade 2,150,000 Francs zu. Es war allerdings nicht schwer, so freigebig mit Steuergeldern zu sein, die man Niemanden zu verrechnen hatte[2]. Neben dieser vollwichtigen Genugthuung liess sich der gutmüthige Monarch auch zu einer Scheinbusse herbei: er liess Beaumarchais 1200 Francs Pension aus seiner Privatschatulle anweisen. Zuguterletzt erhielt der Poet endlich auch die Erlaubniss, die Vorrede zum »Tollen Tag« zu veröffentlichen. Um die Theatereinnahmen nicht zu schmälern, hatte Beaumarchais gezögert, seine Komödie drucken zu lassen, im Übrigen aber den Erfolg dieser Buch-

ausgabe und ihrer Neuigkeit, der Vorrede, so sorgsam vorbereitet, wie den der ersten Aufführung. Seine Feinde und Neider (unter Anderen Suard) hatten denn auch nicht wenig gebangt, ihre akademischen, gesellschaftlichen und versteckten Angriffe heimgezahlt zu bekommen[1]. Die Besorgniss hatte ihren guten Grund: erregte doch die Vorrede der Komödie ebensoviel Aufmerksamkeit, als das Werk selbst. Beaumarchais warf sich mit seiner echt rhetorischen Art und Kunst zum Anwalt seiner eigenen Person und jeder einzelnen Gestalt seiner Komödie, zum Lobredner der Darsteller und all seiner früheren Stücke, zum Propheten seiner beiden folgenden Werke (»Tarare« und »die schuldige Mutter«), nebenher aber auch zum Ankläger all seiner Gegner vom König bis zum letzten Blättler auf. Selbstverständlich fehlt auch in dieser Advokatenarbeit das sentimentale, nicht sonderlich gelungene Zwischenspiel nicht: er nimmt Marcellinens Schicksal zum Anlass, des traurigen Looses alternder Mädchen und des unwürdigen Wettbewerbes zu gedenken, den stickende Männer etc. der Frauenarbeit machen. Mehr als einmal kommt aber auch der gesunde Menschenverstand zu Wort, so wenn er das gute Dichterrecht wahrt, seine Modelle, unbekümmert um Ziererei und Gleissnerei, frischweg aus der Wirklichkeit zu holen.

Niemals, so wiederholt er nachdrücklich, habe die Zügellosigkeit der Sitten sich mit solcher Empfindlichkeit der Theatergänger gepaart. Molière hätte einem solchen Publikum gegenüber seine Marquis und Blaustrümpfe, seine Ärzte und adelssüchtige Spiessbürger so wenig durchsetzen können, wie seinen *Tartüffe*. Racine würde mit seinen *Plaideurs* den Unwillen aller Sachwalter erregt, Lesage mit dem *Turcaret* alle Pächter und Unterpächter der Salz-, Getränke-, Getreidesteuer etc. sich auf den Hals geschafft haben. Deshalb habe er sich gesagt: dass ein Mann von muthiger Entschlossenheit dem Verfall der Komödie entgegentreten müsse. Tiefe Moral könne aber nur durch starke Situationen gelehrt werden. In der Tragödie stosse sich auch Niemand an Blutschande, Königsmord etc. wie in Phädra und Makbeth. Molière wagte im Tartüffe die bedenklichsten Scenen. Die Komödie dürfte also keineswegs auf tugendhafte Charaktere beschränkt bleiben. Weil der Löwe wild, der Wolf raubgierig, der Fuchs

verschlagen ist, wäre die Fabel ohne Moral? Und was ist jede Fabel anders, als eine leichtere Form des Lustspiels, wie jedes Lustspiel nur eine ausgeführte Fabel ist, eine schillernde Halbwahrheit, die nur der Schlusspointe zulieb gesetzt ist: der ganze Unterschied bestehe darin, dass in der Fabel die Thiere Verstand haben, während in unseren Komödien die Menschen oft wilder, als bösartige Bestien seien. Laster und Missbräuche unverhüllt darzustellen sei die Aufgabe desjenigen, der sich der Schaubühne zuwende: er moralisire nun lachend oder weine moralisirend, er sei Heraklit oder Demokrit: er hat kein anderes Gesetz zu befolgen. Weshalb seien nun ihm, der nichts anderes gethan, auf der Kanzel und bei Hofe, unter den Grossen, wie unter ihren gedungenen Soldschreibern, vor und nach der Aufführung soviele Feinde erstanden? Einzig und allein deshalb, weil der Verfasser, statt es an einem einzelnen, lasterhaften Charakter genug sein zu lassen, wie Regnard im Spieler, Destouches im Ehrsüchtigen, Molière im Geizigen und dem Tartüffe, seinen Plan so angelegt hat, dass er eine ganze Reihe tiefgewurzelter Missbräuche, durch welche die Gesellschaft geplagt und zerstört werde, tadeln und angreifen wollte. Was aber durfte er auf der Bühne einem grossen Herrn vorwerfen, ohne alle zu beleidigen? Doch wohl nur ihre übertriebene Galanterie, denn dies gerade sei der Fehler, zu dem sie selbst sich am liebsten, fast geschmeichelt, bekennen [1]. »Und auch der Fehler, den ich dem Grafen andichtete, würde kein Lachen erregt haben, wenn ich Almaviva nicht den muntersten Charakter seiner Nation, Figaro, entgegengestellt hätte, der, während er sein Anrecht auf Susanne vertheidigt, zugleich über die Entwürfe seines Herrn spottet und es in komischer Entrüstung dem Grafen übelnimmt, dass er es im Überlisten mit ihm, einem ausgelernten Meister in dieser Kunst, aufnehmen will...«

Hier lag allerdings die grosse Neuerung. Bis dahin war der Kavalier, wie im Leben, so auch auf der Bühne Respektsperson, den seine Adelsvorrechte davor schützten, gleich der *canaille* verspottet und zum Besten gehalten zu werden. In guten Abhandlungen und dicken Büchern ist der Umschwung, den Beaumarchais' Werk in diesem altüberkommenen Verhältniss herbeigeführt, gepriesen worden [2]. Wie er im Barbier einen komischen Alten von nicht gemeiner Verschmitztheit an Stelle des herkömmlichen schwachköpfigen *Geronte* setzte, beschied er Figaro als Widerpart einen ritterlichen, mit allen Gaben des Glückes

ausgestatteten Almaviva, der oft beschämt und niemals erniedrigt, mit edlem Anstand, so gewinnend als möglich vergegenwärtigt wird. Je glänzender sein Wesen, je imposanter seine Machtfülle, desto glorreicher erscheint der Sieg Figaro's und seines Mutterwitzes. Niemand wird alle Zwischenfälle dieses von zwei so ungleichen Gegnern geführten Kampfes, der zuguterletzt zum Triumph des Wehrlosen ausschlägt, beredter und wohlgefälliger schildern, als Beaumarchais dies gethan[1]. Und gewiss: Almaviva und Figaro gehören fortan der Weltlitteratur, sie stehen nebeneinander wie ihre engeren Landsleute Don Quijote und Sancho Pansa, Don Juan und Leporello. Es verringert auch Beaumarchais' Verdienst nicht, dass er, bewusst oder unbewusst, mit diesem Vorwurf ein gallisches Lieblingsmotiv verjüngte, den schon im Thierepos wunderbar behandelten Vorwurf des siegreichen Kampfes von List und Witz wider die brutale Gewalt[2]. Im Vollgefühl dieser dauernden, künstlerischen Bedeutung seines Werkes erklärt Beaumarchais denn auch in seiner Vorrede: »Ich schreibe diese Blätter nicht für meine gegenwärtigen Leser: erst nach 80 Jahren werden die Schriftsteller jener Zeit ihr Schicksal mit dem unsrigen vergleichen und unsere Nachkommen aus meiner Darstellung sehen, um welchen Preis man ihren Vorfahren die Zeit vertreiben durfte«. Die achtzig Jahre der Prüfung sind längst um. Während aber Victor Hugo, Taine, Dumas fils wetteifern, Beaumarchais als genialen Schöpfer einer neuen, der socialen, Komödie zu verherrlichen, merken Schauspieler und Publikum zu ihrem eigenen Erstaunen, dass der »tolle Tag« auf der Bühne lang, ab und zu sogar langweilig erscheint. Börne schob in den Dreissigerjahren die Schuld dieser Thatsache der schlechten Darstellung zu. Paul de Saint-Victor, sonst ein begeisterter Verehrer dieses dramatischen Bacchanals, findet Figaro selbst »nahezu unausstehlich an seinem Hochzeitstag«[3]. Michelet begegnet dem Werk mit leidenschaftlicher Abneigung: die Mildesten verspüren bisweilen nach einer Aufführung des

»Tollen Tages« leichten Katzenjammer nach dieser *débauche de l'esprit.* Kein Zweifel, dass in der Theaterwirkung Mozarts Oper das Lustspiel überflügelt, ausserhalb Frankreichs sogar gänzlich verdrängt hat. Die technischen Mängel der Komödie (die Niemandem besser bekannt waren als Beaumarchais[1]) treten im Schauspielhaus mit grausamer Deutlichkeit hervor. Auch verehren wir in Figaro längst keinen Revolutionär mehr: der Raisonneur, der uns am Lesetisch noch immer unterhält, ermüdet mehr und mehr auf der Scene. Beaumarchais, der Modernste der Modernen seiner Zeit, wird heutzutage, als Theaterdichter des »Tollen Tages«, mehr aus historischen Gründen, als der lebendigen Bühnenwirkung zu Gefallen, gespielt. Mag solche Pietät aber auch für Frankreich volle Geltung haben, in Deutschland wird (trotz aller besser gemeinten als gerathenen Bearbeitungen) *La folle journée* am besten nach wie vor Buchdrama bleiben. An ungezählten dankbaren Lesern wird es dem Stück als unvergänglichem Denkmal der französischen Nationallitteratur nie fehlen, das unter den Werken des Jahrhunderts nur mit Montesquieu's *Lettres persanes,* Voltaire's *Candide,* Diderot's *Neveu de Rameau* verglichen werden kann. Rächend und strafend hielten diese Meister der todesreifen Gesellschaft jener Zeit den Spiegel vor. Auf die Dauer aber lässt es sich ein ganzes, grosses Volk nicht genug sein an Spott und Hohn. Ein paar Jahre lang jauchzte Alles den geistreichen Sticheleien Figaro's zu, wie wohl auch Shakespeare'sche Heerlager den Scheltreden der Vorposten zuhorchen, ehe der Kampf anhebt. Allein im Gedränge der Schlacht vergisst man alsbald aller überflüssigen, wenn auch noch so geistsprühenden Witzworte. Man fordert Thaten. Was Turgot, Malesherbes, Mirabeau mit übermenschlicher Anstrengung, was Robespierre durch einen blutigen Aderlass bewirken wollte, ging erst durch Napoleon theilweise in Erfüllung. Auch hier verhalfen nur Blut und Eisen, nicht Satiren und Possenspiele dem Losungswort des Jahrhunderts zum Durchbruch: *La carrière ouverte aux talents.*

Sechstes Buch.

DER CITOYEN CARON BEAUMARCHAIS.

Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworb'nes Recht?
Du bist getäuscht in Deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht Dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich missgehandelt,
Ein grosser Aufwand, schmählich! ist verthan.
— — — — — — — — — — — —
Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluss bemächtigt.

Mephistopheles: Faust. (Der Tragödie zweiter Theil.)

I. „Tarare“ und der Process Kornmann.

J'ai besoin de me reposer; non dans l'inaction, je ne le puis; mais dans le changement d'occupation; c'est ma vie.

Beaumarchais: Mémoire en réponse au libelle diffamatoire signé Guillaume Kornmann.

Eroberer eines goldenen Vliesses durch Riesenschmuggelei, Bezähmer von Höllenhunden im Parlament Maupeou und endlich gekrönter Orpheus im Théâtre français hat Beaumarchais jetzt seinen Gipfel erreicht und vereint die Attribute mehrerer Halbgötter«[1]. Ludwig XVI. muss den Tag von Saint-Lazare theuer bezahlen und dem Schwergetroffenen volle Genugthuung gewähren; zunächst durch ein ausgiebiges Schmerzensgeld (s. o. S. 504), bald nachher aber durch eine feierliche Ladung nach Trianon zu einem Hofschauspiel, bei welchem der Handwerkerssohn als der eigentliche Festgeber erscheint: denn auf der Liebhaberbühne des fürstlichen Schlosses wird der »Barbier von Sevilla« (in Musik gesetzt von Paësiello) aufgeführt und das mit Marie Antoinette als Rosine, dem Grafen v. Artois (nachmals Karl X.) als Figaro, Herrn von Vaudreuil, dem vielberufenen Günstling der Königin, als Almaviva[2]. Der Autor, welchen die hohen Herrschaften in den Zwischenakten und nach Schluss der

Vorstellung wiederholt ins Gespräch zogen, darf diese Auszeichnung um so mehr als Sühne des übereilten königlichen Zorngerichtes hinnehmen, als gerade vier Tage vorher (am 15. August 1785) der Grossalmosenier von Frankreich, ein Kirchenfürst vom Rang und Geschlechte Louis de Rohan's, durch ein Machtwort des Herrschers seiner Freiheit beraubt worden war. Niemand war dazumal so mächtig, Niemand so gering in Frankreich, um vor der Willkür und dem Missbrauch der königlichen Allgewalt gefeit zu sein. So entscheidend aber noch immer Gnade und Ungnade des Fürsten in die Geschicke der Unterthanen eingriffen, die öffentliche Meinung erwies sich von Tag zu Tag unabhängiger und unbotmäßiger. Die Pariser Frondeurs hielten es von vornherein mit den Gegnern des Hofes, und die Huld der königlichen Familie, zu oft an Unwürdige verschwendet, galt längst nicht mehr als Empfehlung, nicht einmal beim gemeinen Volke. Das sollte alsbald auch Beaumarchais erfahren, trotzdem oder vielleicht gar weil er aus schweren geschäftlichen Krisen, die ihn wiederholt dem Bankbruch nahe gebracht, nun endlich als vielfacher Millionär hervorgegangen war.

Er hat seinen Jugendtraum verwirklicht, durch Kraft und Kühnheit fast dieselbe gebietende Stellung in der Finanzwelt errungen, wie ehedem sein Meister Paris Duverney; geniale Erfinder und phantastische Projektenmacher, die Gewaltigen der Börse und die Spekulanten des Palais Royal, der Herzog von Chartres und der Cardinal Rohan nehmen seinen Rath und sein Vermögen in Anspruch. Nur hat er leider nicht auch die Vorsicht und den Takt seines Vorbildes sich zu eigen gemacht. Während Duverney mit dem Bewusstsein seiner Machtfülle sich beschied und am liebsten in ländlicher Abgeschiedenheit die von Beaumarchais besungenen[1] *Délices de Plaisance* genoss, wird unser Held von seinem prahlerischen Naturell missleitet; es drängt den plebejischen Emporkömmling, mit seinen Schätzen Staat zu machen. In Paris selbst, gegenüber der

Bastille, gegenüber auch zugleich dem Viertel der Armen und Elenden, Faubourg St. Antoine, baut er ein Feenschloss, dessen übertriebene Pracht die Aufmerksamkeit und den Neid unberufener, den Unwillen ehrlicher Sittenrichter weckt. Die abenteuerlichsten Gerüchte über alte und neue Machenschaften Beaumarchais' werden Tag um Tag ausgestreut, von der Bosheit verbreitet, von den Massen immer williger geglaubt. Vergebens sucht er durch Beweise aufdringlicher Wohlthätigkeit die Antipathieen der kleinen Leute zu besänftigen, vergebens unter den Grossen dem Märchen Eingang zu verschaffen, dass er mit seiner bis dahin beispiellosen »Monumental«-Ausgabe Voltaire's beispiellose Einnahmen erzielt habe: er täuschte die Einen so wenig wie die Anderen. Maßvolle, vornehme Naturen fertigten ihn als talentvollen Charlatan ab; kampflustige schadenfrohe Widersacher aber stellten den Beichtspiegel seiner Vergangenheit auf, und bald gab es keinen noch so versteckten, dunklen Winkel seines Privatlebens, den pathetische Ankläger, geistsprühende Pasquillanten und der Tross der »Blättler und Mächler«, um mit Goethe zu reden, nicht grell beleuchtet hätten. In den Jahren von 1784—89 erschienen gegen Beaumarchais fast ebenso viele satirische Schriften und Verse, wie gegen die bestgehassten Minister und fürstlichen Persönlichkeiten[1]. Rivarol, Champcenetz und Lauraguais, mit die witzigsten Plauderkünstler jener Zeit, verfolgten ihn mit seinen eigenen Waffen. Ein Epigramm überbot das andere; Hohnreden in immer neuen, vielgestaltigen Formen, Broschüren, gerichtliche Mémoires, all das an seinem Geist, nach seinem Muster herangebildet, begleiteten ihn fortan bei jeder neuen künstlerischen oder geschäftlichen Unternehmung. Das Schlimmste aber war, dass Beaumarchais älter und bequemer wurde, dass seine polemische Schlagkraft der Jugendfrische, seine schöpferische Begabung des alten Humors ermangelte. Rathlos stand er dem jüngeren Geschlecht gegenüber, das ihn, den Überlebendigen, Jahre und Jahre vor Ausbruch der Revolution

zu den Todten warf. Beaumarchais, in Wesen und Behaben ein echter Sohn der Regentschaft, verstand die neue Zeit, die neuen Männer nicht mehr, die ihm zum erstenmal gleich in der Gestalt ihres gewaltigsten Wortführers, Mirabeau, entgegentraten.

Der Federkrieg, in welchem die Beiden so hart aneinander geriethen, betraf unlautere Börsenmanöver. Die Brüder Perrier hatten 1777 das Privilegium erhalten, mit den von ihnen zuerst in Frankreich eingeführten Dampfpumpen das Seinewasser auf das hochgelegene Reservoir von Chaillot emporheben, filtriren und von dort aus nach allen Pariser Vierteln gelangen zu lassen. Da es den erfinderischen Unternehmern aber an den erforderlichen Geldmitteln fehlte, waren sie gezwungen, Aktionäre zu werben, unter welchen sich alsbald auch Beaumarchais einstellte. Grosse Vorschüsse, welche der königliche Schatz der gemeinnützigen *Compagnie des Eaux de Paris* leistete und allerlei Finanzkünste (u. A. das geschickt ausgeheckte Vorhaben, eine Brandschaden-Versicherungs-Gesellschaft mit dem ersten Unternehmen zu verknüpfen) hatten die ursprünglich mit 1200 Francs ausgegebenen Aktien Mitte der Achtzigerjahre auf 3600 Francs steigen lassen[1]. Mirabeau, der in jener Zeit als Parteigänger der Bankhäuser von Clavière etc. wiederholt gegen die Agiotage eiferte, war auch diesmal mit einer Streitschrift zur Stelle, in welcher er mit all seiner Beredtsamkeit gegen die Monopolisten der Wasserleitung und ihr ungemessenes Hausse-Spiel auftrat[2]. Für die Angegriffenen erwiederte Beaumarchais in einem Sendschreiben[3], das in sachlicher Beziehung dem Gründerstil jener Tage nicht zur Unehre gereicht. Er setzt klar und überzeugend auseinander, dass das neue Unternehmen wirthschaftlich eine ungemessene Entwicklung vor sich habe: denn an Wasser und Kohle werde es der *Compagnie des Eaux* nie fehlen; mit der wachsenden Güte und Wohlfeilheit ihrer Leistungen werde aber auch der Kreis ihrer Kunden und damit die Höhe ihrer Einnahmen, der Werth

ihrer Aktien wachsen. Wenn den Baisse-Spielern der Curs von 3600 Francs für je eine Aktie als zu hoch erscheint, so fällt es einer Phantasieberechnung Beaumarchais' nicht schwer, ziffermäßig die Behauptung zu vertreten: dass bei entsprechendem Fortgang des Wasserverbrauches in der Hauptstadt ein weiteres Steigen der Course bis auf 13,908 Livres denkbar sei[1]. Je mehr und je besseres Wasser man zur Verfügung habe, desto mehr würden die Reichen Luxus damit treiben, wie zur Zeit schon mit prächtigen Wohnungen, Wagen etc.; die Bäcker würden fortan auf Brunnen- und unfiltrirtes Flusswasser verzichten, Bäder und Waschungen immer mehr in Schwung kommen u. dgl. m. Dies zugegeben, müssten aber die Zweifler zu Schanden werden, wie ihresgleichen ja schon bei anderer Gelegenheit durch die Erfahrung beschämt wurden. Als z. B. ein Jahrhundert vorher eine Spiegelfabrik gegründet wurde, ahnte Niemand, dass die paar »armen Narren«, welche je einen Antheilschein mit 3000 Francs bezahlten, ihren Erben damit 500,000 Livres hinterlassen würden: denn so hoch stieg mittlerweile durch den ungeahnten Bedarf an Spiegeln der Werth der einzelnen Aktie. Ebenso sei es den Pächtern des Schnupftabaks-Monopols nicht in den Sinn gekommen, dass ein Privilegium, das sie mit einer halben Million bezahlten, im Laufe der Zeit jährlich 28 Millionen einbringen würde[2]. Was aber bei so leicht entbehrlichen Gegenständen, wie Spiegeln und Schnupftabak, sich zugetragen, das würde doppelt und dreifach bei einem so unerlässlichen Alltags- und Lebensbedürfniss sich wiederholen. So weit, wie in der treffenden Bemerkung, dass alle Neuerungen (mit Ausnahme der Moden) nur langsam in Frankreich zum Durchbruch kämen[3], und einer Reihe von anderen gescheiten Erörterungen über die Nothwendigkeit und Heilsamkeit ausgiebiger Wasserversorgung grosser Städte, mag man Beaumarchais ohneweiters beistimmen.

Gründlich fehl geht er dagegen in der richtigen Wür-

digung und Schätzung seines Gegners. Er beginnt vor Allem mit der Verdächtigung, dass Mirabeau nur ein Soldschreiber der Baisse-Spekulanten sei, dessen Ausführungen ganz anders gelautet hätten, wenn er für die *Compagnie des Eaux* oder auch nur als glücklicher Besitzer von so und soviel ihrer Aktien das Wort genommen haben würde[1]. Und neben diesen Anwürfen der Ehrlosigkeit finden sich Wortspiele von zweifelhaftem Geschmack. Unter der Regentschaft, meint Beaumarchais, schrieb ein La Grange-Chancel die *Philippiques:* unter Ludwig XVI. gäbe der journalistische Anwalt der Baisse-Spekulanten Kritiken zum Besten, die man nach ihrem Urheber *Mirabelles* nennen dürfte. Der Scherz gefällt Beaumarchais so gut, dass er den Namen seines Gegners, *qui mirabilia dixit,* nochmals misshandelt[2]. Doppelt widerwärtig wirkt es nach dieser Polemik, wenn Mirabeau immer wieder als Mann von Muth, Talent und Beredtsamkeit gefeiert und zuguterletzt sogar folgendermaßen angeredet wird[3]:

»Unsere Achtung für seine Person hat wiederholt unserer wachsenden Entrüstung Einhalt geboten; wenn uns aber trotz der Mäßigung, die wir uns vorgesetzt, der eine oder der andere Ausdruck entschlüpft ist, den er missbilligen sollte, so bitten wir ihn, uns denselben zu vergeben. Die Eile, mit welcher wir seine beissende Schrift widerlegen mussten, hat es verschuldet, dass wir weder kürzer, noch sorgsamer in der Form waren. Auch galt es unsererseits ja kein rednerisches Turnier, sondern ernste und nothwendige Erörterungen über die Güte einer von ihm angezweifelten Anstalt. Wir haben seine Ideen bekämpft, ohne seinen Stil deshalb weniger zu bewundern . . .«

Die Antwort, mit welcher Mirabeau die Sarkasmen, und mehr noch die Keulenschläge, mit welchen er die Lobsprüche Beaumarchais' abfertigte, offenbaren den vollen Ungestüm des Redegewaltigen:

»Unaufhörlich kommt Herr von Beaumarchais darauf zurück, dass ich meine Denkschrift gegen die Perrier'sche Wasserleitung nur im Interesse der Baisse-Spieler verfasst habe; dabei vergisst er, dass man in derselben Weise mein Buch

gegen die Escompte-Kasse und die Bank St. Charles bekämpft hat. Erbärmliche Gaukler! wo ist denn das Buch, das nicht um bestimmter Zwecke willen geschrieben wurde? Die Liebe zur Wahrheit, zum Ruhme unterscheiden sich ja nur darin von der Liebe zum Gelde, dass sie seltener sind und in edleren Regungen wurzeln. Nun denn: ich weiss wohl und wiederhole es bei jedem Anlass: wenige Menschen haben mehr Anlass zur Verleumdung gegeben als ich; aber ich frage mit allem Nachdruck, zu dem mein Bewusstsein mich berechtigt: welcher Schriftsteller kann sich muthigerer Grundsätze, uneigennützigerer Ansichten, einer stolzeren Unabhängigkeit berühmen? Mein höchstes Ziel — weit entfernt, das zu verbergen, rechne ich es mir zur Ehre an, es auszusprechen: mein höchstes Ziel, als ich mich dem gefahrvollen Beruf eines Apostels der Wahrheit weihte, war, die langen Irrungen meiner Vergangenheit vergessen zu machen ... Wo aber sind die Rechtstitel des Herrn von Beaumarchais, sich zu unserem Hofmeister aufzuwerfen, um uns Schweigen aufzuerlegen mit dem blöden Zauberwort: »er spricht in seinem Interesse«, »er spricht zum Vortheil seiner Freunde«? Und wie hat eine Gesellschaft, deren Verwaltung auf das öffentliche Vertrauen angewiesen ist, sich eines Schriftstellers bedienen können, *dessen Namen und Auftreten die Wahrheit selbst in Misskredit bringen würden?* Was Sie anbelangt, mein Herr, der Sie mich durch die Verleumdung meiner Absichten und Beweggründe genöthigt haben, Sie mit einer Härte zu behandeln, welche die Natur weder meinem Denken, noch meinem Fühlen zu Theil werden liess; Sie, den ich niemals herausgefordert; mit dem ein Zweikampf weder nützlich, noch ehrenvoll sein kann; Sie, den ich aufrichtig beklage, so tief hinabgestiegen zu sein, dass Sie Ihre schon allzu befleckte Feder der Habsucht vielleicht gerade Derjenigen dienstbar gemacht haben, deren gemeine Machenschaften Ihnen das doppelte Brandmal der Lächerlichkeit und der Ehrlosigkeit aufgedrückt hätten, wenn die öffentliche Meinung jemals einem von der Intrigue hervorgerufenen Gewaltstreich (gemeint ist der Tag von St. Lazare) gehorchen könnte: — glauben Sie mir: machen Sie sich die bittere Lection zunutze, die Sie mich gezwungen haben, Ihnen zu geben. Beherzigen Sie wohl, dass Unverschämtheit und Hofumtriebe nicht genügen, um Denjenigen niederzuschmettern, der seine Kraft aus dem eigenen Innern schöpft; beherzigen Sie wohl, dass, wenn es Menschen gibt, deren Kränkungen man mit ihrer Eigenliebe leicht einschläfern kann und die für wenige Lobsprüche ihre Moral geduldig beschimpfen lassen, ich nicht zu diesen Menschen zähle. Die beissendste Kritik meiner Werke und Talente hätte mich kalt gelassen. Zwanzig Zeilen voll ekler Übertreibungen über meinen Stil und meine

Beredtsamkeit haben mir, je voller sie mir Ihre Niedrigkeit offenbarten, desto grössere Strenge Ihren tückischen Anwürfen gegenüber geboten. Nehmen Sie Ihre überwohlfeilen Lobsprüche zurück, denn ich kann sie Ihnen in keiner Beziehung heimgeben; nehmen Sie auch die kläglichen Entschuldigungen zurück, die Sie mir zu liebe vorbringen; nehmen Sie vor Allem den insolenten Ausdruck der Achtung zurück, die Sie mir zu bezeugen wagen; nahen Sie mit Ihren Huldigungen Ihresgleichen, den Leuten, die keine andere Moral kennen, als ihre Eitelkeit. Was mich anbelangt, der sich kein anderes Verdienst zuerkennt, als das glühende Bestreben, der Gerechtigkeit und Vernunft zu dienen; der kein Talent ohne starke Überzeugung, keinen Adel ohne Rechtlichkeit, keine Tugend ohne tapferen Sinn für das Allgemeine gelten lässt; ich, der bis zum Grab seine Freunde und Feinde als Spiegel der eigenen Ehre betrachtet: ich kehre mich für immer von Ihnen, Ihren Beleidigungen und Beschimpfungen ab. Und ich beschliesse diese ermüdende Polemik, *deren Nachwirkung Sie noch lange verspüren werden,* indem ich Ihnen selbst den wahrhaft heilsamen Rath angedeihen lasse: »Trachten Sie fortan nur mehr, vergessen zu werden«.

Beaumarchais erwiederte, zur allgemeinen Verwunderung, öffentlich keine Silbe auf diese furchtbare Zornrede, und sein Schweigen ermuthigte eine Unzahl kleiner Leute, die nur auf das Beispiel eines Unerschrockenen gewartet hatten, um dem bis dahin für unverwundbar Gehaltenen ins Angesicht zu trotzen. Nach dem Tag von Saint-Lazare konnte man noch glauben, Beaumarchais wäre nur der Majestät des Königs gegenüber wort- und machtlos verstummt. Diesmal aber sah ganz Frankreich, dass er vor seinesgleichen, vor einem Mann der Feder von kaum minder bewegtem Vorleben, duckte: ein Fuchs, der offenem Kampf mit dem Löwen gewitzigt aus dem Wege geht. Das war der Eindruck der Massen, und man fragte wenig darnach, dass Beaumarchais seinen Getreuen unter vier Augen erzählte, seine Händel mit Mirabeau hätten keinen andern Grund, als dass er kurze Zeit vorher dem immer geldbedürftigen Grafen ein Darlehen mit der bequemen Wendung versagt habe: »Wollte ich Ihrem Wunsche willfahren, so würden wir uns am Verfallstage entzweien; was verschlägt es, wenn wir uns gleich heute hart reden? ich erspare dabei

runde 12,000 Francs«[1]. Mag der Vorfall auch wahr sein, Beaumarchais verkannte trotzdem Wesen und Bedeutung seines Gegners gründlich, wenn er dessen Angriffe in Wahrheit aus so niedrigen Motiven herleitete. Mirabeau, der ihm die Freundschaft mit dem Revolverjournalisten Morande als »Schmach« vorrückte, war der Letzte, der durch Schweiggelder zu gewinnen oder durch Verweigerung von Vorschüssen zu Erpresserkniffen zu bestimmen war. Seine Haltung dem sinkenden Königthum gegenüber ist der beste Beweis dafür, dass er wohl ohneweiters Geldunterstützungen annahm, niemals aber sich bezahlen oder kaufen liess, um gegen seine Überzeugung zu sprechen oder gar zu handeln. Hier gähnt die unüberbrückbare Kluft zwischen zwei Weltanschauungen: Mirabeau, gewiss kein Mustermensch, aber auch niemals ein Tugendheuchler, dient vor Allem seinem Volk und seinen Ideen; Beaumarchais dagegen, der immer seine Opferwilligkeit für das Gemeinwohl im Munde führt, denkt stets nur an sich und seinen Privatvortheil. Kein rechter Mann hätte, ohne vollwichtige Genugthuung, nach dem Geschehenen mit Mirabeau verkehren können: Beaumarchais kömmt ihm (s. o. S. 14) vier Jahre nachher auf halbem Wege entgegen. »*Des colères éternelles*« wären schlecht angebracht gewesen gegenüber dem Führer der Nationalversammlung, dessen Macht und Fürwort unter Umständen Millionen eintragen konnte und dessen Prophetengabe Niemand überzeugender erprobt hatte, als Beaumarchais. Denn Silbe für Silbe war eingetroffen, was Mirabeau vorausgesagt: der Autor des »Figaro« erholte sich nicht mehr von den Wunden, die er im Kampfe um die *Eaux de Paris* davongetragen. Und nur in dem Maße, als er dem Rathe seines Widersachers folgend, sich aus der Öffentlichkeit zurückzog, ward ihm nicht Ruhe und Vergessenheit (die wurden ihm zeitlebens nicht zu Theil), wohl aber kurzer Waffenstillstand beschieden.

Für's erste freilich trug er kein Verlangen nach Stille und Frieden; er verstand es im Gegentheile, die Heimlich-

keiten seines Familienlebens auf den offenen Markt zu tragen. Im Sommer 1786 lässt er in Pariser und Londoner Blättern ein Schreiben umlaufen, welches er am Vorabend einer Reise nach Kehl an die Frau seiner Wahl gerichtet (s. o. S. 264), die er jetzt erst heirathet, um seine geliebte Tochter Eugenie zu legitimiren[1]:

Vordem, so meint der Briefsteller, habe er sie nur als Mutter seines Kindes betrachtet; von nun an müsse sie mit Ehren sein Haus vertreten; dabei möge sie jedoch ihre alte, bescheidene, anspruchslose Art bewahren, die er als seine einzige Belohnung anspreche, »damit unsere Feinde nicht den gerechtesten, am besten bedachten Akt meines Lebens tadeln können. Besuche meine Schwestern, bitte sie um ihre wahre, aufrichtige Freundschaft; ich habe ein Recht, diese Rücksicht von ihnen anzusprechen. Meine Wohlthaten in diesem meinem engsten Kreise werden stets im Verhältniss zu aller Dir bezeugten Aufmerksamkeit stehen. Führe unsere Tochter zum Pfarrer von Saint Paul, der sich so feinfühlig gegen Dich benahm, als er unsere Hände in einander legte. Bleibe immer dieselbe, die Du heute bist. Ehre den Namen, den Du trägst: es ist der eines Mannes, der Dich liebt und sich mit Freuden zeichnet als Dein Gatte Caron de Beaumarchais«.

Es konnte nicht ausbleiben, dass ein so bedenkliches Schriftstück Spötter und Sittenrichter durch Wochen und Wochen beschäftigte. Die Witzworte über »Figaro als Hochzeitsprediger« waren denn auch noch im Umlauf, als die ersten Meldungen von der nahe bevorstehenden Aufführung der Oper »*Tarare*«, Text von Beaumarchais, Musik von Salieri, Neugierige und Müssiggänger überraschte. Wohl wusste man schon seit Jahren, dass der Autor des »tollen Tages« kurz nach der Erstlingsvorstellung dieser Komödie ein Libretto vollendet habe, dessen Tondichtung er zunächst Gluck zudachte[2]; wohl hatten hochgeborene Herren, Gustav III. von Schweden, der Graf von Artois u. v. A. an Vorlesungen des Poems durch den Verfasser sich erbaut; wohl war es Beaumarchais gelungen, schon seit 1784 so viel Lärm mit »Tarare« zu machen, dass »jedes Kind guter Eltern sich ernstlich darum bemühte, in der oder jener Gesellschaft zur Stelle zu sein, wenn der Autor

sein Stück zum besten gab«[1]: aber Niemand hatte gedacht, dass der Componist, ein Schüler und Liebling Gluck's, Salieri, das Opus schon in Musik gesetzt, Niemand auch wollte glauben, dass die *Académie royale de musique* so rasch mit den Vorbereitungen zur Aufführung fertig werden könnte und wollte. Allein Beaumarchais hatte seine Maßregeln auch diesmal mit überlegener Kenntniss der Menschen und Verhältnisse getroffen. Er lud Salieri als seinen Hausgenossen nach Paris, wo der italienische Maestro nach Tisch mit der Tochter seines Wirthes vierhändig Sonaten spielte, tagsüber componirte, in den Nachtstunden von zehn bis zwölf aber Beaumarchais die Weisen zu seinen Worten vortrug oder vielmehr vorschlug: denn unser Held vertrat mit aller Entschiedenheit die Theorie, dass die Musik nur die Dienerin der Dichtung, dass also der Operncomponist sich durchwegs den Wünschen und Winken des Poeten zu unterordnen habe[2]. War die eine oder die andere Nummer fertig geworden, so stellten sich die Beiden — böse Zungen behaupteten: wie savoyardische Strassenmusikanten — in den Häusern der Grossen ein, um die allgemeine Aufmerksamkeit keinen Augenblick zur Ruhe kommen zu lassen. Im April und Mai (1787) sind die Proben schon im vollen Zuge, und der Operndirektor Dauvergne hat nur seine liebe Noth, rivalisirende Tenore zur Ruhe zu bringen und mit Beaumarchais' Anforderungen fertig zu werden. Denn obwohl man fast 100,000 Francs an die Ausstattung der Oper wendete, war der Autor unermüdlich im Ersinnen von neuen Reizmitteln für die Gaffer. So beharrte er u. A. darauf, dass eine im Textbuch geforderte Glocke (man bedenke: in einer orientalischen Despotie!) entweder aus Antwerpen oder aus einem Museum von Bordeaux verschrieben werden müsste[3]. Salieri, der übrigens »besass, was Bacon die Klugheit der krummen Wege nennt«, liess Beaumarchais auf den Proben frei gewähren. Der Musiker öffnete nie den Mund, während sein anspruchsvoller Textdichter Solisten, Chöre, Orchester und Regisseure

unablässig abkanzelte[1]. Der durchtriebene Italiener[2], der drei Jahre vordem seine »Danaiden« als angebliche Partitur Gluck's bei der Pariser Oper einzuschmuggeln verstanden, sah sofort, dass er keinen besseren Nothhelfer finden könne, als diesen Meister in der Technik der Reclame, der allerorten verbreiten liess: der Graf von Artois habe ihm versprochen, unter allen Umständen der ersten Aufführung von Tarare beizuwohnen. (Sollten zu der Zeit etwa noch die Notabeln tagen, so würde er die Sitzung — der Oper zu Gefallen — kurzweg aufheben.) So war Alles im besten Gange. Beaumarchais sah mit hellem Vergnügen, dass sein Werk die Pariser lebhafter in Athem hielt, als alle politischen Welthändel. Da ward er mit einemmale, genau so wie vor der Erstlingsvorstellung des Barbier von Sevilla in den Process Goezmann, wenige Wochen vor der (für Anfangs Juni festgesetzten) Première von Tarare in einen Skandalprocess verwickelt, den wiederum ein Elsässer, der Bankier Kornmann, ihm aufhalste.

Im Frühjahr 1787 erschien nämlich ein über sieben Bogen starkes *Mémoire sur une question d'adultère, de séduction et de diffamation pour le Sieur Kornmann contre la Dame Kornman son épouse; le sieur Daudet de Jossan; le sieur Pierre Augustin Caron de Beaumarchais et M. Le Noir, conseiller d'état et ancien lieutenant général de police,* das eine ungeheuere Aufregung in ganz Frankreich hervorrief und in den nächsten Jahren in nahezu 100,000 Exemplaren in Europa und Amerika verbreitet wurde[3].

In diesem phrasenreichen Pamphlet stellt sich Kornmann als Märtyrer der Polizeigewaltigen, als Opfer des Despotismus und nichtswürdiger Ränkeschmiede vom Schlage Beaumarchais' dar, die es darauf angelegt hätten, seine häusliche, moralische und geschäftliche Existenz zu Grunde zu richten. Anno 1774, so berichtete Kornmann, habe er eine Baseler Patrizierstochter, namens Faesch, geheirathet. In dem ersten Jahrfünft sei die mit Kindern gesegnete Ehe auch eine glückliche gewesen, bis zu dem Augenblick, in welchem ein sicherer

Daudet de Jossan sein Familienglück unwiederbringlich zerstört habe. Dieser Mensch (Daudet) sei in jungen Jahren wegen allerlei Gaunerstreichen gefänglich eingezogen, hernach aber trotzdem der Günstling des (mit Recht verrufenen) Kriegsministers Prince de Montbarrey[1] gewesen, dessen Protektion er die Ernennung zum Vicedirektor des Strassburger Magistrats zu danken gehabt. Da nun Kornmann gleichfalls Strassburger Würdenträger gewesen, habe er sich für verpflichtet gehalten, Daudet auf die (wenngleich sehr bedingte) Empfehlung des Kolmarer Präfekten von Spon gastlich bei sich aufzunehmen. Frau Kornmann meinte zwar anfangs: Daudet könne ihr niemals gefährlich werden, denn — sie habe eine unüberwindliche Abneigung gegen seine (röthlichblonde) Haarfarbe. Alsbald aber habe der galante Schelm Macht über Geist und Herz von Madame gewonnen, und nach der Heimkehr von einer Badereise nach Spa will der Bankier zum erstenmal erfahren haben, dass seine Gattin sich sträflich gegen ihre Pflicht vergangen. Gütliche Vorstellungen halfen nur für den Augenblick: Madame Kornmann trug in Strassburg, Basel und Paris ihre Schande offen zur Schau. Nachdem der beleidigte Gatte sich lange in Geduld gefasst, verbot er Daudet endlich nach stürmischen Auftritten sein Haus. Aber der Unfriede wuchs in Folge dessen nur immer mehr. Madame Kornmann beschimpfte ihren Mann an offener Tafel, vor dem Gesinde u. s. f.; das Liebespaar bedrohte (— immer nach seinen Angaben —) selbst sein Leben. Da wandte er sich in seiner Noth an den Polizeilieutenant Le Noir, der ihm den Rath gab, seine Frau durch eine *lettre de cachet* dingfest machen zu lassen. Der edelmüthige Gatte will noch eine Weile diesem Äussersten widerstrebt haben, doch willigte er ein, seine Frau polizeilich überwachen zu lassen, und alsbald erfuhr man, dass Daudet mit der Geliebten alltäglich entweder in seinem Hause oder im Bois de Boulogne etc. Zusammenkünfte und ihre Diamanten unter betrügerischen Vorspiegelungen an sich gebracht

habe. Nur um seine Frau von diesem unwürdigen Galan zu scheiden, will Kornmann endlich dem Vorschlage Le Noir's zugestimmt haben. Er erwirkte einen Haftbrief und überliess dem Polizeilieutenant die Wahl des Ortes, an welchen seine Frau gebracht werden sollte; nur bat er, sie als Protestantin nicht in ein Kloster zu schicken. Mit aller Vorsicht — denn die Welt sollte von dem Zwischenfall nichts erfahren — sei nun Frau Kornmann zu den Dames Douai, Nouvelle France, gebracht worden. Dort habe sie im ersten Schmerz reumüthig ihren Fehltritt, *que le Sieur Daudet étoit l'auteur de sa grossesse,* bekannt. Trotzdem hoffte Kornmann noch, bei seinen versöhnlichen Gesinnungen und der Selbsteinkehr seiner Frau, auf ein neues, besseres Zusammenleben mit ihr .... bei diesen Erwartungen hatte er jedoch weder mit der Verschmitztheit Daudet's, noch mit den Ränken Beaumarchais', am wenigsten aber mit der verliebten Natur des Polizeilieutenants gerechnet. In Le Noir war nämlich bei mehreren amtlichen Begegnungen mit Madame Kornmann eine lebhafte Neigung für die schöne Sünderin erwacht[1], so dass er sich voll und ganz auf die Seite Daudet's und seiner Helfershelfer schlug, als dieselben sich anschickten, Madame Kornmann aus ihrer Haft zu befreien. Daudet berief zuerst den Bruder der Gefangenen von seiner deutschen Universität nach Paris. Als aber die Bemühungen des Göttinger Studenten erfolglos blieben[2], wandte Daudet sich an einflussreichere Gönner, insbesondere an das fürstliche Ehepaar von Nassau-Siegen und deren alten Freund Beaumarchais.

An der Tafel des Prinzen von Nassau-Siegen bestürmten (Ende Oktober 1781) alle Anwesenden, insbesondere aber die Hausfrau, den Autor des »Figaro«, sich der armen Madame Kornmann anzunehmen: die Ärmste sei durch die Tyrannei ihres Mannes genöthigt, ihrer Entbindung in einer für Närrinnen und verworfene Dirnen bestimmten *Maison de Force* entgegenzusehen etc. etc. Und als Beaumarchais trotz aufrichtigem Mitleid mit dem Miss-

geschick der Kornmann noch zauderte, liess ihn Daudet Einsicht in die Briefe nehmen, welche Herr Kornmann an ihn, den Verführer, zu einer Zeit gerichtet, in welcher sein Gönner, Montbarey, noch Kriegsminister war. Bei der Lektüre stieg Beaumarchais das Blut zu Kopfe: denn nun glaubte er, die ganze Niederträchtigkeit Kornmann's zu durchschauen, der — so lange Montbarey im Amte und damit Daudet vielvermögend war — aus Geschäftsinteressen das Liebesverhältniss zwischen seiner Frau und Daudet nicht blos hinnahm, sondern sogar förderte, nach dem Sturz des Ministers aber den gefallenen Günstling kurzweg verabschiedete und die Mitgift seiner Frau (an 420,000 Livres) durchbrachte[1]. Nach diesen Aufschlüssen erbot sich Beaumarchais mit feurigen Worten der Entrüstung, der Ritter der Unglücklichen zu sein[2], und er löste sein Versprechen unverzüglich ein. Auf der Stelle schreibt er dem Anwalt Kornmann's, Maître Turpin, einen Brief im dringendsten, gebieterischesten Ton, des Inhalts: er nehme Frau Kornmann fortan unter seinen Schutz; er habe soeben vernommen, dass man sich erlaubt habe, sie kraft eines königlichen Befehls in Gewahrsam zu bringen; *dieser Befehl missfalle ihm;* und wenn Herr Kornmann nicht gutwillig auf die von ihm (Beaumarchais) zu Gunsten von Madame vorgeschriebenen Bedingungen eingehen wolle, würde er seinen Einfluss und seine Feder einsetzen, um ihn zu Grunde zu richten[3]. Der Polizeilieutenant nimmt diese (ihm sofort hinterbrachte) Meldung verlegen auf und gibt Kornmann zu verstehen, dass Beaumarchais ein höchst gefährlicher Widersacher sei; am besten, so meint Le Noir, wäre es, wenn der Bankier die Sache auf sich beruhen lassen und sich mit Madame benehmen wolle. Was das Kind anlange, möge der betrogene Gatte ruhig sein: er (der Polizeilieutenant) werde es verschwinden lassen, wie er in ähnlichen Fällen *schon an die zweihundert habe verschwinden lassen*[4]. Auf die Bitte Kornmann's, wenigstens Daudet dingfest zu machen, einen überwiesenen Gauner,

der unablässig gegen ihn wühle, lautet der Bescheid des Polizeigewaltigen: »solche Strenge passe nicht mehr in die Zeitläufte; wenn man in Paris alle Männer festsetzen wollte, die mit den Frauen Anderer leben, müsste man drei Viertel aller Einwohner einsperren[1]«. Indessen bringt Madame Kornmann bei dem Baseler Gericht (als dem Tribunal ihres Trauungsortes) die Scheidungsklage gegen ihren Gatten ein, und Ende December 1781 hat Beaumarchais glücklich die Unterschrift des Königs für die Erlaubniss ausgewirkt: Madame Kornmann aus ihrem bisherigen Gewahrsam in das Haus eines Geburtshelfers überführen zu dürfen. Während Beaumarchais seine Handlung als Akt idealer Humanität preist und mit Stolz erzählt, wie er selbst der (trotz der Winterkälte nur mit einem leichten Mäntelchen bekleideten, frierenden) Dulderin in ihrem Kerker als Befreier erschien[2], beschwert sich Kornmann nicht allein über dieses Eingreifen als das eines Mannes, der persönlich weder das Recht noch den Beruf hatte, Frau Kornmann ihrem Gatten in Paris oder ihrer Familie in Basel zu entziehen[3]; er beschuldigt ihn weiter, im Einverständniss mit Le Noir die Mutter ihren Kindern, die Frau ihren Pflichten entfremdet und in der schlechtesten Gesellschaft von Paris zügelloser Sittenverderbniss preisgegeben zu haben. Und als ob es an diesem Rachewerk nicht genug sei, habe es sich Beaumarchais angelegen sein lassen, Kornmann's kaufmännischen Kredit zu untergraben. Letzterer sei nämlich mit fast einer halben Million an dem Unternehmen der Ablösung der weitläuftigen, in der Stadt belegenen Gebäude und Gründe des Blindenhospitals betheiligt gewesen; durch Ränke und Angebereien habe ihn Beaumarchais jedoch um das Vertrauen des Grossalmoseniers von Frankreich und anderer maßgebender Persönlichkeiten gebracht, er habe ihn geflissentlich zum Bankrott getrieben, vor dessen Schande ihn nur ein durch die königliche Gnade ertheiltes Moratorium zu bewahren vermochte[4]. Und das einzig und allein deshalb, weil der Anschlag missglückt war,

Kornmann durch den Einfluss des Kardinals Rohan zu einem gütlichen Vergleich mit seiner Frau zu bewegen. Beaumarchais, der den elsässischen Bankier zum erstenmale, ohne ihn persönlich zu kennen, im Vorzimmer des Polizeilieutenants getroffen und verächtlich vom Kopf bis zu den Füssen gemessen[1], sah ihn ein zweitesmal in der Kanzlei ihres gemeinsamen Notars Momet, um die Bedingungen zur Schlichtung des ehelichen Zwistes zu berathen. Bei dem letzteren Anlass that Beaumarchais aber dermaßen erbost, dass ihm Kornmann bedeutete: er stehe zu seiner Verfügung. Im Übrigen bitte er ihn sofort das Zimmer zu verlassen, eine Aufforderung, der Beaumarchais erst nachkommt, nachdem er mit höchster Zuversicht gedroht hat: *Souvenez-vous que Pierre Augustin Caron de Beaumarchais vous perdra*[2]. Fortan sei er (Kornmann) in seinem Kredit, seiner Ehre, ja in seinem Leben unaufhörlich gefährdet gewesen: man habe versucht, ihn zu vergiften[3]. Als er Miene macht, mit einer Ehebruchsklage alle Machenschaften niederzuschlagen, versucht es Le Noir, ihn einzuschüchtern: der Polizeilieutenant will ihn zwingen, Madame Kornmann mit ihrem unehelichen Kind wieder in sein Haus aufzunehmen[4]. Als der Bankier trotzdem bei seinem Sinn beharrt, und auch neue von Le Noir angebahnte Versöhnungsversuche fehlschlagen, will er endlich dem Recht freien Lauf lassen. Die Dinge sind so weit gediehen: da wird Kornmann auf dem Heimweg in seine einsame Wohnung an der Schwelle seines abgelegenen Hauses von einem Vermummten an der Kehle gefasst. Der Unbekannte drückt eine Pistole los: nur durch einen Zufall geht der Schuss nicht in die Stirn, sondern durch den hohen englischen Hut des Angefallenen. Der Mörder flieht: Kornmann aber wankt, halbtodt vor Schrecken und Aufregung, in seine Wohnung und sinkt daselbst in die Arme seines einzigen treuen Freundes, Bergasse. Dieser frühere Erzieher der Kinder Kornmann's, von Geburt ein Lyoner, ehedem ein fanatischer Partei-

gänger Mesmer's, zur Stunde ein Gesinnungsgenosse d'Eprémésnil's, tritt dem Verfolgten mit seinem vollen, insbesondere litterarischen Können zur Seite. Und in diesen schwülen Zeiten trifft dieser pathetische, als Redner nicht unbegabte Schwarmgeist die Sympathieen der Leser. Denn weit mehr, als das gewiss aufregende Sittenbild, das Bergasse aufrollte, machten seine Reflexionen Eindruck. Der Muth, mit welchem er die Schäden und die Willkür der Polizeiverwaltung angriff, offenbart sich gleich in der Vorrede, in welcher er die censurwidrige Veröffentlichung des Mémoire's mit Worten rechtfertigt, die fast wie Verse aus Wilhelm Tell gemuthen:

»Niemand« — so schreibt Bergasse — »achtet die Gesetze mehr als ich; wenn aber übermüthige Gewalten sie ausser Kraft setzen, dann muss die preisgegebene Unschuld sich über die Gesetze hinwegsetzen und im Namen der Natur die Stimme erheben«.

Und in derselben Tonart, in welcher er der Tyrannenmacht ihre Grenzen vorhält, holt Bergasse die ewigen Rechte der Familie herunter, die droben hangen unveräusserlich. Er spricht mit vielen, grossen Worten die einfache Wahrheit aus: dass der Verfall der Freiheit mit dem Verfall von Zucht und Sitte parallel laufe; dass der Ehebruch als Krebsschaden in den gesellschaftlichen Zuständen fortfresse; dass Selbst- und Genußsucht alle alten Tugenden, Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, Treuherzigkeit und Freimüthigkeit vernichtet haben [1]. Diese moralischen Betrachtungen schlugen damals ein, und alle satirischen Antworten, alle persönlichen Ausfälle, die Beaumarchais gegen Kornmann als Kuppler der eigenen Frau vorbrachte, wurden nicht beachtet: man griff dagegen desto gieriger die förmlichen Bannflüche auf, welche der neue Bussprediger [2] gegen die Mitschuldigen des Verführers Daudet, die »Räuberbande«, den »Abschaum der Nation«, gegen Beaumarchais insbesondere schleuderte, der allgemein verrufen durch seine tiefe Immoralität, die Verderbtheit in ein System ge-

bracht und das menschliche Herz nur deshalb studirt habe, um sich alle Schwächen und Niederträchtigkeiten zunutze zu machen[1].

Beaumarchais antwortete zunächst mit einem fliegenden Blatt, in welchem er verheisst, ehebaldigst auf alle Anschuldigungen von zwei Wüthenden zu erwiedern, welche ihren Angriff nur deshalb gerade auf diesen Zeitpunkt versparten, weil sie hofften, dadurch — die Aufführung seines »Tarare« unmöglich zu machen. Er gönne ihnen, trotz der Verlegenheit, welche der Operndirektion aus seinem Entschluss erwachsen, diesen Eintagserfolg, denn das Publikum könne ihm nicht verdenken, dass er in seiner schweren Prüfung sein Werk so lange zurückziehe, bis er selbst volle Rechenschaft gelegt. Man unterhalte sich nur wenig bei einer Schöpfung, deren Urheber man missachte, und die Vertheidigung seiner Ehre müsse allem anderen vorangehen[2]. Und er machte Ernst mit seiner Drohung. Er begab sich zu dem obersten Theaterchef, Minister Breteuil, mit der Bitte, die Aufführung zu verschieben. Der entgegnete jedoch nur ein (wie Laharpe meint, niemals treffender angewandtes) Wort: »Tarare«! *) Anfangs Juni sollte die Oper ihre erste Aufführung erleben; vorher aber gaben noch die letzten Proben Anlass zu skandalösen Auftritten. Einmal bemerkt Beaumarchais im Zuschauerraume den Sohn eines seiner erbittertsten Gegner. Wie ein Wahnsinniger stürzt er auf den jungen Aubert los mit dem Ausruf: »Welch ein Strolch hat sich hier eingeschlichen? Will er meine Oper noch vor der ersten Aufführung in Verruf bringen?« Ein andermal bei einer Probe gegen Eintrittsgeld zischten die Zuhörer den letzten Akt aus. Beaumarchais steht mit eins in seiner Loge auf und sagt, zum Publikum gewendet: »Meine Herren! Sie haben den letzten

---

*) Tarare (der Name des Helden ist Hamilton's *Fleur d'Épine* entlehnt) hat auch die Bedeutung von »Larifari!« »Possen!« S. Littré s. v. Tarare.

aber trotzdem dem Werk eine geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung sichert, das ist (ausser der von Beaumarchais in einem Sendschreiben an die Abonnenten der Oper vorgebrachten Theorie des Musikdramas) der revolutionäre Grundgedanke, der, vom Vorspiel angefangen, durch das ganze Stück geht. Ein Prolog im Chaos vergegenwärtigt uns, wie die Natur mit ihrem Geliebten, dem Genius des Feuers, die im Raum verlorenen Atome zu Menschen formt und, nur durch das Recht der Geburt, den Einen zum Sklaven macht und den Anderen zum unumschränkten Gebieter über Millionen setzt. Der Irrthum eines Moments — so predigt der Genius des Feuers — kann also bei der Wahl eines Königs ein Jahrhundert unglücklich machen. Die Schatten der Ungeborenen beschwören die wohlthätige Gottheit, überhaupt keinen Unterschied der Stände gelten zu lassen.

> Ne souffrez pas que rien altère
> Notre touchante égalité;
> Qu'un homme commande à son frère! *)

Aber es ist zu spät: schon hat die Natur Atar zum Beherrscher von Ormus, Tarare nur zum Soldaten gekürt. Vierzig Jahre sind verstrichen, als der Vorhang zum zweitenmale emporrauscht. Am Königshofe sehen wir Atar, von verzehrendem Neide gegen Tarare erfüllt, im Bunde mit dem Hohenpriester bestrebt, das Volk zu täuschen und zu knechten, und der Oberbrahmine verkündet dem Regenten als seiner Weisheit letzten Schluss:

> ... d'une antique absurdité
> Laissons à l'Indou les chimères.
> Brame et soudan doivent, en frères,
> Soutenir leur autorité.
> Tant qu'ils s'accordent bien ensemble,
> Que l'esclave ainsi garrotté
> Souffre, obéit, et croit, et tremble,
> Le pouvoir est en sureté.

---

*) J'osai donner les éléments de la Déclaration des droits de l'homme etc. *Oeuvres* V. 81.

Und in einem Monolog offenbart der Priester seine geheimsten Gedanken in den Versen:

Quand les rois craignent,
Les brames règnent,
La tiare agrandit ses droits.

Kraftstellen der Art waren (obwohl sich Beaumarchais während der Revolution auf dieses politische Glaubensbekenntniss wiederholt mit besonderem Stolze berief[1]) nichts Neues nach Voltaire und seinen Leuten. Er hebt aber nachdrücklich hervor, dass er in den Schlussversen der Oper einen neuen, weltbewegenden Gedanken ausgesprochen habe. Als nämlich die Tücke des Oberpriesters an der Einfalt eines Knaben zu Schanden geworden, der beim Orakel als Heerführer statt des ihm zugeflüsterten Namens von Altamore (Sohn des obersten Brahmanen) Tarare als gottgesandten Helden ausruft; als endlich auch Atar's Schreckensherrschaft zu Fall kommt, erscheinen (wie in den Apotheosen der Jahrmarktstheater) nach Blitz und Donner auf dem Sonnenwagen wieder die Natur und der Feuergeist, um eine Wahrheit zu offenbaren, die alsbald in Flammenschrift auf den Wolkenschleiern aufleuchtet:

Mortel, qui que tu sois, prince, brame ou soldat,
Homme, *ta grandeur sur la terre*
N'appartient point à ton état,
Elle est toute à ton caractère.

Für seine eigene Person hat Beaumarchais dieses Programm leider nicht beherzigt, wie es sich denn allzuoft wiederholt, dass er in Kunst und Leben das Echte und Rechte ahnt und beiläufig andeutet, nicht aber verfolgt und bethätigt. So ergeht es ihm auch mit Theorie und Praxis der Operntexte: seine Erörterungen über das Musikdrama sind neuerdings vielfach, mit grosser Übertreibung, als geniale Prophezeiungen der Heilslehren von Berlioz und Richard Wagner gepriesen worden; interessant und selbständig berühren seine Ausführungen immerhin, selbst nach und trotz Rameau, Gluck und Rousseau[2].

Wie kommt es, so fragt der Autor von Tarare, dass er, sonst ein leidenschaftlicher Musikfreund, sich in der Oper immer langweilt, wie vor ihm schon Voltaire und La Bruyère? Einzig und allein deshalb, weil zuviel Musik im Theater gemacht wird, weil nach Gluck's derben Worten die Oper vor Musik stinkt *(puzza di musica)*. Während die wahre Reihenfolge der in der Oper verbundenen Künste fordert, dass in erster Reihe Handlung und Dichtung, in zweiter die Musik, in letzter der Tanz käme, hat durch eine seltsame Umkehrung der Dinge das Beiwerk den Vorrang erobert: man interessirt sich zuerst für Ballet und Ausstattung, erst hernach für die Musik und sogut wie gar nicht für das Textbuch. Daran trage aber nicht das Publikum Schuld, sondern das Ungeschick der Poeten und Tondichter: man verstehe die Worte nicht, weil die Weisen ihnen nicht angepasst seien. So wende sich das Publikum vom leeren Singsang ab und halte sich an die Augenweide. Es wäre aber schlimm um das von Beaumarchais überschwenglich verherrlichte 18. Jahrhundert bestellt, wenn bei dem allgemeinen Bestreben, die grossen und nützlichen, wie die kleinen und vergänglichen Dinge dieser Welt zu verbessern und zu veredeln, just die Oper zu kurz käme. Deshalb habe er es sich angelegen sein lassen, zum Zeitvertreib eine neue Doctrin der Oper zu erdenken und zu verwirklichen. Wie der Eine jage, der Andere trinke, so habe er zu seiner Unterhaltung ein bescheidenes Textbuch geschrieben. Allerdings hält man ein Poëm der Art für die leichtfertigste aller Zerstreuungen, vielleicht deshalb, weil (und hier schreibt nach meinem Dafürhalten Beaumarchais unbewusst das treffendste Wort über das Wesen der französischen Musik) »unsere Nation, *plus chansonnière que musicienne*«, dem pathetischen, sentimentalen Madrigalstil die epigrammatische Musik des Vaudeville vorzieht. Das kann und wird aber anders werden von dem Augenblick, in welchem der Componist sich gleichsam als der Übersetzer der Worte des Dichters ansieht, der als beeidigter Dolmetsch dessen Gedanken und Gefühle nur in einer reicheren, doch mit voller Treue dem Poeten sich anschmiegenden Tonsprache wiedergibt. Dann werden sich auch die richtigen Autoren finden und dem Musiker Textbücher zur Stelle schaffen, die nach Beaumarchais weder rein tragisch, noch rein komisch und nicht streng historisch sein sollen. Ein Mittelding zwischen Märchen und Geschichte, am besten also halbbarbarische Zustände, wie sie in den Despotieen des Orients, in dem aufregenden, an lustigen und hochtragischen Wechselfällen reichen Leben des Serails mit seinen Palastrevolutionen und zügellosem Spiel der Leidenschaften sich offenbaren, wird der Textdichter wählen, das Ganze aber mit einer philosophischen

Idee durchdringen. Und nun setzt Beaumarchais als sein beredtester Sachwalter auseinander, dass er in »Tarare« all diese Vorbedingungen erfüllt und in Salieri den idealen Tonsetzer gefunden habe, der seinen Absichten treulich gefolgt sei.

Ein paar gesunde Grundwahrheiten spricht Beaumarchais in diesem vielfach überschätzten Manifest aus. Unrichtig erscheint es jedoch, den von ihm vorgeschriebenen Stoffkreis als Vorahnung der aus der deutschen Götter- und Helden-Sage geschöpften Opern Richard Wagner's zu betrachten. Der Dichtercomponist des »Lohengrin« ist der glückliche Testamentsvollstrecker der romantischen Schule, nicht der Nachfolger Beaumarchais'; und ebenso thöricht dünkt es uns, Tarare mit den Werken von Berlioz in Beziehung zu bringen. Die kindlichen Anschauungen Beaumarchais' über Instrumentation und Orchester stimmen schlecht zu der gewaltigen Aufgabe, welche ihnen der geniale Colorist der *Damnation de Faust* in seinen Tongemälden zugetheilt hat. Und wenn Beaumarchais als Motto seines Werkes selbstgefällig das ovidische Wort wählt: »*Barbarus at ego sum quia non intelligor illis*«, sieht er zum Schlusse doch wohl selbst, dass er seine dilettantischen Gedanken so beiläufig und leichtfertig vorgetragen hat, dass er nach einer Entschuldigung sucht: »Als ich diese Einleitung schrieb, durfte ich mich in glücklicher Sorglosigkeit wiegen; meine Ohren waren noch verschont von dem Getobe tausend Rasender. Meine Abhandlung wäre in ganz anderem Tone, wenn ich sie heute zu Papier bringen sollte«[1]. Das darf man Beaumarchais auf's Wort glauben, wenn man seine Erwiederungen auf die Streitschriften von Kornmann, Bergasse und Genossen durchsieht. Der ehedem so streitbare, witzige Mann folgt diesmal unfreiwillig dem Rath seiner Freunde, sich nur streng und sachlich zu halten: er schreibt ohne Saft und Kraft. Wenn trotzdem da und dort der alte Geist und Humor aufblitzt, der Leser jener, wie unserer Tage fühlt, dass der Autor unbeschadet aller Künste die Fühlung mit seinem Publikum verloren hat. Er ver-

theidigt sich ungeschickt; er verdächtigt am unrechten Ort; er verkennt die Hauptfrage: ja, er bittet wiederholt um Mitleid. Gleich im ersten Mémoire bricht er in einen Wehruf über das *public inconcevable* aus:

»Grausame, leichtfertige Athenienser, die Ihr Euch wie die Kinder von dem erstbesten Strolch fangen lasset. Allzeit seid Ihr ungerecht bis zur Grausamkeit gegen mich! Werdet Ihr denn allzeit leichtgläubig mit der Tagesmeinung gehen und das gerechte Urtheil immer wieder auf morgen verschieben?«[1].

Was er sonst noch vorbringt, ist der Versuch, aktenmäßig Kornmann's Schurkerei zu erhärten, vor Allem aber die Sympathieen der Frauenwelt zu gewinnen und die Sache von Frau Kornmann als die ihres ganzen Geschlechtes hinzustellen. Er bekennt sich zwar zu dem Glauben, dass wenn eine Unglückliche einen schlechten Kerl heirathet, die Bedauernswerthe bei ihrem Mann aushalten muss, wie es das Schicksal des Armen, dem man seine Augen ausgestochen, bleibt, blind zu sein[2]. Zu dieser Lebensweisheit stimmt es aber schlecht, wenn er Kornmann einen Tartüffe und Holophernes schilt und erzählt, er habe einen Mann einmal fast todtgeschlagen, der sich auf offener Strasse an seinem schwangeren Weibe vergriff[3]; und wenn er seine enthusiastische unbedingte Parteinahme für die Frauen mit der schönen Redensart erklären will:

»Entsetzliche Männer haben mein Leben verbittert; ein paar gutherzige Frauen haben dessen Wonnen ausgemacht. und ich wäre undankbar, in meinem Alter diesem geliebten Geschlecht, das meine Jugend beglückt hat, meinen Schutz zu versagen. Niemals kann ich eine Frau weinen sehen, ohne dass es mir das Herz zusammenschnürt, denn ach! sie sind von den Gesetzen und Männern gleicherweise misshandelt. Ich habe eine Tochter, die mir über Alles theuer ist: sie wird eines Tages Frau werden; aber ich möchte augenblicklich sterben, wenn sie nicht glücklich werden sollte! Ja, ich fühle es, ich möchte den Mann erdrosseln, der sie unglücklich machen würde . .«

Und wenn Beaumarchais hinzufügte, er schütte in diesen Bekenntnissen sein Herz aus, so lautete die Meinung

des Publikums: es bekümmere sich nicht um seine Gefühle. Man wollte von dem *bouffon* des Processes Goezmann anderes als Klagen und sentimentale Betheuerungen hören, umsomehr, als die Gegner nicht müde wurden, zu behaupten und theilweise auch zu beweisen, dass der empfindsame Redner sehr unlautere Kunstgriffe und persönliche Verfolgungen ins Werk setzte. Einmal liess er Kornmann und Bergasse in den ihm zu Gebote stehenden Blättern, insbesondere dem *Courrier de l'Europe,* auf das giftigste angreifen[1]; dann lud er sie wiederum als Verleumder vor Gericht und sprengte überall aus, er werde nicht ruhen, bis er seine Widersacher auf die Galeere gebracht. Endlich aber verleumdete er Bergasse als Revolverjournalisten, dessen Mémoire er schon seit Monaten gekannt und nur nicht preiswürdig genug befunden habe, um es zu kaufen[2]. Auch diesmal hatte Beaumarchais, durch das Erlebniss mit Mirabeau nicht gewitzigt, nicht bedacht, dass er den Widersacher durch solche Anwürfe nicht allein auf's äusserste reize, sondern auch, wenn er den Beweis seiner Anklage schuldig bliebe, beim Publikum in Vortheil bringe.

Bergasse fiel es denn auch nicht schwer, dieser Unwahrheit gegenüber zu erhärten, dass er niemals Beaumarchais' Bekanntschaft gesucht; dass im Gegentheil die Schwester seines Widersachers, Julie, sich ernstlich bemüht habe, noch vor dem Erscheinen seiner Broschüre, ihn mit ihrem Bruder in Beziehung zu bringen und zu versöhnen, und dass er dieses Entgegenkommen kühl und vorsichtig begrüsst habe, so kühl, dass die gereizte Dame ihm einen geharnischten Absagebrief zugeschickt habe, der den *style de famille*[3] nicht verleugnete. Für seine Ehrenhaftigkeit vermag er aber ein Zeugniss des dazumal in Paris abgöttisch verehrten Rathes d'Epremesnil beizubringen, der mit ebensoviel Lobsprüchen für den tadellosen Charakter Kornmann's zur Hand ist, als mit sehr bedenklichen Enthüllungen über den Polizeilieutenant und dem Ausdruck ununwundener Geringschätzung für Beaumarchais[4]. Weiter aber

beweist Bergasse, dass Beaumarchais Kornmann durch willkürlich und abgerissen mitgetheilte Briefstellen wohl als Kuppler verdächtigt, durch seine Chikanen jedoch ihm jede Einsicht in die Originale verwehrt habe. Auf die Beschuldigung der Habsucht antwortet Bergasse mit einem Ausbruch tiefster Entrüstung, mit der berühmt gewordenen Invektive: Beaumarchais schwitze Verbrechen aus *(il sue le crime)* [1]. Und so widerlich uns heute alle schwülstigen Brandschriften dieses possenhaft eitlen [2] Menschen berühren, in einer Beziehung hat er durchwegs Recht: dass Beaumarchais mit verbotenen Waffen Krieg führte. Es genügte ihm nicht, das Leben seiner Gegner auszuspioniren, sie vor Gerichten von fragwürdiger Zuständigkeit peinlich zu verklagen, er hetzte auch immer neue, mächtige Persönlichkeiten gegen sie auf, so insbesondere den Prinzen von Nassau-Siegen, den er aus der Krim herbeisprengte mit der Botschaft: Bergasse-Kornmann hätten in ihren Schriften gewagt, seine Ehre und die seiner Frau anzutasten. Dieser seltsame Don Quixote war, abgesehen von seiner gesellschaftlichen Stellung, als kühner Degen so allgemein gefürchtet, dass Beaumarchais mit der Berufung dieses seines fürstlichen Freundes es offenbar auf eine Einschüchterung abgesehen hatte.

War doch der Prinz von Nassau-Siegen einer der erstaunlichsten Abenteurer in dem an Abenteurern überreichen 18. Jahrhundert. In Frankreich als Prinz anerkannt, widerfuhr ihm ein Gleiches nicht in Deutschland, wo seine Legitimität angezweifelt wurde. Seiner Tapferkeit kam nur seine Schuldenlast gleich. Als Mündel des Kriegsministers von Castries fiel es ihm leicht, 1766 seinen Gläubigern dadurch zu entfliehen, dass er mit Bougainville die Reise um die Welt antrat. Nach seiner Rückkehr macht er grosses Haus, empfängt die Ökonomisten und Beaumarchais bei sich, Rathgeber, die ihm die abenteuerlichsten Spekulationen zur Bestreitung seines Aufwandes anempfehlen. Dank Maurepas lässt er sich von Frankreich als König von Juida,

einem recht unbekannten Ort an der Küste von Afrika, anerkennen, und Beaumarchais war gleich zur Stelle, als es galt, die zur Beförderung des neuen Souveräns erforderlichen Schiffe zu liefern: hatte der König dem Prinzen doch urkundlich die unbeschränkte Ermächtigung ertheilt, in Frankreich Truppen zu werben, Offizierspatente zu verleihen u. dgl. m. Unverzüglich hatte Nassau einen Grosskanzler, Grossmarschall und Grossschatzmeister ernannt und an der Thür seines Wohnhauses anschlagen lassen, dass der König von Juida an den und den Tagen zu den und den Stunden Audienzen geben würde. Die Befehlshaberstelle in seiner Legion war für 50,000, die Compagnie für 10,000 Francs feil. Aber obwohl sich für diese Phantasieposten Käufer fanden, reichte diese Brandschatzung der französischen Titelsucht für Nassau's maßlose Bedürfnisse nicht aus, und das um so weniger, als er mit einer ebenso verschwenderischen, geschiedenen Frau, einer Polin, in wilder Ehe lebte, die trotz aller Vermittlungsversuche Beaumarchais' beim — Erzbischof von Paris nicht den Segen der Kirche erlangen sollte[1]. Wer dieser Frau nur irgendwie zu nahe trat, rührte an den Ehrenpunkt Nassau's; und dieser tapfere Haudegen, überall dabei, wo es in Europa, Asien oder Afrika Krieg gab, verliess sogleich die Fahnen Katharina's von Russland, als Beaumarchais ihm schrieb: Bergasse habe in einem seiner Pamphlete der Fürstin Beziehungen zu Daudet vorgeworfen.

Bei allen sonstigen Schwächen Bergasse's war ihm jedoch persönlicher Muth nicht abzusprechen. Er wiederholte auf die Klagen von Nassau-Siegen bei Hofe und vor Gericht dem Publikum gegenüber mit allem Nachdruck: es sei eine Schande für das fürstliche Paar, ein Zeugniss der Verderbtheit ihres Umganges und Geschmackes, dass sie einem Schelm und Verführer wie Daudet hilfreiche Hand geleistet. Übrigens aber hätte er nicht an Liebeshändel zwischen der Fürstin und dem Geliebten von Frau Kornmann gedacht, denn just die Klage auf Ehebruch wäre ja der Beweis gewesen, dass die Bankiersgattin mit Daudet

zärtlichen Umgang pflege: es wäre mithin (allerdings kein zwingender Schluss in dem Paris jener Zeit) widersinnig gewesen, anzunehmen, dass die Prinzessin Frau Kornmann unter ihren Schutz genommen, wenn sie dieselbe als Nebenbuhlerin gefürchtet hätte.

Und noch stärkere Proben von Mannesmuth und Unerschrockenheit sollte Bergasse zum besten geben. Als die erste Zusammenkunft der Notabeln ohne Ergebniss blieb und in den folgenden Wirren das Parlament wiederum durch einen Gewaltstreich des Königthums verbannt und zertrümmert werden sollte, da erhob Bergasse als Rächer des gebeugten Rechts die Stimme und führte mehr als Anwalt der Nation, denn als Vertheidiger Kornmann's und seiner eigenen bedrohten Freiheit, die Sache der Verfassung, die Sache einer constitutionellen Monarchie nach englischem Zuschnitt. Man horchte auf seine Verlästerungen der Polizeiwirthschaft Le Noir's und der allzeit gefälligen Diener der Mächtigen vom Schlage Beaumarchais' mit doppeltem Genuss, seit er auch die Frage der öffentlichen Moral, der Reform der Gesetzgebung, die Aufhebung aller unwürdigen Censur erörterte, kurz all das mit Worten forderte, was die Revolution später mit Thaten durchsetzte. Niemand stiess sich an seiner Ruhmredigkeit, seiner prahlerischen Selbstgefälligkeit, seiner egoistischen Selbstüberhebung: alle Rechtschaffenen stimmten seinen politischen, freimüthigen Auseinandersetzungen von Herzen zu. Alle Wissenden verglichen seine Stellung in den Jahren 1788—89 der Stellung Beaumarchais' im Process Goezmann: die Autorität kehrte sich gegen ihn; aber eine unbegrenzte Popularität lohnte ihm seine aufopfernde und nicht durchwegs von persönlichen Motiven eingegebene Haltung in den Stürmen jener Jahre.

Diese grosse Seite der Frage übersah Beaumarchais vollständig; er meinte mit kleinlicher Silbenstecherei und Rechthaberei jenen aufgeregten Menschen und Zeiten beizukommen. Warf ihm Bergasse[1] vor, dass er während der

parlamentslosen Zeit seine Feder dem Ministerium zur Verfügung gestellt, so veröffentlichte Beaumarchais die Mémoires, welche er nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. auf den Wunsch der Minister als Parteigänger Conti's für die Wiederberufung der Parlamente entworfen. Aber nur Wenige hatten Lust und Geduld, diese trockenen Archivalien zu prüfen, und Bergasse machte sich den boshaften Spass, die Rechtfertigung Beaumarchais' wortwörtlich unter den Beilagen seines nächsten Pamphletes abzudrucken, mit dem höhnisch-mitleidigen Zusatz, er höre allgemein, dass das Mémoire seines Gegners *très-peu lu* wäre. Unablässig aber hänselt er Beaumarchais mit der Ausforderung, doch endlich mit seinem langverheissenen Hauptmémoire hervorzutreten. Und in der That: unbegreiflich scheint es, dass der sonst so streitbare Mann alle Schmähschriften über sich ergehen liess, ohne zu erwiedern. Vermuthlich wollte er damit erst kurz vor der Urtheilsfällung hervortreten. War das aber seine Absicht, so war sie verfehlt. Denn in der Zwischenzeit hielt Bergasse vor Gericht ein Plaidoyer um das andere, apostrophirte geradezu den König als obersten Hüter des Rechtes, widmete Ludwig XVI. seine Mémoires mit pomphaften Anrufungen, brachte immer neue Enthüllungen über die Niedertracht der Gegner, über ihre tiefen Ränke, ihre unglaublichen erfolgreichen Kniffe, selbst Kornmann's eigenen Advokaten, Fournel [1], zum Abfall und Verrath zu vermögen. Und endlich bekennt sich gar (der nachmals als Journalist der Revolutionszeit vielberufene) Gorsas als Herausgeber der Jugendbriefe Beaumarchais', die ihm bei Mit- und Nachwelt unwiederbringlichen Schaden zufügten. (S. o. S. 30 u. Beilage II.) Nun endlich (30. März 1789) zwei Tage vor dem Urtheilsspruch tritt Beaumarchais mit einem »*Dernier exposé des faits*« hervor, das nicht ohne Bitterkeit der Leidenschaftlichkeit gedenkt, mit welcher das Volk »Brod und Libelle und fast ausschliesslich Libelle gegen ihn gefordert und verschlungen habe« [2]. Kornmann fertigt er mit dem Ge-

setzesvorschlag ab: fortan sollten nur diejenigen Männer wegen Ehebruchs auf Scheidung klagen können, die ihre Mitgift zu Gerichtshanden erlegen. Sachlich bringt er nicht viel Neues vor. Was er über seine Haltung in der Frage des Blindeninstitutes erzählt, erklärt schärfer, als Bergasse und Kornmann dies zu thun vermöchten, die Rachsucht des elsässischen Bankiers: denn ohne Frage bezeugen die Briefe, welche Beaumarchais gegen Kornmann an den Herzog v. Chartres, Rohan, den Minister Amelot und Le Noir richtete[1], dass er ohne persönlichen und sachlichen Anlass, halb zum Schabernack, halb aus Schadenfreude Kornmann's Kredit und Geschäftsübung denuncirte. Er hat den Bankerott seines Feindes vielleicht nicht allein verschuldet, sicher aber wie einen persönlichen Triumph mit heraufgeführt und ausgebeutet. Was sonst noch erzählt wird: dass ein diebischer, von Beaumarchais davongejagter Portier Michelin ihm mit Erpressungen gedroht habe[2]; dass die Volkswuth dermaßen gegen ihn aufgestachelt wurde, dass ihn der Pöbel in seinem Garten beschimpfte, ein kostbares Kunstwerk in einer Nische seines Palastes zerstörte und Maueranschläge veröffentlichte, worin er als Kornwucherer denuncirt wurde[3], kommt nicht weiter in Betracht dem offenen Geständniss gegenüber, dass er als Minderjähriger die Briefe an Madame Franquet geschrieben. Er war gerichtet nach diesen Enthüllungen, und Niemand hörte weiter auf ihn, wenn er Bergasse als den Tartüffe von Orgon-Kornmann, dann wieder als »*furie*« angriff und gelegentlich entdeckte, der Name seines elsässischen Gegners beginne mit demselben (?) Buchstaben, welcher in Rom überwiesenen Verleumdern *(calumniator)* als Brandmal eingedrückt wurde[4], oder wenn er behauptete, Bergasse habe ihm nie vergeben, dass er gegen den Mesmerismus Partei ergriffen[5].

Das Gericht sprach wohl, nach einer glänzenden, mehrstündigen Rede des Generalprokurators d'Ambray, Kornmann und Bergasse schuldig: allein einmal galt es, mit diesem Rechtsspruch das alte Polizeiregiment Le Noir's

zu decken und zu rächen, und zweitens verurtheilte man die Angeklagten nur zu kleinen Geldstrafen, mit dem Verbot, künftighin Pamphlete dieser Art zu schreiben: zugleich wurde aber auch die Vernichtung der ehrenrührigen Mémoires von Beaumarchais ausgesprochen [1]. Unser Held empfand nach diesem fragwürdigen Sieg die Nothwendigkeit, sich ein wenig von der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Elegisch oder weise schreibt er in seinem letzten Mémoire:

»Diese Streitigkeiten vermögen den Frieden meines häuslichen Herdes nicht zu stören. Beglückt durch meine reizende Tochter, glücklich mit meinen alten Freunden, verlange ich nichts mehr von der Welt. Nachdem ich all meine strengen (!) Pflichten als Sohn, Gatte, Vater, Freund, als Mensch, Franzose und braver Bürger erfüllt habe, hat mir dieser entsetzliche Process zum mindesten ein Gutes beschieden: er hat mich gelehrt, meinen Kreis einzuengen, meine wahren Freunde von den falschen zu sondern«.

Und ein behagliches Sorgenfrei hatte Beaumarchais seit Jahr und Tag, grösstentheils nach seinen eigenen phantastischen Planen, erbauen lassen. Unbekümmert um Sonntagsruhe liess er zum Verdruss des Pfarrers seines Sprengels unablässig schanzen [2]. Schon zu Beginn des Processes wirft ihm Bergasse vor, dass er mit gutgespielter Sorglosigkeit einen Palast aufführen lasse [3]. Noch zu Anfang des Jahrhunderts erhob sich der stolze Bau, der mit seiner architektonischen und Gartenpracht Duverney's Lustsitz übertraf und von den Neugierigen, Parisern und Fremden als Sehenswürdigkeit besucht wurde. Die luxuriös ausgestatteten Prunkgemächer glichen wahren Kunstsammlungen; Beaumarchais' reich bemalter Schreibtisch allein soll 30,000 Francs gekostet haben. Im Garten waren Lauben und Rasenplätze mit Büsten seiner Lieben geschmückt. Dort und da stellte sich der Hausherr auch mit Sinnsprüchen und Denkversen ein [4]: Amor wurde poetisch verherrlicht, ebenso Plato, Paris Duverney, Voltaire. Ein kuppelförmiges Lusthaus auf der Höhe des Gartens trug auf dem Knauf eine Erdkugel, deren Pol eine goldene Feder durchbohrte. All

diese Anlagen waren so prächtig, dass Napoleon sie kurzweg eine *folie* nannte. Privatmänner, auch wenn sie Millionäre waren, hatten nach der Ansicht des Imperators kein Recht, ihr Hauswesen auf fürstlichem Fuss einzurichten. Für's erste aber freute sich Beaumarchais seines behaglichen Ruhesitzes, lud seine Nächsten oft und gerne zu sich, gab Feste zu Ehren seiner geliebten Tochter Eugenie, die er in fröhlichen »gallischen Rundgesängen« hochleben liess[1]. Der Rasen scheint ihm frischer begrünt, die Blüthenpracht farbenbunter, da sein Herzenskind aus dem Kloster heimkehrt; sie soll Königin im Hause, freie Herrin ihrer Wahl sein: was verschlägt weiter das Vermögen des künftigen Bräutigams.

Juge écrivain soldat
Esprit vertu douce raison
Voilà son titre en ma maison.

Nicht allzulange sollte Beaumarchais sich dieses Stilllebens erfreuen. Vor seinem Park, als dem nächsten und besten Aussichtsort, standen Theaterdamen als Zuschauerinnen des Bastillesturmes *), den sie neugierig, wie ein Stiergefecht oder ein verhängnissvoll endendes Feuerwerk betrachteten. Und vom ersten Tag der Revolution an hat Beaumarchais sich und sein Haus gegen Anfechtungen ernstester Art zu schützen. Sein Unverstand erleichtert der Gehässigkeit ihr dunkles Werk. Nur mit Müh' und Noth rettet er Leib und Leben; jahrelang irrt und darbt er in der Verbannung. Als er heimkehrt, ist der grösste Theil seiner Habe verloren. Nach seinem Tode müssen seine Angehörigen ungezählte Processe ausfechten, die, wie die Geister der Hunnenschlacht, die Leiche des Gefallenen umkreisen; seine Erben müssen den heute längst verschwundenen

*) Taine erzählt nach dem Bericht eines Augenzeugen (Les origines de la Fr. cont. II. S. 57. Note 4): »il etoit appuyé sur la barrière qui fermait le jardin de Beaumarchais et il regardoit ayant à ses côtés Mlle. Contat (die erste Darstellerin der Susanne im »tollen Tag«) l'actrice qui avait laissé sa voiture Place royale.«

Feenpalast verlassen, welchen Sainte-Beuve noch sah und den anfangs der Dreissigerjahre auch ein deutscher Wanderer heimsuchte, Ludwig Börne:

»Als ich« — so heisst es im 101. Brief aus Paris — »gestern über den Boulevard Saint-Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heisst, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben. In dem ersten Haus hat Cagliostro gewohnt. Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos. Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die anderen sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Théâtre français Figaro's Hochzeit gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als *Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war.* Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern, zum Abfluss des Wassers versehen; es scheint, der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschliesst jetzt ein neues Gebäude, zur *Salz-Niederlage* bestimmt. *Salz — Beaumarchais* — es ist ein Erbe, das seiner nicht ganz unwürdig ist. *Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit.*«



II. „Die schuldige Mutter“ und die „Six Epoques“.

Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht — — — - - — — — — — — -
— — — — — — reis' umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu schaffen und sollt ich mein Leben verlieren.
Reineke Fuchs: Neunter Gesang.

Beaumarchais' Haltung während der Revolutionsstürme erscheint mir immer wieder als die Lösung der (nicht blos als Schulfrage von Monarchisten und Republikanern erörterten) Controverse, wie wohl der Alte von Ferney die ungeheure Umwälzung aufgenommen, wenn er sie überhaupt überlebt hätte? Ich meine: weder mit unbedingter Begeisterung, noch mit ungemessenem Hass; er würde sich mit den gegebenen, neuen Verhältnissen abgefunden und die neuen Gewalthaber ebenso eifrig umschmeichelt haben, wie zuvor die Pompadour, Choiseul, Maupeou, Turgot, kurz Jeden, der ihm in seinen litterarischen und finanziellen Unternehmungen von Vortheil werden konnte. Der Enthusiasmus, der zu Beginn der Bewegung alle weltbürgerlich Gesinnten, selbst ausserhalb Frankreichs erfasste, war Beaumarchais' Sache nicht. So nahm er auch die Gräuel und Frevel der Schreckenszeit nicht mit der pathetischen Entrüstung eines Schiller auf. Von Anfang an haftete der Fluch des Reichthums, das Verhängniss der Verleumdung auf ihm. Alte Neider,

die Getreuen Kornmann's und die Gläubiger Bergasse's, streuten aus, dass Beaumarchais in seinen weitläufigen Kellereien Getreide aufgespeichert, um Kornwucher zu treiben; dass geheime Gänge aus seinem Palast nach der Bastille führten; dass er dem vom Pöbel bald darauf ermordeten Flesselles 12,000 Flinten versprochen habe[1]; dass er es mit den grossen Staatsverräthern halte; dass man sein Haus deshalb plündern und nachher in Brand stecken solle etc. Die Aufregung wuchs dermaßen, dass der ehemalige Polizeilieutenant Le Noir floh: er war seines Lebens in Paris nicht mehr sicher. Auch die Freunde Beaumarchais' drangen in ihn, Paris oder doch wenigstens seinen Palast zu verlassen; er folgte ihren Rathschlägen nicht: er that seine Bürgerpflicht. Als er am Tag des Bastillensturmes mit anderen Commissaren an einer Sitzung theilnahm, um die neue Steuereinhebung vorzubereiten, stürzte ein Bote mit der Meldung ins Zimmer: an die 2000 hätten seinen Garten gestürmt und seien drauf und dran, auch sein Haus zu plündern. Beaumarchais blieb, rasch gefasst, vorerst im sicheren Kreise der Schätzungs-Kommission. Und seine Kaltblütigkeit machte damals solchen Eindruck auf die Bürgerwehr, dass sofort an die 400 Mann ausrückten und Ordnung schafften[2]. Allerdings hielt es Beaumarchais für geboten, durch eine ausgiebige Spende (12,000 Livres) die hungernden Arbeiter von Saint-Antoine zu beschwichtigen und den Wachen in seinem Viertel doppelte Löhnung anzuweisen[3]. Zugleich bat er die Gemeindebehörde, sein Haus zu untersuchen und öffentlich zu bestätigen, dass weder Waffen noch Brod in seinen Speichern und Kellern zu finden seien[4]. Er hatte seine liebe Noth, seinen Willen durchzusetzen, denn seine Geschäftsbureaux waren in der Rue du Temple, sein Palast aber in der Vorstadt gelegen, und die Gemeindevertretungen wollten am wenigsten ihm zu Gefallen einander ins Gehege kommen. Endlich erhält er sein Wohlverhaltungs-Zeugniss, das er sogleich durch Maueranschlag bekannt geben lässt. In der

ersten Freude widmet er 1200 Francs zu dem Zweck, alljährlich am Tage des Bastillensturmes ein Liebespaar aus dem Volke trauen zu lassen. Seine Vielgeschäftigkeit und Gewandtheit empfiehlt ihn zum Wahlmann und Gemeinderath. Doch gerade diese volksthümliche Auszeichnung bringt ihm neue Verdriesslichkeiten. Neue Pamphlete laufen gegen ihn um. Ein wohlmeinender Gemeinderath theilt ihm mit, dass ein Herr Morel erklärt habe, er wolle schlechterdings nicht mit ihm in derselben Commission sitzen. Und als Beaumarchais Morel zur Rede stellt, hat das nur zur Folge, dass ein dritter, ihm unbekannter College in offener Sitzung die Beschwerde erhebt: Beaumarchais suche die Gemeindevertreter durch Herausforderung zum Zweikampf einzuschüchtern u. dgl. m. Die bösen Zungen waren so geschäftig, dass der Gemeinde-Ausschuss, trotz Beaumarchais' Einsprache, beschliesst: er habe sich solange von den Verhandlungen fernzuhalten, bis er sich von allen Anklagen gereinigt habe. Nun verlangt unser Held nichts sehnlicher, als sich vertheidigen zu dürfen. Aber 14 Tage oder, wie er in alter Liebhaberei berechnet, 21,600 Minuten[1] vergehen, ohne dass man ihm irgendwie Gehör gibt. Endlich lässt er eine gedruckte Schutzschrift: *Requête à la Commune* erscheinen, in welcher er alte und neue Rechtstitel für sich geltend macht.

Er bietet Jedem Tausende, der ihm beweisen will und kann, dass er andere Gewehre als Jagdflinten habe, dass er es mit Flesselles oder den Aristokraten halte[2]. Und nun rollt er das Bild seines Lebens und seiner Verdienste auf: er schildert alle Processe, in welche er (stets ohne sein Verschulden!) verstrickt wurde: er schildert seine Beziehungen zu Conti, seine Haltung den Amerikanern und den Parlamenten gegenüber; er beruft sich darauf, dass er seit einem Jahrzehnt in voller Ungnade bei Hofe sei; er will im Hohenpriester des »Tarare« den Staatsminister Cardinal Brienne angegriffen, in seinen Versen (s. o. S. 532) die »Elemente der Menschenrechte« vorherverkündet haben, wie er zuvor im »tollen Tag« den Grossen die Wahrheit gesagt[3]; er rühmt seine Bemühungen für die Sache der Protestanten. Er antwortet auf die immer wiederkehrenden Anwürfe, dass er die

Amerikaner als Lieferant betrogen habe, mit einer Apostrophe Lafayette's[1], dem er bei seinen Heldenthaten in der neuen Welt mit all seinen Kräften beigestanden (in Privatbriefen versicherte Beaumarchais, er habe den Marquis aus den Händen der Wucherer befreit, die er seinerzeit in Philadelphia-Jerusalem wiedergefunden); ein Drittel seines Vermögens sei im Besitz der Armen und seiner Schuldner; er erheischt von seinen Mitbürgern nur Gerechtigkeit: denn in dieser schrecklichen Anarchie, während des entsetzlichen Überganges von dem Gesetz, das man zerstört hat, zu dem Gesetz, das erst geschaffen werden soll, weiss er nicht, bei wem er seine Klage anbringen soll; er beschwört seine Genossen im Gemeinderathe, Sieyès' bitteres Wort zu beherzigen: wie wollt Ihr frei sein, wenn Ihr nicht gerecht sein könnt?[2] So vielen beweglichen Worten reiht er als Beweismittel Drohbriefe an, die er erhalten; dieselben sind auf die Rückseite von Todesanzeigen geschrieben, Kernflüche, in welchen ihm angekündigt wird, er werde der Volkswuth zum Opfer fallen: er solle einer fürchterlicheren Hinrichtung gewärtig sein als gemeinen Aufhenkens am Laternenpfahl.

Endlich beraumt ihm die Commune eine Frist zur Vernehmung an. So wie man ihn zu Wort kommen lässt, hat er bei seiner Zungen- und Schlagfertigkeit gewonnene Sache. Anderthalb Stunden spricht er aus dem Stegreif[3]: vorläufig mit dem glänzendsten Erfolg, denn einmüthig nehmen ihn die Gemeinde-Ausschüsse wieder in ihrer Mitte auf. Es war die einzige öffentliche Stelle, die ihm überhaupt zufiel[4]. Er hielt sich auch, wie Gudin mit Nachdruck hervorhebt, von allen Clubs und Versammlungen fern, vielleicht nur, weil man von ihm in diesen Kreisen und Zeitläuften nicht viel wissen mochte.

Ein theatralischer Zug seines Wesens trieb ihn aber immer wieder zu neuen öffentlichen Kundgebungen, und der Festkalender der neuen Staatsordnung gab ihm Anlass zu zahlreichen Anregungen und Veranstaltungen: nichts naheliegender und einträglicher als — Tarare, den neuen Verhältnissen angepasst, mit einem Schlussakt, der Krönung eines constitutionellen Königs, aufzutischen. Salieri, dessen Oper damals gerade, allerdings im Text gehörig umgearbeitet, unter dem Titel »Axur« als Festspiel am Hofe

Kaiser Joseph's gegeben wurde, war von Beaumarchais leicht für sein Vorhaben zu gewinnen. In einem enthusiastischen Brief*) schildert er ihm die allgemeine Freude, die am Vorabend des ersten Jahrestages der Zerstörung der Bastille von den Montmorency's bis zu dem letzten Kohlenträger Alle erfasst hat. Ebenso voll eingelebt in die neuen Zustände gibt er sich dem Maire von Paris, Bailly, gegenüber, dem er, *Pierre Augustin Caron cy-devant Beaumarchais*, ein Prachtexemplar des *Couronnement de Tarare* zueignet[1], am Tag der ersten Aufführung dieses Nachspiels, das gar kein dichterisches, immerhin aber culturgeschichtliches Interesse darbietet. Unter den Klängen eines Festmarsches ziehen in dieser Krönung von Beaumarchais' Gnaden Soldaten vorauf; vier Mitglieder der Volksvertretung: ein Soldat, ein Priester, ein Bürger und ein Bauer folgen mit dem Altar der Freiheit; Andere tragen das Buch des Gesetzes, Andere Scepter und Richtschwert. Tarare erlässt sogleich neue Gesetze: er hebt den Cölibat auf und führt Scheidungsfreiheit ein; alle Negersklaven werden frei erklärt[2] u. dgl. m. Der Erfolg war durchschlagend. Die — Einnahme (es ist das erste, was Beaumarchais Salieri meldet) betrug 6540 Livres, während bei anderen Opern höchstens 5—600 eingingen[3].

Und einen pomphaften Aufzug auf offener Strasse will er im Mai des nächsten Jahres ins Werk setzen, als Voltaire's sterbliche Hülle von Romilly nach Paris überführt werden soll. In einem Flugblatt veröffentlicht Beaumarchais die Anträge, welche er in der Gesellschaft der Dramatiker gestellt hat, mit ihrer Begründung: er gedenkt aller Gefahren, die er für Voltaire bestanden, aller Verdienste, die er um ihn erworben; alle Verluste, die er bei der Kehler Ausgabe erlitten, bedauere er nicht. »Konnte ich ihm doch Alles zu Gefallen thun, was er von mir erwartete. Als er mich kurze Zeit vor seinem Tode in Paris umarmte, sagte

*) S. Beilage VIII.

er mir unter Thränen: Mein Freund! Meine einzige Hoffnung ist auf Sie gesetzt, Worte, die ich erst dann vollständig begriff, als die Aufgabe an mich herantrat, die *Oeuvres complètes* drucken und in Frankreich verbreiten zu lassen«. So hält er sich für vollberechtigt, vorzuschlagen, dass bei der feierlichen Übertragung der Leiche in das Pantheon die — Kehler Ausgabe, 70 Bände stark, dem versammelten Volke vor Augen geführt werde; dass sechs Mitglieder der *Société des auteurs dramatiques* die Leiche aus Romilly abholen und alle dem Sarg in Paris voranschreiten etc. etc.[1]

Und er begnügte sich nicht damit, den Festzug auf das Theater und das Theater auf die offene Strasse zu verlegen: er wollte, allerdings ohne selbst damit hervorzutreten, das alte Vorhaben, die Tyrannei der Comédie française durch Concurrenzbühnen zu brechen, verwirklichen. Die neue Theaterfreiheit gab ihm Anlass, ein neues Schauspielhaus zu begründen und zu unterhalten: denn obgleich er officiell in Abrede stellte, dass er ein eigenes Theater besitze und den Untergang der Comédie française herbeiführen wolle, wissen wir heute aktenmässig aus seinen eigenen Kassa- und Haushaltungsbüchern, dass er das *Théâtre du Marais* durchwegs von Leuten seiner Wahl leiten, mit Darstellern und Stücken seiner Wahl arbeiten liess[2]. Auf dieser Bühne, die mit Piron's *Métromanie* eröffnet wurde, brachte Beaumarchais »Eugenie«, »die beiden Freunde« (!), den »Barbier«, seinen den tollen Jahren neu angepassten »Tollen Tag«, endlich aber (26. Juni 1792) das Schlussstück der Figaro-Trilogie: *»die schuldige Mutter«* zur Aufführung. Der Schauplatz des Stückes ist — Paris, und die Reise nach Frankreich hat dem Lebensbund Rosinens und Almaviva's noch schlechter bekommen, als die zwischen dem »Barbier von Sevilla« und der »Hochzeit des Figaro« vollzogene Übersiedelung von Sevilla nach dem Lustsitz des Grafen, Aguas frescas. Nach den Erlebnissen der »folle journée« ist Almaviva als Gouverneur nach den spanischen

Colonieen gegangen. Während seiner Abwesenheit hat die Gräfin einer feurigen Liebeswerbung Cherubins nicht widerstehen können. Der Graf anerkennt ihren Sohn Leon wohl vor der Welt, nicht aber Rosinen gegenüber als sein Kind. Die einst so zärtlich für einander schwärmenden Liebesleute sind einander vollkommen entfremdet, und einer der schlimmsten Theaterbösewichter, ein *Tartuffe de probité* — *Bégearss* (so kindlich rächte sich Beaumarchais an Bergasse!) — hat teuflische Pläne ausgeheckt, um sein Glück auf den Ruin der Beiden zu begründen. Als Officier hat dieser Irländer dem tödtlich verwundeten Cherubin auf dem Schlachtfeld die Augen zugedrückt; der Sterbende hat Bégearss eine letzte Botschaft an die Geliebte aufgetragen und damit das Geheimniss Rosinens enthüllt. Bégearss drängt sich nun in das Vertrauen der Gräfin; zugleich aber weiss er durch tückische Machenschaften Almaviva die volle, bisher nur geahnte Wahrheit zu offenbaren. Sein Plan, als er die Beiden nach Paris lockte, war höchst verwickelt: einmal hoffte er solcherart Almaviva in Madrid durch aufgefangene und gefälschte Briefschaften bei Hofe unmöglich zu machen; weiter aber den Grafen zu der (in Frankreich neuerdings gestatteten) Scheidung zu bestimmen; zuguterletzt endlich ein junges, schönes Kind, Florestine, das als Pflegetochter im Hause Almaviva's lebt und mit Leon eines Herzens und eines Sinnes ist, zu heirathen. Bégearss weiss nämlich den beiden jungen Leuten einzureden, dass sie — Geschwister sind (Florestine ist die uneheliche Tochter Almaviva's) und all seine Anschläge sind dem Gelingen nahe: er hat Almaviva's Vermögen und Ehre, die schöne unglückliche Braut und die Geschicke Leons und der Gräfin in seiner Gewalt, als mit eins Figaro, der treffliche Minirer, die volle Niedertracht dieses *Tartuffe des moeurs* auskundschaftet und beweist: Bégearss sei ein Höllenhund, ein Tugendgleissner, der Gatte einer ehrlos verlassenen Irin, ein Angeber, Falschspieler, Betrüger, steckbrieflich verfolgter Verbrecher, dem der gräfliche

Haushofmeister im letzten Augenblick mit soviel Thatkraft als moralischer Entrüstung Geld und Braut abjagt. Der Schurke muss in ohnmächtigem Grimme das Haus des Grafen verlassen. Almaviva und Rosine legen versöhnt die Hände ihrer beiden unehelichen, nach Beaumarchais' Ansicht durch keinerlei *impedimentum affinitatis* gehinderten Kinder als Brautleute ineinander.

Der Dramenschmied der »Eugénie« ist hier zum alltäglichen Melodramatiker herabgesunken. Der abgefeimte »*traitre*«, diese stehende Maske des neueren Verbrecher- und Boulevardstückes hat in Bégearss (— Figaro gibt ihm die herkömmlichen Ehrennamen *serpent, basilisque* etc. —) seinen Stammvater gefunden; Figaro ist ein sehr sittlicher, aber höchst witzloser Moralist geworden; Almaviva, Rosine und Susanne sind nicht wiederzuerkennen. Sainte-Beuve spricht Jedem aus dem Herzen mit der Bemerkung: wenn man von Beaumarchais' Theater redet, sollte man immer nur den »Barbier« und den »tollen Tag« im Auge behalten; das Andere sei in künstlerischer Beziehung nicht der Rede werth[1]. Für den Historiker ist die eine und die andere Einzelnheit für die Zeitgeschichte jener Tage von Interesse: so der Cultus, der mit Washington getrieben wird (die Büste des amerikanischen Helden durfte auf deutschen Bühnen so wenig stehen bleiben, wie die Club-Tiraden Leon's etc.[2]) Für den Biographen ist auch diesmal das Vorwort von besonderem Werthe[3]. Der Autor will in drei aufeinanderfolgenden Aufführungen den Familienroman des Hauses Almaviva auf die Bühne gebracht wissen. Nachdem wir am ersten Abend an der stürmischen Jugend des Grafen uns ergötzt haben, die beiläufig unser Aller Jugend gleicht, und am zweiten Abend die Fehler seines Mannesalters lustig dargestellt sehen, die wiederum nur allzuoft die Unsrigen sind, sollen wir uns am dritten davon überzeugen, dass jeder Mensch, der nicht geradezu als verderbtes Scheusal auf die Welt gekommen, zuguterletzt, in dem Maße als die Leidenschaften schwinden, seine

gute Urnatur zum Durchbruch kommen lässt: vor Allem, wenn er das Glück genossen, Vater zu sein. Beaumarchais spricht hier pro domo: er denkt an seine Tochter Eugenie und an sein Selbstportrait. Dass nach den Angriffen von Bergasse ein ungestillter Drang nach Vergeltung in ihm tobte, dürfen wir ihm ohneweiters glauben. Er gesteht das nicht ausdrücklich zu, aber die erneuten Hinweise auf Orgon-Tartuffe (s. o. S. 542) sprechen deutlich genug. Grundfalsch ist es dagegen, wenn er behauptet: die beiden ersten spanischen Komödien (Barbier und Figaro's Hochzeit) seien nur geschrieben worden, um die *Mère coupable* vorzubereiten. Er selbst mahnt übrigens zu milder Kritik mit der Versicherung[1]:

> er habe, wie Diderot von Richardson rühmte, der Maler des menschlichen Herzens sein wollen. Sollte dieser Versuch trotzdem schwach oder verfehlt sein, so beschwört er seine Mitbürger, ihn zu kritisiren ohne ihn persönlich zu beleidigen. »Als ich meine anderen Stücke schrieb, beschimpfte man mich, weil ich es gewagt, Figaro auf die Bretter zu bringen, den Ihr seitdem lieb gewonnen. Ich war damals jung und lachte zu all den Angriffen. Wenn man alt und älter wird, umdüstert sich aber unser Geist und Charakter. Ich kann nicht dagegen an: ich lache nicht mehr, wenn ein Schelm oder Schurke mich selbst statt meiner Werke anfeindet . . .«

Man begreift die wachsende Sorge und Verstimmung Beaumarchais'. Manuel, der Prokurator der Republik, beschuldigte ihn öffentlich, seiner Steuerpflicht nicht zu genügen, und obwohl der Angegriffene in einem ungemein höhnischen, mit persönlichen Sarkasmen überwürzten offenen Sendschreiben sich darauf berief, seit Ausbruch der Revolution über 100,000 Francs an Steuern, Spenden und Liebesgaben aufgewendet zu haben[2], wuchs die Gehässigkeit der Massen immer mehr gegen ihn und sein Besitzthum. Die grösste Gefahr bereitete ihm aber sein eigener Dämon; eine Handelsoperation brachte Beaumarchais ins Gefängniss und dem Tode nahe. In einer weitwendigen Geschichte »der neun peinlichsten Monate seines Lebens« hat er fast wie in einem Tagebuch aufgezeichnet, wie er

und Andere Unheil und Verbannung auf ihn herabbeschworen haben.

Anfangs März 1792 sprach ein Brüsseler Buchhändler, Mr. de la Haye, der mit Beaumarchais als Herausgeber Voltaire's in Geschäftsbeziehung gestanden, bei ihm vor, mit der Bitte, ihm 60—200,000 Flinten für die republikanischen Heere abzunehmen. Denn »obwohl ich (so versichert unser Held) nach allen Lebensmühen mir eine kleine Erholungspause bis zum Tode gönnen wollte und in Folge dessen seit Jahren alle Projekte und Anträge abwies, kamen *nach altem Brauch* doch alle in mein ehemaliges Arbeits- und jetziges Ruhestübchen« *). Beaumarchais will anfangs den Antrag abgewiesen haben. Gudin gab ihm auch den weisen Rath, dass man in Kriegs- und Revolutionszeiten mit Allem eher, als mit Brod und Waffen Handel treiben solle. Andere Freunde (allen voran vermuthlich sein ehemaliges *Alter ego* in Kehl, De La Hogue) trieben ihn jedoch an, sich dieser (in Belgien eingelagerten) Flinten zu bemächtigen, welche dem Brüsseler Buchhändler als Gnadengeschenk Leopolds II. für seine kaisertreue Haltung während der letzten Unruhen zugefallen waren. Beaumarchais gibt endlich nach und verhandelt mit dem Kriegsminister de Graves, (er erzählt später: dass er in neun Monaten mit *vierzehn* Ministern zu schaffen gehabt) und nach weitwendigen Mäkeleien

*) »Vorschläge zur Hebung des Verkehrs auf der Landenge von Suez«; »Mémoires zur Anpflanzung von Rhabarber«; »Projekte für eine neue Seinebrücke in nächster Nähe des Beaumarchais'schen Palastes«; »Anleihen für den nachmaligen Herzog von Orleans«; »Finanzpläne und Staatslotterieen«; »die Ausbeutung von Torfstichen als Brennmaterial«; »die praktische Verwerthung des Luftballons«: all diese und ungezählte andere Briefschaften der Art fand Loménie in dem Beaumarchais-Archiv (Lom. I. 3.). Allen geldbedürftigen Erfindern, allen darbenden Glücksrittern etc. galt Beaumarchais als Nothhelfer. So spielte er in den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Säculums beiläufig dieselbe Rolle, wie in unseren Tagen ein ihm vielfach verwandter Zeitungsindustrieller, dessen phantastische Stellung Daudet in der reizenden Studie »Les 100,000 Francs de Mr. de Girardin« vergegenwärtigt hat.

einigt sich Beaumarchais endlich mit dem Buchhändler dahin: dass dieser die Gewehre niemals einem Feind Frankreichs verkaufen dürfe, während unser Held nur gegen ein starkes Reugeld von dem Vertrag zurücktreten könne. Mit dem Minister aber kommt er dahin überein, dass er bei richtiger Lieferung für je ein Gewehr 30 Francs in Assignaten erhalten würde. Das Ministerium gibt ihm eine vorläufige Deckung von 500,000 Francs in Assignaten. Beaumarchais erlegt dagegen als Sicherstellung 750,000 Francs in Genfer Leibrenten an die Staatskasse. Und De La Hogue geht als sein Vollmachtträger (zugleich auch mit Depeschen des Ministers Dumouriez) nach Holland. Von Anfang an aber will Beaumarchais durch die Habsucht der Unterbeamten des Ministeriums in all seinen Plänen gehemmt worden sein. Als De La Hogue, brennend vor Diensteifer (denn man hatte dem ehemaligen Kriegskommissar eine militärische Auszeichnung verheissen) in Brüssel ankommt, sind die dortigen Behörden bereits (wie Beaumarchais behauptet, nur durch neidische Concurrenten und habsüchtige Ministerialbeamte) von Allem benachrichtigt. Der bisher neutrale Staat erhebt Schwierigkeiten gegen die Ausfuhr der Waffen, und als am 20. April, eine Woche nach Abschluss des Vertrages zwischen Beaumarchais und dem Ministerium, der Krieg zwischen den Niederlanden und Frankreich ausbricht, heben endlose Verdriesslichkeiten an[1]. Noch vor Beginn der Feindseligkeiten hatte die Admiralität von Middelburg — aus Dienstfertigkeit gegen den kaiserlichen Gesandten Grafen Buol — erklärt, sie würde die Ausfuhr der Flinten nur unter der Bedingung gestatten, dass De La Hogue (bezw. Beaumarchais) den dreifachen Werth der Waffen als Caution dafür erlege, dass diese Waffen nicht nach Frankreich gehen. Beaumarchais hört kaum von dem Zwischenfall, als er auch schon die Admiralität mit einem grossen Mémoire heimsucht und die Pariser Minister Dumouriez, de Graves etc. in einem Tage mit fünf Briefen, Eingaben etc. bestürmt.

Aber obwohl er zweimal im Tag den meilenweiten Weg vom Faubourg St. Antoine bis zum Quai d'Orsay macht, kann er die Minister fast nie zu Gesicht bekommen. Er beschwört Dumouriez, doch nicht zu den alten Gewohnheiten von Versailles zurückzukehren und durch Saumseligkeit die wichtigsten Angelegenheiten hinauszuschieben: vergebens. Die neuen Gewalthaber sind buchstäblich die *puissants de quatre jours*, von welchen Figaro spricht. Die Zusagen, die sie geben, werden von ihren Nachfolgern nicht gehalten, die Aufträge von ihren Unterbeamten durch Chikanen hinausgeschoben oder gar nicht eingelöst. Als Beaumarchais anfangs Juni bei Dumouriez Audienz nehmen will, hört er, dass dieser Minister das Kriegsamt verlassen hat. »Ich will in die Bureaux gehen: alle Thüren stehen offen, aber Niemand ist in den weitläufigen Gemächern zu sehen. Unwillkürlich rufe ich in einer Bewegung, die ich nicht schildern kann, aus: »Armes Frankreich! armes Frankreich!« — In denselben Tagen denuncirt ihn der Ex-Kapuziner Chabot bei der Nationalversammlung: er habe 70,000 Flinten in Brabant gekauft und in Paris an einem »verdächtigen Orte« versteckt. Beaumarchais lässt sofort eine bissige Abfertigung drucken, in welcher er meint: Chabot müsse das Versteck der Flinten sicher kennen, da es »verdächtig« sei; er möge es sogleich bekannt geben, sonst sei der Kapuziner selbst verdächtiger als das Versteck. Im Übrigen theilt er den wahren Sachverhalt mit und erklärt, er habe allerdings Flinten an einem sicheren Ort geborgen: das wären aber Alles in Allem nur zwei Stücke, und die lägen in dem Zimmer des Kriegsministers als Musterstücke. Diesmal hatte Beaumarchais noch die Lacher auf seiner Seite, und persönliche Gefahren ergaben sich fürs erste nicht aus dem Zwischenfall [1]. Zunächst gestalten sich die Verhältnisse scheinbar sogar günstiger für Beaumarchais. De La Hogue kommt aus den Niederlanden nach Paris zurück, um der Regierung als vertrauter Courier des Gesandten zu berichten,

dass in den Niederlanden eine Fälscherbande Assignaten in Umlauf setze. Zugleich berichtet er, dass die feindlichen Mächte Beaumarchais jeden Preis für seine Gewehre bezahlen, andernfalls aber alles ins Werk setzen wollen, um die Ausfuhr der Waffen nach Frankreich zu verhindern. Die neuen Minister Chambonas und Lajard geben zu, dass der erste Vertrag zwischen Beaumarchais und dem Staate durch *vis major* aufgehoben sei. Sie wetteifern mit dem dreieinigen diplomatischen, militärischen und Zwölferausschuss in mündlichen und schriftlichen Lobeserhebungen seines Patriotismus. Hat doch Beaumarchais ein Anerbieten von 12 fl. (in Randdukaten) für je eine Flinte mit dem Bedeuten abgelehnt, er wolle den Feinden des Vaterlandes keine Hilfe leisten. Ein neuer Vertrag kommt zu Stande. Dabei lässt sich Beaumarchais bestimmen, gegen eine Baarzahlung von 200,000 Livres, mit dem Rest seiner Forderung bis nach Ende des Krieges zu warten. Man verheisst ihm auch eine 15%ige Verzinsung seines Guthabens. Als er aber nach der allseitigen Unterzeichnung des neuen Vertrages die Einlösung der 200,000 Livres verlangt, überrumpelt ihn der Artillerieofficier Vauchelle *(un des plus puissants objecteurs que j'aye rencontrés de ma vie)* mit einem Pfändungsgesuch auf 80,000 Francs, welches ein sicherer Provins als angeblicher Gläubiger des Buchhändlers La Haye auf Beaumarchais' Forderung und Cautionsleistung eingebracht habe, und Beaumarchais ist, wie der weltkundige Sohn des *Vicar of Wakefield* von einem Rosstäuscher, um sein Geld geprellt[1]. Alsbald geht es aber nicht blos an sein Vermögen, sondern an Freiheit und Leben. In den furchtbaren Augusttagen wird im Faubourg St. Antoine die Losung laut: wie sollen wir uns vertheidigen, wenn wir nur Piken haben? Beaumarchais hat 60,000 Gewehre in seinen Kellern: auf! durchsuchen wir sein Haus! und stecken wir es in Brand, wenn er schuldig ist!

Am 8. August erfährt Beaumarchais von einem zuverlässigen Gewährsmann: dreissig Banditen hätten vor, in

einer der nächsten Nächte ein paar Kerle in der Tracht von Nationalgardisten oder Föderirten zu ihm zu schicken. Wenn er auf deren Geheiss sein Haus öffnen würde, beabsichtigen die Bursche, statt nach verbotenen Waffen zu forschen, eine Rotte von Pikenmännern einzulassen, das Gesinde zu knebeln und von ihm Rechenschaft über 800,000 Francs Assignaten zu verlangen, die er angeblich aus dem Staatsschatz erhalten. Ein Brief, den der Geängstigte sogleich an den neuen Maire Pétion richtete, blieb unbeantwortet. Nachts gegen 11 Uhr rückt ein Volkshaufen heran, wie Beaumarchais, rasch von seiner ungemessenen Verherrlichung der Frauenwelt zurückgekommen[1], bemerkt: »aufgestachelt von den Megären der *Canaille*«. Wieder hat das Gerücht Glauben gefunden, dass er in seinen Souterrains Waffen verborgen halte. Beaumarchais öffnet sämmtliche Schränke, Laden, Zimmer und Cabinette; dann flieht er durch den Garten. Der Ruf ertönt: »Er gibt Fersengeld!« und daraufhin machen sich die Weiber, *tausendmal grausamer, als die Männer*, an seine Verfolgung.

»Hätte ich keinen Vorsprung gehabt, sie hätten mich zerrissen: denn nichts hätte sie in der Überzeugung erschüttert, dass ich im Bewusstsein meiner Schuld geflohen. Und doch hatte ich nur durch die Schwäche gefehlt, einen von der Furcht eingegebenen Rath befolgt zu haben, anstatt kaltblütig auf meinem Posten zu bleiben, wie ich selbst mir das vorgenommen. Liebes Kind! im Augenblick der grössten Gefahr räth mir der richtige Instinkt, was ich vor Allem zu thun habe. Diese Geistesgegenwart, meine gute, theure Tochter, muss man unablässig auf die Probe stellen und üben, um ihrer nöthigenfalls vollkommen gewiss zu sein. Ja, vielleicht *habe ich diesem Studium unbewusst die Fähigkeit zu danken gehabt, Lustspielpläne zu entwerfen*, die nur meiner Unterhaltung dienten, während ich bei ernsten, all zu oft sich wiederholenden Anlässen dieser Selbstsicherheit meine Erhaltung zu danken gehabt habe«[2].

Während Beaumarchais sich solchen Betrachtungen überliess, durchforschten an die 30,000 sieben Stunden lang jedes Winkelchen in seinem Hause vom Dachboden bis zum Keller. Sie fanden nichts Verdächtiges und nahmen

nicht die kleinste Kleinigkeit mit sich fort. Nicht ein Glas Wein, nicht ein Lichtstümpfchen fehlte; Uhr und Stecher, Hausrath und Geschmeide blieb unangetastet. Eine Frau, die eine Nelke im Garten abriss, wurde mit ein paar Dutzend Maulschellen bedacht. Überstrenge hatten sie, so kleinen Fehls halber, kurzweg in den Teich werfen wollen. Bei seiner Heimkehr fand Beaumarchais eine mit Hunderten von Unterschriften seiner unerbetenen Gäste bedeckte Erklärung, des Inhalts, dass nichts Verdächtiges bei ihm vorgefunden wurde. Beaumarchais lässt das Zeugniss sofort mit der Versicherung herzlichsten Dankes drucken und sinnt über das seltsame Gemisch von Verblendung und Gerechtigkeit, Stolz und Unselbständigkeit im Volke nach, das inmitten der gröbsten Ordnungswidrigkeiten es als Demüthigung ansehen würde, eines Diebstahls bezichtigt zu werden. So gut auch alles abgelaufen: übernachten will für's Erste Beaumarchais nicht zu Hause. Er besorgt einen neuerlichen, minder harmlosen Besuch der ungebetenen Gäste, die alle Heimlichkeiten seiner Wohnung erspäht haben. Kaum hat er sich jedoch bei einem Freunde in der stillsten Strasse des stillsten Pariser Viertels (Marais) zur Ruhe begeben, als er jählings vom Diener geweckt wird, mit dem Schreckensruf: »der Pöbel rückt in Rotten an, um Sie hier zu suchen; man ist drauf und dran, die Thüren aufzubrechen; man muss Sie daheim verrathen haben«. Zitternd steigt Beaumarchais in die Küche hinab. Dort sucht und findet er ein Versteck in einem grossen Speiseschrank. Von hier aus sieht er Blousen- und Pikenmänner hereinströmen, während auf der Gasse die Weiber heulend Flüche ausstossen. Stundenlang hört er Schritte über der Küche, immer wieder sieht er flackernden Lichtschein auf den Gängen, Treppen und an den Fenstern, und endlich — er hält sein letztes Stündlein für gekommen — nach vier Stunden Hangen und Bangen eilt der Bediente, ein Licht in der Rechten, nur mit einem Hemde bekleidet, auf ihn zu: »Kommen Sie, man verlangt nach Ihnen . . .« »Du

willst mich also ausliefern? Wer verlangt nach mir?« »Herr Gudin, Ihr Kassier« *). Halbtodt vor Schrecken sieht Beaumarchais im nächsten Augenblick Gudin in der Uniform des Nationalgardisten vor sich. Eine Minute wittert er selbst bei ihm Verrath. Bald aber hört er, dass Gudin sich zufällig einer Patrouille der Bürgerwehr anschloss, die das Haus von Beaumarchais' Gastfreund abstreifen wollte. Gudin's Begleiter war ein harmloser Limonadier, Gobé, der just gegenüber von Beaumarchais wirthete ... So kam unser Held bei diesem tragikomischen Abenteuer mit dem blosen Schrecken davon, während andere Pfahlbürger des Marais, durch den nächtlichen Überfall erschreckt, über Gartenmauern das Weite suchten, ein Unternehmen, das Einer mit einem Beinbruch bezahlte ...[1]. Wenige Tage nachher trifft Beaumarchais beim Nachhausekommen einen gewissen Larcher, der ihn als Abgesandter eines Herrn Constantini fragt, wieviel er ihnen dafür zahlen wolle, wenn sie die 60,000 Flinten nach Frankreich schmuggeln? Da Beaumarchais sich besinnt, lässt ihm Larcher ein Schreiben Constantini's zurück, in welchem er für sich und seine Gesellschafter Halbpart von Beaumarchais' Gewinnst verlangt, andernfalls würde man das Verhalten des Herrn Beaumarchais in volles Licht rücken. Unser Held weist die dreiste Erpressung in einem höhnischen Brief ab. Während er aber die Minister und die Nationalversammlung mit immer neuen Denkschriften und Bitten heimsucht, Maßregeln aufzuheben, die seit dem Amtsantritt des Ministers Le Brun immer unbegreiflicher seine Bemühungen durchkreuzen, wird er am 23. August, um 5 Uhr früh, ins Gefängniss abgeführt und in seinem Hause allerorten das Gerichtssiegel angelegt. Larcher, Constantini und ihre Helfershelfer haben im Palais Royal und im Bürgermeisteramte die Lüge ausgesprengt, Beaumarchais habe 60,000, ihm zum Vorhinein bezahlte Gewehre an die Feinde Frankreichs ausgeliefert. Als der Commissar ihm nach neunstündiger

*) Der Bruder des Litterators.

Haft in einem summarischen Verhör Larcher als seinen Ankläger nennt, bittet Beaumarchais nur, die Briefschaften dieses Erpressers und seiner Sippschaft herbeischaffen zu lassen. Die Anwesenden erklären sich damit einverstanden. Er muss jedoch im Abbaye-Gefängniss übernachten. Am nächsten Tage sind die Leute auf der Mairie des Lobes voll über seine Bürgertugend und voll Entrüstung über Larcher's Niedertracht, die aus seinen Papieren hervorgehe. Schon darf er sich für befreit ansehen; da erscheint unversehens »ein kleiner Mann mit schwarzem Haar, krummer Nase und einer scheusslichen Physiognomie, spricht leise mit dem Präsidenten« und — die paar Worte des »grossen, gerechten, kurz des gütigen Marat« haben zur Folge, dass die Herren unter einem nichtigen Vorwand sich entfernen und Beaumarchais volle 32 Stunden in der Amtsstube eingesperrt lassen. Als ein mitleidiger Unterbeamter ihn endlich heimschickt, geschieht das nur unter Bewachung von zwei Gensdarmen, die sein Haus nicht mehr verlassen. Am nächsten Tage — (wir schreiben Ende August, und keine halbe Woche später spielen sich die Septembermorde ab!) — wird Beaumarchais neuerdings in das Abteigefängniss abgeführt. 192 (zum Voraus dem Tode geweihte) Personen sind da in 18 engen Zellen untergebracht. Eine Stunde nach seiner Ankunft im Kerker wird Beaumarchais zum Beschliesser geführt, um einen (von dem Gemeindeamt gestatteten) Besuch zu empfangen. Sein Besucher ist kein anderer als Larcher, der neuerdings den Handel mit den Flinten zur Sprache bringt. Beaumarchais antwortet kurzab: »Ich mache keine Geschäfte im Kerker. Sagen Sie das den Ministern!« Unverhüllt spricht er aus, dass all diese Nichtswürdigkeiten von Le Brun ausgehen, der bei den Flintenlieferungen selbst ein schönes Stück Geld zu verdienen und jeden Widerstrebenden im wahren Sinne des Wortes ans Messer zu liefern gewillt war. Die Gefangenen in der Abtei gaben sich indessen keiner Täuschung hin. Als Beaumarchais ihnen den Vorfall erzählte,

bemerkte er, dass er allein erstaunt war über diese Nichtswürdigkeit. Einer meinte: »die Feinde haben Longwy genommen; wenn sie sich Verduns bemächtigen, wird Schrecken in die Massen fahren, und man wird den Anlass benutzen, uns hier zu ermorden«. Man könnte denken, dass diese (späterhin buchstäblich erfüllten) Prophezeiungen unseren Helden nachdenklich gestimmt hätten. Nichts irriger, als diese Voraussetzung! Der Thorwart steckt Beaumarchais ein Zettelchen zu, des Inhalts, dass ein Genosse Larcher's den neuen Haftbefehl gegen ihn ausgewirkt. Der Autor ungezählter Mémoires bittet seine Leidensgefährten nur um die Gunst, ihn ungestört in einer Ecke auf den Knieen ein

»kräftiges Mémoire an den Wohlfahrtsausschuss schreiben zu lassen«. Der Eine leiht ihm Papier; der junge Montmorin setzt sich auf den Fussboden und hält Beaumarchais ein Portefeuille als Schreibpult hin; Lally-Tolendal plaudert während dem ruhig mit einem Abbé; der 82jährige Schatzmeister des Armenamtes betet laut und inbrünstig zum Himmel, und Beaumarchais — schreibt seine Eingabe zu Ende *(plus fière, hélas, peut-être que ce temps ne la comportoit).* Am nächsten Tag, 21. August, philosophiren die Gefangenen in früher Morgenstunde mit einander. Mit eins ruft der Kerkermeister: »Man sucht Sie, Herr von Beaumarchais!« »Wer das, mein Freund?« »Herr Manuel mit einigen Gemeinderäthen.« Damit verlässt uns der Beschliesser. Wir sehen einander eine Weile an. Endlich sagt ein Gefangner: »Ist Manuel nicht Ihr Feind?« »Ach«, erwiedere ich, »wir haben uns niemals gesehen; doch ist das ein trauriger Anfang von böser Vorbedeutung. Ist mein Stündlein gekommen?« Alle senken die Augen, und ich folge meinem Ruf. Als ich beim Thorwart eintrete, frage ich: »Wer unter Ihnen, meine Herren, ist Manuel?« »Ich bin es«, sagt Einer, vortretend. »Mein Herr, wir haben, ohne einander zu kennen, einen Federkrieg wegen meiner Steuerleistung geführt (s. o. S. 554). Und doch habe ich nicht blos meine Abgaben stets voll und pünktlich bezahlt, sondern auch die vieler Anderer beglichen, die dazu nicht die Mittel hatten. Meine Sache muss wohl sehr ernst geworden sein, wenn der Gemeindesyndikus von Paris seine Amtspflichten im Stiche lässt, um sich mit mir zu beschäftigen?« »Mein Herr«, lautet die Erwiederung, »weit entfernt, sie im Stiche zu lassen, bin ich nur meiner Amtspflichten wegen hier: denn ist die erste Pflicht eines öffentlichen Beamten nicht, einen unschuldig Verfolgten aus dem Kerker zu befreien? Ihr Angeber ist

ein überwiesener Lump; er ist aus der Commune verjagt, ich glaube sogar im Gefängniss. Man ertheilt Ihnen Vollmacht, ihn und seine Sippschaft gerichtlich zu belangen. Nur um Sie unsere öffentlichen Händel vergessen zu lassen, habe ich es mir ausgebeten, hieher zu kommen und Sie enthaften zu dürfen. Verlassen Sie sofort diese Räume«.

Beaumarchais stürzt wortlos in die Arme seines Retters und — Nebenbuhlers: denn Beide waren die Galans einer Madame Houret de la Marinaie, von der späterhin noch ein Wort gesagt werden soll. Und nur ihrem zärtlichen Fürwort hat Beaumarchais das Eingreifen Manuel's und damit sein Leben zu danken, (denn die Septembermorde sind unzertrennlich mit dem Andenken des Abteigefängnisses verknüpft,) wie zuvor nur die Eifersucht die gereizte Polemik der Beiden aus so geringfügigem Anlass verschuldet hatte. Beaumarchais hatte aber kaum den Kerker im Rücken, als er schnurstracks in das — auswärtige Amt zu Le Brun fuhr[1].

Dürfen wir Beaumarchais glauben, so überraschte den Minister der unerwartete Anblick des verwildert aussehenden Gefangenen nicht wenig. Le Brun antwortete nur unsicher und stammelnd auf die Fragen des Freigelassenen. Im Übrigen aber befolgte er nach wie vor die Taktik des Hinhaltens. Am 2. September geht Beaumarchais auf ein paar Stunden über Land. Mit einemmale hört er die Sturmglocke läuten: die Septembermetzeleien beginnen. Ein Freund beherbergt ihn. Am nächsten Morgen erfahren Beide, dass seines Bleibens nicht länger hier ist: man sucht ihn auch hier und trachtet ihm nach dem Leben. Er wandert querfeldein, meidet alle gebahnten Wege; endlich nachts findet er nach dreistündigem Marsch eine Unterkunft bei Bauersleuten. Von und bei ihnen hört er alle Einzelnheiten über die Schlächtereien in Paris. Und das erste, was er aufathmend ins Werk setzt, ist —: an Le Brun einen neuen, dringenden Brief zu schreiben, mit der Drohung: er werde erforderlichenfalls seine Beschwerden vor die Nationalversammlung bringen. Le Brun lässt ihm unter dem Eindruck dieser Nachricht durch Beaumarchais' eigenen Botenläufer eine

Audienz zusagen. Der hartnäckige Mahner nimmt sie an, nur bittet er, nachts, nicht morgens vorsprechen zu dürfen, da sein Leben in Paris bedroht sei. Fünf Meilen legt er zu Fuss zurück. Als er sich um 9 Uhr nachts im Ministerium meldet, sagt der Thürhüter, er solle um 11 Uhr kommen. Todtmüde wartet Beaumarchais die Stunde ab, in einem seltsamen Versteck — inmitten der hochaufgeschichteten Ziegelhaufen und Bruchsteine eines nahen Bauplatzes. Als er zur anberaumten Zeit wieder beim Minister vorspricht, heisst es, derselbe sei zu Bette. Und so wird Beaumarchais von einem Tag auf den andern vertröstet: man lässt ihn *valeter.* Just diese abschätzige Behandlung aber steigerte seine Halsstarrigkeit. Endlich treibt er die Kühnheit so weit, mit Gefahr seines Kopfes, sich in einen Ministerrath einzudrängen. Der zuerst Eintretende ist Clavière, aus der Zeit der *Eaux de Paris* sein erklärter Widersacher. Die Beiden tauschen anfangs freundliche Reden, die aber alsbald gereizter werden. Am nächsten Tag wird Beaumarchais in den vollzähligen Ministerrath beschieden. Trotzdem ihn Niemand zu reden heisst, beginnt er zu sprechen. Am anderen Tischende sitzt Danton, der ihn sofort mit Einwendungen unterbricht.

»Da ich fast gar nichts höre — (Beaumarchais ertaubte in seinen letzten Lebensjahren) — stehe ich auf, trete dicht an den Minister und halte nach meiner Gewohnheit die Hand an mein Ohr. Clavière macht hinter meinem Rücken spöttische Geberden. Da ich mich umwende, entstellt das Lachen Tisiphone's dies himmlische Gesicht: er fand es sehr belustigend, dass ich schlecht hörte. Das ganze Auditorium war seiner Meinung: man lachte hellauf. Ich aber hatte geschworen, an mich zu halten . .«

Alle Mäßigung fruchtete jedoch nichts. Die Minister wollten Beaumarchais schlechterdings keinen Geldzuschuss bewilligen. Einige verlassen lärmend das Berathungszimmer; Roland sagt im Vorsaal: »diese Flinten Beaumarchais' werden nicht vor Ende des Krieges da sein«. Anlass genug für Beaumarchais, unter dem Vorwand, es sei eine neue Ächtung gegen ihn im Zuge, sich gradweg an den

Waffen-Ausschuss zu wenden. Der ladet ihn vor und lässt ihm nach einem dreistündigen Vortrag die glänzendste Anerkennung seiner Leistungen zu Theil werden: er habe, so meinen sie, den Dank des Vaterlandes für sein Wirken verdient. Der Ausschuss sprach zugleich Le Brun den Wunsch aus: er möge Beaumarchais alle Mittel an die Hand geben, um selbst in Holland die Flinten frei zu machen. Beaumarchais verlangt dazu zweierlei: Geld und Pässe für sich und De La Hogue. Wieder beginnt dasselbe Gaukelspiel Le Brun's. Der Bittsteller hört, dass der Ministerrath beschlossen, ihm keinen Sou zu geben. Es war entschiedene Sache, Constantini nach Holland zu schicken. Der Vielgeärgerte erfuhr, dass dieser alte Concurrent mit den Ministern abgemacht, ihnen 60,000 Flinten in den Niederlanden aufzutreiben; dabei von keinem anderen Gedanken geleitet, als Beaumarchais seine Flinten für 7 Gulden abzunehmen und hernach mit 12 Gulden weiter zu verkaufen. Nun hält er es für unerlässlich, selbst abzureisen, obwohl er keinen Heller in Baarem, sondern von Le Brun nur einen Brief an den Gesandten in den Niederlanden mitbekommt, angeblich des Inhalts: er möge Beaumarchais alle erforderlichen Geldmittel aus den Verlagsgeldern des Amtes im Betrag von 700,000 Gulden (unter Verantwortung des Ministers) geben. Mit Müh' und Noth bringt Beaumarchais 30,000 Francs aus Eigenem auf, mit welchen er die Fahrt nach dem Haag antritt[1]. Die Personsbeschreibung des von Le Brun, Danton, Servan und Clavière unterfertigten Passes vergegenwärtigt uns den Sechzigjährigen als beleibt, mit braunen Augen und Augenbrauen, wohlgeformter Nase, spärlichen, kastanienbraunen Haaren, grossem Mund, hochgewachsen (5' 5")[2]. Der jugendfrische Galan, der in den Fünfzigerjahren durch seine Schönheit die Versailler Frauenwelt bezaubert hatte, machte mit zunehmenden Jahren mehr und mehr den Eindruck eines pensionirten Offiziers[3]: offenbar trat mit dem Alter die Ähnlichkeit mit seinem Vater, dem ehemaligen Dragoner stärker hervor.

Sein Weg führt ihn (30. September) zunächst nach England. In London entlehnt er bei Geschäftsfreunden zehntausend Pfund Sterling und segelt dann bei ungewöhnlich stürmischer See nach dem Haag. Sechs Tage währt die Überfahrt. Als er dem französischen Geschäftsträger den Brief Le Brun's übergibt, erfährt er sogleich, dass die angekündigten Geldzuschüsse des Ministers nicht vorhanden seien; wohl aber hört er, dass Constantini dem Botschafter eine Vermittlung angesonnen, um Beaumarchais zu einem Nachlass von einem Gulden für je eine Flinte zu bestimmen. Und merkwürdig bleibt, dass Beaumarchais, sonst doch kein so besonders heikler Geschäftsmann, immer wieder darauf zurückkommt, dass diese Angelegenheit längst aufgehört, für ihn eine Sache des Erwerbes zu sein. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, den Ministern, dem *Trium-Rapinat,* wie er sie gelegentlich nennt, ihre Machenschaften mit Constantini zu verderben. *Nul brigandage ne se fera dessus*[1]. Den ganzen Monat Oktober verbringt er, ohne auf zahlreiche Briefe Antwort zu erhalten. Im November sendet er dem Minister mit neuen Bitten neue Nachrichten über die Zustände in den Niederlanden: er konnte es nie lassen, den Leuten in Amt und Würden, ob sie nun Choiseul, Maurepas, Vergennes, Necker, Calonne, Dumouriez oder Le Brun hiessen, ungebeten Wahrnehmungen und Rathschläge mitzutheilen. Endlich am 9. November schreibt ihm Le Brun: obwohl er sich als Minister des Auswärtigen seit längerer Zeit nicht mehr um Waffenankäufe bekümmere, theile er ihm mit, dass die zur Frage stehenden Gewehre nicht zu gebrauchen seien. Sie hätten während der Wirren in den Niederlanden den Freischaaren gedient, seien schlecht und überzahlt. Die Grundsätze der neuen Minister gestatteten ihnen nicht, sich gleich den früheren anführen zu lassen. Beaumarchais schreibt einen seiner impertinentesten Briefe zurück. Die Antwort ertheilt an Le Brun's Stelle der Kriegsminister Pache, oder vielmehr dessen Sekretair (Hassenfratz), an welchen Beaumarchais

seinen Kassier geschickt hatte. Gudin's Bruder berichtet über diese Verhandlungen nicht ohne Laune:

»Mein Kriegssekretair sah so wild aus, dass ich, um mich zu vergewissern, ob ich nicht am Ende fehlgegangen, vor Allem fragte, ob ich die Ehre habe, Herrn Hassenfratz gegenüberzustehen? Mit hohlem Blick, gerötheten Wangen und geballter Faust blieb er eine Weile wortlos stehen; dann schrie er mich wüthend an: »Du hast nicht die Ehre! Ich bin kein Herr! Ich heisse Hassenfratz.« Etwas betreten durch einen so ungewohnten Empfang, fasse ich mich rasch und erwiedere kaltblütig: Verzeihung, Bürger, wenn ich Dich schlecht begrüsst habe. Bedenke jedoch, dass wir Leute aus dem Anfang des Jahrhunderts uns nicht im Nu an die groteske Sprache seines Endes gewöhnen. Da Du Dich übrigens dutzen lassen willst, frage ich Dich kurzweg: wie steht's mit der, Beaumarchais so lange versprochenen »Zahlung?« »Die Sache, von der Du sprichst«, entgegnet Hassenfratz, »ist dieselbe, die ich grade mit strengem Blick prüfe. Beaumarchais hat Lajard betrogen, der sich wie ein Dummkopf von Beaumarchais hat hinters Licht führen lassen und das in einem Handel, den ich zunichte machen will: ich werde den ersten und zweiten Vertrag drucken lassen, damit die Öffentlichkeit zugleich den Mann und seine Sache richten kann.« Und auf eine bescheidene Einwendung Gudin's herrscht ihn Hassenfratz mit den Worten an: »Wir brauchen keine Waffen, wir haben viel zu viel; er mag mit seinen Waffen thun, was ihm beliebt.« »Ist das Ihr letztes Wort?« »Für Dich hab' ich kein anderes.«

Beaumarchais macht sich natürlich rechtschaffen lustig über Hassenfratz, den früheren Heizer eines Chemikers*). Bald vergeht ihm aber das Lachen, denn anfangs December liest er in der *Gazette de la Haye*, dass man neuerdings in

*) Beaumarchais behauptet, dass der wunderliche Heilige von Haus aus Le Lièvre hiess, später aber, um einen minder alltäglichen Namen zu haben, denselben ins Deutsche übersetzte: wo »Hassenfratz« so viel wie »aimant le lièvre« bedeute. Die unrichtige Verwälschung mahnt zur Vorsicht auch in Betreff der sonstigen Angaben Beaumarchais'. Hassenfratz war noch im Jahr IV der Republik Professor am polytechnischen Institut und nicht ohne Gelehrsamkeit; er war ursprünglich Schreiner und bildete sich ohne fremden Unterricht fort. Später wurde er geächtet. Er fand auch da noch als »rechtschaffener, humaner (!) Mann« Schutzredner. Ich besitze ein fliegendes Blatt:

seinem Palast Haussuchung gehalten, diesmal wegen seines »Hochverrathes«; er gehöre nämlich zur infamen Clique der Verschwörer und unterhielte einen Briefwechsel mit Ludwig XVI. So absurd diese Beschuldigungen auch sind, die Briefe seiner Pariser Freunde bestätigen sie alle. Mehr noch: sie beschwören ihn einstimmig, sogleich Holland zu verlassen, denn er könne dort jeden Augenblick von Emissären der Schreckensmänner aufgegriffen und unterwegs ermordet werden. Widerwillig folgt Beaumarchais ihren Mahnungen und fährt nach London. Gleich nach seiner Ankunft richtet er einen offenen Brief an seine Familie[1], in welchem er Einsprache dagegen erhebt, dass der Nationalconvent auf die Anzeige Lecointre's die Aufhebung des Vertrages in Betreff der Flinten und zugleich seine Versetzung in den Anklagestand ausgesprochen habe[2]. Ebenso entschieden weist er die Zumuthung zurück, Ludwig XVI. jemals für oder gegen die Revolution geschrieben zu haben. Es ist allerdings stark, wenn er hinzufügt: »Anathema über mich und meine Güter, das Fallbeil über mich selbst, wenn ich während der letzten 18 Jahre eine Zeile an den König gerichtet habe«. Dieser Brief wird von seinen Feinden als urkundlicher Beweis seiner Flucht aus dem Vaterlande angesehen; der Ruf: er ist ein Emigrant, wird von allen Seiten laut; zu allem Überfluss lassen ihn seine englischen Geschäftsfreunde auf die Nachricht von der Beschlagnahme seines Vermögens in die Schuldhaft von Queen's Bench abführen. Er aber richtet aus dem Londoner Gefängniss an den Justizminister Garat die Bitte, ihm Sichergeleite zu gewähren, damit er sich vor dem Convent rechtfertigen könne. Lecointre befürwortet diese Bitte; der Justizminister gibt Beaumarchais bekannt, dass der Convent geruht, für 60 Tage die An-

---

»Quelques vérités sur un proscrit (H.) qui mieux connu doit cesser de l'être.« Die obigen Angaben entnahm ich den mit Unrecht vergessenen »Fragmenten aus Paris im IV. Jahr der französischen Republik« von Dr. F. J. Lorenz Meyer, Hamburg, Bohn 1798, Band II. 92—94.

klage zu sistiren. »60 Tage!« ruft Beaumarchais jubelnd: »ich brauche keine sechzig Stunden, um mich reinzuwaschen«. Bevor er sich jedoch auf die Reise macht, bringt er seine umfängliche Vertheidigungsschrift grösstentheils in London (bis 8. Februar 1791) zu Papier, und in der ersten Märzwoche vollendet er in Paris die *Six époques*, eines seiner weitläuftigsten und am wenigsten gelesenen Mémoires.

In der Form eines offenen Briefes an seinen Angeber Lecointre gibt er alle Beweise und Erörterungen, sammt und sonders dazu bestimmt, »*de faire mon avocat de vous, mon dénonciateur*«[1]; an diese Redewendung hat vermuthlich Gudin gedacht, als er in seinem Avertissement das ungeheuerliche Gleichniss gebraucht: »von *Tigern* angegriffen, sucht er sie wegen ihres Blutdurstes schamroth zu machen«[2]. Überschwänglichkeit den *Six époques* gegenüber ist so wenig am Platze, wie unbedingte Verwerfung: auch sie sind mit der *éloquence du moment* geschrieben, wenngleich sie da und dort zu ihrem Schaden die Richtigkeit des Voltaire'schen Wortes zu Ehren bringen: *le secret d'ennuyer c'est de tout dire.* Unersetzlich als biographisches Dokument, gewähren sie ab und zu auch litterarisch werthvolle Ausbeute. Wie treffend charakterisirt er sich gleich am Eingang, da er von sich sagt: »*Moi, qui ne me sauve jamais tant qu'il me reste une défense*«; wie tollkühn rückt er den *violences bureaucratiques* an den Leib; wie munter fertigt er die Anklage Lecointre's ab, dass er das Parlament von Paris und die ganze Magistratur[3], alle Minister und alle Ausschüsse gekauft habe. Und welches Verschulden habe ihm all diese Gehässigkeiten bereitet? Nur das Vergehen, einen hübschen Garten zu besitzen. Wie gewinnend tritt er dann Lecointre gegenüber:

»Der alte Lamothe Houdart trat eines Abends, da er die Oper verliess, einem jungen Mann auf den Fuss; der Fant hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Greis eine Ohrfeige zu geben. »Ach, mein Herr, wie betrübt werden Sie sein, wenn Sie erfahren, dass ich blind bin!« Das Wort genügt,

damit der junge Mann Lamothe allsogleich zu Füssen fällt und ihn um Verzeihung für seine Rohheit bittet. Ich will Lamothe's Beispiel folgen: Ich will Ihnen und ganz Frankreich beweisen, *welchen* Greis Sie gekränkt haben!«

Und nun rollt er das Bild aller Geschehnisse auf. Bei der Schilderung dieser ereignissreichen Tage, in welcher die Minister, wie in einer Zauberlaterne, vorüberhuschen, vergisst er nicht, unablässig seiner Tochter zu gedenken, die ihm gewiss, wie die junge Sombreuil ihrem Vater, ins Gefängniss folgen wird[1]. Am bemerkenswerthesten sind aber die (man weiss nicht ob muthigen oder sorglosen) Stellen, in welchen er die politischen und Verwaltungszustände jener Zeit beredet. Obwohl er weiss, dass jeder Verräther am Vaterlande eine so ehrvergessene Handlung mit seinem Kopfe bezahlen muss[2], ist er ohne Ahnung von den Gefahren, die ihm allzu unumwundene Äusserungen über die Herren des Augenblicks zu bereiten vermögen; was er gegen Le Brun und dessen Genossen vorbringt, mag noch aus persönlichem Unmuth erklärt werden, aber der Frondeur gegen das alte, regt sich auch gegen das neue Regiment: *cette lecture,* ruft er einmal aus, *peut n'être pas inutile à l'histoire de la révolution*[3].

»In revolutionären Zeiten fügt eine Bande von fünf, sechs Bösewichtern einer Nation mehr Unheil zu, als zehntausend rechtschaffene Leute gutmachen können. In welch abscheuliche Freiheit, schlimmer als wirkliche Sklaverei wären wir gesunken, meine Freunde, wenn ein tadelloser Mann die Augen niederschlagen müsste vor schuldbedeckten Machthabern, nur weil sie ihn zermalmen können! Wie? alle Missbräuche alter Republiken sollen wir bei der Geburt der unsrigen erleiden? Mag mein Gut, mein Leben zu Grunde gehen, bevor ich so insolentem Despotismus mich beuge! Eine Nation ist nur dann wahrhaft frei, wenn sie dem Recht sich beugt[4]«.

Ein Thema, das er in den Schlussworten der Six époques erweitert und vertieft behandelt:

»Ich wurde unter dem ancien régime mit Plackereien heimgesucht, die Minister ärgerten mich: aber all das war nur Kinderspiel im Vergleich mit den Gräueln des jetzigen. O mein unglückliches, in Thränen aufgelöstes Vaterland! Was

wird es Dir fruchten, Bastillen zerstört zu haben, wenn auf ihren Trümmern Räuber Freudentänze anheben und uns hernach ermorden! Wahre Freunde der Freiheit! wisst, dass ihre ersten Henker Zügellosigkeit und Anarchie sind«. Friede und Gesetz wünscht er herbei, und mit einem selbst gedichteten *salvam fac gentem* schliesst er: »Beschirm', o Herr, die Franzosen *vor sich selbst*, dann werden sie keine Feinde mehr zu fürchten haben«.

Es war ein Wunder, bemerkt Sainte-Beuve mit Recht, dass er bei solchen so kräftig geäusserten Gesinnungen das Haupt auf den Schultern behielt. Zunächst bewährte er sogar seine Erfahrung, dass er in allen ihn berührenden Händeln Sieger blieb, sowie er sich Gehör verschaffen konnte[1]. Lecointre zieht seine Klage zurück. Beaumarchais macht neuerdings Ende Juni 1793 Jagd auf die 60,000 Flinten und bevollmächtigt seine Frau in der Zwischenzeit, ihn »aktiv und passiv zu vertreten«. Zu beidem sollte nur zu rasch Gelegenheit kommen. Die Holländer hätten unter den geänderten Verhältnissen nach Beaumarchais' Ansicht über kurz oder lang die Flinten, als französisches Kriegsgut, mit Beschlag legen müssen; zur Verhütung dieses Unfalls bediente er sich einer seiner herkömmlichen Spiegelfechtereien: er übertrug das Eigenthum der Gewehre einem Engländer durch einen Scheinverkauf. Inzwischen erhielt er aber die von der Regierung verheissenen Gelder nirgends. Ein Baseler Bankier, an den er gewiesen ist, hat weder Briefe noch Aufträge für ihn. Er zählt nur mehr auf die eigene Thatkraft und sucht in London selbst Geldmittel. Just, da er dort ankommt, trifft die Nachricht ein, der Convent habe Pitt für einen Feind des Menschengeschlechts erklärt. In Folge dessen erhält Beaumarchais, den man allgemein für einen französischen Emissar ansieht, den Auftrag, London binnen drei Tagen zu verlassen. Da er dem Befehl nicht nachkommt, wird er festgesetzt. Indessen macht sein Londoner Geschäftsfreund Ernst aus dem Scheinkauf: die Gewehre sind für Frankreich trotz all seiner Bemühung verloren, und nun wird Beaumarchais neuerdings geächtet,

seine Frau, seine Tochter und Schwester Julie werden in das Gefängniss von Port — — — Libre, wie jetzt Port Royal heisst, abgeführt. Und für Beaumarchais beginnen traurige Jahre der Verbannung. Sein einziger Trost konnte sein, dass er sich selbst in Sicherheit gebracht, denn schwerlich wäre er in seiner Heimath mit dem Leben davon gekommen in Zeitläuften, in welchen, nach Gudin's treffender Bemerkung, die Vernunft selbst für Frankreich »gewissermaßen eine Emigrirte war«.



III. Verbannung, Heimkehr und Ende.

Forcé de parcourir la route où je suis entré sans le savoir, comme j'en sortirai sans le vouloir .... j'ai tout fait, tout vu, tout usé.
· *Figaro:* La folle journée V. 3.

Blieb die Heimath Beaumarchais also »als Verräther gegen die Republik« für geraume Zeit verschlossen, so galt er den Emigrirten in der Fremde gleichwohl als Jakobiner. Wohin ihn sein Weg auch führte, er begegnete mehr feindseligen, als wohlgestimmten Leidensgefährten. Von Basel nach London, aus England nach Deutschland trieb ihn das Schicksal. In Hamburg fand er wohl in Talleyrand und dem Abbé Louis verständnissinnige Seelen; aber auch sein alter Todfeind Rivarol war dort zur Stelle. Zudem mangelte es ihm an Geldmitteln. So blieb ihm nichts übrig, als sich so gut als möglich zu bescheiden. Er zog sich in die Nähe von Lübeck: ins Holsteinische. Aus einer Dachkammer richtet er verzweifelte Briefe, bald an Weib und Kind, die gefangen sitzen und von deren Schicksal er nichts weiss, bald an Pitt, dem er grosse Staatsgeheimnisse anvertrauen will; bald nach alter Gewohnheit an die Regierung Frankreichs, in Denkschriften, in welchen er als ungebetener Rathgeber Vorschläge z. B. in Betreff der Begnadigung der bei Quibéron gefangenen

Königstreuen macht, bald an die amerikanische Regierung mit dem Wehruf: *Date obolum Belisario!* Aber all seine Geschäftigkeit kommt ihm so wenig zu Gute, wie den Seinigen[1]. Seine Frau muss sich sogar öffentlich von ihm lossagen, seine Schwester die öden Prunkzimmer seines gefährdeten Palastes hüten (s. o. S. 7) im Kampfe mit harter Lebenssorge; denn die Assignatennoth hat alle Nahrungsmittel dermaßen vertheuert, dass ein Pfund Brod 45 Francs, ein Pfund Fleisch 28 Francs, ein Pfund Öl 100 Francs kostet. 20,000 Francs Papiergeld sind in Wirklichkeit nicht mehr werth als 6—7 Louis in blanker Münze[2]. Am schmerzlichsten scheint Beaumarchais aber durch den unwiderruflichen Entschluss seiner Tochter betroffen worden zu sein, nicht den Gatten seiner Wahl zu nehmen. Er hatte ihr als Gemahl Raimond de Verninac zugedacht, einen Diplomaten, der als Gesandter des Directoriums späterhin nach Constantinopel ging. Während seines Exils erhielt der zärtliche Vater jedoch einen Brief Eugeniens, dessen Wortlaut er selbst dem abgewiesenen Freier in den folgenden Mittheilungen bekannt gab:

»Die schweren Kümmernisse, welche mein Kind, sowohl um Ihretwillen, Freund Verninac, als um meinetwillen in den gefährlichen Jahren der Entwicklung erlitten, haben sie beinahe dem Tode nahegebracht. Sie ist noch nicht vollkommen hergestellt; ja, die Erinnerung an so viele Schrecknisse wirkt dermaßen nach, dass sie nach Ansicht ihres Arztes noch immer in Lebensgefahr schwebt. Ihr junges Herz ist gebeugt; was sie mir schreibt, ist ernst und düster; in ihrem Stil findet man nichts von der natürlichen Lebhaftigkeit ihrer Jugend. Endlich, mein armer Freund, hat sie mir auf meine unumwundene Frage nach ihren Herzensgefühlen einen langen Brief geschickt, den ich Ihnen im Auszug wiedergebe:

»Nach gewissenhafter Prüfung meines Innern, mein guter Vater, muss ich Dir rückhaltlos mittheilen: es ist nicht mehr in meiner Macht, meine frühere Verlobung aufrechtzuerhalten. Meine Beziehungen zu Herrn Verninac müssen gelöst werden. Wie wollte er gegen mich eine Zusage geltend machen, an der mein todtes Herz keinen Antheil mehr hat? Das meinige wurde zu tief verletzt, um jemals wieder genesen zu können. Mein Entschluss, ihn nie zum Gatten zu nehmen, ist unwider-

ruflich, und wenn Du mir meine Freiheit trotzdem nicht geben wolltest, würde ich gern unvermählt bleiben und Dir mein Leben weihen, überglücklich, ohne Trennung immer mit Dir vereint zu bleiben. Ich beschwöre Dich, mein Vater, uns peinliche Auseinandersetzungen zu ersparen; ich habe ihn all seiner Verpflichtungen entledigt: er soll mir auch die meinigen, seiner Ehre und unsrer alten Freundschaft willen, erlassen. »Wenn Eugenie mich nicht mehr liebt« — so schreibt er Dir, »muss ich mich zurückziehen«. Diese Worte rufen mir Alles ins Gedächtniss zurück, was ich gelitten, sie entbinden mich aller Pflichten gegen ihn. Such' ihn zu trösten, mein Vater! Versichere ihn, dass er meine Achtung nicht eingebüsst; dass die Dienste, welche er Dir erweisen wollte, ihm ein Anrecht auf meine Dankbarkeit sichern. Aber versichere ihn zu gleicher Zeit, dass er (wiewohl ich ihn als aufrichtigen Freund unserer Familie betrachten will) vergebens versuchen würde, sich zu entschuldigen *(disculper)*. Er kann das vielleicht Dir gegenüber, mir gegenüber ist das undenkbar. Es ist mir als Mädchen unmöglich, Dir auseinanderzusetzen, was mich zu dieser Überzeugung gebracht und wie ein Dolchstoss mein Herz getroffen hat. Ich anerkenne die Überlegenheit seines Geistes und lasse mit Freuden seinem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, das allein ihn auf eine der ersten Stellen der Republik erhoben hat. Aber der heftige Schmerz, welchen unser Streit mir verursacht hat, bestimmte mich zu ernster Selbsteinkehr: ich sah, dass unsere Charaktere nicht sonderlich zusammenstimmen; ebensowenig passen unsere Neigungen, unsere Art, die Dinge anzusehen und zu beurtheilen, zu einander. Zudem erfordert es sein schöner Beruf, ein Wanderleben zu führen; er wird in fremde Länder gehen. Ich aber liebe nur das Land, welches mein Vater bewohnen wird. Dieser letzte Grund fällt fast ebenso schwer ins Gewicht, wie alle anderen . . .«

Wir kennen nur das Ende dieses Romans. So trostlos die Worte Eugeniens auch klangen, in ihrem Herzen war Frühling: sie liebte einen früheren Adjutanten La Fayette's, De la Rue, der sich auch der Sympathieen von Frau und Fräulein Beaumarchais erfreute und nur auf die Einwilligung des Vaters harrte, um Eugenie heimzuführen, obwohl alle Güter des Verbannten unter Sequester standen: »*la mère, la fille, la tante ainsi que moi vivent de chats et rats*«[1].

Als endlich nach dem Sturz der Schreckensmänner Beaumarchais am 17. Messidor von der Emigranten-Liste

gestrichen wird und (5. Juli 1796) heimkehren darf, lässt er sofort Eugenie vor den Traualtar treten. Er selbst muss ein Gleiches thun, um die Form Rechtens geschiedene Ehe mit seiner eigenen Frau wieder zu bekräftigen. Gudin, der genau so wie Beaumarchais (allerdings in Frankreich) die schlimmste Zeit »unter der Erde« verbracht, sucht den alten Freund sogleich heim: »Wir umarmten einander, nicht wie zwei Schiffbrüchige, die sich nach glücklicher Rettung wieder begegnen, sondern wie zwei Scheintodte, die nach einer unverhofften Auferstehung ihren Gräbern entstiegen«[1].

Was Beaumarchais in den weiteren drei (seinen letzten) Lebensjahren noch schrieb und that, hat nur mehr biographisches Interesse. Er schlug sich mit den Pariser Ministerien und dem amerikanischen Congress, mit alten und neuen Gläubigern herum, nur, wie er behauptete, damit seiner Tochter dort eine spärliche Nachlese beschieden sei, wo er gehofft, dass sie reiche Ernte halten würde. Er betrieb und erlebte erfolgreiche Neuscenirungen von »Tarare« in der Oper und der »schuldigen Mutter« in der Comédie française (das Marais-Theater war in der Zwischenzeit, wie so viel anderes Grösseres, zu Grunde gegangen). Der Autor erschien diesmal selbst vor der Rampe, um sich zu verneigen[2]. Er fühlte, dass neue Zeiten und neue Bräuche im Anzug waren, mit welchen er sich nicht schlecht abfand; er schwärmte für die Heldenthaten Napoleon's, der aber von seinen Huldigungen in Versen, wie von seinen Denkschriften in Prosa nicht viel wissen wollte[3]; er stellte sich gern bei grossen Gasttafeln ein, von welchen er erstaunt die Wahrnehmung heimbrachte, dass fortan nur mehr persönliches Verdienst die Ladungen begründe, nicht, wie bisher, Stand, Rang und Geburt[4]. Er erlebte noch den Schmerz, seine Schwester Julie sterben und die Freude, Eugenie als Mutter zu sehen. Immer stiller wurde es um den früher so Lärmumtobten. Es litt ihn auch nicht in seiner Einsamkeit; wieder und wieder trat er auf den offenen Markt, die Zeitungs-Kanzel. Ein paar Briefe hat er in jenen

Tagen wohl an Dichtergenossen als Mentor und Patriarch geschrieben; die meisten Episteln aus jener Zeit sind aber Weckrufe. Einmal erhebt er Einspruch gegen die Verwahrlosung des Grabes von Turenne; ein andermal gibt er Parallelen zwischen Voltaire und Christus zum Besten, die sich weniger durch Geist und Geschmack, als durch wundersame Anekdötchen von der letzten Ölung des Alten von Ferney hervorthun[1]. Nur *ein* Briefwechsel hielt ihn noch lebhafter in Bewegung: es war das ein leidenschaftlicher Streit über Unaussprechliches mit Madame Houret de la Marinaie (s. o. S. 564). Er hatte diese Frau Ende der Achtzigerjahre dermaßen vergöttert, dass er eines ihrer Pantöffelchen, in Gold nachgebildet, auf seinem Schreibtische stehen hatte, um es vor Beginn wichtiger Arbeiten zu küssen. Späterhin scheint sie ihn nicht blos um Manuel's willen verrathen zu haben: sie brachte auch Geschichten über ihn unter die Leute, die er mit ebensoviel Heftigkeit als Cynismus in Episteln, welche das British Museum aufbewahrt, beredete. Ich kann nur, gleich allen Anderen, welche diese Papiere gesehen, wiederholen, dass sie schlechterdings nicht, nicht einmal andeutungsweise, mitzutheilen sind; für die advokatische Natur des Mannes geben aber auch sie volles Zeugniss. Beaumarchais trägt die Technik seiner Mémoires selbst in die Erörterung seiner — der Ausdruck ist von Madame Houret — »Tiberiaden«. — —

Am 30. Floréal, *an VII de la république,* meldete der Moniteur kurz, dass der »dramatische Dichter« Pierre Augustin Caron de Beaumarchais Tags zuvor gestorben sei. In der Nacht vom 17.—18. Mai 1799 hatte ein Schlagfluss dem Leben des 67jährigen ein jähes Ende bereitet. Seine Kraft, wie seine Gesundheit, liess nichts von der Katastrophe ahnen. Er war kurz vorher noch mit Bittschriften an die Minister beschäftigt gewesen, ihn als diplomatischen Sendboten nach Amerika zu schicken; eine Arbeit über den Rastatter Gesandtenmord hatte ihn gleichfalls in Anspruch genommen. Noch den Tag vor seinem Tode war er mit

Gudin und einem andern Freunde sehr fröhlich im Kreise seiner Familie gewesen. Hinderte ihn auch seine sich unablässig verschlimmernde Schwerhörigkeit, mit den Andern zu plaudern, so unterhielt er sie doch durch heitere Geschichten aus seiner Kindheit und den goldenen Jahren der Monarchie. Um 10 Uhr verliess Gudin das Haus; gegen 11 Uhr umarmte Beaumarchais seine Frau zum letztenmale und empfahl ihr Vorsicht für ihre Gesundheit, da sie etwas unpässlich war. Er legt sich zu Bett mit dem Auftrag, ihn früh zu wecken: dann schläft er ein, um nie wieder zu erwachen*). Man trifft ihn unverändert, wie er sich zu Bett begeben. Die Ärzte erklären: ein Blutschlag habe ihn getödtet; schmerzlos, in einer schweren Betäubung sei er aus dem Leben geschieden. Er hatte stets gewünscht, also, ohne Ahnung des Endes, aus der Welt zu gehen; sein Wille war erfüllt, fast zu gut, denn trotz allen Einspruchs erhielt sich bis auf den heutigen Tag das Märchen, dass Beaumarchais selbst Hand an sich gelegt. So lang er lebte, schlug er Verleumdungen kräftig nieder: nun musste der stille Mann eine der thörichtesten Fabeln wehrlos über sein Andenken ergehen lassen.

Die Familie war wie zermalmt durch den unerwarteten Trauerfall. Man verbarg für's Erste Eugenien, die guter Hoffnung war, die Wahrheit. Erst langsam bereitete man sie auf das Furchtbare vor, denn sie hing mit allen Kräften ihrer Seele an ihrem Vater. In einem der stillsten Bosketts seines Gartens, dem letzten Ruheplätzchen, das er selbst bei Lebzeiten für sich ausgewählt, wurde er ins Grab gebettet. Gudin hatte ein paar Worte des Nachrufs vorbereitet, aber

*) *L'amateur d'autographes* (p. 98, 1866) berichtet, dass Beaumarchais seinen letzten Lebensabend mit dem Buchhändler Bossange am Schachtisch verbrachte. Am nächsten Morgen habe Beaumarchais ein wichtiges Stelldichein einhalten wollen und deshalb seinem Bedienten aufgetragen, ihn frühzeitig zu wecken. Als der Bediente in der Frühe seinen Herrn anruft, gibt derselbe keine Antwort. Er schlief den ewigen Schlaf.

der Wackere war unfähig, selbst zu sprechen. So las an seiner Statt Collin d'Harleville den Abschiedsgruss[1]: der ruhigste und friedfertigste Poet jener Zeit widmete einem der ruhelosesten und streitbarsten aller Männer der Feder das letzte Lebewohl. Nur wenige Jahre blieb die sterbliche Hülle Beaumarchais' hier bestattet: das Haus musste veräussert, die Gartengründe aufgetheilt und verbaut, der Leichnam auf den Père-La-Chaise übertragen werden.

Kein Denkmal schmückt die Familiengruft der Beaumarchais und De la Rue: nur die Geburts- und Sterbetage der Verewigten sind auf den mächtigen, flachen Steinplatten verzeichnet, welche das Grabgewölbe bedecken: die Geschichte eines ganzen Geschlechtes erscheint in einem trocknen Kalendarium zusammengedrängt. Nur in einem dunklen Seitengang der Comédie française ist eine Büste Beaumarchais' mehr versteckt als zur Schau gestellt, und selbst das Anrecht auf dies bescheidene Winkelchen ist ihm in unsern Tagen streitig gemacht worden. In die Börsenhalle oder in die Polizeipräfektur, bestenfalls in die Advokatenkammer will ein neuerer Kritiker seine Bildsäule verweisen[2].

So überstrenges Todtengericht gedenken wir nicht zu halten. Seinen tiefen Grund hat es aber, dass die besten Biographen Beaumarchais', Sainte-Beuve und Loménie, die Summe dieser wechselreichen Existenz in moralistischen Betrachtungen ziehen, wie ja Beaumarchais selbst am Ausgang seines vielbewegten und wenig befriedigenden Daseins die Frage aufwirft: »*Qu'étais-je donc?*« Als er die Generalbeichte Rousseau's, die *Confessions,* liest, beschäftigt ihn das Problem, ob Jean Jacques in Wahrheit ein Tugendschwärmer oder nur ein Prahlhans gewesen? Er kann es schlechterdings nicht fassen, dass der Bürger von Genf die Fehler und Sünden seiner Jugend so offen einbekennt[3]. Beaumarchais freilich, dem »indiscretesten«, zugleich aber selbstgefälligsten aller Menschen, wäre es nie beigekommen, sich den Zeitgenossen und Nachlebenden anders als im Strahlenkranze des untadeligen Bürgers und Sohnes, des

grossen Patrioten und Weltmannes zu vergegenwärtigen. Und da er trotzdem bei seinem scharfen Instinkte für die öffentliche Meinung klar sieht, dass ihm, unbeschadet seines Reichthums und litterarischen Ruhms, die *Achtung* seiner Landsleute fehlt[1], sucht er die Ursachen dieses Phänomens nicht etwa im eigenen Inneren, sondern in der Gehässigkeit der Andern: die Musiker hätten ihn verabscheut, weil er als Unberufener alle Instrumente gemeistert; die Poeten, weil er, der Uhrmacher, um die Wette mit ihnen Verse gemacht: *inde irae*. Die Kaufleute hätten den Eindringling gern den Advokaten, die Advokaten den Verlegern, die Rheder den Diplomaten zugeschoben, sie alle aber ihn nur aus Zunftgeist verfolgt: ihn, den Tausendkünstler, der sein geschmeicheltes Selbstporträt in immer neuen Wiederholungen, im Barbier und in den Mémoires, im letzten Monolog Figaro's und in einem Selbstgespräch kurz vor seinem Tode verfestigt hat:

»Ich war nur ich selbst allein. Und das bin ich geblieben: frei im Kerker, heiter in den grössten Gefahren, allen Stürmen Trotz bietend, die Geschäfte mit der Rechten, Krieg mit der Linken führend: niemals im Heerbanne irgend einer litterarischen, politischen oder mystischen Coterie, war ich Niemandes Höfling und deshalb von Allen zurückgestossen . . .«[2]

Es ist die schönste Rolle, die er sich also wiederum zutheilt: die des überlegenen, von Allen unabhängigen und deshalb von Allen angefeindeten Genius, der auf jedem Gebiete geistigen und praktischen Wirkens durch herrliche Naturgaben die Fachmänner überflügelt, beschämt und herausfordert.

So panegyrisch beantwortet Beaumarchais' »*Qu'étais-je donc?*« ausser ihm nur noch der getreue Gudin. Die anderen Kenner seines Wesens und Waltens umschreiben mit der Frage nach seiner Moral eigentlich nur die nach seiner Immoralität: sie untersuchen, was die Zeit an ihm verschuldet und verdorben; sie berühren das grosse Problem: ob sein glänzendes Talent den Mangel jeder starken Gesinnung wettmachen kann? ob es in dieser versinkenden

Welt des *ancien régime*, in welcher jede Klasse der Gesellschaft die andere auffressen will[1], wirklich keine andere Wahl gibt, als die Weltflucht und den Menschenhass Rousseau's oder das Laster Figaro's?[2] Die Antwort hat Beaumarchais selbst gegeben in dem immer wiederholten Kernspruch aus Tarare: »Nicht durch die Geburt, nicht durch seinen Stand, *nur durch seinen Charakter* wird Jeder Eine auf Erden bedingt und bestimmt«. Sein Naturell trieb ihn, der Menschen durch List und Habsucht Herr zu werden, und mit allen Kniffen und Schlichen Reineke's durch die Welt zu gehen. Denn so beengt und bedrängt auch das Dasein des Kleinbürgers in jenen Tagen war, Beaumarchais hätte sich aus dem Glasverschlag der Uhrmacherwerkstatt, Dank seiner künstlerischen Begabung, befreien, Dank seinem Geist, Witz und Talent, gleich dem Maurergehilfen Sedaine und dem Wandermusikanten Grétry, zum verehrten und reichen Liebling der Nation emporarbeiten können: ihn lockten aber andere Lebenswege: die Pfade des Glücksritters. Ja, einer der gründlichsten Kenner jener Zeit hat diesen verhängnissvollen Zug Beaumarchais' mit furchtbarer Verdammung getroffen, als er das Wort sprach: Beaumarchais und Madame Du Barry werden vielleicht die beiden Persönlichkeiten sein, welche in den Augen der Nachwelt ihr Jahrhundert am besten kennzeichnen[3]. Und in der That: selbst in diesem Jahrhundert der Abenteurer, neben dem diplomatischen Glückskind Alberoni, dem Finanzschwindler Law, dem Mystagogen Cagliostro, dem Eintagskönig Neuhoff von Corsika, dem Liebesaventurier Casanova und den hundert und aberhundert Gauklern und Strebern, die in Frankreich und an anderen Höfen Missbrauch mit ihren Talenten trieben, gibt es nur einen Lebenslauf, der noch märchenhafter bewegt ist, als der Beaumarchais': das ist Glück und Ende des Abenteurers des Schwertes, das Emporkommen Napoleon's. Wer nach sonstigen Parallelen für Beaumarchais' phantastische Geschicke aussieht, muss bei den Frauen Halt machen, der

Pompadour und der Du Barry, welche die Geissel und Rache zugleich der geknechteten Massen waren. Die Schüler meisterten bald ihre Lehrer, die Launen plebejischer Favoritinnen waren unter Ludwig XV. unumstössliches Staatsgesetz, und nicht umsonst ruft der Lakai Frontin im Schlusswort des Turcaret triumphirend aus: »Nun bricht mein Reich an!« Denn so willig die Crispin's, Frontin's und Figaro's den Lüsten der Almaviva's als gefällige Diener sich erwiesen: mehr und mehr wurden sie aus Vertrauten Kritiker, Ankläger und Richter. Mit gutem Grund bemerkt denn auch Michelet: »Die Geschichte der Diener ist ein Hauptstück in der Historie dieses Jahrhunderts: von Crozat, dem Lakaienkönig Louisiana's, führt sie über Jean Jacques, der auch Lakai war, zu Figaro«. Lakai war der Königsmörder Damiens; Lakaien und Zofen beherrschten ihre hochadeligen Gebieter; Herzoge antichambrirten bei den Kammerdienern des Cardinals Fleury; Ludwigsritter buhlten um die Gunst der Lakaien der Pompadour. Es ist denn auch kein Zufall, dass von den zwei grossen Moralisten des 18. Jahrhunderts, der ältere (der Herzog von Saint-Simon) die Geschichte der königlichen Beichtväter, der jüngere (Duclos) die Geschichte der königlichen Kammerdiener geschrieben. Der natürliche Anspruch auf die gleiche Stellung in Staat und Kirche, Heer und Gesellschaft war den Plebejern versagt: nichts begreiflicher, als dass gewissenlose, leichtfertige Kinder aus dem Volke, wie die Pompadour, die Du Barry und Beaumarchais, Glanz und Machtfülle, unbekümmert um den Preis, den sie dafür zahlten, auf Schleichwegen suchten und fanden. Nur die wenigsten Bürgersmädchen und -Söhne konnten und — zur Ehre des dritten Standes sei es gesagt — wollten solchem Beispiel folgen: als geduldige Zuschauer der »Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist«, als stumme Zuhörer aller pathetischen und launigen Lakaienreden harrten und hofften sie, bis die Zeit erfüllt war.

An dieser Eroberung der Menschenrechte, an diesem

Werk der Befreiung hat Beaumarchais keinen Theil. Ihm war es allzeit nur um sich und seinen persönlichen Vortheil zu thun: die patriotischen Sorgen des Marquis d'Argenson, die volksfreundlichen Regungen Rousseau's hatten in seinem Innern keinen Raum. Er fühlte sich wohl unter dem *ancien régime,* dessen Misswirthschaft ihm den reichsten Anlass zur Bethätigung seiner Reinekestreiche bot. Nur wenn eigene Dreistigkeit oder fremde Niedertracht ihn in die Enge treiben, nutzt er Zeit und Stimmung aus und wird Gelegenheitsredner und -Dichter, wie er selbst allzeit ein Gelegenheitsmensch gewesen. Der Staatsstreich Maupeou's ist ihm so gleichgiltig, wie die Herrschaft der Almaviva's: seine Angriffe sind nicht ein Ausbruch des Unwillens, sondern Eingebungen seiner raschen Zunge, seines angeborenen Instinktes, den Geschmack der Leser und Hörer zu treffen. Das muss festgehalten werden bei jedem sachlichen Vergleich seiner Streitschriften mit den polemischen Meisterwerken Rousseau's und Pascal's: wo diese tieffühlenden Naturen mit voller, persönlicher Überzeugung sich selbst gefährden, um die heilige Sache, Dieser des Glaubens, der Andere des Volkes zu vertreten, setzt Beaumarchais nur zum Heil der eigenen Person mit der *éloquence du moment* ein, die ihm allerdings in jeder heiklen Lage seines Daseins so sicher zu Gebote steht, wie einem geübten Schauspieler die Vergegenwärtigung jedes (innerlich ihm noch so fremden) Affektes. Er versucht sich litterarisch in der Maske des pathetischen und scherzhaften, naiven und sentimentalen Redners, wie er auch im Leben jede Verkleidungsrolle versucht: allerdings nicht mit dem gleichen Erfolg der Durchführung; denn es ist ein weiter Weg von den plumpen Spiegelfechtereien des Abbé Arpajon de St. Foix und des betrogenen Betrügers Monsieur de Ronac bis zu dem grossartigen Versteckensspiel von Rodrigue Hortalez & Cie., einem Mummenschanz, der auf einem so bedeutsamen Blatt der Weltgeschichte, wie dem amerikanischen Freiheitskrieg, dauernd verbucht bleibt. So ge-

staltet er mehr als einmal seine Lebensführung wie die Motive eines verwickelten Intriguen- oder eines roh gezimmerten Rührstückes, während er umgekehrt sein eigenes Abenteurertreiben in seinen Komödien zum Besten gibt.

Verdarb seine bedenkliche Weltweisheit solcherart aber auch oft seine Kunstübung, und spielte ihm seine Phantasie wiederholt im Alltag Streiche: der Frische und Originalität seines Dichtens ist der märchenhafte Reichthum seiner Erlebnisse von unendlichem Nutzen gewesen. Der Autor Beaumarchais hat nicht umsonst Schicksale durchgemacht, die in ihrem jähen Glückswechsel die meistbewegten Lebensläufe romanischer Humoristen, des Kriegsgefangenen Cervantes, des in den fernsten Osten und Norden verschlagenen Regnard und die legendarisch verklärten Eulenspiegeleien Rabelais' erreichen und überbieten. Aus diesem unerschöpflichen Quell eigener Erinnerungen, aus den tausend und abertausend ihn umdrängenden Charaktergestalten von Feinden und Freunden hat der Lustspieldichter die Figuren seiner Komödien, der Satiriker die Zerrbilder seiner Mémoires geholt, und dabei brachte der Sohn des Volkes ein Element in die Litteratur seiner Zeit, das sie bei ihrer übermäßigen, greisenhaften Verstandeskultur fast gänzlich verloren hatte: jugendliche Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Wenn Goethe das »bejahrte und vornehme« Wesen[1] des litterarischen Zeitalters Voltaire's durch volksthümliche, bisher noch nicht entbundene Kräfte aufgefrischt sehen mochte, so war durch das Auftreten Rousseau's, Diderot's, Bernardin de St. Pierre's und Beaumarchais' diesem Wunsche theilweise Genüge geschehen. Die demagogische Beredsamkeit des Genfers, die Improvisationsgabe des Autors von Rameau's Neffe, die neuen Welten, welche der Dichter von Paul und Virginie den Landschaftern eroberte, gelten den Künstlern Jung-Frankreichs im Verein mit Beaumarchais' Werken als das Vermächtniss des 18. an das 19. Jahrhundert[2]. Während aber die Romantiker längst Bernardin de St. Pierre als Co-

loristen überholt haben, wie empfindsame und naturalistische Erzähler weit über Rousseau und Diderot hinausgegangen sind, ist Beaumarchais' Lustspieltechnik von Scribe und seinen Leuten nur äusserlich nachgeahmt und weiter entwickelt worden. Der aristophanische Zug des »tollen Tages« ist bei keinem Nachgeborenen wieder anzutreffen, so wenig die quellfrische Heiterkeit seines »Barbier« bei einem neueren Franzosen zu erfragen wäre. So mag dem Manne Beaumarchais viel vergeben werden, als einem grossen Wohlthäter der Menschheit, einem der seltensten aller Künstler, einem echten Humoristen.

Und nirgends wird ihm williger Ablass zugestanden werden, als bei uns, wo der Tondichter der »Hochzeit des Figaro« längst sein Unsterbliches in eine reine Welt des Wohllauts emporgehoben und Goethe das Wunder vollbracht hat, seinen Namen zum Sinnbild männlich kräftiger Ritterlichkeit zu erhöhen. Der Dichter des »Faust«, der das Andenken dieses schmachvollen Betrügers *(turpissimus nebulo)* zum Inbegriff alles Grossen, Gedankengewaltigen reingeläutert hat, beschied uns auch, statt des *aventurier français*, einen Beaumarchais voll Nerv und Feuer, voll Edelsinn und Heldenkraft, der so lange leben wird, wie die deutsche Litteratur.

QUELLEN, ANMERKUNGEN

UND

BEILAGEN.

A. HANDSCHRIFTLICHE QUELLEN.

Alcala de Henares = Papeles de Estado. Correspondencia reservada con Grimaldi sobre soccorer las colonias Inglesas. 1776.

Archives des affaires étrangères = Archiv des auswärtigen Amtes (Paris) Espagne (1764). Angleterre (1774—1785). Hollande (1792). Hambourg (1795).

Archives nationales = Pariser Nationalarchiv (Parlement de Paris X² B. 1338. 1400. Process Goezmann).

Comédie française = Beaumarchais-Papiere des Archivs der Comédie française; sieben Bände, welche Eduard Fournier im Jahre 1863 bei einem Londoner Antiquar (Soho-Square) entdeckte und für die *Maison de Molière* ankaufte. Vgl. die Briefe Fourniers und die Nomenclatur der von ihm zu Stande gebrachten Papiere im *Théatre complet de Beaumarchais* (Edition d'Heylli-Marescot, Paris, 1879 II 205 – 220).

Egerton Manuscripts = Beaumarchais-Papiere des British Museum, (Vgl. List of additions to the manuscripts in the British Museum in the years MDCCCXXXVI—XL. London, 1843).

Gudin Hist. de Beaum. = Gudin, Histoire de Beaumarchais, Paris, Bibliothèque nationale, Fr. Nouv. Acq. 1908 (Vol. de 423 pages).

Hardy = Journal des événements tels qu'ils parviennent à ma connaissance par Hardy. Bibliothèque nationale. Supplément français 6680—82.

Karlsruher Archiv = Beaumarchais-Papiere des grossherzogl. badischen Landesarchivs. 4 Fascikel (1779—91).

Loménie (Charles de) = Beaumarchais-Papiere, welche mir der Sohn des Beaumarchais-Biographen Louis de Loménie freundlichst zur Einsicht überlassen hat.

Wiener Staatsarchiv = Beaumarchais-Papiere des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (1774).

B. DRUCKWERKE.

Arneth = Beaumarchais und Sonnenfels. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien, Braumüller, 1868.

Bibliothèque des mémoires = Bibliothèque des mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18e siècle, Ed. Barrière, Paris Didot, Tome I—XXXII.

Cordier = Bibliographie des oeuvres de Beaumarchais par Henri Cordier. Paris, A. Quantin, 1883. (Ungenaue und unselbständige Wiedergabe der Cataloge des British Museum und der Pariser Nationalbibliothek s. v. Beaumarchais.)

Fournier = Oeuvres complètes de Beaumarchais. Nouvelle édition augmentée de quatre pièces de théâtre et de documents divers inédits avec une introduction par M. Edouard Fournier, Paris, Laplace, Sanchez et Cie. 1876.

Gaillardet = Mémoires sur la Chevalière d'Eon d'après des documents authentiques suivis de douze lettres inédites de Beaumarchais. Par Frédéric Gaillardet. Paris, Dentu, 1866.

Loménie = Beaumarchais et son temps par Louis de Loménie. Troisième édition, Paris, Michel Lévy frères, 2 vol. 1873.

Oeuvres = Oeuvres complètes de Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, 7 Bände, Paris, Léopold Collin, 1809. (Die Ausgabe ist, Dank den Einleitungen und Anmerkungen Gudins, noch immer die empfehlenswertheste.)

Sainte Beuve, C. L. = Sainte Beuve, Causeries du Lundi, XV Bände, Paris, Garnier frères, Troisième édition.

Sainte Beuve, N. L., = Sainte Beuve, Nouveaux Lundis, XIII Bände, Paris, Michel Lévy, 1879. (Cinquième édition revue.)

Théatre complet = Théatre complet de Beaumarchais. Réimpression des éditions princeps avec les variantes des manuscripts originaux publiées pour la première fois par Georges d'Heylli et F. de Marescot, Paris, Librairie des Bibliophiles, 4 Bände, 1871. (Vorderhand als Materialsammlung für den Beaumarchais-Forscher unentbehrlich; besondere Vorzüge sind der Edition jedoch nicht nachzurühmen.)

Eine annähernd vollständige, geschweige eine kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke und Briefe Beaumarchais' ist bisher nicht erschienen: jahraus, jahrein verzeichnen die Kataloge der Autographenhändler wichtige Correspondenzen des Autors der *Folle journée*, der mindestens ebensoviel, wenn auch nicht entfernt so mustergiltige Briefe geschrieben hat, wie Voltaire. Nicht all diese Briefschaften würden eine Veröffentlichung lohnen. Eine Auswahl dieser bisher im Privatbesitz zerstreuten Papiere, eine chronologisch angeordnete Ausgabe sämmtlicher, von Gudin und Loménie mitgetheilten, sowie der in den oben erwähnten Archiven erhaltenen Schriften Beaumarchais', endlich die unverkürzte Mittheilung der Gudin'schen *Histoire de Beaumarchais*, der Verhörs- und Confrontations-Protokolle, kurz der Original-Acten im Process Goezmann lag ursprünglich in meiner Absicht, deren Ausführung mir vielleicht späterhin beschieden sein wird.

C. ANMERKUNGEN

zu Seite

4. [1] *Jal,* Dictionnaire critique s. n. Beaumarchais. *Sainte Beuve,* C. L. VI. 202 gedenkt einer Überlieferung, derzufolge die Carons ursprünglich in der Normandie sesshaft gewesen seien. Zu der (von Goethe vielbewunderten) »grossen advokatischen« Gewandtheit unseres Autors würde diese Abstammung nicht schlecht stimmen. Racine hat den Schauplatz seiner »Plaideurs« mit gutem Grund in die Basse-Normandie verlegt; die Spitzfindigkeit normännischer Sachwalter, die Processsucht der Bauern und Bürger dieser Provinz ist sprichwörtlich bis auf den heutigen Tag.

[2] Der Beiname, vermuthlich von einer Ortschaft hergenommen, findet sich auch in einem hochadeligen Geschlecht, dessen Stammhalter Beaumarchais später nur allzu nahetreten sollte. S. d. vollen Titel von Michel Ferdinand d'Albert d'Ailly, duc de Chaulnes bei *Goncourt:* Portraits intimes du XVIII[e] siècle, p. 208, No. 2. Charpentier, 1878.

[3] *Loménie* I, 118. »Au Roi«.

[4] Vgl. über die Protestanten-Verfolgungen *Jobez,* La France sous Louis XV. Bd. I, 84 ff., II, 163 ff. und die daselbst angeführten Quellenwerke. Man schloss die Hugenotten von Ämtern und Würden, von Pachtungen, Gemeindestellen und Zunftrechten aus und begünstigte die Bekehrten.

[5] *Loménie* I, 65.

5. [1] Nach *Jal* 15 (nach *Loménie* 13.) [2] *Fournier,* Introduction, p. V.

6. [3] *Gudin,* Hist. de Beaum.

7. [1] *L'existence réfléchie* 1784. Das Buch, eine Verwälschung von Young's Nacht-Gedanken, erschien in der Kehler Druckerei Beaumarchais'. Vgl. dazu *Filioli:* sul libro che ha per titolo L'esistenza premeditata 1830. Quérard zweifelt die Autorschaft von Julie in den Supercheries littéraires ohne zureichenden Grund an.

[2] Vgl. den bei *Loménie* II, 440 abgedruckten Brief Beaumarchais'.

8. [1] Abgedruckt nach dem im Archiv der *Comédie française* aufbewahrten Original bei *Fournier* 729—33.

[2] Vgl. das Juliheft 1879 des *Moliériste:* Le pavillon des cinges (108—117).

11. [1] *Eckermann,* Gespräche mit Goethe. 3. Auflage. III, 111—113.

[2] *Duclos,* Considérations sur les mœurs de ce siècle. Chap. I. Die Sätze verdienen doppelte Beachtung, wenn man erwägt, dass ein Bretone sich zu ihnen bekennt, ein Mann, der nicht gar wenig auf seine keltische Heimath und Landsmannschaft hielt. *Sainte-Beuve,* C. L. IX. 220—21.

[3] *Montesquieu,* Oeuvres complètes, Ed. Hachette, III, 163.

Seite

12. [1] S. die Bibliographie des chansonniers satiriques (C—CX) in *Raunié*, Chansonnier historique du XVIIIe siècle. Paris, Quantin, 1879, Bd. I. Vgl. a. Préface V. IX a. a. O.

13. [1] Die Stelle ist einem bei *Loménie* II, 495 abgedruckten Briefe entnommen, den Beaumarchais in den Tagen der Verbannung aus seinem Hamburger Exil an den Wohlfahrtsausschuss richtete; er legt sein Fürwort zu Gunsten der bei Quibéron besiegten Royalisten ein. Bemerkt mag werden, dass der Dauphin, (Vater Ludwigs XVI.) am 4. Sept. 1729 geboren wurde. Alle Kirchenglocken verkündeten die Geburt eines Thronerben, die Polizei ordnete Freudenfeuer, dreitägige Schliessung aller Gewölbe und unentgeltliche Vertheilung von Wein, Würsten und Kuchen an (Jobez II, 477—78). Die Geburt des Herzogs von Aquitanien, am 8. Sept. 1753 wurde mit ähnlichem Jubel und einem prächtigen Feuerwerk vor dem Rathhaus gefeiert. Damals war Beaumarchais jedoch 21 Jahre alt, also keineswegs Schuljunge auf Ferien; er irrt vermuthlich in der Angabe des Anlasses zum Feste; in seiner Schaulust hat er gewiss mehr als einmal die rauschenden und kostspieligen Vergnügungen mitgemacht, die dazumal zum Ceremoniell fürstlicher Hochzeiten, Triumpheinzüge etc. gehörten. Er hat auch nur allzugut begriffen, dass dieser verschwenderische Pomp die Armen im Geiste blenden sollte. Vgl. S. 91.

14. [1] Die launigen Briefe Beaumarchais' und Mirabeau's sind abgedruckt bei *Loménie* II, 376 ff.

15. [1] Abgedruckt bei *Loménie* I, 64. 65.

16. [1] Vgl. im Anhang, Beilage I, das giftige Pamphlet des Grafen *v. Lauraguais:* Prospectus des Mémoires sur la vie du sieur de Beaumarchais. I, 2.

[2] Wie anders der ungeberdige Rousseau, der seinem Lehrherrn durchging; wie anders der trotzige, nachmals mit Beaumarchais befreundete Schauspieler Préville, der im Alter von zwölf Jahren einem harten Vater auf Nimmerwiederkehr davonlief, um sich beim erstbesten Bau als Handlanger zu verdingen. (*Bibliothèque des mémoires* VI, 145—47.) Wie anders der junge Mirabeau, Friedrich der Grosse und vielleicht auch Alexei: sie Alle unbotmäßige Vertreter des Rechtes der freien Selbstbestimmung tyrannischen Autokraten gegenüber. Dieser hässliche Kampf zwischen Vater und Sohn begegnet uns wiederholt in den Familiengeschichten des 18. Jahrhunderts, er kehrt nicht umsonst in »Kabale und Liebe« und im »Carlos« wieder. Im Haus und auf der Bühne trat ein junges Geschlecht dem patriarchalischen Eigenwillen, dem aufgeklärten Despotismus zuerst erfolgreich entgegen: auf diese Beziehung zwischen Privat- und öffentlichem Leben kann hier selbstverständlich nur beiläufig hingewiesen werden.

19. [1] Die Briefe von Vater und Sohn bei *Loménie* I, 73—76.

Seite

20. [1] *Loménie* druckt das Schriftstück I, 70—71 mit der Bemerkung ab, es sei von Beaumarchais im Alter von *dreizehn* Jahren verfasst worden. Das ist unrichtig. Der Brief kann unmöglich vor 1748, dem Jahr, in welchem sich Marie Josèphe Caron verheirathete, geschrieben worden sein; eher nach 1748. Jedenfalls war Beaumarchais dazumal mindestens 16 Jahre alt, während die Ende Dec. 1735 geborene Schwester Julie allerdings nicht viel mehr als 12 Jahre zählte. Loménie's Irrthum wurde durch die uncontrolirte Glosse Beaumarchais' vom Mai 1798 verschuldet. »Premier mauvais et littéraire écrit par un polisson de treize ans, sortant du collège etc.« Beaumarchais war nun freilich 13 Jahre alt, als er die Schule verliess; aber erst drei Jahre später reisten seine Schwestern nach Madrid ab. Ob Beaumarchais diese Daten zufällig oder absichtlich vergessen, verschlägt weiter nichts. Der Inhalt der Epistel machte Loménie (I, 69 u. f.) selbst etwas nachdenklich: so frühreif schreibt mit 13 Jahren nicht einmal Cherubin. So geschmackvoll im Übrigen diese Parallele Loménie's (I, 68) auch sein mag: sie hat den trockenen Ziffern der Tauf- und Trauscheine gegenüber keine Berechtigung. Vielleicht liegt auch nur eine falsche Lesung zu Grunde; nicht unmöglich, dass es im Original heisst: par un polisson de *seize* ans.

21. [1] »Vous jeunes gens que je conseille,
Retenez ce bon mot d'un sage;
Des mœurs c'est là le grand secret:
Toute femme vaut un hommage,
Bien peu sont dignes d'un regret«.

Correspondance secrète, XIII. Londres 1788. Vgl. *Goncourt*, Beaumarchais (Portraits intimes 279—86).

23. [1] *Encyclopédie*, 3. Ausgabe, 1772. Artikel Horlogerie (»une science où la main-d'œuvre n'est qu'un accessoire«).

25. [1] Die Anekdote wurde zuerst von Voltaire erzählt (Ed. Beuchot, t. XLVIII), nicht ohne allerlei Ausschmückungen. Eine wahre Begebenheit liegt seinem Bericht zu Grunde und es geht nicht an, die ganze Geschichte als Erfindung abzufertigen, wie dies von den Herausgebern Diderot's (Tome XIII, 124. Note 1, Edition Assézat-Tourneux) geschieht.

[2] Dichtung und Wahrheit, Elftes Buch, S. 39, Löper'sche Ausg.

[3] *Goncourt:* La femme au dix-huitième siècle. Paris, Charpentier 1877, 118—122.

26. [1] Das Räderwerk der Uhr wird bekanntlich durch Gewichte oder Federn in Bewegung gesetzt, die wiederum durch Pendel oder Schwungräder regulirt werden. Um den Regulator in constantem Antrieb zu erhalten, wird die s. g. Hemmung angebracht, deren Vereinfachung noch heute ein Lieblingsproblem geschickter Mechaniker. S. a. Encyclopédie Art. Echappement.

Seite

27. [1] Die im Text gegebene Darstellung beruht auf einem, offenbar von Caron fils herausgegebenen Abdruck des: »Jugement de l'académie royale des sciences et rapport de Mrs. les commissaires qui approuve le nouvel échappement de montres du Sieur Caron fils, horloger à Paris (40 pp.)« Das Heft kam mir im British Museum in einem Sammelband »Generalmethoden zur Zeichnung unterschiedlicher Zifferblätter etc.« zu Gesicht. (*Cordier*, No. 308.) Das Vorwort beruft sich auf die bei Ausbruch des Zwistes an das Publikum gerichtete Bitte des Hrn. Caron fils, das Urtheil über den Prioritätsstreit bis nach der Entscheidung der Akademie aufzuschieben. »Hr. Caron glaubt seine dem Publikum gegebenen Erklärungen nicht besser einlösen zu können, als indem er mit dem Endspruch der Akademie auch den Bericht der Commissare zur Kenntniss bringt, welch Letzteren ihm die Akademie nach reiflicher Erwägung und *gegen ihre sonstige Gewohnheit* ausfolgen liess«. Man sieht: St. Beuve trifft ins Schwarze, wenn er Beaumarchais gelegentlich nachsagt, er habe die Technik der Reclame gemeistert und bereichert. — C. L. VI, 226.

[2] Abgedruckt bei *Fournier*, S. 754.

28. [1] In der Encyclopédie (Art. Echappement) wird Caron fils nicht blos seiner Erfindung halber herzhaft gelobt: man rühmt ihn auch wegen seiner Anrufung der akademischen Gerichtsbarkeit. »C'est je crois *le premier jugement de cette espèce* que *l'académie* ait prononcé. Cependant il serait fort à souhaiter qu'elle décidât plus souvent de pareilles disputes ou qu'il y eût dans la république des lettres un tribunal semblable qui en mettant un frein à l'envie qu'ont les plagiaires de s'approprier les inventions des autres, encouragerait les génies véritablement capables d'inventer, en leur assurant la propriété de leurs découvertes. Au reste si nous avons rapporté cette anecdote au sujet de l'échappement de M. Caron c'est que nous avons cru qu'elle ne serait pas déplacée dans un ouvrage consacré comme celui-ci non-seulement à la description des arts, mais encore à l'histoire des découvertes qu'on y a faites et à en assurer autant qu'il est possible la gloire à ceux qui en sont les véritables auteurs«. Beaumarchais hat diese Worte beherzigt; derselbe Mann, der sein Erfinderrecht als Handwerker so energisch wahrte, wirkte auch als dramatischer Autor beharrlich und erfolgreich für den Schutz des geistigen Eigenthums.

29. [1] Mehr als ein Menschenalter später wurde Beaumarchais von einem erbitterten Gegner, Kornmann, bezichtigt, die Erfindung dieser Hemmung dem Uhrmacher Biesta entlehnt zu haben. Beaumarchais soll sich im J. 1751 bei diesem Meister ausgebildet und anfangs vergebliche, später geglückte Versuche angestellt haben, die Biesta'sche Hemmung zu Stande zu bringen. Als Gewährsmann für diese Behauptung wird u. A. auch Lepaute angeführt;

Seite

das allein spräche schon gegen die Glaubwürdigkeit einer Beschuldigung, die nichts an Wahrscheinlichkeit durch den Zusatz gewinnt, Biesta habe seine Ansprüche im Jänner 1754 — mithin einen vollen Monat vor dem Schiedsspruch — bei der Akademie geltend gemacht. Diese unparteiische Körperschaft hatte gewiss ebenso gute Gründe, Caron fils gegen Lepaute Recht, als Biesta gegen Caron fils Unrecht zu geben. Auch muss erwähnt werden, dass der junge Caron unmittelbar nach dem Ausgang der Händel mit Lepaute die Sympathieen seiner angesehensten Collegen genoss: der gefeierte Hofuhrmacher Le Roy, Mitglied der Académie royale, ist sogar Trauzeuge bei seiner ersten Vermählung. — Beaumarchais selbst legte immer hohen Werth auf seine Erfindung. In seiner Familie wurde das Diplom der Akademie sorgfältig aufbewahrt und Laharpe nach Beaumarchais' Tode wie eine Trophäe vorgewiesen. Als der Schwiegersohn unseres Autors Herrn v. Loménie den Zutritt in das so anschaulich geschilderte Beaumarchais-Archiv in einer staubigen Pariser Dachkammer eröffnete, fanden die Beiden in einem Koffer, dessen Schlüssel verloren gegangen war und zu dessen Aufsprengung ein Schlosser herbeigeholt werden musste, dicht neben den Manuscripten des »Barbiers« und der »Hochzeit des Figaro« ein Modell der von demselben Schöpfer herrührenden Hemmung mit der Inschrift: *Caron filius ætatis 21 annorum regulatorem invenit et fecit 1753.*

30. [1] *Bibl. d. mém.:* Madame Campan, Paris 1876, p. 52.

32. [1] Lettres des sieurs de Beaumarchais et Daudet citées à l'audience du 14 mars 1789 dans la cause du sieur Kornmann précédées de quelques reflexions et d'un récit rélatif à ces lettres. Paris, 1789, 83 pp. (bei *Cordier*, No. 423). Vgl. dazu Déclaration du sieur Gorsas au sujet des lettres citées dans la cause de M. Kornmann 1 avril 1789. Diese merkwürdigen Documente sind von den bisherigen Biographen Beaumarchais' mit ungebührlichem Schweigen übergangen worden: ihre Echtheit wird von Beaumarchais selbst unbedingt zugestanden. Troisième Mémoire ou dernier exposé etc. dans le procès du sieur Kornmann 67. 68.

[2] Unrichtig. Er selbst beruft sich wiederholt (Trois. Mém. d. l. procès Kornmann l. c. 68) darauf, dass er noch »minderjährig« war, als er Madame Franquet heirathete. Auch vor Gericht machte er in dem Erbschaftsprocess gegen die Aubertins die Einwendung der Minderjährigkeit geltend: »c'était, en tout cas, *un mineur singulièrement émancipé*« bemerkt witzig *Emil Bos:* Les avocats au conseil du roi. Etudes. l'ancien régime judiciaire de la France. Paris 1881. S. 320.

33. [1] Die Provenienz des Namens Beaumarchais ist bisher nicht weiter aufgeklärt. Es gibt ein Städtchen dieses Namens im Depart. Gers. Vielleicht stammt der Name von Beaumarish (Bellomariscus). *Moréri,* Dict. hist.

Seite

34. [1] Von ihnen ist der Verfasser der im Text gegebenen Darstellung, Gorsas, instruirt worden. In dem erbitterten, von Beaumarchais mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln geführten Rechtsstreit wiederholen die Brüder Aubertin unermüdlich: ihr Gegner danke Alles, was er sei und habe, ihrer Schwester. *Emile Bos*, l. c. 320.

35. [1] Gil Blas, Liv. II, chap. 4. Liv. VI, chap. 1.

37. [1] Madame Franquet hatte, den Angaben von Gorsas zufolge, dazumal ihren eigenen Wagen und sechs Bediente.

[2] Unser Abbé konnte nicht leicht eine glücklichere Wahl treffen: der Marschall galt als besonderer Vertrauensmann des Königs und zugleich als Gegner der d'Argensons. Vgl. Correspondance de Louis XV et du maréchal de Noailles (Edition Camille Rousset, Paris 1865); *Sainte Beuve*, N. L., X, 189—237; *Boutaric*, Correspondance secrète inédite de Louis XV etc. p. 9ff. (Paris, Plon, 1866.)

40. [1] Im Verlauf des Processes Goezmann hielt es Beaumarchais für nöthig, ausdrücklich zu bemerken: »sur la mort de ma première femme indépendamment des sieurs Bouvart, Pousse et Renard qui la voyaient en consultation dans la fièvre putride qui l'enleva, interrogez le sieur Bourdelin, son medecin ordinaire, le plus estimable des hommes et qui (je le dis à son éloge) refusa constamment le légitime honoraire que je lui offrais en me disant: vous êtes ruiné par cette perte: le payement des soins que j'ai rendus à votre femme m'est dû non par vous, mais par ses héritiers . . . . Et si tant de témoignages ne balancent pas en vous les plus absurdes calomnies, gens honnêtes! interrogez enfin mon intérêt, qui voulait que je conservasse avec soin mes femmes (auch der plötzliche Tod seiner zweiten Frau beraubte Beaumarchais des grössten Theils ihres in Leibrenten angelegten Vermögens) si l'amour d'une grande aisance était le motif qui me les avait fait choisir. (Supplément au mém. etc. 1773, S. 48. 49. Vgl. Troisième mém. im Process Kornmann S. 67ff., 73ff. und: Requête à la commune. *Oeuvres* V, 76. 77.

[2] In einer seiner allzu spärlichen Noten der von ihm ins Werk gesetzten Kehler Ausgabe Voltaire's bemerkt Beaumarchais (Bd. 67, S. 304): Die (oben angeführte) Briefstelle Voltaire's gab ihrerzeit Anlass zu einem sehr heiteren Vorfall. Im Théâtre français wurde (in den Tagen des Processes Goezmann 1774) »Eugénie« aufgeführt; ein Stutzer fand das Stück unter aller Kritik. Nachdem er seinem Sitznachbar sein scharfes Urtheil über das Drama bekannt gegeben, äusserte er sich noch schärfer über den Autor desselben, Beaumarchais. Er erzählte, dass er eben von Herrn d'Argental komme, bei dem er einen Brief Voltaire's vorlesen hörte, in welchem der Alte von Ferney unbegreiflicherweise bezweifelt, dass Beaumarchais seine drei Frauen umgebracht habe. »Aber«, fuhr der redselige Herr fort, »die Thatsache gilt allen Parlamentsräthen

Seite

trotzdem so gut wie erwiesen«. Der Angesprochene gab seinen Nachbarn lächelnd ein Zeichen, das Gespräch nicht zu unterbrechen: alles erhebt sich: dann erwiedert er kalt: »Die Thatsache, dass dieser Mensch seine drei Frauen vergiftet hat, ist — obwohl er nur zweimal verheirathet war, so gewiss, wie es dem hohen Parlament bekannt ist, dass er seinen braven Vater als Ragoût verzehrt, nachdem er seine Mutter zwischen zwei dick aufgestrichenen Butterbroden erstickt hat. Und ich bin dessen um so gewisser, *als ich selbst dieser Beaumarchais bin,* der Sie sofort auf die Zeugenschaft aller Anwesenden hin festnehmen lassen würde, wenn ich an Ihrer verstörten Miene nicht sehen würde, dass Sie kein abgefeimter Schurke, sondern nur einer der Schwätzer sind, die man zur Verbreitung von Ehrabschneidereien zu ihrem eigenen grossen Schaden als Botenläufer verwendet«. Die vernichtende Abfertigung findet allgemeinen Beifall. Und der bös abgeführte Klatscher macht sich eilfertig aus dem Staube, ohne jedes weitere Gelüsten nach theatralischen Genüssen.

[3] La mort de ma femme me laissa nu dans la rigueur du terme, accablé de dettes, avec des prélections, dont je n'ai voulu suivre aucune etc. Supplément, 1773, S. 48.

44. [1] Brief aus Madrid; abgedruckt bei *Loménie* I, 142. »L'âme supérieure aux événements« — diese häufig wiederkehrende Selbstcharakteristik Figaro's und seines Schöpfers — stammt gradewegs aus dem Gil-Blas: dort ist die Redewendung ein beliebtes Losungswort geistreicher Schelme. (Ed. Garnier p. 63, 135.)

[2] Journal des inspecteurs de M. de Sartines. Bruxelles, Parent; Paris, Dentu, 1863, p. 78, 108. Die Polizeiberichte erzählen u. A., dass M. Beaumarchais, jeune homme fort aimable, bei der Dem. Lacroix einen Fürsten Belosinski ausgestochen hat.

45. [1] *Laujon:* Spectacles des petits cabinets de Louis XV (abgedruckt *Bibl. des Mém.* III, 155—166). *Adolphe Jullien,* La comédie à la cour. Paris, Didot.

[2] Vgl. den Artikel: »Harpe« in der Encyclopädie; *Sainte Beuve,* Causeries, III, Madame de Genlis: »La harpe était de préférence son instrument. La méthode d'en jouer était encore (1758) dans l'enfance: M^me^ de Genlis, avec sa facilité et son adresse naturelle, en réforma et en perfectionna le doigté«. S. 23.

47. [1] Mém. du Duc de Luynes. Mém. de M^me^ Campan. Chap. I. Barthélemy, Mesdames de France (Paris, Didier, 1870) p. 9. 14. 28. 56. Carlyle, Französische Revolution, deutsch von Feddersen, Leipzig 1844, I, 24.

[2] *Barthélemy* 130, No. 2.

[3] Addition au supplément du mémoire etc. (Réponse à M^me^ Goezmann) p. 65.

49. [1] Dichtung u. Wahrheit. Siebentes Buch 68. 69. (Loeper'sche Ausg.)

Seite

49. [2] *Gudin,* Hist. de Beaumarchais. Über die tragikomische Duellgeschichte mit einem M. de Meslé giebt ein Brief Beaumarchais' in den Papieren der Com. franç. Aufschluss, abgedruckt *Théâtre complet* II, 215.

50. [1] *Barthélemy,* Mesdames de France p. 87. 168. Vgl. Beaumarchais' Rechnung abgedruckt bei Loménie I, 107 und Marescot, Notice biographique S. II, N. 1.

[2] Vgl. *Saint Simon,* Mém. XI, 258; *Sainte-Beuve* N. L. XI, 67. 72. Moriz von Sachsen stand allzeit gut mit diesen »gros bonnets financiers de l'époque et d'une intelligence qui allait au génie. Ce sont deux personnes, qui ne veulent point paraitre et qui dans le fond sont fort considérables dans ce pays-ci parcequ'il font mouvoir toute la machine. Ce sont mes amis de tous les tems et ce sont les plus honnêtes gens et *les meilleurs citoyens :* ce que sont peu de Français. 103. — Vgl. auch den Aufsatz über den Duc de Noailles, N. L. X, 228.

51. [1] *Camille Rousset,* le comte de Gisors, Paris, Didier, 2. Aufl. 1868. 150 ff. 275. 437 a. a. O.

[2] *Labarpe* (Corr. litt. I, 61) erzählt, dass Voltaire, Dank einem Antheil, den er an den Armeelieferungen für das Jahr 1741 erhielt, 800.000 francs einnahm.

52. [1] Graf d'Haussonville, der Enkel seines Universalerben, des Comte de la Blache, hat in seinen Jugenderinnerungen (Ma jeunesse, Calmann Lévy, 1885) einer Überlieferung gedacht, derzufolge Ludwig XV. sich am Vorabend des flandrischen Feldzuges auf dem Lustschloss Duverney's, Plaisance, von der Duchesse de Chateauroux verabschiedete. l. c. 98.

[2] »Je pense, qu'avant de chercher les moyens d'introduire dans les troupes une méthode plus aisée de les faire vivre, il faudroit chercher ceux de régler l'esprit de la nation«. Duverney an Voyer, bei Rousset 360.

[3] Vgl. den Artikel Ecole militaire von Duverney's Neffen Paris de Mézieu in der Encyclopädie (Ausgabe von 1755), worin das Hauptverdienst für den »Plan du plus bel établissement du monde« der Pompadour zugeschrieben wird. *Goncourt,* Madame de Pompadour, Charpentier, 1878, 181—85. Duverney schreibt ihr unter dem 26. V. 1780 »c'est en effet dans la noblesse et dans le militaire que l'Etat trouve sa défense et son appui le plus ferme même contre les maux intérieurs qui pourroient altérer sa consistance (l. c. 182. 183)«. Über die Beziehungen der Ecole militaire zur Karlsschule vgl. Weltrich: Friedrich Schiller (Cotta, 1885, p. 98ff).

53. [1] So erzählt Beaumarchais selbst in einem Briefe, abgedr. bei Lom. I. 115, 1. Ohne weitere Beweise berichtet *Fournier,* Introd. XII., dass Beaumarchais Duverney bei dem Mann der Pompadour, Lenormant d'Etioles, kennen gelernt habe.

Seite

54. [1] Je devrois être un des plus riches particuliers : »O, Monsieur Duverney, vous l'aviez promis, solennellement promis à Monsieur le Dauphin, à Madame la Dauphine, père et mère du Roi, aux quatre princesses, tantes du Roi, *devant toute la France,* à l'école Militaire la première fois, que la Famille Royale y vint voir exercer la jeune Noblesse, y vint accepter une collation somptueuse et faire pleurer de joie à 80 ans le plus respectable vieillard«. Beaumarch., Mém. à consulter. p. 48. Clousier, 1775.

[2] Chez Beaumarchais il y aura toujours un cabinet secret où le public n'entrera pas. Au fond il a pour dieux Plutus et le Dieu des Jardins, ce dernier tenant une très grande place jusqu'au dernier jour. *Sainte Beuve,* C. L. VI, 260, Note 2. S. Réponse ingenue, Oeuvres IV, 180—205 ff.

55. [1] Mém. 1775, p. 10. 48; Beaumarchais' Brief bei *Loménie* I, 116.

[2] *Collé,* Journal, Edition Bonhomme-Didot III, 123.

57. [1] Beaumarchais' Mémoire bei *Lom.* I, 120. 121.

[2] 1775, Mém. l. c. p. 49.

58. [1] *Gudin,* Hist. de Beaum.

59. [1] *Barthélemy* 177.

[2] Quatrième mémoire (Fragment de mon voyage d'Espagne). p. 64—66. 1774.

60. [1] Quatrième mémoire, p. 66.

61. [1] Vgl. zur Charakteristik Duverney's: Histoire de Mr. Paris (ouvrage dans lequel on montre comment un royaume peut passer dans l'espace de cinq années de l'état le plus déplorable à l'état le plus florissant.) Par Mr. de L*** 1776. *Clément,* Portraits historiques. Paris, Didier, 1855 (326--69). *Masson,* Mém. de Bernis, Paris, Plon, 1881.

64. [1] Der junge Goethe. III, 32. Brief an Jacobi vom 21. Aug. 1774. *Sainte Beuve,* Causeries, VI, 208.

65. [1] *Voltaire,* Oeuvres complètes. Kehler Ausgabe, LXVII. S. 293, N. Brief an Florian.

[2] *Collé,* Correspondance inédite. Ed. Bonhomme; *Sainte Beuve,* Nouveaux lundis, VII, 376.

66. [1] Quatrième mémoire etc. 1774, p. 59—64.

[2] Laharpe, correspondance littéraire I, 13.

67. [1] Im Jahre 1746 war Vater Caron vom Gouverneur von Madrid als Fachmann wegen einiger Baggermaschinen zu Rath gezogen worden; er hatte auch als Uhrmacher und Juwelenhändler Kunden in Spanien, u. A. eine Gräfin Fuenclara. Loménie I, 24. 31.

[2] Noticias de la Historia general de las islas de Canaria. Por Don Joseph de Viera y Clavijo. Madrid, 1772—1783. Im IV. Band: Biblioteca de los autores canarios. S. 542—46. Guarinos: Ensayo de una biblioteca española de los mejores escritores del reynada de Carlos III. Madrid 1785. Bd. II. 187. Townsend, Reise durch

Seite

Spanien. Leipzig, Weidmann, 1792. I. 235. 335. El Pensador. 1762. 3 Bde.

68. [1] *Baumgarten*, Gesch. Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. S. 155. 156. 181. Berlin, Reimer, 1861.

71. [1] Quatrieme mémoire. Fragment de mon voyage etc. 83 – 85 a. a. O.

72. [1] Brief Beaumarchais' an seinen Vater, abgedr. bei *Lom.* I. 155

73. [1] *Archives des affaires étrangères*, Paris. Espagne. 507 (Choiseul an d'Ossun, 9. IV. 1764).

76. [1] *Loménie* I, 156 88. Ich gehe absichtlich auf diese tragikomische Episode so wenig ein, wie auf die im *Amateur d'autographes* vom 16. IX. 1865, No. 90 mitgetheilte: beide spielen weiter keine Rolle im Gemüthsleben Beaumarchais'.

77. [1] Denkwürdigkeiten des Barons Carl Heinrich von Gleichen. Leipzig, Hirschfeld, 1847. (Souvenirs de Charles Henri Baron de Gleichen, précédés d'une notice par M. Paul Grimblot, S. 149—158. Paris, Techener, 1868.)

79. [1] Der »pacte de famille« (abgeschlossen am 15. August 1761) verpflichtete alle bourbonischen Fürsten, die Beherrscher von Frankreich, Spanien, Parma und Sicilien, einander ihre Besitzungen zu garantiren. (Vgl. bes. Art. IV, XVI u. XVII.) Jobez, La France sous Louis XV. Paris, Didier, V, 533 ff. und die Lit. Nachweise ibid. 548, N. 1. Coxe, Memoirs of the Kings of Spain of the house of Bourbon, London 1815, Bd. IV, 226 ff.

81. [1] Es ist in hohem Grade lehrreich, alle Angaben Beaumarchais' über die Menschen und Zustände des damaligen Spanien mit der bewunderungswürdigen Denkschrift Faviers zu vergleichen (abgedruckt in der Correspondance secrète inédite de Louis XV, herausgegeben von E. Boutaric. Paris, Plon 1866 I, 447, II, 212 ff.)

82. [1] *Jobez*, l. c. 548. Boutaric l. c. II, 217. 218. N. 2.

[2] Ganz übereinstimmend berichtet Favier bei Boutaric II, 239 u. N. 1: le peuple espagnol est véritablement animé d'une haine aveugle et stupide contre les Français, parce que de père en fils il y a près de 300 ans qu'il en entend dire du mal.

83. [1] Vgl. *Dumouriez*, Mémoires. Paris 1822, I, 81 ff. *Jobez*, V, 338 *Gleichen*, Souvenirs, Charles III.

[2] Vgl. Favier bei Boutaric 214 N., 219 N. u. 220/1. Coxe l. c. 126 ff.

85. [1] Vgl. Favier bei Boutaric II, 239, N. 1. Il est triste de penser que peut-être ce seroit un jour un mérite au Roi d'Espagne de ne savoir pas le français etc.

93. [1] *Comédie française*. Tome III. Diplomatie.

[2] S. o. Note 2 zu S. 83.

95. [1] Spanien musste nach dem siebenjährigen Krieg Florida bekanntlich an England abtreten. *Jobez*, V, 548. Coxe l. c.

Seite

103. [1] *Comédie française*. Tome III.

108. [1] *Comédie française* l. c.

[2] Coxe V, 380,

110. [1] Vgl. *Gleichen* l. c. Matter: Saint Martin le philosophe inconnu. Paris, Didier, 1862. S. 60. 81 a. a. O.

[2] Almaviva's Lustschloss Aguas frescas ist eine hispanisirte Form dieses Namens

111. [1] Die Briefe abgedruckt bei *Loménie* I, 31 ff.

[2] Vgl. den Brief Beaumarchais an Julie, abgedr. bei *Loménie* I, 144.

113. [1] Gleichen l. c. Baumgarten l. c. Depesche Rochfords über Karl III, bei Coxe V, 300 ff.

[2] Coxe V, 221,

114. [1] *Comédie française*, Tome III.

[2] Com. franç. abgedruckt bei *Fournier* 749—54.

[3] Beaumarchais-Papiere der Com. franç.

[4] Beaumarchais-Papiere der Com. franç.

115. [1] *Comédie française* l. c.

121. [1] In diesem Punkt stimmte Beaumarchais mit Clavigo's Pensador zusammen; freilich musste sich der Denker für seine flache Kritik des spanischen Theaters schon bei Lebzeiten eine scharfe Zurückweisung gefallen lassen. »La nacion española defendida de los insultos del Pensador y sus Sequaces. Madrid, Ramirez, 1764«.

122. [1] *Loménie*, Pièces justificatives I, 502.

[2] Quatrième mémoire (Goezmann) 98.

124. [1] *Loménie* 156 ff.

125. [1] *Collé*, III, 123. S. auch Prospectus (Beilage I) I, 4. Les tant mieux et les tant pis. *Fournier*, Introduction S. VII.

126. [1] Oft und oft kehrt dieses Lieblingswort in seinen Schriften wieder und noch in seinem letzten Brief an Collin d'Harleville (Ed. Gudin VII, 144) vergleicht er sich der Urheberin dieses Ausspruches: j'avoue, que je suis un peu comme la Claire de Jean Jacques à qui même au travers les larmes le rire échappait quelquefois.

[2] U. E. nimmt Gudin die Ehre der Erfindung dieser Terminologie mit Unrecht für Beaumarchais in Anspruch. In der Abhandlung »de la poésie dramatique« spricht Diderot von drame moral, von drame philosophique etc. Vgl. Littré, Dictionnaire s. v. drame, Rem.

127. [1] S. seine bewegliche Klage Oeuvres, Ed. Tourneux-Assézat, VIII, 516.

128. [1] Lessing, »Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel«; »das Theater des Hrn. Diderot«. (Hempel'sche Ausgabe XI. I u. II.) *Danzel*, Lessing S. 289. 295. 296. *Erich Schmidt*, Lessing (Weidmann 1884) 277. 284—89. *Collé*, Journal intime I. 54. 55. II. 74 ff. 84. III, 325 a. a. O. Die witzigen Spottverse

Seite

146. [1] Vgl. *Ségur* (I, 93). (»Le duc de la Vallière n'eut jamais d'autre activité que celle de courtisan.«) Ségur theilt auch die blutigen Spottverse Lauraguais' gegen La Vallière mit, deren Schlusszeilen lauten:

Je ne veux que chasser, chanter, rire et boire
Ainsi que La Vallière en cet heureux séjour.
Quand on est riche et duc, et qu'on rampe à la cour,
On a toujours assez de gloire.

[2] *Voltaire*, Kehler Ausgabe, LXII, 497.

147. [1] Die beiden Freunde, so schreibt Beaumarchais in einem ungedruckten Briefe, Pantin, 17. Oct. 1770 (British Museum, *Egerton Manuscripts*) sei den »Negozianten« zu Gefallen geschrieben worden *et en général pour honorer les gens du tiers-état.*

150. [1] *Théâtre complet* III, S. 10 (La folle journée, préface).

[2] S. die Mémoires secrets vom 20. Jan. u. 5. Febr. 1770 u. Grimm Correspondance littéraire vom 15. I. 1770.

151. [1] *L'abbé Galiani,* Correspondance, Edition Percy-Maugras, Paris, Calmann Lévy, 1881. II, 158. 179. 180. Vgl. auch sein Urtheil über die »Eugenie« l. c. 161.

[2] Vgl. Beaumarchais' Brief an die Comédie française aus dem Jahre 1779; Revue rétrospective, VII, 441; wieder abgedruckt *Théâtre complet* I, 208. »Si l'état affreux des finances du royaume sous feu l'abbé Terray, d'écrasante mémoire et surtout si l'époque de la banqueroute frauduleuse du Janséniste Billard empêchèrent alors les Jansénistes du Parterre, les mécontents de la Bourse et les perdants de la banqueroute de goûter autant qu'on le devait un intérêt dramatique fondé sur la faillite inopinée d'un honnête homme, c'est qu'on imagine que je traduisais le malheur public au théâtre et que j'y jouais l'honnête pénitent de M. Grizel«.

[3] *Théâtre complet* I, 202, Note 1. La part que nous avons à cet enfant commun a cela de différent que je l'ai conçu avec plaisir dans le silence et qu'il y a tout à craindre que vous ne l'enfantiés avec douleur parmy les cris et le tapage. Beaumarch. an die com. franç. 20. Nov. 1769.

155. [1] Des drames et de leurs critiques. Oeuvres VII, 231 ff.

156. [1] So bezeugt ein unparteiischer Gewährsmann: Maupeou's begabtester Nothhelfer Le Brun, nachmals Duc de Plaisance: Les mémoires que Beaumarchais publia frappèrent de ridicule le parlement Maupeou; il fut perdu etc. *Mémoires sur le prince Le Brun, Duc de Plaisance* par M. Marie *du Mesnil.* Paris, 1828, p. 74.

[2] Mém. pour Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, J. G. Clousier, 16. Jan. 1775, S. 62.

157. [1] Marescot, Notice sur Beaumarchais XIII. »La correspondance inédite de Beaumarchais relative à l'exploitation des biens forestiers de Chinon fait partie de ma collection«. Nach dem Tode Mares-

Seite

cot's haben diese Briefschaften die wunderlichsten Schicksale gehabt: meine Bemühungen, von seiner Erbin die Einlösung seines Versprechens und damit Einsicht in diese Papiere zu erhalten, blieben erfolglos. In jüngster Zeit soll ein Theil dieser Beaumarchaisiana verkauft worden sein.

157. [2] Mém. pour C. d. B. 1775. S. 51.

[3] Réponse ingénue etc. (Oeuvres IV, 234. 241 ff. 252.)

158. [1] Rép. ing. l. c. 246.

[2] Le Tartare à la légion (Oeuvres IV, 332).

[3] S. compte définitif entre MM. de Duverney et Caron de Beaumarchais (Oeuvres IV, 145—150).

159. [1] Réponse ingénue (Oeuvres IV, 219. 254).

[2] l. c. 248. 264 ff. S. a. Mém. pour P. A. C. de Beaumarchais contre le comte de la Blache 1772, S. 11.

[3] Duverney hatte seinem Neffen, dem vielberufenen Verschwender, Marquis de Brunoy, ein Bild des Königs und der Königin vermacht, das ihm von den hohen Herrschaften selbst als Geschenk gewidmet worden. La Blache interpretirte das Legat dahin, dass de Brunoy nur ein Anrecht auf die Porträts selbst, nicht aber auf die zugehörigen goldenen Kapseln und Rahmen habe und de Brunoy erhob in begreiflicher Entrüstung Klage, gestützt auf die testamentarische Bestimmung, dass ihm die Bilder in statu quo ausgefolgt werden sollen. l. c. 47 ff.

160. [1] Mém. pour P. A. C. de Beaumarchais contre La Blache 1772, S. 12. 13.

[2] Mémoire pour Madame de Goezmann, Lambert, 1773, S. 15. Gazette de la Haye du Vendredi 12 mars, No. 31 : »Le Comte de la Blache accuse M. de Beaumarchais d'avoir trompé M. Paris Duverney, d'avoir supposé même sa signature et d'avoir escroqué par ce moyen une somme considérable : cette affaire qui avait déjà occupé les tribunaux se plaide actuellement avec beaucoup de chaleur au Parlement et il est à craindre pour le sieur de Beaumarchais que ces deux aventures (Chaulnes und La Blache) ne renouvellent d'anciens reproches qu'on lui a faits d'être *devenu veuf trois (!) fois* si subitement et si à propos pour l'arrangement de sa fortune et qu'on ne cherche à éclairer sa conduite sur tous ces objets«.

161. [1] Addition au supplément du mém. pour P. A. C. de Beaumarchais 1773. S. 63—70.

[2] Mém. pour Madame Goezmann 5. 6. Pièces du mém. de Mad. Goezmann No. II. Dispositif de la sentence des Requêtes de l'Hôtel du 22 février 1772.

[3] Der Ausdruck rührt von Gudin her; vgl. Avertissement de l'éditeur zu Beaumarchais' Compte rendu, Oeuvres VI, S. VI. S. a. Laharpe, Cours de litt. XVIII, 4 ff.

Seite

162. [1] 1762 wurde die Opéra comique mit der Comédie italienne verschmolzen.

[2] Piron, Mariage de Momus.

[3] Cours de littérature, t. XVIII, 1—199: bis zur Stunde noch immer die beste kritische Würdigung der opéra comique. Vgl. a. Paul de Saint Victor: Les deux masques III. Paris, Lévy, 1883. Chap. VIII—X.

163. [1] Anm. zu Rameau's Neffen, Piron, Hempel'sche Ausgabe, XXXI, S. 131. Vie de Piron (Oeuvres I,53—58). Sainte-Beuve N. L. VII, 415 ist nicht ganz gerecht gegen Piron's Farcen: aber es ist kein kleines Lob, das er mit dem Satz ausspricht: cela ressemble aux farces et aux moralités du temps de Gringoire.

164. [1] Nicht besser, als mit den Worten Gottfried Keller's über die potentielle Bedeutung der Wiener und Berliner Posse wusste ich das in der Sache vollständig übereinstimmende Wesen des *Théâtre de la foire* zu kennzeichnen.

165. Vgl. Laharpe, Cours de Litt. XVIII, 328 ff. u. Léon Fontaine: Le théâtre et la philosophie au XVIII[e] siècle. Paris, Cerf. S. 129 ff.

[2] Mém. pour servir à l'histoire des spectacles de la Foire, par un acteur forain, Paris, Briasson, 1743. Histoire du théâtre de l'opéra comique, Paris, Lacombe, 1769, 2 Bde. Favart, Mém. et correspondance, Paris, 1808. Vgl. a. die Mémoires von Jean Monnet, Paris 1772. Die neueren Arbeiten von Bonnassies, Campardon, Heulhard sind fast durchwegs nur Compilationen.

167. [1] Collé, Journ. int. II, 37. [2] l. c. III, 245.

168. [1] l. c. II, 331. 332. [2] l. c. Bd. I, S. X.

169. [1] J'ai joué Montauciel à Madrid en société. Le Barbier de Séville, Var. XXX, Théâtre compl. II, 176. Vgl. a. Loménie I, 149.

170. [1] Variantes du Barbier de Séville. Théâtre complet II, S. 189. Var. XC. Gudin (Oeuvres VII, 229 ff.) Lauzun, Bibl. d. Mém. 37 ff. 41.

[2] In Deutschland wurde der »Barbier von Sevilla« im vorigen Jahrhundert meist als Operette aufgeführt. Vgl. Der Barbier von Sevilla. Leipzig, Dyk, 1784, Vorbericht. Noch in der späteren, für das *théâtre français* bearbeiteten Form hat die Komödie die Eierschalen des Vaudeville nicht völlig abgestreift. Figaro's Entrée (I, 2), die Couplets des Grafen (I, 6), das Trinklied Almaviva's (II, 13), Rosinens Ariette (III, 4), selbst Bartolo's zotiger Gassenhauer zeugen bis zur Stunde für den von Beaumarchais selbst wiederholt, noch in der Buchausgabe nachdrücklich gewahrten Genre des Singspiels (Théâtre complet II, 116, Note 1). Die Varianten LVIII, LXVIII, insbesondere aber XC sind Einlagen im Stil der echten burlesken Opéra comique.

171. Zeile 9 v. o. *behende* statt bekannte.

Seite

173. [1] d'Heilly: Théâtre complet II, XLIII weist auf einige der von Beaumarchais beliebten Entlehnungen und auf ein gleichnamiges Stück aus dem Jahre 1692 hin. In der Histoire du Théâtre de l'Opéra comique finde ich zwei einactige, nach der Inhaltsangabe zu schliessen, sehr witzige Vaudevilles verzeichnet: La précaution inutile (28. VI. 1735) und Les précautions inutiles (23. VII. 1761). l. c. II, 469. 470. Die Verfasser sind Gallet und Richard. Im Text, Zeile 11, statt 1777 zu lesen 1773.

[2] S. o. S. 28. Senac de Meilhan, Portraits et caractères, La Duchesse de Chaulnes (Paris, Dentu, 1813, S. 7ff. 92). Goncourt, Portraits intimes. Charpentier, 1878, S. 197 ff.

174. [1] Grimm, Corr. litt. Fleury, Mémoires: bekanntlich nur eine — übrigens geschickte — Compilation. (Bruxelles 1835.)

[2] Goncourt: La femme au XVIIIe siècle. S. 19 a. a. O.

175. [1] Abgedr. bei Loménie I, 255—257 passim.

176. [1] Kannibalische Gelüste gehörten offenbar zu dem Bestand der Racheschwüre jener Zeit. Sie berühren uns eigenthümlich genug in der ersten Fassung des »Clavigo«. Der junge Goethe III, 428: »Meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleische, meinen Gaumen nach seinem Blute etc.«

[2] Nicht blos die *utilité*, wie der Barbier von Sevilla meint, »rapproche bientôt les distances!« A. I, Sc. 4.

177. [1] Gudin's Bericht abgedruckt bei Loménie II, 258—260.

178. [1] Am 17. October 1777 war auch Beaumarchais' Söhnchen Pierre Augustin, noch nicht vier Jahre alt, seiner Mutter ins Grab gefolgt. S. Jal s. v. Beaumarchais.

182. [1] Beaumarchais' Bericht an den Pariser Polizeilieutenant und das Tribunal der Marschälle von Frankreich, abgedruckt bei Loménie I, 261—267.

183. [1] Anders in der Aussage des Herzogs. S. S. 183. 184.

[2] Gudin, Hist. de Beaumarchais.

[3] Oeuvres, VI. A Nos seigneurs les maréchaux de France. 250-259.

[4] *Mercier*, Tableau de Paris (Ed. Desnoireterres, Paris, 1873). CVIII: Tribunal des maréchaux de France. »Aus der Geschichte erfährt man, dass sie eine souveraine inappellable Gerichtsbarkeit über Krieger und Adelige besassen. Späterhin befassten sie sich wesentlich mit Duell-Angelegenheiten. Der Doyen (Herzog von Richelieu) führt im Wappen rechts einen blanken Degen, links einen lilienübersäten Azurstab, von verschlungenen Händen gehalten«.

185. [1] Gudin, Oeuvres VI, 256. N.*) (Im Text ist irrthümlich Clairin statt Clairon gedruckt.)

187. [1] Réponse ingénue, Oeuvres IV, 283.

[2] *Flammermont*, Le chancelier Maupeou et les parlements, Paris, Picard, 1884, S. 286.

Seite

198. [1] Das Original mit der Orig.-Beil. Le Jay's in den Arch. nat. zu Paris l. c.

[2] Laharpe, Cours de litt. XIII, 137.

199. [1] Parlement: »cour souveraine composée d'ecclésiastiques et de laiques établie pour administrer la justice en dernier ressort au nom du roi en vertu de son autorité comme s'il y étoit présent.« Die 13 Parlamente waren (nach dem Zeitpunkt ihrer Einsetzung) Paris, Toul, Grénoble, Bordeaux, Dijon, Rouen, Aix, Rennes, Pau, Metz, Besançon, Douai, Nancy. *Guyot,* Rép. universel de jurisprudence 1784.

[2] Lettres persanes, Oeuvres, Ed. Hachette, III, 100.

[3] Das rühmt ihnen selbst ihr Widersacher Besenval nach. Mémoires, 188. 189.

[4] Prince de Ligne. Oeuvres, Paris 1827, IV, 158.

[5] Vie privée de Louis XV. Londres, Lyton, 1781, IV, 223. Prince de Ligne II, 414.

200. [1] Mém. de Mad. Du Hausset. Ed. Barrière-Didot 72. 118.

[2] Oeuvres inédites (Paris, 1808). Die Stimme des öffentlichen Gewissens kommt hier so furchtlos und vergeblich zu Worte, wie in der Vertheidigungsrede Malesherbes' für Ludwig XVI.

201. [1] Mémoire de Maupeou, abgedruckt bei Flammermont, 599ff. S. 632.

[2] Mémoires sur le prince Le Brun, Duc de Plaisance, 74—82.

202. [1] Mémoires sur le prince Le Brun 74. Mirabeau's Rede gegen das Parlament von Rennes. Oeuvres, Ed. Vermorel IV, 178—187.

[2] Tocqueville : Notes et pensées se rapportant à l'ouvrage l'ancien régime et la révolution. Oeuvres, VIII, 119. Michelet: Louis XV et Louis XVI. Histoire de France XVII, 176ff.

203. [1] Flammermont 369.

[2] Collé, Journal III, 306—310. S. a. Collé, Corresp. inédite, Paris, Plon, 1864. S. 78.

[3] Besenval, Mém. 192. Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich, I, 306. 327. Leipzig, Günther, 1877. — Geffroy, Gustave III et la cour de France, I, 110ff. 232. Paris, Didier, 2e édition, 1867. — La jeunesse de Mad. Epinay, 80ff. Paris, Lévy, 1882. Dernières années de Mad. Epinay, 418ff. ibid. 1883. — L'abbé F. Galiani, I, 371. Paris, Lévy, 1881. Edition Perey-Maugras.

[4] Journal historique de la révolution opérée dans la constitution de la monarchie françoise par M. de Maupeou, Londres 1774. 5 Bde. — Journal historique du rétablissement de la magistrature (6. u. 7. Bd. des Journ. hist.) Londres 1776; s. a. Flammermont 415—422.

204. [1] Dutens, Mém. d'un voyageur qui se repose T. II, Chap. 2. — Laharpe, cours de littérature, t. XIII, S. 164, Note 2.

Seite

188. [1] Brief an Gudin, Oeuvres, VI, 292. ... Mr. de Sor-
[2] Oeuvres VI. 258—263. ... de la corres-
[3] L'affreuse affaire de Mr. le duc de Char ...
moi un enchaînement de malheurs sar ...
tous est d'avoir encouru votre disgrâce ...
an La Vrillière (abgedr. bei Lom. ...

189. [1] Das Mém. von Mad. Goezm ...
wenn auch unwillig genug, d ...
sich bei Richtern und Parte ...

190. [1] Journal historique V. ... 3. 4. Quatrième mém. 15.
[2] So erzählt Beaum ... 30.
Aussage vom 25. Jun ... n. Mém. à consulter pour François-Thomas-
gefragt hätte, ob ... contre Pierre Augustin Caron (um das Adels-
habe. Arch. n ... ihn der rachedurstige Autor). Lambert. 1773.
[3] Nicht so ... Beaum. I. Mém. 25 ff.

192. [1] Abged ... Juni 1773 wurden Julie Beaumarchais und auch Mad.
No. IV. ... vernommen; die letztere erklärt, Le Jay auf der Stelle
[2] S ... Angebot der 100 Louis und der Uhr zurückgewiesen zu
17 ... Der Hausarzt der Lépine, Doctor Gardanne, von Geburt
... Provenzale, wie Dairolles, ein Mann, der vielfach in den Pro-
... eingreift und als Freiwerber von Mad. Roland in ihren Denk-
würdigkeiten (Bibliothèque nationale, III 180—189) meisterlich geschildert wird, hat gleich Madeleine Françoise Caron, Frau des Hofuhrmachers Lépine, sein Verhör am 26. Juni zu bestehen. An diesem Tag deponirt auch Le Jay, dass er nur aus Gefälligkeit für Madame Goezmann zur Ausstellung der falschen Erklärung sich verstanden habe. Am 1. Juli deponirt Beaumarchais' Schwager Miron (der Gatte »Tontons«), Advokat; am 2. Juli De la Chataigneraye, der ausdrücklich bestätigt, dass Beaumarchais nur mit grosser Entrüstung und äusserstem Widerstreben sich zu Geldopfern herbeiliess; auch habe er mit denselben nichts anderes, als die Gewährung von Audienzen bezweckt: *le Sieur de Beaumarchais étoit si présomptueux de son droit et de son éloquence*, dass er nur die Möglichkeit haben wollte, seine Sache selbst vertreten zu dürfen. An demselben Tag sagte endlich noch das 10½ Jahre alte Söhnchen Le Jay's aus (der Kleine hatte nämlich seinen Vater begleitet, als dieser der Goezmann die 15 Louis überbrachte), der Wächter Santerre und der Sekretär Claude de St. Simon. Archives nationales, Informations.

210. [1] Guyot: Répertoire universel et raisonné de jurisprudence civile, criminelle, canonique et bénéficiale de Paris 1784. Procédure extraordinaire: proc. crim.: réglement à l'extraordinaire le jugement qui ordonne que les témoins seront recolés et confrontés.

211. [1] Loménie I. 318. Brief an Argental vom 8. März 1775. Kehler Ausgabe, LXVIII. S. 30.

Seite

211. [2] Journal et mémoires III, 124. 231 etc.

[3] Voltaire an Florian, 3, I. 74. Kehler Ausgabe LXVII, 293.

[4] Mém. pour Mad. Goezmann S. 2 Note b.

[5] Guyot s. v. Mém. *Brunetière*, Nouvelles études critiques: La librairie sous Malesherbes. Littré, Dictionnaire s. v. Mémoire.

212. [1] Archives nationales X 2 B., 1400 Parlement criminel. Procès criminel 1771—74. Process gegen Archier und Genossen wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften gegen das Parlament Maupeou. Vgl. dazu auch Hardy, 6. I. 1772. Maupeouana, II. 238. 239. Das Journal historique, V, 148 verzeichnet die Strafe für den Hauptcolporteur: *acht* Jahre Verbannung nach einer 2 jährigen Untersuchungshaft.

[2] Brief an d'Alembert, Oeuvres LXX, 213.

[3] Barbier de Séville, Préface. Théâtre complet II. 10.

[4] Vgl. die interessante Probe der Censuren Gudins bei Fournier, Observations, 733. 734.

213. [1] Loménie I. 351—356.

[2] Bertrand d'Airolles, Supplément au mém. 1773. 13. Oui je l'ai lu, je l'ai écrit, je l'ai fait imprimer et je n'ai pas eu besoin de toute votre bande joyeuse pour en faire les corrections. 21. Croyez-vous que pour vous répondre j'aye bésoin de tous ces aides-de-camp, que vous rassembliez chez vous, des Gardannes etc. des tous témoins tous vos conseils et presque tous vos complices.

214. [1] Hardy (10. 13. 23. VII. 1773).

[2] Hardy, 13. VIII. Journal hist. 16. August 1773. IV. 290.

215. [1] Hardy erzählt unter dem 7., das Journal hist. unter dem 8. Sept., dass Beaumarchais' Mémoire in Paris Verbreitung finde und Aufsehen errege.

[2] Supplément S. 72.

[3] Die gleiche geschickte Taktik hält Beaumarchais während der Dauer des Processes — aber auch nur solange — dem Parlament Maupeou gegenüber fest. S. Suppl. 13, 14. Mém. 30: die captatio benevolentiae hält ihn jedoch nicht ab, a. a. O. der Mém. seinen wahren Gesinnungen Ausdruck zu geben.

216. [1] Mém. S. 6. Suppl. 6. Im Récollement vom 28. Aug. heisst es im echtesten Beaumarchais-Stil: »que lui répondant a bien fait mentir le proverbe de Madame Goezmann; car si elle l'a regardé comme poule, qu'elle voulait plumer, il a beaucoup crié pendant la cérémonie«. Arch. nat.

217. [1] 1 Mém. 14 ff.

218. [1] »Reflexions« l. c. 30—38.

221. [1] Hardy 17. Aug. B's. Mém. sei *supérieurement* écrit, compromettait furieusement le sieur de Goezmann et le sieur Marin auteur de la Gazette de France, dont on pensait qu'il pourrait

Seite

bientôt ou tard occasioner la ruine. Il avait le mérite de se faire lire de tout le monde. S. a. Journal hist. IV, 329. 336.

222. [1] Journal hist. IV, 336. 16. Sept. 1773.

[2] Cordier verzeichnet vierzig Nummern unter dem Schlagwort Affaire Goezmann: die meisten beziehen sich auf die Mémoires der Gegner Beaumarchais', die auch gegen seine Beiräthe, Julie, Gardanne etc. mit Streitschriften auftreten. Cordier's Angaben sind in keiner Weise erschöpfend: eine viel ausführlichere Aufzählung enthält das Original-Urtheil vom 26. Febr. 1774, abgedruckt in der Suite de la justification du Sieur de Beaumarchais, 1776, S. 1—14. Ich selbst besitze die meisten Gegen-Mémoires: die vollständigste Sammlung derselben fand ich in der Pariser Bibliothèque de l'Arsenal.

[3] Cours de littérature XIII, 165. Laharpe's Würdigung der Mémoires ist von keinem späteren Kritiker übertroffen, vielleicht nicht einmal erreicht worden.

223. [1] Mém. à consulter pour François Marin d'Arnaud, Lambert, 9. Oct. 1773. Unter dem 25. Oct. spricht das Journal hist. V, 32 ff. von einem Mémoire Marin's mit verdienter Geringschätzung.

224. [1] Einleitung zu den Observations pour Mr. Goezmann.

[2] Add. au suppl. S. 39.

[3] Laharpe 144. [4] 4. Mém. 50 ff.

[5] Die Consultation der Anwälte ist vom 17. Nov. datirt: Hardy spricht davon erst unter dem 21. XI., das Journal hist. schon unter dem 20. Nov. 1773. Die Confrontationen der Zeugen und Angeklagten im Process Beaumarchais-Goezmann befinden sich im Pariser Nationalarchiv. Fonds X[2], 13, No. 1338. Vgl. a. Musée des archives nationales publiée par la direction générale des archives nationales. Paris, Plon, 1872, No. 1013. Die näheren Angaben des Musée bekunden auffälliger Weise nur eine oberflächliche Kenntniss des Thatbestandes. So heisst es: »Mad. Goezmann s'engagea à tout restituer« und weiter: auf die Reclamation Beaumarchais' in Betreff der 15 L. habe man ihm erwidert: qu'ils avaient été remis au sécrétaire. — Zu den Formalitäten der Confrontationen gehörte es, dass nach Abnahme der Generalien des Zeugen der Richter den Angeklagten aufforderte: »de fournir sur le champ de reproches contre le témoin si aucuns il a, si non qu'il n'y sera plus reçu après que la lecture lui aura été faite des dépositions du témoin en leur entier suivant l'ordonnance.«

226. [1] Suppl. S. 5—7.

[1] Gilbert, Première satire: le XVIII[e] siècle, 1775.

227. [1] Die Confrontation der beiden Frauen beginnt aktenmässig damit, dass die Goezmann die Le Jay »reproche comme la femme d'un homme qui est devenu son ennemi par rapport à la dénon-

Seite

ciation de Mr. Goezmann comme menteur ayant déposé le contraire de sa déclaration et comme calonmiateur« und sie schliesst damit, dass die Parlamentsräthin das letzte Wort behält: in Betreff der 15 Louis erklärt die Goezmann, »qu'elle se réserve de s'en expliquer avec Le Jay qui seul sait la vérité.« Auch verschweigt B., dass die Le Jay auf Befragen der Angeklagten zugibt, Beaumarchais ein »Ungeheuer« genannt zu haben, »parceque le Sieur Beaumarchais redemandait 15 Louis qu'il étoit convenu de perdre etc.« Kurz Beaumarchais verfährt durchwegs als gewandter Sachwalter, der die Thatsachen oft auf Kosten der Wahrheit für sein Plaidoyer so vortheilhaft als möglich darstellt. Arch. nat. l. c. Confr. vom 8. Sept. 1773 ff.

[2] Suppl. 13 a. a. O.

228. [1] Man vergleiche diese treffende Kritik des überpedantischen, in Formalismus erstarrten Gerichtsverfahrens mit Beaumarchais' Glossen zu der gesetzlich geduldeten Sportelwirthschaft der Gerichtssecretäre (1. Mém. 34 ff.) und damit o. S. 192.

[2] In den Akten heisst es 30 ans ou environ; die femme Le Jay bekennt sich selbst zu 44: da nun der Buchhändler Le Jay nur 40 Jahre alt war, konnte der Verdacht galanter Beziehungen zwischen ihm und der Goezmann bei ihrem regen Verkehr leicht aufkommen.

229. [1] Quatrième mém. 13—15. [2] Beaum. Add. au supplém. 29.

[3] Addition au mém. de Mad. Goezmann S. 10. In der Note remise par Mr. de Goezmann heisst es N. 1.: Mad. Goezmann est retirée au couvent du S. Sacrement de la rue St. Louis: allerdings ein Aufenthaltsort, der in nächster Nähe von Goezmann's Wohnung war. S. a. Beaumarchais Suppl. à l'add. S. 28.

230. [1] Suppl. S. 16 ff. 23.

231. [1] Suppl. 19. [2] Suppl. 27—61.

[3] Unter dem 24. Juli 1773 sagt ein Infanterieoberst, der Ludwigsritter Sauvigny, aus: er wäre vor ungefähr 4 Wochen in der comédie française bei der Tragödie Andromaque in den secondes loges gewesen: dicht neben ihm hätten zwei Herren, angeblich aus Nantes, gesessen, die von der Sache Goezmann und Beaumarchais lebhaft sprachen und sehr übel von dem Parlamentsrath redeten; der Officier wies seine Sitznachbarn zurecht mit den Worten: »Ich kenne Herrn Goezmann nicht: doch halte ich ihn für einen sehr ehrenwerthen Mann: etc.« Aber der Herr Oberst irrte gewaltig, wenn er zum Schluss meinte: »Derlei Gerüchte würden bald verstummen, schon desshalb, weil der Ruf der Person, die dazu Anlass gäbe (Beaumarchais), *ne fleuroit pas comme baume*«. Arch. nat. l. c. Informations.

232. [1] Suppl. S. 57. 58. [2] Mém. de Mad. Goezmann, p. 23.

233. [1] Suppl. 51. 52. [2] Suppl. 52. [3] Suppl. 57.

Seite

234. [1] Hardy, 28. Déc. 1773. Journal hist. V, 110. 126. (1. und 17. I. 1774.)

[2] Journal hist. V, 111. [3] Hardy, 22. Nov. 1773.

235. [1] Hardy, 26. XI. 1773.

[2] Die Gegner Beaumarchais' glaubten ihm mit der Unterschlagung seines Adelsprädikates ein Leides anzuthun.

[3] Beaum. Add. au suppl. 8.

[4] Pièces du mém. de Mad. Goezmann, No. VI, IX.

236. [1] Mém. pour Mad. Goezmann 39. 40. Mémoires du Duc de Sully, Tome I, livre 9.

[2] Laharpe, Cours de litt. XIII, 143.

[3] Hardy 14., 16. und 22. Déc. 1773 erzählt ausserdem, dass der Präsident Beaumarchais selbst zu sich beschieden und aufgefordert habe, sein neues Mémoire nicht zu veröffentlichen, ein Ansinnen, das er entschieden zurückwies mit unverhohlener Überraschung darüber, dass ein erster Parlamentspräsident einem Bürger die Mittel zu seiner Vertheidigung nehmen wolle. Die Geschichte klingt nicht sehr glaubhaft. Beaumarchais rühmt den Präsidenten unablässig in seinem Mémoire: zudem soll Sauvigny ihn dermaßen gefürchtet haben, dass er im Privatgespräch ihm gegenüber nur einmal den Mund öffnete. »Le Sieur de Beaumarchais est allé depuis peu chez le premier président du nouveau tribunal: Monseigneur, lui a-t-il dit, je viens vous rendre mes hommages et solliciter votre justice. Ce Magistrat n'a rien rèpondu: le client a récommencé croyant s'être mal expliqué. Monsieur, lui a dit M. de Sauvigny, vous avez beau me parler, vous ne tirerez rien de moi, car vous mettez dans vos mémoires tout ce qu'on vous dit.« Journal hist. V, 79.

237. [1] Add. au suppl. S. 74

[2] Hardy, 23. Déc. 1773 theilt Pariser Spottbriefe mit, in denen es heisst: warum schuf Gott nicht Adam mit Goezmann's Kopf: par toi, divin G., le monde serait sauvé etc.

[3] Hardy 23. Déc. Journal hist. V, 99.

[4] Hardy, Ende December.

238. [1] Hardy, 26. Déc. 1773. On regardoit avec raison les trois mémoires du sieur de Beaumarchais comme un morceau de littérature qui méritoit d'être conservé non seulement dans le cabinet des gens de gout mais même dans toutes les bibliothèques publiques. S. a. Collé, Journal III, 124, N. 1. Qu'on lise ses mém. dans son affaire avec Goezmann; c'est là qu'on trouvera de l'esprit, du génie et des modèles de tous les différents genres d'éloquence. J'ai barbouillé quelque chose là dessus que j'ai mis à la tête de ces mémoires *que j'ai fait relier*.

[2] Bertrand Dairolles, Supplém. au mém. 2. Vous avez artificieusement distribué votre mémoire le jour du jugement, pour me mettre dans l'impossibilité de vous répondre.

Seite

238. [3] Journal hist. V, 79.

[1] Laharpe, Cours de litt. XIII, 148. 162.

240. [2] Bertrand d'Airolles, Suppl. au mém. S. 21. Vous dites que c'est le sieur Marin qui a fait prêter à votre soeur le propos que vos *Mémoires serviroient de suite à la* . . . . Non, Monsieur, le sieur Marin n'a pas eu plus de part à cette vérité que je vous ai dite qu'à toutes les autres etc.

[3] Suppl. à l'add. 3—5.

241. [1] l. c. 7 ff.

242. [1] Confessions, Partie I, livre III.

243. [1] Auf gut Glück seien zu diesem Capitel einige bezeichnende Schlagsätze aus den Zeugnissen der Zeitgenossen herausgegriffen. Quesnay erklärt, dass Niemand am Hof so angesehen sei, wie Paris Montmartel, weil er am meisten von der »toute puissante poudre de prelinpinpin« habe. Anonyme Vorstellungen bemerken dem König: »l'esprit patriotique soutenait les anciens états et unissait toutes les classes pour le salut d'un pays: l'argent en tient lieu dans ce temps, il est devenu le moteur universel. L'argent de finance infecte toutes les parties et domine à la cour, tout devient alors vénal et tous les rangs se confondent (Mém. de Mad. du Hausset 57. 58. 95). Der Neffe Rameau's erklärt: es gibt kein Vaterland mehr; von einem Pol zum andern seh' ich nur Tyrannen und Sklaven; man mag sich stellen, wie man will, man entehrt sich, wenn man nicht reich ist. Gold ist Alles und das Übrige ohne Gold ist nichts; sobald ich einen Louisd'or besitze, stelle ich mich vor meinen Knaben hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld (Hempel'sche Ausgabe, Goethe XXXI, 48. 88). »C'étoit connoître un siècle dont le devise pourroit être : laissons là les parchemins : nous parlerons un autre jour de vos vertus; montrez moi de l'or.« Tilly, Mémoires 415. Es wäre leicht, diese Citate zu vermehren und eine förmliche Anthologie der Art zu geben. In unserem Jahrhundert nehmen die Moralisten schroff gegen den Geldadel Stellung. So insbesondere Emile Augier in Ceinture dorée.

244. [1] S. Beilage No. V. [2] Suppl. à l'add. 12. 34.

246. [1] Sämmtliche Beaumarchais-Ausgaben lassen nach Gudin's Muster die den Original-Editionen beigefügten *Consultations* der Advokaten weg; auch diese Gutachten, Meisterstücke klaren Resumirens, rühren aber von Beaumarchais selbst her und ihr Lob habe ich nach Laharpe l. c. 148. 149 nicht mehr zu wiederholen.

[2] Es ist, als ob Susanne bei den schwersten Insulten Marcellinens nie vergisst, regelrecht immer tiefer ihre Reverenz zu machen. La folle journée I, 5.

Seite

247. [1] Add. au suppl. 29 ff. Über Baculard selbst s. Monselet, Les oubliés et les dédaignés, Paris, 1864, 305—15; ferner die Anm. Goethe's zu »Rameau's Neffe«.

248. [1] Julie Caron führte das Prädikat ihres Bruders. S. o. S. 3. 6.

[2] Sat. I, 56 ff.

[3] Die Redensart mit den »vier vollen Seiten weiterer etc.« hat eingeschlagen, nirgends lebhafter als bei Beaumarchais selbst; sie kehrt in der Réponse ingénue, dem Tartare à la legion, der Vorrede zur Hochzeit des Figaro und vier vollen Seiten weiterer etc wieder.

[4] S. über diesen Zwischenfall den Brief des Autors von Paul und Virginie, Loménie I, 348. — Den Brief an Argental vom 25. Février 1774. 307.

249. [1] Kehler Ausgabe LXVII. Brief an Marin S. 50. 122. 129. 166. 195. 361. s. a. a.

[2] *Ant. Ricard,* une victime de Beaumarchais. Paris, Ed. Plon, 1885. Das einzig Gute in dem 16 Bogen starken Buch sind die Citate aus Beaumarchais, Voltaire, Lamartine, Brunetière etc.

[3] Marin war, in La Ciotat geboren, ein Südländer wie Bertrand: die Provenzalen stehen vielfach noch heute als Agenten im Ruf von Allerweltshelfern im Stil des grauen Männleins in Peter Schlemihl.

250. [1] Vgl. zu diesem Scherz mit den Namen: Suppl. 36, Note 2. Le sieur Bertrand dont il s'agit ici est le même qui n'a consenti à être désigné dans mon mémoire que sous le nom de d'Airolles etc. Über die Weiterungen zwischen Beaumarchais und Bertrand ausser den Mittheilungen Beaumarchais' (a. Quatrième Mém. 28. 29 ff.) Bertrand d'Airolles selbst: Addition au mém., Lambert 1774, 3. 4. 16. 20. 21.

[2] Eine Anspielung auf d'Airolles' militärische Vergangenheit. Supplém. au mém. du Sr. Bertrand d'Airolles, S. 19. Je dis à votre soeur que dans ma jeunesse j'avois servi dans les dragons que j'en avois deserté et que je craignois d'être reconnu, cette prison servant pour tous les dragons qui étoient en semestre.

251. [1] Suppl. à l'add. 42 ff.

[2] Quatrième mém. S. 22—29. D'Airolles (addit. au mém. 9) bemerkt mit unfreiwilliger Anerkennung seines Gegners dazu: »habile à forger des histoires il a dans l'instant fabriqué un Roman, dont il a établi la scène au milieu du Tribunal des Consuls.« Solche Stegreifkomödien ersinnt nicht Jedermann!

252. [1] Suppl. au mém. S. 4.

[2] Add. au Suppl. 55 ff.

[3] l. c. 59 ff.

[4] Observations pour Monsieur de Goezmann. Paris 1773. S. 36, N. 1.

Seite

253. [1] Quatrième mém. 46. 47. 50. Hardy 23. XII. Journal hist. V, 100.

254. [1] Eckermann II, 89: der Sachverhalt ist daselbst unrichtig erzählt: in der Beurtheilung des Wesens unseres Helden trifft Goethe jedoch auch hier den springenden Punkt.

[2] Garat, Mém. Paris 1821, II, 90 ff. Über den Wilkes-Enthusiasmus der Pariser vgl. Brissot, Bibl. des Mém. 51 ff.

[3] Journ. hist. 12. Janv. 1774.

[4] Journ. hist. V, 122. Loménie I, 346, N. 2. Brief Taconet's auteur et acteur du théâtre de Nicolet.

255. [1] Observations pour Mr. Goezmann 26—33. Ma confrontation avec le Sr. Caron.

256. [1] Observat. 61. Je me dispense de rendre compte de la confrontation de moi au sieur Caron : il faudroit peindre deux scènes également révoltantes l'une de *défaillance* et *de pusillanimité;* l'autre de hardiesse et d'insolence. Au reste j'ai écarté par deux articles de l'Ordonnance les éternelles interpellations du *verbeux acteur* de ces scènes, car c'est ainsi qu'il s'est qualifié lui-même à la confrontation. Piqué que l'attaque d'un homme armé de pied en cap rencontrât une défense aussi leste il est sorti du combat en disant qu'il me tenoit si bien investi de tous côtés par ses troupes légères qu'il trouveroit surement moyen de me tirer encore comme on dit *quelques coups de pistolet dans la poche.* Il me montra en même temps en portant ses deux mains l'une contre l'autre une espace vuide assez considérable qu'il pourroit disoit-il remplir avec les journaux qu'il s'est clandestinement procurés sur ma conduite depuis que mon existence est devenue intéressante pour lui etc. Observations pour Mr. de Goezmann 36, Note 1.

[2] Hardy 13 Février. Journ. hist. V, 127.

257. [1] Journ. hist. V, 169.

258. [1] Sainte-Beuve, C. L. VI, 222.

259. [1] Journal hist. V, 175. Hardy, 13. und 17. II. 1774.

[2] C. L. VI, 217. »A l'imitation de l'être suprême ils lisent dans mon cœur«. Supplément au mém. du Sr. Bertrand d'Airolles 18.

261. [1] S. den Brief La Blache's an Goezmann im Mém. pour Mad. Goezmann 27 ff.

263. [1] Technisch weist der Aufbau dieser Rede mit der Gliederung des *Mémoire sur l'Espagne* auffallende Verwandtschaft nach. S. o. S. 78—79.

264. [1] Abgedr. bei Loménie I, 44. 45.

265. [1] Marescot, Notice sur Beaumarchais S. XXXII.

[2] Laharpe XIII, 157, Note 1. widerlegt die Fabel, dass die Mémoires nicht von Beaumarchais selbst, sondern von dem Anwalt

Seite

Falconet herrühren; in Vergleich mit B.'s Processschriften seien einzig und allein die pathetischen Lally's zu setzen. (l. c. 152.) Rousseau hat das Märchen mit den Worten abgethan: Solche Mémoires schreibt man für keinen Andern.

[2] Hardy, 21. I. 1774.

266. [1] Hardy, 22. I. 1774. S. a. Beaumarchais' Brief an Pujos. Oeuvres VI, 387.

[2] Observations pour M. de Goezmann. Bertrand d'Airolles, Suppl. 24.

[3] Quatrième mém. S. 19.

[4] l. c. 3 ff. Der Vergleich zwischen Autoren und Frauen-Leben, zwischen den Süssigkeiten der Empfängniss und der Bitterkeit des Gebärens kehrt bei Beaumarchais bis zum Überdruss wieder. Vgl. die Vorrede zu »Eugénie«, dem »Barbier v. Sev.« und dem »tollen Tag«.

[5] in Molière's »Amphitryon«; sehr übereinstimmend damit die Stelle im Mém. gegen La Blache 1775, S. 310.

267. [1] Quatrième mém. 32–45.

268. [1] Quatrième mém. 31. 48. 50. Der volle Umschwung der Lage offenbart sich übrigens sinnfällig schon in dem Titel des 4. Mém. *contre* M. Goezmann etc. et réponse ingénue à leurs mémoires, gazettes, lettres courantes, cartels, injures et mille et une diffamations.

[2] Hardy 18 Février 1774.

[3] S. o. S. 204. Hardy 29. Janvier 1779.

269. [1] Archives nat. Auch in dieser giftigen Denunciation heisst es, Beaumarchais' *diffamations* seien »assaissonnées du sel de la méchanceté la plus hardie et la plus noire, partout débitées avec un ton d'audace qui révolte«. Sie rechnet ihm die Ausfälle gegen Nikolai, die Darstellung seiner Vernehmung vor den chambres assemblées als Verbrechen an: er gefalle sich mehr in der Rolle des Anklägers und Richters, als in der des Beschuldigten. »Le Sieur de Beaumarchais finit son mémoire par annoncer qu'il reserve un carnet tout plein pour continuer ses diffamations: on ne peut trop se presser d'en arrèter le cours et de tarir cette source impure en prenant les précautions nécessaires pour empêcher ce coupable d'éluder l'éxécution de votre arrêt«.

[2] Mém. gegen La Blache 1775. S. 77.

[3] Die Strafe des Verläumders war dazumal, an den Pranger gestellt, vom Henker gebrandmarkt und Landes verwiesen zu werden.

[4] Mém. gegen La Blache 77—79.

270. [1] l. c. S. 78.

271. [1] Arch. nat., Anträge des Gen.-Procur. Hardy 26. II. Journ. hist. V, 154. Bos: Les avocats aux conseils du roi. 300 ff.

Seite

271. [2] Brief von Delisle vom 23. März 1774. Kehler Ausgabe LXVII, 315.

[3] *Guyot,* Répertoire universel etc. 1784. *Admonition:* sorte de punition qui consiste dans une sorte de reprimande. *Celui qui subit cette peine n'est pas noté d'infamie. Blâme* dagegen ist ein Verweis nach der Formel: »vu le procès etc. nous ordonnons que le dit Pierre sera mandé à la chambre du conseil pour être *blâmé* etc. Le blâme est une *peine infâmante. Hors de cour* signifie qu'il n'y a pas assez de preuves pour asseoir une condamnation«.

272. [1] Requête du Sieur de Beaumarchais pour être renvoyé etc. S. 58. 59.

273. [1] S. Gudin's Nachwort zu den Mémoires, Oeuvres III, 487—492. Journal historique V, 199. 200. 203. 204.

[2] Voltaire schrieb an Florian: Beaumarchais a eu raison en tout et il a été condamné. L'arrêt ne réussit pas mieux à Paris qu'à Montpellier. Kehler Ausgabe LXVII, 318.

[3] Journ. hist. V, 212. [4] Journ. hist. V, 231.

[5] Hardy, 20. März. Journ. hist. V, 255. 256.

274. [1] Hardy, 8. Juli.

277. [1] Bibl. des Mém., Mad. du Hausset, S. 124.

278. [1] Campagnes du Sieur Caron de Beaumarchais en Angleterre pendant les années 1774—1775—1776. Gaillardet, S. 218—225. Fournier, Introduction XXIV.

281. [1] *Boutaric,* Correspondance secrète inédite de Louis XV. Paris, Plon, 1866, II, 356—361. Über Morande vgl. Brissot, Mémoires, 280 ff. *Robiquet* Théveneau de Morande. Paris, Quantin 1882.

282. [1] Boutaric II, 152. 169.

283. [1] Dumouriez, Mémoires, 1822, I, 238.

[2] Ich folge hier durchwegs Gudin, Hist. de Beaumarchais, ferner dem (undatirten, Ende Mai oder im Juni verfassten) Rechenschaftsbericht Beaumarchais' an Ludwig XVI. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

[3] Gaillardet 223.

284. [1] Archives des affaires étrangères, Angleterre, 1773 (502), 1774 (504. 505) Briefe d'Eons: als der Chevalier Morande Vorstellungen machte, antwortete er: »Que diable, je ne puis pas choisir un meilleur sujet pour en venir au but qui est l'argent. Voulez-vous que je fasse des romans ou des sermons, personne ne me lira«. Lauraguais war Beaumarchais' Beistand bei den Verhandlungen mit d'Eon: dieser ebenso geistvolle, als excentrische Schuldenmacher war nach der Lectüre der Mémoires im Process Goezmann ein unbedingter Beaumarchais-Enthusiast geworden: späterhin wurde er ein Todfeind des Dichters, der von seinen abenteuerlichen Finanzplänen nichts hören wollte. (Vgl. Fournier,

Seite

756.) Im October 1775 löste Beaumarchais Morande's Leibrente gegen ein Kapital ab. (Arch. des aff. étr., Angleterre 512.)

284. [2] Robicquet S. 74 ff.

285. [1] Oeuvres VI, 263—267. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarch.

[2] Eine Reihe der folgenden Briefe danke ich der gütigen Mittheilung des würdigen Sohnes von Loménie, Charles de Loménie.

[3] Oeuvres VI, 265.

[4] La calomnie! Et quel est le jour depuis 1774 où la calomnie s'est reposée autour de Marie Antoinette. *Goncourt,* Histoire de Marie Antoinette, Paris, Charpentier, 1878, S. 197 ff.

286. [1] Sartines erklärte späterhin ausdrücklich, dass die erste Mittheilung, in Betreff des anstössigen Pamphletes gegen Marie Antoinette, von Beaumarchais ausgegangen sei. Vgl. die Depesche Mercy's bei Arneth, 55.

287. [1] Oeuvres VI, 265. 266.

288. [1] Ich folge hier ausser Gudin's handschriftl. Biographie einem mir von Charles de Loménie mitgetheilten Brief. Vgl. o. S. 335 *. Marsollier's Stück verlangt und verdient keine weitere Besprechung: es ist abgedruckt in Band III seiner Oeuvres choisies, Paris 1825, unter dem Titel: »Beaumarchais à Madrid«.

[2] Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archiv.

292. [1] The private correspondence of David Garrick. London 1831. S. 609. Dieser Brief, sowie ein früherer (S. 559) in Betreff der Eugénie, ist den Beaumarchais-Biographen bisher entgangen.

[2] Oeuvres VI, 267—269.

[3] Wohl an Sartines: der Adressat in dem mir von Charles de Loménie mitgetheilten Briefe heisst Talia: offenbar ein Leihname.

293. [1] D'Eon bei Gaillardet: Semblable à un galérien il porte à son cou une chaine d'or, à laquelle est suspendue une petite boite contenant une petite commission secrète, large tout au plus d'un ou deux pouces, signées par Louis XVI. Avec ce *talisman* il se croit bien supérieur aux ministres du roi etc. S. 422. 423. Vgl. l. c. 258. 259. 302 ff.

294. [1] Arneth 67.

[2] Actum Neustadt an der Aysch, 14. August 1774, abgedruckt bei Arneth 65 ff.

296. [1] Actum Nürnberg 16. August 1774, bei Arneth S. 69 ff. Vgl. Beaumarchais' Brief, abgedruckt bei Arneth S. 16**). Vgl. Beaumarchais' Brief bei Arneth. S. 75 ff.

297. [1] Promemoria bei Arneth S. 94.

[2] Actum Nürnberg bei Arneth S. 74.

[3] Oeuvres VI, 269—300. In etwas anderer Redaction nach einer unter den Beaumarchais-Papieren der com. fr. aufbewahrten Fassung bei Fournier 756—764. Eine interessante Copie derselben besitzt auch das Wiener Archiv. Übersetzt bei Lewald, Beaumarchais, Stuttgart, 1839, 108—129.

Seite

306. [1] Théâtre complet I, 213. Loménie, Pièces just. I, 511.

308. [1] Gräffer, »Wiener Dosenstücke«: der Vater Gräffer's hatte für seinen Buchhandel den Gassenladen des Dreilauferhauses gemiethet, in welchem gelegentlich auch Kaiser Joseph vorsprach. (Gräffer, Kleine Wiener Mémoiren II, 36.) Schräg gegenüber im kleinen Michaelerhause war der freundliche Laden von Dejan, in welchem alle Pariser Novitäten, Voltaire's, Rousseau's, d'Alembert's und Beaumarchais' Schriften und Bilder ausgestellt und zu kaufen waren. l. c.

309. [1] Arneth, Beilage VI.

311. [1] Seillern's Bericht bei Arneth S. 19ff.

313. [1] *Arneth-Geffroy:* Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau. Paris, 1874. II, 230*).

[2] Beaumarchais en Allemagne par *Paul Huot.* Paris, 1869. Eine französische, verschärfte Redaction von Arneth's Studie.

316. [1] Der Autor des Avis spielt hier auf die anfängliche Gleichgültigkeit Ludwig's XVI. an. S. Goncourt, Histoire de Marie-Antoinette, S. 40ff. Paris. 1878.

319. [1] Vgl. Arneth, Beil. VII und VIII, 78—86.

320. [1] S. Beaumarchais' Brief an Seillern vom 24. August 1774 bei Arneth, Beilage X, S. 89ff. insbesondere 91.

[2] S. Beaumarchais' Erzählung abgedruckt bei Loménie I, 400.

[3] Abgedruckt bei Arneth, Beil. IX—XI, 86—92.

321. [1] Arneth, Beilage XIII, S. 92.

322. [1] Arneth-Geffroy, Corr. secr. entre Marie-Thérèse et le Comte de Mercy-Argenteau II, 224.

[2] Arneth, 67.

323. [1] Arneth-Geffroy l. c. Späterhin scheint sich Kaunitz der Ansicht Maria Theresia's angeschlossen zu haben. Arneth 50*).

[2] Arneth 47ff.

325. [1] Kaunitz' Bemerkungen bei Arneth S. 49*).

326. [1] Bibl. des Mém., Brissot 132ff. Robicquet 54ff.

[2] Goezmann wurde am 17. März 1774 schimpflich wegen Urkundenfälschung cassirt, nachdem er trotz wiederholter Mahnungen seiner Collegen nicht freiwillig seine Entlassung gab (Journ. hist. V, 236). In London setzte er sich als Revolverjournalist fest; vor Ausbruch der Revolution kehrte er nach Paris zurück; dort wandte er sich im tiefsten Elend an — Beaumarchais, der ihm mit grimmigem Hohn ein Almosen von — 15 Louis zuwandte. Unter der Schreckensherrschaft wurde Goezmann — an demselben Tage mit André Chenier — guillotinirt. Vgl. Huot, Goezmann et sa famille und seine gedruckten »Requêtes au Roi«.

327. [1] Brissot, 289ff. 295. 296ff.

[2] Das Buch, welches mit dem Untertitel: »Essai sur les progrès des arts et de l'esprit humain sous le règne de Louis XV.«

Seite

2 Bde., Deux-Ponts 1776, erschien, erregte Voltaire's Aufmerksamkeit. Oeuvres complètes, Kehler Ausg. LXVIII, 290. 349. 357.

330. [1] S. o. Note zu S. 134. [2] Arneth 44. 45.

331. [1] Vgl. Beaumarchais' Briefe bei Arneth, Beilage XV, XVI.

[2] Arneth, Beilage XVII.

[3] Beaumarchais' Bericht abgedruckt bei Loménie I, 400.

[4] Arneth, Beilage XVIII.

332. [1] Arneth-Geffroy l. c. II, 230. Arneth, S. 53 ff.

333. [1] Kaunitz' Depesche, bei Arneth 60*.

[2] Loménie I, 401. [3] Arneth 59*).

[4] Loménie I, 402. Arneth-Geffroy II, 235. 244.

334. [1] Mittheil. von Charles de Loménie.

[2] (im Text letzte Zeile v. u. irrig [1]) Loménie II, 343. Beaumarchais erklärte sich 1784 mit der Veröffentlichung von Friedel's Verwälschung des Goethe'schen »Clavigo« unter der Bedingung einverstanden, dass sein Name in denjenigen von — *Ronac* (!), der seines Schwagers Guilbert in Ilberto umgewandelt würde. Geradezu vandalisch wüthete er gegen Mozart's »Hochzeit des Figaro«: vgl. seinen Brief an die Pariser Opernsänger (Loménie, Pièces just. II, 585 und die Note zur *dritten* Ausgabe l. c. 457 [1]): darnach liess Beaumarchais Mozart's Oper sammt dem vollen Text seines Dialoges und allerlei Tänzen aufführen: in Folge dessen missfiel den übermüdeten Zuhörern sowohl die Musik, wie die Dichtung.

335. [1] Der junge Goethe. Leipzig, Hirzel 1875. III, 22.

336. [1] l. c. 31. [1] Was Lessing (Dramaturgie, Hempel, 193) der Favart'schen Umarbeitung einer Geschichte Marmontel's nach rühmt, trifft in ganz anderem Maße in unserem Falle zu.

[2] Dichtung und Wahrheit, Loeper, III, 72.

[3] Clavigo V, 1. [4] Der junge Goethe, III, 22.

[5] Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben etc. Clavigo 142.

[6] Clavigo III, 1. 151.

338. [1] Dichtung und Wahrheit, Loeper, I, 202 ff.

339. [1] Dichtung und Wahrheit, Loeper, III, 67. (Herder, Abbt, Klopstock etc.)

[2] Clavigo 135. 167.

[3] (Z. 4 v. u.) Ihr Name vielleicht auch als Nachklang aus dem Vicar of Wakefield anzusehen.

340. [1] Clavigo 146. 147. 153.

[2] Echt Lessingisch ist auch in der Scene, in der Clavigo die Erklärung gibt, die Dialogstelle: *B.:* »— Betrogen habe. Haben Sie's?« *C.:* »Mein Herr!« *B.:* »Haben Sie ein ander Wort dafür?« *C.:* »Ich dächte —« *B.:* »Betrogen habe. Was Sie *gethan* haben, können sie ja noch eher *schreiben*«. Clavigo 144.

[3] Schon Danzel (Gesammelte Aufsätze, herausgegeben von Otto

Seite

Jahn, Leipzig, Dyk, 1855) hat darauf hingewiesen, wie vollkommen Goethe die ausländischen Charaktere und Verhältnisse in ächt deutsche umgewandelt hat.

341. [1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Spemann'sche Ausgabe II, 385).

[2] Erich Schmidt gibt dem Plan seiner Arbeit gemäss in »Richardson, Rousseau und Goethe« nur den Stammbaum des »Werther«.

342. [1] Kaunitz' Depesche, bei Arneth 60*).

343. [1] Diese (mir von Charles de Loménie mitgetheilte) Denkschrift vom 15. October 1774 wurde der Darstellung in Cap. I und II vielfach zu Grunde gelegt. Louis de Loménie theilt I, 396–403 nur die zweite Hälfte des Mém. mit.

[2] Arneth-Geffroy, Correspondance etc. II, 240. 241. Arneth 60**.

[3] Chansonnier hist., Préface, XLVII ff., LXV, LXXIX, LXXX ff.

[4] Man muss die Urtheile von Patrioten, z. B. des Marquis d'Argenson, über den jungen Maurepas mit den Urtheilen Ségur's und der Campan über den greisen Mentor Ludwigs XVI. vergleichen: Alle kommen in derselben Verurtheilung dieses *ministre petit-maître* überein: »Maurepas fut le type le plus parfait au XVIII[e] siècle de cette espèce de frivolité et de ce méchant esprit dans un homme en place«. Sainte-Beuve, C. L. XII, 123. 503.

344. [1] Oeuvres VII, 189. Dort heisst es auch *), dass das Lied von einem Schauspieler vorgetragen wurde: die im Text gegebene Darstellung bei Gudin, Histoire de Beaum.

345. [1] Arneth-Geffroy, Corresp. II, 279. Vgl. a. Flammermont 572 ff.

[2] Oeuvres IV, 460. 463–471.

346. [1] S. Flammermont 592 ff., Droz I, 101–120.

[2] Percy-Maugras, L'abbé Galiani, II, 321 (Paris, 1881).

348. [1] Oeuvres VI, 301–311. Briefe an Sartines.

[2] Als zweites Stück gab man die Dancourt'sche Bearbeitung der Vendanges de Suresnes von Ryer. Vgl. Fournier: Le théâtre français au XVI[e] et XVII[e] siècle. Paris, Laplace, 319 ff.

349. [1] Théâtre complet II, XXVIII–XXXIII. Loménie I, 468.

352. [1] Théâtre complet III, Préface zur folle journée 11.

353. [1] Oeuvres VI, 261.

354. [1] Gudin, Hist. de Beaum.

355. [1] Auf die grundlegende neuere Arbeit von Boutaric: Corresp. secrète de Louis XV (2 Bde., Paris 1866) wurde bereits hingewiesen. Vgl. a. Broglie, Le secret du Roi. Paris, 2 Bde., 1879.

356. [1] Richelieu, Vie privée du Maréchal (Paris 1791, II, 312.)

357. [1] u. [2] »Schwarzer Fuchs« war das Schlagwort für den englischen Gesandten Williams; das »Sinken der Zobelpreise« sollte die Abnahme des Einflusses von Bestuscheff bedeuten etc. Gaillardet: Mémoires sur la chevalière d'Eon. Pièces justif. S. 376 ff.

358. [1] Le mariage de Figaro V, 3.

Seite

359. [1] Gaillardet 93 ff. 105 ff. [2] Gaillardet 125. 126.

360. [1] Gaillardet 128.

361. [1] l. c. 172. 174.

362. [1] Boutaric I, 122. 316. [2] Gaillardet 182.

364. [1] Späterhin lautet freilich sein Urtheil über diesen *libertin*, den er ein »Trüffelschwein« nennt, grundverschieden. *Campagnes* etc. bei Gaillardet 224 ff.

365. [1] Bibl. des Mém., Mad. Campan. 152. Dutens, Mém. d'un voyageur qui se repose. Unter den Diplomaten war kaum ein Zweifel, dass d'Eon männlichen Geschlechtes.

[2] Loménie I, 416. 417. Broglie, Le secret du roi, II, 564 ff.

[3] Arch. des aff. étr. 1775 ff. Brit. Mus. Pièces relatives au Chev. d'Eon et à Mr. Caron de Beaumarchais (1778—1789). Eg. Mpts. 11. 341. Com. fr., Beaum., Bd. VI.

[4] (Z. 6 v. u.) Gaillardet 225. 294. 425.

366. [1] (Z. 13 v. u.) D'Eon übte das Amt eines kgl. Censors nicht ohne Witz, so schrieb er nach der Lectüre eines Marmontel'schen Buches: »Ich habe dies Werk gelesen und gar nichts Bemerkenswerthes daran gefunden«.

369. [1] Gudin, Hist. de Beaumarchais, abgedruckt bei Loménie I, 417. 418. »J'ignorais encore ses relations avec Beaumarchais«.

370. [1] Gaillardet 256.

371. [1] Gaillardet 258. 259. 302. 308. 420 ff.

375. [1] Oeuvres V, 24. 25. 73. 91. *Flassan*, Histoire de la diplomatie française VI, 164. Paris, 1809. *Paris, Versailles et les Provinces* III, 198 ff.

376. [1] Oeuvres V, 73 *); Loménie meint dagegen: nur die Rücksicht auf einen Rechtsstreit, der von Beaumarchais' Erben gegen die amerikanische Regierung geführt wurde, habe die Familie bewogen, aus der Gesammtausgabe Alles auszuscheiden, was der gegnerischen Processpartei als verfängliches Beweismittel dienen könnte: ein Argument, das Niemandem recht einleuchten wird, der da weiss, wie wenig Beaumarchais seinen Vortheil in Geldfragen ausser Acht liess.

377. [1] De Ligne, Oeuvres IV (Paris, 1827).

378. [1] Arch. des aff. étrang. Angleterre 522. 30. März 1777. Auch bei *Bancroft*, History of the United States, Boston, 1876. V, 526.

[2] Oeuvres V, 88. 89. Gudin, Hist. de Beaum. Bibl. des mém. Ségur I, 76. Flassan VI, 143 ff. Ausser Bancroft und Laboulaye (Hist. des états-unis, 3 vol., Hachette) vgl. a. *Lecky*, Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. (Deutsche Ausgabe, Heidelberg, 1882—1884) Bd. III, 284 ff. Bd. IV, 42 ff.

[3] Bibl. des mém. XXXII, Brissot 302.

379. [1] Vgl. die Charakteristik Wilkes', geschöpft aus autobiographischen, handschriftlichen Aufzeichnungen bei Lecky III, 135 ff.

Seite

380. [1] Brissot nennt den Courrier sogar »peut-être *le seul monument*, qu'on devra consulter etc.« l. c. 286.

381. [1] Das war nicht blos Beaumarchais' Ansicht; noch drei Jahre später schrieb John Adams aus Paris: »König und Königin sind hier sehr beliebt. Auf der andern Seite des Kanals sitzt dagegen ein König, der auf dem besten Wege ist, für die Nation der Gegenstand ganz anderer Gefühle zu werden, vielleicht schon geworden ist«. Lecky IV, 53.

382. [1] Abgedr. bei Loménie II, 92—96.

383. [1] Gudin, Hist. de Beaumarchais. Arch. des aff. étrang. Angleterre 513 (24. Sept. 1775).

384. [1] Abgedr. bei Loménie I, 430. 431. [2] Gaillardet 337.

385. [1] Arch. des aff. étrang. 1. Jan. 1776. Angleterre 514; abgedr. bei Lom. II, 99—106.

386. [1] Arch. des aff. étrang. Angleterre 515. 16. Jan., 8. März 1776.
[2] Die Depesche, an welcher Beaumarchais volle 8 Stunden geschrieben haben will, bei Gaillardet 333—339. Arch. des aff. étrang. 16. April 1776. Angleterre 515.

388. [1] Gaillardet 341. [2] Gaillardet 346. 349. [3] l. c. 344.
[4] Oeuvres VII, 157—164.

390. [1] Gaillardet 351.
[2] Arch. des aff. étrang, 17. und 24. Mai 1776 (Angleterre).

391. [1] Lecky IV, 46. Flassan VI, 14. 43 [3].
[2] Requête à la commune. Oeuvres V, 89.

393. [1] Beaumarchais kommt auf diese Frage wiederholt zurück. Vgl. u. a. Oeuvres VI. 376.
[2] Requête à Nosseigneurs de Parlement. Oeuvres III, 494. 495. Gaillardet 357.

394. [1] Gudin, Hist. de Beaum. Arch, des aff. étrang. Angleterre 517 (3. Juli 1776).

395. [1] Madame Guilbert und Marie Louise? (S. o. S. 72 *)

396. [1] Arch. des aff. étrang. Angleterre 13. Juli 1776. Bei Loménie II, 120. 121.
[2] Lecky IV, 46. [3] Abgedr. bei Loménie II, 126—129. 130.

399. [1] Loménie I. 444. 445.

400. [1] Vgl. Oeuvres III, 492ff., VI, 312. Arch. des aff. étrang. 5. Sept. 1776. Angleterre 518. Cordier, No. 339.

402. [1] Loménie, Pièces just. II, 15. Une note sur la caisse d'escompte. *Arch. des aff. étrang. Com. franç. Alcala de Henares.* (Die Mittheilung seiner Denkschriften aus dem Jahre 1776 würde allein einen ansehnlichen Band füllen.)

403. [1] *Arch. des aff. étr.* Angleterre 518 (9. bis 25. Sept. 1776).
[2] *Arch. des aff. étr.* l. c. 12. Nov. 1776.
[3] *Arch. des aff. étr.* l. c. 2., 9., 16. Dec. 1776.

405. [1] Arch. des aff. étr. l. c. 2., 9. Dec. 1776. Loménie II, 136.

Seite

406. [1] Arch. des aff. étr. Angleterre, Februar, März 1777. 520. 522. Oeuvres V, 24—28. Lecky IV, 54. Beil. I (III, 13—15).

[2] Arch. des aff. étr. l. c. 512 (No. 5).

[3] l. c. I, II, 77.

407. [1] l. c. Espagne 551. 13. April 1777. Aranda an Vergennes: Hier s'est présenté chez moi Mr. de Beaumarchais : je l'ai laissé parler tant qu'il a voulu; m'a dit que dans l'aprèsdîné (sic!) il passeroit à Versailles et j'espère qu'il se sera plaint plutôt de mon silence que de ma franchise etc.

[2] l. c. 15. April. 2. Juni, 1. Juli 1777. S. a. Loménie II. 145.

[3] Laharpe, Cours de littérature XIII, 127. 128. Bibl. des mém. Tilly 366. 367.

408. [1] Sein 1767 gedrucktes (Erstlings?) Werk: Lothar II. oder Frankreich im Interdict wurde 1768 in Rom öffentlich verbrannt. Anno 1800 wurde das Stück angeblich »in der Druckerei des Vaticans« aufgelegt. Über die *Conquête de Naples* und alle sonstigen historischen Schriften Gudin's s. Grimm (Corr. litt. Ed. Tourneux, Registerband s. v. Gudin). S. über die *Mânes* o. Buch IV, Cap. II.

[2] Beaumarchais preist besonders Gudin's (ungedruckte) Geschichte Frankreichs in 35 Bänden, die ihm als Historiker einen Ehrenplatz gleich nach Voltaire und Robertson sichere. P. A. Caron de Beaumarchais aux électeurs ses collègues (Cordier No. 458).

411. [1] Flassan l. c. 150—159. Beaumarchais' Mémoires an Vergennes, Arch. des aff. étrang. 526 (December 1777 bis Februar 1778) sind publizistische Meisterstücke, die in einer Gesammtausgabe seiner Schriften nicht fehlen sollten.

[2] Gaillardet 299 ff.

412. [1] Hist. de Beaumarchais.

413. [1] Rousseau's Wesen war Beaumarchais übrigens, sehr begreiflicherweise, fremdartig und widerwärtig. Vgl. sein Urtheil über die *Confessions*, Loménie II. Pièces just. No. 26, S. 587.

[2] Oeuvres IV, 290—293. [3] Oeuvres IV, Avertissement 1—14.

414. [1] Oeuvres IV, 160. 161. etc. 243.

[2] Oeuvres IV, 312 ff., l. c. 367.

416. [1] Oeuvres IV, 388—396. Lettre aux gazetiers. Gudin, Hist. de Beaumarchais. *Kreyssig*, Studien und Charakteristiken, Berlin. A. Hofmann & Cie., 1882, Beaumarchais 277. Kreyssig's Irrthum wurde wohl durch eine Prahlerei der Requête à la commune verschuldet. Oeuvres V, 76.

[2] Arch. des aff. étr. 3. Oct. 1778. Angleterre 530.

417. [1] Gudin, Hist. de Beaumarchais, theilweise abgedruckt bei Loménie II, 70. 71.

418. [1] Vgl. die einlässliche Schilderung von Beaumarchais' Weiterungen mit Stormont Oeuvres V, 25—45.

Seite

418. [2] l. c. 38—41.

419. [1] Loménie II, 164. Oeuvres V, 89.

420. [1] Flassan l. c. VI, 164. [2] Oeuvres V, 1—50.
[3] Observ. 7—15. Vgl. damit Lecky III, 283. 284.

421. [1] Arch. des aff. étrang. Angleterre 532. Nov.-Dec. 1779.

422. [1] Prospectus der Voltaire-Ausgabe (Mém. secr. 31. Jan. und 17. Febr. 1780). Handschriftlich auch im Fascikel I der Beaumarchais-Papiere im grossherz. bad. Landesarchiv. Dazu Brief Beaumarchais' an den Markgrafen von Baden, Paris, 30. August 1785. Fasc. I.

423. [1] So Beuchot, Préface générale seiner Voltaire-Ausgabe, abgedruckt in der Edition Moland, I, S. XVIII ff.

424. [1] Im September 1786 schreibt Beaumarchais an den Abbé Calonne: J'ai la preuve en main que c'est d'accord *avec les ministres du roi,* que j'ai commencé cette grande et ruineuse affaire etc. Loménie II, 232.

[2] Brissot nennt ihn wohl zu abschätzig einen *Turcaret littéraire;* vgl. über ihn auch die Mém. von Garat I, 269—277. Paris 1821.

425. [1] Vgl. den Briefwechsel von Katharina mit Grimm (Sbornik imperatorskawo ruskawo istoritscheskawo obschtschestwa Tom. 23, 1878) S. 105. 106. 140.

426. [1] Rétif de la Bretonne, Monsieur Nicolas, 1797, Tome X, 11me partie, 3185 ff.

427. [1] Gesuch vom 18. August 1779 (Grossherz. bad. Landesarchiv, Beaumarchais-Papiere Fasc. I).

[2] Extractus Geh. Raths-Protokolli vom 19. und 26. Aug. 1779 (l. c. Fasc. I).

428. [1] Denkschrift vom 6. Sept. 1779. l. c. Fasc. I.

[2] S. A. S. laisse aux cours imp. et de France et à la com. imp. la libre faculté de trouver à redire ou à entreprendre à leur gré contre cet établissement etc. Cette situation entièrement précaire est absolument exclusive de tout établissement solide et une compagnie de gens sensés ne peut se proposer d'en former aucun sous de pareils auspices. Eingabe Le Tellier's vom 14. Sept. l. c. Fasc. I.

429. [1] Eingabe Le Tellier's vom 16. Febr. 1780 (ibid.) Geh. R.Prot. vom 17. Febr. ibid.

[2] Brief Le Tellier's vom 19. Febr. ibid.

[3] Extr. Geh. R.Prot. 21. Febr. ibid.

430. [1] l. c. Fasc. I. [2] Loménie II, 221—224. [3] S. Beil. VII A.

431. [1] l. c. Fasc. II (4. Sept. 1780).

[2] S. die Briefe vom 10. März 1780 und vom 21. März 1781. Loménie II, 226—229.

[3] Geh. H. R.Prot. 28. Aug. 1780. Fasc. I.

432. [1] Bericht des Amtes Kehl (25. Sept. 1780) Fasc. II.

Seite

432. [2] l. c. Fasc. I.

433. [1] Fasc. I und II.

[2] So der Geh. Leg.-Rath Rochebrune in Kehl unterm 20. Dec. 1780 (Fasc. I).

[3] Eingabe Le Tellier's vom 20. Dec. 1780 und Prot. vom 4 Januar 1781 (Fasc. I), Eingabe Strobl's vom 7. Febr., Prot. vom 13. Febr. 1781 (Fasc. II). Beschwerde der Zunftmeister vom 15. Febr. (Fasc. II).

434. [1] Eingaben vom März und Februar 1782. (Fasc. I.) Klage Le Tellier's vom 10. Mai, Bericht Strobl's vom 19. Mai, Beschwerde der Hafner vom 31. October 1781 (Fasc. II).

[2] Loménie II, 228 ff.

[3] Lettre d'un Alsacien à son ami souscripteur des oeuvres complètes de Mr. de Voltaire avec les caractères de Baskerville. Bouillon 1782. 39 Bl. in 8°. Motto: Sapere aude.

435. [1] Grimm, Corr. litt. (Ed. Tourneux) XII, 489. Loménie, Pièces justificatives II, 570—576. Laharpe, Corr. litt. III, 183.

436. [1] Vorstellung vom 26. Febr. 1781 (Fasc. I).

437. [1] Vgl. Beilage VII. [2] l. c. Fasc. III.

[3] Eingabe Chanson's vom 31. Aug., Bericht des Amtes Kehl vom 10. Oct., Resolution vom 11. Oct. 1781. l. c. Fasc. II.

[4] Eingabe vom 26. Mai 1781, Fasc. II.

438. [1] Eingabe vom 18. Juli 1781 und Bericht Molter's (Fasc. III).

439. [1] Berichte Strobl's vom 30. Aug., 7. Sept., 19. und 31. Oct. 1782. Verhör Lamy's vom 14. Oct. l. c. Fasc. III.

440. [1] Brief Le Tellier's vom 8. Nov. 1782 (Fasc. II).

[2] Bericht Rochebrune's vom 11. Nov.; Resolution vom 11. Nov., Brief Rochebrune's an den Markgrafen vom 26. Jan. 1783 (Fasc. III).

442. [1] Das Citat ist nicht genau.

[2] Tout le monde(?) connoit les suites brillantes de son entreprise de Deux-Ponts; il suffit de savoir, qu'après avoir dissipé de grosses sommes par de mauvaises spéculations il a trouvé le moyen de jouer de nouveau, mais avec l'argent du Public. Quel homme de lettres! c'est pour le coup de lettres de voiture!

[3] Lamy geht pedantisch zu Werke; er tadelt die Schreibung
von n'éléverait pour n'éleverait,
célébres » célèbres.

Das »m« der Verszeilen sei zu klein; die Lettern für die Anmerkungen seien schlecht gewählt; der Zwischenraum von Zeilen und Buchstaben sei fast durchwegs regellos etc. etc.

445. [1] Laharpe, Corr. litt. IV, 105—107. 239. Die Mém. wurden schon dazumal gedruckt und als Schmuggelwaare verkauft und im Schlussband der *Oeuvres complètes* mit einem wunderlichen Avertissement der Herausgeber veröffentlicht.

[2] (Kehler Ausgabe LXXI, p. 257—343.) Erklärung Le Tellier's

Seite

vom 8. April 1781 (Fasc. I). Eingabe von Volz und Montpernis vom 4. Febr. 1782 (Fasc. II). Entscheidung vom 18. Febr. (Fasc. IV). Bericht Strobl's vom 28. Febr. (Fasc. II).

445. [3] Beschwerde Rochebrune's vom 30. Januar 1783 (Fasc. I). Beschwerden des Strassburger Rathes 13. April 1784 (Fasc. I).

[4] 19. Juli 1783 (Fasc. I).

446. [1] Eingaben vom 5. Oct., Bescheid vom 7. Oct. 1784 (Fasc. I).

447. [1] S. Beil. VII, E.

448. [1] 29. März 1786. Karlsr. Archiv.

[2] Bericht vom 2. März, 9. März, 16. März 1786 (Fasc. IV).

449. [1] Loménie II, 232. 233.

450. [1] Sbornik etc. Brief vom 20. Sept. 1783, 25. Nov. 1787, 28. Dec. 1787, 22. Febr. 1788. Mém. secr. t. XXVI, p. 250. Fournier, Introduction XLIV. Loménie 224. 225.

[2] Briefe de la Hogue's vom 23. Sept. 1787, 7. Febr. 1788, 14. Juni und 9. Sept. 1790 (Fasc. IV).

451. [1] Res. Smi vom 1. Aug. 1791 (Fasc. IV), Schluss-Protokoll vom 10. und 15. Sept. 1791 (Fasc. II).

[2] II, 224. Vgl. Kleinschmidt, Karl Friedrich von Baden, Heidelberg, Carl Winter, 1878, S. 71.

454. [1] Oeuvres VI, 358. [2] l. c. 228.

[3] Sainte-Beuve, Portraits contemporains II, 466. 467.

455. [1] Oeuvres VI, 227. 247—249. Loménie II, 43.

[2] *Despois,* Le Théâtre français sous Louis XIV, Paris, Hachette 1874, S. 201. [3] Ed. Garnier 183.

[4] Piron, Oeuvres complètes, I. Vie de Piron, S. 85 (Neuchatel 1777).

456. [1] Oeuvres VI, 44. 190. 204.

[2] Vie de Piron 54—58. Despois 195. 1. *Fournel,* Curiosités théâtrales. Paris, Delahays, 1859. S. 126. Vgl. den Brief Sedaine's. Loménie II, 558. Oeuvres VI (Avertissement Gudin's S. IV, VIII).

[3] Oeuvres VI, Av. III, 6. 7. Fournel, XXI. Laharpe, Corr. litt. I, 129. 184.

457. [1] *Aubertin,* Histoire de la langue et de la littérature française au moyen-âge I, 442 (Paris, Belin, 1876). *Fournel* 120.

458. [1] Oeuvres VI, 92. Despois 190. 191. Fournel 123.

[2] Despois 193. [3] l. c. 170. 173. [4] Oeuvres VI, 93.

[5] Collé, Journal II, 16. 338.

460. [1] Oeuvres VI, 9—11.

461. [1] Oeuvres VI, 22—24. [2] l. c. 24—30.

462. [1] l. c. VI—VII.

[2] *Garat,* Mém. sur le XVIII[e] siècle et sur Mr. Suard. Paris, 1821. 130—139.

[3] Oeuvres VI, 35—42.

463. [1] Sainte-Beuve, C. L. VI, 227.

Seite
463. [2] De la littérature industrielle. Portr. cont. II, 447.
465. [1] Collé, Journal III, 353. [2] Oeuvres VI, 240 ff.
466. [1] l. c. 239. [2] l. c. 2. 3.
467. [1] Die Briefe abgedruckt bei Lom. II, 21—23.
[2] Collé, Journal II, 83. III, 220. 253. 287. 366. 367.
468. [1] Hist. de Beaumarchais.
[2] Loménie, Pièces just. II, 555 ff. Oeuvres VI, 164.
[3] Oeuvres VI, 54—63.
469. [1] Oeuvres VI, 70—84.
[2] Hermann Grimm, Fünfzehn Essays. Berlin, Dümmler 1874. 91.
470. [1] Oeuvres VI, 84—91.
471. [1] l. c. 357. 367. [2] Oeuvres VI, 97—112. 115.
472. [1] l. c. 127—129. [2] l. c. 126. 130. Théâtre compl. S. LVIII.
473. [1] Vgl. den Briefwechsel bei Loménie II, 36—39.
[2] Oeuvres VI, 138.
474. [1] l. c. 146—150.
475. [1] Oeuvres VI, 182.
476. [1] Oeuvres VI, 185. 363.
[2] Oeuvres VI, 229[1]. Catalogue d'Autographes Bovet (Paris, Charavay, 1885). Séries VII, VIII, IX, S. 494.
477. [1] Fournier theilt (734—743) nach den Beaumarchais-Papieren der Com. fr. die Denkschriften des Dichters an Le Noir, Breteuil und Ludwig XVI. mit.
[2] Der Säculartag der ersten Aufführung der *folle journée* wurde in der Comédie française durch ein Gelegenheitsgedicht von *Paul Delair* (Paris, Ollendorff) gefeiert. *August Paër* hat unter dem Titel *Le centenaire du Mariage de Figaro* (Bruxelles, J. J. Gay, 1884) eine geschmackvolle Auswahl von Anecdoten und Urtheilen aus zeitgenössischen Quellen (Laharpe, Grimm. Mém. secr. etc.) gegeben.
478. [1] La folle journée. Préface. Théâtre compl. III, 11—13. Fournier 734. 737.
479. [1] Requête à la commune. Oeuvres V, 92 ff. [2] Centenaire 5.
[3] Théâtre complet III, S. V, Préf. 12. Fournier, 738.
480. [1] Burckhardt, Cultur der Renaissance. — Le Tartuffe. Premier Placet au Roi. Bibl. des mém. X, 202 ff.
481. [1] Centenaire, 12. 23. 28. 144. 148. 161. 167.
482. [1] Briefe aus Paris. CII.
483. [1] Die Verdeutschung der Romanze gebe ich nach Dingelstedt (Beaumarchais' »Ein toller Tag« übersetzt und eingeleitet durch F. D. Hildburghausen, 1865); denn so scharf auch Paul Lindau mit vollem Recht diese Übersetzung von »Figaro's Hochzeit« getadelt hat (Literarische Rücksichtslosigkeiten, Leipzig, 1871, 236 ff.): in der Wiedergabe der Romanze hat Dingelstedt, als geborener Lyriker, den Volkston kaum minder glücklich getroffen, als Beaumarchais selbst.
[2] Centenaire 10—12. 72. 144. Fournier 738.

Seite

485. [1] Fournier 738.

486. [1] Cette pièce gaie que l'on trouve trop gaie parcequ'elle est quelquefois sérieuse, ayant été *faite uniquement* pour amuser le roi et la reine de France dans une grande réjouissance etc. *Fournier* 735. 738. Voltaire's Dedication des »Mahomet« an den Papst hatte also Schule gemacht. — Beaumarchais' Berufung auf russische Sympathieen verträgt keine scharfe Kritik: Katharina's Urtheil über Figaro ist vernichtend (Sbornik imperatorskawo etc. 1878, 334 ff.) »*Je ne me suis jamais trouvée en plus mauvaise compagnie que dans celle de cette noce célèbre*« schreibt sie nach der Lectüre. Besser erging es dem Stück in Polen, wo es auf der Liebhaberbühne der Prinzessin von Nassau-Siegen (vielleicht sogar noch vor der ersten Pariser Aufführung) zur Darstellung gelangte. Loménie II, 287. *Brüggen*: Polens Auflösung, Leipzig, Veit, 1878. S. 291 ff.

[2] Il a doublement cassé les vitres. Cent. 19. 147.

488. [1] Cent. 23. 151.

[2] Cent. 89. 116.

489. [1] »Essai que nul homme de lettres n'avait encore osé tenter«, Préf., Théâtre compl. III, 31. Es war eine Neuerung, dass ein einziges Stück den Abend füllte.

[2] Cent. 151. [3] l. c. 25.

490. [1] l. c. 90.

[2] *Lacretelle*, Histoire de France pendant le XVIII[e] siècle. VI, 57.

491. [1] Théâtre compl. III, Préf. S. 13.

494. [1] Sainte-Beuve C. L. VI, 235 deutet, wenngleich viel zu schonungsvoll, auf diesen Grundfehler des Stückes und seines Dichters hin.

495. [1] Cent. 162.

497. [1] *Otto Jahn*: W. A. *Mozart* (Vierter Theil 192 ff.—275. Leipzig, 1859.) [2] Cent. 23.

498. [1] Cent. 32–37. [2] Cent. 37. 41. 45—47.

499. [1] Die ganze Polemik ist am vollständigsten mitgetheilt in der »Bibliothèque des amis des lettres«, Beaumarchais III. Paris, 1830 (166—188). Die Ausgabe ist von Ravenel besorgt: fehlt bei Cordier.

500. [1] Diese unfreiwillige Anerkennung der Popularität des »tollen Tages« wird durch eine andere beglaubigte Thatsache trefflich ergänzt: 40 Landpfarrer fanden sich gelegentlich, ohne frühere Verabredung, in Paris ein: Alle nur in der Absicht, »Figaro's Hochzeit« zu sehen. Cent. 89.

503. [1] Cent. 48—54. 218. 219. [2] Cent. 114.

[3] Loménie I, 127. [4] Fournier 740—743.

504. [1] Fournier 764. Beaumarchais' Verdienst ist es, wenn sehr wichtige Archivalien, die als Maculatur feilgeboten wurden, der Forschung erhalten blieben.

Seite

504. [2] Die zuverlässigsten Aufschlüsse über Beaumarchais' Einnahmen aus dem amerikanischen Handel fand ich *Arch. nation.* G. 755. Der Staatsschatz zahlte ihm für seine Schadenersatz-Ansprüche (unter Calonne's Gönnerschaft)

am 18.	April	1783:	150.000
21.	April	1783:	150.000
20.	Mai	1783:	170.000
21.	Juni	1783:	435.400
21.	Januar	1784:	70.627. 3. 9
7.	Februar	1784:	500.000
			1.476.027. 3. 9

Die Expedition mit dem Fier Rodrigue wurde *ausschliesslich* auf Rechnung des Königs gesetzt (Bericht der Commissäre vom 21. Februar 1785). Ausserdem stellte Beaumarchais noch Regress-Ansprüche an die Amerikaner. *Arch. des aff. étrang.* Angleterre 553. 1785 (April bis August).

505. [1] Cent. 178. 179.

506. [1] Mehr als ein Menschenalter zuvor durfte La Chaussée im *Préjugé à la mode* die Narrheit der vornehmen Welt zum Vorwurf wählen, dass hochgeborne Gatten dem guten Ton zulieb keinerlei Sympathieen für einander hegen und äussern sollen. Wie es die grossen Herren jener Zeit mit dem Eheband hielten, ist allbekannt; als Lauzun in Amerika seine galanten Künste an ein junges, schönes Mädchen verschwendete, fragte ihn diese Jungfrau germanischer Abstammung: »Vos discours me surprennent, monsieur le duc, car on me dit, que vous êtes marié en France . . .« Die Antwort lautete: »Marié, oui, *mais si peu, si peu* que ce n'est pas la peine d'en parler. Demandez plutôt à La Fayette«. *Lauzun*, Bibl. des mém. XXV, 3. S. a. Oeuvres VII, 249 ff. (Gudin, Des Drames et de leurs critiques.)

[2] Die vortreffliche knappe Studie Loménie's (II, 349 ff.) über Figaro als *le roi et le dernier des valets de comédie* wurde von *Marc Monnier* in einem ganzen Bande: Les aïeux de Figaro (Paris, Hachette, 1868) breiter, doch gewiss nicht besser ausgeführt.

507. [1] Préf., Théâtre compl. III, 14 ff.

[2] Qu'est-ce qui amuse le peuple en France? Les fabliaux, les malins tours de Renart, l'art de duper le seigneur Ysengrimm etc. Le Héros populaire est déjà le plebéien rusé gouailleur et gai, qui s'achevera plus tard dans Panurge et Figaro. *Taine*, Hist. de la litt. anglaise. Vgl. a. *Lenient*, La satire en France, 137. 143 ff. Paris, 1859.

[3] *Victor Hugo:* Vorrede zum Cromwell. Säcularrede auf Voltaire. *Dumas fils* (Antrittsrede in der Acad. fr. Entreactes III, 314. Paris, Lévy 1879). *Börne*, Briefe aus Paris CI. *Paul de St. Victor*, Les deux masques III, 643 ff.

Seite

508. [1] »Souvent il m'avait dit que les deux derniers actes étaient inférieurs aux trois premiers«. Gudin, Des drames etc. Oeuv. VII,253.

511. [1] Carlyle, Die französische Revolution, I, 80 (Leipzig 1844).

[2] S. Grimm's Corr. litt. vom Sept. 1785; ferner Adolphe Jullien »La comédie à la cour«. Paris, Didot, 300—311. Cent. 221.

512. [1] Com. fr. abgedruckt bei Fournier S. 773.

513. [1] Vgl. Raunié im Vorwort zum »Chansonnier historique« (I, XXIX ff.). S. a. Beilage I und IV als Musterstücke einer fast unübersehbaren, gegen Beaumarchais gerichteten Scandal-Litteratur.

514. [1] Vgl. Plaidoyer de Mr. Brunet pour les héritiers Beaumarchais contre les héritiers Saint-James. Paris, 1836, 22 pp.

[2] Sur les actions de la Compagnie des Eaux de Paris, 2. éd., Londres, 1786, par le comte de Mirabeau.

[3] Abgedruckt Oeuvres VII, 1—50.

515. [1] l. c. 24. [2] l. c. 9. 10. [3] l. c. 24.

516. [1] l. c. 1. 2. 3. 7. 22. 42.

[2] l. c. 10. 40. Der geschmacklose Spass erscheint geradezu sträflich, wenn man, wie die meisten Leser jener Tage, weiss, dass derselbe Calembourg gelegentlich des scandalösen Ehescheidungs-Processes zwischen Mirabeau's Vater, dem Ami des hommes und dessen vielberufener Mutter im Umlauf war. S. a. Victor Hugo: Sur Mirabeau VI. [3] l. c. 2. 46.

519 [1] Gudin, abgedruckt bei Loménie II, 375.

520. [1] S. Morning Herald, 5. Juni 1786, No. 1750. Die Trauung fand am 8. März 1786 statt. S. a. Fournier XLII. Jal s. v. Beaum.

[2] Vgl. Mém. secr. 23. Mai 1784. Gudin, Oeuvres; VII, 282 ff. *Jullien*, La cour et l'opéra sous Louis XVI. Paris, Didier, 1878, S. 214—276

521. [1] Jullien 217 und die daselbst angeführten Quellenstellen.

[2] Vgl. Préface zu Tarare. S. a. Salieri's Brief bei Loménie II, 406, Note 1.

[3] Vgl. Dauvergne's Briefe bei Jullien 222 225.

522. [1] Vgl. die Mém. Kelly's und Mozart's Briefe (Breitkopf und Härtel, 1877) über Salieri's Charakter. Jullien 226. 227.

[2] un italien aussi fin que Mr. de Beaumarchais, schreibt der Operndirektor. Vgl. Jullien l. c. 224.

[3] Mémoire pour le Sieur Bergasse, Juin 1788, p. 17.

523. [1] Vgl. Georgel, Mémoires. Paris 1817, I, 442 ff. Ségur, Mém. I, 140 ff.

524. [1] So berichtet Kornmann eine Maitresse Le Noir's. Mém. pour Mr. Kornmann, S. 27.

[2] Mém. pour le Sr. Kornmann. Faits: 3—23.

525. [1] u. [2] Mém. de Pierre Augustin Caron de Beaumarchais en réponse au libelle diffamatoire, Signé Guillaume Kornmann. Paris, Clousier 1787. 2 ff., 7 ff.

Seite

525. [3] Mém. pour le Sr. Kornmann, p. 23. 24. [4] l. c. 25.

526. [1] l. c. 26.

[2] Mém. de Beaumarchais en réponse au libelle, signé Kornmann, S. 32—34.

[3] Mém. pour le Sieur Kornmann 37. 39ff., vgl. über die Veräusserung der Güter der Quinze-Vingts die Mém. von Georgel I, 514—534. Paris, Eymery, 1817.

527. [1] l. c. 31. [2] l. c. 43. [3] l. c. 49.

[4] l. c. 57. 62. 63. 66. 67.

528. [1] l. c. 84. 87. 93.

[2] *Apôtre des moeurs* nennt er sich. Mém. pour le Sieur Bergasse, S. 3.

529. [1] l. c. 62. 64. 101. 105.

[2] Ecrit de Mr. de Beaumarchais 17. Mai 1787 (bei Cordier No. 378) auch in den Pièces just. des Mém. pour Kornmann XXIX u. XXX. Avertissement, Théâtre compl. IV, 19.

530. [1] Jullien 268. 275. 276.

[2] Mém. pour le Sieur Bergasse, Juin 1788. 6. 7.

531. [1] Mém. pour M. Kornmann, 1787. Pièces just. XXXII, Note.

[2] S. Préface, Théâtre compl. IV, 32, vgl. a. Préface zur »folle journée«, Théâtre compl. III, 13 i. f. Der eigentliche Titel wäre nach Beaumarchais' Ansicht gewesen: le libre arbitre ou le pouvoir de la vertu. S. den Brief an den Censor Bret. Oeuvres VII, 56.

533. [1] Requête à la commune 81.

[2] Vgl. Goethe, Anm. zu Rameau's Neffe s. v. Musik und Rameau. Ferner das bereits o. angef. Buch von Jullien und Jansen: Rousseau als Musiker. G. Reimer, 1884.

535. [1] Théâtre compl. IV, 20. 36.

536. [1] Mém. en réponse au libelle signé Kornmann 23.

[2] l. c. 31. [3] l. c. 34—35.

537. [1] Courrier de l'Europe 1787 vom 8, 12, 15. Juni, 19. Juli und 3. August. Observations du Sieur Bergasse, Août 1788. Note zu Seite 4. 5.

[2] Court mémoire etc. Oeuvres IV, 497.

[3] Mém. pour Kornmann 1787. Pièces just. XXXV. Observat. du Sieur Bergasse 1789, S. 3—8; insbes. S. 6, N. 1.

[4] Mém. pour le Sieur Kornmann, 1787. Pièces just. S. XL—XLIV.

538. [1] Observations du Sieur Bergasse, Août 1788. 59.

[2] Es ist das Geringste, dass Bergasse sich in eine Reihe mit Burke, Fox und Sheridan stellt: seine Schriften verstiessen so wenig gegen die guten Sitten, heisst es ein andermal, wie das Evangelium gegen den Glauben; er verherrlicht sich selbst unablässig als Ausbund von Tugend, Edelmuth und Tapferkeit. Mém. pour le Sieur Bergasse 23. 32. 34. 47. 88. 89. 93. 132. 133. Sehr

Seite

richtig hat Brissot (Mém. 402—404) diesen von den Frauen als »Dalailama« verhätschelten Gecken in seiner maßlosen Einbildung und Eigensucht gekennzeichnet. Über die Thätigkeit Bergasse's während der Revolution und über seine Beziehungen zu Madame Krüdener vgl. Gaillard, Nicolas Bergasse, Lyon 1862.

539. [1] Geffroy, Gustave III et la cour de France II, 181. Ségur, Mém. I, 55. 62—63 ff. Loménie II, 274 ff. Duc de Lévis, Souvenirs et Portraits. Paris, 1813, 185—191.

540. [1] Mém. pour le Sieur Bergasse, Juin 1878, Avant-Propos V.

541. [1] Eclaircissements pour Me. Fournel. Paris, 1789. 24 SS.

[2] l. c. 2. S. a. die Charakteristik der Parasiten, die ihn überall verläumden 8.

542. [1] l. c. 12—19. 27—34. [2] l. c. 35 ff. [3] l. c. 67 ff.

[4] u. [5] l. c. 17. 45. 58.

543. [1] Dispositif de l'arrêt de la Cour prononcé le 2 avril 1789. Paris. 4 SS.

[2] Vgl. den Briefwechsel mit dem Curé von Saint-Paul. Oeuvres VII, 60—65.

[3] Mém. pour le Sieur Bergasse, Juin 1788, 15—16.

[4] S. Gudin, Oeuvres VII, 165 ff.

544. [1] Vieille ronde gauloise pour la rentrée d'Eugénie Beaumarchais. Oeuvres VII, 203.

547. [1] Requête à la commune 57. 102. Oeuvres V. [2] l. c. 99.

[3] Moniteur No. 34, 1785. Requête 59.

[4] Catalogue d'autographes (Collection L. de Loménie). Paris, Charavay, 1883, No. 12. Brief Beaumarchais' an Bailly 27. Juli 1789.

548. [1] Requête 101.

[2] Sainte-Beuve (VI, 257. 258) hält diese Auslobungen (Requête 71—73) für Züge des Parvenuthums in Beaumarchais: allein Beaumarchais beruft sich auf den Grafen von Parois als sein Urbild.

[3] Requête 79—83.

549. [1] l. c. 96 ff. [2] l. c. 102 ff. [3] l. c. 109. [4] l. c. 52.

550. [1] S. Catalogue d'une collection d'autographes (L. de Loménie). No. 13. S. a. Théâtre compl. IV, 166—171.

[2] In einem Jugendgedicht schon hatte Beaumarchais für diese Idee geschwärmt, die ihn nicht abhielt, in Spanien seinen Vortheil anders zu vertreten.

[3] Oeuvres VII, 67 ff.

551. [1] Motion faite par P. A. Caron de Beaumarchais pour aller au devant du convoi de Voltaire (9. Mai 1791).

[2] Vgl. Beaumarchais' Brief an den Moniteur 1791, No. 343 vom 9. Dec. Die Geschichte des Théâtre du Marais au XVIII[e] siècle hat F. de Marescot in einem Artikel der (rasch verschwundenen) Revue: Le théâtre, Paris, December 1874, Librairie de l'Echo de la Sorbonne, S. 14—18, gegeben.

Seite

553. [1] C. L. VI, 225.
[2] Vgl. L. F. Huber's Verdeutschung: »Tartuffe der Zweite oder die schuldige Mutter (Leipzig, 1795), Vorwort und Censur-Änderungen.
[3] Sie sollte ursprünglich im Journal de Paris in Form eines Briefes an die Redaction erscheinen. Vgl. Théâtre compl. IV. 196ff.

554. [1] Théâtre compl. IV, 198. Vgl. ü. Préface zur »Folle journée«, Théâtre compl. III, 23. [2] Oeuvres VII, 69—74.

556. [1] Première Epoque. Oeuvres 138—168, ferner S. 379ff. Gudin hat übrigens in dieser Ausgabe (S. 437) erklärt, dass er alle Belege wegliess: vom literarischen Standpunkt aus mit vollem Recht.

557. [1] Les six époques, Oeuvres V, 111—113. 186. Correspondance. Oeuvres VII, 74—80.

558. [1] Troisième époque 202—238. Über Provins s. a. 198—202.

559. [1] A ma fille Eugénie, Oeuvres VII, 83—85. 98. [2] l. c. 84—85.

561. [1] l. c. 99.

564. [1] Les Six époques, Oeuvres V, 130. 238—292. 303. 304. Vgl. a. die Briefe Beaumarchais' an Mme Houret, nach den Originalen im British Museum, Fournier 768—770.

566. [1] Le six époques 297—351.
[2] Arch. des affaires étrang. Hollande 583. Pièces just. XXVI. Oeuvres V, 410 N. 1.
[3] Arnault, Souvenirs d'un séxagenaire. I, 128—130.

567. [1] l. c. 385. Die Minister sollten nach Beaumarchais' Angaben 25% von Constantini's Gewinnst einstreichen.

569. [1] Oeuvres VII, 100—103.
[2] Moniteur vom 29. Nov. 1792. S. a. Décret d'Accusation vom 28. Decbr. 1792. Oeuvres V, 419—420.

570. [1] l. c. 203. [2] l. c. 54. [3] l. c. 132. 133.

571. [1] l. c. 294. [2] l. c. 169. [3] l. c. 255. [4] l. c. 128. 296.

572. [1] l. c. 128.

575. [1] Oeuvres VII. Brief an Eugénie 104—109. Brief an Pit. (Catalog der Collection Loménie No. 13). Brief an den Wohlfahrts-Ausschuss, abgedruckt bei Loménie II. 495—498. Brief an den am. Congress ibid. 196. 61 Briefe (aus den Jahren 1787—1798) verzeichnet der Amateur d'autographes, October 1862, 299.
[2] Julie's Briefe, abgedruckt bei Loménie II, 485—488.

576. [1] Die Mittheilung dieser interessanten Briefschaften danken wir Etienne Charavay, Amateur d'autographes, 1865. (16. November S. 282 bis 284.)

577. [1] Gudin l. c.
[2] Les six époques 352. Correspond. Oeuvres VII, 113—115.
[3] Vgl. den Brief bei Loménie II, 506—508.
[4] L'empereur l'avait constamment repoussé en dépit de tout son esprit lors de son consulat, à cause de sa mauvaise réputation et de sa grande immoralité. Las Cases V, 10.

Seite

578. [1] Correspondance, L (120–122), LII (126—129), LIII, LIV (131—143). Oeuvres VII.

580. [1] Moniteur, 2 prairial, an VII, No. 242.

[2] Paul Albert, La littérature française au XVIII[e] siècle. Paris, Hachette, 1876, 450. 451.

[3] Vgl. sein Urtheil über Jean Jacques. Loménie, Pièces just. II, 587.

581. [1] »Il manquera toujours à la mémoire de Beaumarchais cette fleur d'estime que ne remplacent ni la renommée, ni la popularité, ni la gloire et qui s'appelle tout simplement la considération«. Jules Sandeau, Begrüssungsrede Loménie's in der Academie fr. Paris, Didier, 1874. S. 70.

[2] Loménie II, 539.

582. [1] Rameau's Neffe.

[2] Sainte-Beuve, Franklin, C. L. VII, 149.

[3] Bibl. des Mém. IV, Besenval. Notice. 21.

585. [1] Dichtung und Wahrheit. Eilftes Buch. Loeper'sche Ausgabe, 32—35.

[2] Diderot, Beaumarchais et Bernardin de St. Pierre: c'est le grand legs du dix-huitième siècle au dix-neuvième. *Goncourt*: Idées et sensations. Charpentier, 1877, 183.

D. BEILAGEN.

Beilage I.

Prospectus des Mémoires sur la vie du sieur de Beaumarchais.

(Mémoires secrets 23 juin et 14 juillet 1783. — Grimm, Correspondance littéraire. Juin 1783)

23 juin. Il paraît une facétie contre le sieur de Beaumarchais, qu'on attribue à ce seigneur aussi méchant que lui, (le comte de Lauraguais) et ayant encore plus de gaieté et de vivacité dans l'esprit.

Il répand un Prospectus de la vie de Beaumarchais en quatre volumes, où il parodie celui de cet éditeur prétendu des OEuvres de Voltaire, d'une façon non moins ingénieuse que piquante.

14 juillet 1783. — Comme le Prospectus des Mémoires sur la vie du sieur de Beaumarchais n'est que gravé, qu'il en a éte tiré seulement une petite quantité d'exemplaires que le comte de Lauraguais a envoyés à ses amis, qu'il ne s'en vend point, il est fort rare, et les amateurs l'ont fait copier. En

[illegible]

prétend avoir été assassiné, et de là il faut bien apprendre que sans une boîte d'or qu'il portait à son col, parce qu'elle renfermait une lettre pour l'impératrice, il eût été poignardé. Rapport de cette fourbe à l'exil de M . . . . . et de M. le D . . . . . ; *) 11° Il retourne en Angleterre, où la fatalité des circonstances force M. le comte de Vergennes de le rendre l'agent d'un grand événement, parce que M. le comte de Maurepas ne veut pas avoir l'air d'y prendre part; 13° Véritable époque de la fortune qu'il aquiert en devenant l'usurier de la France et de l'Amérique. Anecdotes sur ses premiers armements, sur son *mystérieux voyage au Havre* où il ne fait cependant pas moins afficher qu'il y était, et sur l'ordre *d'arrêter M. Du Coudray;* 14° Fragment de sa correspondance avec le Congrès; 15° Détails sur ses spéculations de commerce. Il porte son avidité pour l'argent jusqu'à l'impudence de redemander, au nom du Congrès, l'argent que le Congrès avait fait remettre aux officiers français qui devaient passer en Amérique. Réponse accablante de M. Franklin sur la réclamation de M. de Ribourdelle; 16° Anecdote sur ce qui détermine Beaumarchais à faire son manifeste contre milord Stormont; 17° Incroyable motif qui engage M. le comte de Maurepas à se contenter de supprimer par un arrêt du Conseil le barbare galimathias de ce manifeste dans lequel Beaumarchais avait porté cependant l'insolence et l'ignorance au point d'insulter, par un fait faux et supposé vrai, la mémoire du feu roi et son ministère.

Le quatrième volume sera consacré au résumé des trois autres, d'où naît *la comparaison qu'on établit entre Beaumarchais, M<u>lle</u> d'Eon et M. de Paradès,* afin de pouvoir comprendre les revers de M<u>lle</u> d'Eon, la disgrâce de M. de Paradès et la fortune de Beaumarchais. L'on verra que les plus grandes qualités, les prodigieux talents, le mérite très rare qui rendirent M<u>lle</u> d'Eon un personnage si extraordinaire, et qui donnèrent nécessairement une influence momentanée si dominante à M. de Paradès, les destinaient également à devenir importants et malheureux. Tout cela s'explique en faisant comprendre pourquoi *les gens honnêtes, mais faibles, ont peur de Tartuffe et pourquoi les sots et les fripons aiment les fourberies de Scapin.*

Cette édition paraîtra sous les sérénissimes auspices du *prince de Nassau* (vgl. S. 538), auquel on en a fait l'hommage dans une épître dédicatoire, dans laquelle cependant les amis les plus distingués de Beaumarchais partagent avec le prince la gloire de protéger ses petits talents, ses grands vices et les spéculations politiques et mercantiles du sieur Caron de Beaumarchais.

---

*) Maupeou (?) und Duc d'Aiguillon (?).

Beilage II.

Vier Briefe von Caron fils.*)

1) A la dame Francquet. En lisant la lettre cy-jointe avec beaucoup d'attention, mon cher Amant, tu verras que nous avons traité ton affaire à fond M.*** et moi. Vois Joly et montre-lui ma lettre telle quelle est; et en lui faisant voir celle de M. Simon prends garde qu'il ne les retienne ou les déchire comme choses inutiles. Il seroit même à propos que tu les lises sans les lâcher. A l'égard de la mienne lis-la devant sa femme, afin qu'il n'y ait plus de bégueuleries de part n'y d'autres. Etudie-la même devant chez toy, afin de la lire très couramment et très distinctement en leur présence et parle-leur très ferme; dis leur que tu sais aussi bien qu'eux de quelle importance est le secret dans cette affaire et quel tort tu leur ferois en jasant. Montre ma première lettre à M. Donay et prends son sentiment surtout ce que je t'y mande. Mais vois M. Joly la première fois toute seule; il craindroit peut-être de s'ouvrir devant un Etranger: s'il paroit intrigué et curieux de savoir quel est l'Etranger qui t'écrit, et qui est si bien au fait *sans hésiter* dis-luy que ne voulant pas compromettre ny les intérêts des Contrôleurs ny les tiens, *tu as chargé ton Confesseur, homme d'esprit, de faire le voyage pour toi et que tu luy as révélé le secret de l'affaire sous le sceau de la confession, et que l'importance du mystère que cela exige l'avoit forcé de convenir qu'il n'étoit pas possible d'en instruire les héritiers,* libre à toi par la suite de les en dédommager si tu étois content d'eux et qu'ils ne te fissent aucun tort. Ne manque pas de dire cette raison et *tout ce verbiage de Confesseur* à Joly, il n'en sera pas la dupe; mais il verra, que *tu sais tout aussi bien que lui te tirer d'affaire avec ta conscience..* Prends garde, ma chère amie, de ne pas mol(l)ir avec Joly; agis là comme un homme prudent que tous les *raisonnemens n'effrayent n'y n'embarrassent.* Sur-tout, fais-lui voir le tort affreux que l'imprudent Vacrenier leur feroit s'il avoit le moindre doute de ce produit secret. Enfin, si tu n'en tires rien, finis la séance par lui dire que s'il ne te rend pas de bonne foi les départements, tu vas en instruire Vacrenier toi-même, et que, puisqu'il croit que *sa conscience l'oblige de*

---

*) Wir geben den Abdruck genau mit allen orthographischen und grammatikalischen Absonderlichkeiten der Originalbriefe wieder. Gorsas wirft Beaumarchais (s. o. S. 32) nicht ganz ohne Grund vor, dass Ton und Form dieser Briefe auf eine vernachlässigte Erziehung schliessen lassen. Für die letzte sorgsame Collationirung mit dem im British Museum aufbewahrten Original bin ich den Herren Bibliothekaren E. W. Porter und W. K. Wilson zu besonderem Dank verpflichtet.

remettre ce produit aux héritiers, la tienne t'oblige de faire le bien de la succession, en donnant tous les moyens de faire vendre la Charge au plus cher possible. Je ne crois pas qu'il *résiste à cet argument*, et si tu t'y prends adroitement, comme tu le peux, mon cher Amant, *avec l'esprit que tu as reçue du Ciel, je crois que tu ne seras obligée à rien donner pour l'héritier* : car il n'est pas possible que Joly aye rien dit de cette affaire; si-tôt que tu l'auras vu, tu m'écriras le résultat de votre conversation et je verrai sur le champ M. Léchevin. Nous te fournirons de *nouvelles armes* pour opposer aux défaites de Joly. Adieu, mon cher Amant; aime-moi de tout ton coeur et je ne serai point en reste avec toi. J'ai fait connoissance avec Dhéricourt qui me paroît le meilleur garçons du monde. Tout en passant j'ai entrevu et salué Girard ; mais voilà tout. Je vais, avant que de me coucher, mettre encore un mot à la lettre que tu montreras à Joly *et je la signerai du nom d'un Prêtre afin que cela ait l'air plus naturel.* N.B. Je vous prie, Madame, de dire à Mademoiselle Delaunay que la voiture de Versailles n'a jamais voulu se déranger de la route ordinaire, et que, lorsque je lui ay dit qu'il y avoit à la barrière de Vaugirard une Demoiselle qui m'attendoit pour la mener à Versailles, elle me répondit : Eh bien, quand elle sera lasse d'attendre, elle s'en retournera chez elle, et elle prendra ceci pour un poisson d'Avril. (Aussi bien est-ce bien aujourd'hui le jour qu'on les donne.) Fais lui donc mes excuses je l'ammenrai à mon premier voyage à Paris. Adieu, je vais me coucher, car il est deux heures sonnées. ce premier avril 1756.

Pendant que je suis en train, je vais écrire à Bardin et à l'Aumon.

2) Que le nom du SEIGNEUR soit béni

Versailles le 2 avril 1789 (offenbar 1756)

Madame,

Je viens d'avoir une très longue conférence avec M. Léchevin au sujet de vos affaires, et toujours aussi bien disposé qu'ami prudent, il m'a donné, pour vous les rendre, les meilleurs avis qu'il se puisse. Il est dans la ferme persuasion que M. Joly n'a point parlé de département à M. de Vacrenier; car il ne l'eût pu faire dit-il sans se *compromettre* lui et tout le *corps* dont il est membre. Si M. Joly en eût parlé comme d'une chose due, l'heritier n'auroit pas manqué à vouloir en prendre connoissance, et M. Joly sait bien que ces papiers ne doivent jamais passer en des mains étrangères sans que *lui et tous ceux qui se prête (?) à cette magie noire courent beaucoup de risque.* Or, l'avis de M. Léchevin est que si M.

Joly a dit quelque chose à M. Vacrenier, c'est seulement qu'il restoit dû a M. Franquet la somme de 8 à 900 livres, ou telle autre qu'il lui a plu pour les dernières rétributions de sa charge, sans lui rien dire des départemens dont la connoissance ne doit jamais passer les intéressés. Aussi M. Lechevin ne croit-il pas que M. Joly exige de vous et encore moins des héritiers amence aucune quittance des papiers qu'il *a tant d'intérêt que vous teniez secrets* lorsqu'il vous les aura remis. M. Lechevin a écrit plusieurs fois à ce sujet à M. Simon et en a reçu des réponses dont il comptoit vous faire part ainsi qu'à M. Jolly en allant à Paris; mais ses affaires le retenant sans rélâche dans ce pays, il me les a remis pour vous les faire tenir. M. Simon vous envoye à M. Joly pour les départemens, et suivant l'extrême prudence qu'exige la communication de ces choses, il croit qu'un Contrôleur-Général, qui est sur les lieux même, est plus en état que lui de saisir l'évènement tel qu'il se présente, et de ne livrer ces papiers si importans, qu'à des gens dont *l'intérêt propre leur réponde de la discrétion.* Ainsi toutes les difficultés que vous a fait M. Joly sont à leurs places tant qu'il ignore que M. Lechevin vous a donné une connoissance parfaite de ce produit secret de la charge de feu votre mari. Mais retournez le voir, Madame, ne biaisez point avec lui, et pour qu'il voye qu'il n'y a plus de mistère pour vous dans cette affaire, dites lui que M. Lechevin ayant pris à coeur les intérêts de M. Francquet, avoit à la fin *mis le nez dans l'histoire des départemens;* et qu'après vingt démarches infructueuses il avait rejoint M. Poitiers et ne l'avoit quitté qu'après avoir tiré de lui tous les éclaircissemens qu'il falloit pour faire toucher à M. Francquet 2047 liv. 10 sols, qui étoit sa vraye part de la répartition secrette dont son inaction l'avoit privé au moins de la moitié pendant 18 ans; de sorte que, suivant les arrangements pris entre MM. Lechevin et Poitiers, M. Lechevin a touché pour l'année 1753, à la caisse de M. de Villette, par ordre donné de M. Poitiers, la somme de 1800 l. déduction faite de toute taxe et dixième. M. Joly ne peut donc plus jouer au fin avec vous, ni dire qu'il ne comprend pas comment M. Francquet faisoit, puisque son confrère est convenu de tout avec M. Lechevin, qu'on a touché l'année 1753, et que l'année 1755 est signée de M. Francquet entre les mains duquel devroient naturellement être ces departemens que M. Joly n'a aucun droit de vous retenir, et dont il se *gardera bien de demander quittance aux héritiers* qui n'en ont *nulle connoissance.* Pressez-le vivement de vous dire au vrai ce qu'il a dit à M. Vacrenier, parce que le voyant quelque fois il seroit à craindre que vous ne vous coupiez l'un et l'autre dans vos propos et que cela ne fasse tort à tous les deux. Oubliez que ces MM. peuvent avoir eu quelque-

tort avec votre mari, parce que le premier tort est celui d'être mort; mais vous, qui êtes vivante et très bien instruite, profitez des services que vous a rendus M. Lechevin pour tirer cette légère indemnité de tous les torts que vous a faits M. Francquet; lorsque vous parlerez si clairement à M. Joly, *n'ayez pas peur qu'il vous objecte sa conscience*, encore une fois il est trop bon Contrôleur-Général des guerres, pour être *antiché de ce mal de femmes et d'enfans;* mais vous, qui n'êtes ni l'un ny l'autre, pas plus que lui, et qui tenez la place de votre mari pour le secret des revenans-bons, voyez avec M. Joly comment on pourra appaiser la soif de l'argent qu'a M. de Vacrenier; et s'il est vrai que M. Joly lui ait dit qu'il *revenoit quelque chose aux heritiers,* ce qui est fort douteux, prenez ensemble des arrangemens sûrs, pour qu'il ne puisse jamais pénétrer plus avant dans le secret, et faites sentir à M. Joly que, pour peu que M. Vacrenier s'en doutât, il ne manqueroit pas d'en *mettre sa charge à un prix excessif* et qu'il instruiroit tous les Acquéreurs des raisons de cette cherté, ce qui, outre le tort actuel, pourroit donner à MM. les Contrôleurs un homme habile à toucher 1808 liv. 12 sols par chaque service au lieu qu'il est DE LEUR INTÉRÊT D'AVOIR UN SUCCESSEUR AUSSI BENIN QUE MM. FRANCQUET ET DELORME.

3) (Beaumarchais an Joly.) Versailles le 7 avril 1756.

Une lettre que je viens de recevoir de M. Francquet me force à vous écrire, Monsieur, pour vous remontrer non seulement l'injustice de votre procédé a son égard, mais encore le tort que votre humeur vous causera nécessairement. J'apprends par sa lettre, que n'y les prières n'y les raisons n'ont pu vous déterminer à me rendre un dépôt que vous n'avez aucun droit ny aucun titre pour y retenir. Je ne veux point entrer avec vous dans la discussion de *l'iniquité* qui a frustré M. Franquet de 900 liv. par chaque service depuis 18 ans qu'il vous a laissé le soin de faire ses recouvremens sur sa charge, il est des choses sur lesquelles il faut passer l'éponge sans rien dire, dans la crainte d'être forcé de *mésestimer* quelqu'un avec qui on voudroit traiter à l'amiable; mais lorsqu'on oublie des torts aussi graves que ceux-là, je ne sens pas trop en vertu de quel privilège vous voulez les continuer: pour moi que *la charité anime sur les intérêts d'une honnête femme,* que son mari laisse dans la détresse; je ne vous cache pas que si votre injustice ne cesse pas à son égard, j'employerai ici tout le crédit que j'y ay pour vous y forcer. Je suis assez connu de M. d'Argenson pour qu'il ait quelque égard à ma prière; prenez bien garde à ce que vous faites aujourdhui: car je vous assure que non seulement vous ne jouirez pas de

ces premiers départemens, mais que ny vous ny vos confrères n'en aura plus un seul. J'ai dans mes mains tous les papiers suffisans pour démontrer au Ministre l'abus que les Contrôleurs-Généraux font de près de 7000 liv. chaque année. J'appelleray en témoignage M. l'Echevin, qui ne se dispensera pas d'assurer qu'il a fait payer à M. Francquet, la dernière année 1800 liv. pour des courses simulées que vous faites faire aux Contrôleurs ordinaires; mais qu'avant cela vous lui aviez retenu tous les services, la moitié de cette somme pendant 18 années, sans aucune justice, et que maintenant ce qui me force à lui révéler ce mystère c'est la dureté avec laquelle vous refusez un papier (que vous vous garderiez bien de confier à des héritiers qui ne sont pas au fait), à la veuve que le dérangement des affaires de son mari rend digne de pitié. Vous pouvez rire maintenant de nos menaces, mais si les affaires du Ministre l'empêchent de donner les soins nécessaires à l'abolition de cet abus, *je connois un autre Seigneur, mon parent*, qui sera bien charmé d'avoir cette occasion d'humilier votre corps; c'est le *Maréchal de Noailles;* je vous sert à beau jeu, Monsieur, mais afin que votre endurcissement ne fasse point de tort à des gens qui n'y ont point de part, j'écris à peu près la même chose à vos confrères qui m'ont l'air moins intéressés que vous ou plus sensibles à l'honneur. M. Simon avait écrit à M. Lechevin que vous ne feriez aucune difficulté de remettre ces papiers a M. Francquet, lesquels papiers vous n'avez, souvenez-vous en bien, Monsieur, que parce que dans la dernière distribution vous aviez encore ôté à M. Francquet une Ordonnance de 240 liv. et qu'il vous remit les departements pour corriger une erreur que vous attribuâtes au hasard : vous avez refusé, m'a-t-on écrit, *d'écouter la lecture de ma lettre a Mme Francquet,* je vous y parlois dans des termes plus doux; mais votre indifférence sur les suites m'a forcé à vous en avertir en *bons termes*. Les Fermiers ou Entrepreneurs de la caisse de Poissy avoient une marotte sûre pour doubler l'employ de leurs fonds. Un comis ou home au fait et qui les avoit bien servi dans ce mesme sousterain leur demande au renouvellement d'un bail un petit intérêt pour ses peines, on les lui refusa ; enfin, de demandes en demandes il s'étoit restraint à 1400 l. une fois payées.

L'obstination de ces Messieurs obligea cet homme à faire un Mémoire détaillé de tout le secret de la caisse qu'il présente au Ministre; non seulement on fit monter la ferme bien plus haut, mais on l'a ôté à ces mêmes entrepreneurs *qui ont tout perdu pour n'avoir pas sû se concilier un homme dangereux à peu de frais* : je vous en promets tout autant, Messieurs, mais avant de rien faire j'engagerai ou M. l'Echevin

ou M. Caron, tous deux amis de Mme Francquet, d'aller voir M. Simon et de l'engager à vous écrire pour vous rendre plus équitable s'il est possible; votre secret n'est point du tout précieux à la veuve, elle n'a point cette charge; ainsi rien ne l'empêchera pas ses amis et moi pas les miens de vous faire repentir d'avoir trop écouté un injuste ressentiment. Si vous voulez me faire réponse, adressez la à M. l'Abbé de Ste Foix chez M. l'Echevin ou chez Mme la Marquise de Solar, ma cousine, chez laquelle je loge tout auprès de M. Séjan. J'attends de vos nouvelles ou de celles de Mme Francquet et je suis, Monsieur, votre très humble serviteur

Signé : L'Abbé d'Arpajon de Ste Foix.

4) Beaumarchais an Madame Franquet.

Versailles le 9 avril 1756
8 h d. s.

Je vous écris, Madame et chère amie, pour remplir deux objets, dont l'un ne vous sera pas moins agréable que l'autre vous est utile. D'abord si je suis parti sans vous rien dire, c'est que j'ai craint que votre amitié toujours inquiète et obligeante ne vous engageât à m'arrêter à Paris à cause du mauvais temps; mais oh — que j'ai été bien inspiré de coucher à Versailles! J'ai gagné les 900 livres qui devoient revenir à Vacrenier. J'avois mis une telle terreur dans l'esprit de Joly que, ne m'ayant pas vu hier, il est accouru aujourd'hui à Versailles dès le matin. J'avois envoyé un homme à Jouy avec une lettre dont j'espérois à peine le bon effet qu'elle a produit. Simon, en réponse, m'a envoyé une autre lettre pour Joly si pressante en notre faveur que Joly en la recevant de mes mains à son arrivée s'est vu ébranlé au point de nous demander conseil. J'ai imaginé de lui dire que je lui ferois demander ces départemens par Simon, de qui il les a recus, comme ayant eu l'ordre, lui Simon, du Bureau de la guerre de les envoyer au dit Bureau. Il n'a pas plutôt eu approuvé ce projet que je lui ai proposé de le mener à Jouy à l'exécuter. J'ai envoyé prendre un cabriolet de louage, et tout chaud, des frayeurs que je lui fais de notre Abé, je l'ai mené à Jouy, où je n'ai pas eu de peine à déterminer Simon à donner la lettre, que je lui ai dicté, tant ils ont peur de tout perdre suivant mes menaces. La lettre faite, Joly dit à Simon : Camarade, je couche ici et je repars demain pour Paris. Comme ce n'étoit pas mon *compte* de les laisser ensemble *réfléchir sur la démarche que je leur fais faire*, et peut-être changer de dessein, j'ai dit à Joly: Bon! Vous vous moquez; M. Simon n'a point de chevaux pour vous ramener demain à Versailles. Et moi qui n'ai

point de linge à Versailles je suis obligé d'en aller querir à Paris. Je vais vous ramener à Versailles, nous changerons de cheval et nous partirons pour Paris, vous serez avant neuf heures chez vous. J'ai tant dit de raisons que Joly qui étoit dans l'intention de passer deux jours avec son ami, est remonté sur le champ en cabriolet, et je l'ai ramené à Versailles *ayant la lettre de Simon dans ma poche.* Elle est si forte qu'ils ont tiré parole de moi que l'Abé ne la verroit pas, et ils ont exigé de plus que je dise à l'Abé de cesser ses clabauderies parce que j'ai les départemens. Vous sentez bien que lorsque Joly me fait dire ces choses à l'Abé il n'a pas envie de garder les papiers. Il a donné sa parole d'honneur de les envoyer au plutôt et de renvoyer Vacrenier à M. Simon, lorsqu'il iroit chez lui redemander les départements lequel Simon lui dira qu'il les a envoyés au Bureau de la querre, où on crioit déjà très fort de ce que les Contrôleurs ordinaires n'avoient pas reçu ces départements dès l'année passée par la négligence de M. Francquet. Joly a promis, malgré même sa femme si elle le refuse d'envoyer le paquet à M. Caron ou Léchevin. Je lui ai doné à dîner, je lui donnerai à coucher et je vous les renvoye à Paris demain matin. Ne manquez pas d'écrire une lettre de remerciement à M. Léchevin qui n'a pas peu contribué au succès de cette affaire je vous le jure. Quel ami! j'en connois très peu d'aussi zèlés et d'aussi désinteressés. Faites-bien, je vous prie — mes complimens à M. Donay et dites lui que nous espérons avoir tout gagné à force de peines et de démarches.

Je suis pour la vie avec tout le respect possible, Madame et chère amie, votre très humble et très-obéissant serviteur.

Caron

Si vous ne pouvez me lire, devinez moi.

Beilage III.

Protokoll

aufgenommen mit Mme. Frion, verwittwete Aubertin (abgedruckt nach dem im Pariser Nationalarchiv aufbewahrten Original von Marescot, Notice sur Beaumarchais VII: Théâtre de Beaumarchais, Paris, à la librairie illustrée etc. Cordier, Bibliographie, Nr. 301.)

L'an 1757, le lundi 3 octobre, huit heures du matin, en l'hôtel et par devant nous, Pierre Chénon, etc., est comparue dame Catherine Frion, veuve de Joachim Aubertin, marchand bourgeois de Paris, y demeurant, rue de Braque, paroisse Saint-Nicolas des Champs, habile à se dire et porter seule et unique héritière quant aux meubles et acquêts de défunte Madeleine Aubertin, veuve en premières noces de Pierre

Augustin Franquet, écuyer, contrôleur de la maison du roi et de l'extraordinaire des guerres, et, à son décès, épouse en secondes noces de Pierre Augustin Caron, aussi écuyer, contrôleur de la maison du roi; laquelle nous a dit que ladite défunte dame Caron, sa fille, est décédée en cette ville de Paris, le jeudi 29 septembre dernier, sur les neuf heures du soir ou environ; que cet évènement l'a d'autant plus surprise qu'il n'avait pas été précedé d'une maladie longue, que d'ailleurs ladite dame Caron, sa fille, était encore très-jeune de façon que ladite dame comparante a été saisie au point qu'elle a été longtemps sans être à elle-même. *Le sieur Caron, son gendre, a profité de l'état où elle étoit alors pour l'engager à signer un papier qu'il lui dit nécessaire pour parvenir aux opérations qui étoient à faire à l'occasion du décès de ladite dame Caron. La comparante hors d'état de réfléchir sans exiger même la lecture de cet écrit a eu la facilité de le souscrire. Depuis ce temps la comparante a appris que le sieur Caron se vantoit que cet écrit tendoit à faire perdre à la comparante les droits qui lui sont acquis* dans la succession de la dame sa fille. Dans l'incertitude et l'ignorance où elle est du contenu dudit écrit ayant appris d'ailleurs que la donation portée par le contrat du mariage audit sieur Caron et de la feue dame son épouse n'étoit point insinué en sorte que ledit sieur Caron ne peut exciper ni jouir de l'effet de cette donation, elle à été conseillée de se retirer pardevers nous et de nous faire la présente déclaration.

Signé: C. Frion.

Chénon.

(Liasse 617. Commre Chénon père.)

Beilage IV.

Les tant pis et les tant mieux.

(Grimm, Correspondance littéraire, Mars 1785.)

. . . Mon père avait un métier honnête; il n'y eut aucun moyen de me l'apprendre. — Tant pis. — Pas tant pis, car je jouais fort joliment de la harpe, et ce talent me conduisit à la cour, dont je n'eusse jamais approché si j'avais réussi par hasard à faire des montres. -- Hé bien, tant mieux. — Oui; mais j'en fus bientôt chassé, grâce à mes impertinences. — Tant pis. — Pas tant pis, car elles furent utiles à un homme riche; il vit qu'il pourrait se servir de moi, et commença ma fortune. — Tant mieux. — Pas encore tant mieux; mes liaisons avec lui m'attirèrent, après sa mort, un procès qui faillit me perdre. Dans l'intervalle, cependant, je me mariai trois fois. — Oh, tant pis! — Si je ne m'étais pas toujours trouvé veuf

avant d'avoir eu le temps de m'en repentir. Pour me consoler, je fis un drame! Il fut hué. — Tant pis. — Non: je soutins bravement que la pièce irait aux nues le lendemain: je ne sais trop comment je gagnai la gageure: mais je devinai dès lors tout ce qu'on pouvait oser avec le public, et c'est un secret que j'ai fait valoir depuis avec assez d'avantage. Quelque temps après je me liai particulièrement avec un grand seigneur, plus particulièrement avec sa maîtresse, qui, très jolie, était plus aimable encore. — Tant mieux. — Oui, si cela ne m'eût pas valu une volée de coups et quelques mois de prison. J'espérai me dédommager en faisant régler utilement mes comptes avec mon premier protecteur, qui venait de mourir. Je risquai de me faire payer ou de me faire pendre. Je ne fus pas pendu. — Ah, tant mieux! — Mais je fus blâmé. — Tant pis. — Non, tant mieux: je devins le martyr du patriotisme: je fus regardé comme le défenseur de nos dieux et de nos lois; un bel-esprit de mes amis*) m'appela le Brutus de la France.

Tout blâmé que j'étais, je fus admis à la table des princes, aux secrets du ministère et chargé de plusieurs négociations importantes. Le tribunal qui m'avait blâmé, et que j'avais couvert de boue et de ridicule, se vit bientôt chassé lui-même avec ignominie. Je crus avoir rétabli la magistrature en France: et *toujours prêt à prendre, à recevoir, à demander*, je me résignai à gagner quelques millions pour soutenir la liberté de l'Amérique, en attendant que le roi très chrétien eût jugé à propos de la soutenir lui-même un peu plus chèrement. Pour avoir fort bien vendu aux nouveaux républicains de mauvais fusils, de mauvais souliers, de mauvais chapeaux, j'osai m'appeler Beaumarchais l'Américain: ils ne répondirent à cette mauvaise plaisanterie qu'en me payant assez mal. Cependant j'eus une marine sous mon nom. Je publiai un manifeste contre le roi d'Angleterre où je traitai lestement Sa Majesté Britannique, plus lestement encore le duc de Choiseul, le comte d'Aranda etc. . . . — Ah! tant pis! — Pas tant pis, car il ne m'en arriva rien, et l'on crut que j'étais un des hommes les plus puissants du royaume. Pour occuper les loisirs que tant de grands intérêts laissaient encore à mon activité, j'entrepris une belle édition de Voltaire, que je finirai peut-être; je fis des comédies, et lançai plusieurs pamphlets contre un ministre dont le génie avait jeté sur toutes les parties de l'administration une lumière éblouissante, insupportable.**) Impatienté de toutes nos petites persécutions, l'hon-

---

*) Gudin.

**) Gegen Necker, der hier allem Anschein nach vermeint ist, hat B. unseres Wissens keinerlei Pamphlete veröffentlicht.

nète homme se crut obligé de demander sa retraite, et bientôt après tout rentra dans l'ordre accoutumé. Et bien, le croirez-vous? après tant de services rendus à l'Etat, à l'univers, on me refusa inhumainement le plaisir de faire jouer, sur le théâtre de la nation, *une farce fort gaie où je cherchais à consoler les petits en les faisant rire aux dépens des grands; ce qui, quoi qu'on en ait pu dire, me paraît encore assez neuf, assez original.* — Ah! tant pis! — Pas tant pis encore; car après l'avoir défendu pendant deux ans, on la permit un beau jour, et le succès en fut bien plus inouï, grâce aux honneurs de la victoire que j'eus l'air d'avoir remportée sur l'autorité même. On chercha, l'on trouva des allusions partout, et ma pièce, objet de la curiosité universelle, parut tout à la fois un chef-d'oeuvre d'esprit, de hardiesse et de verve comique. Redouté de tout le monde, il ne tint qu'à moi *de penser que l'heureuse audace de mon caractère était devenu une puissance réelle.* Je voulus consacrer mon triomphe par une bonne oeuvre, et je destinai le riche produit de mon Figaro à un établissement aussi utile que respectable. — Ah! tant mieux! — Pas tant mieux; cela me donna le goût de la bienfaisance; hélas! ce goût, pour moi tout neuf encore, m'a conduit par une fatalité étrange . . . où? . . . Je m'avisai de donner et de faire donner l'aumône à une pauvre infortunée dont le mari venait d'être écrasé sur le port Saint-Nicolas: ma manière de faire la charité déplut à un philosophe, si philosophe qu'il ne fit jamais rien*). Tandis que tout le monde paraît me craindre, c'est lui qui ose m'attaquer. — Quoi? sans égard sur l'effroi de votre nom? — Je m'abaisse à lui répondre; dans ma surprise, dans ma colère, j'ai le malheur de parler de lions et de tigres: je ne songeai qu'à l'opposition de leur force, de leur puissance, à la faiblesse méprisable du vil insecte auquel je comparai mon adversaire: on prête à cette platitude le sens le plus noir; le plus odieux, et me voilà conduit . . . à Saint Lazare. — La leçon est fâcheuse, à la vérité; et il est dur de la recevoir pour une bêtise, avec tant de talents pour la mériter à d'autres titres: mais, après tout, ce n'est pourtant qu'une plaisanterie. — Une plaisanterie! O mes bons amis de cour, est-ce une arme qui convienne à l'autorité? . . .

Cette question sans doute est assez délicate, assez importante pour désirer de la voir discuter quelque jour avec une discrétion respectueuse.

Tout le monde, disait d'Alembert, avait le droit de tuer M. de Lally, excepté le bourreau. Tout le monde, dirait-il peut-être aujourd'hui, avait le droit de faire l'épigramme la plus cruelle contre le sieur de Beaumarchais, excepté le gouvernement.

*) Suard, hinter dem übrigens Monsieur, der nachmalige Ludwig XVIII. stand. S. o. S. 498—507.

Beilage V.

Malesherbes an Beaumarchais.

A Paris ce 31 décembre 1790.

Je n'ai jamais pu concevoir, monsieur, pourquoy vous m'avés choisi depuis trois ou quatre ans pour le plastron de votre mauvaise humeur, et pourquoy vous ne cessés de m'écrire des lettres très-étonnantes sur vos affaires qui ne me regardent pas et dont vous sçavez que je ne veux pas me mesler.

Il est encore plus singulier qu'aujourd'hui vous veniez me demander froidement de vous recommander aux gens dont vous avez besoin.

Est-ce que vous voulés que je vous dise en termes exprès pourquoy je ne veux pas me mesler de vos affaires? puisque vous m'y forcés, je vais m'expliquer.

Vous ne pouvés pas douter que je ne vous connaisse parfaitement depuis quinze ans, *car vous n'avez pas oublié les fâcheuses affaires dans lesquelles vous étiés impliqué et dont il a fallu que je prisse connaissance pour chercher de vous* en tirer.

Je venois de passer *trois mois* avec vous, *vous étiez dans le malheur,* je me donnai des soins pour vous rendre service, je ne pouvais pas me dissimuler le genre de faute qui vous avoit conduit dans la situation où vous étiés? J'évitai de vous dire ce que j'en pensais, je ne voulois pas humilier un homme très-malheureux, vous auriés dû me deviner et me savoir gré de ce ménagement, depuis ce tems là vous avés toujours eu recours à moy dans les occasions où vous avés cru avoir besoin de mon témoignage. *Je vous ai toujours rendu celui que je vous dois sur vos talents dont j'ai grande opinion.*

Mais je me suis abstenu de parler de vous sur aucun autre article, je ne voulois ni vous desservir, ni tromper ceux à qui je parlois.

Dans ce moment cy vous sentés bien que ceux à qui vous avés affaire n'ayant pas besoin de mon suffrage pour sçavoir ce qu'on doit penser de vos talents je ne peux vous donner aucune recommandation.

Puisque vous m'avés obligé de vous dire ma façon de penser en termes si clairs, vous sentés aussi qu'il ne peut plus y avoir de relation entre vous et moi. Ne vous donnés plus la peine de m'écrire, non-seulement je ne vous répondrois pas, mais je ne lirois pas vos lettres. Je suis, monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur.

MALESHERBES.

Je vous renvoye votre mémoire qui m'est inutile.

Mitgetheilt von Etienne Charavay
(L'amateur d'autographes, 16. September 1865, No. 90).

Beilage VI.

Note.*)

A L'INSTANT où ce Mémoire alloit paroître, un ordre exprès du Gouvernement a défendu aux Comédiens François de repréfenter une Pièce nouvelle de moi: *La Précaution inutile*, ou *le Barbier de Séville*, & vient d'en faire cartonner les Affiches. Quel que foit le motif de cet ordre, je le refpecte & n'en murmure point.

LORSQUE le Public a demandé cette Pièce aux Comédiens, & que ceux-ci ont defiré mon attache pour la repréfenter, occupé d'objets très férieux, j'ai plutôt cédé, que je n'ai confenti; mais fi j'avois prévu que le Gouvernement pût prendre le moindre intérêt à ce qu'une Comédie dans les Mœurs Efpagnoles, (*faite en 1772, approuvée,* MARIN, *& permis de repréfenter,* DE SARTINE,) ne fût pas jouée en 1774; je protefte que mon profond refpect m'auroit rendu auffi ferme à refufer la Pièce que j'ai été facile à laiffer les Comédiens François maîtres de la repréfenter.

AU moment où l'ordre a paru, mes ennemis fe font empreffés de répandre que le Gouvernement n'arrêtoit ma Pièce, que parce qu'elle étoit pleine d'allufions infultantes à la Magiftrature. Plus offenfé que furpris de cette imputation, j'ai fupplié M. DE SARTINE, de me nommer un nouveau Cenfeur, pour qu'un examen févère en prouvât la fauffeté.

MAIS puifque la rigueur apparente de l'ordre du Gouvernement fert de prétexte à la malignité pour effayer de me rendre le Parlement défavorable; je fupplie la Cour de vouloir bien ordonner que le Manufcrit de ma Pièce, tel qu'il a été configné au dépôt de la Police, il y a plus d'un an, & tel qu'on alloit la jouer, lui foit repréfenté; me foumettant à toute la rigueur des Ordonnances, fi dans la contexture ou dans le ftyle de l'Ouvrage, il fe trouve rien qui ait le plus léger rapport au malheureux Procès que M. Goëzman m'a fufcité, & qui foit contraire au profond refpect dont je fais profeffion pour le Parlement.

CARON DE BEAUMARCHAIS.

Beilage VII. A.

Zur Geſchichte der Kehler Voltaire-Ausgabe.

Wir Carl Friderich, von Gottes Gnaden, Marggrav zu Baden und Hochberg, Landgrav zu Sauſenberg, Grav zu Sponheim und Eberſtein, Herr zu Roeteln, Badenweyler, Lahr, Mahlberg und

*) Das Blatt wurde unbegreiflicherweise, nach Gudin's Beispiel, aus allen neuern Ausgaben der Mémoires weggelassen.

Kehl ꝛc. Urkunden hiermit: daß Wir dem Sr. Jean François Le Tellier und Compagnie die Erlaubniß zu Aufrichtung eines Buchdruckerei und Schrifftgießerey Etablissement in Unserer Stadt Kehl besonders zu Druckung derer Schrifften des Voltaire mit Basquervillischen Lettern gnädigst ertheilt haben, ertheilen solche auch hiermit auf zwanzig von dem 1ten Januar 1781 zu lauffen anfangende Jahre unter folgenden Bedingung und Vergünstigungen, nehmlich und

Erstlich, daß alles, was von denenselben außer obbesagten Schriften des Voltaire in ersagter Stadt Kehl unter deren oder Unserer Fürstl. Lande Benennung gedruckt wird, die ordinaire Censur passiren und regulariter alles mit Basquerwillischen Schrifften so ferne nicht besondere Dispensation bey ein oder anderm Buch desfalls bey Uns ausgewürckt wird und welche Wir befindenden Dingen nach zu urtheilen nicht abgeneigt seynd gedruckt werden.

Zweytens, daß die Schrifften des Voltaire und alles was von ihnen etwan in Kehl ohne Benennung gedachter Stadt oder Unserer fürstl. Lande gedruckt wird, wenigstens um zu ermessen, ob nichts Gotteslästerliches oder nicht etwas das gekrönte Häupter beleidigen könnte, darinn vorkomme, der von Uns Besonders angeordneten geheimen Censur unterworfen seyn.

Drittens, daß von denenselben außer denen Wercken des Voltaire keine andere Schrift eines lebenden oder todten Schriftstellers ohne von Uns vorher ausgewürckte besondere Erlaubniß gedruckt und ebenso

Viertens ohne Unsere vorherige specielle Vergünstigung keine teutsche Edition veranstaltet

Fünftens, daß unter denen Voltairischen Schrifften nahmentlich die Pucelle d'Orleans, Le Cantique des Cantiques und der Candide in unserer Stadt Kehl nicht gedruckt

Sechstens, daß Uns die Entreprenneurs für keine Königl. französische, sondern allein für die zuständige teutsche Gerichte, um welcher Ursache es seyn möge, fordern und

Siebentens daß im Fall wenn der Königl. französische oder der Kayserliche Hof begehren würde, daß Ihnen Entreprenneurs kein Schutz verstattet werde und Wir keine Uns convenable selbst ermeßende Mittel dieses abzuwenden finden, Uns jederzeit frey stehen solle, ihnen den Schutz aufzukünden, ohne daß an Uns von denenselben einige Entschädigung gefordert werden könne oder dörfe. Unter diesem Vorbehalt versichern Wir denn ihnen Entreprenneurs nicht nur überhaupt Unseren Landesherrlichen Schuz, sondern bewilligen denenselben auch nachbemerckte Freyheiten:

Erstlich solle nicht nur Jean François Le Tellier und dessen Compagnie sondern auch deren Arbeiter, so ferne und so lange nicht einer oder der andere dererselben schon in Kehl bürgerlich ist und wird, die Personalfreyheit

Zweitens, die Schazungsfreyheit, jedoch nicht auf etwa eigenthümlich erwerbende Güter

Drittens, die Accisfreyheit auf zehen Jahre, ausschließlich derer Consumtibilien und

Viertens die Abzugsfreyheit von dem sämmtlichen Mobiliar, Vermögen und Capitalien bey ihrem künftig etwa erfolgenden Wegzug von Kehl zu genießen haben.

In Bestättigung allvorstehenden haben Wir Uns hier eigenhändig unterschrieben und Unser fürstl. Insiegel beydrucken lassen.

Gegeben Carlsruhe, den 18ten Decbr. 1780.

L. S. **Carl Friderich** Markgraf zu Baaden.

A. J. v. Hahn.

Ad Mandatum Serenissimi
Marchionis proprium
C. W. Wielandt.

(Karlsruher Archiv. Original-Ausfertigung in Fascikel 4; eine beglaubigte Abschrift in Fascikel 2.)

Beilage VII. B.

Cardinal Rohan an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden.

Mon Prince

Je ne puis voir sans peine et sans un vif regret l'impression des oeuvres que l'on attribue à feu M. de Voltaire; c'est une masse de venin et de corruption que sous ce prétexte on se prépare à répandre et cette dangereuse et cruelle collection s'imprime à Kehl et Kehl est dans mon Diocèze et votre souveraineté. Nos interêts se trouvent réunis. Si la Religion attaquée doit exciter mon zèle, si le mal que cette attaque peut faire aux hommes m'allarme et m'afflige, cette Religion est essentiellement la même et pour Votre Altesse et pour moi. Le Bien du Peuple est notre desir commun; mais ce Peuple est vos sujets: que de titres réunis! Je n'ai donc pas besoin de vous en dire davantage: actuellement, je vous demande de confiance, Mon Prince, ce que vous désirez que je fasse. Il me semble qu'après avoir acquitté mon devoir comme Evêque je pourrais solliciter l'autorité de l'Empereur pour en obtenir la défense de cette impression. Je ne vous détaille pas les motifs et les droits du chef suprême de l'Empire en matière de Religion et je vous proteste que je ne vous fais cette proposition que comme un moyen en cas que vous fussiéz engagé par une permission accordée aux Editeurs et que vous aussiez envie sur mes Représentations de faire cesser la susdte impression. Ainsi, Mon Prince, ma lettre contient deux objets: l'un est ma plainte sur l'impression d'un ouvrage aussi dangereux faite dans mon Diocèze; l'autre est

le moyen que je vous propose de l'arrêter en m'adressant à l'Empereur. Comme je n'écris point à Votre Altesse pour lui causer embarras; elle peut ne me repondre qu'à la première partie de ma lettre et quand à la proposition de m'adresser à l'Empereur, Elle peut si Elle ne l'approuve pas me le faire connaître par une lettre particulière et qui restera secrète.

Vous voyez, mon Prince, la franchise de ma façon d'agir avec vous. Je vous prie d'être persuadé que dans toutes les occasions vous la trouverez toujours la même.

Malgré l'incident de l'affaire de Schwarzach*) que j'aurais bien voulu terminer par un accomodement à l'amiable ainsi que je vous en ai écrit il y a dix-huit mois à peu près j'espère que vous jugez la moderation avec laquelle j'agis et que nous vivrons toujours en bons voisins. Pour moi je saisirai avec empressement toutes les circonstances qui se présenteront de vous prouver ce désir, ainsi que les sentimens d'attachement et de haute considération avec lesquels je serai toujours

Mon Prince

de Votre Altesse

Le très obéissant et très affectionné serviteur

et cousin

le card. prince de rohan.

(Karlsruher Archiv.)

Beilage VII. C.

Briefe Le Tellier's an den Markgrafen von Baden.

Monseigneur

Sur ce court Papier j'Ecris une Chose digne de toute l'attention de Votre Altesse serenissime. Au moment de livrer notre Edition, au moment de la récolte, la disparition subite d'un nommé Cantini, caissier de M. de Beaumarchais le force à des mesures qui entrainent la Chute de cet établissement. Veuilliez, Monseigneur, m'envoyer un homme digne de toute votre Confiance, versé dans les affaires de Commerce qui sache le français, qui voye juste, qui travaille vite et tout sera Bientôt réparé.

J'ai l'honneur d'Etre avec le Plus Profond Respect

Monseigneur

De Votre altesse serenissime

Le très humble et très obéissant serviteur

Kehl le 15 8bre 1784. Le Tellier.

(Fascikel 1) eigenhändig.

---

*) Vgl. über die Schwarzacher Händel *Kleinschmidt:* Karl Friedrich von Baden (Heidelberg, 1878), S. 47 ff.

Monseigneur.

Ce que j'avais craint d'une manière, la perte de l'Etablissement de Kelh (!), serait arrivée d'une autre, sans ce que je viens de faire, la Cession et l'abandon conditionels de ma propriété et de mes droits au Sr. Caron de Beaumarchais. Je me remets au temps pour prouver qu'il n'est point au pouvoir d'un subtil imposteur d'abaisser le genie et d'avillir l'honneur.

Je suis avec le plus profond Respect
Monseigneur
de votre Altesse Sérénissime
Très humble et très obeissant serviteur

Paris le 6 Janvier 1785. Le Tellier.

Fascikel I. (nur der Namenszug eigenhändig.)

Beilage VII. D.

La Hogue an Karl Friedrich.

Monseigneur

Le Privilège que Votre Altesse Serenissime a daigné accorder au Sr. Jean François Le Tellier de Paris pour Lui et pour sa société intéresse particulierement et personellement M. Caron de Beaumarchais qui jusqu'à present a fait Seul tous les frais de L'imprimerie de Kehl et de ses dépendances.

La Retraite du Sr. Le Tellier, La cession qu'il a faite au Sr. de Beaumarchais, en Date du 20 décembre dernier (dont je joins ici la copie). L'abandon général et formel de tous ses droits, actions et prétentions quelconques sur les Etablissements de Kehl et autres rend, de son aveu même, M. de Beaumarchais L'unique propriétaire et c'est en cette qualité que celui-cy est associé au[dt] Privilège.

Mais Monseigneur cette association ne peut Préjudicier aux droits de M. de Beaumarchais comme premier Bailleur de fonds, qualité qu'il conservera, soit que notre société continue, soit qu'elle cesse avant l'expiration de nôtre Privilège; et les articles du traité qui s'en est suivi ne sont pas encore signés.

Dans cette circonstance Monseigneur je supplie Votre A. S. d'ordonner que le Privilège soit expédié au nom des Srs. de Beaumarchais et Compagnie, à la Charge par la société Littéraire typographique qui le réprésente de signer le traité qui s'en suivra sans toutes fois que cela puisse rien changer ni à la date du Privilège ni à L'Epoque de son expiration.

Cette innovation, Monseigneur, n'a pour objet que d'assurer d'une manière inébranlable la conservation des droits de Votre Altesse Sérénissime d'une part et de L'autre L'éxé-

cution ponctuelle des conditions qu'elle aura imposées aux Srs. de Beaumarchais et Compagnie.

Je suis avec le plus profond respect
Monseigneur etc.

Kehl le 8 fevrier 1785. LA HOGUE.

Fascikel 4.

Beilage: Par devant les conseillers du Roy Notaires au Chatelet de Paris soussignés :

Fut present Mre Jean Francois Le Tellier architecte ancien Entreprenneur des Batimens du Roy demeurant ordinairement à Kehl en allemagne de present logé à Paris maison de Monsieur De Beaumarchais cy après nommé vieille rue du temple paroisse St. Paul.

Lequel pour s'aquiter entièrement et sans reserve envers Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, Ecuyer demeurant à Paris susditte vieille rue du Temple ancien hôtel de hollande paroisse St. Paul *de toutes les sommes qu'il a reçues de lui et de toutes pretentions quelconques* a cédé et abandonné cedde et abandonne à Mond. Sr. Caron De Beaumarchais à ce present et acceptant tous ses droits actions et pretentions quelconques sur les Tipes, Matrices, Moules et Caractères de Baskerville. Les papeteries d'Arches et Archette et Plombiere Le Local et accessoires d'Imprimerie et Ustensils de Kehl fond et accessoires dudit etablissement ensemble tout les benefices des Editions faittes et à faire des Oeuvres de Voltaire et autres commencées dans le dit Etablissement se Desaisissant au Profit de Mond. Sr. De Beaumarchais de tous les droits de propriété qu'il a et peut avoir sur les dits objets tant en vertu de ses actes d'acquisitions et Marchés qu'autrement, s'obligeant de remettre à mond. Sr. Caron de Beaumarchais les origineaux des d. actes et marchés ensemble tous titres et Pièces relatives offrant en outre de l'aider de ses conseils et de ses travaux, *par pure Reconnoissance des services qui lui ont été rendus généreusement par le dit Sr. Caron de Beaumarchais dès le principe de leur Liaison :* le tout à la charge par mond. Sr. Caron de Beaumarchais D'acquitter, Garantir et indemniser mond. Sr. Le Tellier de tous Engagements et Obligations par lui contractés à Raison des d. Contracts marchés et Etablissement de manière que le D. Sr. Le Tellier n'en soit aucunement poursuivi ni recherché par qui que ce soit etc. etc.

L'an Mil Sept Cent Quatre Vingt Quatre le Vingt Decembre.

Et ont Signé la Minute des Presentes Demeurée à Me Momet L'un des Notaires soussignés

MOMET.

Beilage VII. E.

Zwei Briefe Beaumarchais' an den Markgrafen von Baden.

1) Monseigneur

Je ne puis témoigner à V. A. S. avec trop de respect et de sensibilité combien je suis reconnoissant de l'Auguste protection qu'elle daigne accorder à notre établissement de Kehl contre les injustes entreprises de M. Le Tellier dont le but est de le détruire après avoir vainement tenté de l'envahir.

Monseigneur, M. Le Tellier sait très bien que s'il avait des prétentions justes à faire valoir contre moi il n'auroit besoin ni d'hostilités ni de procédures pour avoir un prompt succès; puis qu'offrant de mettre à part tout titre écrit et me soumettant à l'equité d'arbitres honnêtes, instruits et choisis par mon adversaire et moi, j'ai dit et écrit à tous les amis et défenseurs de Mr. Le Tellier que je donnerais d'avance avec plaisir mon blanc seing à ces arbitres pour en passer sur nos débats par tout ce qu'ils jugeraient équitables; car (?) après les immenses travaux de ma vie j'ai beaucoup plus besoin de repos que de Fortune il m'importe bien plus, Mgr., qu'on dise de moi que je suis juste que si l'on dit que je suis riche.

Je n'avois que trop accordé d'aveugle confiance à celui qui me déchire aujourd'hui, puisque seize cent mille francs de ma fortune ont passé par ses mains sans autre sureté que ses reçus. Mais il avait mis dans sa tête que toute ma fortune lui appartiendroit un jour et c'est le désespoir d'avoir échoué dans cette affreuse combinaison qui le rend aujourd'hui méchant jusqu'à l'atrocité.

Il dit, Mgr., qu'il peut revenir contre une cession qui met dans mes mains un bénéfice de cinq millions et moi Mgr. je répons comme je n'ai cessé de le faire que je suis si peu avide de tous ces bénéfices que certain maintenant que le Premier Philosophe, le Premier Poète, que le plus grand homme enfin de notre Siècle a un beau monument élevé à sa gloire, je consens que M. Le Tellier recueille tous les gains de cette entreprise, s'il veut me rembourser seulement tout l'argent qu'il est prouvé qu'il m'y a fait mettre avec les intérêts. Je donnerai même dix ans, s'il le faut, pour effectuer ces remboursemens, s'il me fournit de solides cautions.

Je n'exigerai d'autres conditions de sa part, que celles de tenir mes engagemens envers le public, envers M. de la Hogue et les autres coopérateurs que je lui ai substitués lorsqu'il a si lâchement abandonné nos travaux dans l'espérance que l'embarras où il me plongeait me resoudrait à tous les injustes sacrifices qu'il exigeait de moi. Mgr. je vais plus

[illegible]

TABLEAU

DE LA

LITTÉRATURE FRANÇAISE

1800-1815

OUVRAGES DU MÊME AUTEUR

I

PORTRAITS D'HIER ET D'AUJOURD'HUI.

1° Réalistes et Fantaisistes. 2e édition.............. 1 vol. in-12
2° Attiques et Humoristes, 2e édition................ 1 —
3° Femmes et Livres.................................. 1 —
4° Hommes et Livres.................................. 1 —
(Publiés par la librairie académique Didier et Cᵒ.)

II

Saint-Évremond et son temps.......................... 1 vol. in-12
(Publié par Sauton et Jouaust.)

III

EXTRAITS DES CLASSIQUES FRANÇAIS.

1° Origines de la littérature française.............. 2 vol. in-12
(*Ouvrage couronné par l'Académie française.*)
2° Les Grands Écrivains du xvie siècle............... 1 —
3° Cours supérieurs, xviie, xviiie, xixe siècles...... 2 —
4° Cours moyens, xviie xviiie, xixe siècles........... 2 —
5° Cours élémentaires, xviie, xviiie, xixe siècles.... 1 —
6° Cours supérieurs et moyens........................ 1 —
(Publiés par la librairie Fouraut.)

IV

1° Fénelon, *Sermon pour l'Épiphanie*, avec étude littéraire et commentaires............................ 1 vol. in-16
2° Études littéraires sur les chefs-d'œuvre des classiques français.............................. 1 vol. in-8
Idem. 2e édition..................................... 1 vol. in-12
(Publiés par la librairie Hachette.)

Paris. — Typ. Pillet et Dumoulin, 5, rue des Grands-Augustins.

TABLEAU

DE LA

LITTÉRATURE FRANÇAISE

1800-1815

MOUVEMENT RELIGIEUX, PHILOSOPHIQUE
ET POÉTIQUE

PAR

GUSTAVE MERLET

PARIS
LIBRAIRIE ACADÉMIQUE
DIDIER ET C^{e}, LIBRAIRES-ÉDITEURS
35, QUAI DES AUGUSTINS, 35

1878

ERRATA

Page 131, 25e ligne, au lieu de ***Sampuis*****, lisez** ***Sompuis*****.**

Page 209, 20e ligne, au lieu de ***dénûment*****, lisez** ***dénoûment*****.**

Page 277, 27e ligne, au lieu de ***traduction*****, lisez** ***tradition*****.**

PRÉFACE

La durée chronologique d'un siècle n'est pas le terme de sa durée intellectuelle, et le mouvement des idées par lesquelles le présent succède au passé pour préparer l'avenir ne s'asservit jamais à l'inflexible rigueur d'une date précise. Aussi ne peut-on se régler sur le calendrier pour fixer les frontières d'une époque. Sans doute, la physionomie des trois grands âges qui ont précédé le nôtre se distingue de loin par des traits définitifs. Mais, si l'on considère les choses de près, on s'assurera que ces différences n'éclatèrent point par soudaine explosion. Le début du XVIIᵉ siècle ne fut-il pas un souvenir du XVIᵉ, et son déclin un pressentiment du XVIIIᵉ? Oui, chez Balzac et Descartes, ainsi que chez Malherbe et Corneille, des instincts de liberté se mêlèrent encore aux préludes de la génération qui allait substituer partout la discipline à l'indépendance. Puis, lorsque

le principe d'autorité eut perdu toute mesure, les contraintes d'un goût trop exclusif et d'une orthodoxie trop étroite n'empêchèrent pas non plus l'esprit nouveau de s'essayer dans l'ombre, par des escarmouches d'avant-garde, à la grande bataille dont le dénoûment devait être une Révolution. Tels furent, entre autres éclaireurs, Saint-Évremond et Bayle, Fontenelle et Lamotte, qui, par un scepticisme furtif ou d'innocents paradoxes, annonçaient la venue de Voltaire. Mais en revanche, on vit aussi, dans leur voisinage, Louis Racine et Jean-Baptiste Rousseau, Vertot et Rollin pratiquer dévotement le culte des traditions délaissées. A l'heure où les hostilités s'ouvrirent de toutes parts contre l'ordre ancien, ses exemples se continuaient donc dans la piété de quelques disciples obstinément fidèles à ses doctrines.

A plus forte raison l'an 1800 ne fut-il pas témoin d'un brusque changement à vue. Car la crise qui venait d'inaugurer un monde sur les ruines d'un autre n'avait pu produire encore ses conséquences littéraires. Elle ne réussit qu'à remuer plus de passions que d'idées, et à supprimer toute fine culture. Aussi, après une violente dispersion, les intelligences n'eurent-elles rien de plus pressé que de retourner à leurs habitudes de la veille. Se rappelant sa première pente, le fleuve débordé rentra dans son lit, et

l'étude générale que nous voudrions entreprendre. Or, si les œuvres de l'art ne sont pas régies, comme les découvertes de l'industrie, par la loi d'un progrès mathématique et continu, leur développement n'en a pas moins sa logique secrète, et ne saurait obéir au pur caprice du hasard. Il importait donc de ne pas négliger une époque dont la connaissance contribue à expliquer les temps qui suivirent, ne fût-ce que par le contraste d'une réaction et d'une revanche. Tel est l'objet spécial de cet ouvrage qui, pour la première fois, traite expressément de la littérature impériale. Encore n'épuise-t-il pas une matière moins aride qu'on ne le suppose. Car, nous bornant à décrire les principales phases du mouvement religieux, philosophique et poétique, nous ajournons à une autre publication le roman, la critique, l'érudition, la science, l'histoire, l'éloquence et la politique, c'est-à-dire les parties les plus intéressantes d'une esquisse où figureront, parmi des écrivains estimables, Chateaubriand, Mme de Staël, Joubert, Benjamin Constant, et Napoléon Ier.

Ainsi donc, en dehors d'un monument alors très-original, le *Génie du Christianisme*, et de quelques noms imposants, MM. de Bonald, Joseph de Maistre et Royer-Collard, ce volume ne touche qu'indirectement à l'élite de ces morts qu'une gloire durable

n'a pas cessé de nous rendre présents. La poésie surtout, qui avait émigré dans la prose, ne nous offre que des talents distingués, mais secondaires, ou de pâles ombres dont le souffle s'épuisait à ranimer les cendres de foyers éteints. Les meilleurs subirent les influences d'un despotisme qui paralysa toute initiative, soit par ses coups de force, soit par le zèle d'un patronage trop intéressé pour être vraiment libéral. Quant aux événements tragiques dont retentissait l'Europe, leur douloureuse grandeur sembla stupéfier la Muse oppressée par une émotion qui la réduisit au silence. On avait bien sans doute conservé le goût de la forme ; mais la plupart ne la recherchaient que pour elle-même, sans lui donner d'autre soutien que de froides réminiscences. En un mot, le ciel étant devenu d'airain, toutes les sources languirent. Mais, en un pays tel que le nôtre, il ne faut jamais désespérer de l'avenir ; et cette indigence passagère recouvrait le travail des forces créatrices qui, dans un sol généreux, allaient se réveiller au premier rayon de soleil. Or, sous l'Empire même, l'éclipse ne fut que partielle, comme l'attestent des lueurs de bon augure, qui plus d'une fois percèrent le sombre nuage.

Ces symptômes de vie latente nous ont surtout préoccupé ; et voilà pourquoi nous avons été plus

soucieux de les recueillir chez des écrivains connus ou dignes de l'être, que de passer scrupuleusement en revue tous les ignorés qui eurent une heure d'existence éphémère, en un temps où les versificateurs formaient, eux aussi, comme une grande armée. Cependant, pour combler les lacunes que nous imposait la nécessité d'un choix discret ou d'une ordonnance lumineuse, nous ménageons, à la fin de notre volume, une sorte de galerie biographique où petits et grands ont tous une notice appropriée à leur importance. Dans cette vallée de Josaphat, chaque tombe porte son inscription. Mais, pour varier un peu la sécheresse d'un catalogue, nous y avons disséminé des citations qui éclairent ou commentent les jugements exprimés sur les oubliés dont il convenait de raviver la mémoire. En cela, nous croyons répondre aux exigences des lecteurs qui, maintenant plus que jamais, aiment à savoir les choses par le menu, se décident volontiers par eux-mêmes, texte en main, et demandent presque aux lettres l'exactitude des sciences. S'ils ont la patience de feuilleter cet inventaire, ils seront peut-être plus cléments pour une génération dont les modes furent parfois ridicules, qui eut assurément le tort de s'entêter dans la routine, et de parler trop souvent une langue morte, mais qui racheta ses travers par le respect de

l'art, et la ferveur d'une bonne volonté littéraire où nous voyons encore une promesse de rénovation prochaine.

Autant nous avons craint de nous égarer dans les détails d'une érudition trop particulière, autant nous évitons ces vues systématiques dont le risque serait peut-être de convertir les faits en abstraction ou les hommes en formules, et parfois de donner à la vérité même je ne sais quel air d'arrangement ou d'artifice. S'il est malaisé de surprendre le secret d'une âme isolée, n'y aurait-t-il point quelque péril à emprisonner dans une définition cet être collectif qui s'appelle une société? Ce n'est pas qu'on doive méconnaître les courants généraux que déterminent des causes assez puissantes pour provoquer une impulsion décisive. Ces tendances, nous essayerons de les discerner en toutes les rencontres où elles s'accusent par des signes manifestes. Or, sous l'Empire, se produisirent encore des semblants de doctrines communes. Mais, au lieu d'être, ainsi qu'au XVII^e^ siècle, un fleuve qui coule à pleins bords, en fertilisant ses rives, elles ressemblaient à des eaux stagnantes, ou qui vont se perdre dans les sables. Si des centres littéraires purent alors se constituer, il n'y eut donc là qu'une cohésion précaire entre des éléments inertes; car nul ascendant supérieur ne ralliait les

[illegible]

flux et reflux d'opinions ondoyantes et diverses, oscillations du pour et du contre, tourbillonnement d'imaginations inquiètes et désabusées de leur idéal avant d'en avoir fait une réalité, voilà le caractère de l'avenir qui se prépare ; et l'époque impériale nous en laisse déjà pressentir quelques traits sous l'uniformité monotone d'une discipline tout extérieure que déconcertera la moindre secousse.

Dans un temps où s'annonce la dissolution des anciennes écoles, sans que les nouvelles aient conscience d'elles-mêmes, la critique n'a guère sous les yeux que des individus. Aussi sa principale ressource est-elle de tracer des *portraits ;* mais elle doit les encadrer dans le milieu politique et social dont l'homme ou l'écrivain a pu recevoir l'empreinte. C'est ce que nous ferons, sans oublier jamais que le premier devoir du peintre est de respecter la ressemblance, et par conséquent d'être impartial. Or, ce mérite est facile à qui aime la vérité. Le plaisir de la connaître n'est-il pas assez vif pour qu'on désire ne point le gâter par ces partis pris qui troublent la clairvoyance de l'observateur ?

Est-ce à dire qu'il nous suffise de satisfaire [illegible] curiosité ? Non, certes ; car ce serait aller [illegible] à l'indifférence. Or, nous estimons que l'histoire [illegible] avoir des principes, et contenir un [illegible]

Celle de l'Empire ne nous apprend-elle pas que les talents faiblissent toujours avec les caractères? Si un peuple est responsable de ses institutions, comment ne le serait-il pas aussi de ses livres? Oui, ses arts, ainsi que ses lois, représentent la fortune bonne ou mauvaise qu'ont méritée ses mœurs, ses croyances, ses sentiments et ses actes. Ce n'est donc jamais impunément que les âmes fléchissent. Toutes les fois qu'elles abdiquent leurs droits, et par conséquent leurs devoirs, les esprits déclinent, et cette inévitable expiation est surtout visible en un pays qui, plus que tout autre, peut dire avec Descartes : « *Je pense, donc je suis.* »

Professer cette doctrine, c'est affirmer que la littérature ne nous paraît pas seulement un jeu de la fantaisie personnelle, mais un écho de la conscience publique, et qu'elle se ramène toujours au suprême intérêt de tout ordre social, à une question de Morale et de Liberté. C'est donc déclarer aussi que le Progrès indéfini nous semble possible, et que nous n'admettons pas un fatalisme qui condamnerait toute éloquence ou toute poésie à parcourir trois périodes, la naissance, la vie et la mort, sans aucune chance de résurrection. Non, la langue française n'est point une de ces plantes chétives qui ne fleurissent qu'une fois, et se dessèchent aux approches de l'hiver,

mais plutôt cet arbre généreux dont parlait Horace, et qui renouvelle ses feuilles à chaque retour de printemps. Aussi ne serons-nous jamais de ces pessimistes qui ne peuvent se consoler d'être nés dans leur siècle. Sans vouloir flatter le nôtre, nous ne prendrons pas pour devise : *Laissez là l'espérance.* Au lieu de faire l'oraison funèbre des vivants, disons plutôt que le découragement seul est sans remède ; ajoutons qu'il n'y a pas de malheurs irréparables pour un Peuple soucieux de conserver, avec le sentiment de ce qu'il vaut, une foi vaillante en son avenir, et les vertus publiques ou privées qui en assurent la fortune. Confirmer cette certitude par l'histoire de la littérature impériale et de la Renaissance qui suivit de grands désastres, voilà une des leçons que se proposent ce livre et ceux qui le continueront, si nos rares loisirs le permettent.

GUSTAVE MERLET.

TABLEAU

DE LA

LITTÉRATURE FRANÇAISE

1800-1815

INTRODUCTION

La Révolution et les Lettres, la Politique et l'Art. — La TERREUR, menaces de barbarie; naufrage de toutes les élégances. — Le DIRECTOIRE et sa licence anarchique. Essais de littérature républicaine. L'Institut, les Écoles normales. — L'esprit public; appels à une dictature. Le 18 Brumaire. Le CONSULAT et ses espérances. — L'EMPIRE et ses coups de théâtre. Littérature d'antichambre et d'Athénée. Symptômes de renaissance.

Quand des troubles profonds bouleversent une société, c'en est fait de toute délicatesse, et les plaisirs de l'esprit ne sont plus de saison ; car la prospérité des arts et des lettres tient de près à celle des empires. On le vit bien durant les dix années qui séparent la prise de la Bastille du 18 Brumaire. Parmi tant d'œuvres fécondes pour l'ordre social, elles ne nous offrent qu'une longue série d'émeutes, de coups

d'État, de guerres civiles ou étrangères, de catastrophes qui rendaient l'avenir aussi incertain que le présent. On dirait un tremblement de terre ouvrant un abîme entre deux mondes. Aussi toute culture fut-elle brusquement interrompue par ces violentes secousses. Autant la période paisible qui va de 1715 à 1788 avait été favorable aux raffinements du goût et aux travaux de la pensée, autant la crise qui suivit devait être rebelle aux élégances et aux douceurs de la civilisation.

Si la tribune eut alors ses heures d'éclat, si, pour la première fois, la presse révéla son éloquence enflammée, si la science, elle aussi, put se donner encore le plaisir des sublimes découvertes, et s'isola, loin de la mêlée, sur des hauteurs inaccessibles aux passions, ce milieu fut inclément pour l'artiste et l'écrivain; car ils ne sauraient se passer du loisir, de la sécurité, de l'indépendance, et surtout de cette sympathie communicative qui stimule les talents par la récompense de l'applaudissement public. Étant humaines par excellence, les œuvres littéraires cessent d'être possibles, au moment où le cœur de l'homme ne se connaît plus, parce qu'il est ou étourdi par les bruits extérieurs, ou entraîné dans le tumulte du combat. Quand les éléments sur lesquels travaille le penseur ou le poëte sont devenus comme une lave incandescente, ils échappent à ses prises, ou brûlent la main qui voudrait les saisir. Ajoutons que l'esprit révolutionnaire fut souvent enclin à décourager ou dénigrer toute distinction

qui fait ombrage aux médiocres. A l'aristocratie des intelligences il opposa plus d'une fois l'envie, la haine, et cette barbarie dédaigneuse qui se plaît à étouffer d'avance tous les germes de supériorité. Il est du moins incontestable que nul talent ne peut se soutenir sans un auditoire d'élite qui l'inspire, l'anime, le modère, et dédommage son labeur par une louange clairvoyante. Privée de ces centres choisis où elle trouve son équilibre, la verve elle-même ne tarde pas à se dérégler. Dans un pêle-mêle où l'opinion régnante égare au lieu de diriger, l'autorité faisant défaut à la censure comme à l'éloge, toutes les forces finissent par se dissiper ou s'exaspérer. Voilà pourquoi nul monument ne put s'élever sur un sol mouvant, réduit en une sorte de poussière qui, suivant l'expression de Benjamin Constant, devint de la boue quand éclata l'orage. Deux ou trois générations d'orateurs dévorées tour à tour, quelques écrivains dramatiques spirituels ou hardis, mais gâtés par la manie de la déclamation, des poëtes émigrant vers le pamphlet ou le journal, des critiques aigris par la polémique, chacun vivant au jour le jour, et improvisant des pages fugitives que dictait la circonstance ou l'intérêt d'un parti; telle est, à peu près, la physionomie littéraire de l'époque, pourtant si grandiose, où la France s'éveilla douloureusement à la vie politique.

Au lendemain du 9 Thermidor, le pays ressemblait à une fourmilière écrasée par le pied d'un passant, ou plutôt à une plage où des naufragés

s'étonnent d'être échappés à la mort. C'est alors qu'on vit proscripteurs et proscrits se coudoyer indistinctement sur la place de la Révolution, heureux les uns d'avoir enfin abattu l'échafaud, les autres d'être revenus comme par miracle de la prison ou de l'exil. Après ces années sinistres qui avaient humilié la raison, les survivants de la Terreur ne se sentaient plus dignes de se gouverner eux-mêmes, et beaucoup d'honnêtes gens n'osaient plus se fier aux illusions généreuses qui venaient d'être déçues par tant de revers ou de crimes. Un scepticisme universel succédait à la fièvre des passions populaires ; et, désenchantés des théories, ou énervés par la souffrance, les esprits n'éprouvaient guère que le besoin de croire à la fortune d'un homme auquel la nation épuisée pût abandonner le soin de ses destinées. Dans cette société républicaine de nom et prématurément, mais monarchique par tradition toute récente, entourée d'ennemis implacables, et ne pouvant se défendre sans unité contre les périls qui la menaçaient au dedans ou au dehors, une dictature était donc secrètement désirée par l'inquiétude des cœurs comme une condition de salut public. Mais en attendant l'acteur à qui ce rôle était réservé, la foule se réfugiait, non sans une joie affolée, sur le radeau construit à la hâte avec les épaves de la tempête.

La République étant devenue acceptable depuis que ses faisceaux avaient été brisés, l'oubli du passé, le goût effréné des plaisirs et l'incurie de l'avenir signalèrent tout d'abord ce régime faible, arbitraire,

anarchique et dissolu qui, sous le nom de Directoire, fut comme la Régence de la Révolution. Méprisant l'opinion et méprisés par elle, les avocats débiles aux mains desquels était tombé le poids trop lourd d'un pouvoir précaire ne méritaient pas la gloire de remettre sur pied une nation qui, du reste, ne conservait d'autre culte que celui de la force. Ambitieux égoïstes et vulgaires, ils ne songeaient d'ailleurs, pour la plupart, qu'à justifier ce mot que Mme de Staël prête à l'un d'eux : « Nous en sommes arrivés au point de ne plus penser à sauver les principes de la Révolution, mais seulement les hommes qui l'ont faite. » Elle avait manœuvré si maladroitement qu'elle s'était donné pour mortels ennemis jusqu'à ses amis naturels. Une faction détestable ayant réussi à rendre odieuse une cause qui, sans les excès commis, eût mérité d'être chère à tous les bons citoyens, l'intérêt le plus urgent paraissait être d'anéantir ceux qui avaient poussé à bout la patience du bon sens public. Mais le bien ne peut être accompli par les fauteurs du mal. Aussi l'illégalité, l'intrigue et l'imprévoyance furent-elles les seuls ressorts de ce gouvernement éphémère qui, par les sophismes d'une tyrannie mesquine, continua le mensonge de la République sans avoir foi dans son avenir. On avait détruit, mais sans régénérer, aboli les institutions, mais sans changer les âmes ; et, dès que les opprimés cessèrent de trembler, des révoltes aveugles comme toute colère précipitèrent une réaction irrésistible dont le courant devait emporter toutes les digues,

surtout en France où l'on obéit d'ordinaire à la logique absolue des idées exclusives. Des incapables ou des furieux n'avaient donné que trop de légitimes griefs aux timides pour redouter l'irréparable, et aux sages pour le prévenir. Aussi la nation était-elle prête à reculer jusqu'au despotisme par dégoût de l'anarchie ; car un homme qui se noie ne marchande pas ses moyens de sauvetage. Au besoin, il saisirait la lame d'un sabre. Cependant on se résignait au provisoire, comme des malades trop défaillants pour changer de lit. Mais si le Directoire réussit à se maintenir deux années encore après le coup funeste que la force militaire avait porté, le 18 fructidor, à la considération des représentants du peuple, tout principe de vie s'était retiré d'un gouvernement dont les rouages s'arrêtaient d'eux-mêmes, dès qu'on cessait de les remonter par des expédients. On aurait pu dire de lui, comme d'un héros de l'Arioste, qu'il continuait de combattre, oubliant qu'il était mort.

Lorsqu'on manque du nécessaire, on songe rarement au superflu. Mais l'esprit français a tant d'élasticité qu'il se relève bientôt de ses chutes les plus profondes. C'est ce qu'attestèrent, dès les premières lueurs d'espérance, les tentatives essayées pour rallier les intelligences éparses, et faire enfin jaillir la lumière d'un chaos. Telle fut l'intention du discours par lequel Daunou, inaugurant la fondation de l'Institut, le 15 germinal an IV (4 avril 1796), traçait un imposant programme aux futurs travaux de la docte compagnie. Les mathématiques et la physique y te-

naient le premier rang dans le voisinage des sciences morales et politiques, invitées par l'orateur à prendre leur essor « sous les auspices de la philosophie et de la liberté ». Mais cet appel ne fut guère hospitalier pour les beaux-arts proprement dits, auxquels n'était ménagé qu'un rôle officiel et subalterne. Car on exigeait d'eux, avant tout, « des garanties de civisme », et la poésie faisait assez fâcheuse figure en face de deux puissances, la géométrie et l'idéologie, qui consentaient à l'admettre dans leur cortége, mais à titre de subordonnée. D'un ton protecteur, le pouvoir lui demandait moins des preuves de talent que des gages de foi politique. N'était-ce pas le temps où le président du conseil des Cinq-Cents disait hautement à une députation de l'Institut : « Il n'y a de génie que dans une âme républicaine »?

Nous ne verrons aussi qu'une bonne volonté très-méritoire, mais peu efficace, dans la fondation de ces Écoles normales qui s'ouvrirent le 1er pluviôse. Sans doute les leçons de Laplace, d'Haüy et de Monge laissèrent des traces durables de cette grande conception ; mais la littérature, que La Harpe y représentait spécialement, n'occupa qu'un rang tout à fait secondaire dans ces institutions de passage, que l'on pourrait comparer à ces édifices improvisés pour une cérémonie, « et dont on admirerait volontiers la façade, si le corps du bâtiment ne faisait défaut[1] ». Parmi nous, on a toujours été facilement dupe des

1. Cette comparaison ingénieuse est de M. Sainte-Beuve.

apparences. Or la réalité ne répondait point alors aux promesses des mots flatteurs qui conservaient encore le prestige d'un souvenir, ou la force d'une habitude. Croyons-en Mme de Staël déclarant « que les genres licencieux et frivoles profitèrent seuls de la liberté que l'on pensait avoir acquise dans l'ordre littéraire». Parler ainsi, c'était mettre le doigt sur la plaie du Directoire. Car, sous l'influence de ces parvenus ou de ces épicuriens qui firent tomber toutes choses en décadence, et poussèrent la licence jusqu'à l'orgie, nulle littérature saine et virile n'avait chance de succès. Pour indiquer la gravité d'un mal qui, par son excès même, se refuse à la précision de l'analyse, il nous suffira de dénoncer ici le libertinage ou l'impiété qui s'affichait, je ne dis pas seulement dans certaines publications méprisables comme le *Dictionnaire des Athées*, de Sylvain Maréchal, mais parmi les œuvres les plus populaires d'écrivains d'ailleurs distingués, tels que Parny, le poëte de *la Guerre des Dieux*, et Le Mercier, l'auteur des *Quatre Métamorphoses*. Le sens moral aussi bien que le sens chrétien n'était-il pas effrontément offensé par la corruption cynique ou raffinée dont le scandale s'étalait avec impunité jusque dans la presse réputée sérieuse? *La Décade philosophique* ne mit-elle pas en circulation des blasphèmes éhontés dont le poison propageait en plein soleil une contagion qu'un pouvoir étranger à toute croyance encouragea de son indifférence ou de sa complicité? Mais n'infligeons à des écrits aujourd'hui clandestins que la condamnation du silence, et

résumons nos impressions en disant que les discours de Garat ou de Daunou, l'éloge du général Hoche, quelques pages de Mme de Staël, et une élégie de Marie-Joseph Chénier furent presque les seuls témoignages légués à la postérité par ce projet de littérature républicaine que le Directoire n'était pas susceptible de mener à bonne fin, lorsque l'épée d'un général lui donna le coup de grâce.

Cet attentat dont les suites d'abord glorieuses devinrent plus tard si funestes, nous nous garderons bien de l'absoudre. Car il ne sera jamais permis à un peuple d'abdiquer sa souveraineté, même entre les mains d'un homme de génie. Nous savons aujourd'hui ce que coûtent ces calculs de la peur; et, à défaut de la conscience publique dépravée par de tels exemples, l'expérience nous a sévèrement appris combien sont trompeuses ces prétendues compensations qui échangent l'anarchie contre une aveugle obéissance à la volonté d'un seul. Bonaparte lui-même rendit sa fortune ruineuse le jour où, pour s'emparer de la dictature consulaire, il osa violer la constitution fragile qui avait du moins l'avantage d'être un abri légal pour la France convalescente. Oui, s'il avait attendu que le suffrage spontané de la nation lui décernât un pouvoir mérité par d'éclatants services, cette origine régulière eût imposé des bornes à ses témérités, et ses destinées comme les nôtres eussent pris dès lors un autre cours. Le droit eût entraîné pour lui des devoirs; et, sans être un obstacle à de grands desseins, des engagements ga-

rantis par un pacte réciproque auraient pu servir de garde-fou aux chimériques aventures qui épuisèrent l'or et le sang du pays. Marengo et Austerlitz auraient encore illustré nos armes, mais peut-être n'eussent-elles pas été attristées par le deuil de Moscou, de Leipsick et de Waterloo. Tel est du moins le rêve d'un patriotisme éclairé par l'histoire.

Tout en faisant ces réserves, nous devons pourtant reconnaître que le 18 Brumaire eut, en réalité, bien des complices. Saignée à blanc par la Terreur, haletante et avide de repos, après tant de convulsions, la France voulait en finir avec des hommes violents sans être forts, et aussi impuissants que décriés. Le flot du mépris grossissait contre eux de jour en jour, et jamais situation ne sollicita plus ouvertement la coupable initiative que semblait légitimer la détresse de tous ceux dont le souci principal fut la sécurité de leurs intérêts, ou le libre exercice des vertus privées. Sans aller jusqu'à prétendre que tout le pays marchait derrière la compagnie de grenadiers qui défila au pas de charge dans l'orangerie de Saint-Cloud, nous ne saurions contester que le malheur des temps voila sous de regrettables excuses les conséquences d'un crime d'État que nos pères ont expié, sans nous instruire par leur châtiment. C'est le cas de dire, avec M. Victor Hugo : « Les générations nouvelles n'ont pas droit de blâme rigoureux envers leurs anciens et leurs aînés. Nous devons nous souvenir que nous étions enfants alors, et que la vie nous était légère et insouciante, lorsqu'elle

était si grave et si laborieuse pour d'autres. Nous arrivons après nos pères. Ils sont fatigués; soyons respectueux. Nous qui profitons à la fois des grandes idées qui ont lutté, et des grandes choses qui ont prévalu, soyons justes envers tous, envers ceux qui ont accepté l'Empire pour maître, comme envers ceux qui l'ont accepté pour adversaire. »

Si Bonaparte, dans l'incomparable splendeur de ses premiers et purs triomphes, apparut comme un libérateur à des esprits désabusés de tout excepté de la gloire, des alarmes égoïstes n'expliquent pas seules cet entraînement. Il fut aussi provoqué par l'enthousiasme qui, fascinant tous les yeux, leur déroba les périls de l'avenir; et beaucoup purent se persuader, à tort sans doute, mais sincèrement, qu'ils sacrifiaient alors la dignité du citoyen à la grandeur de l'État. Cette révolution réussit donc, parce que la plupart, sinon tous, conspirèrent en sa faveur, les uns avec conscience, les autres sans le savoir. Elle fut d'ailleurs bien moins un acte de découragement qu'un téméraire élan de confiance dans les ressources d'une nation impatiente d'étonner l'Europe par les prodiges de sa résurrection. Non, ce ne fut pas à vil prix que se vendit alors la liberté. La preuve en est dans les œuvres du Consulat qui fonda plus d'institutions qu'une dictature sanguinaire n'avait accumulé de ruines. Jamais un siècle ne s'annonça par de plus radieux préludes, et l'on voudrait éterniser ce moment trop fugitif où Bonaparte semblait représenter la

France elle-même sortant tout à coup des ombres de la mort.

Mais ces jours seront de courte durée. Car l'Empire est proche. Or, par la nécessité même de son principe, il ne pourra souffrir l'indépendance d'une intelligence ou d'un caractère. Un déploiement continuel de surprises théâtrales va donc devenir de plus en plus la triste fatalité d'un régime qui, voulant ménager une issue à l'inquiétude d'un peuple habitué aux tragiques émotions, détournera vers de stériles conquêtes une ardeur trop turbulente pour se réduire à l'inertie d'une paix silencieuse. Un jour que l'Empereur, paraissant dans sa loge de l'Opéra, fut accueilli par des acclamations moins bruyantes que d'ordinaire, il se tourna, dit-on, vers un de ses aides de camp, et laissa échapper cette boutade : « Messieurs, il nous faudra bientôt entrer en campagne. » Si ce mot n'est point historique, avouons du moins qu'il ne manque pas d'une certaine vraisemblance. Car il caractérise une époque pendant laquelle il suffisait au plus grand nombre d'entendre parler, et de voir agir le seul homme auquel pût appartenir la liberté de la parole ou de l'action. Or son génie extraordinaire ne laissera pas à la curiosité publique le loisir d'éprouver les langueurs d'un ennui redoutable à son omnipotence; et, fixés vers l'horizon, tous les regards suivront avec admiration ou angoisse les merveilles ou les désastres de l'épopée militaire dont il sera le héros et la victime.

C'est là surtout qu'il faudra chercher la poésie.

Car celle qu'une volonté impérieuse prétendit organiser comme une distraction du despotisme ne sera que l'artificiel décor d'une scène muette. L'éloquence, elle aussi, ne vivra plus guère que sur les lèvres ou sous la plume du maître devant lequel s'incline la foule des courtisans. Ailleurs pourra fleurir encore le discours d'apparat; de beaux parleurs prononceront même de temps en temps des mots retentissants, ou des formules libérales qui sauvent les apparences. Mais cette rhétorique d'antichambre ou d'Athénée ne sera qu'une vaine parade, et les impostures officielles ne changeront rien au fond des choses, c'est-à-dire à la soumission passive d'un Sénat ou d'un Corps législatif habitués à ne renvoyer au souverain que les échos de sa propre voix. Quant à l'histoire et à la philosophie, on peut d'avance affirmer de l'une que l'Empire fut plus occupé à la faire qu'à l'écrire; et de l'autre, qu'ayant besoin d'air et d'espace, elle dut ajourner des ambitions découragées soit par la crainte de déplaire, soit par les défiances de l'opinion à laquelle les idéologues étaient devenus suspects, non sans raison, pour avoir voulu passer de la théorie à la pratique. On demandait alors au métaphysicien Sieyès ce qu'il pensait : « Je ne pense pas », répondit-il. Or ce trait résume toute une situation, et nous avertit que la stérilité pompeuse de la littérature impériale est un sujet assez ingrat pour la critique.

Toutefois, nous ne l'aborderons point avec ce parti pris qui condamne par ouï-dire, et sur répu-

tation lointaine. Ce n'est pas que nous soyons tentés d'essayer ici le paradoxe d'une réhabilitation. L'avocat le plus adroit y perdrait sa peine. Mais, outre qu'il est toujours intéressant de savoir exactement les choses, il nous en coûte d'admettre que, pendant quinze ans, l'esprit français n'a pas donné le moindre signe de vie, et d'envelopper ainsi toute une génération dans un dédain qui la supprime. Laissons à la passion politique la brutalité de ses exécutions sommaires. Il convient plutôt d'expliquer ou d'atténuer les rigueurs de la postérité par l'enquête des causes qui les justifient, ou les rendent équitables. C'est ce que nous désirons faire. Engageons-nous donc avec impartialité dans une étude qui sera souvent la revue des morts, mais nous réserve aussi le plaisir d'assister au travail latent par lequel se prépare sourdement une rénovation littéraire.

Il est manifeste en effet, et même à première vue, que les différents âges d'une nation se continuent comme les anneaux d'une chaîne indissoluble. Car le monde des intelligences est régi par des lois analogues à celles qui gouvernent l'ordre des saisons, et l'on sait que la nature ne procède jamais par de brusques soubresauts. Lorsque nous exhumerons des noms obscurs, il nous arrivera donc de surprendre alors le signe précurseur des progrès qui s'apprêtent. Les dernières journées d'hiver, sous leur ciel pâle, ne laissent-elles pas pressentir le voisinage du printemps, ne fût-ce que par le tiède frisson des brises qui effleurent la surface des dernières neiges?

Il en sera de même des symptômes par lesquels se trahissent, jusque chez les plus médiocres, des instincts confus de renaissance. Oui, il y a là des ébauches, des commencements, et parfois une aube indistincte.

A plus forte raison saluerons-nous comme un lever de soleil l'avénement de deux grandes figures alors rivales, mais depuis réconciliées par une commune illustration, M[me] de Staël et Chateaubriand, dont la gloire est d'avoir ranimé des flammes éteintes, et propagé des souffles inspirateurs. Leurs mérites originaux dominent donc cette littérature dont le souvenir effacé ne rappelle guère aujourd'hui que des formes vides de pensée, une correction timide, une fausse noblesse, une discipline glaciale, des procédés mécaniques, en un mot, des corps sans âme. A eux seuls, ces deux génies initiateurs suffiraient presque à remplir une histoire, et à lui communiquer l'intérêt qui s'attache non-seulement au talent, mais au courage; car ils restèrent le front haut et debout, parmi tant d'autres qui courbaient la tête et pliaient le genou. En dépit des faiblesses qui se mêleront parfois à la dignité de l'attitude, nous les suivrons dans leurs luttes avec les sympathies qui honorent de nobles causes défendues par de beaux caractères. Mais, si nos cœurs et nos consciences doivent être avec eux, nous ne serons pourtant pas de ceux qui croient faire œuvre de patriotisme ou de justice en insultant un de nos plus grands noms, et renversent outrageusement les statues élevées à sa mémoire.

Aussi rendrons-nous à César ce qui lui est dû. J'entends par là que, tout en déplorant ou condamnant les erreurs ou les folies du politique, nous admirerons, suivant les rencontres, le capitaine qui n'eut pas de supérieur ou d'égal, l'écrivain dont la plume valut l'épée, ou même par occasion l'homme d'Etat dont on put dire avec Tacite : *Cuncta discordiis civilibus fessa, nomine principis, sub imperium accepit*[1].

1. Le monde fatigué par les discordes civiles, avec le titre de prince, Auguste le reçut sous son obéissance. (*Annales*, l. I, c. 1.)

LIVRE PREMIER

Restauration des idées religieuses

CHAPITRE Ier

Esprit de réaction contre la philosophie du XVIIIe siècle et la Révolution. — L'École théocratique. M. DE BONALD ; sa biographie. *Théorie du pouvoir politique et religieux.* Moïse et Lycurgue. *La Législation primitive ;* l'origine surnaturelle du langage. Défis lancés aux idées du siècle. — Le Dialecticien. L'Écrivain.

Lorsqu'au milieu des pompes de Tilsitt et de Dresde Napoléon parut entouré d'un cortége de rois, il ne déploya pas sa puissance par un acte plus mémorable que le jour où le sanctuaire de Notre-Dame le vit présider à la réconciliation de la France et de l'Église. Dans cet événement qui répondait aux vœux d'une société où les populations étaient privées de pasteurs, les tombes de prières, et les berceaux de baptême, nous signalerons comme la frontière d'une époque nouvelle dont la première pensée fut de venger la défaite du christianisme vaincu par une guerre de cent ans.

Nous sommes, en effet, bien loin de la période encore récente où cette antique religion, environnée d'honneurs et de richesses, pleine de vie apparente,

mais dépourvue de crédit moral, était délaissée de toutes parts comme ces édifices chancelants qu'une crainte prophétique conseille de déserter avant qu'ils ne s'écroulent. Au lendemain de l'épreuve qui venait de purifier le temple, et de rendre aux fidèles des vertus trop oubliées dans les jours prospères, tous les esprits sérieux furent saisis d'une sorte d'étonnement, et presque d'effroi. Au plaisir de l'incrédulité succéda tout à coup son malaise, je veux dire le trouble des âmes qui se sentaient isolées et impuissantes. Les meilleurs s'aperçurent alors qu'une force leur avait manqué, parce qu'ils s'étaient trouvés aux prises avec la Révolution sans une foi commune pour tempérer ses colères, sans une règle capable de redresser ses écarts, sans l'appui d'un principe, ou la lumière d'une croyance. Aussi la violence qui prétendait accomplir l'œuvre de la raison n'avait-elle pu fonder que des haines. A l'heure même où elle se croyait sûre de l'avenir, ses victoires sans lendemain s'étaient tournées en déroute ; et, après la chute des fanatiques, les vrais amis de la liberté en furent réduits à marcher tête baissée, à rougir des forfaits dont ils paraissaient solidaires, bien qu'ils en fussent innocents ; enfin, à se repentir presque des luttes soutenues pour des idées que le sang versé semblait avoir, sinon déshonorées, du moins compromises pour longtemps. Bref, ils comprirent que des représailles allaient faire explosion de toutes parts.

Il fallait s'y attendre. Car dans les cœurs, dans les caractères et les consciences, il y avait encore plus de

ruines que sur le sol de la patrie ; et, en présence de cette misère universelle, l'opinion ne pouvait être équitable ou modérée. Il est donc naturel qu'égarée par la peur et peut-être aussi par ses remords, elle ait usé de son indépendance reconquise pour maudire tout d'abord non-seulement les hommes qu'elle avait le devoir de détester, mais les doctrines qui n'étaient pourtant pas responsables de leurs crimes, et jusqu'aux principes bienfaisants qui assuraient à tous le droit de penser et de parler librement. Dès le mois de décembre 1794, un des plus chers disciples de Voltaire, celui qu'il avait appelé son fils, le jacobin La Harpe, donnait le signal de ces fâcheuses palinodies ; et, dans son cours du Lycée, il lançait contre les patriarches de l'École philosophique de véhéments réquisitoires qui ne furent interrompus que par le canon du 13 vendémiaire (5 octobre 1795). Ces escarmouches se changèrent bientôt en une campagne régulière conduite par *le Mémorial*, *la Quotidienne* et *la Gazette*, contre *le Conservateur* et *le Journal de Paris*, où Garat, Chénier, Daunou et Rœderer tenaient tête à Fontanes, Fiévée, Lacretelle et Michaud. Mais ne remuons pas ici ces cendres éteintes. Au lieu de nous perdre dans la poussière de cette mêlée, allons droit aux chefs d'une réaction catholique et royaliste qui devait être d'autant plus ardente qu'elle empruntait des arguments puissants aux leçons d'une douloureuse expérience, aux sentiments indignés des honnêtes gens, à la pitié qui vengeait tant de victimes, à des regrets

respectables, et à des espérances d'ordre social qui furent alors une des formes du patriotisme.

Avant de voir l'esprit politique étouffer ces querelles par le traité de paix qui s'appela le *Concordat*, jetons donc un rapide coup d'œil sur une école qui tenta de discréditer la raison comme un abus, et de démontrer philosophiquement l'inanité de toute philosophie, en un mot, de remonter d'irrésistibles courants. Puisque ces docteurs laissèrent après eux des disciples dont l'influence fut un de nos malheurs, revenons à la source d'une tradition qui dure encore, c'est-à-dire aux œuvres de MM. de Bonald et Joseph de Maistre chez lesquels toutes les révoltes des vaincus s'organisent en système, ou se déchaînent en invectives.

Né le 2 octobre 1754, à Milhau, dans le Rouergue, au sein d'une famille ennoblie par la robe, Louis-Gabriel-Ambroise de Bonald était sorti de l'Oratoire pour entrer dans la compagnie des mousquetaires du roi. Mais ce corps d'élite ayant été licencié en 1776, il se retira dans ses terres, où il vivait en gentilhomme honoré de l'estime publique, lorsqu'en 1790 les suffrages de ses concitoyens l'appelèrent à présider l'Assemblée provinciale de l'Aveyron. Dans les préliminaires d'un mouvement national il ne vit que des entreprises sacriléges, et aima mieux se démettre de son mandat que de sanctionner la Constitution civile du clergé. Ce fut un premier gage donné aux émigrés qui lui tendaient la main; et, bientôt après, partant pour l'armée des princes,

il servit sous les drapeaux de Condé jusqu'au jour où, la déroute de ses espérances l'ayant conduit dans la cité savante d'Heidelberg, il finit par s'y fixer pour se vouer à l'éducation de ses fils.

Ce fut alors qu'il crut devoir exprimer tout haut les colères qu'il avait sur le cœur. Elles éclatèrent dans sa *Théorie du pouvoir politique et religieux*, essai publié à Constance en 1796, et condamné au pilon par le Directoire. Avec une sorte de majesté sacerdotale où la hauteur du patricien s'alliait à la rudesse d'une dialectique impérieuse, il s'y faisait le Lycurgue, ou plutôt le Moïse de la théocratie.

En abrogeant les lois d'exil, le 18 Brumaire allait lui permettre de revenir en France, et d'y reprendre en toute sécurité des études qui, pour sa conscience, étaient un devoir auquel il se consacrait comme à un office de magistrature. Zélé partisan d'une autorité absolue, il pardonna volontiers l'Empire à celui qu'il traitait d'usurpateur; mais il se refusa pourtant à ses avances jusqu'au jour où, grâce aux instances de M. de Fontanes, il consentit enfin, vers 1800, à se laisser nommer conseiller de l'Université. Il adressa même au *Mercure* l'hommage discret d'une adhésion tardive, non sans rester royaliste de cœur. Car, en dehors des Bourbons, il n'admettait pas de salut possible; et, après leur retour, il n'aura qu'un regret, celui de les voir se transformer en rois constitutionnels.

C'est ce que nous annonce d'avance sa *Législation primitive*, ouvrage dogmatique où les formules

de son *credo* s'ordonnent en bataille. Il nous y propose le décalogue d'une société dont la pierre angulaire est le droit divin qu'il regarde comme l'unique sauvegarde de tout ordre, de tout progrès, de toute civilisation. Combattre le principe de la souveraineté populaire, attribuer à Dieu seul l'origine de tout pouvoir, appliquer la logique à l'histoire pour légitimer, par les syllogismes d'un long et subtil paradoxe, un régime réprouvé par la raison moderne et jugé par le temps, telle est l'intention d'une apologie que termine cet arrêt : « La Révolution qui a commencé par la déclaration des droits de l'homme ne finira que par la déclaration des droits de Dieu. » Il y ajoutait cette menace : « Tout peuple qui ne sait pas trouver en lui le commandement et l'obéissance, obéira à un autre peuple. » Pour préparer le rétablissement de ce qui avait été aboli, il jugeait donc nécessaire d'abolir d'abord tout ce qui était décidément établi.

La nouveauté de ce livre fut le dessein de soutenir le passé non plus comme un fait, mais comme une doctrine dont la vaste synthèse, embrassant à la fois l'État et l'Église, l'esprit humain et la société, tirait une politique d'une métaphysique. Certes, l'ambition de l'architecte fut singulièrement hardie; mais, si elle fait honneur à la puissance de ses combinaisons, elle ne réussit qu'à construire une théorie fragile dont les conclusions répugnent tout ensemble à la sagesse divine et à la dignité humaine. Absorber la raison dans la révélation, n'est-ce pas en effet nous

ravir notre plus enviable privilége, et professer que le Créateur, par une étrange inadvertance, avait oublié dès l'abord de donner l'intelligence à sa créature de prédilection? En expliquant par un miracle l'origine du langage, et déclarant que Dieu dut apprendre à l'homme, par voie d'autorité, toutes les vérités universelles que nous considérons comme des germes innés, M. de Bonald revenait d'ailleurs, sans le savoir, à l'empirisme de Condillac, et à l'erreur même qu'il voulait combattre. Car exagérer le rôle de la parole jusqu'à lui attribuer la vertu de produire les idées, et dire expressément que « *les mots font la pensée* », c'est dépouiller aussi notre entendement de toute initiative, c'est le ramener à n'être plus qu'une mémoire docile, c'est enfin transformer nos facultés les plus précieuses en un simple réservoir de phénomènes extérieurs, et de notions enseignées après coup. Il retombait donc dans les errements de l'école aux yeux de laquelle l'esprit, avant la parole, est aussi vide et nu qu'une feuille de papier blanc, attendant des caractères imprimés par une main étrangère. Outre que ces hypothèses détruisent la racine de toute philosophie, confondent la certitude avec le témoignage, et ouvrent ainsi carrière à la négation ou au doute, il est périlleux, même au point de vue purement orthodoxe, de trop prodiguer les moteurs surnaturels. Car employer ce ressort là où il devient superflu, c'est l'affaiblir là où il serait indispensable. Si la raison naturelle n'est plus, elle aussi, qu'un catéchisme de traditions révélées, les

titres du dogme chrétien risquent de perdre, en le partageant, leur caractère le plus distinct; et la conséquence de ces prémisses sera tôt ou tard le double danger de l'intolérance, ou du scepticisme.

M. de Bonald ne devait pas, du reste, reculer devant les conclusions pratiques de ses principes; et, après 1815, dans les assemblées législatives, le député comme le pair de France ne perdra pas une occasion de poursuivre avec un infatigable entêtement toutes les applications de ses témérités spéculatives. Imposant aux questions les plus contingentes de la politique les procédés absolus de la métaphysique, il n'hésita pas à ériger ses préférences en axiomes nécessaires. Il fut un des plus ardents promoteurs des lois portées contre la presse, il fit l'apologie des majorats et du droit d'aînesse, il protesta contre la division des propriétés, il réclama l'abolition du jury, regretta les maîtrises, plaida pour la censure et les cours prévotales, s'éleva contre la liberté de pétition, repoussa toute garantie contraire au bon plaisir du Roi, décida qu'il était « indécent » de confier l'instruction publique à un administrateur laïque, en un mot, considéra la Charte octroyée comme une honteuse capitulation. Dans les débats sur la question du sacrilége, ce fut encore lui qui prononça ces paroles : « Dieu est l'offensé, renvoyez le coupable devant son juge naturel. » En résumé, condamnant toutes les formes du régime parlementaire, il déclara « qu'on ne devrait rassembler les hommes qu'à l'église et sous les armes, parce que là seule-

ment ils ne délibèrent pas, mais écoutent et obéissent ».

Est-il besoin de réfuter ces extrémités d'opinion? Se persuader que la société ne peut vivre sans des institutions mortes, ne considérer comme durable que ce qui a péri, conclure des fautes commises par la raison qu'elle ne cesse de déraisonner, se rejeter de l'impiété dans la théocratie, et de la démagogie dans la féodalité, n'est-ce pas se porter d'un excès à un autre, et ajouter un nouveau mal à celui qu'on se propose de guérir? De cruels mécomptes peuvent sans doute, dans un moment de lassitude, suggérer ces résolutions désespérées, qui ressemblent aux caprices d'un malade. Mais ce sera toujours, en dépit de l'éloquence, une tâche ingrate et stérile que de s'acharner à la censure impuissante des œuvres accomplies par le progrès des âges, et que nulle force humaine ne saurait changer. Aussi ce *credo* mystique de la servitude volontaire n'aura-t-il pas d'autre effet que d'exciter plus tard d'unanimes défiances contre une Restauration inaugurée au nom de la paix et du droit. Les événements ne l'ont que trop prouvé; car on peut dire que les ordonnances de juillet et la Révolution qui suivit furent le commentaire de *la Législation primitive*.

L'illusion d'un penseur éminent fut aussi de croire que des lois suffisent pour gouverner un peuple, et assurer son bonheur. En supprimant du mécanisme qu'il avait imaginé le rouage de la liberté, il manqua de cette clairvoyance qui est la première

condition du sens politique. Comment, en effet, pourrait-on agir sur les hommes, quand on renonce, je ne dis pas à flatter leurs passions, mais à comprendre leurs sentiments, pour les guider et les modérer ? Cette révolte contre l'inévitable est un aveuglement analogue à celui de ces rêveurs qui, brisant tous les liens par lesquels le présent tient au passé, se persuadent que la raison date de leurs chimères, et qu'ils ont vu naître un beau jour la vérité dans le laboratoire où leur orgueil combine de vains systèmes. L'Église elle-même qui sut constamment satisfaire aux besoins des âmes méconnaîtrait ses intérêts et ses devoirs, si elle voulait n'habiter que des tombeaux, et ne chercher la lumière que dans les ombres du passé. Tandis qu'autour de nous tout s'opère au nom de la liberté, même l'avénement des oppresseurs qui se font sacrer par l'élection populaire, le christianisme ne saurait donc oublier sans péril que l'affranchissement des consciences fut un de ses bienfaits, et ne cessera pas d'être une des forces les plus sûres de son apostolat.

Mais, sans insister plus longtemps sur les chimères d'une politique surannée, considérons un instant l'écrivain qui mérite de survivre au publiciste. Au service de ses dogmes hautains il mit un style dénué d'ornements, et dont l'âpre nudité rappelle ces montagnes du Rouergue qui furent son berceau. Ce législateur austère a le tempérament d'un Romain, ou plutôt d'un Spartiate. J'entends par là qu'il ignore la délicatesse et le charme. « Il

n'aimait pas les Grecs, a dit Sainte-Beuve, et les Grecs le lui ont bien rendu. » Oui, tout atticisme lui fit défaut. Si Joseph de Maistre eut parfois une dialectique ailée qui se souvient de Platon, M. de Bonald appartient de préférence à l'école de Condillac et de Condorcet. Empruntant à ses adversaires la méthode qu'il retourne contre eux, il a, lui aussi, le goût de l'abstraction, et une sécheresse trop étrangère au souci de plaire ou d'émouvoir. Il se résignait du reste à l'impopularité qui pouvait en résulter, et la prenait même pour un bon signe. Un jour qu'on insistait devant lui sur la différence de l'accueil fait au *Génie du christianisme* et à *la Législation primitive*, ne lui arriva-t-il pas de répondre : « C'est tout simple, *j'ai donné ma drogue en nature*, et lui, il l'a servie avec du sucre. » Voilà bien le langage d'un esprit qui ne connut jamais les endroits sensibles par lesquels le cœur se laisse toucher. Au lieu de rendre la vérité insinuante, le théoricien et l'homme de parti lui communiqueraient plutôt je ne sais quel air scolastique dont l'insolence impérieuse choque et rebute. Dure et cassante, son expression a un rigorisme de sens qui tyrannise l'attention. Il affecte l'habitude des affirmations absolues qui n'admettent pas de réplique, et promulgue ses décrets sur les hauteurs d'un Sinaï où se trouvent des buissons, mais sans flammes, des nuages, mais sans éclairs. Logicien délié qui ne craint point les redites, la monotonie, l'abus des citations et l'appareil des raisonnements les plus compliqués, il jette sur les esprits une

sorte de filet dont les mailles sont tellement serrées, qu'elles étouffent leur proie : elle a cessé de vivre dès qu'elle est prise.

Aussi faut-il quelque patience pour suivre ses déductions de théorème en théorème. Mais s'il sacrifie sans regret son talent à son système, ses livres gardent encore l'empreinte profonde des passions au milieu desquelles ils furent comme forgés en pleine fournaise. Le souffle d'une foi intrépide anime donc les fantômes qu'il évoque, et l'impétuosité de ses exaspérations a le caractère naïf d'un premier mouvement. Quand il veut bien renoncer à l'aridité technique de la théorie pure, pour justifier ses idées par des faits, et caractériser les opinions qui l'irritent, il devient même moraliste incisif, et riche en traits heureux qui relèvent sa diction. C'est alors qu'il juge avec autorité, décrit avec relief, mêle de l'esprit à sa polémique, et de la finesse à la sûreté de son observation. Parfois aussi l'éloquence lui vient à force de raison, et par cette vertu que donne à la parole l'accent d'une conviction. Tantôt la chaîne de ses arguments se soude tout à coup à une formule qui brille comme un anneau d'or. Telles sont par exemple ces fortes pensées : « Il ne faut pas que la loi conspire avec les passions de l'homme contre sa raison. — En morale, toute doctrine moderne et qui n'est pas aussi ancienne que l'homme est une erreur. — Le but de la philosophie est moins d'apprendre aux hommes ce qu'ils ignorent que de les faire convenir de ce qu'ils savent, et surtout de le leur faire prati-

quer. » Tantôt ses définitions ou ses sentences s'imposent comme le verbe d'un oracle. Homme public, témoin de l'influence exercée par nos idées, il n'en exagérait pas trop les conséquences lorsqu'il disait avec énergie : « Un ouvrage dangereux écrit en français est une déclaration de guerre à toute l'Europe. » Vauvenargues n'eût pas non plus désavoué les sobres et saines réflexions que voici : « Le beau en tout est toujours sévère. — L'auteur d'un ouvrage sérieux a complétement échoué quand on ne loue que son esprit. — Si les grandes pensées viennent du cœur, les grandes et légitimes affections viennent de la raison. — Rapprocher les hommes n'est pas le plus sûr moyen de les réunir. » Ailleurs, sa gravité s'arme d'ironie, et s'aiguise en une pointe acérée, ici par exemple : « Des sottises faites par des gens habiles, des extravagances dites par des gens d'esprit, des crimes commis par d'honnêtes gens, voilà les révolutions. »

Mais sa plume a rarement le secret de forcer le lecteur à une adhésion immédiate. Il lui arrive d'ordinaire de nous étonner sans nous convaincre, et sa logique toute grammaticale n'est pas exempte d'une sorte de charlatanisme inconscient. Même quand il tient une vérité, il la rend invraisemblable, parce qu'il la ramène trop à la mesure de ses préjugés. Il est si évidemment prévenu par ses amitiés ou ses aversions qu'on soupçonne malgré soi les principes qu'il énonce d'être gratuits, et les faits qu'il invoque d'être plus ou moins contestables. Voilà ce qui fai-

sait dire à un critique cependant très-bienveillant pour sa personne, à Joubert : « On rencontre chez M. de Bonald de singulières conséquences : il semble qu'on y tombe par un casse-cou, et l'esprit se sent quelque chose de démis. Il n'y a souvent dans ses écrits que l'insistance d'un homme qui affirme résolûment. *Il se trompe avec une force!* Or, avoir fortement des idées, ce n'est rien. L'important est d'avoir des idées fortes, c'est-à-dire où il y ait une grande force de vérité. *Il faut se piquer d'être raisonnable, et non pas d'avoir raison*, de sincérité et non pas d'infaillibilité. » On ne saurait mieux juger le docteur intraitable qui, fermé à toute vue d'avenir, sera aussi hostile aux télégraphes et aux chemins de fer qu'aux franchises de la pensée. Il lui fallut pourtant leur rendre plus d'un involontaire hommage, ne fût-ce que par des violences qui, chez lui, sont un aveu de faiblesse. N'est-ce pas du haut d'une tribune, et au sein d'un parlement, qu'il lança contre les parlements et les tribunes des anathèmes qu'on croirait contemporains de Grégoire VII et d'Innocent III? Il se vit donc cerné par les idées qu'il prétendit anéantir; et, pour guerroyer contre elles, il dut se servir des armes qu'employaient ses adversaires. Il lui échappa même plus d'une distraction qui déconcerta son attitude; car il s'oublia parfois jusqu'à mêler à ses doctrines les plus rétrogrades des opinions de rencontre qui en seraient la meilleure réfutation. Mais n'abusons pas contre lui de ces surprises. Mieux vaut honorer dans ce champion du

passé la constance d'un caractère, et la bravoure d'un talent inébranlablement fidèle à un drapeau que ses actions d'éclat rendirent plus impopulaire encore. Par une dernière ironie de cette malicieuse fortune qui déjoua toutes ses espérances, un vaudevilliste, M. Ancelot, lui succédera dans son imposant fauteuil de l'Académie française, et sera chargé plus tard de son oraison funèbre.

Pourtant, bien que la plupart de ses principes aient succombé avec lui, saluons dans sa personne un de ces rares esprits qui ennoblissent une défaite. Aujourd'hui, le souvenir du publiciste nous semble bien lointain ; il n'est plus que le grand homme d'une secte vaincue. Mais le philosophe n'a pas disparu tout entier. Intelligence de premier ordre, il a même droit à une part de reconnaissance, pour la généreuse ardeur qu'il mit à restaurer les croyances morales d'une société qui tombait en ruines. Son *Traité du divorce* fut un de ces actes réparateurs qui recommandent en lui l'homme et le citoyen [1]. Digne de comprendre mieux que tout autre l'importance publique d'une question où quelques-uns ne voyaient qu'un règlement de police privée, il s'éleva jusqu'à l'éloquence lorsque, s'adressant aux législateurs du nouveau code, il fit entendre ce cri parti du cœur : « Commandez-nous d'être bons, et nous le serons. Faites oublier à l'Europe nos désordres à force de

1. Quelques-uns même pourront encore ici lui reprocher l'excès de son zèle.

sagesse, comme vous avez effacé notre honte à force de succès. Vous avez fait de la France la grande nation par ses exploits ; faites-en la bonne nation par ses mœurs et ses lois. C'est assez de gloire, c'est trop de plaisirs ; il est temps de nous donner des vertus. » Condillac et ses disciples témoigneraient aussi de sa valeur militante ; car ils n'eurent pas d'ennemi plus résolu, ni plus courageux que le spiritualiste qui définissait l'homme *une intelligence servie par ses organes*. Dans ses études sur les *premiers objets des connaissances morales*, il commença le siége du sensualisme ; et, si d'autres, à sa suite, s'élancèrent brillamment à l'assaut, il eut le mérite d'ouvrir la tranchée. Tant que le problème de notre existence sollicitera la curiosité des penseurs, il sera donc juste de compter les solutions données par M. de Bonald parmi celles qui commandent non l'assentiment, mais l'attention et le respect.

CHAPITRE II

I. JOSEPH DE MAISTRE; sa biographie. Préludes du polémiste. Le Vendéen piémontais. — *Considérations sur la Révolution française.* Idée mère de ses écrits; le gouvernement de Dieu. — Hommage involontaire rendu à la France et à la Révolution. Manie de prophétiser. Isaïe de salon. Le conseiller d'Etat de la Providence. — *Le Pape.* La dictature spirituelle. Le politique dans le croyant. Arguments temporels en faveur du pouvoir spirituel. La fiction de l'infaillibilité. Tout ou rien. Le rationaliste sans le savoir. — II. Les *Soirées de Saint-Pétersbourg.* L'origine du mal. L'expiation. La rédemption. L'à-propos du livre; la Terreur et la guerre européenne. Entraînements de la polémique; influence de l'isolement. — Le philosophe. L'homme. L'écrivain. Secret dépit d'un vaincu. Rétractations ou contradictions. Orthodoxie équivoque. Le surnaturel expliqué par des raisons naturelles. Paradoxes, scandales de pensée. Le grand rhéteur. La théologie sécularisée. Son influence posthume.

I

M. de Bonald disait à l'auteur des *Soirées de Saint-Pétersbourg* : « Je n'ai rien pensé que vous ne l'ayez écrit; je n'ai rien écrit que vous ne l'ayez pensé. » Entre ces deux personnages il y eut en effet cette harmonie préétablie que produit l'affinité des croyances, des affections et des haines. Plus royaliste que le roi, plus papiste que le pape, le comte Joseph de Maistre est aussi un de ces docteurs aux yeux desquels le progrès ne serait qu'un mirage, la liberté qu'une hérésie, la philosophie qu'un orgueil extravagant, et la révolution qu'une révolte crimi-

nelle contre la vérité. Les catastrophes contemporaines dont il avait été le spectateur et la victime devinrent pour lui comme le texte d'un livre où il commenta ce qu'il appelait les conseils de la Providence. Il y trouva le germe d'une politique et d'une théodicée, dont l'idée fixe fut d'écraser à son tour l'*infâme*, c'est-à-dire les œuvres de 89 comme celles de 93, et les hommes qui les avaient préparées ou accomplies. S'il demeure le premier parmi les écrivains que suscita l'indignation soulevée par la Terreur, il est donc aussi le prince des sectaires qui, au lieu d'éclairer leur siècle, lui ont déclaré une guerre d'extermination. Entre les partisans de l'ancien droit nul n'a été plus éloquent, plus subtil, plus vigoureux, plus inflexible. Tous ses ouvrages s'enchaînent comme les propositions d'un syllogisme ; et ce que de grands génies n'ont pu faire, il a eu le courage de le vouloir, le bonheur de le pouvoir. J'entends par là qu'il réussit à épuiser son système. De l'ordre abstrait et des régions métaphysiques, il sut conduire ses prémisses à toutes les conséquences qu'elles étaient susceptibles d'entraîner dans le gouvernement religieux, social et civil. Un tel rôle et un tel talent désignent donc en lui le représentant le plus considérable du parti qui, dépouillé, proscrit, ou décimé, ne pouvait apprécier avec calme les causes ou les suites des événements parmi lesquels, témoin ou acteur, il avait connu toutes les extrémités de la souffrance humaine.

C'est à ce point de vue qu'il faut nous placer dès

l'abord pour comprendre ce qu'il y eut de naturel dans les insolences de ce puissant esprit qui, opposant le despotisme à la licence, le demanda non pas à l'autorité temporelle dont il méprisait la faiblesse, mais au pouvoir spirituel qu'il tenta de rendre inviolable, en le proclamant infaillible. Lorsqu'il s'engagea pour la première fois dans la mêlée des controverses, le sang criait encore vengeance, les mauvaises mœurs se compliquaient des idées fausses enfantées comme elles par l'irréligion, et l'anarchie venait de succéder aux crimes, sous un gouvernement qui, oublieux des maux récents, s'acheminait avec une insouciance étourdie vers le fléau d'une guerre européenne. Parmi les obscurités du présent et de l'avenir, il était donc malaisé, même aux plus clairvoyants, d'apprécier avec sang-froid ou sérénité des coups de théâtre dont le dénoûment se dérobait comme une redoutable énigme. A plus forte raison l'impartialité ne pouvait-elle être la vertu de ce patricien né en 1753, à Chambéry, dans le voisinage de Voltaire, nourri de traditions patriarcales, élevé par des jésuites, ruiné par les confiscations d'une conquête française, assombri par les malheurs de sa patrie, devenu le ministre d'une royauté sans couronne, et relégué pendant quatorze ans, de 1803 à 1817, loin de sa femme et de ses enfants, près de la cour de Russie, où, pauvre, à peine payé de son chétif traitement, réduit à s'abriter dans une auberge, à vendre son argenterie pour vivre, à ne point paraître aux revues faute d'un ruban, à ne pas sortir

par le froid faute d'une pelisse, il sut pourtant, par la dignité de son attitude, par sa probité parfaite et les lumières de sa parole, garder fièrement son rang, imposer le respect aux plus hautains, et pénétrer dans la confiance intime du souverain étranger dont il sollicitait le patronage en faveur de son pays asservi, et de son roi déchu.

Ses rares aptitudes ne se révélèrent qu'assez tard. Sénateur mêlé aux grandes affaires d'une petite principauté, il avait mûri lentement dans le secret d'une vie modeste et studieuse, à l'école de l'histoire, et surtout de cette expérience pratique dont les leçons forment les sages. Quelques brochures, entre autres un pamphlet publié sous le nom de Jean-Claude Têtu, sorte de provinciale populaire où se manifeste l'âcreté de son ironie, tels avaient été les préludes d'un maître qui n'attendait qu'une occasion pour entrer en scène. Un mémoire sur les émigrés savoisiens nous montre aussi dans ce Vendéen du Piémont le publiciste qui s'initie à de vastes opérations par des escarmouches brillantes de tirailleur embusqué dans ses montagnes. Parmi ces engagements d'avant-garde se distingue déjà, sous des professions de foi impérieuses et irascibles, l'intuition d'un regard perçant qui interroge le ciel ; comme saint Augustin en présence du monde bouleversé, il cherche l'asile d'une *Cité de Dieu*, où les âmes vraiment religieuses puissent se satisfaire enfin par des clartés supérieures.

Ne sourions pas de ces ambitieuses visées. S'il est

ceux même qui crurent la conduire. En face de la France trahissant le Christ dont elle avait toujours été le soldat, et portant sur la croix une main sacrilége, il jugea que le châtiment devait être immense comme le forfait; et il expliqua par un fatalisme tout judaïque pourquoi notre nation « condamnée à mort » s'était si passivement soumise à l'arrêt dont les jacobins furent les exécuteurs. Il ajoutait qu'en se décapitant les uns les autres, ceux-ci venaient d'accomplir contre eux-mêmes la justice de Dieu, et d'assurer la restauration prochaine de tout ce qu'ils croyaient avoir détruit.

Tel est le sens de ses *Considérations sur la Révolution française*, qui datent de 1796, heure à laquelle se produisit parmi nous une recrudescence de regrets et d'espérances, dont le courant, refoulé par le 18 Fructidor et le 18 Brumaire, circula durant l'Empire par des voies souterraines jusqu'au jour où le rappel des Bourbons lui ouvrit une issue victorieuse. Première assise des monuments qu'il édifiera plus tard, cet écrit contient par avance toutes les doctrines du philosophe, et surtout l'idée mère d'où elles procèdent, à savoir la foi permanente en un gouvernement providentiel qui est la raison des choses; car, sans lui, l'histoire ne serait plus que chaos et ténèbres. « Nous sommes tous, disait-il, attachés au trône de l'Être suprême par une chaîne souple qui nous retient sans nous asservir » ; et ce principe il l'applique aux récentes épreuves dont ses conjectures cherchent les causes, ou veulent pré-

d'un royaliste qui entendait partout ses amis réduire la Révolution aux mesquines proportions d'une émeute fortuite, il y eut en effet un singulier mérite à lui restituer son caractère grandiose, et à la considérer comme un fléau réparateur envoyé d'en haut pour régénérer le monde. C'était, en dépit de différences radicales, abonder un peu dans le sens de ses adversaires qui se justifiaient par des raisons de salut public, et croyaient aussi, par leurs excès, inaugurer un âge d'or pour l'humanité.

Dès ce début s'accuse encore un des traits qui seront le plus familiers à la physionomie du comte de Maistre, je veux dire son goût de prévisions lointaines, et sa manie de prophétiser l'avenir. Ici, la sûreté de sa logique est attestée par des pressentiments lumineux, et par des éclairs qui percent le nuage. Mais notons en passant que le bonheur de ses rencontres va lui devenir un piége. Trop confiant dans « la force indéfinissable qu'il sentait en lui », il continuera de prédire en l'absence de Dieu, et alors jouera parfois le rôle d'un Isaïe de salon qui s'expose au ridicule par l'outrecuidance d'une prétention à laquelle les faits donnent de fâcheux démentis. Ne s'avisa-t-il pas d'écrire avec aplomb : « L'on pourrait gager mille contre un que la ville de Washington ne se bâtira pas, ou que le Congrès n'y résidera pas. »

Nous ne saurions non plus prendre au sérieux toutes les suppositions dans lesquelles se lance sa fantaisie, lorsqu'il se met en tête de nous initier

aux moindres secrets de la Providence, comme s'il avait assisté de près à ses conseils. Pour grandir la Divinité, il rapetisse tellement les hommes qu'il en arrive à leur refuser jusqu'au sens commun. Les choses lui paraissent d'autant plus divines qu'elles prêtent plus à la moquerie, et il advient ainsi que cet ennemi personnel de Voltaire finit par juger le train du monde avec un sans-façon presque voltairien. Cette impression est sensible surtout dans ce pamphlet composé sous la dictée des circonstances, et avant les méditations qui lui permirent d'organiser ses idées en un système fortement lié. Il n'en est encore qu'à la guerre de partisans. Ses anathèmes s'affilent en épigrammes. Il se joue en tirailleur, même sur le terrain théologique, et semble plus soucieux de blesser ses antagonistes que de les convertir. Usant de raillerie et de mépris plus que de graves arguments, il dédaigne les objections, songe moins à se défendre qu'à prendre l'offensive, et, faute de mieux, veut prouver au moins par sa verve que l'esprit passe enfin du camp des incrédules à celui des croyants.

Du reste, le croyant même va chez lui se transformer de plus en plus en politique, et il sera moins inquiet d'assurer notre salut dans l'autre monde que dans celui dont le bonheur dépend, à ses yeux, d'une alliance définitive entre le trône et l'autel. C'est c qui ressort d'un ouvrage qu'il édita seulement en 1819, mais qui ne paraîtra pas étranger à la période impériale, si l'on se demande sous quelles influences

il fut conçu. En se faisant couronner par la Papauté, Napoléon avait, sans le vouloir, donné des armes à une puissance qui, dans la France, la Belgique, l'Italie et l'Allemagne, contribua bientôt à susciter contre lui l'effort d'une coalition européenne. Bien que Rome fût réduite en province française, le Souverain Pontife, retenu prisonnier dans le palais de Fontainebleau, avait été relevé plutôt qu'abaissé par des infortunes noblement subies. Aussi la réaction des consciences collabora-t-elle au livre intitulé *le Pape*, manifeste dans lequel M. de Maistre, avec cette intempérance qui est à la fois sa force et sa faiblesse, ose faire de la personne morale ce que l'Empire faisait de la personne civile. Il y impose en effet non-seulement à l'Épiscopat, mais à toutes les couronnes, la tutelle administrative d'une souveraineté infaillible qui échappe au contrôle des conciles comme à celui de toute raison individuelle. En se réfugiant ainsi aux pieds du Saint-Père, pour lui décerner la toute-puissance, et cela sur les rois non moins que sur les peuples, il agissait comme ces nations qui, dans un extrême péril, se ralliant autour du centre menacé, défèrent à un dictateur l'unité du commandement. Pour en arriver là, il n'eut d'ailleurs qu'à suivre la pente de ses principes. Convaincu de cette vérité, que la Providence préside à la direction des choses terrestres, un logicien si obstiné ne pouvait se contenter de cet à-peu-près et de ces vagues formules qui font belle figure dans un discours officiel. Aussi lui fallut-il, à tout prix, rencontrer ici-bas le ministre

visible de la puissance mystérieuse à laquelle il rapportait tous les événements humains. Sans tenir compte de scrupules ou d'objections qui partaient du sanctuaire même, il montra donc, dans la chaire de Saint-Pierre, le siége de ce pouvoir toujours vigilant qui s'unit sans cesse à l'homme, en dehors de tout intermédiaire, par la permanence de ses oracles. De là cette thèse conclue par cet axiome : « Le dogme capital du christianisme est le Souverain Pontife. »

Ce ne fut point l'enthousiasme d'un cœur religieux qui le poussa vers ce coup d'État. L'élan spontané de la foi n'y paraît guère, du moins si nous en jugeons par les prémisses tout à fait empiriques sur lesquelles se dresse l'échafaudage de sa construction. Elles sont en effet d'un publiciste qui, altérant l'histoire par des illusions complaisantes, ne plaide que par des arguments temporels la cause de la toute-puissance spirituelle. Lorsque plus tard Lamennais soutint la même doctrine, il tenta du moins de l'étayer sur des spéculations philosophiques. Mais Joseph de Maistre ne s'appuie que sur des faits sujets à controverse, et sur des intérêts de police sociale. Suivant lui, l'infaillibilité n'est pas un privilége exclusif qu'il réclame pour le chef de l'Eglise, mais un droit commun inséparable de toute souveraineté, et qu'il revendique comme l'essence même de tout pouvoir. Cette prérogative, qui ne serait possible qu'à la condition d'être un miracle toujours subsistant, il nous l'offre comme une fiction indispensable à tout gouvernement, et surtout à celui qui, supé-

rieur aux autres, ne saurait admettre l'interrègne du moindre doute. Assimilant l'intervention directe et constante du Saint-Esprit aux arrêts de la Cour de cassation, ou aux décisions du Parlement anglais, il nous mène à cette conclusion, que le titre dont il investit le Saint-Père est un fait, et qu'il convient de le légitimer comme un droit, pour en finir avec toute chance périlleuse d'opposition et de dispute. Cette conséquence, M. de Maistre ne répugne point à l'accepter; car il est de ces intrépides qui se refusent aux transactions. *Tout ou rien*, voilà sa devise. Il ne connaît que l'absolu, il ne tend qu'à l'universel, et se croit toujours en présence de lois définitives. C'est le tour naturel de son esprit.

Qu'il y ait là, parmi les écarts d'une dialectique d'ailleurs ingénieuse, des échappées d'éloquence, de grandioses perspectives ouvertes sur l'histoire, des esquisses tracées par un pinceau magistral, nous ne le nierons point. Toutefois, ce n'est jamais impunément qu'on s'éloigne du vrai; et l'on s'en aperçoit ici non-seulement aux fantaisies d'une science captieuse et à l'étrangeté de ses affirmations, mais à des bizarreries de style qui nous autoriseraient à l'appeler le Sénèque de l'école ultramontaine. Aussi ne nous étonnons pas que ces anachronismes évoqués des profondeurs du moyen âge aient été reçus comme une provocation par un public animé d'une vive ferveur pour ses institutions parlementaires. Les dépositaires de la tradition religieuse n'accueillirent pas eux-mêmes sans ombrage un docteur qui semblait

usurper, sans mandat régulier, la garde du sanctuaire. Leur crainte était fondée. Car on pourrait démontrer par des textes que le comte de Maistre fut souvent un rationaliste sans le savoir, par exemple lorsqu'il définit les dogmes « des lois du monde divinisées, et des notions innées déposées dans les traditions de tous les peuples », lorsqu'il ramène le christianisme « à des vérités de conscience universelle », lorsqu'il admet « des révélations progressives correspondant à chaque transformation sociale », lorsqu'il regrette que l'Église ait rédigé par écrit ses décisions, et se soit ainsi comme enfermée dans des remparts qui l'empêchent d'embrasser le genre humain. — On rencontre donc chez lui plus d'un germe dont l'éclosion serait facilement une hérésie. Ici même, nous voyons qu'il humanise le dogme de l'infaillibilité, puisqu'il le déclare inhérent à l'exercice de toute autorité souveraine, et dit expressément : « Dans l'ordre judiciaire, il est indispensable d'en venir à une puissance qui ait le dernier mot, juge, et ne soit point jugée. Or, dans la pratique, c'est identiquement la même chose de n'être pas sujet à l'erreur, et de ne pouvoir en être accusé. » En résumé, s'il garde les mots orthodoxes, il en change bien souvent le sens et la réalité.

Cependant, il n'y a rien de médiocre dans l'impression qu'il nous laisse, et ses erreurs mêmes ont grand air. Malgré des paradoxes qui nous impatientent, il ne nous déplaît pas non plus d'ajouter que le livre du *Pape* a fait bonne justice des préjugés accré-

dités sur le moyen âge, et sur le rôle qu'y joua la cour de Rome. Oui, il y eut du courage à nous représenter pour la première fois le Pontificat comme un Pouvoir accepté par la République féodale, dont les respects s'inclinaient volontairement devant cet arbitre international qui, dans maint conflit, modéra des passions barbares, et, parmi des violences sans frein, conserva ce droit des gens, ou ces garanties de morale publique et privée en dehors desquelles toute vie commune deviendrait intolérable. Pourvu qu'on n'exagère pas l'importance de ce bienfait, et qu'on fasse aussi la part des déviations ou des abus qui en atténuèrent la portée, nous souscrirons donc à cette réhabilitation, sous bénéfice d'inventaire. Mais l'illusion commence avec la prétention d'appliquer à l'Europe moderne une théocratie qu'ont périmée tant de changements définitifs opérés dans les lois et les mœurs, dans les rapports des princes ou les intérêts des peuples, et surtout dans les esprits aujourd'hui indifférents ou rebelles à des sentiments sans lesquels cette utopie d'un tribunal amphictyonique ne pourrait ni s'établir, ni se maintenir.

II

Si nous ne consultions que les dates, nous devrions encore ajourner un autre ouvrage du comte de Maistre, et le plus populaire de tous, les *Soirées de Saint-Pétersbourg*, qui, publiées en 1821, appartiennent à

la Restauration. Mais, outre que la chronologie est trompeuse quand il s'agit d'une étude morale ou littéraire qu'on ne saurait sans inconvénient interrompre et briser en menus fragments, le choix même de ce sujet où il est question du gouvernement temporel de la Providence nous avertit dès l'abord que ces pages furent entre toutes le contre-coup récent de la Révolution française. C'est en effet le décisif épanouissement des idées que l'auteur des *Considérations* avait touchées en courant du premier feu de sa polémique. Aux environs de 93, il entrevoyait déjà des promesses de rédemption dans le sacrifice qui venait de faire couler à flot le sang des justes. Plus tard, le penseur qui promenait sa rêverie morose sur les bords de la Néva découvrit d'autres horizons que la place funèbre où le bourreau avait porté sa main sur les têtes les plus augustes. Parmi les ravages dont l'Europe était le théâtre, devant ces hécatombes humaines immolées par le génie des combats dans des luttes qui, déplaçant toutes les frontières, faisaient chanceler du Nord au Midi les trônes de tant de rois ou la fortune de grandes nations, il embrassa de ses regards l'histoire universelle si féconde en fléaux qui punissent ou purifient; et il y reconnut comme une loi de nature démontrant par des signes visibles un dogme religieux sous lequel se cachent d'importants problèmes de philosophie.

Quelle est l'origine du mal? D'où vient la démence de la guerre? Comment justifier les épreuves des

bons? Qu'est-ce que la solidarité des fils d'Adam? Que vaut la prière? Que faut-il entendre par le mot terrible d'*expiation?* Peut-on concilier la liberté de l'homme et la bonté de Dieu? Tels sont les formidables *Pourquoi* auxquels s'attaque ce Platon biblique dont l'aventureux essor nous emporte vers des cimes où l'on ressent une sorte de vertige, mais assez hautes pour que toutes les contradictions paraissent un instant s'accorder en une merveilleuse harmonie. A l'intérêt des idées s'allie la beauté de la forme dans ce dialogue échangé entre trois interlocuteurs, un chevalier français d'ancien régime, vif et léger, mais sincère en ses propos, un sénateur schismatique dont le sens droit ne demande qu'à se laisser convertir, et le comte de Maistre en personne, facilement reconnaissable à l'entrain superbe de son ardente parole. Ce cadre, on le voit, se prête bien au mouvement, à la variété du discours, aux surprises de l'érudition, aux boutades imprévues de la verve, à l'escrime serrée de la dispute, comme aux éclats d'une éloquence qui tour à tour nous charme, nous irrite, ou nous égare.

Aussi ne nous hâtons pas de traiter cavalièrement ce gentilhomme de vieille race qui, venant de voir Louis XVI succomber avec tant de pures victimes sous le poids d'une responsabilité lointaine, commente par des analogies quelquefois trop subtiles, mais souvent frappantes, le dogme de la déchéance, ou la loi héréditaire du mérite et du démérite. Pour peu que l'on examine les vicissitudes de

l'histoire, il est certain que la destinée de chaque génération ne dépend pas uniquement de ses actes, mais des vertus ou des fautes dont les conséquences lui furent transmises comme un heureux ou triste héritage. Oui, il y a de siècle en siècle un flux et reflux de dettes réciproques, et il importe que chacun de nous le sache, ne fût-ce que pour travailler plus sûrement à la fortune de ceux qui nous suivront. Or, si cette succession de richesse ou de pauvreté morale fait les familles prospères ou indigentes, pourquoi donc ne causerait-elle pas également la grandeur ou la décadence des nations?

Quant aux déductions qu'une logique outrée tire de ce spectacle, elles ont pour excuse l'entraînement de ces souvenirs indignés qui venaient de mettre tant d'honnêtes gens en droit de légitime révolte contre les acteurs d'une tragédie sanglante. Sans faire porter à la philosophie du XVIII[e] siècle la peine des attentats qui la calomnièrent sous prétexte de l'introniser, comprenons pourtant ce qu'il y eut d'irrésistible dans la revanche prise par une croyance opprimée contre les tyranniques injures qui l'avaient si longtemps réduite au silence. Ce n'est pas que nous partagions ce pessimisme impitoyable qui s'acharnait à ne voir dans la nature humaine que la misère de sa chute, et semblait se faire une joie cruelle des châtiments infligés aux coupables. Ces rigueurs sont aussi contraires au devoir du chrétien qu'à celui du philosophe. Mais ne furent-elles pas une réponse provoquée par ces optimistes naïfs dont les chimères fondées

sur des rêves d'innocence primitive avaient dégénéré si vite en démentis donnés aux idylles de leur fausse philanthropie? Pour des esprits encore émus par les visions d'une orgie forcenée, le dogme de la Providence ne pouvait donc plus avoir cette majesté sereine que nous admirons chez Bossuet parlant à des cœurs dociles et reposés. Il y a toujours de l'excès dans les représailles; et, si le comte de Maistre courbe trop servilement les peuples ou les rois sous la main d'un Dieu inexorable, son christianisme irrité s'éloigne moins encore de la vérité que ne fit l'irrévérence d'une impiété qui livrait le monde à la merci du hasard. Pour rester équitables, ne le jugeons donc pas comme un penseur désintéressé qui dogmatise à loisir, et à distance de toute passion, mais plutôt comme un combattant qui monte à l'assaut d'une place ennemie, l'épée nue, et prêt à tout saccager.

N'oublions pas non plus que le bruit des armes retentissait par toute l'Europe, lorsque, dans son observatoire de Saint-Pétersbourg, et pour ainsi dire à la lueur de l'incendie, de Maistre écrivait cette mémorable page : « Coupables mortels, et malheureux parce que nous sommes coupables, c'est nous qui rendons nécessaires tous les maux physiques, et surtout les guerres! Les hommes s'en prennent aux souverains, et rien n'est plus naturel. Horace disait en se jouant :

Delirant reges, plectuntur Achivi [1].

1. A chaque folie des rois, ce sont les Grecs qui pâtissent.

« Jean-Baptiste Rousseau a dit aussi, avec plus de gravité et de véritable philosophie :

C'est le courroux des rois qui fait armer la terre;
C'est le courroux du ciel qui fait armer le srois.

« Observez de plus que cette loi déjà si terrible de la guerre n'est cependant qu'un chapitre de la loi générale qui pèse sur l'univers. Dans le vaste domaine de la nature vivante, il règne une violence manifeste, une espèce de rage qui arme tous les êtres *in mutua funera*.[1] Dès que vous sortez du règne insensible, vous trouvez le décret de mort écrit sur les frontières mêmes de la vie. Déjà dans le règne végétal on commence à sentir la loi; depuis l'immense catalpa jusqu'aux plus humbles graminées, combien de plantes meurent, et combien sont tuées! Mais, dès que vous entrez dans le règne animal, la loi prend tout à coup une épouvantable évidence. Une force à la fois cachée et palpable se montre continuellement occupée à découvrir le principe de la vie par des moyens violents. Dans chaque grande division de l'espèce animale, elle a choisi un certain nombre d'animaux qu'elle a chargés de dévorer les autres. Ainsi, il y a des insectes de proie, des reptiles de proie, des oiseaux de proie, des poissons de proie, et des quadrupèdes de proie. Il n'y a pas un instant de la durée où l'être vivant ne soit dévoré par un autre. Au-dessus de ces nom-

1. Pour de mutuelles tueries.

breuses races d'animaux est placé l'homme, dont la main destructrice n'épargne rien de ce qui vit. Il tue pour se nourrir, il tue pour se vêtir, il tue pour se parer, il tue pour attaquer, il tue pour se défendre, il tue pour s'instruire, il tue pour s'amuser, il tue pour tuer : roi superbe et terrible, il a besoin de tout, et rien ne lui résiste.

« Mais cette loi s'arrêtera-t-elle à l'homme? Non sans doute. Cependant, quel être exterminera celui qui les extermine tous? Lui. C'est l'homme qui est chargé d'égorger l'homme. Mais comment pourra-t-il accomplir la loi, lui qui est un être moral et miséricordieux, lui qui est né pour aimer, lui qui pleure sur les autres comme sur lui-même, qui trouve du plaisir à pleurer, et qui finit par inventer des fictions pour se faire pleurer, lui enfin à qui il a été déclaré qu'on redemandera jusqu'à la dernière goutte du sang qui aura été versé injustement? C'est la guerre qui accomplira le décret. N'entendez-vous pas la terre qui crie, et demande du sang? Le sang des animaux ne lui suffit pas, ni même celui des coupables saisis par le glaive des lois. La terre n'a pas crié en vain; la guerre s'allume. L'homme pris tout à coup d'une fureur divine, étrangère à la haine et à la colère, s'avance sur le champ de bataille, sans savoir ce qu'il veut, ni même ce qu'il fait. Rien ne résiste, rien ne peut résister à la force qui traîne l'homme au combat. Innocent meurtrier, instrument passif d'une main redoutable, il se plonge, tête baissée, dans l'abîme qu'il a creusé lui-même;

il donne et il reçoit la mort, sans se douter que c'est lui qui a fait la mort. Ainsi s'accomplit sans cesse, depuis le ciron jusqu'à l'homme, la grande loi de la destruction des êtres vivants. La terre entière, continuellement imbibée de sang, n'est qu'un autel immense où tout ce qui vit doit être immolé sans fin, sans mesure, sans relâche, jusqu'à la consommation des choses, jusqu'à l'extinction du mal, jusqu'à la mort de la mort. La guerre est donc divine en elle-même, parce que c'est une loi du monde ; la guerre est divine, par ses conséquences d'un ordre surnaturel ; divine dans la gloire mystérieuse qui l'environne, et dans l'attrait non moins inexplicable qui nous y porte, divine par la manière dont elle se déclare, divine par l'indéfinissable force qui en détermine le succès. »

Dans ce tableau dont le coloris égale les sombres splendeurs de Lucrèce, nous saisissons au vif les qualités de l'écrivain comme aussi les saillies du théologien qui, donnant à l'orthodoxie un air de paradoxe, est plus voisin des traditions hébraïques et de leur âpre dureté que du christianisme et de sa mansuétude. Nous dirons même que son Jéhovah ressemble beaucoup plus au Teutatès des Druides qu'au Dieu d'Israël, et surtout à celui de l'Évangile. Aussi n'aura-t-il jamais nos prières. Mais ne déclamons pas contre un talent généreux qui, impatienté par les déclamations de ses adversaires, alla lui-même, pour les narguer, au delà du but où il visait, et dépassa peut-être ses convictions intimes. Ne

voyons point des articles de foi personnelle dans ces ripostes inspirées moins par la raison que par l'imagination, par l'ennui du lieu commun, et l'arrogance d'un pamphlétaire qu'emportait la dispute. A propos du livre qui nous occupe, Joseph de Maistre ne disait-il pas à l'un de ses amis : « Mettons ceci, ajoutons encore cela : *ça les fera enrager là-bas* » ? Dans ce propos tenu près du foyer nous surprenons le brusque ressort qui fit souvent aller sa plume. Il voulait pousser à bout des gens qu'il n'estimait pas, et envers lesquels ses aversions ne se croyaient tenues à aucun égard. De là ces traits lancés à brûle-pourpoint par un provocateur qui n'eût pas craint de marcher, à lui seul, contre toute une armée. De là ces sorties furieuses faites, tête baissée, par un combattant qu'enivre l'odeur de la poudre. De là tant de bravades inconscientes ou préméditées, dans lesquelles on sent à la fois et le parti pris d'une plume qui a besoin d'exercer sa vigueur, et l'exaltation d'une pensée trop solitaire pour être réglée par ces contre-poids qui assurent l'équilibre. Ses écrits furent en effet rédigés loin du public, dans l'isolement d'une espèce de désert où nul écho ne lui renvoyait sa voix perçante. Réduit à causer avec lui-même pour consoler les tristesses de son exil, il n'eut jamais cette sauvegarde de la contradiction qui vient avertir les téméraires, et leur crier : *Holà !* Aussi perdrait-on sa peine à chercher l'esprit du Christ dans ce contempteur de la raison, si préoccupé d'intérêts terrestres qu'il abaisse parfois

la religion jusqu'à n'être qu'un instrument d'État, par exemple, quand il dit : « Si j'étais athée, je déclarerais le pape infaillible par édit public, pour l'établissement de la paix sociale. »

Laissons donc de côté des théories plus singulières que profondes, et l'étalage trompeur d'une érudition où fermente le levain de la haine. Nous ne ferons pas au dénigrement des plus grands noms la faveur de croire qu'il puisse suffire à une réputation. Pour être digne de mémoire, ce n'est point assez d'avoir injurié Voltaire dans un accès de rage éloquente, mais épileptique. Toutefois, s'il y a là trop de parties périssables, les ouvrages du comte de Maistre vivent encore par des questions élevées qui sollicitent puissamment la curiosité du philosophe.

Si elles s'y trouvent agitées sans être résolues, c'est quelque chose pourtant de les avoir abordées de front avec une bravoure qui coupa court aux dédains de l'ironie, ou aux langueurs de l'indifférence. Outre que ces ambitieuses visées nous retiennent toujours en de hautes régions où l'air est vivifiant, un souvenir durable est dû à ce flot d'idées qui chez lui coulent de source, et surtout à ces épisodes qui se détachent en pleine lumière comme d'un fond ténébreux. Parmi ces pages restées célèbres, l'apologie du bourreau est une des peintures dont l'infernale magnificence atteste les impressions que la Terreur avait gravées en des cœurs blasés par la souffrance. Citant ce passage dans son cours de Sorbonne, M. Villemain s'arrêta tout à coup sur une phrase inachevée, au

moment le plus affreux de la description, et ajouta : « L'horreur que vous éprouvez m'avertit de ne pas continuer, et cette horreur est un jugement. » Par cette suspension ingénieuse, le goût du critique mettait son auditoire en juste défiance contre les beautés inquiétantes d'une tirade trop froidement combinée pour l'effet. Il infligeait un blâme discret à un procédé qui consiste à n'agir que sur les sens, et cette leçon littéraire avait aussi sa portée morale. Car entre le fond et la forme il y a solidarité si intime que les mieux doués courent le risque d'un réalisme brutal, lorsque, cessant de parler à l'âme, ils substituent la sensation au sentiment.

On se tromperait pourtant si l'on s'autorisait de ces âpretés pour refuser à Joseph de Maistre les dons sympathiques de la sensibilité. En général, il convient de ne pas prendre strictement au mot le langage public des plus sincères. Dans notre temps surtout, il y a chance de méprise à n'étudier les personnages que sous leur costume de cérémonie, et comme en représentation. Aussi ce rude censeur de ses contemporains gagne-t-il beaucoup à être visité au coin du feu, dans le sans-façon de sa correspondance familière. Il n'y est plus à l'état de volcan faisant éruption. Le publiciste altier qui nous effarouchait par des semblants de grand-inquisiteur y devient aimable, avenant, simple, facile, indulgent; père de famille tout moderne, badinant avec ses enfants, et prompt à des tendresses qui nous réconcilient avec son cœur. Reconnaîtriez-vous l'apologiste de la guerre dans ces

plaintes touchantes inspirées par le départ de son fils, enrôlé volontaire en 1807 : « Il est parti, il s'en va, faisant sept à huit lieues par jour ! Ah ! mon cher comte, je n'ai point d'expression pour dire cela, la pauvre mère ne sait pas le mot de tout ce qui se passe ; et moi je suis seul ici, sans femme, sans enfant, sans amis, du moins de ceux avec qui l'on pourrait pleurer. Il a fallu avaler ce breuvage amer, et tenir le calice d'une main ferme. Je ne vis pas : nul ne sait ce que c'est que la guerre, s'il n'y a son fils. » Nous pourrions citer aussi comme des modèles de grâce, de bon sens et de câlinerie paternelle les lettres qu'il adresse à la plus jeune de ses filles, à M^lle^ Constance, née quelques mois après une séparation qui le priva de ses plus douces joies. Le politique lui-même semble alors se tempérer ; il paraîtra presque modéré, si on le compare à M. de Bonald. Par raison, il se résout à faire la paix je ne dis pas avec son temps, mais avec la France qu'il aime, malgré tout, quoiqu'elle ait confisqué ses biens, chassé son roi, conquis son pays, et outragé son Dieu. Elle ne cesse pas d'être sa patrie de prédilection ; et, au lendemain de nos suprêmes désastres, il s'écriera résolûment : « *Point de salut que par la France.* »

Soyons également généreux envers lui, et ne marchandons pas la louange à un style où l'on rencontre tout ensemble du Machiavel, du Montesquieu, du Tacite, du Bossuet, du Pascal, et parfois, ne lui en déplaise, du Voltaire. Par l'énergie, les jets étincelants, l'intensité de l'accent, la souplesse du tour,

l'ampleur et la hardiesse des images, de Maistre force jusqu'à l'admiration de ses ennemis. Sa langue surtout a une rare franchise. Écrivant à un homme d'État, il disait quelque part : « Il y a, votre Excellence le sait, deux langages ministériels. L'un est de convention, tout en compliments et en grands mots ; il ne parle que de *confiance parfaite*, *de reconnaissance sans bornes*, *d'augustes amis*, *de hautes puissances*, etc. Je connais cette langue, et je la vénère comme bonne dans l'usage commun et extérieur. Mais il y a une autre langue, sévère et laconique, qui atteint la racine des choses, les causes, les motifs secrets, les effets présumables, les tours de passe-passe, et les vues souterraines de l'intérêt particulier. Cette langue a son prix. » C'est ce qu'il prouve en la maniant si bien que je l'appellerais volontiers le *Gentilhomme du Danube*. Sous sa plume, la parole n'est pas moins vibrante que sur ses lèvres ; et, si son expression touche une pensée juste, elle la grave sur l'airain. Dardés comme des flèches, ses mots s'enfoncent invinciblement dans la mémoire.

Aussi regretterons-nous d'autant plus qu'il justifie souvent à ses dépens cette réflexion si juste que nous lui empruntons : « Ces temps sont bien tristes, les passions s'y mêlent à tous les débats ; chaque différence d'opinion produit des jugements outrageux, et par conséquent des haines. C'est une chose étrange qu'à l'époque où les hommes se sont donné le plus de torts, ils ne veuillent s'en pardonner aucun, et

regardent comme des erreurs monstrueuses et pour ainsi dire comme des forfaits des opinions qui ne peuvent être jugées que par les événements futurs. » Voilà un véritable *meâ culpâ*, et les fougueuses incartades dont il s'accuse indirectement pourraient bien avoir été provoquées par le secret dépit d'une intelligence qui sentit sa cause perdue, mais était trop engagée par le point d'honneur pour rendre les armes, et confesser sa défaite.

C'est ce que nous laisse soupçonner plus d'un secret désaccord surpris par une analyse attentive à démêler tous les traits de son caractère. Oui, bien que la foi pratique ait été souveraine sur ses actes, son âme dut pourtant connaître, elle aussi, les conflits intérieurs; car certaines contradictions s'entrevoient non dans sa vie, mais dans le tumulte de ses pensées, parmi les violences qui affligent ses admirateurs, et sous les embarras d'une conscience parfois désorientée qui demande sa direction à des paradoxes, ou s'échappe en aveux furtifs dont l'adversaire pourrait tirer avantage. Ne lui fait-il pas la partie belle lorsqu'il met les prêtres et les nobles au rang des grands coupables que la Révolution devait punir, parce que leur abaissement moral exigeait expiation ? Ne s'est-il pas rendu à l'évidence quand il écrivit, en 1794, à M^me^ de Costa : « Il faut avoir le courage de le déclarer, *nous avons pris la Révolution pour un événement; nous étions dans l'erreur, c'est une époque* » ? Bien plus, il va jusqu'à dire : « Il me semble que tout vrai philosophe doit opter

entre ces deux hypothèses ; ou qu'il va se former une nouvelle religion, ou que le catholicisme sera rajeuni de quelque manière extraordinaire. » Il ne se faisait pas non plus d'illusion sur la fragilité des couronnes : car, dans une lettre également datée de 1794, il regardait les trônes de Naples, de Madrid et de Lisbonne comme des « monstres de faiblesse n'existant plus que par leur aplomb » ; et, parlant de la France, il ajoutait : « Nos neveux qui danseront sur nos tombeaux riront de notre ignorance actuelle ; ils se consoleront aisément des excès que nous avons vus, et qui auront conservé l'intégrité du plus beau royaume après celui du ciel. »

Quant au gouvernement militaire, « *l'horreur du siècle* », suivant son expression, il ne crut pas davantage à son avenir, le jour où il prononça cet arrêt : « *La Révolution est trop grande pour la tête d'un homme* ». Il serait long le catalogue de tous les passages où s'annonce l'indépendance d'un observateur trop éclairé pour se dissimuler ce qu'il y avait de caduc dans les institutions qu'il eût voulu rendre impérissables. Ce partisan déterminé de la légitimité admettait « qu'il y a des familles usées, au pied de la lettre », que « les fleurs de lis sont périssables », et que « la suprématie de la France est seule éternelle, autant que les choses humaines peuvent l'être ». Ces rétractations furtives auraient même pu se traduire en actes, si j'en crois cette réflexion : « *Toute grande révolution agit toujours plus ou moins sur ceux même qui lui résistent*, et ne

permet plus le rétablissement total des anciennes idées. Tel qui désire le roi très-sincèrement, et le lui aura écrit, sera très-capable de lui dire à son retour : *Cette mesure est tyrannique, et le roi n'a pas le droit de faire cela.* » Allons plus loin. Il est telle rencontre où il semble se résigner à la force des choses, notamment en cette lettre où, vers 1810, il dit en propres termes que la Révolution « dont la base est le monde » égale par ses conséquences « la chute de l'Empire romain », et qu'il serait impossible de la faire reculer. Il le laissait entendre à un ministre auquel il donna ce conseil prophétique : « L'esprit italien est né de la Révolution, et jouera bientôt une grande tragédie. Que le roi se fasse chef des Italiens, et que, dans tout emploi civil et militaire de la cour même, il accepte indifféremment des révolutionnaires. Ceci est essentiel, vital, capital. On se tromperait infiniment, si l'on croyait que Louis XVIII est remonté sur le trône de ses ancêtres. Il est remonté sur le trône de Bonaparte. D'abord démocratique, puis oligarchique, puis tyrannique, la Révolution est aujourd'hui royale ; mais toujours elle va son train. L'art du prince est de régner sur elle, et de l'étouffer doucement en l'embrassant. La contredire ouvertement et l'insulter serait s'exposer à la ranimer, et à se perdre du même coup. »

Nous ajouterons que Joseph de Maistre soulevant les voiles du tabernacle est aussi plus philosophe qu'il ne le croit. En cherchant l'esprit du dogme, son exégèse en atténue sensiblement la rigueur, et substitue

des lois rationnelles à la pure tradition léguée par les âges de naïve croyance. Il introduit ainsi sous les symboles une séve qui en fait pour ainsi dire éclater l'enveloppe. Il ne voit pas qu'il peut devenir périlleux d'expliquer le surnaturel par le naturel, et de ramener la théologie du ciel sur la terre, c'est-à-dire de l'inviolable au contestable. Dans les raffinements d'une controverse qui veut acclimater le mystère parmi les incrédules se distinguent les inquiétudes du siècle qu'il réprouve, et dont il a dit : « L'homme de nos jours semble ne plus pouvoir respirer dans le cercle antique des facultés humaines ; il prétend le franchir, et s'agite comme un aigle indigné contre les barreaux de sa cage. » Lui aussi, dans l'ordre spirituel, il éprouve, par accident, les impatiences de la pensée captive que tourmente le besoin d'un libre essor. Sans s'affranchir de l'obéissance, il s'arroge, en scrutant les Écritures, un droit que n'oseraient prendre les humbles de cœur. Les affinités qu'il découvre ou suppose entre le dogme et la science n'eussent-elles pas alarmé les maîtres dont il s'imaginait suivre les traces? Quelques-uns, ce me semble, auraient vu dans ces entreprises des audaces révolutionnaires qui n'élargissent la doctrine qu'en altérant son intégrité. La contagion régnante atteignit donc, à son insu, le médecin lui-même ; et, dans le remède qu'il prescrit, il y a quelques parcelles du poison qu'il voudrait neutraliser. C'est de l'homœopathie.

A force de rajeunir le catéchisme, il finit par se rapprocher de Rousseau plus que des Pères de l'Eglise,

et donner la main aux utopistes, à ceux du passé comme à ceux de l'avenir. C'est ainsi qu'il fraye les voies à Lamennais. Malgré la distance qui les sépare, ces deux noms se tiennent en effet, au moins par le dessein de renouveler l'air des écoles théologiques, et d'y introduire le commentaire soit d'une métaphysique transcendante, soit de l'histoire universelle. Bossuet avait eu le même instinct, mais réglé par le frein d'une exigeante orthodoxie. Il s'était borné à chercher dans les annales de l'antiquité la préparation extérieure et politique de l'Evangile. L'unité de l'Empire romain lui avait paru la condition providentielle de son avénement. De Maistre et, après lui, Lamennais vont au delà. Au lieu de creuser un abîme entre le paganisme et le christianisme, au lieu de déclarer ces deux mondes incompatibles, ils tentent de retrouver dans l'un les éléments de l'autre, c'est-à-dire l'essence d'une doctrine antérieure et perpétuelle qui n'attendait que le miracle de la Rédemption pour se formuler et se révéler. Ils essayent par là de renouer la chaîne des âges, et de saisir le principe de continuité par lequel le dogme se concilie avec les lois permanentes de la nature morale et même physique. C'est une de ces ambitions héroïques dont on souhaite le succès, et ses échecs mêmes ne sont pas sans gloire.

Aussi, quel dommage que chez un si grand esprit la passion ait été la plus forte ! Il était digne de lui d'écouter seulement sa raison, et de ne pas braver l'opinion par des scandales de pensée qui nous feraient presque douter de sa bonne foi, s'il n'était plus cour-

tois de considérer les jeux du logicien comme des sarcasmes dont le caprice ne doit pas être pris au tragique. Nous ne saurions par exemple nous attaquer sérieusement à des saillies analogues à celle-ci : « Contre notre légitime Souverain, fût-il un Néron, nous n'avons d'autre droit que celui de nous laisser couper la tête, en lui disant respectueusement la vérité. » Non, l'on ne réfute pas ces gageures soutenues contre le sens commun. Disons pourtant que le mépris de l'humanité ne profite point à celui qui l'affiche. Si Joseph de Maistre n'a pas eu le crédit qui est la récompense du talent voué à la vérité, s'il paraît un génie déclassé, ou même (ce qui serait excessif) un grand rhéteur de décadence, la faute en est aux sophismes par lesquels il ruina sa propre autorité. Lorsque, raisonnant à perte de vue pour nous interdire le droit de raisonner, il renverse tout ce qu'il y a de plus irrévocable dans nos idées d'affranchissement civil ou politique, et demande notre salut à des institutions qui n'ont pu se sauver elles-mêmes, il ressemble à cet ermite légendaire qui, dans l'espoir de le faire fleurir, arrosait obstinément un bâton planté dans le sable. Ce serait le cas de répéter aussi ce mot de M. de Talleyrand : « Il ne faut jamais se fâcher contre les choses ; car cela ne leur fait rien du tout. » Notre mauvaise humeur ne les empêche pas de cheminer à la façon d'une aiguille de montre qui, tantôt trop lentement, tantôt trop vite, va toujours, mais en avant, et jamais en arrière. Puisque Dieu nous a donné la raison, il y aurait aussi quelque impiété à

ne pas respecter en elle son auteur. Rien ne serait d'ailleurs plus maladroit ; car elle se venge de tous ses détracteurs, et a toujours le dernier mot. Le comte de Maistre eut trop d'esprit pour l'ignorer. De là vient que la fin de sa vie fut assombrie par le découragement d'une lutte inégale. « Nous marchons vers un trou, s'écriait-il en 1819 ; la tête me tourne, mais je meurs avec l'Europe. On écrira sur ma tombe : *Periit cum sonitu.* »

Du bruit ! il en fit sans doute, mais plus que le bien n'en doit faire. Quant à son influence, elle n'arrêta pas le flot sous lequel allait s'engloutir la dynastie que croyait protéger le patronage dangereux de son éloquence. Du reste, pendant la Restauration même, s'il fut, comme M. de Bonald, encensé par son parti, sa célébrité n'était guère que la parure littéraire d'une opinion, et ses prôneurs les plus remuants ne l'acceptèrent jamais sans défiance. Car l'absolutisme de sa doctrine ne rachetait point, à leurs yeux, ce que M. de Rémusat appelle spirituellement *son péché originel*, à savoir cette curiosité métaphysique dont il usait jusqu'à l'abus. Par là même, il devint suspect de défendre « la bonne cause » avec des armes empruntées à la mauvaise. Tandis qu'un pouvoir circonspect n'osait paraître trop ostensiblement le client d'un avocat impopulaire, l'autorité ecclésiastique aimait trop la discipline pour ne pas tenir à distance un allié dont les nouveautés déconcertaient ou effrayaient les timides et les habiles. On lui pardonna sans doute en faveur de son zèle ; mais,

comme nous dit un contemporain, on laissait volontiers ses livres « aux gens réputés pour avoir trop d'esprit ».

Ses conseils n'eurent donc pas de prise sur les habiles qui s'acquittaient envers lui par des éloges de pure politesse, et ne tirant pas à conséquence. Ce sera plus tard qu'il deviendra une puissance. Pour qu'il soit écouté comme un interprète de la foi, il faudra que le scepticisme finisse par perdre toute mesure, et que la raison publique s'énerve par l'indifférence. Alors, les excès de doctrine étant recherchés comme un stimulant d'imaginations blasées qui n'ont plus le goût du vrai, Joseph de Maistre se trouvera naturellement le chef d'une secte dont le ton habituel sera la violence, non pas seulement contre les idées, mais contre les personnes. D'aristocratiques qu'elles étaient, ces colères se démocratiseront; et, se donnant pour un prédicateur inspiré d'en haut, l'esprit de parti ne fera plus qu'injurier la société, sous prétexte de la convertir. Il rebutera les âmes au lieu de les persuader, il envenimera les malentendus, il contribuera de jour en jour à isoler l'Église du siècle, au détriment de l'une et de l'autre. Or, ne l'oublions pas, en sécularisant la théologie et la mêlant à la politique, le comte de Maistre offrit le premier exemple de ces duels regrettables où le dogme devient une arme dans la main d'un journaliste laïque, couvrant de sa voix les mandements des évêques, et compromettant le sanctuaire dont il s'est institué le gardien indiscret.

C'est donc sur lui surtout que retombe la responsabilité des déviations qui détournèrent les idées religieuses de leur lit naturel, je veux dire des pentes indiquées par les accidents d'un sol remué dans tous les sens. Ce tentateur sera trop écouté par un groupe de disciples posthumes qui croiront que la parole de vie ne peut prospérer à l'abri d'une charte écrite par des hommes, et que, pour relever le cœur des fidèles, il est nécessaire d'abaisser le caractère du citoyen. Ils ne comprendront point que pour l'Église la meilleure politique est de s'occuper activement de ses œuvres spirituelles, à la faveur des jours tranquilles ménagés à toute bonne volonté par la sagesse d'un gouvernement conforme aux besoins publics. Or, en parlant ainsi, nous n'entendons pas limiter un droit qui suppose un devoir, celui de lutter sans faiblesse contre les préjugés qui faussent les consciences, ou contre les entraînements qui égarent les âmes. Que le christianisme soit l'adversaire des vices et des passions, rien de plus indispensable. Lui conseiller ici l'indulgence, ce serait lui demander une sorte d'abdication. Mais, en revanche, vouloir qu'il se fasse l'ennemi de l'ordre civil, dont il faut qu'il soit l'élément conciliateur, c'est le reléguer dans l'ombre solitaire « où il ne serait plus que le privilége de quelques élus, et la consolation tardive de ceux que la douleur ou la vieillesse ont séparés du monde[1] ». N'est-il pas à craindre qu'on ne lui retire ainsi la

1. M. de Rémusat. Article de la *Revue des Deux Mondes*.

confiance des foules, et qu'on ne ferme à l'élite des penseurs une enceinte trop étroite où ne pénétrerait plus ni l'air, ni la lumière du dehors?

Outre que ce serait le pire des maux, l'histoire prouve que l'Église sut toujours s'accommoder aux formes de la société politique, et lui prêter un salutaire concours. Ce qu'elle fit dans le passé pour l'empire d'Occident ou les premiers âges de l'époque féodale, ne pourrait-elle donc pas le faire encore, en présence des transformations qui s'accomplissent, ou s'accompliront? On dira peut-être que cette heureuse entente, facile autrefois, ne l'est plus aujourd'hui, et qu'une incompatibilité d'humeur s'y oppose définitivement. Non, cela n'est pas. Laissons cette erreur soit aux fanatiques hostiles à toute croyance, soit aux aveugles qui nous offrent comme originale une contrefaçon de MM. de Bonald ou de Maistre. Il serait plus vrai d'affirmer que la démocratie est une des plus antiques traditions du christianisme, et que, pour vivre en paix avec elle, il lui suffit de revenir à ses propres origines, non par une absolution donnée aux fautes ou aux crimes de cette liberté menteuse qui est la licence, mais par l'intelligence de tous les instincts généreux qui deviendraient l'honneur de notre âge, s'ils étaient conduits prudemment dans les voies de la modération. Or, pour les guider ainsi, le mieux sera toujours d'entrer dans les intérêts du plus grand nombre, de partager nos espérances, de parler une langue comprise de tous, d'aimer la bonne philosophie comme la plus sûre ressource contre l'autre, en

un mot, de purifier et de régénérer, au lieu d'humilier et de maudire. Hors de là, pas de cordialité possible entre des frères ennemis toujours prêts à rompre une trêve précaire, et à passer de rapports contraints à une inimitié flagrante.

La conclusion qui ressort de notre étude est donc celle-ci : MM. de Bonald et de Maistre garderont leur juste renommée; mais elle a été funeste à la religion et à la monarchie. Arborer leur drapeau, c'est chercher la discorde, et rallumer la guerre interminable des principes. Le déserter sera la condition première d'un rapprochement sans lequel il y aurait dans la même patrie deux camps à jamais irréconciliables. Voilà ce que démontrent les fausses démarches de la renaissance religieuse qui se préparait alors dans les esprits. Elle eût plus sûrement tenu ses promesses, si la sincérité des cœurs n'avait pas été fourvoyée par les deux chefs d'une École où l'on n'apprend qu'à diviser ceux qui devraient s'unir, et à récriminer en vain contre l'irrévocable. « Lorsqu'une haute marée, dit Lamartine, assiége les falaises et vient battre, aux équinoxes d'automne, les digues de l'Océan, soyez sûrs que ce n'est pas la main d'un enfant qui a fait rouler un caillou de l'autre côté de l'Atlantique dans le bassin des mers, mais qu'un astre souverain pèse de son poids invincible sur l'élément dont vous voyez les agitations. » Le flux et le reflux des idées est régi par des lois qui ne sont pas moins irrésistibles. Il faut donc les accepter et s'en servir, au lieu de défier en elles la

force même des choses. L'influence est à ce prix. Aussi la restauration des sentiments chrétiens ne devait-elle pas être opérée par de belliqueux polémistes qui, au nom du dieu de paix, sonnaient la charge contre la tolérance et la liberté, mais par un séducteur plus soucieux de plaire que de dogmatiser, et dont le charme allait ramener les imaginations ou les âmes, sinon à une foi précise, du moins à la justice et à la sympathie.

CHAPITRE III

I. Restauration officielle du culte. Le premier Consul; fils du XVIII[e] siècle, sans être voltairien, il voit dans la religion une garantie d'ordre social, et un moyen de gouvernement. — Son déisme indifférent à toute foi positive. — Le Concordat, œuvre politique. Périls de ce traité d'alliance. — II. M. DE CHATEAUBRIAND. Biographie du poète; son enfance rêveuse, ses révoltes indépendantes, ses instincts aventureux. Séjour à Paris (1788); initiation à la vie littéraire, dans le voisinage de Jean-Jacques et de Bernardin de Saint-Pierre. — Voyage en Amérique (1791). *Son journal*; le paysagiste. — Retour en France (10 décembre 1791). — Le camp de Condé, l'émigré à Londres. — *Essai sur les révolutions*. Scepticisme politique et religieux. Contradictions. Années d'épreuves qui sauvegardent l'originalité de l'écrivain. — III. Le *Génie du Christianisme* (1802). Influence de Fontanes. Crise morale. Conseils de Joubert. L'à-propos de l'ouvrage; attendrissement des âmes mêlé de respect humain; réhabilitation littéraire et sociale du sentiment religieux. — Défauts et mérites. Le théologien et le peintre. Monument d'ordre composite. Prose descriptive; l'enchanteur. Il ferme la période voltairienne.

I

Un grand politique et un grand écrivain devaient être les promoteurs de ce réveil désirable dont le signal fut donné par le Concordat, et le *Génie du christianisme*. Quand M. de Bonald faisait à l'ancien régime l'honneur de l'ériger en théorie métaphysique, il ne releva que les chimériques espérances d'un parti qui se plaisait à vivre d'illusions. Quand M. de Maistre poussa des cris de colère contre les destructeurs du trône et de l'autel,

son verbe impuissant n'avait pas non plus la vertu qui ressuscite les morts. Tous deux auraient donc vraiment prêché dans le désert sans l'homme d'État qui, voulant utiliser la discipline de l'Église au profit de sa domination, rendit au culte sa vie extérieure, et sans le poëte qui, réconciliant l'esprit français avec un Dieu calomnié, « dressa la Croix sur toutes les avenues de l'intelligence humaine » [1], pour conduire enfin les foules repentantes ou émues vers le seuil des temples reconstruits.

Dans un pays que des siècles de monarchie et l'oppression révolutionnaire avaient habitué à recevoir d'en haut son mot d'ordre, l'initiative d'une réparation attendue, sans être encouragée par l'opinion régnante, ne pouvait guère procéder que d'un pouvoir assez habile pour en saisir l'à-propos, et assez fort pour imposer silence aux mécontents. Puisque la volonté d'un seul allait devenir partout maîtresse, expliquons la portée d'un acte solennel dont les conséquences subsistent encore, et interrogeons les mobiles qui l'inspirèrent au premier Consul. Ses propres témoignages seront ici notre lumière.

Et d'abord, il n'est pas douteux que la haute intelligence de l'Empereur se soit toujours inclinée respectueusement devant la croyance à un Être suprême. Mais, s'il faut s'en rapporter aux confidences du *Mémorial de Sainte-Hélène,* il n'allait pas au delà du déisme spiritualiste, et s'en tenait per-

1. M. de Sacy. *Variétés morales, littéraires et historiques.*

sonnellement au catéchisme du *Vicaire savoyard*. En rétablissant les cérémonies catholiques, il accomplit donc une œuvre sociale et politique dont il résumait ainsi les intentions : « Je me servais de la religion comme de base et de racine. Elle était, à mes yeux, l'appui de la morale, des vrais principes, et des bonnes mœurs. D'ailleurs, l'inquiétude de l'homme est telle qu'il lui faut le vague du mystère. Mieux vaut donc, pour lui, prendre là le merveilleux que de le demander à Cagliostro, à mademoiselle Le Normant, à toutes les diseuses de bonne aventure, et à des fripons. » Dans ces échappées de sens pratique, mais trop brutal, dont la franchise n'est pas exempte d'une involontaire irrévérence, ne cherchons point des sous-entendus et des réticences de voltairien. Non, Bonaparte n'eut jamais un tempérament de libre penseur, élevé à l'école du persiflage superficiel. Bien qu'il fût, aussi lui, fils du XVIII^e siècle, son rationalisme, tempéré par une secrète indifférence, reconnaissait plutôt des bornes qu'il ne voulut jamais franchir témérairement. Un jour, quelqu'un ayant osé lui dire qu'il pourrait finir par être dévot, il répondit d'un air sérieux : « Je crains que non, et je le regrette ; car c'est une vraie consolation. » Puis, l'entretien continuant sur ce sujet, il ajouta : « Dire d'où je viens, ce que je suis, où je vais, est au-dessus de ma raison, et pourtant cela est : je suis la montre qui existe, et qui ne se connaît pas. Toutefois, le sentiment religieux réconforte tellement les âmes que le posséder est un bienfait. » Ce ton

de grave attendrissement avait peut-être alors sa source dans les douleurs d'une infortune qui appelait à son aide le calmant d'une foi positive. Mais je soupçonne qu'au temps de sa grandeur, le Souverain habitué à voir dans le monde des forces plus que des principes dut mêler une certaine sécheresse à ces questions qu'il n'avait ni le goût, ni le loisir de méditer autrement qu'au point de vue de l'intérêt temporel, comme des faits envisagés de sang-froid, sans amour et sans haine.

Il sut du moins toujours concilier avec sa dignité morale la plupart des actes officiels que lui imposa l'exercice du pouvoir, et jamais il ne poussa le souci dynastique jusqu'à engager trop avant son intime responsabilité. Ce fut ainsi qu'après son mariage avec Marie-Louise, malgré les pressantes instances qui lui conseillaient d'aller, comme les anciens rois de France, communier en grande pompe à Notre-Dame, il s'y refusa résolûment, et ne voulut point s'exposer « à un sacrilége ». Entre les différents cultes qui se partageaient son vaste empire, cette attitude d'impartiale neutralité convenait du reste au devoir suprême qu'il formule en ces mots : « Nul doute que mon espèce de scepticisme ne fût profitable aux peuples. Autrement, aurais-je pu pratiquer une véritable tolérance parmi des sectes contraires, si j'avais été dominé par une seule? Comment aurais-je conservé l'indépendance de ma pensée et de mes mouvements, sous les suggestions d'un confesseur qui m'eût gouverné par les craintes de l'enfer?

J'étais tellement pénétré de ces vérités que je me promettais bien d'élever mon fils, autant qu'il eût été en moi, dans les mêmes principes. »

En d'autres termes, la religion, sous ses formes variées, lui parut être surtout une garantie d'ordre, et un instrument d'influence. Dès son expédition d'Italie, ses clairvoyants pressentiments avaient compris qu'une réaction religieuse était inévitable en France, et que l'appui du clergé serait un levier puissant pour un ambitieux. De là un double jeu qu'il soutint très-habilement. Tandis que dans sa correspondance particulière il parlait de la cour de Rome avec le dernier mépris, pour flatter les passions du parti révolutionnaire qui avait l'imprudence de traiter l'Église en ennemie, il ne cessa pas, dans ses rapports particuliers avec le Saint-Siége, d'être obséquieux ou câlin, et, dans ses démarches publiques, d'exagérer des hommages intéressés qui pûssent obliger le pontificat à la reconnaissance. Grâce à cette diplomatie, les deux camps crurent qu'il était pour eux un ami. Mais au fond, il avait surtout souci de sa fortune; et, une fois assuré de la dictature, il ne visa plus qu'à transformer ses auxiliaires de la veille en sujets dociles au moindre caprice de ses volontés. Tout en favorisant les doctrines et les pratiques dont le retour concourait au bien de ses peuples, à leur police administrative, à l'ornement de son trône et à la sécurité de sa couronne, il prétendit surveiller de près une autorité rivale dont les empiétements pouvaient gêner ses

vues, et usurper sur son domaine. Plus il sera obsédé par sa folie de domination universelle, et plus deviendront tyranniques les ombrages d'un despote qui voulait étendre sa suprématie sur toutes les consciences, et protégeait les prêtres catholiques de la même façon qu'il avait ménagé les imans, ou les sectateurs de Mahomet.

Musulman en Égypte, philosophe devant le Directoire, et catholique à Rome, il aurait donc pu dire avec Zaïre :

J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux.

Outre que ses actes en témoignent, ses aveux nous apprennent que, s'il avait été libre d'accomplir tout ce qu'il méditait, il eût gouverné le monde religieux aussi impérieusement que le monde politique. « Pie VII, dit-il avec impertinence, était vraiment un agneau : si nous eussions été laissés à nous seuls, je l'eusse amené à ne plus regretter son temporel ; j'en aurais fait une idole ; il fût demeuré près de moi ; Paris serait devenu la capitale de la chrétienté : mes conciles en auraient été la représentation. J'aurais eu mes sessions religieuses comme mes sessions législatives. Les papes n'en eussent été que les présidents, j'eusse ouvert et clos ces assemblées, approuvé et publié leurs décisions, comme l'avaient fait Constantin et Charlemagne. » Voilà le rêve qui peut-être traversait déjà son imagination vers l'époque du Concordat. Car il écrivit plus tard qu'ayant alors à choisir entre la foi luthé-

rienne ou catholique, il se décida pour celle-ci, parce que le conquérant de l'Italie ne désespérait pas d'exercer un jour sur le Saint-Siége une influence prépondérante qui deviendrait pour le maître du monde un irrésistible « levier d'opinion ». Bref, il eût voulu faire manœuvrer l'Église comme un régiment.

Nous ne prendrons pas à la lettre ces paroles datées de Sainte-Hélène, et prononcées à distance des événements avec un charlatanisme inconscient ou calculé qui prétendait éblouir la postérité par l'extraordinaire. Mais il nous est permis, du moins, d'affirmer qu'en ouvrant les temples Napoléon pensait à lui-même encore plus qu'à la France. Lorsque, précédé par un cortége épiscopal, il se dirigea vers Notre-Dame au milieu de sa garde musulmane, il préparait le décor de la scène impériale; et, suivant le mot de M. de La Fayette, il songeait alors à la sainte ampoule.

Des mobiles personnels se mêlèrent donc à un bienfait qui eut sa triste rançon; et pourtant il est équitable de reconnaître qu'après dix ans de persécution, d'exil ou d'oubli, ce coup d'État, accueilli par les rires étouffés des uns et la colère des autres, pouvait seul, du matin au soir, restituer à la religion l'autorité légitime dont la violence l'avait dépouillée. D'un trait de plume, en dépit des mœurs encore rebelles, le christianisme rentrait ainsi d'emblée en possession de ses presbytères et de ses églises, sous les yeux des profanateurs dont la mau-

vaise humeur, désormais impuissante, ne tarda pas à subir le châtiment du mépris public. Quelques-uns jugeront peut-être qu'il eût été préférable de voir la Croix reconquérir peu à peu le sol populaire, au lieu de revenir, comme une émigrée, sous l'abri de la pourpre, par la faveur d'un patronage qui l'exposait, tôt ou tard, à se trouver l'obligée d'un homme, ou la vassale d'un sceptre exigeant. C'est une question de décider s'il n'y eut pas un péril dans cette situation. Au moins est-il manifeste qu'il ne suffisait point d'un décret pour ranimer les croyances, ni d'un contrat pour les maintenir. C'était beaucoup, sans doute, d'avoir rendu à l'Église la sécurité de son utile ministère; mais il fallait rallier le troupeau dispersé, déconcerter l'impiété frémissante, enhardir le respect humain, désarmer des préjugés tenaces, raviver des souvenirs effacés, ou des traditions éteintes, incliner doucement les âmes vers une foi qui s'ignorait elle-même, ménager aux frivoles l'attrait d'une émotion, en un mot, annoncer la bonne nouvelle à des âmes disponibles, mais qui, après tant de secousses, se reposaient de leur lassitude dans l'asile provisoire de l'indifférence.

Or, cette cure difficile, nous en sommes redevables au *Génie du christianisme*; et ce fut Chateau-briand qui contribua le plus efficacement à la con-valescence d'une société malade. Puisqu'il y eut tant d'opportunité dans l'apparition d'un livre [illegible] toute une génération salua son initiateur et son [illegible]terprète, cherchons dans les origines et le caract[illegible]

de l'écrivain les causes qui le prédestinèrent à prendre les vœux du siècle, et à le charmer p prestige tout-puissant.

II

Chateaubriand appartenait à cette race dont le tempérament se prête si volontiers ticisme et aux élans chevaleresques. Né le 4 bre 1768, à Saint-Malo, dans une des plus familles de la catholique Bretagne, il eut p mier horizon l'orageuse immensité de ce qu'Homère appelle infini, retentissant et Entre la roideur d'un père féodal, et la dév peu sèche d'une mère grondeuse dont la s chagrine se partageait entre dix enfants, son âge s'écoula triste et délaissé. Cadet d'u breuse lignée, il connut de bonne heure, gêne d'une médiocre fortune, les amertum âme froissée que l'abandon forçait à se re plus en plus sur elle-même. Au spectacle de bruissantes, et aux mirages de leur lointa leux succédèrent bientôt les silencieux omb Combourg, sombre manoir situé près d'un la des forêts, au milieu d'une solitude où un c sionné qui s'éveillait à la vie ressentit pré ment, dans le voisinage troublant de sa chère la douce fièvre qu'il nommait « un en Puis vinrent les années studieuses. Au

lége de Dol, où, après le supplice du rudiment, il étudia les mathématiques, en vue d'un examen de marine, la lecture du quatrième livre de l'*Enéide* lui fit entendre la voix de la Muse qui l'invitait à déserter les landes arides de la géométrie. Tandis que les *Confessions* de Jean-Jacques suscitaient pour la première fois dans son imagination mille songes inquiets, sa fière nature connaissait aussi déjà par ses révoltes les délicates susceptibilités de l'honneur. Un jour, se refusant à subir un châtiment qui l'humiliait, il sortit la tête haute d'une maison dont la règle pesait à son indépendance. Langueurs douloureuses qui se tournent en voluptés, effervescence romanesque et prompte à s'éprendre pour l'idéal, ou à s'enflammer d'un fugitif désir, fidélité native aux sentiments de la vieille France, humeur altière et généreuse d'un gentilhomme pauvre qui se sent le fils des preux, et gardera toujours son nom pur de toute tache, tels sont les traits sous lesquels se montre sa jeunesse dans ces *Mémoires d'Outre-Tombe*, où un vieillard attristé par l'expérience se plaît à nous raconter des visions dont l'intensité précoce était déjà un brillant et dangereux présage d'avenir.

Tel nous le retrouvons à Brest, sous l'uniforme d'aspirant, contemplant éperdument, à la pointe de ce cap extrême, les perspectives vers lesquelles s'élancent ses ambitions avides d'agir, ou plutôt tourmentées par l'aiguillon de l'inconnu. « Il ressemblait, dit Sainte-Beuve, à un de ces cygnes dont les ailes n'ont pas encore assez d'essor, et qui, vers la saison

des migrations, souffrent d'un inexprimable malaise ». Cet instinct aventureux ne l'abandonnera plus : nous pressentons ici, dès l'abord, l'inconstance du voyageur qui, en Grèce comme en Italie et en Palestine, brûlera le pays, mettra sur les dents guides ou janissaires, et, à peine arrivé dans un lieu de pèlerinage ardemment désiré, s'empressera de courir avec une égale impatience vers d'autres régions bientôt délaissées. Déjà même René sent les inexprimables atteintes d'un mal dont il ne guérira jamais. Bien plus ; si des souvenirs posthumes ne nous trompent pas, il lui serait arrivé de nourrir en son adolescence de sinistres projets de destruction. Ne fut-il pas tenté de rejeter la coupe à peine portée à ses lèvres, et de la lancer vers le ciel ?

Bref, après de vagues incertitudes, il allait, faute de mieux, s'embarquer pour les Grandes-Indes, quand un brevet de sous-lieutenant au régiment de Navarre le détourna soudain de ses noires pensées vers Paris et Versailles. C'était en 1788. En ce milieu nouveau, l'officier breton qui montait dans les carrosses du roi ne manqua pas de relations flatteuses. Il fréquenta la société de Ginguéné, de Lebrun, de Chamfort et de Fontanes ; il entrevit quelques cénacles littéraires, et s'essaya furtivement à devenir le confrère des écrivains dont l'exemple l'avertissait de sa vocation. Il eût même pu s'égarer à la suite de fâcheux modèles si son admiration pour Jean-Jacques et Bernardin de Saint-Pierre n'avait été l'heureux préservatif d'un talent qui, sans avoir encore conscience

lui-même, se fécondait par la lecture enthousiaste des maîtres qu'il devait égaler, ou surpasser un jour.

En ce moment, aux environs de 89, l'élite de la jeunesse, exaltée par le récit des glorieuses infortunes de Cook et de Lapeyrouse, tournait allègrement ses regards vers ce nouveau monde où venait de briller l'épée libérale de la France. N'ouvrait-il pas carrière aux constructeurs de ces belles utopies dont la vogue remontait aux plaidoyers où la misanthropie de Rousseau célébra l'état de nature, et l'innocence primitive? Ajoutons que le jeune chevalier de Chateaubriand avait assisté au triomphe des vainqueurs avinés de la Bastille. Des fenêtres de son hôtel, il put voir les têtes de Berthier et de Foulon portées au bout de deux piques par des assassins déguenillés. Ce fut sous ces influences que l'ancien aspirant de marine fit voile pour l'Amérique du Nord, le cœur tout plein de ces ardentes chimères qui souriaient à un siècle honteux de sa corruption raffinée. Fuyant les horreurs qu'il appelait « des festins de cannibales », il allait, aussi lui, chercher le Paradis terrestre de la vie sauvage.

Selon toute vraisemblance, il avait déjà conçu le plan des *Natchez* qui devaient faire oublier *les Incas* de Marmontel. Il se proposa donc de visiter la scène de son poëme, et le peintre emportait avec lui ses pinceaux, mais sans l'avouer. Car le prétexte de son expédition fut l'espérance de se frayer un passage entre les deux Océans. Était-ce sérieux ? Toujours est-il que le premier Américain auquel il parla

de cette fantaisie se mit à en rire, et lui conseilla d'apprendre l'iroquois avant de tenter l'aventure. Le conseil fut compris ; et, oubliant le pôle Nord, Chateaubriand se contenta de visiter les confins du Canada jusqu'à la cataracte du Niagara, sans faire d'autre découverte que celle de son propre génie. Il nous a souvent redit cette odyssée ; mais son *Journal de voyage* est encore le témoin le plus sincère de ses impressions. C'est la naïve explosion d'un talent qui en était à l'heure matinale d'un irrésistible épanouissement. Dans ces cartons crayonnés sous le coup de sensations vives, l'immortel paysagiste est déjà tout entier, bien qu'à demi voilé sous des réminiscences qui trahissent le commerce familier de Jean-Jacques. Jugez-en par cet hymne qui lui échappa comme un cri de ravissement, en présence des solitudes vierges dont il prenait possession :

« Qui dira le sentiment qu'on éprouve en entrant dans ces forêts plus vieilles que le monde, et qui seules donnent une idée de la création telle qu'elle sortit des mains de Dieu ? Le jour tombant d'en haut à travers un voile de feuillage répand dans la profondeur du bois une demi-lumière changeante et mobile, qui donne aux objets une grandeur fantastique. Partout il faut franchir des arbres abattus sur lesquels s'élèvent des générations d'autres arbres. Je cherche en vain une issue dans ces solitudes ; trompé par un jour plus vif, j'avance à travers les herbes, les orties, les mousses, les lianes et l'épais humus composé des débris des végétaux ; mais je n'arrive

qu'à une clairière formée par quelques pins tombés. Bientôt la forêt redevient plus sombre ; l'œil n'aperçoit que des troncs de chênes et de noyers qu se succèdent, et semblent se serrer en s'éloignant. L'idée de l'infini se présente à moi. » Alors éclate comme un chant plein d'ivresse : « Liberté primitive, je te retrouve enfin ! Je passe comme cet oiseau qui vole devant moi, qui se dirige au hasard, et n'est embarrassé que du choix des ombrages. Me voilà tel que le Tout-Puissant m'a créé, souverain de la nature, porté triomphant sur les eaux, tandis que les habitants des fleuves accompagnent ma course, que les peuples de l'air me chantent leurs hymnes, que les forêts courbent leur cime sur mon passage. Courez vous enfermer dans vos cités, allez vous soumettre à vos petites lois ; gagnez votre pain à la sueur de votre front, ou dévorez le pain du pauvre ; égorgez-vous pour un mot, pour un maître ; doutez de l'existence de Dieu, ou adorez-le sous des formes superstitieuses : moi, j'irai errant dans mes solitudes ; pas un seul battement de mon cœur ne sera comprimé, pas une seule de mes pensées ne sera enchaînée ; je serai libre comme la nature ; je ne reconnaîtrai de Souverain que celui qui alluma la flamme des soleils, et qui, d'un seul coup de sa main, fit rouler tous les mondes. »

Aux échos du souvenir se mêlent ici les accents d'une voix personnelle et distincte. Le coloris de ces ébauches est vrai jusqu'à la crudité. Rien de plus expressif que ces bulletins d'un conquérant qui rend

sienne la terre où il laissera sa trace ineffaçable. Désormais, l'Amérique lui appartient du même droit que les îles de l'Inde sont à Bernardin de Saint-Pierre, et les Alpes à Rousseau. Plus tard, il parcourra d'autres contrées, il saura décrire aussi d'autres cieux, la campagne romaine, les rivages de l'Attique, et la vallée du Jourdain : mais si, dans ces tableaux, la ligne est plus nette et le procédé plus sûr, il ne surpassera pas la fraîcheur et la vie de ces esquisses tracées en courant d'un trait enflammé, dont les négligences mêmes ont une grâce incomparable. C'est ainsi qu'il va de forêt en forêt, de savane en savane, de tribus en tribus, admire des effets de lune et de soleil, écoute l'harmonie des vents et des eaux, vogue sur les grands lacs, suit le cours majestueux des fleuves, explore les solitudes, interroge les vestiges des peuplades disparues, s'enivre de poésie, et arrive enfin au pays des Natchez, où il s'arrête pour méditer, avec son élégie de *Réné*, son épopée d'*Atala*.

Ce fut au milieu de cette existence nomade qu'un soir, sous la hutte d'un planteur, à la lueur d'un feu de bivouac, un fragment de journal anglais rencontré par hasard lui apprit la fuite de Louis XVI, l'arrestation de Varennes, la captivité du Temple, et le rendez-vous pris par les officiers de l'armée royale qui couraient en foule à Coblentz, sous le drapeau des princes. En lisant ces tragiques nouvelles, le gentilhomme qui s'attardait au delà des mers crut entendre l'appel de l'honneur. Au sentiment du devoir se

mêla peut-être aussi le mal du pays, l'épuisement de la curiosité satisfaite, ce besoin de nouveauté qui devait être un de ses plus vifs stimulants, le désir de revoir un théâtre où il se distinguerait par l'originalité de ses aventures, enfin l'espoir d'attirer l'attention par une œuvre où ses souvenirs serviraient de cadre à la peinture d'une passion touchante. Voilà comment, parti pour l'Amérique en avril 1791, après la mort de Mirabeau, il en revint le 10 décembre de la même année, au plus fort de la tourmente qui allait l'obliger à un autre exil, celui de l'émigration. A peine arrivé, il se marie brusquement, sans trop consulter son cœur, « pour complaire, dit-il à sa sœur Lucile » ; et, le lendemain de cette union, il rejoint bride abattue un de ses frères au camp de Condé. Il fit avec lui la campagne de 1792, assista au siége de Thionville, y fut blessé grièvement, laissé pour mort au fond d'un fossé, puis jeté dans un fourgon du prince de Ligne, et sauvé comme par miracle. Après les plus pénibles traverses, à l'âge de vingt-six ans, il se retrouvait à Londres, malade, sans amis, sans ressources, réduit, pour vivre, à faire des traductions, et à donner des leçons de français dans cette ville qui plus tard devait le revoir ambassadeur de la monarchie restaurée.

Mais les épreuves du proscrit profitèrent à l'artiste; car ce fut alors qu'inspiré par ses malheurs et ceux de son pays, il improvisa, sous le titre d'*Essai sur les Révolutions*, un livre incohérent, sceptique et amer qui, parmi des aperçus souvent contestables,

mais curieux, nous révèle déjà sinon un penseur, du moins un écrivain.

Bien que sa loyauté chevaleresque eût partagé les périls du parti auquel l'enchaînait sa naissance, il n'en avait adopté jusqu'alors ni les opinions, ni les passions. Au moment où un caprice de poëte le poussa vers l'Amérique, il ne suivait guère d'autre guide que Jean-Jacques ; et, au retour de ce voyage qui l'avait isolé de la France monarchique sur une terre républicaine, les disgrâces de sa cause ne le rendirent pas plus fervent qu'au départ. Entre les royalistes et leurs ennemis qui lui parurent également aveugles, il crut aussi peu aux fictions du droit divin qu'aux promesses de la liberté. Ses propres infortunes l'avaient aigri contre l'humanité, mais non contre des adversaires devenus moins odieux depuis qu'il avait vu de près ses compagnons d'armes. Irrité de son inaction, impatient de l'ombre où il languissait, farouche et désabusé, il entreprit de demander au spectacle de l'histoire universelle des enseignements et des consolations, ou plutôt la revanche d'un dédain stoïque et superbe qui se plut à railler la stérile activité des hommes. « Il faut, disait-il, étudier la carte, afin qu'en cas de naufrage on se sauve sur quelque île où la tempête ne puisse nous atteindre. Cette île-là, c'est une conscience sans reproche. » Persuadé qu'il n'y a rien de nouveau sous le soleil, il se figura donc un peu témérairement que les révolutions antiques lui livreraient le secret de la nôtre, de celle qui sollicitait alors sa curiosité comme un douloureux

problème. « Émule de Franklin, dit Sainte-Beuve, s'exerçant en plein orage à des expériences scientifiques faites sur l'élément qui embrasait le ciel », il voulut, aussi lui, sous les coups mêmes de la foudre qui incendiait l'Europe, saisir la loi de la tempête sociale, et en apprécier les conséquences avec le sang-froid d'une réflexion qu'il crut désintéressée.

Dans ce sujet trop vaste et mal défini, mais susceptible de s'accommoder à toutes les saillies de son humeur, sa verve indisciplinée se trouvait à l'aise; elle pouvait circuler librement à travers l'espace ou le temps, et se permettre tous les jeux de la couleur ou de la lumière. Aussi, sous prétexte d'écrire pour lui seul, versa-t-il pêle-mêle en ce moule flexible le trop-plein de ses sentiments et de ses pensées : tout un trésor de descriptions et d'images fermente au sein de ce chaos que n'organise aucune vue d'ensemble. Si une érudition hâtive s'y étale avec un luxe équivoque, des lueurs illuminent pourtant cette matière confuse. Il a le don de l'intuition, et devine d'un coup d'œil rapide ce que d'autres apprennent seulement par les lenteurs d'une laborieuse recherche. Il excelle en ces rencontres heureuses qui échappent aux plumes privilégiées, lorsqu'elles se livrent sans frein aux accès de leur fougue. Parmi des formes déclamatoires, et les indécisions d'un art inconscient qui passe à côté de la muse sans la reconnaître et la fêter, on aime ici une imagination grandiose, la candeur d'une sensibilité puissante, une mélancolie sincère, mais déjà maladive, je ne sais quelle sauvagerie

d'expression dont l'inexpérience nous agrée lorsqu'elle ne va pas jusqu'aux bizarreries préméditées pour l'effet, en un mot, les préludes d'une lyre qui s'essaye à des motifs harmonieux.

Quant au fond des idées, il se dérobe à l'analyse par ses contradictions ou ses caprices. Ce qui domine, entre de nombreux écarts, c'est un ton de découragement hautain s'alliant à une ironie cavalière qui n'exclut pas les effusions d'un caractère généreux. Dédié « à tous les partis », ce livre ne pouvait en satisfaire aucun. Car Chateaubriand attaque la Révolution en la déclarant inévitable. La République lui semble à la fois séduisante et impossible. Il admet le principe de la souveraineté populaire, et en répudie l'application. Il avoue bien sa prédilection pour les gouvernements mixtes qui lui paraissent les meilleurs, « parce que l'homme est complexe, et qu'à la multitude de ses passions, il faut donner une multitude d'entraves ». Mais il nous refuse la liberté civile, ne nous accorde guère que l'indépendance individuelle, et voit dans l'existence des lois une servitude dont le joug lui pèse. Philosophe par ses tendances, il n'est pas éloigné non plus, tantôt de croire à l'avénement d'une religion nouvelle, tantôt d'incliner vers un christianisme que ses vœux concilient avec je ne sais quel idéal de simplicité primordiale, où tant d'âmes déclassées pourraient enfin retrouver le bonheur. Les conclusions de cet ouvrage sont d'un Alceste prêt à fuir au désert. « La vérité, dit-il, n'est pas bonne aux méchants ; elle doit de-

meurer ensevelie dans le sein des sages, comme l'espérance au fond de la boîte de Pandore. Si j'eusse vécu du temps de Jean-Jacques, j'aurais voulu être son disciple, mais j'eusse conseillé le secret à mon maître. »

Ces années de lutte ingrate qui devait se prolonger encore furent un salutaire apprentissage pour celui qui les subit sans défaillance. Elles sauvegardèrent du moins son originalité. Car, dans la solitude, et à distance de toute imitation, il put suivre ses penchants naturels, au lieu d'être emporté par les courants du siècle. Cette obscurité nous dérobe aussi les tâtonnements d'un talent qui, cherchant son issue, n'apparaîtra plus tard au grand jour qu'enfermé pour ainsi dire dans ses rives, comme un beau fleuve dont les eaux se déroulent majestueusement, loin de leurs sources ignorées.

III

De l'*Essai sur les Révolutions* au *Génie du Christianisme* la distance n'est pas d'ailleurs aussi grande qu'il paraît au premier abord. Car l'incrédule de 1797 regrettait la foi perdue; et, si le néophyte de 1802 devint catholique, il le fut surtout par l'imagination. Deux influences, d'un côté les conseils d'un critique judicieux, et de l'autre une perte cruelle nous expliquent cette prochaine métamorphose. Tandis que Chateaubriand faisait à Londres ses débuts de publiciste, un proscrit de Fructidor, poëte

élégant, chrétien par sentiment et royaliste de cœur, M. de Fontanes, était aussi jeté par un coup de vent sur la même plage. Déjà les deux émigrés s'étaient connus à Paris, vers 1787; et, rapprochés par des malheurs communs, ils renouèrent facilement une amitié qui dut contribuer à changer la direction d'une intelligence jusque-là flottante, mais désireuse de se fixer, pourvu qu'on lui offrît un emploi retentissant. En même temps que l'homme de goût, fidèle aux traditions classiques, tempérait par ses scrupules l'audace du novateur dont il reçut les confidences, et qu'il admirait avec une certaine inquiétude, il lui suggéra sans doute la pensée, je ne dis pas d'une conversion, mais d'un retour sentimental vers les croyances auxquelles le conviaient ses affections de famille et des tristesses récentes.

Un double deuil fut l'occasion qui détermina la crise dont témoigne cette lettre écrite en 1798 : « Après avoir été jetée à soixante-douze ans dans des cachots où elle vit périr ses enfants, ma mère expira dans un lieu obscur, sur un grabat où ses malheurs l'avaient reléguée. Le souvenir de mes égarements répandit sur ses derniers jours une grande amertume; elle chargea en mourant une de mes sœurs de me rappeler à cette religion dans laquelle j'avais été élevé. Ma sœur me manda ce vœu suprême; et, quand la lettre me parvint au delà des mers, ma sœur elle-même n'existait plus : elle était morte aussi des suites de son emprisonnement. Ces deux voix sorties du tombeau, cette mort qui servait d'in-

terprète à la mort m'ont frappé. Je n'ai point cédé, j'en conviens, à de grandes lumières surnaturelles; *ma conviction est sortie du cœur ; j'ai pleuré, et j'ai cru.* » Bien des consciences pouvaient alors se reconnaître dans ce langage, et nul n'a le droit d'en mettre en doute la sincérité. S'il y eut des calculs sous la pensée de l'œuvre qui suivit, ils procédèrent d'un groupe où se trouvaient des habiles dont le zèle politique plus encore que religieux conspira très-activement au succès d'un livre sur lequel on fondait bien des espérances, et qui fut célèbre avant d'être public. Au premier rang de ces auxiliaires ardents à préparer les voies au défenseur d'une noble cause, mentionnons avec honneur un juge raffiné de toutes les délicatesses, le plus compétent des guides, l'oracle d'un salon tout dévoué, l'adorateur de Mme de Beaumont, le platonicien Joubert dont la censure fut aussi précieuse que l'éloge, quand il répétait avec tant de clairvoyance : « Ce sauvage me charme; il faut le débarbouiller de Rousseau, d'Ossian, des vapeurs de la Tamise, des révolutions anciennes et modernes, et lui laisser la croix, les couchers de soleil en plein Océan, les savanes de l'Amérique ; et vous verrez alors quel poëte nous allons avoir pour nous purifier des restes du Directoire, comme Epiménide avec ses rites sacrés et avec ses vers purifia jadis Athènes de la peste. »

Parler ainsi, c'était comprendre merveilleusement et les aptitudes de Chateaubriand, et les conditions psychologiques de l'heure présente. Car il importait

bien moins de prêcher un dogme précis que d'inviter des profanes aux douceurs de la sensibilité mystique. Il s'agissait de toucher des intelligences endurcies par l'ironie, et de ménager aux cœurs arides les sources d'une émotion qui pouvait, par ses voluptés mêmes, devenir un principe de foi. En dépit d'une indifférence apparente, beaucoup en effet ne demandaient qu'à se laisser faire. Car, sans être conquis à l'Évangile que l'on connaissait à peine par ouï-dire, la plupart de ceux qui avaient été victimes de ses persécuteurs le regardaient au moins comme une garantie d'ordre social. Mais, sous l'influence de cette lâcheté morale que produit la contrainte exercée par une prévention longtemps régnante, ils n'osaient professer à ciel ouvert sinon un symbole universellement délaissé, du moins des sentiments auxquels les inclinaient leurs haines politiques. Pour les décider, il fallait un entraînement d'opinion, j'allais dire un accès de faveur mondaine. Oui, pour ces pusillanimes que retenaient des habitudes, des arrière-pensées d'amour-propre et la crainte des sourires voltairiens, la robe d'un prêtre venant solliciter leurs âmes engourdies eût été comme un épouvantail. Toute prédication austère aurait effarouché cette incrédulité routinière qui n'était que l'esclavage du préjugé. En exigeant tout, on risquait de ne rien obtenir. Aussi fut-il bon que l'apostolat vînt d'un laïque, d'un gentilhomme, et d'un artiste plus soucieux de poésie que de propagande orthodoxe, ayant les séductions du talent et non l'autorité

d'un caractère sacré, pouvant par là même s'assurer d'autant plus d'ascendant que sa parole s'insinuait sous les dehors d'un plaisir, et ne semblait recouvrir aucun intérêt d'église. Grâce à l'exemple donné par un indépendant qui défiait les railleurs, et osait opposer l'enthousiasme au sarcasme ou à l'injure, les moins braves furent pris d'un soudain courage. Se sentant raffermis contre leurs propres défaillances, et tout aises d'un signal auquel applaudissaient tant de vaincus, ils voulurent avoir leur part du triomphe, et furent les premiers à se donner, eux aussi, je ne sais quel air chevaleresque, en s'enrôlant dans cette croisade organisée par une élite qui allait bientôt devenir une foule.

Joubert eut l'instinct de cette situation, lorsque, justement alarmé des savantes recherches qui, dans le premier feu de la conception, tourmentèrent un instant son âmi, et menaçaient d'égarer un poëte parmi les buissons épineux de l'érudition ou de la scolastique, il lui dit impérieusement : « Non, non, ce n'est pas là ce qui touchera le public : un souvenir de voyage, un trait de passion, une belle pensée vous vaudront plus de lecteurs que toute la science des Bénédictins. » Cet avis ne fut pas perdu, et Chateaubriand, fermant les in-folio qu'il aurait dû ne jamais ouvrir, se contenta de démontrer que le christianisme a toujours été favorable aux enchantements de l'intelligence comme aux progrès de la civilisation, ou aux plus intimes besoins de notre nature. S'attachant bien moins à la vérité de la doctrine qu'à

la brume le rivage de la patrie. On ne rendra donc jamais assez pleine justice à la féconde originalité de cette initiative. C'était rajeunir la croyance antique par des nouveautés imprévues pour les fidèles eux-mêmes. Car jusqu'alors les plus éclairés semblaient n'avoir jamais soupçonné la valeur de ces aperçus étrangers aux temps d'universelle ferveur. Il est vrai du moins que ces arguments secondaires avaient été dédaignés par l'Église, lorsque maîtresse du nécessaire elle pouvait se passer du superflu. Mais ils devenaient une ressource précieuse, après la trop longue éclipse qui fit craindre une nuit définitive. Disons plus : des yeux accoutumés aux ténèbres eussent été certainement offensés par de trop brusques lumières. Il fallait donc leur ménager des transitions adoucies, et comme le demi-jour d'un crépuscule. Si la vérité pure est d'ordinaire trop forte pour la moyenne des courages, il convenait alors d'autant plus d'engager les cœurs par d'agréables détours, et comme par surprise, à l'assentiment préliminaire qui devait les conduire au parvis du temple. Ils eussent été bien malavisés ceux dont l'ombrageuse orthodoxie aurait préféré le ton de l'infaillibilité dogmatique à ces procédés insinuants qui avaient tant de vertu persuasive. A ces imprudents il eût suffi de répondre avec saint Paul : « Je vous ai donné du lait, parce que vous n'étiez pas capables de supporter des aliments plus nourrissants. » Après tant de dissertations où le pour et le contre avaient été si vainement débattus par le démon de l'analyse, chacun désirait

la poussière des ruines, passant leur vie en pieux pèlerinages, maudissant leur siècle, ne pouvant se résigner à en respirer l'air, et prenant les nécropoles pour les cités de l'avenir! Sans être responsable des romantiques fadeurs qui furent la parodie de son talent, Chateaubriand a du moins mis à la mode quelques-uns de ces travers par le succès d'un plaidoyer où le théologien et le peintre confondent trop souvent leurs rôles, échangent des arguments un peu disparates, et se gênent mutuellement par une complication qui trouble et déconcerte.

Il en résulte que son christianisme a comme un faux air de fantaisie personnelle. Il peut paraître aux uns trop large, aux autres trop étroit. Ou bien il s'évapore et se dissout en vagues rêveries, ou bien il se réduit soit à des formes liturgiques, soit à des légendes dont la floraison ressemble à ces plantes parasites qui croissent sur les vieux chênes, ou voilent la tristesse des ruines. Parfois aussi la trame résistante du sujet disparaît trop sous les broderies qui l'étouffent. Tel chapitre rappelle ces manuscrits gothiques où le texte se loge à grand'peine entre les arabesques de la vignette, et les miniatures enluminées qui envahissent tout le parchemin. Ailleurs, on dirait qu'il ouvre à la curiosité du dilettante une exposition de tableaux plus admirables qu'édifiants. Aussi, a-t-on pu se demander si la pureté de la foi n'est pas compromise par les jeux de ce prisme trompeur qui fait dévier le rayon surnaturel. Nous accorderons du moins qu'il y eut trop d'alliage dans une

doctrine dont les caprices prennent volontiers l'imagination pour la conscience, et l'esprit pour le cœur.

Ajoutons qu'en s'ingéniant à revendiquer en faveur de sa poétique le privilége d'une supériorité universelle, un docteur trop complaisant pour sa thèse se laisse aller à des illusions ou à des erreurs qui sentent le paradoxe, et nous mettent en défiance contre un parti pris plus ingénieux que persuasif.

Sans doute on ne contestera point que, dans l'ordre littéraire, le christianisme soutient sans désavantage de redoutables comparaisons. Mais n'est-il pas encore plus évident que l'excellence morale est sa fin essentielle ? Or, si la vérité lui sied mieux que la beauté, nous oserons dire que lui demander avant tout des voluptés intellectuelles serait faire tort à sa vertu pratique, et sacrifier le principal à l'accessoire. Il pouvait être utile de plaider ainsi une cause qui eut besoin de précautions oratoires pour surmonter les obstacles que lui opposa l'endurcissement des cœurs. Mais ce qui fut alors de l'habileté deviendrait un signe de faiblesse, si les défenseurs de la foi s'habituaient à dérober l'austérité de leur enseignement sous des fleurs de rhétorique. Outre que le style religieux est par inclination, ou même par devoir, modeste, uni, sobre et dépouillé d'ornements artificiels, il ne faut pas qu'on rencontre dans les œuvres d'apostolat les compromis d'un politique, ou les ruses d'un avocat. Tout en tenant compte de la différence des temps, sachons bien que l'éloquence de Pascal fut à la fois plus franche et plus efficace,

lorsque, au lieu d'étudier des paysages et de prodiguer d'éblouissantes couleurs, il s'agenouillait au pied de la Croix, comme un naufragé en détresse, pour méditer sur l'homme intérieur, pour déplorer le dramatique contraste de grandeur ou de misère qui lui révélait la nécessité de la chute, et celle de la rédemption. Voilà, ce me semble, le véritable génie du christianisme. Quant à l'autre qui s'attarde dans le vestibule du temple, a peur de ses mystères, et ne contemple le Saint des Saints qu'à travers le voile de la nature ou de l'art, il agit moins sur les volontés que sur les imaginations, et il intéresse la forme plus que le fond des choses. Ses victoires peuvent être éclatantes, mais non décisives. Car il ne contribue directement ni à la conduite de la vie, ni à la réforme des mœurs; et, s'il finissait par prévaloir, il ne serait plus que la parure décente d'une société où la religion déploierait encore ses pompes, mais cesserait peut-être de posséder intimement les âmes.

Sans abuser de ces considérations générales qui invitent chacun à une sorte d'examen de conscience, bornons-nous à indiquer les parties fragiles d'un monument trop composite. Les chapitres qui trahissent le plus certains procédés factices sont évidemment ceux où l'incompétence théologique d'un grand poëte se risque, non sans indiscrétion, sur le domaine réservé aux dépositaires du dogme. Lorsqu'il aborde la révélation proprement dite, et porte sur le tabernacle une main parfois téméraire, il remplace trop souvent les raisons par des images, et manque tout à fait d'auto-

rité. Aussi superficielle que partiale ou approximative, son érudition de hasard ferait sourire les Pères de l'Église. Elle justifie donc les défiances de Joubert engageant son ami à s'abstenir de ce qu'il ne sait pas, « à filer la soie de son sein, et à chanter son propre ramage ».

Il est vrai que ces occasions sont rares; et le peintre retrouve ses facultés supérieures dans les rencontres où il ne songe plus qu'à s'abandonner à son plaisir, pour charmer nos yeux par les merveilles de la création. Mais pourtant, nous regretterons aussi qu'il ait alors exagéré l'argument des causes finales par telle ou telle subtilité qui en diminue le crédit légitime. Oui certes, Montaigne était sage quand il nous conseillait « de juger sobrement les ordonnances divines ». Car nous sommes exposés à de singulières méprises par la prétention d'expliquer le comment et le pourquoi de toutes les choses naturelles, d'après le sentiment vague de l'utilité relative que nous en pouvons tirer. Bernardin de Saint-Pierre ne s'était-il pas avisé de découvrir que les puces sont brunes, afin qu'on puisse les distinguer aisément sur des bas blancs? Dans ses *Lettres sur la physique*, Aimé Martin ne nous apprend-il pas que, si les corbeaux ont un plumage noir, c'est pour être aperçus de loin sur la neige par les perdrix et les lièvres dont ces oiseaux se nourrissent pendant l'hiver? Chateaubriand ne va point jusque-là : le ridicule, il l'évite, mais il ne se garde pas suffisamment de l'écueil que nous signalons.

Car, dans son livre, il est plus d'une page où l'auteur des *Essais* prendrait en faute « un de ces interprètes et contrôleurs ordinaires des desseins de la Providence, faisant état de trouver des causes aux moindres accidents ». Il faut par exemple beaucoup de complaisance pour admirer avec lui, dans les crocodiles, les marques de la bonté divine; et l'on se demande aussi, non sans un peu d'étonnement, quel rapport existe entre la poule d'eau, la poule sultane, le héron, le butor et le génie du christianisme.

Mais insister sur ces détails serait irrévérence. Soyons plutôt reconnaissants pour l'inimitable écrivain qui, dans sa prose descriptive, surpasse à la fois Buffon par la vivacité de ses couleurs, Bernardin de Saint-Pierre par les coquetteries d'un pinceau prêt à toutes les nuances, et Jean-Jacques par la profondeur de sa mélancolie. Jamais le sentiment de la nature ne fut plus éloquent, et jamais la langue française n'a été plus éblouissante, ou plus riche en trésors d'harmonie. Il ne faut donc pas traiter cet ouvrage comme un système théologique, mais comme un poëme; et alors, les éléments qui paraissaient discordants retrouvent leur unité dans la physionomie de l'enchanteur qui fascina son siècle par la magie de sa parole. Il réussit en effet à lui imprimer des impulsions qui se prolongèrent. Ce fut lui, comme nous le verrons plus tard, qui lança toutes les idées dont le train rapide devait nous mener au romantisme. Ce fut lui qui jeta brusquement les esprits

hors de l'ornière où s'était arrêté l'âge précédent. Désormais l'époque voltairienne est close, n'en déplaise à ceux qui, s'obstinant à continuer les traditions d'une ironie frivole, ne feraient plus qu'un anachronisme. Ce n'est pas que la guerre contre l'Évangile soit finie; il est trop vrai qu'elle dure encore; mais quiconque voudra la poursuivre devra changer de tactique, et user d'autres armes. La Harpe, qui venait de brûler ses premières idoles, comprit donc bien la portée d'un livre réparateur lorsqu'il écrivait : « Ah! Messieurs les philosophes, vous avez affaire à plus fort que vous! » Oui, le critique voyait juste. Car ils se sentirent blessés au cœur, et poussèrent des cris de colère, mais qui se perdirent parmi les acclamations du triomphe auquel fait allusion ce mot de M. de Bonald : « Dans l'ouvrage de M. de Chateaubriand, la vérité est comme une reine au jour de son couronnement. »

Si nos impressions ne sont plus aussi vives, c'est que, par ingratitude pour le service rendu, nous perdons trop de vue l'opportunité des circonstances historiques au milieu desquelles se produisit l'avénement d'un écrivain dont le prestige, aujourd'hui trop amoindri, ne souffrit pas d'éclipse durant un demi-siècle. Malgré les vicissitudes qui renversèrent les trônes autour de lui, trois générations ne cesseront pas de respecter désormais jusqu'au silence de ses hautaines tristesses. Sa royauté, qui va succéder à celle de Voltaire, ne connaîtra ni un rival, ni un héritier. Mais jamais elle ne fut plus popu-

laire qu'à cette heure vraiment unique où le *Génie du christianisme* apparut comme l'arc-en-ciel après le déluge.

C'était au printemps de 1802, au lendemain de ce traité d'Amiens qui consacrait une paix glorieuse, et à la veille du pacte d'alliance qui allait réconcilier la religion avec la France. Un *Te Deum* venait d'être chanté à Notre-Dame, le 18 avril, durant les solennités de Pâques, en présence de Bonaparte escorté de tous les corps de l'État, lorsque, dans *le Moniteur*, M. de Fontanes annonça ce livre que le Souverain accueillit comme l'auxiliaire de ses grands desseins. Le nom du jeune chevalier breton volait déjà sur toutes les lèvres. Car le gracieux épisode d'*Atala*, qu'on avait lancé d'avance, ressemblait « à la colombe envoyée de l'arche avec le rameau d'olivier qui promettait la sérénité du ciel[1] ». La conscience publique, éclairée par tant de calamités, appelait de tous ses vœux une ère nouvelle qui mît fin aux années d'oppression et de douleur. Croyants et politiques se trouvaient d'accord, les uns pour fêter le retour de ce qu'ils aimaient, les autres pour assurer à l'autorité monarchique son plus ferme appui. Y eut-il jamais un concours de conditions plus propices à l'entrée en scène d'un personnage destiné manifestement à la gloire, et au rôle privilégié que lui réserva son génie entre les deux révolutions qui bornent sa carrière, depuis la radieuse

1. M. John Lemoinne. *Études critiques et biographiques.*

aurore du Consulat jusqu'aux néfastes journées de Juin, après lesquelles il disparaîtra, persuadé peut-être que la France devait périr avec lui ? S'il a parfois manqué à sa fortune, il eut du moins alors l'insigne honneur d'inaugurer la restauration de nos mœurs, de nos croyances, de nos arts et de nos lettres, par les préludes de cette voix inspirée qui plus tard se fit encore entendre parmi les périls d'une autre crise sociale, et sut prolonger ainsi la séduction de son immortel souvenir.

LIVRE II

Restauration de la philosophie spiritualiste.

CHAPITRE Ier

I. Discrédit de la philosophie; indifférence, ou hostilité dont profitera l'Empire. Isolement des libres penseurs. Les héritiers de Condillac. Les Idéologues se relèvent devant l'opinion par leur opposition politique. — M. DESTUTT DE TRACY ; esquisse biographique. Dignité de son attitude. L'homme, l'écrivain. — II. Les précurseurs du spiritualisme. — M. LAROMIGUIÈRE. Onction de sa parole. — MAINE DE BIRAN. Son *Mémoire sur l'habitude*, 1801. *Essai sur la décomposition de la pensée*, 1803. Le libre arbitre. Les droits de la personne morale. Le métaphysicien psychologue. Son *Journal*. Confidences d'un esprit pur. Indécisions d'une âme en peine. Le monde de la Grâce. — Le mysticisme et la Révolution. SAINT-MARTIN. Il proteste contre le matérialisme. Il défend la Providence. — BALLANCHE, le Socrate lyonnais. Ses beaux songes chrétiens et platoniciens. Enthousiasme contemplateur, confusion de la métaphysique et de la poésie.

I

Tandis que la religion s'alliait à la poésie pour reconquérir les âmes délaissées ou perdues, la philosophie, elle aussi, s'associait à cette œuvre bienfaisante par une transformation qui prouve que des affinités naturelles uniront toujours les croyances spiritualistes aux garanties d'ordre social, et surtout à la renaissance du sentiment chrétien. Le sensualisme avait séparé la liberté de la règle, le

fruit du devoir, et l'amour de Dieu. Si les propagateurs de ces doctrines ingrates défendirent plus d'une fois des causes généreuses avec un zèle qui nous oblige à honorer nos adversaires, ce sont là de louables inconséquences qui profitent au caractère des personnes, sans recommander leurs principes. Car, en fondant la morale et par suite la politique sur des intérêts et des appétits, ils avaient, sans le savoir ni le vouloir, encouragé d'avance les conséquences brutales qui ne tardèrent pas, en bas comme en haut, à trahir le vice de leurs systèmes. Malgré des intentions philanthropiques, ils eurent donc leur part de responsabilité lointaine et indirecte dans les excès qui leur eussent fait horreur s'ils avaient pu les prévoir, mais par lesquels la passion populaire croyait logiquement mettre leurs théories en pratique.

Aussi devaient-elles tomber tôt au tard dans un discrédit qui ressemblait à un châtiment. Si les gouvernements finissent par devenir des causes dont l'influence agit sur les mœurs publiques pour les réformer ou les pervertir, ils commencent presque toujours par être des effets, et répondre à des besoins. Il serait donc injuste d'attribuer seulement au Pouvoir l'esprit général dont il n'est souvent que l'interprète et le représentant. On le vit clairement au début de notre siècle. Il y eut alors, et avant l'établissement de l'Empire, une réaction universelle contre tout ce qui était suspect de libre pensée. N'aspirant plus qu'au repos, après tant de secousses, et prête

aux plus lâches abdications, à celles qui n'ont que des dédommagements perfides, la société se défia de toutes les idées qui éveillaient le souvenir des orages récents. Si les jouissances du monde, des lettres et des arts furent recherchées avec ardeur, c'est que chacun vit dans ces biens retrouvés des signes ou des promesses de sécurité prochaine. Mais les problèmes politiques et métaphysiques obtinrent à peine une attention distraite : on les évitait comme des trouble-fête, et les regards se détournèrent par instinct de toute recherche importune qui pouvait inquiéter par des vues d'avenir l'insouciance de l'heure présente. La génération qui désirait une dictature ne voulait donc plus se préoccuper d'affaires sérieuses, et susceptibles de gêner l'assoupissement qui suit les crises. Cette langueur égoïste, qui se désintéressa des grandes questions, eut même un faux air de sagesse, dans cette France malade qui ne demandait que le silence et la diète.

Nous savons trop comment l'Empire profita de cette inertie. Ceux qui aimaient l'obéissance et la discipline furent servis au delà de leurs souhaits ; et, lorsque le calme intérieur parut assuré, les événements qui éclatèrent au dehors permirent peu de loisir à la spéculation pure. En face des luttes redoutables dont l'Europe était devenue le théâtre, les disputes des idéologues durent en effet sembler bien creuses, ou bien mesquines. D'ailleurs, la guerre ayant suspendu toute communication entre les esprits, le commerce des intelligences subissait,

aussi lui, une sorte de blocus infranchissable. Pas un écho ne venant d'Édimbourg, de Munich ou de Kœnigsberg, la psychologie écossaise et l'idéalisme de Kant passèrent donc inaperçus pour ces héritiers de Condillac qui, de plus en plus casaniers, ne se doutaient pas des changements accomplis loin d'eux dans le monde philosophique. Déconcertés par l'isolement, ils demeurèrent pourtant fidèles à leur routine traditionnelle comme à une habitude que l'âge tourne en manie. S'amusant aux jeux innocents de l'analyse, ils continuèrent à traiter obscurément leurs éternelles questions de grammaire ou de logique, et à débrouiller ou embrouiller l'écheveau des sensations transformées. Mais ces travaux restaient ensevelis dans l'ombre. Car si quelques cercles, entre autres ceux de Mme d'Houdetot, de M. Suard et de l'abbé Morellet, furent encore des asiles où l'esprit du siècle précédent se déployait à l'aise et non sans grâce, rien, en dehors de ces centres distingués, ne rappela le mouvement de ces salons où fermentèrent d'abord sans péril apparent les idées qui plus tard descendirent dans la rue, et devinrent la Révolution. Elles comptaient encore de nombreux dévots, mais qui n'avaient connu l'ancien régime que pour le renverser. Or la bonne compagnie d'autrefois n'eut rien de commun avec ces raisonneurs farouches qui, mêlés à des événements terribles, avaient vécu dans les assemblées, les clubs ou les camps, et ne s'y étaient guère façonnés à l'agrément des relations sociales. « Jusque dans les

réunions de la Décade, nous dit un contemporain [1], Montesquieu, Voltaire, Buffon, Turgot, Diderot même et Rousseau, les moins mondains de leur temps, se seraient sentis dépaysés et comme étrangers. Ils y eussent trouvé plus d'aigreur que d'élévation, je ne sais quoi de méfiant, d'envieux et d'insociable, des haines de faction s'unissant aux préjugés de coterie, tous les ridicules des lettrés de province vivant seuls et entre eux, sans parler d'une certaine discordance de manières tour à tour familières et tendues, dépourvues de réserve et d'abandon. »

Bien que les contempteurs de l'âme et de Dieu semblent prêts à s'accommoder du despotisme, et que l'Empire n'ait jamais négligé de faire à tous les partis des avances intéressées, il opéra pourtant peu de conversions parmi ces idéologues convaincus, qui presque tous avaient combattu dans les rangs républicains. La plupart eurent le mérite de ne pas renier leurs regrets, sinon leurs espérances ; et, dans un pays où la politique entre partout, cette constance finit à la longue par donner un faux air de popularité aux derniers disciples d'une École qui, n'ayant régné que pour détruire, était par sa victoire même condamnée à périr. A mesure que le sceptre du maître parut plus pesant, l'opinion se montra donc moins rigoureuse pour des noms associés à nos malheurs, mais amnistiés par l'air d'opposition dont ils offraient l'exemple peu contagieux.

1. M. Guizot. *Mémoires sur l'histoire de mon temps.*

Par un de ces revirements ordinaires à notre mobilité, on leur sut gré d'une indépendance qui faillit réhabiliter des doctrines mal famées. Dans un temps où les intelligences, impatientes d'échapper aux liens de la centralisation administrative, se sentaient comprimées de toutes parts, on eut comme un respect d'étonnement pour ces débris du passé qui s'obstinèrent à former un groupe dont les rancunes ne manquaient pas de fierté. D'ailleurs, après le Concordat, l'incrédulité devint une ressource pour les mécontents. Car ils se persuadèrent, ou affectèrent de croire que les idées libérales étaient intéressées à la fortune des abstractions inoffensives qu'arboraient comme un drapeau quelques maussades continuateurs de l'esprit encyclopédique.

Telles furent les causes qui honorèrent une décadence inévitable. Toutefois, des germes nouveaux s'épanouissaient jusque dans les œuvres des penseurs qui avaient eu pour parrains Locke et Condillac. Mais, avant d'assister à ce travail de rajeunissement, arrêtons-nous un instant devant le plus célèbre représentant des idées qui allaient s'évanouir comme des brouillards aux premières lueurs du jour.

Nous voulons parler de M. de Tracy, qui mérite entre tous l'estime et le souvenir de la postérité. Car sa vie et ses écrits témoignent des heureuses contradictions qui, chez les sensualistes les plus endurcis, existaient d'ordinaire entre les théories du philosophe et les prédilections de l'homme public ou privé. S'il professa des opinions contraires à notre

dignité morale, s'il asservit l'intelligence aux organes, et borna notre destinée à la vie terrestre, il n'en fut pas moins un publiciste soucieux de mettre sa politique en harmonie avec un idéal du droit et du devoir. En cette arrière-saison, ses qualités et ses défauts nous offrent donc l'expression choisie d'une doctrine qui, venue d'outre-Manche, proposée sans succès par Hobbes et Gassendi à un âge croyant, réduite en système par Condillac, vulgarisée par Saint-Lambert et Volney, travestie en physiologie par Cabanis, répondit pendant un demi-siècle aux besoins de la curiosité ou aux passions des partis, exerça son action dissolvante sur les abus de l'ancien régime, et se trouva parmi les morts, au soir de la bataille livrée à l'ordre social qu'elle détruisit en voulant simplement le réformer. Sans entrer dans les débats techniques auxquels se rattache la mémoire d'un penseur considérable, esquissons du moins la physionomie de la personne et de l'écrivain.

Né dans une famille patricienne et militaire, au fond d'un vieux manoir dont la tour portait cette devise : *Bien bien acquis*, M. de Tracy, tout jeune encore, avait été séduit, comme les meilleurs, par les perspectives que firent entrevoir ces hardiesses philosophiques dont l'influence atteignit plus ou moins toutes les classes, aux environs de 89. Quand s'ouvrirent les États-Généraux, il y figura donc parmi ces députés de la noblesse qui soutinrent le parti des nouveautés, aux dépens de leurs plus antiques prérogatives. A la Constituante, il siégeait

dans le voisinage des tribuns, mais sans autre ambition que de régler pour le bien de tous, selon la justice, une société trop longtemps dominée par le privilége : nobles illusions que suivirent de près des mécomptes cruels! Car, s'il n'est rien de plus cher à de pures convictions que les joies d'un patriotisme désintéressé, l'épreuve dut être douloureuse pour le citoyen, quand il vit succéder si brusquement à ses rêves optimistes la tyrannie sous prétexte d'émancipation, des échafauds dressés au nom de l'humanité, en un mot, un naufrage où s'engloutissait tout à coup la vieille France. Jeté lui-même au fond d'une prison d'où chaque jour il voyait partir pour le supplice un compagnon de ses espérances, il se réfugia dans l'étude de l'homme qui lui déroba les maux du présent et les menaces de l'avenir.

Parmi des temps prospères, il avait aimé la philosophie par une sorte d'élan chevaleresque. Sous la Terreur, il la mit en pratique, et l'Empire lui offrit aussi l'occasion de confirmer ses paroles par des actes. Car, soit à l'Institut où l'appela sa renommée, soit au Sénat où il se laissa porter sans l'avoir désiré, son attitude et ses votes ne furent jamais complices du plébiscite aveugle qui, entraînant vers des abîmes le génie d'un grand homme et la fortune d'un grand peuple, poussa l'un au despotisme et l'autre à l'oubli de ses libertés. Toutefois, s'il prévit les périls et voulut les prévenir, les dissentiments et le blâme de sa froide raison n'allèrent pas au delà de ce que sa dignité lui commandait; et, quand la

guerre déclarée à l'idéologie atteignit dans sa personne les droits de la conscience, il se retira sans éclat d'une scène où il se sentait impuissant, ou importun. Réduit, en 1811, à faire imprimer et publier en Amérique son commentaire sur cet *Esprit des lois* dont Montesquieu, en 1750, avait vu paraître vingt-deux éditions en moins de deux ans, il s'enferma de plus en plus dans sa solitude d'Auteuil; et, dès lors, tout entier à ses livres ou à ses amis, il ne sortit guère de la retraite qu'au jour où nos désastres lui imposèrent la douloureuse nécessité de voter la déchéance d'un pouvoir qu'il avait subi, mais sous lequel il sut également parler avec franchise, et se taire avec indépendance.

Si, dans ses ouvrages, M. de Tracy dédaigna trop les communes croyances, reconnaissons donc que sa conduite ne cessa pas d'être inspirée par ce qu'on peut appeler le spiritualisme pratique. Oui, il eut le cœur plus haut que la doctrine; et, à ce titre seul, nous devions le signaler, ne fût-ce que pour réfuter ses erreurs par ses vertus. Il se recommande aussi par la probité logique de ses écrits où nous aimons, en dépit de tendances regrettables et d'une certaine sécheresse, la sûreté d'une analyse judicieuse, une exposition limpide qui rend accessibles au bon sens les sujets les plus ardus, et surtout l'élégance d'un langage simple qui « transporte je ne sais quoi d'exquis des manières dans les idées[1] ». Disciple

1. M. Mignet, *Portraits et Notices*. Libr. Acad. Didier et C[e].

original d'un maître qu'il fit presque oublier, il conduisit à ses dernières conséquences un système qui devait disparaître avec lui. Car il en avait comme épuisé la séve, et ne laissa plus guère à ses admirateurs mêmes que l'alternative ou de marcher sur ses pas, ou de l'abandonner pour tenter l'inconnu.

Ce mouvement rénovateur se produisit en effet au sein même de l'école dont il avait été le chef par l'autorité d'un caractère auquel M^{me} de Staël rendit cet hommage : « Vous me dites, Monsieur, que vous ne me suivez pas dans le ciel, ni dans les tombeaux. Il me semble qu'un esprit aussi supérieur que le vôtre, et détaché de tout ce qui est matériel par la nature de ses travaux, doit se plaire dans les idées religieuses. Car elles complètent tout ce qui est grand, elles apaisent tout ce qui est sensible; et, sans cet espoir, il me prendrait je ne sais quelle invincible terreur de la vie et de la mort. » Ce vœu, d'autres l'accomplirent; et leur raison, en suivant sa pente, les conduisit tout doucement hors des voies étroites où s'étaient égarés beaucoup d'honnêtes gens qui valurent mieux par leurs actes que par leurs livres.

II

Parmi ces précurseurs du spiritualisme, con- vient de distinguer deux noms qui nous rappelleront, je ne dis pas une influence dont l'action souveraine change brusquement le cours des esprits, mais

une de ces déviations insensibles qui préparent sans secousse les progrès décisifs. Il s'agit de MM. Laromiguière et Maine de Biran. Nous les saluerons comme les messagers de la bonne nouvelle attendue par cette élite à laquelle ne pouvait suffire une philosophie énervante qui, tout en dégradant l'homme, l'enivra d'orgueilleuses ambitions, et prétendit vainement concilier la justice absolue avec le culte de la matière, le progrès avec la négation de la Providence, la philanthropie avec l'égoïsme.

Ami de Garat, membre de l'Institut, professeur au Prytanée, puis à la Faculté des lettres, M. Laromiguière donna le premier signal d'une réforme désirée. En revendiquant les droits de cette activité libre qui constitue la personne morale, il réveilla des instincts assoupis qui ne demandaient qu'à se transformer en convictions vaillantes. Prononcées devant un petit nombre de jeunes gens qu'avaient épargnés les rigueurs de la conscription, ses leçons de 1811 et 1812 réussirent à se faire entendre, malgré le bruit des combats; et, à la veille des désastres qui devaient soumettre tant de consciences à de périlleuses épreuves, il invoqua, non sans un à-propos bienfaisant, ces vérités éternelles dont la lumière est si précieuse en ces heures sombres où s'éteint splendeur du Juste. Au lieu de soulever d'irritantes controverses, il se plut à prendre pied sur un terrain pacifique où se rencontrent toutes les âmes de bonne volonté. Interprète d'immuables principes, il savait du moins faire passer dans les cœurs l'émotion

d'une parole pénétrante, comme on en jugera par l'accent de cette page : « Plaisirs des sens, plaisirs de l'esprit, plaisirs du cœur, voilà, si nous savons en user, les biens que la nature a répandus à profusion sur le chemin de la vie. Mais qu'on se garde de mettre en balance ceux qui viennent du corps, et ceux qui naissent du fond de l'âme. Rapides et fugitifs, les plaisirs des sens ne laissent que du vide, et tous les hommes en sont dégoûtés avec l'âge. Mais les plaisirs de l'esprit ont un attrait toujours nouveau ; l'âme est toujours jeune pour les goûter, et le temps, loin de les affaiblir, leur donne chaque jour plus de vivacité. Pythagore offre aux dieux une hécatombe pour les remercier d'un théorème qui porte encore son nom. Képler ne changerait pas ses règles contre la plus brillante couronne. Est-il jouissance au-dessus de telles jouissances? Oui, Messieurs, il en est de plus grandes. Quels que soient les ravissements que fait éprouver la découverte de la vérité, il se peut que Newton, rassasié d'années et de gloire, Newton qui avait décomposé la lumière et trouvé la loi de la pesanteur, se soit dit en portant ses regards en arrière : « Vanité ! » tandis que le souvenir d'une bonne action suffit pour embellir les derniers jours de la plus extrême vieillesse, et nous accompagne jusque dans la tombe. »

Cette candeur et cette bonhomie patriarcale ont encore un charme qui tient à je ne sais quelle onction secrète. Un de ceux qui connurent M. Laromiguière nous dit que son enseignement ressem-

blait à un dialogue[1]. En parlant seul, il avait l'air de répondre à un interlocuteur, tant il y eut d'intimité dans cette éloquence tempérée qu'animait une chaleur communicative. S'il ne posséda pas ces dons qui éclatent au loin et enlèvent l'applaudissement, s'il ne fut pas non plus un de ces constructeurs qui savent édifier de fragiles théories, il eut et conserve l'attrait des sympathies durables. Caractère heureux et digne de l'être, sincère sans passion, et conciliant sans faiblesse, il tourna contre le sensualisme les qualités qu'il tenait des meilleures traditions de son école, à savoir la clarté d'une méthode circonspecte et déliée. Passant du connu à l'inconnu, enchaînant strictement toutes les idées, ne se permettant ni l'équivoque ni les vagues définitions, il parla toujours une langue saine, et ne cessa pas de ménager au moins un plaisir littéraire à ceux qui résistaient aux conclusions d'un dialecticien plus ami du bon sens que de la polémique et des abstractions stériles.

Tandis que Laromiguière se détachait d'une secte caduque avec la discrétion d'un Philinte jaloux de son repos comme de son indépendance, un psychologue profond, un métaphysicien de premier ordre, Maine de Biran, rompant, ou plutôt déliant aussi les mêmes entraves, s'élevait par un libre essor à des hauteurs où commence la science de l'âme et de Dieu.

Né à Bergerac, le 29 novembre 1766, fils d'un

1. M. de Sacy, *Variétés littéraires et morales*. Didier.

médecin, garde du corps à la cour de Louis XVI, administrateur de la Dordogne, après le 9 Thermidor, député au conseil des Cinq-Cents, exclu comme royaliste par le coup d'État de Fructidor, nommé par l'Empire sous-préfet de sa ville natale, il reparut en 1813 au Corps législatif, y exerça les fonctions de questeur, et fut un de ceux qui, dans la fameuse commission présidée par Lainé, protestèrent contre le despotisme impérial. Sous la Restauration, vers laquelle l'inclinaient ses vœux, il fit partie de la Chambre *introuvable* où, tout en défendant les privilèges de la Couronne, il vota toujours avec la minorité. Voilà ce que nous savons sur la vie de ce philosophe qui mourut à cinquante-huit ans, et dont M. Royer-Collard disait : « Il est notre maître à tous. » Ce ne fut point un éloge d'oraison funèbre. Car, bien que Maine de Biran n'ait philosophé que pour son plaisir, et dans ses moments perdus, nul guide n'a contribué plus efficacement à dégager les esprits de l'ornière sensualiste; et nul, au terme de sa courte carrière, ne s'est trouvé plus éloigné de son point de départ. De 1802 à 1815, n'a-t-il pas franchi toute la distance qui sépare Condillac de Fénelon, et la morale égoïste du renoncement absolu ?

Il nous propose donc le rare exemple d'un disciple qui ne craint pas de s'affranchir aux dépens de son propre repos, je veux dire de cette sécurité que donne la certitude, et que j'appellerais volontiers le bonheur de la pensée. Lorsqu'en 1801 l'Institut cou-

ronna son *Mémoire sur l'habitude,* déjà se manifestaient à des yeux clairvoyants les signes d'une métamorphose prochaine; et, bien qu'il se crût idéologue, ou fût accepté pour tel par ses juges, il ressemblait (si l'on nous passe une comparaison familière) à un oiseau de race étrangère couvé par une poule domestique. Il ne prit pas encore son vol, mais alors pourtant ses ailes préludaient à un affranchissement involontaire. Il ne tarda pas à en avoir conscience; et, deux ans plus tard, quand il parut devant le même tribunal, avec son essai sur la *Décomposition de la pensée,* ce fut pour abjurer les dogmes auxquels se refusait la sincérité de son intelligence. Adversaire résolu de la sensation, il ne songera désormais qu'à rétablir le libre arbitre et l'âme humaine dans leurs droits méconnus.

« *Je veux, donc je suis* », telle est la formule qui résume les patientes enquêtes de son analyse. Par la vertu de cette vérité, il restaura l'édifice cartésien, ou du moins les fondations du monument qui se relèvera de ses ruines, quand paraîtront les architectes. Avant lui, d'autres sans doute avaient gémi sur l'immoralité du sensualisme; mais des homélies ou des protestations n'étaient pas un remède, et MM. de Bonald ou de Maistre professèrent trop le mépris de la raison pour que leurs anathèmes fissent fortune dans un temps et un pays où l'on veut voir les choses, les toucher, et les comprendre. S'ils prouvèrent leur courage par de grands coups d'épée, ils abusaient trop du paradoxe pour avoir jamais autorité

contre l'erreur. Au contraire, chez Maine de Biran, l'on ne soupçonnait aucun parti pris, aucun calcul politique. Nul ne put donc refuser sa confiance à cet homme de bonne foi qui, s'écoutant et se regardant vivre, semblait s'être retiré si profondément en lui-même qu'il n'avait plus le goût d'en sortir.

En effet, ses écrits paraissent s'adresser bien moins au public qu'à sa conscience, et au Dieu caché qu'il découvrit en elle. Métaphysicien du *moi*, il nota les phénomènes les plus fugitifs du monde intérieur avec cette inquiétude d'attention que mettent certains malades à interroger les moindres symptômes de leurs mystérieuses souffrances. Les incertitudes mêmes de sa recherche donnaient plus de crédit à ses affirmations. En lisant les pages du *Journal* intime qui fut le confident quotidien d'un observateur tourmenté par le besoin de connaître et d'aimer les vérités capables de guérir, de fortifier ou de consoler, on entend comme le monologue d'un pur esprit qui raconte le drame de sa vie contemplative. Plongé tout entier dans ses méditations, prompt à fixer les nuances les plus ténues, toujours en éveil et sur le qui-vive, « il s'amusait, dit-il, à voir couler les diverses fluctuations de son âme ». C'étaient comme les tressaillements de cette curiosité candide qu'éprouvent tout ensemble le savant et l'enfant. Ce qui passe inaperçu pour le vulgaire lui devenait un sujet de surprise émerveillée. Lors même qu'il ne résout pas toutes les énigmes, il nous émeut encore par des angoisses où Pascal eût presque reconnu son cœur. A plus forte

raison est-il radieux quand il se fait une éclaircie dans ses brumes. On dirait alors un sourd qui perçoit subitement un son, ou un aveugle que réjouit la lumière retrouvée.

A force de chercher l'âme, il trouve Dieu dans ces profondeurs où il s'enfonce, et où le fini touche à l'infini. Tout voisin de l'abîme, et voulant le sonder aussi d'un coup d'œil furtif, il ressent alors l'éblouissement du vertige. Mais ses impuissances sont encore un signe d'élection. Car il est visible qu'il eût pris rang parmi les princes de la science transcendante par excellence, si, tout frissonnant d'un effroi qui n'ose s'aventurer, il ne s'arrêtait au seuil du sanctuaire, et ne baissait les yeux devant l'éclat que des regards plus fermes affronteraient sans trembler. Il ne lui manqua donc qu'une certaine décision ; et voilà pourquoi il erre, comme une âme en peine, autour des questions qui ne livrent leur secret qu'aux audacieux.

Du reste, cet air de souffrance ne lui sied pas mal ; car ses perplexités deviennent un principe d'éloquence, et il se trouve alors écrivain malgré lui, par échappées, en dépit d'un tempérament plus allemand que français, ou d'un vocabulaire qui effrayerait Hégel lui-même. Des barbarismes gothiques éloignent en effet les profanes du trésor qu'ils gardent comme des dragons fabuleux Mais si, bravant ces abords, on franchit la passe difficile, on en est dédommagé par le vif intérêt d'une doctrine qui va toujours, sinon se fixant, du moins s'épurant sans cesse, jusqu'à l'heure délicieuse où ce stoïcien humble et

tendre finit par se réfugier dans une sorte de quiétisme, qui révéla le monde de la Grâce à son cœur plus encore qu'à sa raison. En ces occasions, son style qui se colore et s'échauffe nous fait oublier les fatigues d'une ascension laborieuse, comme en ces hautes montagnes que l'on a gravies péniblement, pour voir le soleil couchant disparaître derrière les splendeurs d'un vaste horizon.

Au lendemain des orages qui ont troublé le ciel et bouleversé la terre, le mysticisme fut d'ordinaire l'asile des penseurs découragés, ou trop impatients pour s'attarder aux lenteurs du raisonnement. Tel avait été, vers la fin du siècle précédent, au sein d'une société sceptique ou impie, le *théosophe* Saint-Martin, *ce philosophe inconnu,* comme il s'appelait lui-même, âme douce et pieuse, toute dévouée à l'idée divine, supérieure par le sentiment et l'intuition, religieuse avec suavité, mêlant ses chimères à la logique éperdue de l'amour pur, mais enflammée par la ferveur d'un apostolat qui justifia cette parole empruntée à l'un de ses écrits : « Tous les hommes peuvent m'être utiles, il n'y en a pas un qui puisse me suffire ; il me faut Dieu[1] ! »

Il est donc juste de lui consacrer un souvenir. Car il resta fidèle à des croyances délaissées, alors que l'athéisme ou l'incrédulité s'étalait partout en plein soleil. On serait tenté de comparer ce rêveur séraphique aux chrétiens des Catacombes. Lui aussi,

1. Lisez le bel ouvrage de M. Caro : *Le Mysticisme au XVIII[e] siècle.*

dans le triomphe du matérialisme, ne sauva-t-il pas le feu sacré? Ne se fit-il point un devoir de l'entretenir dans l'ombre par l'ardeur d'une propagande qui eut ses heures de courage entreprenant? Car, si l'inclémence des temps lui imposa trop souvent un rôle ingrat et timide, s'il dut faire ses recrues à petit bruit, et garder une sorte d'*incognito* parmi les infidèles dont le flot le submergeait, n'oublions pas qu'en 1790, au moment où les *Ruines* de Volney croyaient donner le dernier mot de toutes les négations victorieuses, Saint-Martin fit entendre publiquement une protestation prophétique, au nom de ce spiritualisme qui ne doit pas, qui ne peut pas mourir.

Plus tard encore, il eut également son jour d'utilité sociale, quand, à cinquante-deux ans, élève des Écoles normales, il sortit de sa solitude silencieuse pour engager un duel contre l'idéologie triomphante, et défier en face le professeur Garat, son plus brillant avocat. Lorsqu'il vint railler ouvertement la dextérité de l'escamotage à l'aide duquel un sophiste se flattait d'expliquer tout l'homme par le mécanisme de la sensation, le trait lancé par sa fronde atteignit Goliath au front; et *le défenseur officieux de la Providence,* comme il disait, eut alors les rieurs pour lui. Il est vrai qu'il compromit parfois le sérieux de sa cause par les utopies d'une imagination qui manqua d'équilibre. Mais, bien qu'il lui soit arrivé, selon l'expression de Joubert, de « monter vers la lumière sur des ailes de chauve-souris », il y aurait ingratitude à ne pas lui savoir

gré de l'action occulte qu'il avait exercée, ne fût-ce que par son exemple, sur un mouvement d'idées morales qu'il attendit, et pressentit comme une infaillible revanche.

Puisque nous signalons les courants souterrains qui finirent par mêler leurs eaux en un même lit, comment ne pas rappeler aussi Ballanche, ce Socrate lyonnais, dont la plume rencontra plus d'une parole inspiratrice ? Il est le premier à nous y inviter, lorsque, parlant de lui-même, il termine ainsi sa *Palingénésie sociale :* « Les Muses ne m'élèveront pas de tombeau comme à Orphée, les prêtres des saints mystères ne feront point mon apothéose ; et pourtant mes écrits laisseront une trace quelconque, je ne sais laquelle. Car, si rien n'est perdu dans le monde matériel, rien n'est perdu dans le monde moral. Dans tous les ordres d'idées,

Le pas d'une fourmi pèse sur l'univers. »

Ce modeste témoignage nous avertit qu'il ne désira jamais le bruit et le grand jour. Il aimait plutôt à s'envelopper de nuages ; mais des éclairs y trahissaient sa présence. Timide comme un Éliacin, candide jusqu'à la naïveté, tout épris de beaux songes chrétiens et platoniciens qui ne devaient point se fixer en un corps de doctrines, voguant toujours vers des rivages auxquels il n'abordait pas, vivant comme entre ciel et terre, dans l'ignorance de lui-même et de toutes les choses sensibles, il eut pour-

tant une réputation de génie inconnu. Ne couva-t-il pas de grands projets dont on parlait dévotement, à voix basse, dans le cercle d'initiés aux yeux desquels il fut une sorte d'hiérophante? S'il passa dans le monde à la façon d'un somnambule, si ses apocalypses furent trop inaccessibles à la foule, cependant tout n'est point illusion d'amitié dans la gloire mystérieuse qu'il dut à des œuvres applaudies par le cortége de Mme Récamier, sa belle compatriote, qu'il adora, lui aussi, à distance, comme une Laure ou une Béatrice, c'est-à-dire comme un idéal auquel se dévouait son pur enthousiasme de contemplateur désintéressé.

Doué du sens des choses divines, l'auteur d'*Antigone* et d'*Orphée* nous apprend du moins par quelles affinités la métaphysique se confond avec la poésie, dans une âme expansive où les idées se transforment en sentiments, et les dogmes en symboles. Philosophe inconscient, il nous fait entrevoir, sous l'obscurité de ses rêveries alexandrines, l'avénement prochain de ce spiritualisme lyrique dont les *Méditations* de Lamartine seront la sublime explosion. « Retournons, disait-il, retournons, il en est temps, aux idées religieuses : car les artistes et les lettrés ne peuvent rien sans elles. » Aussi sa muse pacifique s'avançait-elle tenant à la main une lyre couronnée d'olivier, pour réconcilier, par une synthèse quelquefois aventureuse, le paganisme et le christianisme, Platon et l'Évangile, Pascal et Voltaire, sainte Thérèse et Jean-Jacques Rousseau, le passé,

le présent et l'avenir, le ciel et la terre, en un mot toutes les doctrines rivales ou ennemies dont les dissonances ou les malentendus provisoires se tourneront peut-être un jour en une symphonie universelle et définitive.

CHAPITRE II

Des influences jusqu'alors isolées avaient besoin d'un centre. Le Pouvoir lui-même allait s'associer à une Renaissance spiritualiste. — Lettre de l'Empereur au ministre de l'Intérieur. — Esprit qui préside à l'institution de l'Université. — M. ROYER-COLLARD. Ses origines; prédilections jansénistes. Son rôle sous la Révolution, pendant et après la Terreur. — Il devient royaliste par raison. Sa correspondance avec Louis XVIII. — Son attitude sous l'Empire. La philosophie est le refuge de son indépendance. — Appelé à une chaire de Sorbonne, il déclare la guerre au sensualisme. Sa métaphysique vise à la morale, et à la politique. L'École écossaise. La première leçon du maître, mot de l'Empereur. — Il prépare le mouvement libéral de la Restauration. — Esprit de sa méthode. L'homme. L'écrivain. Le politique dans le professeur. Unité de sa vie.

Nous venons d'indiquer les signes avant-coureurs d'une philosophie qui, opposant les traditions si françaises de Descartes à des systèmes importés d'Angleterre, allait remettre en crédit l'autorité du sens commun, et affirmer, au nom de la raison, les vérités sur lesquelles repose toute société. Mais ce ne sont encore que des présages, des tâtonnements isolés, des essais mêlés d'indécision. Aussi l'influence de ces tentatives ne rayonna-t-elle guère au delà de certains groupes. Elle n'atteignit que par hasard les éléments réfractaires, ou même ce milieu flottant sur lequel pesait une léthargie aggravée par un régime dont les contraintes paralysèrent toute faculté d'initiative personnelle. Déçus par les espérances qui avaient fait battre tant de cœurs, les esprits lan-

guissaient donc dans une sorte de torpeur. Quelle idée, quel sentiment eût résisté à l'épreuve des mécomptes dont se composait, depuis vingt ans, l'histoire contemporaine? Si la liberté avait démenti ses promesses, la gloire, elle aussi, commençait à ne plus faire de dupes. La politique ne paraissait à la plupart que le jeu sanglant ou perfide de la force ou de la ruse. La morale se réduisait à la pratique des vertus utiles; elle n'était plus qu'une condition d'ordre. La religion même se voyait traitée comme une garantie de police sociale. Protégée par un patronage défiant qu'elle achetait bien cher, elle avait dû renoncer au droit de controverse et de prosélytisme. Il eût semblé aussi superflu de la discuter qu'inconvenant de la défendre. Depuis que les épicuriens du Directoire s'étaient pliés de bonne grâce à toutes les formes de la servilité, la conscience publique n'avait donc pas cessé de se dépraver de proche en proche; et le Pouvoir même, alarmé par l'intensité d'un mal dont pourtant il profitait, finit par désirer qu'une philosophie généreuse vînt enfin communiquer aux caractères la dignité de ses principes.

Nous ne ferons pas, en effet, à Napoléon l'injure de supposer qu'il ait eu l'idée fixe de conspirer contre le sens moral de son peuple, dans l'intérêt de sa puissance. Outre que les hommes de son ordre ont des élans de pensée qui leur entr'ouvrent la sphère des hautes vérités, plus d'un acte digne de mémoire témoigne que l'Empereur ne fut point insensible ou étranger à une renaissance spiritualiste dont l'éclat

devait rejaillir sur son règne, comme celui de la restauration religieuse qui avait inauguré le Consulat. Sans doute l'autocrate dut avoir des retours de réflexion qui l'avertirent qu'on n'élève pas les intelligences sans les affranchir. Mais ses vues d'avenir étaient aussi trop étendues pour qu'il ne se dît point qu'une nation appelée à de grandes destinées a besoin d'âmes viriles, et ne saurait se passer de convictions. Je me garderai donc de prêter les calculs misérables d'un machiavélisme corrupteur à celui qui écrivit un jour à son ministre de l'Intérieur la lettre que voici : « C'est avec un sentiment de douleur que j'apprends qu'un membre de l'Institut, célèbre par ses connaissances, mais tombé aujourd'hui en enfance, n'a pas la sagesse de se taire, et cherche à faire parler de lui, tantôt par des annonces indignes de son ancienne réputation et du Corps auquel il appartient, tantôt en professant hautement l'athéisme, principe destructeur de toute organisation sociale : car il ôte à l'homme toutes ses consolations et ses espérances. Mon intention est que vous appeliez près de vous les présidents et secrétaires de l'Institut, et que vous les chargiez de faire connaître à ce Corps illustre, auquel je m'honore d'appartenir, qu'il ait à mander M. de Lalande, et à lui enjoindre, au nom du Corps, de ne pas obscurcir, dans ses vieux jours, ce qu'il a fait dans ses jours de force pour obtenir l'estime des savants. Si ces invitations fraternelles étaient insuffisantes, je serais obligé de me rappeler aussi que *mon premier devoir est d'empêcher que*

fidèle aux vertus qu'aux dogmes de ses austères directeurs, il apprit de bonne heure à connaître et aimer les mœurs simples, la gravité, le respect, et une indépendance docile à la règle. De ce foyer sévère il passa chez les Oratoriens, les *doctrinaires,* comme ils s'appelaient alors, sans se douter qu'un jour ce mot transporté par leur disciple dans la langue politique prendrait une acception tout à fait différente. Puis, sa jeunesse s'écoula dans le studieux recueillement d'une vie provinciale. Curieux surtout de logique, de géométrie et de morale, il lut avidement Clairaut, d'Alembert, Euler et les grands docteurs de Port-Royal dont il adopta, non les passions qui sentaient la secte, mais les principes qui fondèrent une École. Nous le retrouvons ensuite à Paris, s'initiant à la science du droit, et mêlé par ses relations à cette bourgeoisie qu'avaient pénétrée les lumières du siècle. Avocat obscur, en 1787, il plaidait à la Grand'Chambre, sous la tutelle de Gerbier, digne parrain de ses débuts, quand éclata la Révolution, dont l'aurore souriait à ses espérances.

Le 17 juillet 1789, quelques jours après la prise de la Bastille, il siégeait à l'Hôtel de ville, comme secrétaire du Conseil de la municipalité. Car, à la suite d'une vive improvisation, il venait d'être porté en triomphe par les électeurs de l'île Saint-Louis qui l'acclamèrent représentant de leur section. Il lui fallut donc subir des rapports quotidiens avec plus d'un fanatique, entre autres Danton, son compatriote,

dont il se souvint lorsque, sous le Directoire, devant les Cinq-Cents, il terminait un discours par ces mots : « Aux cris féroces de la démagogie invoquant l'audace, et puis l'audace, et encore l'audace, vous répondrez enfin par ce cri consolateur qui retentira dans toute la France : La *justice,* et puis la *justice,* et encore la *justice.* » Cette devise fut en effet la sienne dans les épreuves qui firent réfléchir tristement sa conscience politique. Membre de la Commune, il était près de Bailly, le maire de Paris, dans la journée sinistre où la royauté fit son premier pas vers l'échafaud. Aussi éloigné des Jacobins par son indignation que des Girondins par son bon sens, qui ne leur pardonnait pas un rôle non moins ambitieux qu'impuissant, il ne tarda guère à passer dans le camp des vaincus, et bientôt des victimes. Réduit en effet à prendre la fuite, il s'abrita dans son village natal; et, s'il ne figura pas sur la liste des suspects, il le dut à la vénération qu'inspirait sa mère. La Terreur s'arrêta sur le seuil de cette maison où la femme forte de l'Écriture osait conserver encore l'image du Christ, sous les regards des inquisiteurs que fit reculer son courage. On raconte que, revêtu de la blouse du laboureur, son fils poussait les bœufs devant lui, tout en lisant un tome de Platon, de Descartes ou de Bossuet placé sur le manche de sa charrue. Toujours est-il que tant de tragiques leçons ne furent point perdues pour un témoin de 89, et de 93. Il sut entendre ce double enseignement. S'il détesta les excès où se jette un peuple sans croyances

et une liberté sans frein, il comprit le spectacl
nation unie dans une pensée d'affranchissem
sa raison, étrangère à toute passion, condamn
attentats, sans en faire porter la peine à de
dont il va demeurer l'inflexible défenseur.

Mais l'heure de la modération n'était pas
venue. Pourtant, lorsqu'un long cri de joie a
la chute de Robespierre, il fut un des pren
l'œuvre parmi ces bons citoyens que leur patri
appelait au poste du devoir et du péril. Dép
conseil des Cinq-Cents par le département
Marne, dont les colléges lui resteront fidèles j
sa mort, il éleva la voix, quatre ans avant le
au christianisme, pour demander le rappel d
tres bannis. Mais l'éloquent avocat du culte
cuté ne réussit qu'à se désigner lui-même au
sécuteurs. S'il ne fut pas déporté par les vain
du 18 Fructidor, ils cassèrent du moins son él
ce qui était plus facile que de réfuter ses di
Exclu comme royaliste, il ne l'était pourt
encore, mais allait le devenir. Jusqu'alors i
conservé pour la dynastie proscrite la piété d'
venir, sans estimer toutefois que la monarchi
seule condition de salut. Mais, après tant de
d'État, un patriote ennemi de l'anarchie se
désirer, moins par sympathique élan que par
le retour d'un principe qui pût opposer aux c
de la foule la permanence du droit, et consac
un caractère inviolable un contrat conclu ent
traditions et nos libertés. Ce fut alors qu'il e

[illegible] II [illegible]

[illegible]

[illegible] avec [illegible]

vivants refrognés du régime républicain. Assez généreux, ou assez habile pour ne point garder rancune à un personnage qui se tenait à l'écart, et avait toujours refusé de lui être présenté, l'Empereur fut aise de lui donner une marque d'estime ; et, lorsqu'en 1811 M. de Pastoret, promu à la dignité de sénateur, laissa vacante la chaire où il enseignait à la Faculté des lettres l'histoire de la philosophie, aucune objection ne fut opposée au choix que M. de Fontanes soumit alors à l'agrément du Souverain. M. Royer-Collard, qui ne se refusait jamais à un devoir, ne déclina pas non plus un honneur qui, sans inquiéter sa responsabilité, l'invitait à une salutaire influence.

On a raconté que la lecture d'un exemplaire de Thomas Reid rencontré par hasard lui révéla sa méthode, et sa doctrine. Sans nier l'action exercée sur une intelligence disponible par l'étude attentive du psychologue prudent qui restaura l'autorité du sens commun, nous n'admettrons pourtant pas que M. Royer-Collard ait en quelque sorte improvisé sa foi philosophique. Non ; elle était armée de toutes pièces, lorsqu'il monta dans cette chaire à laquelle le prédestinait une éminente aptitude. Habitué à la spéculation, rompu aux sciences exactes, nourri de Descartes et de Leibnitz, il n'eut qu'à se laisser porter pour suivre le courant qui ramenait notre siècle vers des traditions conformes à ses besoins. Le premier germe de ses convictions n'était-il pas d'ailleurs une haine vigoureuse contre ce scepticisme

matérialiste qu'il avait vu se combiner avec la démagogie? Voilà le fléau qu'il se promit de combattre par un enseignement capable de réconforter les cœurs. Trancher la racine du doute, mettre la certitude hors de nos atteintes, discipliner la raison, réprimer ses aventures, imposer des barrières aux témérités, telle était depuis longtemps l'idée constante de ce penseur fait pour gouverner les âmes. Telle fut aussi l'œuvre du professeur. Pour lui, la métaphysique devait viser à la morale, et, par elle, à une politique d'ordre et de sécurité. Aussi ses vues ne se tournèrent-elles point vers d'ambitieuses théories : « La saine philosophie, écrivait-il, est cette *ignorance savante qui se connaît*, et à laquelle il faut arriver, quand on est sorti de l'ignorance naturelle, sous peine de faire les entendus, et de juger tout plus mal que les autres. » Celui qui fit cet aveu ne pouvait manquer de se reconnaître dans le rationalisme solide et modeste qui, venu d'Édimbourg, sut guider et affermir les intelligences, sans leur inspirer l'orgueil. Il y retrouva le tempérament de son esprit à la fois défiant et dogmatique, circonspect et résolu, pratique avant tout, et n'appliquant le raisonnement qu'à des principes évidents, ou à des faits démontrés par l'analyse. Il y eut donc harmonie préétablie dans une préférence qui s'accordait avec son inclination propre.

Les premières paroles de son cours durent étonner un auditoire qu'un préjugé tenace avait habitué à chercher dans Condillac le dernier mot de l'orthodoxie. « Toute la science, disait Royer-Collard, peut

se ramener à deux objets, les esprits et les corps. » Puis, il ajoutait, non sans une nuance d'ironie : « Quelle expérience nous assurera que la sensation suffit pour féconder toutes les régions de l'intelligence et du sentiment? Parce qu'elle a précédé l'exercice de nos facultés, celles-ci en sont-elles moins originales, et ne doivent-elles rien à leur propre énergie ? Est-ce la sensation qui perçoit, qui se souvient, qui juge, qui raisonne, ou imagine? Est-ce dans la sensation qu'est tracée la règle éternelle des droits et des devoirs? Quand elle enseignerait l'utile, enseigne-t-elle le beau et l'honnête ? A-t-elle inspiré ce vers :

Summum crede nefas animam præferre pudori ? »[1]

Ces vérités qui nous paraissent maintenant élémentaires furent alors inattendues comme un paradoxe. Il y avait même courage à les proclamer ; car, sous le règne de la force, elles étaient malsonnantes. Trop éclairé pour ne pas le sentir, l'Empereur eut l'âme assez haute pour approuver. Il lut ce discours que le bibliothécaire du palais avait mis sous ses yeux; et, le lendemain, à son lever, apercevant M. de Talleyrand : « Savez-vous, lui dit-il, Monsieur le Grand-Électeur, qu'il s'élève dans mon Université une nouvelle philosophie très-sérieuse qui pourra bien nous faire grand honneur, et nous débarrasser tout à fait des idéologues, en les tuant sur place par

1. Regarde comme le plus grand des crimes de préférer la vie à l'honneur.

le raisonnement » ? Alors, lui citant quelques passages de cette leçon d'ouverture, il gronda le prince de ne pas la connaître encore. Notons pourtant que le politique s'empressa trop d'y voir avec joie une attaque décisive contre un groupe frondeur auquel il reprochait une opposition clandestine ou déclarée. Car les conséquences de l'impulsion donnée avaient une portée plus lointaine, si j'en crois M. Royer-Collard qui, jugeant ce succès de cour peu philosophique, se contenta de dire à quelques amis : « L'Empereur se méprend. Descartes est plus intraitable au despotisme que ne le serait Locke. Entre nous, la doctrine de l'âme est bien autrement favorable à la liberté que celle de la sensation transformée. Pour les partisans de cette théorie, la résistance morale à la force est une inconséquence généreuse ; pour nous, elle est un devoir irrémissible. »

Oui, le spiritualisme aura sa part dans le mouvement libéral qui sera une des gloires de la Restauration. Le jour est proche où un rayon de soleil va faire germer cette semence féconde. Mais, tout en songeant à l'avenir, M. Royer-Collard ne fut jamais de ces impatients qui, pour provoquer une popularité bruyante, transforment leur chaire en tribune. Bien au contraire, il débuta sans éclat et sans bruit, avec autant de prudence que de fermeté.

La première question agitée devant ses *trois* auditeurs fut même en apparence assez aride. Il se demanda si le raisonnement peut démontrer l'existence du monde extérieur. Mais, en réalité, ce

problème ne tendait à rien moins qu'à convaincre ses adversaires de l'impuissance où ils étaient de nous donner même un *criterium* de certitude sensible. Il les attaquait ainsi au cœur par leurs propres armes, l'observation et l'analyse. Si, durant deux années, devant un auditoire de plus en plus nombreux, il concentra tout l'effort de sa logique sur ces préliminaires modestes, ce fut pour nous conduire plus sûrement à des conclusions métaphysiques dont l'évidence pût défier toute objection. Il ne voulait ouvrir le feu contre la place ennemie qu'après l'avoir investie par des travaux d'approche qui fermaient toute issue à l'assiégé. Voilà comment, sans charlatanisme oratoire, sans le moindre souci de remuer la foule, sans avoir la prétention de découvrir un monde et de fonder un système, il devint pourtant le chef d'une École à laquelle il apprit à proscrire toute hypothèse, à constater des phénomènes, à les classer, à en déterminer les lois, à marcher toujours sur le terrain de l'expérience, et à concilier les droits du libre examen avec le respect de ces croyances primitives qui sont le fonds de la raison universelle.

Il faudrait remonter jusqu'à Pascal pour retrouver cet étroit enchaînement de déductions rigoureuses comme des théorèmes, et cette dialectique ardente qui condense toute une série d'arguments dans une de ces formules grandioses où se concentrent les plus essentielles vérités. On voit ses idées se produire comme d'une source qui jaillit à flots clairs et pressés,

se grossit de maint affluent, devient fleuve, et se déroule d'un cours tranquille entre les rives que ses eaux fertilisent. Même quand il n'est que l'interprète du sens commun, sa parole a cet accent personnel qui commande l'attention, et je ne sais quoi d'impérieux qui est d'un maître. Bien que ses leçons ne nous soient parvenues que recueillies après coup par les souvenirs émus de M. Jouffroy, il nous suffira donc de lire ces substantiels fragments, pour comprendre l'action dominatrice de son éloquence.

Il avait un verbe à lui, un air de supériorité native, une façon de dire qui faisait sentir le poids des choses, et forçait la mémoire à garder une ineffaçable empreinte. Une fois lancé, le trait s'enfonce, et se fixe pour toujours. Soit que du cercle étroit où il se confina volontairement il ouvrît des perspectives soudaines vers le monde invisible, soit qu'il s'attaquât corps à corps à son antagoniste, il se distingua par un ton qui n'eut rien du docteur, mais semblait faire légitimement office de souveraineté reconnue. On salue donc en lui une de ces intelligences qui règnent par droit de naissance. On aime la décision d'une pensée que passionne son objet, et qui jouit du plaisir d'enseigner une science aussi neuve pour lui que pour les autres. Cette philosophie qu'il n'a point tirée des livres l'intéresse comme la conquête de ses réflexions. S'il séduit, ou plutôt s'il subjugue, c'est qu'il nous communique ses joies austères, je veux dire des convictions dont il a fait l'épreuve, et qui sont la récompense de l'amour qu'il eut pour la vérité.

Peut-être lui reprochera-t-on les défauts de ses qualités, trop de roideur, trop d'âpreté dogmatique, et une franchise qui ne se gêne avec personne. Déjà s'accuse ici ce trait de caractère qui plus tard ira s'exagérant ; car on citera de lui des mots d'une magistrale insolence, et des épigrammes ou des ripostes qui écrasent leurs victimes. Ses réfutations ont l'amertume d'un réquisitoire. Il traite volontiers l'erreur comme un attentat, avec une hauteur de dédain qui l'humilie en la condamnant. Ses arrêts sont d'un magistrat de cour suprême, jugeant sans appel, et en dernier ressort. Mais ces rudesses procèdent d'une foi vaillante que l'on n'a plus aujourd'hui. Au lieu de les blâmer, accusons donc plutôt la mollesse de notre scepticisme.

Sans appuyer sur ces réserves, nous préférons apprécier des mérites qui nous montrent l'homme sous l'écrivain, à savoir une rare alliance de finesse et de force, d'exactitude et d'imagination, de retenue et d'élan. Il sut animer jusqu'à l'abstraction, et, comme l'a dit M. de Rémusat, « mettre du sien dans l'absolu. » Chez lui, pas d'abandon, mais un art savant qui sert de parure à la sévérité d'une argumentation véhémente et acérée, sous laquelle palpite une âme fière. Solennelle comme un axiome, et imprévue comme une impression irrésistible, sa verve s'illuminait tout à coup d'éclairs rapides qui projetaient parfois une lueur éclatante comme sur la sombre profondeur d'un espace immense. Telle est cette comparaison magnifique : « La durée est

un grand fleuve qui n'a ni source, ni rive, ni embouchure. Le fleuve coule en nous, et c'est en nous seulement que nous pouvons observer son cours. » Cette vision furtive de l'infini est bien du même orateur qui dira un jour devant la Chambre des pairs : « On déporte les hommes, mais les lois fondamentales d'un pays ne se laissent pas déporter. » Il y avait l'assurance d'un législateur dans l'expression simple et superbe de certaines pensées, par exemple dans cette maxime que depuis on a si souvent répétée : « On ne fait pas au scepticisme sa part; une fois qu'il a pénétré dans l'entendement, il l'envahit tout entier. » A force de tendre à l'irréprochable, il atteignit le définitif, si bien que, de son vivant même, il passa pour un ancien. Ce qu'il disait à ses contemporains s'adressait à la postérité.

Dans ce style si plein on reconnaît celui qui ne fit pas imprimer une seule page dont l'intention ne fût que littéraire, « et n'aurait pas donné une heure de sa vie à un livre dont la lecture ne l'eût point éclairé, ou fortifié ». Il mania naturellement la langue des grands classiques, parce qu'il était de leur race, et avait toujours vécu dans leur commerce. Sa phrase s'en souvient; elle nous fait parfois songer à Bossuet par sa majesté, à Pascal par sa rigueur géométrique, à Montesquieu par sa concision sentencieuse ou piquante, à Rousseau par une logique enflammée qui échauffe les plus froides controverses. L'entrain polémique de son enseignement nous laisse pressentir l'ampleur et la puissance oratoire qu'il déploiera dans

les luttes politiques, au service des traditions ou des nouveautés que le philosophe avait déjà prises sous le patronage de sa raison. En passant de la Sorbonne à la Chambre des députés, il n'aura donc pas besoin de changer ses armes. L'homme d'État continuera le professeur. A des ministres hostiles au droit constitutionnel il opposera les mêmes principes qu'à l'empirisme de Condillac. Ses discours sur la loi de sacrilége et la liberté de la presse auront l'autorité d'un devoir social, comme cette leçon célèbre par laquelle il termina sa campagne spiritualiste. Les intérêts et les ambitions des partis trouveront en lui le censeur redoutable qui avait commencé par tenir tête aux sophismes et aux préjugés de secte. Aussi l'opinion finira-t-elle par subir ou accepter ce qu'on pourrait appeler la dictature de son bon sens. En dépit d'un isolement qui ne lui déplaisait pas, il deviendra presque populaire, malgré lui, à force d'estime. Représentant le respect de tout ce qui est respectable, il se verra comme investi de ce pouvoir moral que confère la dignité du caractère, et la vertu d'un exemple.

Sa vie fut donc la confirmation de la doctrine qu'il venait de restaurer, non plus comme M^me de Staël par d'enthousiastes espérances, ou comme Chateaubriand par l'imagination et la poésie, mais par la science condamnant l'erreur malfaisante de ceux qui refusaient à l'homme une âme, et à l'âme un Dieu. Cette victoire devait être d'autant plus sûre que le raisonnement l'avait seul remportée, en dehors de

toute alliance susceptible d'inquiéter la société laïque. Par conséquent, la plupart des esprits que n'avait pas entamés la réaction inaugurée par MM. de Bonald et Joseph de Maistre purent applaudir, sans défiance, à une réforme qui les affranchissait en les purifiant, et ne coûtait à personne le sacrifice de sa libre pensée. En restant rationaliste avant tout, M. Royer-Collard faisait plus pour la renaissance du sentiment religieux que les apôtres de la théocratie; car il ne le rendait point solidaire des paradoxes ou des passions qui risquaient de l'altérer ou de le corrompre. Il préparait ainsi ce terrain hospitalier où les consciences s'accordent dans une foi commune dont la tolérance prouve que toutes les vérités sont sœurs.

LIVRE TROISIÈME

La Poésie sous l'Empire.

CHAPITRE Ier

Vues générales. L'Empereur veut gouverner les intelligences comme les affaires. Du protectorat littéraire. — Il y eut une poésie de l'Empire. L'anathème de Lamartine. — Les circonstances atténuantes. — Les préjugés d'école et les traditions poétiques sont chez nous plus vivaces que les dynasties. — Le Temple du Goût après la Révolution. — La prose et les vers. Différence de leurs destinées.

Les chapitres que nous venons d'esquisser n'intéressent l'Empire que d'une façon indirecte. Car, s'il est vrai que le signataire du Concordat et le fondateur de l'Université a secondé le double mouvement dont le succès est dû à Chateaubriand et à M. Royer-Collard, il n'est pas moins certain qu'il se montra souvent hostile ou défiant pour les tentatives accomplies sans lui, ou malgré lui, par l'initiative philosophique, surtout quand elles avaient une portée politique. Ce ne fut pourtant pas indifférence, ou dédain. Car un génie éminemment organisateur, et qui eut tous les grands instincts d'un souverain, ne demandait qu'à rallier les talents comme les partis, et à gouverner les intelligences comme les affaires. Doué

d'une activité qui embrassait tout pour tout envahir, il comprit donc, par intérêt personnel autant que par sentiment de responsabilité supérieure, l'importance d'une action exercée sur la pensée publique. Aussi ne négligea-t-il aucune des séductions qu'il jugeait propres à gagner des recrues précieuses pour son cortége. Les ambassades, les dotations, les hauts grades de la Légion d'honneur, le Sénat, toutes les faveurs furent offertes aux réfractaires qu'il voulait enrôler, aux ennemis qu'il espérait désarmer. Mais, habitué à mener les choses en conquérant, il traita les âmes comme les peuples, et protégea les lettres comme la République de Venise, ou la Confédération germanique.

J'entends par là que son sceptre appuya toujours trop, et que ses avances alarmèrent justement tout écrivain soucieux de sa dignité. Il ne vit pas assez que l'indépendance est pour un talent la source même de son inspiration, et que l'aliéner c'est changer l'or en monnaie fausse ou douteuse. Au lieu de laisser l'opinion faire les renommées, et distribuer au mérite, par son estime, la seule récompense qui lui plaise, parce qu'elle ne coûte rien à sa considération, il prétendit apprivoiser jusqu'aux aigles. Or il advint que d'un coup d'aile ils s'empressèrent d'échapper à son atteinte. C'est que l'esprit, puissance libre et fière, veut, avant tout, être aimé pour lui-même. Il ne donne sincèrement sa bienveillance qu'à ceux qui le respectent. Il attend du pouvoir autre chose que ses largesses, et n'est satis-

fait ou reconnaissant que s'il rencontre des appréciateurs désintéressés de ce qu'il vaut. Mais des libéralités qui ne sont pas vraiment libérales ne font que des courtisans, ou des ingrats. Aussi l'Empire n'eut-il pas le bénéfice d'une bonne volonté qui ne réussit qu'à effaroucher des caractères ombrageux.

Puisque l'excès d'un zèle trop dynastique le rendit étranger à la plupart des principaux événements littéraires qui se produisirent, souvent contre lui, en dehors des régions officielles où il était omnipotent, nous ne saurions lui attribuer l'honneur des impulsions provoquées par les penseurs qu'il persécuta, lorsqu'il vit ses caresses impuissantes. Mais il eut pourtant sa part d'influence sur une floraison artificielle qui servit de parure à la scène où se jouait le drame politique et militaire. C'est ce qu'on appelle la *Poésie de l'Empire,* mots qui évoquent le souvenir distinct d'un concert où des voix, obéissant à une sorte de direction commune, chantèrent sur un certain mode que comportait le goût d'un public particulier. Les genres qui ne relèvent que de l'imagination furent en effet ceux qui, de tout temps, s'accommodèrent le mieux du régime absolu ; et, depuis Auguste jusqu'à Louis XIV, les Muses ont manqué rarement au plaisir des cours où régnait un maître. Il est donc naturel qu'il y ait eu un Parnasse impérial.

On en a dit beaucoup de mal ; et, parmi ces jugements sévères, chacun de nous se rappelle encore

cet éloquent anathème qui fut la préface des *Méditations :* « Je me souviens, disait Lamartine, qu'à mon entrée dans le monde, il n'y avait qu'une voix sur l'irrémédiable décadence, sur la mort accomplie et déjà froide de cette mystérieuse faculté de l'esprit humain qu'on appelle la Poésie..... Tous ces hommes géométriques, qui seuls avaient alors la parole, et qui nous écrasaient, nous autres jeunes gens, sous l'insolente tyrannie de leur triomphe, croyaient avoir desséché pour toujours en nous ce qu'ils étaient parvenus à tuer en eux, toute la partie morale, divine et mélodieuse de la pensée humaine. Rien ne peut peindre, à ceux qui ne l'ont pas subie, l'orgueilleuse stérilité de cette époque..... Ces hommes nous disaient : « Amour, philosophie, religion, enthou-« siasme, liberté, poésie, néant que tout cela ! Calcul « et force, chiffre et sabre, tout est là ! Nous ne « croyons que ce qui se prouve, nous ne sentons que « ce qui se touche. La poésie est morte avec le spiri-« tualisme dont elle était née. » Et ils disaient vrai ; elle était morte dans leurs âmes, morte en eux, et autour d'eux. Par un sûr et prophétique instinct de leur destinée, ils tremblaient qu'elle ne ressuscitât dans le monde avec la liberté ; ils en jetaient au vent les moindres racines, à mesure qu'il en germait sous leurs pas, dans leurs écoles, dans leurs lycées, dans leurs gymnases, surtout dans leurs noviciats militaires et polytechniques. Tout était organisé contre cette résurrection du sentiment moral et poétique ; c'était une ligue universelle des études ma-

thématiques contre la pensée et la poésie. Le chiffre seul était permis, honoré, protégé, payé. Comme le chiffre ne raisonne pas, comme il est un merveilleux instrument passif de tyrannie qui ne demande jamais à quoi on l'emploie, qui n'examine nullement si on le fait servir à l'oppression du genre humain, ou à sa délivrance, au meurtre de l'esprit, ou à son émancipation, le chef militaire de cette époque ne voulait pas d'autre missionnaire, d'autre Séïde..... Il n'y avait pas une idée en Europe qui ne fût foulée sous son talon, pas une bouche qui ne fût bâillonnée sous sa main de plomb. Depuis ce temps, j'abhorre le chiffre, cette négation de toute pensée; et il m'est resté contre cette puissance des mathématiques, exclusive et jalouse, le même sentiment, la même horreur qui reste au forçat contre les fers durs et glacés rivés sur ses membres, et dont il croit éprouver encore la froide et meurtrissante impression, quand il entend le cliquetis d'une chaîne. Les mathématiques étaient les chaînes de la pensée humaine : je respire ! elles sont brisées. »

Voilà des couleurs dignes d'un peintre que nous admirons. Tacite les eût enviées. Mais peut-être sont-elles trop sombres. Car l'équité veut, ce me semble, qu'on atténue un pessimisme où l'explosion d'une haine longtemps refoulée se mêle aux entraînements de la verve, parfois même de la phrase. Aujourd'hui, du moins, le sourire de l'ironie convient mieux que l'indignation à celui qui s'approche, en simple curieux, de ces versificateurs médiocres

dont la collection pourrait se comparer à des statues de cire ayant la forme humaine, mais dénuées du mouvement, et de la vie. Telle est, en effet, l'impression du visiteur qui s'engage dans ce musée, à la porte duquel l'ennui fait si bonne garde qu'il faut un certain courage pour y pénétrer.

Avant d'en franchir le seuil, nous remarquerons d'abord que les grandes époques littéraires furent toujours une exception. C'est une fleur qui s'épanouit à peine tous les cent ans. De plus, les chefs-d'œuvre ne dépendent jamais d'un mot d'ordre. Ils n'attendent pas le geste d'un maître pour se ranger en bataillon, comme des soldats au premier roulement de tambour. Auguste et Mécène auraient eu beau combler d'insignes faveurs Bavius ou Mævius, depuis leur berceau jusqu'à leur tombe; Mævius et Bavius ne seraient jamais devenus ni un Horace, ni un Virgile. Il est donc juste de ne point accuser trop durement les hommes d'État qui n'eurent pas le bonheur de féconder un sol ingrat, ou de faire jaillir du rocher les sources de Castalie. Outre que quinze années, surtout si occupées et si remplies, sont peu de chose dans la vie d'un peuple, ou dans un siècle, il eût été plus facile encore à Napoléon de gagner une seconde bataille d'Austerlitz que d'inspirer *Polyeucte* ou *Andromaque* à Luce de Lancival. Si l'on considère l'histoire universelle trop rare en coups d'éclat, on admettra du moins qu'il faut se résigner aux longs intervalles qui s'écoulent entre les apparitions de ces illustres acteurs dont la pensée

joue un rôle immortel. Ces retards sont surtout à craindre au lendemain de ces crises sociales où fermentent les éléments d'un monde nouveau qui n'a pas encore, faute de loisirs, pris conscience de lui-même. Ne lui faut-il pas le temps de se recueillir, et de s'éprouver?

D'ailleurs, les débuts de notre siècle ne nous paraissent pas aussi déshérités que se plaît à le dire une prévention exagérée peut-être par l'animosité politique. Nous inclinerions plutôt à croire qu'en général la somme des talents est à peu près la même en toute saison ; mais, les circonstances contribuant à la répartir inégalement, il arrive tantôt que les lots se concentrent dans quelques mains privilégiées (alors, il y a toute une élite de génies), tantôt qu'ils s'éparpillent entre un grand nombre de partageants (ce qui fait que chacun détient seulement une parcelle du trésor commun). D'un côté, c'est une aristocratie, comme on le vit sous Louis XIV ; de l'autre, c'est une démocratie, une foule, où la quantité remplace la qualité. Telle fut, ce me semble, la condition des rimeurs qui pullulèrent sous l'Empire. Si quelques-uns passèrent pour riches, c'est que, le capital poétique étant trop dispersé, presque tous furent pauvres.

Ajoutons que, dans la vie des peuples comme dans celle des particuliers, la rêverie ne s'associe pas facilement à l'action. Ayant besoin d'heures vacantes et libres que ne dispute aucun autre souci, les contemplateurs ne pouvaient guère se replier sur

eux-mêmes, ni se laisser ravir par de beaux songes, dans ce tourbillon de combats, ou parmi ces incessantes surprises qui tenaient toute l'Europe attentive. Les souffrances de la famille et de la patrie ne suffisaient-elles point à épuiser alors les facultés d'émotion? Les jeux de la victoire ne furent-ils pas assez tragiques pour faire une terrible concurrence aux imaginations les mieux douées? Il y avait là de quoi décourager les plus vaillants. Quelle fiction n'eût langui auprès d'Héliopolis et de Marengo? Quel drame, quelle épopée aurait pu rivaliser avec la lecture du *Moniteur*, dans les journées radieuses omme dans les autres?

Au lieu de nous égayer aux dépens de nos pères qui agirent plus que nous, il conviendrait donc plutôt de compatir un peu à une détresse dont fut responsable la gloire coûteuse qu'ils nous ont transmise. Eussions-nous fait meilleure figure si la Révolution, nous surprenant comme eux au milieu des molles occupations d'un siècle insouciant et raffiné, nous avait jetés, brusquement et sans pitié, des boudoirs et des salons à la tribune, à l'échafaud, ou à la frontière? Certains contes de fées parlent de palais merveilleux soumis à un enchantement qui tout à coup suspend pour des années entières toutes les fonctions de la vie. Eh bien, on peut en dire à peu près autant de la poésie française, si on la cherche dans cet interrègne tumultueux qui s'étend de 1789 à 1800. Plongée en un profond sommeil durant toute la Révolution qui avait bien d'autres

affaires en tête, elle ne se réveilla qu'après cette laborieuse tourmente, sans s'être un instant doutée (car elle était en pleine léthargie) des secousses qui, près d'elle, venaient de renverser un trône, des autels, des institutions, tout l'édifice du passé. Au lendemain de ce déluge universel, la *Belle au bois dormant* se retrouva donc, ainsi que dans la fable, ce qu'elle était avant sa subite torpeur, revêtue de ses atours comme pour une fête, tout enluminée de fard, et portant galamment les modes d'autrefois. Seulement, le temps et sa poussière avaient fané les parures de la veille.

S'il en fut ainsi, c'est qu'en France les préjugés littéraires, par cela seul qu'ils ne gênent personne, sont plus vivaces que les dynasties. Voilà pourquoi, parmi tant de ruines, l'inoffensive poétique de l'ancien régime resta debout, défiant le flot qui n'avait rien épargné. Tandis que la société se renouvelait de fond en comble, les beaux-esprits revenus de l'exil se mirent donc à chantonner les airs connus qui avaient consolé leur émigration, à balbutier des réminiscences qui leur rendaient l'illusion du passé, en un mot, à répéter avec la mémoire du cœur tous les refrains de leur bon vieux temps. Ces ritournelles parurent même délicieuses à des oreilles étourdies par les clameurs des clubs, et qui avaient oublié toute élégance. Alors que les travaux de Lagrange, de Laplace et de Berthollet ouvraient de si vastes horizons aux sciences exactes et naturelles, aux mathématiques, à l'astronomie et à la chimie, la

plupart des lettrés, humbles serviteurs des traditions les plus surannées, ne surent, après la dispersion de la société polie, que se traîner dans l'ornière de la routine, et cela en toute sécurité. Car, autour d'eux, nul n'y trouvait à redire. Bien au contraire, les novateurs les moins scrupuleux en politique eussent jugé malséant qu'un téméraire se permît de ne pas considérer comme inviolables les règles de convention déclarées sacro-saintes par les Aristarques d'Académie, ou d'Athénée. Bien des philosophes qui s'étaient réjouis de voir fermer les églises n'eussent pas souffert qu'un profane touchât au *Temple du Goût*, sur le frontispice duquel ils s'imaginaient lire le nom de Voltaire. Les doctrines respectées par son irrévérence étaient donc devenues l'objet d'un culte superstitieux qui, sans comprendre l'esprit du dogme, en gardait la lettre et les vaines formules avec une dévotion fanatique.

Si Rousseau et Bernardin de Saint-Pierre avaient préparé les voies à Chateaubriand par une réforme décisive opérée dans des genres récents, et qu'une noblesse héréditaire n'obligeait pas à être ennuyeux, c'est que la prose, appartenant à tout le monde comme un instrument d'usage quotidien, pouvait se mêler à la vie populaire dont elle était toute voisine. Il n'y avait pas là scandale de mésalliance. Mais, étant née patricienne, et n'ayant pas daigné descendre des salons sur la place publique, la langue poétique, par crainte de déchéance, vécut en *ci-devant*, et ne cessa pas d'exploiter un fonds qui alla toujours s'appauvris-

sant jusqu'à l'inanition. Aussi finit-elle par en être réduite à des pratiques d'école, à des artifices d'atelier, aux ruses du procédé qui s'apprend, en un mot, à de puérils expédients qui prolongèrent une décadence. Nous allons en étudier les symptômes, non sans indiquer aussi les inquiétudes, ou les essais de renouvellement que nous laisse entrevoir cette période de transition durant laquelle, malgré la tristesse d'un ciel morne et froid, travaillait sourdement la séve d'une végétation prochaine.

CHAPITRE II

I. Revue des morts; les principaux genres. Tendances prédominantes. Des milliers de poètes sans poésie. L'âge des bouts rimés. Les romances chevaleresques, les bagatelles d'album. La versification est un talent de société. — La légion des traducteurs. Avant d'innover, on se remet à l'école de l'antiquité. — La manie mythologique. la poésie toute faite. — II. Vogue de l'Épopée. Les Rhapsodes de Lycée et d'Athénée. Les grands écoliers. Triomphe de la rhétorique. LUCE DE LANCIVAL, et *l'Enfance d'Achille*. CAMPENON, et *l'Enfant prodigue*. PIERRE DU MESNIL, et *Oreste*. DENNE-BARON, *Héro et Léandre*. — Sujets tirés de l'antiquité nationale. TARDIEU DE SAINT-MARCEL, et la *France délivrée*. Le vicomte D'ARLINCOURT, et la *Caroléide*. DORION, et la *Bataille d'Hastings*. PHILIBERT MASSON, et les *Helvétiens*. PARNY, et les *Rose-croix*. MILLEVOYE, et *Charlemagne à Pavie*. CREUZÉ DE LESSER, et les romans de chevalerie. Réhabilitation du moyen âge. Un grain de sel gaulois. *La Philippéide* de M. VIENNET. — La poésie fugitive. LEGOUVÉ. — Goût du solennel. Le décorum et l'Empire. — III. La poésie didactique, signe de décadence. Pastorales, Bucoliques, Géorgiques de salon. L'école descriptive. Les lieux communs anonymes. Apprentissage de la forme. — Les épigrammes. Monde de critiques et de régents.

I

Ce qui nous a frappés tout d'abord, c'est la multitude des urnes funèbres qui peuplent les Catacombes de la poésie impériale. Les insectes qu'un jour voyait naître et mourir sur les bords de l'Hypanis ne furent pas, en effet, plus innombrables que les essaims de versificateurs qui voltigeaient alors dans l'air. Ce ne sont partout que dixains, sixtains, quatrains, chansons, ariettes, couplets, boutades, épigrammes, ma-

drigaux, charades, logogriphes, énigmes, contre-énigmes, allégories, inscriptions, impromptus, devises, moralités, pensées, compliments, bouquets, épitaphes, piécines, piécettes, badinages, stances régulières ou irrégulières, bluettes de sociétés savantes, de Jeux Floraux ou de soupers anacréontiques, en un mot, mille riens cadencés, qui foisonnent à l'envi dans tous les recueils lyriques éclos en foule à chaque retour de printemps, sous ces titres engageants : *L'Almanach des Muses*, *les Saisons du Parnasse*, *l'Abeille française*, *les Loisirs de Polymnie et d'Euterpe*, *les Étrennes des Dames*, *l'Athénée des boudoirs*, *le Chansonnier des Grâces*. Les moindres babioles semblaient avoir du prix pour un public longtemps sevré de ces menues friandises qu'on se passait de main en main, comme des dragées dans une bonbonnière. Si vous ne craignez pas d'ouvrir ces répertoires d'où s'exhalent des bouffées de musc qui donnent la nausée, vous rencontrerez à chaque page des fadeurs comme celles-ci : *Les Ailes d'Adonis ou les Dangers de l'amour*, *le Plaisir et le Bonheur*, *le Testament de Cupidon*, *Épître à Damis*, *la Jeune Thaïs*, *le Retour du bien-aimé*, *la Rose et la Violette*, *Adieux sous le saule pleureur*, *le Baiser justifié*, *Aux Mânes de mon épouse*, *le Souvenir du ménestrel*, *le Troubadour*.

Ce dernier mot surtout semble avoir eu pour nos pères un singulier prestige ; car on le rencontre à toutes les pages des anthologies. Un des plus sérieux rédacteurs du *Mercure* n'écrivait-il pas « qu'on ne

saurait prononcer ce doux nom sans émotion, parce qu'il rappelle les jeux innocents de l'amour et de l'honneur » ? Les ermites aussi sont fort en faveur, mais non ces austères anachorètes dont M. de Montalembert sera l'historien. Ceux qu'on aimait alors ressemblent plutôt à des paladins d'opéra : ils n'ont endossé le froc que par désespoir de cœur ; ou bien, ce sont d'aventureux Don Juan dont la robe de bure cache une cuirasse armoriée, et le rosaire un poignard. Leur barbe postiche est prête à disparaître en un clin d'œil, et ils sont toujours alertes pour les équipées galantes. En un mot, c'est le beau temps des romances chevaleresques et langoureuses. On en roucoule dans tous les salons; tous les pasteurs d'Arcadie, et tous les bergers du Lignon se sont donné rendez-vous sur les rives de la Seine. On dirait qu'après tant d'années orageuses, dans le voisinage des champs de bataille, toutes les âmes éprouvent le besoin de s'attendrir, et que toutes les imaginations soupirent après un idéal d'oubli voluptueux, ou de félicité sentimentale dont elles cherchent la vision dans je ne sais quelle évocation complaisante d'un moyen âge tout parfumé de lis, fleur symbolique d'une dynastie vaguement regrettée.

Cette mélancolie, pleine d'une confuse attente et comme de vœux secrets, nous explique la vogue de ces petites élégies dont plusieurs firent leur tour de France, de châteaux en châteaux, sur l'aile de mélodies touchantes qui enchantèrent nos bisaïeules. Ici du moins, la musique sauva les paroles. Nous en

conviendrons même : ces timides appels faits à une Restauration désirée sans qu'on se l'avouât ont encore retenu le charme indéfinissable des espérances que le malaise d'une affection fidèle mêlait aux banalités du motif lyrique.

Mais en dehors de ce genre qui eut une sorte d'à-propos, parce que sa naïve inconscience répondait à des instincts royalistes et romantiques, on ne voit alors que bagatelles d'album qui encombrent jusqu'aux plus graves Revues, et y suppléent à la politique. Leur profusion égale leur insignifiance, et témoigne que, dans le vide produit par le silence universel, la poésie dépourvue d'aliment devint de plus en plus un petit talent de société. On s'amusait à ce délassement, comme on jouait du clavecin ou de la harpe. On changea de plume ainsi que d'aiguille, pour broder indifféremment de la prose ou des vers, comme on eût fait de la tapisserie ou de la dentelle. Le sens du goût s'était tellement oblitéré qu'il ne subsistait plus aucune notion de l'art, et de ses difficultés. Si encore cette ignorance avait eu la candeur de l'inexpérience qui n'a rien appris ! Malgré la gaucherie de ses tâtonnements, elle aurait peut-être rencontré quelques bonnes fortunes. Mais elle se crut savante, et, voulant le paraître, elle ne se rappela que trop les leçons des régents qui maniaient la férule avant 89.

Pour être réputé poëte, ne suffisait-il pas de connaître des recettes de rhétorique, et des éléments de prosodie ? La pratique des humanités étant plus que

jamais une exception rare, on sortait facilement de pair lorsqu'on avait jadis fréquenté les colléges; et, la manie de versifier passant pour être l'emploi le plus délicat des loisirs, tous ceux qui visaient au bel air payèrent tribut à ce caprice de vanité. Les historiens et les philosophes s'en mêlaient donc, aussi bien que les mathématiciens; et l'épidémie s'étendit à tous les échelons de la hiérarchie administrative, depuis les auditeurs au Conseil d'État jusqu'aux commissaires de police, depuis les préfets jusqu'aux juges de paix, depuis les colonels jusqu'aux chirurgiens-majors et aux vétérinaires.

Faute de mieux, la plupart (et ce furent les sages) firent comme ces fonctionnaires en retraite qui, pour se rajeunir et tuer le temps, se mettent à dérouiller leur latin, à lire et relire leurs classiques. Aussi, de tous côtés, s'empressa-t-on de revenir aux anciens. Ce fut à qui traduirait en vers Ovide, Tibulle, Horace, Virgile, Lucrèce, Homère ou Anacréon; et ces interprètes infidèles se persuadèrent qu'ils embellissaient leurs modèles, en les défigurant par des maladresses dont l'ingénuité nous désarme. Oui, loin de nous en moquer, nous serions tentés plutôt d'éprouver une sorte de compassion sympathique pour cette société convalescente dont la mémoire, affaiblie par une fièvre cérébrale, essayait bravement de raviver à force de travail ses souvenirs disparus. M. Jourdain n'écouta pas avec plus de zèle ses maîtres de grammaire ou de philosophie. Mais ne souriez point de cette bonne volonté. Car, après les catas-

trophes qui avaient brutalement supprimé les principaux centres d'études libérales, retrouver était plus utile qu'inventer, et apprendre valait mieux qu'imaginer.

Il arriva que plusieurs rencontrèrent ainsi, par accident, ce qui manquait surtout alors, la franchise de l'expression directe; un commerce fortifiant leur fit donc oublier de temps en temps les mensonges d'une rhétorique sénile. Parmi les hésitations de l'à-peu-près, et à travers maintes langueurs, bien des mouvements souples, certains traits heureux, et des façons de dire plus vivantes triomphèrent enfin, par hasard, de ces défaillances natives qu'aggravaient les infirmités de l'École. Tout en éludant, abrégeant, allongeant, et altérant leurs textes, quelques-uns s'échauffèrent à la flamme étrangère; et, même sans être victorieux, ils s'aguerrissaient dans la lutte. On pourrait citer, entre autres, Denne-Baron que ses prédilections avaient conduit vers Properce, dont il sut rendre parfois la grâce voluptueuse, avec un bonheur qui rappelle tout ensemble les accents d'André Chénier, et le pinceau de Prud'hon.

C'est que les plus vaillants se sentirent peu sûrs d'eux-mêmes, et n'osèrent se risquer loin des regards d'un maître. Un ciel libre eût effrayé leurs ailes dépaysées. Du reste, l'exemple venait de loin, et de haut. Car le chef du chœur avait été Delille,

> Du Pinde bijoutier charmant,
> Qui joint le strass au diamant,
> Et brillante l'or de Virgile.

La Harpe, aussi lui, ne s'empressa-t-il pas d'enjoliver, ou d'épurer *la Jérusalem délivrée* par une paraphrase qui lui valut cette malice d'Andrieux :

Rassurez-vous ; mon Armide est de glace,
Disait La Harpe à son cher directeur ;
Clorinde est plate, Herminie est sans grâce ;
Mes vers dévots ont quelque pesanteur :
Un saint ennui du plaisir prend la place.
Car ce n'est point par un orgueil d'auteur,
C'est en chrétien que je traduis Le Tasse,
Pour mes péchés, et pour ceux du lecteur.

Parmi les noms qui surnagent tant bien que mal, entre deux eaux, il faut mentionner encore Baour-Lormian, ne fût-ce que pour ce quatrain spirituel qui lui servit d'épitaphe :

Ci-dessous gît Baour, le Tasse de Toulouse,
Qui mourut in-quarto, qui remourut in-douze,
Et qui, ressuscité par un effort nouveau,
Pour la troisième fois mourut in-octavo.

Quant aux émules qui, marchant sur leurs traces, se vouèrent à la version latine, les passer en revue serait faire un inventaire après décès. Bornons-nous donc à leur appliquer ce trait satirique lancé contre l'un d'eux par un contemporain :

On dit que c'est un pauvre sire,
Mais je n'ose le répéter ;
Pour s'en convaincre, il faut le lire,
Et j'aime encor mieux en douter.

Nous conclurons en disant que, propagé par les théories de Lessing, de Winckelmann, et de Raphaël

Mengs, le goût de l'antique répondit alors à un engouement universel qui se manifestait aussi dans la peinture. Tandis que David opposait à l'afféterie d'un art dégénéré l'austérité d'une religion classique dont le culte superstitieux s'accorda bien avec le souvenir récent des fêtes instituées en l'honneur de la Jeunesse, de la Vieillesse, de la Reconnaissance, de l'Hymen, de la Raison, de la Liberté, de l'Être Suprême, il était naturel qu'un mouvement analogue se produisît dans l'ordre littéraire. Mais, d'un côté comme de l'autre, cette fantaisie ne suscita que des œuvres artificielles et inanimées. Car la séve intérieure manquait trop à ces cerveaux arides pour que la simplicité des grands modèles ne se tournât pas en vaine déclamation.

De là ce retour de la mode vers les Grecs et les Romains. De là toutes les fictions empruntées à une mythologie fastidieuse, et accueillies avec autant de faveur que l'archaïsme académique des *Horaces*, du *Brutus*, ou des *Sabines*. De là ces lieux communs aussi surannés que les tailles courtes et les turbans de nos arrière-grand'mères, mais qui eurent alors l'avantage d'être une poésie toute faite pour des esprits réduits à improviser ces plaisirs littéraires dont la France se passerait moins facilement que de pain quotidien. On en éprouvait un impérieux besoin, après une si longue disette; et, par suite de leur abstinence forcée, ces affamés trouvèrent de la saveur au plus mince régal. Une renaissance païenne s'associait bien d'ailleurs à celle du césarisme, ainsi

qu'aux émotions patriotiques d'un peuple qui avait eu la joie d'assister à ces triomphes où le conquérant de l'Italie reparut dans sa capitale, escorté par les dépouilles de Venise, de Milan, de Florence et de Rome. La vue de ces statues captives dut ramener la curiosité vers les arts d'une cité républicaine à laquelle le Consulat, tout en préméditant l'Empire, avait emprunté les costumes officiels et les titres de ses principales magistratures. On comprendra donc qu'en présence de ces trophées, précieux butin de la victoire, la langue poétique ait été aussi hospitalière que nos musées pour ces dieux et déesses, dont la bienvenue fut si fièrement célébrée dans ces vers de Victorin Fabre :

Ces illustres bannis que le droit de la guerre
A deux fois réservés aux vainqueurs de la terre,
Ont trouvé dans nos murs, pour fixer leurs destins,
Et l'olivier d'Athène, et l'aigle des Romains.
Le Capitole même, où n'est plus la victoire,
A vu passer comme eux du parti de la gloire
Ses Héros, ses grands Dieux, ses Pénates mortels.
Sans changer de patrie, ils ont changé d'autels.
La Rome des Césars n'est plus aux bords du Tibre:
Rome de Léon X, et Florence encore libre,
Des chefs-d'œuvre d'un siècle ennobli par les arts
Ont payé nos succès, enrichi nos remparts.

II

Malgré l'indigence qu'attestaient de monotones réminiscences, plus d'un aveugle se crut un Homère et eut l'imprudence d'affronter les voies périlleuses

que le génie seul a le droit de fréquenter. Parmi les départements entre lesquels se partageait l'*Empire des Muses*, comme on disait alors, l'Épopée fut de beaucoup le plus hanté par les rhapsodes. Il est vrai qu'ils n'avaient guère souci de se mettre en frais d'invention. Ils se portèrent en foule vers les routes battues et rebattues, si bien que leurs perpétuelles redites ont l'air de travaux de collége proposés à des rhétoriciens qui se disputent des prix. On se bornait à faire jouer le lourd appareil des invocations, des songes, des récits, des descriptions, des allégories, des dénombrements, des rencontres, des descentes aux enfers, en un mot, les ressorts d'une machine usée par un service dix fois séculaire. Il y a là toute une légion de grands écoliers, à la tête desquels figurent des professeurs émérites qui, faute de mieux, découvrent une épopée dans tel sujet dont la matière suffirait à peine à un madrigal, ou à une anecdote.

C'est ainsi que Luce de Lancival ne bâtit pas moins de six chants sur le spirituel épisode d'Achille trahissant le mensonge de son déguisement par le choix de l'épée qu'Ulysse mêle à ses joujoux. Une autre plume universitaire, Campenon, délaye en deux mille vers les trente lignes où l'Évangile raconte la parabole de l'*Enfant prodigue*. Que dire de Pierre du Mesnil consacrant aux malheurs d'Oreste quinze mille alexandrins, que l'Institut se crut obligé de lire? Car l'auteur du rapport sur les prix décennaux « s'étonne d'y rencontrer quelques rimes insuffisantes, ou tout à fait fausses », jugement qui

prouve qu'alors la critique valut parfois la poésie. C'est encore un ancien qui inspire à Denne-Baron ses quatre chants sur Héro et Léandre, qu'il noya définitivement dans une amplification dont les tirades soporifiques nous gâtent cette fine épigramme de Martial, si gentiment traduite par Voltaire :

> Léandre conduit par l'Amour
> En nageant disait aux orages :
> Laissez-moi gagner les rivages,
> Ne me noyez qu'à mon retour.

Quelques-uns cherchent fortune en pays moins explorés ; mais ils travestissent leurs personnages sous des costumes si étranges que nous admirons seulement ici la patience d'un jury condamné, par devoir, à choisir son lauréat dans ce néant. Ceux-ci pourtant ont du moins l'originalité d'un titre, comme Tardieu de Saint-Marcel qui, dans *la France délivrée*, empruntant à nos annales un motif digne de meilleurs vers, écrase une dernière fois les Sarrasins, avec Charles Martel, dans les plaines de Tours. Mais ne lui demandons point le sens historique ; il ne s'en doute pas plus que le vicomte d'Arlincourt, dont *la Caroléide*, avec ses vingt-quatre chants, n'a guère laissé d'autre souvenir que ce trait :

> L'amour, qu'est-il ?... Un orage cruel,
> Entrecoupé de l'arc-en-ciel.

Notre antiquité nationale n'a donc point alors porté bonheur à ceux qui voulurent y cueillir le

rameau d'or. C'est ce qu'atteste encore la *Bataille d'Hastings*, qu'un narrateur prosaïque et diffus, nommé Dorion, perdit obscurément, à l'époque même où Napoléon songeait à envahir « la *perfide Albion* ». Si Voltaire osa dire du chantre de *l'Iliade* :

> Plein de beautés et de défauts,
> Le vieil Homère a mon estime.
> Il est, comme tous ses héros,
> Babillard outré, mais sublime :

qu'eût-il pensé de cet improvisateur qui remplit de ses interminables harangues cinq chants sur dix? Aussi ne troublons pas le repos de la tombe où il repose, à côté de Philibert Masson, l'auteur des *Helvétiens* signalés pourtant à l'attention de l'Empereur, en séance académique, le 15 nivose, an VIII. Les infortunes guerrières de Charles le Téméraire leur avaient seules valu cette distinction. Car je soupçonne que la fureur épique fut encouragée par le goût d'un souverain qui, dans les conceptions de l'art, devait naturellement aimer l'image des combats.

Mais le désir de lui plaire ne conférait point une vocation, et des esprits bien doués le prouvèrent plus d'une fois, à leurs risques et périls : témoin Parny, ce demi-Tibulle, qui, au lieu d'écrire « mollement »

> Des vers inspirés par les Grâces,
> Et dictés par le sentiment,

se prit, aussi lui, dans un piége, lorsqu'il composa ses *Rose-croix,* sorte de lanterne magique où sa spirituelle souplesse ne lui servit pas à dissimuler les longueurs d'une fable dépourvue d'unité, d'action et d'intérêt. La même méprise égara Millevoye qui, dans sa languissante ébauche de *Charlemagne à Pavie,* s'époumona vainement, et dut aggraver sa phthisie par les efforts qu'il fit pour enfler sa trompette. Le grand homme qui releva l'empire romain en Occident ne pouvait manquer d'être en faveur sous l'aventureux capitaine qui prétendit renouveler ses destinées grandioses. Aussi des profanateurs nombreux osèrent-ils attenter alors aux gestes carlovingiens. Mais ils ne méritent qu'une mention posthume dans un catalogue.

Entre ces pâles fantômes, nous ne distinguerons qu'un nom, très-oublié pourtant, celui de Creuzé de Lesser, intarissable trouvère qui a droit à quelque bienveillance, pour avoir un des premiers sauvé de la poussière nos romans de chevalerie, et les cantilènes populaires de la vieille France. Ce chaos, il tenta de l'organiser en un cycle qui ne comprend pas moins de cinquante mille vers. Il en résume ainsi les principales phases :

J'ai retiré des anciennes archives
La *Table ronde*, et ses scènes naïves.
Aux vrais Gaulois plus tard j'ai présenté
Leur Amadis, et sa fidélité ;
Et Galaor, preux un peu moins fidèle,
A fait une ombre à ce brillant modèle.

Mais aujourd'hui, par mon ardeur lancé,
Et pour finir comme j'ai commencé,
Fiers paladins, amour, chevalerie,
Je vous invoque, et toi surtout, Roland,
Toi, dont la gloire est à jamais chérie,
Toi, le patron de tout Français vaillant.

Cette justice rendue à notre littérature primitive lui assure, du moins, une place parmi les vulgarisateurs qui réhabilitèrent le moyen âge trop méconnu par les préjugés dédaigneux des philosophes, ou la morgue des pédants. Il faut aussi lui savoir gré d'avoir déridé par quelque enjouement le sérieux glacial de la muse héroïque. Car il a des pages dont e naturel nous délasse de cette fausse noblesse qui était le ton habituel de ses confrères. Nous citerons, par exemple, ce fragment du sixième chant d'*Amadis*. On en goûtera l'aisance, et le tour familier :

Du temps présent je disais pis que pendre ;
Voilà que Dieu, de mes plaintes lassé,
Me transporta soudain au temps passé,
Qu'avec chaleur il m'entendait défendre.
Faut-il vous peindre, hélas ! ce que je vis ?
De toutes parts, châteaux-forts, ponts-levis ;
De toutes parts, régnait la violence :
Pour les hameaux point de tranquillité,
Point de repos, peu de virginité ;
Chaque donjon était une puissance.
Force seigneurs, d'ailleurs peu délicats,
Touchaient leur bien sur les routes publiques,
Exerçant là, de leurs mains héroïques,
Un beau métier que je ne dirai pas.
Puis disputant et de ruse et de crimes,
Entr'eux sans cesse ils allaient s'égorgeant,
Rentrés chez eux, ils demeuraient veillant,
Ou, s'ils dormaient, rêvaient à des abîmes.

Dans ces châteaux, la terreur des tyrans
Vengeait un peu le malheur des victimes.
En vain pour moi, parmi tant de fureurs,
Je recherchais les arts consolateurs ;
Je regrettais tant de plaisirs tranquilles.
Du temps passé le charme s'effaçait,
Et las bientôt d'un spectacle effroyable,
Je dis à Dieu : « Rendez-moi, s'il vous plaît,
Le temps présent qui ne vaut pas le diable. »

Bien que trop lâche, le style de ces vers n'a-t-il pas quelque affinité lointaine avec le badinage de Voltaire, ou plutôt de Gresset? Il nous ramène à des traditions effacées, à cette ironie malicieuse qui nous réussira toujours mieux que les grands airs, où la voix se force pour monter au sublime.

Il en fut ainsi de M. Viennet[1], et de sa *Philippide*, œuvre qui date de la même époque, et dont plusieurs passages se font lire encore, non sans un certain plaisir, parce qu'un esprit gaulois s'y débat sous le poids des 16,000 vers qui le tiennent enseveli tout vivant, comme Encelade dans sa prison de l'Etna. Jugez-en par la boutade que voici :

Quel triste amas de superstitions
A tourmenté ce monde sublunaire !
Sur ces fléaux de nos religions
Le sage en vain nous prêche, et nous éclaire.
L'homme toujours aura des visions,
Et les plus fins feront les bons apôtres,

1. Ne confondons pas dans la foule un poëte qui eut souvent, et longtemps, l'originalité d'un bon sens très-acéré. Il composa, sous le premier Empire, des *Épîtres* « distinguées, mais qui se sentent de la contrainte du temps. Ce sont des belles fleurs venues en serre chaude », dit M. Cuvillier-Fleury, dans un spirituel article sur *Arbogaste*.

Pour exploiter la sottise des autres.
Une béate en ses rêves pieux
Croit voir un spectre; une autre s'imagine
Qu'une statue a remué les yeux,
Et va le dire à sa bonne voisine.
Le bruit circule, et s'accroît en marchant.
Tout le quartier l'atteste en frémissant.
Un mage alors s'empare du miracle,
Il fait un conte, il y joint un oracle;
La foule accourt, et porte son argent;
Les charlatans arrivent à la file :
En moins d'un siècle, on les compte par mille.

Bien qu'irrévérente et un peu vulgaire, la verve de ce passage ou de tel autre nous fait regretter que d'agréables talents, se fourvoyant à la poursuite d'une gloire chimérique, aient alors lâché la proie pour l'ombre. Ces imprudents ressemblent à cet original qui, parti pour la chasse au lion, revint tout aise d'avoir attrapé une cigale.

Bien en prit donc à ceux qui restèrent fidèles à leur aptitude, et au génie d'une race narquoise; car on pourrait composer une anthologie fort amusante avec de simples pièces fugitives qui ont plus de droits à notre souvenir que tous les triomphateurs des concours décennaux. Qui de nous, par exemple, ne préférera pas à la *Rosamonde* de M. Brifaut, homme d'esprit pourtant, et du plus fin, cette bluette de Legouvé :

Une Laïs perdit l'amant le plus fidèle.
On la disait en pleurs; un ami court chez elle;
Il la trouve riant en face d'un miroir;

« Vous me surprenez fort, dit-il à la donzelle
« Je vous croyais au désespoir. »
« — Ah! lui répond soudain la belle,
« C'est hier qu'il fallait me voir!

Qui ne donnerait *la Maltéide*, *la Davidéide*, ou *la Mérovéide*, pour cette fantaisie de Lebrun :

Philis n'a point d'esprit, mais sa bouche est si belle
Qu'à celle de Vénus elle peut s'égaler;
Je ne l'écoute point quand je suis auprès d'elle,
Mais je la regarde parler.

Cette veine si française, on n'osa pourtant l'exploiter qu'à la dérobée. Car le solennel prévalut; il s'accordait mieux avec le décorum d'une cour où l'on aima trop cette pompe artificielle qui éblouit les yeux. D'ailleurs la poésie légère eut à faire pénitence de ses péchés récents, qui étaient devenus scandale. Vers la fin du Directoire, un de ceux qui contribuèrent le plus à propager le fâcheux exemple de la licence ne fut-il pas réduit à rougir de ses imitateurs, qui lui faisaient injure par un libertinage éhonté? Oui, Parny lui-même disait alors, en reniant ses disciples :

Quel est ton nom, divin enfant? — L'Amour.
— Toi! l'Amour! — Oui, c'est ainsi qu'on m'appelle.
— Qui t'a donné cette forme nouvelle?
— Le temps, la mode, et la ville, et la cour.
— Quel front cynique! et quel air d'impudence!
Mais qu'aperçois-je? un masque dans la main!
Des pieds de chèvre, et le poil d'un Satyre!
Quel changement!...

Reconnaissons-le donc : l'Empire, au lendemain d'une orgie, eut la sagesse de comprendre que la

littérature avait besoin d'être assainie par une sévérité réparatrice. S'il ne réussit pas à guérir les vices d'une société trop relâchée pour devenir capable de ces œuvres viriles qui méritent la gloire, il lui imposa du moins certaine bienséance extérieure, et coupa court à la contagion. Voilà ce qu'il faut ne pas trop oublier en face des efforts tentés pour encourager le goût des lettres sérieuses. Les Muses se convertirent même si bien que leur gravité nous fait mourir d'ennui. Ce fut un autre excès; mais la conscience publique cessa d'être offensée par des outrages qui déshonorent la plume. Si l'épopée concourut à ce résultat, il est donc juste d'en tenir compte à sa médiocrité présomptueuse.

III

Ce défaut, nous allons le retrouver encore, mais sous des formes plus tolérables, dans la poésie didactique, dont la stérile abondance fut la suite d'une impulsion qui datait de l'âge précédent. Plus d'une cause explique le long règne de ce genre qui fleurit à toutes les époques d'épuisement et de décadence. Ressource commode pour qui manque d'invention, ne devait-il pas se développer de plus en plus sous l'influence d'une philosophie qui bannissait Dieu de la nature, et ne vit dans notre intelligence qu'un servile écho du monde extérieur? La sécheresse de l'esprit critique tendait aussi à substituer l'analyse des phénomènes sensibles à l'étude du cœur humain, et la mémoire à cette inspiration supérieure qui s'ali-

mente de sentiments et de pensées. Ajoutons que la curiosité fut vivement sollicitée par les progrès de la science, et invita les lettrés à s'engager dans une voie qui menait aux succès faciles. Se rapprochant de la prose, pour se faire accepter plus sûrement par des indifférents, le vers se mit donc à enseigner et à disserter, sans renoncer toutefois au désir de plaire. De là tant de poëmes descriptifs éclos vers la seconde moitié du XVIII^e siècle.

Venues de l'étranger avec Gessner et Thompson, les Pastorales et les Bucoliques s'acclimatèrent sans peine, en un temps où les imaginations blasées s'amusaient volontiers à des rêves d'innocence primitive, et où les économistes prirent l'homme des champs sous le patronage de leurs doléances. Le talent ne fit point défaut à cette école; car il y en a dans les *Saisons* de Saint-Lambert, comme dans les *Jardins* de Rosset, et les *Mois* de Roucher. Mais ces beaux esprits ne furent que des citadins habitués à demander aux livres l'étude de la nature, et non à vivre près d'elle dans une intimité quotidienne. Aussi n'eurent-ils ni l'exactitude lumineuse de l'expression, ni la candeur d'un accent personnel, ni la naïveté de la rêverie, ni la franchise de l'observation. Ces hommes de salon prétendent nous faire aimer ce qu'ils n'aiment pas eux-mêmes; et, dominées par un parti pris littéraire, leurs peintures ne sont trop souvent que les jeux d'une fantaisie mondaine. Car ils n'entrevoient les objets qu'à distance, à travers des souvenirs classiques; ou, s'ils se risquent à les

regarder en face, ils sont trop prudes pour ne pas les affadir par des gentillesses de boudoir. Tantôt ils ont l'air de puiser en des cahiers d'expressions des images toutes faites ; tantôt ils s'ingénient en raffinements précieux, ou en minauderies grimaçantes. Vagues et maniérés, tous leurs paysages se ressemblent donc par des couleurs convenues dont l'à-peu-près ne rappelle rien de distinct, ni de précis. Ce ne sont guère que les lieux communs d'un pinceau routinier qui s'étudie laborieusement aux coquetteries d'une grâce fardée. Dans ces tableaux mensongers se rencontre à chaque page soit une emphase sentimentale qui agace les nerfs, soit une timidité qui, n'osant appeler les choses par leur nom, dédaigne, condamne, élimine, ou dérobe comme vulgaire tout détail expressif et familier.

Les travers qu'avaient mis en vogue des noms applaudis ne pouvaient que s'exagérer en passant des maîtres aux disciples; et la dictature d'un brillant esprit que ses contemporains appelèrent trop fastueusement le *Virgile français* ne ramena point le goût vers l'intelligence du simple, du grand, ou du vrai. Delille, en effet, comme toutes les renommées populaires, eut son cortége d'imitateurs. Mais, en le parodiant à leur insu par des pastiches, ils ne réussirent qu'à discréditer ses procédés ; et cette émulation indiscrète transforma ses qualités mêmes en abus dont le ridicule saute aux yeux. L'excès du mal étant toujours voisin du remède, ils nous rendirent du moins, à la longue, un service dont ils ne se dou-

taient guère ; et, par l'ennui qu'ils inspiraient, ils contribuèrent indirectement à la fortune des talents qui bientôt les firent oublier.

Si ce mérite involontaire n'est point de ceux qui nous obligent à la reconnaissance, ne refusons pas cependant tout à-propos à un mouvement qui eut son utilité relative. Après une crise sociale qui avait dispersé dans l'exil ou dans les camps toute une génération dont les premières études ne purent s'achever, il n'était pas mauvais, ce me semble, que la langue française se remît à des exercices dont l'unique visée fût l'adresse de l'exécution. Avant de prendre un essor indépendant, n'avait-elle pas besoin de s'assouplir, de s'initier aux ruses de la facture, d'essayer les ressources du vocabulaire, de s'enhardir sous la discipline de la difficulté vaincue, et de faire ainsi cette année de rhétorique dont les meilleurs ne sauraient se passer?

Tel est, à mon sens, le profit des efforts tentés par des plumes qui luttèrent, parfois victorieusement, contre des sujets où la forme était le principal. Le vers français devint donc un apprentissage analogue à la pratique du vers latin. Tous ces motifs de développement, où l'idée ne fut qu'un prétexte à l'industrie du détail, ne ressemblent-ils pas un peu à ces modestes devoirs où l'écolier commence à se faire la main? Grâce à cette gymnastique, certains poëtes finirent par se dégourdir, et réussirent même à manier leur outil avec une dextérité remarquable. Aussi n'aurait-on que l'embarras du choix, si l'on

voulait en offrir de jolis échantillons auxquels s'appliqueraient assez bien, comme un éloge mêlé de blâme, ces vers où Campenon représente les fleurs artificielles :

Oui, loin des champs, il est une autre Flore,
Que l'art fait naître, et que Paris adore ;
Vous ne verrez, dans ses temples trompeurs,
Que festons secs, que guirlande inodore.
Là, quand l'hiver nous livre à ses rigueurs,
Un faux printemps se reproduit sans cesse ;
Et, sous les doigts de la jeune *prêtresse*
Qui par son art ose imiter les fleurs,
Le lin docile en pétale se plisse,
Se frise en feuille, ou se courbe en calice.
Sur ces bouquets, *méconnus des zéphirs*,
Un pinceau sûr adroitement dépose
L'or du genêt, le carmin de la rose,
Ou de l'iris nuance les saphirs.
Puis on les voit, dans nos *folles orgies*,
Au sein des bals, loin des feux du soleil,
S'épanouir aux rayons des bougies.
L'œil applaudit à leur éclat vermeil ;
Mais sur ces fleurs, enfants d'une autre Flore,
Je cherche en vain *les pleurs d'une autre Aurore*.

Campenon aurait pu distinguer sur ces fleurs jusqu'à ces gouttes de rosée qu'il n'ose nommer que par périphrase ; car elles s'imitent, elles aussi. Mais ce que nous chercherions en vain, soit en sa *Maison des champs*, soit en d'autres œuvres analogues, c'est l'âme, le sentiment, la vérité, la vie, à savoir le secret de cet art souverain qui est la poésie même[1].

1. Campenon sut tourner en vers faciles des détails secs ou techniques. Jugez-en par cette description du *Paratonnerre* :

Que si la nue en long sillon tranchant
Ouvre son sein, le ferme, et l'ouvre encore,

Sans dénier toute estime à un genre protégé par le souvenir de Delille, de Fontanes et de Chênedollé, permettons-nous donc de préférer à la monotonie du style descriptif telle ou telle épigramme dont la pointe réveillait alors des lecteurs assoupis.

Ici du moins, la langue française reprit sa franchise, et sa verdeur. Oui, quand on vient de subir les mignardises de ces agronomes « *qui ornent de fleurs le soc de Triptolème* », on est prêt à faire bon accueil même à des méchancetés trop brutales qui décochent la flèche sans l'enjoliver, par exemple à celle-ci :

Il m'appelle petit auteur :
Eh bien ! c'est un petit malheur.
En attendant que l'on me dise
De quelle taille est mon censeur,
Je le mesure à sa sottise,
Et suis frappé de sa grandeur.

Tel est encore ce coup de boutoir administré à

Et de nos toits tout à coup s'approchant,
Semble y porter l'effrayant météore,
N'avez-vous pas la flèche de Franklin,
Qui, vers les cieux s'ouvrant un sûr chemin,
Dresse sa tige, atteint la foudre errante,
Et de ses feux aussitôt s'emparant,
Du haut du fer où leur flamme serpente,
Guide à vos pieds leur courroux expirant;
Tandis qu'au loin les cloches du village,
Que font mouvoir l'ignorance et la peur,
Vont dans les airs tous noircis de vapeur,
De leur vain bruit irriter le nuage.

Nous n'en persistons pas moins à dire que l'accent passionné fit trop défaut à tant de redites pastorales. Ces versificateurs oublièrent qu'il en est de la campagne comme de l'amour; pour la bien chanter,

C'est peu d'être poëte, il faut être amoureux.

Luce de Lancival par le même écrivain, Fabien Pillet, qui se trouvait du reste en cas de légitime défense :

J'ai lu les vers dont il m'assomme,
Mais je les ai lus sans humeur.
Si tous ses madrigaux sont d'un méchant auteur,
Son épigramme est d'un bon homme.

On avait la fibre fort chatouilleuse dans ce monde de critiques et de régents, où se coudoyaient tant de vanités rivales et jalouses. En voici un nouveau témoignage qui, pour être anonyme, n'en sera pas moins le bienvenu.

Du Dieu des arts obscurs persécuteurs,
Je ris, pédants, de vos complots barbares :
Je ne crains point vos plats inquisiteurs,
Vos agrégés, ni vos sots en simarre.
Je dompterai tous vos grimauds latins ;
Nouveau Samson, j'en aurai seul la gloire.
La charge sonne ; avancez, Philistins :
Et toi, Dorval, prête-moi ta machoire !

Parmi ces duels d'amour-propre figurèrent plus d'une fois des acteurs en vue, notamment Baour-Lormian et Lebrun, dont les épées s'étaient croisées dans cette attaque, et cette riposte :

Lebrun de gloire se nourrit ;
Aussi, voyez comme il maigrit !
— Sottise entretient l'embonpoint ;
Aussi Baour ne maigrit point.

Puisque l'épigramme servit alors d'asile aux gens

d'esprit, profitons-en pour sauver aussi de l'oubli cette bagatelle d'Andrieux :

Que de coquins dans notre ville,
Monsieur Herpin, sans vous compter !
— Morbleu ! cessez de plaisanter,
Un railleur m'échauffe la bile !
— Hé bien ! soit : je change de style ;
Déridez ce front mécontent.
Que de coquins en notre ville,
Monsieur Herpin, en vous comptant !

Cette correction malicieuse n'est-elle pas d'un tour fin et spirituel ? Mais j'aime mieux encore la gaieté philosophique de l'impromptu suivant qu'inspirait à la plume d'Andrieux une promenade aux Catacombes :

De ces demeures redoutables
Les froids et mornes habitants
Sont devenus fort bonnes gens :
Point ennemis de leurs semblables,
Point serviles, point arrogants,
Point envieux, point irritables,
Point menteurs, et point médisants,
Et point bavards insupportables.
Ma foi ! quand je songe aux vivants,
Je trouve les morts fort aimables.

On le voit donc : l'arme de l'ironie ne se rouilla jamais en terre gauloise. Mais César ne lui permettait pas de se jouer ailleurs que dans les querelles littéraires, ou contre les travers généraux qu'on peut fustiger sans irriter les puissants. Aussi est-ce à titre de rareté que nous terminerons notre esquisse par ces deux traits qui eurent la chance d'échapper à

l'œil vigilant de la censure. L'un est un jeu de mots assez inoffensif :

> Du grand Napoléon je suis l'admirateur;
> S'il me croit son sujet, je suis son serviteur.

L'autre, intitulé *Dialogue de Bertrand et de Bonaparte*, cache un cri de colère contre les hécatombes des champs de bataille. Le voici :

> Sire, il ne reste plus un seul homme des nôtres.
> — Ami, fais-toi tuer; je vais en chercher d'autres.

Cette épigramme perdue dans *le Mercure* pourrait être la moralité de notre étude ; car elle explique mieux que toutes les raisons littéraires l'inanité de la poésie impériale.

CHAPITRE III

Poésie officielle. Les Dithyrambes et les Cantates. Les Épithalames. Les Odes baptismales. Le carillon des Anniversaires. — Une leçon de Sorbonne; le commentaire de l'Églogue à Pollion. Virgile prophétisant le siècle de Napoléon. — Les poésies patriotiques et nationales. Un quiproquo. L'imagination ne voit les objets qu'à distance. La légende impériale.

Si l'Empire étouffa les voix satiriques, il n'encouragea que trop un genre qui existait avant lui, mais ne s'épanouit jamais sous un climat plus propice. Je veux parler du dithyrambe et de la cantate, qui jouèrent alors un rôle analogue à celui des feux d'artifice et des grandes eaux, dans les fêtes officielles. L'*Ode sur la Prise de Namur* est le patron d'après lequel se fabriquaient la plupart de ces produits froidement élaborés par un enthousiasme de commande, prêt à célébrer tour à tour les solennités de la paix et de la guerre, les victoires, les traités, les événements de palais, en un mot, tous les fastes dynastiques. Encore l'œuvre de Boileau ne fait-elle pas trop méchante figure dans le voisinage de ces strophes dont les élégances banales rappellent ces vieilles tentures qu'on tire d'un garde-meuble, pour décorer une salle de bal, dans un jour de cérémonie. Nous

allons feuilleter un instant ces archives qui n'ont plus pour nous qu'un intérêt archéologique.

Parcourons, entre autres, les épithalames composés à l'occasion du mariage de l'Empereur avec Marie-Louise. Dans les colonnes du *Mercure*, le défilé de ces hommages lyriques ne dura pas moins d'une année. Les noms connus s'y rencontrent à côté des plus obscurs ; mais tous se confondent sous l'habit de cour, et il faut des yeux bien exercés à qui veut discerner ici des physionomies individuelles. Cependant, chacun se travaille et se guinde pour attirer les regards; c'est à qui se signalera le plus par son zèle, au milieu de cette foule où l'on craint d'être perdu. L'un va trouver dans les Champs Élysées les ombres des Bardes, et nous les montre groupées autour d'Ossian, pour chanter le héros dont les exploits éclipsent la renommée de Fingal. Un autre suppose qu'en un songe, Alexandre prédit les triomphes et l'hymen du conquérant qui surpassera sa gloire. M. Michaud prête à Virgile l'idée d'ajouter à son *Énéide* un treizième chant, où il annonce les destinées promises à Napoléon, qui descendra du Troyen Francus, et sera « noble comme Alcide, intrépide comme Achille, sage et grand comme Agamemnon ». Un capitaine d'artillerie, le chevalier Fourcy, évoque Charlemagne, et lui fait débiter un interminable discours, dans lequel, faisant fonctions de chambellan, il présente à leurs Majestés Autrichiennes le continuateur de ses œuvres guerrières et pacifiques. Ailleurs, c'est Dieu lui-même qui, descendu sur

la terre, vient bénir dans l'union des deux Aigles l'alliance définitive de deux grands Empires. Campenon offre à l'Impératrice un bouquet de fleurs qu'il a cueillies sans doute dans les jardins de sa *Maison des champs* : car le parfum en est bien fade. Tissot fait pleurer « les Nymphes de l'Ister », consolées par celles de la Seine. Mais n'épuisons pas ce catalogue monotone. Ce ne sont partout qu'apostrophes, exclamations, prosopopées, métaphores vieillottes, allégories fanées; pas une couleur qui tranche sur ce fond terne et gris, pas une saillie qui attire l'œil. A peine pourrions-nous détacher de l'ensemble un simple couplet, celui-ci, par exemple, qui fut mis en musique pour la Comédie-Française; il se distingue du moins par un calembour :

Paris pressé de voir sa Reine
Accusait le moindre retard ;
Et Vienne voyait avec peine
S'avancer l'heure du départ.
Paris disait : Ah ! qu'elle *vienne !*
Vienne l'arrêtait par ses cris.
Tout Paris voulait être à Vienne ;
Vienne voudrait être Paris.

Voilà l'encens qui fumait sur un autel privilégié ! Par là, jugez du reste.

Les chants d'hymen nous en laissent pressentir d'autres qui n'attendirent pas neuf mois pour se produire. Dès la fin d'avril 1811, parut un poëme sur l'*Heureuse grossesse* de S. M. Marie-Louise, Impératrice des Français, et Reine d'Italie. Ce sont des vers

latins composés par N. Lemaire, professeur en Sorbonne. « Car c'est aux Muses du Latium, dit *le Mercure* en l'insérant et le traduisant, qu'il appartient de célébrer la naissance du Roi de Rome ; et ce sera désormais leur fête particulière. » Puis il ajoute : « Mais ces Muses n'ayant parmi nous qu'un petit nombre d'adorateurs, la *plus belle moitié du genre humain* serait privée du plaisir de les entendre, si elles n'avaient eu le bonheur de trouver un interprète parmi les plus illustres *favoris du Parnasse français.* » Cet élan ne s'arrêta pas ; car, avant « l'auguste délivrance », c'est à qui se fait prophète, en deçà comme au-delà des Alpes; c'est à qui s'évertue à tirer l'horoscope « du fils de Jupiter ». Cinquante prix ne furent-ils pas proposés, et disputés par 12,730 candidats ?

« Les muses portugaises, hollandaises, espagnoles, italiennes et autrichiennes, écrit encore *le Mercure*, ont rivalisé de patriotisme avec les nôtres. Elles ont toutes voulu saluer dans le *langage des dieux* un événement qui intéresse le bonheur de la terre. » Un des recueils composés à cette occasion est un choix essayé parmi 1,300 concurrents, entre lesquels nous remarquons Béranger, Madame Dufresnoy, Esménard, Millevoye, Dupaty, Baour-Lormian, Casimir Delavigne, Loyson, et Viennet. Mais leur signature seule les désigne ; car ils éprouvèrent tous l'influence maligne qui semblait paralyser les mieux doués.

Aussi n'exhumerons-nous pas ces méprises. Chez le *vainqueur des vainqueurs*, nommé Barjaud, on

ne peut guère citer que cette strophe sur les illuminations :

Le Jour prête à la Nuit son brillant diadème ;
Du règne qu'il prolonge il s'étonne lui-même.
Vesper a déposé son voile accoutumé ;
Et, sur un char qui fuit dans l'ombre étincelante,
La Nuit éblouissante
Parcourt les cieux surpris de son vol enflammé.

A cette périphrase assez adroitement tournée associons encore ces vers de Tissot; car Homère leur porta bonheur :

Ainsi, lorsqu'à l'aspect de l'aigrette flottante
Sur le casque d'acier du redoutable Hector,
Le jeune Astyanax pousse un cri d'épouvante,
Et se rejette au sein qui l'allaitait encore;
Le héros indulgent aux frayeurs de cet âge
Dépose avec bonté son casque radieux;
Il berce de ses mains ce fils, sa noble image.
L'élève vers le ciel, en demandant aux Dieux
Un Roi, l'honneur de la patrie,
Un Roi digne de ses aïeux :
Spectacle touchant et pieux
Que son Andromaque attendrie
Regarde en souriant, et les pleurs dans les yeux.

Quant aux autres, les meilleurs méritent à peine un prix de sagesse.

L'art aujourd'hui n'est rien, et le cœur seul est tout,

disait l'un d'eux. Or, ce qu'affirmait le premier hémistiche de ce vers ne fut que trop démontré par tous les carillonneurs qui mirent bientôt en branle la cloche baptismale de Notre-Dame. Ah! ce n'était point une sinécure que l'office de juger tous ces vétérans de rhétorique! Pour moi, je ne saurais à qui

donner la palme. Est-ce à Denne-Baron, s'écriant comme Villeroi devant le petit Louis XV :

> Enfant, tu ne sais pas encore
> Que l'univers entier t'adore,
> Et que *l'univers est à toi.*

Ou bien est-ce à M. Viennet, ce voltairien endurci, qui, se rappelant la naissance de Jésus, débutait de la sorte :

> Cieux, répandez votre rosée,
> Et que la terre enfante son Sauveur!

Mais non, ne prenons pas au sérieux des vers oubliés plus tard, même par leurs auteurs; et, ne fût-ce que par égard pour les personnes, voyons-y seulement une erreur dont l'esprit du temps fut seul responsable. Ainsi donc, admettons que ces hyperboles furent alors de simples formules qui ne tiraient pas à conséquence. L'avenir l'a bien prouvé.

Je me plais d'autant plus à le croire que cette manie d'adulation atteignit des noms justement considérés, par exemple, un Doyen de Faculté, latiniste excellent, qui, découvrant un nouveau sens dans l'Églogue à Pollion, publia sa leçon de Sorbonne en une brochure intitulée : *Virgile expliqué par le siècle de Napoléon*. Il faudrait lire d'un bout à l'autre cet incroyable commentaire que *le Mercure* ose appeler, sans sourire, « une discussion lumineuse, éclairée par le flambeau de la critique ». Le morceau étant trop long pour être reproduit, donnons-en du moins une idée par l'extrait suivant :

« *Magnus ab integro sæclorum nascitur ordo.*

Oui, la Justice exilée par nos crimes redescend sur la terre : elle est rentrée dans son temple ; son Code est dans ses mains, et ses adorateurs se pressent en foule vers son sanctuaire :

Jam redit et Virgo.

Ce Code règne sur nous, et sur les nations les plus éloignées. Napoléon gouverne après l'anarchie, comme Saturne après le chaos :

Redeunt Saturnia regna.

La face de la terre est renouvelée, ses peuples sont ramenés à l'honneur et à la vertu ; c'est une autre race d'hommes,

Jam nova progenies ;

et, pour lui imprimer à jamais un caractère de prééminence sur tous les peuples de la terre, un nouveau chef nous est accordé par la Providence ; une dynastie féconde en héros, et consacrée par la Victoire descend des régions célestes :

Jam nova progenies cœlo demittitur alto.

Par lui seul, la férocité des mœurs, la barbarie des langues, les hurlements de la fureur, la tyrannie de l'ignorance, en un mot, l'âge de fer a disparu de nos contrées :

... Quo gens ferrea primum
Desinet...

Par lui seul, la tranquillité se rétablit dans l'État, et la concorde dans les familles ; la grâce et l'urbanité

française sont rentrées dans les villes et dans les palais ; les lettres, les sciences et les arts travaillent à l'ornement, au bonheur de la France, et ce bonheur est l'âge d'or véritable ;

Ac toto surget gens aurea mundo. »

Si cette tirade passait alors pour une page de haute éloquence, accordons aussi, sans hésiter, le titre de poëtes à ces légions de volontaires que faisait sortir de terre chaque anniversaire du 15 Août ; et disons avec un soldat obscur de cette grande armée :

La chandelle qui luit aux fenêtres du pauvre
Vaut les feux jaillissants au pavillon d'Hanovre.
. . . .
Pour chanter ce qu'éprouve et la cour et la ville,
Tous les vers ont leur prix, même ceux de Merville.

A la même famille, mais avec moins de vénalité secrète, appartiendraient à bon droit les *Poésies nationales* de Ch. J. L. Lœillard d'Avrigny, officier d'administration, qui voulut, lui aussi, « *jeter des fleurs* sur nos trophées militaires ». Certes, le sujet en valait la peine ; mais ce chef de bureau prouva seulement une fois de plus, malgré sa bonne volonté, que la poésie ne s'écrit pas au moment où elle se fait. Oui, les Académies avaient beau tresser des couronnes d'immortelles à tant d'Homères et de Tyrtées, tous ces concours organisés comme une parade au Champ de Mars ressemblèrent à ces salves de canon tirées par les Invalides, pour annoncer nos victoires. Le fracas se tournait vite en fumée.

Faisons pourtant une exception en faveur d'un enfant, de Pierre Lebrun, dont les aptitudes précoces avaient mérité l'attention du Premier Consul, un jour qu'il allait au Prytanée passer la revue de ses futurs sous-lieutenants. Au lendemain d'Iéna, l'Empereur prenait son café dans les salons de Schœnbrunn, lorsque le comte Daru, ouvrant le *Moniteur*, fit un geste de surprise. — « Qu'est-ce donc? dit Napoléon. — Voilà, sire, une ode sur votre victoire. — Ah! une ode! et de qui? — De Lebrun. — Eh bien, voyons; lisez-nous cela. » M. Daru se mit alors à déclamer des strophes enlevées aussi vivement que les canons autrichiens. Point de doute. C'est un gage de ralliement offert enfin à l'Empire par un récalcitrant, Ponce-Denis Écouchard-Lebrun, le chantre républicain du *Vengeur*. Il se décide à faire amende honorable! Le voilà conquis! Aussi la main souveraine s'empressa-t-elle de signer un brevet qui lui accordait une pension viagère de six mille francs. Hélas! ce n'était qu'une méprise, et elle ne tarda pas à s'expliquer; car on sut bientôt que la plume d'un écolier avait écrit ces vers dont l'allure est vraiment assez fière :

Suspends ici ton vol; d'où viens-tu, Renommée?
Qu'annoncent tes cent voix à l'Europe alarmée?
— Guerre. — Et quels ennemis veulent être vaincus?
— Allemands, Suédois, Russes lèvent la lance;
Ils menacent la France.
— Reprends ton vol, Déesse, et dis qu'ils ne sont plus.

Le vieillard atrabilaire et quinteux, qui devait

mourir avec ses rancunes, ne répudia pourtant pas une libéralité qui s'était trompée d'adresse; et l'Empereur voulut généreusement qu'il profitât de son erreur. Quant au rhétoricien imberbe qui portait le même nom, et depuis le rendit célèbre, sa récompense fut réduite à 1,200 livres, bienfait que sa reconnaissance n'oublia jamais. Sans être excellent, son début avait du moins l'accent d'une émotion involontaire et naïve. Or, voilà ce qui manquait à beaucoup d'autres. Mais viennent les jours à jamais néfastes; et alors, prompt à oublier ses maux, ou à pardonner des fautes amnistiées par la gloire, le cœur chevaleresque de la France se laissera toucher par des chants qui, ne flattant plus que le malheur, seront impérissables comme le souvenir de nos triomphes et de nos désastres. C'est que l'imagination ne sait voir les objets qu'à distance. Pour que la figure de l'Empereur prenne des proportions épiques, il faudra donc qu'elle apparaisse sur le piédestal de Sainte-Hélène, plus merveilleuse encore dans la majesté lointaine de son douloureux exil, qu'elle ne fut sous le soleil d'Austerlitz. Attendons que ce deuil, exploité d'ailleurs par la passion politique, ait fait tressaillir l'âme de la Patrie; et des voix éloquentes comme tout sentiment sincère donneront l'élan aux regrets, aux espérances ou aux illusions que l'instinct populaire confondit en une légende dont la grandeur tragique nous a coûté bien du sang, et bien des larmes.

CHAPITRE IV

Conclusions. — Le style faux. — Les puérilités de l'harmonie imitative. Les recettes d'onomatopées. La rage de la périphrase. La routine des expressions toutes faites. — La poésie mécanique et impersonnelle. — La langue morte. La fausse noblesse. Les hypocrisies de la parole. Les classiques de collége. Regain chétif d'une terre épuisée. Radotage d'une poésie sénile. Nécessité d'une Révolution littéraire.

Du résumé rapide qui précède on conclura que la Poésie de l'Empire, celle du moins dont nous avons tracé l'esquisse, fut aussi stérile qu'orgueilleuse en ses prétentions. Non-seulement l'air lui fit défaut dans la prison où elle étouffait; mais, lorsqu'elle voulut en sortir, elle prit une impasse pour le grand chemin, et substitua des règles factices ou étroites à ces lois naturelles et simples, qui seules se concilient avec l'indépendance des génies créateurs. Il y eut alors des échos, mais peu de voix; de pâles reflets, mais pas de centres lumineux; des ouvriers, mais point d'artistes.

Sans doute on connut assez bien le mécanisme de la versification; mais cette science n'alla guère au delà des minuties qui intéressent le doigté, l'oreille, la mesure, la cadence, en un mot le métier. Ce fut le règne de cette mesquine industrie dont les forts et les habiles peuvent se passer. On ne vit donc

13

fleurir que la médiocrité studieuse à laquelle suffisent des audaces de grammairien, des minauderies de ieille coquette, ou des finesses de pédant qui veut faire l'aimable.

C'était, par exemple, le temps où un homme d'esprit et de goût, Fontanes, se félicitait d'avoir su rendre un charmant effet d'harmonie imitative dans ces vers qu'il mit vingt fois sur l'enclume :

> L'enclos où la serpette arrondit le pommier,
> Où la treille en grimpant *r*it aux yeux du fermier.

Par le redoublement de ces *r*, il s'imaginait communiquer à son lecteur l'impression d'un sourire ! Il ne regarda pas non plus comme perdue toute une matinée qu'il crut devoir employer à traduire ainsi cet hexamètre de Virgile :

> Mit*is* in apric*is* coquitur vindemia sax*is*.
> Sur les coteaux voisins *cuit* la grappe amoll*ie*.

En rapprochant les deux terminaisons en *i*, il se flattait d'avoir enfin rencontré, parmi bien des tâtonnements, l'heureux équivalent « de cette *sensation de maturité* que le latin exprime par les désinences en *is* ».

Ces questions avaient alors une importance capitale, ainsi que l'atteste un poëme en quatre parties où l'un des chansonniers de l'ère impériale, Augustin de Piis, enseigna par le précepte et l'exemple comment la combinaison des syllabes peut reproduire

tous les bruits de la nature, depuis les éclats de la foudre jusqu'au bourdonnement d'un insecte.

Essayant ce qu'il appelait l'*analyse de l'alphabet*, il continua donc les leçons de philosophie données au *Bourgeois gentilhomme*. Pour nous apprendre la valeur musicale de chaque lettre, ne s'ingénia-t-il pas à fabriquer ces bouts rimés :

Ici l'M à son tour sur ses trois pieds chemine,
Et l'N à ses côtés sur deux pieds se dandine;
L'M à mugir s'amuse, et meurt en s'enfermant,
L'N au fond de mon nez s'enfuit en résonnant.
L'M aime à murmurer, l'N à nier s'obstine,
L'N est propre à narguer, l'M est souvent mutine :
L'M au milieu des mots marche avec majesté,
L'N unit la noblesse à la nécessité.
Renouvelé du ξι, l'X excitant la rixe
Laisse derrière lui l'Y grec jugé prolixe;
Et mis, malgré son zèle, au même numéro,
Le Z usé par l'S est réduit à zéro.

Ces puérilités, les régents de la prosodie les prenaient pourtant au sérieux, et il y eut des admirateurs prêts à s'extasier devant cette cacophonie burlesque :

Dieux ! Quel charivari ! les castagnettes claquent !
La guimbarde frémit entre les dents qui craquent;
Et, tout près du triangle à contre-temps frappé,
La vielle, en grinçant, flatte un peuple dupé.

Oui, l'on obtenait une minute de célébrité par l'onomatopée que voici :

Entendant dans l'Etna retentir les marteaux,
Dont il tente en trois temps d'attendrir les métaux.

Dans ces laborieux enfantillages, des Aristarques d'Athénée applaudissaient avec enthousiasme

L'art de peindre à l'oreille aussi vite qu'aux yeux.

A plus forte raison les rimeurs pratiquèrent-ils la périphrase, et avec elle l'art de noyer dans un verbiage diffus le mot d'un logogriphe embrouillé. C'est qu'en dépit de 89, il y avait encore des termes nobles et roturiers. Sans parler du porc et de l'âne déguisés par ces plumes énigmatiques, l'un « *en gras épicurien* qu'on engraisse de glands », l'autre « en utile animal qu'outragent nos dédains, » une vache devint dans leur idiome « *l'indigne rivale de Pasiphaé* », et le veau « *un folâtre enfant* ». Pas un de ces puristes ne se serait permis de dire tout simplement « un paysan », « un villageois ». Non, ils préféraient cette circonlocution :

L'heureux cultivateur des présents de Pomone,
Des filles du printemps, et des dons de l'automne.

Au lieu de prononcer le mot « baïonnette », l'un d'eux n'usa-t-il pas de ce détour évasif :

D'une forêt de dards la pompe meurtrière,
Renvoie en mille éclats les traits de la lumière.

Un autre, voulant traduire l'idée d'*affiche*, fut tout aise d'avoir trouvé ce beau subterfuge :

Les murs mêmes, chargés de sanglantes maximes,
Semblent prendre une voix pour inviter aux crimes.

On écoutait sans rire ces vers où Lalanne appelait un *chapon*

> Ce *froid célibataire* inhabile au plaisir,
> Du luxe de la table infortuné martyr.

On proposait comme un modèle cette description où Lebrun représenta les jeux du *sabot*, de la *corde*, de la *raquette*, des *barres*, et du *cerf-volant* :

> Là, dans sa vitesse immobile,
> Le bois semblait dormir, agité par mon bras.
> Là, je triplais le cercle agile
> Du chanvre envolé sous mes pas.
> Là, frêle émule de Dédale,
> Un liége sous mes coups se plaît à voltiger.
> Là, dans une course rivale,
> J'étais Achille au pied léger.
> Là, j'élevais jusqu'à la nue
> Ce long fantôme ailé qu'un fil dirige encor,
> A travers la route inconnue
> Qu'Éole ouvre à son vague essor.

C'était encore une suprême élégance d'appeler alors les lycéens « *nourrissons des Muses* », les hommes « des *humains*, ou des *mortels* », de faire d'une épée « un *glaive* », d'un soldat ou d'un cheval « un *guerrier* » ou « un *coursier* ». De cette époque datent aussi la plupart de ces expressions : « les fureurs de Bellone, l'écharpe d'Iris, les ailes du Temps, les dons de Palès et de Flore, le ciseau de la Parque, le champ du repos, les bocages d'Hélicon, l'émail des prairies, le cristal des eaux, les flambeaux de l'hymen, le trident de Neptune, les torches de Mars, les balances de Thémis, le timon de l'État, l'hydre

de la discorde, l'astre des jours, les fleurons d'une couronne, le sceptre de la poésie ». Mais il faudrait tout un lexique pour ce catalogue enrichi depuis par M. Prudhomme. Chez ces écrivains, Vénus est toujours, invariablement, la *Mère des Grâces*, Cérès la *Déesse des guérets*, Bacchus le *Dieu de la treille*; l'Amour, Zéphyre et Flore forment une sorte d'inséparable trinité. Virgile ne cesse pas d'être *le pasteur de Mantoue*, Bossuet ou Fénelon *l'aigle de Meaux* ou le *cygne de Cambrai*.

La prose elle-même se barbouilla de ce vernis qu'on croyait poétique, vers l'an 1811 ; jugez-en par cet échantillon : « Les Jeux et les Ris aiment à voltiger sous les lambris dorés. Cloris, Vertumne et Pomone se disputent l'avantage de parer les banquets du riche de leurs plus beaux dons, et c'est sur sa paupière que Morphée se plaît à effeuiller ses plus doux pavots. » Elle est anonyme cette phrase que je rencontre au *Moniteur*, dans un compliment dédié à la Reine Hortense ; mais elle ne l'est pas plus que bien d'autres recommandées alors par des noms connus.

C'est ainsi qu'une littérature sénile tendait à devenir de plus en plus impersonnelle. Voilà son caractère propre. Le style cessa d'*être l'Homme ;* il fut une livrée banale qu'endossait le premier venu. Oui, toutes les œuvres furent taillées sur le même patron, dans la même étoffe, comme les uniformes d'un régiment. Tous les vers semblèrent pétris de la même pâte, ou fondus dans le même creuset, ainsi que le

remarquait déjà un critique de ce temps, Auger, dans un extrait où je lis cet aveu : « On est vraiment effrayé du nombre de gens qui, aujourd'hui, savent rimer élégamment des idées rebattues, et des images surannées. Tous les mots de la langue se présentent à la mémoire, escortés de leur épithète obligée ; on a fait provision d'hémistiches sur tous les sujets, et le premier soin des poëtes est maintenant non pas de rendre sa pensée, mais d'éviter la rencontre des formes sous lesquelles cette pensée a été rendue cent fois avant lui. » Même en abordant les sujets contemporains, ces plumes de perroquet trouvaient le moyen de les affadir par d'insipides redites, ce qui n'empêchait pas un académicien de louer officiellement un vrai talent dans ces vers tirés d'un poëme sur la campagne d'Autriche :

Le faible laboureur, quittant ses humbles toits,
Prête son bras rustique à la cause des rois;
Et la faux des moissons en son champ délaissée
Par le glaive guerrier est par lui remplacée.
Le savant, à regret fuyant ses doux travaux,
S'étonne de marcher dans les rangs des héros ;
Et l'habile artisan, abandonnant la hache,
Voit son paisible front ombragé d'un panache.
Ici le fer, le bronze, amollis par les feux,
Se transforment soudain en glaives belliqueux.
Le salpêtre arraché dans les flancs de la terre,
Dans des tubes d'airain va lancer le tonnerre.

Ces symptômes d'appauvrissement progressif n'alarmaient donc point les arbitres du goût. Au contraire, ils voyaient là des miracles opérés

par la grâce d'une infaillible orthodoxie. Ils croyaient faire l'éloge de leurs contemporains, en écrivant ce qui suit : « Si on examine aujourd'hui les produits de notre littérature, on conviendra que jamais on ne sut mieux arranger les mots, mieux cadencer la phrase, mieux choisir ses expressions. Aux yeux d'un étranger, tous nos écrivains paraissent avoir le même style. » Hélas ! oui ; et cette épigramme involontaire condamnait, sans le savoir, l'indigence incurable de ces versificateurs qui ne parlaient plus qu'une langue morte.

Ce mal, ne l'attribuons pas seulement à la compression asphyxiante qui pesa sur les intelligences. D'autres causes avaient préparé la décadence que nous constatons. Les germes en sont visibles dès le XVIII^e siècle, jusque dans ces jolis poëtes dont le style si soigné, si méticuleux, si scrupuleusement grammatical, n'offre sans doute aucun prise à la critique, mais nous inquiète déjà par je ne sais quoi de frêle et de fugitif qui échappe à l'analyse, et presque à la perception. Oui, il y a de l'insaisissable dans cette élégance inanimée dont l'accent ne vient pas du cœur et n'y va point, dans cet agréable murmure qui caresse l'oreille, mais ne fait qu'effleurer l'esprit. Soufflez sur ces pages, et il ne vous en restera rien, ou presque rien. C'est comme l'aile d'un papillon froissé : faites voler la poussière diaprée qui la colore, et vous n'aurez plus entre les doigts qu'une pâle membrane, le *ventus textilis* de Pétrone.

Qu'adviendra-t-il donc lorsque, l'âme légère qui

animait encore ce vocabulaire exténué venant à s'évaporer et à disparaître, cette gaze fragile ne sera plus brodée que par des phraseurs qui croiront avoir le monopole du beau langage, ou par des éplucheurs de syllabes qui veilleront en tremblant à la garde de leurs rites sacro-saints? Dès lors, on traitera d'inconvenant et de maussade tout ce qui donne à une langue sa physionomie vivante et sa vertu expressive, les archaïsmes, les idiotismes, les vocables propres, les locutions indigènes qui furent la végétation naturelle de notre sol, tous ces gallicismes dont la saveur est distincte, mille tours vifs et clairs, en un mot, tant de formes ingénues, énergiques ou originales qui naquirent d'elles-mêmes sur les lèvres de nos aïeux.

Aussi, plus de franc parler. On déclare suspecte cette éloquence robuste et souple qui sait allier la verve à la grâce. On proscrit la candeur, la familiarité, les libres saillies, tout entrain, toute hardiesse, tout caprice. Or, cette diète débilita le tempérament d'une race généreuse, et y tarit jusqu'aux sources de la vie. Car l'hypocrisie de la parole décourage peu à peu la pensée même; et, la contagion gagnant de proche en proche, le goût du petit, du faux, ou de l'affecté finit par supprimer celui du simple ou du vrai. On en vint à ne plus comprendre des maîtres encore acceptés par habitude, mais qu'on ne pouvait plus aborder de front, et sans l'aide d'un glossaire.

En revanche, on se rabattit sur les classiques de second ou de troisième ordre, c'est-à-dire, sur ces

ternes imitateurs dont le style effacé n'a plus de marque, et ressemble à ces mauvaises épreuves qui sortent d'une planche fatiguée par de nombreux tirages, usée par le jeu de la presse. A force d'être mise et remise dans les mêmes plis, la trame des idées s'était limée, ou coupée. Fané par un long usage, le vocabulaire de la poésie rappela ces costumes de théâtre dont l'éclat s'est tellement flétri sous le feu de la rampe, que, de la noble scène où ils figuraient avec honneur, ils sont descendus, de chute en chute, jusqu'aux acteurs les plus obscurs auxquels ils servent indifféremment, dans n'importe quel rôle. Par eux-mêmes, les mots cessèrent alors d'avoir une signification propre. Il ne leur resta plus qu'une valeur fictive, comme à ces vieilles médailles, frustes et démonétisées, qui, n'ayant ni exergue, ni légende, ni titre, ni revers, n'attendent plus que le balancier et le coin.

Si la prose eut meilleure fortune, elle le dut à la philosophie et à la politique, c'est-à-dire aux luttes dont elle fut l'arme nécessaire. Grâce à Montesquieu, à Voltaire, à Diderot, à Rousseau, à Mirabeau, il se forma un style agissant, valide, plein de choses, qui ne s'apprit ni dans les livres, ni sur les bancs, qui n'appartenait ni à la cour, ni aux salons, ni aux Académies. Il est rare, en effet, qu'une révolution opérée dans les idées ne contribue pas au renouvellement d'une langue. L'italien n'était qu'un bas-latin gothique, lorsque le Dante se leva sur les ruines fumantes des guerres civiles. Shakespeare eut pour ber-

ceau les dramatiques discordes qui suivirent le schisme de Henri VIII. Milton avait vu le *pandæmonium* du Parlement, et le sacrifice sanglant de White-Hall. Les sublimes bouffonneries de Rabelais naquirent en pleine réforme religieuse. La Fronde elle-même, cette misérable révolte de couplets et de barricades, ne fut pas étrangère à la sagacité pénétrante du cardinal de Retz, à la profonde misanthropie de La Rochefoucauld, et au scepticisme acrimonieux de Mézeray. De même aussi, la forte trempe des passions populaires rendit comme l'alacrité d'une seconde jeunesse à un idiome qu'avait trop raffiné l'esprit de société. Sans absoudre ni réhabiliter la barbarie d'un temps où il y eut beaucoup de déclamation, nous ne saurions cependant contester que cette rudesse même des mœurs publiques fut une réaction opportune contre les énervantes délicatesses d'un langage cérémonieux jusqu'au mensonge, ou coquet jusqu'à l'afféterie. On se trouva du moins forcé de changer de ton, ne fût-ce qu'afin d'être entendu malgré l'orage; et, si l'agrément se perdit pour un jour, on retrouva la virilité qui valait mieux. C'est que l'acte d'accusation lancé contre une monarchie dont les racines étaient si antiques ne pouvait plus entrer dans le moule d'un panégyrique, ou d'un discours de réception.

Mais, tandis que le volcan faisait éruption, les poëtes continuèrent à tirer leurs feux d'artifice. J'entends par là qu'au lieu de se mêler à la vie publique, ils se tinrent à distance du forum, et ne

songèrent plus qu'à remuer des cendres éteintes. De là toute une littérature aussi étrangère à la nation qu'à l'intelligence de l'art, et qui ne fut plus qu'un bruit cadencé, qu'un vain et monotone bourdonnement. Si parfois on flatta l'oreille, on ne sut rien dire à l'âme. Quant aux yeux, ils durent se contenter d'images douteuses, dénuées de relief ou de couleur, de métaphores incohérentes et fausses, de ces esquisses dont le vague dessin n'ose accuser des formes distinctes. Car, dans ces vers timorés et atteints d'irrémédiable prosaïsme, jamais l'idée ne surgit d'un seul jet, avec hardiesse et logique, armée pour ainsi dire de pied en cap. Elle tâtonne, elle bégaye, elle ne parle que de mémoire : tout sent l'étude, l'acquit et l'emprunt. Faite de pièces rapportées, et toute cousue de reprises maladroites, cette langue n'est qu'un jargon insipide où le néologisme même, si parfois il ose s'y glisser, devient une impropriété prétentieuse et maniérée.

Il n'y eut donc pas là floraison ou renaissance, mais regain chétif d'une terre épuisée qui ne produisit sa maigre moisson qu'à force de labeur. En d'autres termes, la plupart de ces poëtes épelèrent l'alphabet de la première enfance; ce ne sont que des écoliers, et ils ne s'élevèrent même pas à la dignité d'une École. « Il existe, disait M. Victor Hugo dans sa préface des *Odes* et *Ballades*, certaines eaux qui, si vous y plongez une fleur, un fruit, un oiseau, ne vous les rendent, au bout de quelque temps, que revêtus d'une épaisse couche de pierre,

sous laquelle on devine encore, il est vrai, leurs formes primitives ; mais le parfum, la saveur, et la vie ont disparu. Les pédantesques enseignements et les préjugés scolastiques opèrent le même effet. Si vous y ensevelissez vos facultés natives, votre imagination et votre pensée, elles n'en sortiront pas. Ce que vous en retirerez conservera bien peut-être quelque apparence d'esprit ou de talent ; mais ce sera pétrifié. » Cette comparaison est la conclusion littéraire et morale de notre étude. Car elle dit, mieux que nous n'avons fait, que le sentiment et la pensée sont tout en poésie. Voilà pourquoi celle de l'Empire fut une fin, et non un commencement. Cependant certaines lueurs annoncent que le jour reviendra. C'est ce que nous allons prouver, en distinguant ce qui fut digne de ne pas être tout à fait oublié.

LIVRE QUATRIÈME

La tragédie sous l'Empire.

CHAPITRE I

Importance sociale de l'art dramatique. Physionomie du théâtre sous la Révolution. Atellanes honteuses. Les grands classiques devant un conseil de révision. Invasion des barbares. — Le théâtre sous le Directoire. Pleine décadence, ses causes. La littérature des réminiscences. L'art devient un problème de mécanique. La nature humaine étudiée dans les livres. Les marionnettes héroïques. Renaissance artificielle de la tragédie. Talma ; il annonce les instincts d'une poétique nouvelle. — Le théâtre sous l'Empire. La raison d'État, et l'intérêt dynastique. Rétablissement de la Censure.

S'il est un genre qui intéresse l'étude de notre vie sociale, c'est, à coup sûr, la poésie dramatique. Car son histoire fut d'ordinaire celle des idées qui révèlent les tendances générales de l'esprit public. Bien que cet art n'ait pas été chez nous, comme chez les Grecs, une sorte d'institution à la fois nationale et religieuse, jamais pourtant il n'a cessé d'être le plus vif plaisir, et comme l'impérieux besoin d'un peuple policé. Tandis que les livres s'adressent au silence de la réflexion, et n'exercent qu'une action

lente ou solitaire, les œuvres applaudies sur la scène n'ont-elles pas d'ailleurs le privilége d'une popularité soudaine qu'improvise en quelques heures la puissance communicative de la parole, le prestige du spectacle, et l'explosion de ces mouvements irrésistibles qui peuvent devenir des courants d'opinion ?

Aussi, même dans les temps les plus troublés, nos théâtres s'associèrent-ils aux préoccupations ardentes qui dominaient la foule. Sans doute ils fermèrent un instant leurs portes, après la prise de la Bastille ; mais, dès que l'enthousiasme ou la stupeur d'un premier émoi permit à l'habitude de reprendre son train accoutumé, la Révolution n'oublia point qu'elle était née au bruit des acclamations suscitées par *Catilina*, *Mahomet*, et la *Mort de César*. Toutefois, si la curiosité se complut alors à d'autres tragédies que celles du forum, l'effervescence de la rue n'était point un milieu propice à la dignité de la Muse. On ne s'en aperçut que trop, en dépit des impostures qui prétendaient l'affranchir, pour la première fois, de toute entrave. On eut beau proclamer bruyamment la suppression de la Censure, elle ne tarda pas à être remplacée par l'hypocrite tyrannie des inquisiteurs qui allaient transformer la scène soit en un Panthéon où ils couronnaient leurs grands hommes d'une décade, soit en gémonies où ils traînèrent outrageusement les vaincus.

Sous prétexte de propagande patriotique, ils firent donc d'un noble divertissement une école de déclamation, où la sottise le disputait souvent à la folie.

Sur ce champ de bataille, les opinions vinrent se toiser d'un regard menaçant ; mais entre elles la lutte n'était pas égale. Car il eût été dangereux de siffler des platitudes, ou des infamies. Le Caius Gracchus de Marie-Joseph Chénier ne fut-il pas accusé d'être un modéré? Oui, ce cri du tribun : « *Des lois, et non du sang!* » excita l'indignation d'énergumènes qui le dénoncèrent au Comité de Salut public. En revanche, des ovations étaient réservées à ces parodies où l'on chantait la grand'-messe avec tout l'appareil sacerdotal, à des Atellanes honteuses comme le *Jugement dernier des rois* par Sylvain Maréchal, ou au grossier répertoire des pièces incendiaires qui se donnaient pour des leçons de civisme.

La liberté des spectacles venait d'être décrétée lorsqu'un membre de la Convention, le citoyen Génissieux, incrimina dans *Mérope* le scandale d'une Reine en deuil pleurant la perte du Roi dont elle était l'épouse. La veuve de Cresphonte fut donc proscrite pour avoir osé rappeler à des régicides la royale prisonnière du Temple. Quelles pouvaient être les franchises du talent, au lendemain des massacres de Septembre? « Les Hébert et les Chaumette, dit un contemporain, n'emploient pas les ciseaux; ils font usage du lacet. » Nos grands classiques eux-mêmes ne sortirent pas sains et saufs de cette épreuve. Le *Cid* fut, il est vrai, toléré, mais à condition que le Roi Don Fernand, pourtant si débonnaire, devînt une sorte de Santerre, un général de la

garde nationale au service d'une Espagne républi caine. On interdit *Cinna*, parce qu'au monologue d'Auguste un sans-culotte s'était écrié : « A la lanterne, l'auteur ! » Dans *le Menteur*, Cliton ne put dire impunément :

> Elle loge à la Place, et se nomme Lucrèce.
> — Quelle place?... — *Royale...*

A ce mot malsonnant fut substituée *la Place des Piques* ; la prosodie s'y refusait, mais les clubs l'exigèrent. Racine dut se résigner aussi à des épurations. Tandis qu'*Iphigénie* était condamnée, « comme un monument de l'antique superstition qui faisait agenouiller le peuple devant la *femme Capet* », on arrêtait au passage ces deux vers :

> Détestables flatteurs, présent le plus funeste
> Que puisse faire aux *rois* la colère céleste.

Un correcteur ingénieux remplaça le texte par cette leçon nouvelle : *que puisse faire, hélas !* Si l'on consentit à autoriser *Tartufe*, ce fut sous la réserve d'un dénûment dans lequel ce vers :

> Nous vivons sous un *prince* ennemi de la fraude,

serait tourné de la façon suivante :

> Ils sont passés les *jours consacrés* à la fraude.

Un patriote se chargea de remanier *le Misanthrope*. Il en supprima les petits marquis, et le vicomte ; il bannit le roi Henri de la chanson, et accommoda tous

les détails du style aux impérieux caprices du « *vocabulaire plébéien* ». Quant à Voltaire, qui comptait pourtant bien des amis, il ne put échapper à ce conseil de révision ; et la *Mort de César* ne fut admise qu'après avoir comparu devant un président du tribunal révolutionnaire, le sieur Gohier, qui retoucha le discours d'Antoine.

On peut juger par là des excès inspirés aux courtisans de la populace par cette fureur de basse flatterie. Sauf deux ou trois noms qui se respectèrent, ce fut vraiment une irruption de barbares. Elle parut si méprisable à ceux mêmes qui l'avaient d'abord encouragée que *le Moniteur* finit par y voir « une conspiration de Pitt et de Cobourg », organisée dans le dessein d'avilir la scène française. Nous ne parlerons point ici de ces rêveries malsaines qu'enfanta le délire d'une ivresse. On ne voyait plus guère, même dans la maison de Molière, qu'étalage d'aventures sanglantes, ou de crimes invraisemblables donnés en pâture à des foules blasées par les émotions quotidiennes de la guillotine. Le cœur humain n'eut plus aucun rôle dans cette exhibition de monstres ; et, si un jour le public s'étonna de se sentir touché par des accents assez pathétiques pour lui arracher des larmes, l'honneur en revint à un étranger, à Kotzebue qui offrit à l'hospitalité de la France *Misanthropie et Repentir*.

En donnant quelque relâche aux passions, le Directoire ne rendit pas la santé à des imaginations malades ; et pourtant, jamais telle affluence ne se

porta vers les jeux de la scène. Mais ce n'était qu'une cohue d'agioteurs et de parvenus, dont la plupart distinguaient à peine les vers de la prose. Aussi ces rassemblements d'yeux et d'oreilles ne savaient-ils ni voir, ni entendre.

Des causes toutes littéraires contribuent d'ailleurs à expliquer cette inévitable décadence. Je veux dire que l'École classique avait touché ce terme au-delà duquel toutes les choses humaines commencent à décliner. Elle était assurément susceptible encore de penser avec justesse, et d'écrire avec correction; mais, tous les sujets et toutes les formes ayant été comme épuisés par deux siècles d'invention originale, la pire des littératures, celle des réminiscences, végétait seule, sur un sol appauvri.

On ne créait plus, parce que l'on ne sentait plus. Pour ces versificateurs asservis à des règles mal comprises, la construction d'une intrigue dramatique n'était qu'un problème de mécanique, consistant à combiner des redites déclamées par des fantômes dont le langage ne fut que l'imitation, non des maîtres, mais de leurs pâles imitateurs. Dès lors, nul souffle venu de l'âme ne circula dans ces fictions abstraites d'où la peinture des caractères avait disparu, pour faire place à de creuses tirades. Les triomphateurs du jour furent ceux qui, sans égard pour les situations, les temps, les lieux, ou les personnes, surent le mieux enchâsser dans leurs hémistiches bruyants quelque maxime ronflante dont l'à-propos philosophique ressemblait de loin à une

idée. Aussitôt les auditeurs, surpris de voir enfin apparaître dans une pièce en cinq actes l'embryon d'une pensée, s'empressaient de crier au miracle. Pour les ravir, il suffisait donc d'un lieu commun, d'un rébus ampoulé, de quelque antithèse emphatique, tranchant sur le fond ingrat d'un style décoloré.

Quant à l'analyse des sentiments, elle perdit toute vertu. Car, pour devenir éloquente, elle doit être instinctive. Chez Corneille et Racine, la psychologie de la passion avait eu l'intérêt d'une découverte, et l'attrait d'une nouveauté. Mais, le regard de ces maîtres ayant pénétré si avant qu'il paraissait avoir atteint les plus intimes profondeurs de la conscience, les héritiers de leur tradition, faute de pouvoir aller au delà, se bornèrent à exploiter le trésor légué par des modèles dont ils se firent les serviles copistes. Au lieu d'observer directement la nature, ils ne l'étudièrent donc plus que dans les types conçus par leurs devanciers; et, à partir de ce jour, la tragédie ne produisit, comme dit M[me] de Staël, que des marionnettes héroïques. Voltaire seul eut assez d'esprit pour simuler la vie par le mouvement de sa verve. Mais il ne transmit pas ce secret à des successeurs dégénérés; aussi leur stérilité ne réussit-elle point à rajeunir la vieillesse d'un genre qui s'imposait pourtant à la routine littéraire, comme une habitude consacrée tout à la fois par les plus glorieux souvenirs de l'ancien régime, et le patronage des institutions républicaines.

Pour l'approprier aux convenances de l'heure pré-

sente, ils se contentèrent, dans le choix de leurs sujets, d'éliminer les personnages monarchiques, au profit des noms qui n'effarouchaient pas la susceptibilité d'un auditoire ombrageux. Léonidas, Brutus, Mucius Scævola, Cincinnatus, Quintus Fabius, Caius Gracchus, Timoléon, et autres héros de même famille, continuèrent ainsi, pendant plus de dix années, à peupler notre scène. Il y eut là toute une apparente renaissance, mais sans avenir; car on la devait surtout au grand tragédien qui sut prêter une existence factice et provisoire à ces œuvres mortes.

Nommer Talma, c'est presque résumer les fastes de la tragédie sous le Directoire, et l'Empire. Un masque césarien, un regard tendre ou terrible, des attitudes de statue drapée dans sa toge, un geste épique, l'accent d'une voix sourde ou vibrante, assouplie à la gamme de toutes les inflexions, un jeu concentré que traversait l'éclair de la passion, l'alliance de l'inspiration et de l'étude, de l'entraînement et de la mesure, du naturel et de la dignité, le pathétique jusque dans le silence et le repos : telle fut la magie de cet enchanteur qui réussit à sauver l'indigence des poëtes par l'enthousiasme que provoqua son génie.

Parmi ses ressources, signalons surtout les savantes audaces d'un art novateur qui bouleversa victorieusement l'étiquette des traditions, par la fougue ou l'imprévu de son procédé. Il fut en effet le premier que l'on vit marcher et courir, là où se dérou-

lait jadis la pompe réglée des anabases ou des parabases. Il fut le premier que l'on entendit parler et crier, au lieu de s'assujettir à la mélopée d'un récitatif solennellement monotone. Produisant les émotions les plus puissantes par les moyens les plus simples, il ressuscita véritablement l'âme de ces héros qui n'étaient que des ombres inanimées, avant de s'incarner en lui. Dans sa manière s'annoncèrent déjà les instincts d'une réforme qui, en attendant ses poëtes, eut alors son acteur. Ne lui arriva-t-il pas souvent de jouer Racine, comme un interprète de Shakespeare? Son expression créatrice transfigurait jusqu'aux rôles médiocres qu'elle fit seule valoir par l'illusion d'une fugitive métamorphose. Tous les succès de ce temps furent donc les siens. Parmi bien d'autres preuves, croyons-en ce mot de Raynouard qui, après la mort de Talma, se refusant à la reprise des *Templiers*, dit avec esprit : « Non, non, je ne suis pas si sot; je ne veux pas qu'on me siffle [1]. »

1. Talma n'était plus le tragédien de *Charles IX*, inégal et monotone, fatiguant l'oreille d'une voix gutturale que le travail n'avait point encore domptée. Son organe mordant et sonore était maître de toutes les inflexions, depuis les plus douces nuances jusqu'aux accents qui se déchaînent comme l'éclair et la foudre. Il fut aussi le premier à reproduire la stricte fidélité du costume antique, à rechercher la couleur locale dans l'habit, le décor, et l'accessoire. Il opéra donc la transfusion du drame dans la tragédie. Les contemporains de Lekain défendirent vainement les anachronismes d'autrefois, la majesté de la marche, et la musique de la déclamation traditionnelle. La victoire du novateur fut décisive. Elle finit par ouvrir les yeux aux plus aveugles, et l'on peut dire que ce grand artiste fit l'éducation du public. Il rendit ainsi possible une réforme dramatique.

Ces considérations nous conduisent directement à l'Empire, sur lequel ne doit pas peser toute la responsabilité de l'ennui que représente un groupe de rimeurs pleins de zèle, très-appliqués, sachant scander leurs alexandrins, possédant même la recette des horreurs convenables et des catastrophes décentes, mais trop dénués d'initiative, et trop esclaves de préjugés scolaires pour faire autre chose que des amplifications de collége.

Débile postérité des Pradon, des Crébillon et des La Harpe, ils n'inventèrent pas la fausse tragédie; car elle n'existait que trop avant eux : ils eurent seulement le tort d'en prolonger le mensonge. Mais la faute en est bien aussi aux bravos qui saluèrent ces exercices de rhétorique. Lorsque la République eut sombré, on ne fut point en effet délivré de ces Grecs et de ces Romains dont elle avait tant abusé. Si les rois purent revenir de l'exil, si les costumes changèrent, si le personnel des héros parut se modifier, la poétique persista. J'entends par là que les œuvres du lendemain continuèrent à être anonymes, et que toute idée de patrie finit par leur devenir indifférente. Avant de se déguiser en roi d'Assyrie, le *Ninus II* de M. Brifaut n'avait-il pas été d'abord un compatriote du *Cid?* Or, pour opérer ce travestissement, il avait à peu près suffi de changer des noms propres. Car le vocabulaire tragique réalisait la chimère d'une langue universelle. Tous les hommes de tous les temps, chez tous les peuples, s'y exprimaient de la même façon.

Nous ajouterons que l'avénement d'un régime où l'air libre allait manquer aux imaginations ne fut point fait pour enhardir des essais indépendants. N'avait-on pas à craindre les irritables défiances qui cherchaient partout des arrière-pensées politiques, vraies ou supposées? Oui, en un temps où les passions dressaient l'oreille, les mots n'étaient plus laissés à leur innocence première. Ce fut ainsi que le drame d'*Édouard en Écosse* dut être sacrifié à des raisons d'État. Ayant vu dans l'héritier d'une race proscrite des allusions à la Maison de France, les royalistes accueillirent par des applaudissements frénétiques ces paroles du prince répondant au colonel Cope, qui venait de porter un toast à la mort des Stuarts : « Non, je ne bois à la mort de personne. » Aussi, dès la seconde représentation, Fouché ordonna-t-il que le mot fût effacé. On obéit; mais l'acteur protesta par une pantomime dont l'effet dramatique fut plus puissant encore que le trait supprimé. Au lieu de relever le défi qu'on lui lançait, Édouard jeta son verre, et le brisa d'un geste indigné. Or, ce jeu de scène souleva des transports tels que Chaptal crut devoir interdire la pièce. Une autre fois, ce furent les républicains qui se portèrent en foule à la tragédie du *Laboureur et du Roi*, pour y fêter dans la personne de Don Pèdre le spectacle d'une couronne avilie. Il fallut donc que la Censure intervînt de nouveau.

Sortant alors de l'ombre où elle se dissimulait, elle n'hésita pas à instituer ouvertement un tri-

bunal qui ne cessa plus de tenir les partis en respect. Cette intimidation n'eût profité qu'à la concorde publique, si l'intérêt dynastique n'avait trop souvent exagéré des rigueurs d'abord discrètes, ou même justifiées. Reconnaissons toutefois que le Pouvoir fit de sérieux efforts pour rendre de l'éclat aux pures traditions de l'art. Car, dès l'année 1801, des ordres précis imposèrent à la Comédie-Française la reprise trop négligée de notre ancien répertoire, qui retrouva ses honneurs perdus. Mais nul décret n'eut la puissance de lui improviser des émules, et d'inspirer de véritables créations à la timidité d'un goût assez pusillanime pour traiter encore Ducis d'*anglomane* et d'*extravagant*.

CHAPITRE II

Ducis. Premiers symptômes de rénovation. Il avait des lueurs de génie paralysé par le goût de son temps. Il acclimate timidement Shakespeare. — L'homme fut supérieur au poëte. Son silence sous la République. Ame patriarcale et religieuse. Attitude indépendante sous l'Empire. Il refuse le Sénat. — Poésies familières et intimes. Philosophe pratique, il eut l'âme tragique, et fut l'ouvrier de la première heure.

Ducis, voilà l'initiateur duquel datent les premiers symptômes de rénovation. Rappelons donc ici les exemples qu'il avait donnés ; et, bien que son nom appartienne surtout à l'âge précédent, mettons en lumière la mémoire d'un écrivain qui eût été digne de long souvenir, si les préjugés de son siècle n'avaient étouffé ses instincts créateurs. Ses œuvres qu'on ne lit plus nous prouveront combien ses contemporains furent rebelles à toutes les tentatives de réforme dramatique.

En répondant à cette curiosité qui porta les esprits vers l'Angleterre, et se manifestait en politique par les doctrines de Montesquieu, en littérature par les traductions de Letourneur, Ducis eut à lutter contre des résistances dont il ne put triompher qu'à grand'-peine. Lekain ne fut-il pas le premier à refuser les rôles qu'il lui offrait, et cela parce qu'il « ne pourrait faire digérer ces crudités à un parterre nourri des beautés substantielles de Corneille, et des exquises

douceurs de Racine » ? Ce n'était que trop vrai ; car lorsque Ducis essaya d'acclimater *Macbeth,* tous les Aristarques poussèrent un cri d'épouvante. Comment eussent-ils toléré cet effroi, ces effarements, ces hallucinations, ces secondes vues, cette diablerie, ces sorcières, cette horreur fantastique, cette autopsie sanglante du cœur humain s'étalant tout vif dans ce drame où la logique du crime et du remords crée une sorte de fatalité qui, précipitant sa victime vers un abîme, l'entraîne comme une paille dans un tourbillon? Ce fut à qui étoufferait le scandale « de cette verve allobroge ». Il fallut donc accommoder à la mode du jour des audaces qu'on taxait de barbarie. Encore ne pardonna-t-on pas les concessions les plus circonspectes. Aussi serait-il superflu d'expliquer plus longuement pourquoi Ducis, perdant toute confiance en lui-même, dut fausser son modèle par des adoucissements qui prétendaient en corriger la sauvagerie.

Ce fut à ce prix qu'il réussit à faire agréer, par surprise, un genre bâtard auquel le jeu de Talma communiqua seul un semblant de beauté. *Hamlet*, aussi lui, fut forcé de se réduire au ton sentimental des *Nuits* d'Yung. Voici du reste une lettre qui témoigne des transes de l'auteur. Il écrivit alors à Garrick : « Vous m'avez trouvé sans doute bien téméraire de risquer une telle pièce sur le Théâtre-Français. Sans rien dire des irrégularités dont elle abonde, le spectre qui parle si longtemps, les comédiens de campagne, et le combat au fleuret m'ont

paru des ressorts absolument inadmissibles. J'ai bien regretté pourtant de ne pouvoir y transporter l'ombre terrible qui expose le crime, et demande vengeance. J'ai donc été obligé en quelque façon de créer une pièce nouvelle. J'ai tâché seulement de faire un rôle intéressant d'une reine parricide, et de peindre surtout dans l'âme fière et mélancolique d'Hamlet un modèle de tendresse filiale. Je me suis regardé, en traitant ce caractère, comme un peintre religieux qui travaille à un tableau d'autel. »

De même, *Othello* ne passa qu'à la faveur d'un dénoûment heureux. Dans cette pâle esquisse de *Roméo et Juliette* ne cherchez donc ni l'alouette, ni le rossignol, ni la scène du balcon. L'original ne s'entrevoit ici que de loin, confusément, et à travers un brouillard. Ses hardiesses se noient dans un style inégal ou fade que traversent, comme par hasard, des lueurs fugitives. Ces bégayements aujourd'hui presque ridicules étaient pourtant ce qui rendit autrefois possibles ces œuvres prématurées. Aussi ne leur imputons pas des erreurs communes au temps dont elles gardent l'empreinte. Assurément le poëte se fit trop d'illusion quand il écrivit, à propos de son *Roi Léar :* « J'aime à traverser des abîmes, à franchir des précipices ; je sens qu'au fond je suis indisciplinable. » Avouons encore que son ami Thomas allait trop loin, lorsqu'il disait : « Vous êtes le missionnaire du théâtre ; vous faites la tragédie comme le Père Bridaine faisait ses sermons, parlant d'une voix de tonnerre, criant, pleurant, effrayant l'auditoire,

comme on effraye les enfants par des contes terribles. » Mais, s'il faut rabattre quelque chose de cet éloge, Ducis, par d'heureux mouvements et des scènes pathétiques, n'en a pas moins justifié cette boutade de La Harpe : « C'est bien heureux que cet homme n'ait pas le sens commun ; car autrement il nous écraserait tous. »

Obligé d'approprier à son auditoire un génie auquel on était réfractaire, il a donc quelque droit à notre gratitude, pour avoir tenté de révéler le théâtre de Shakespeare à une nation qui, suivant son expression, « exige tant de ménagements, quand on veut la conduire par les routes sanglantes de la terreur ». Aussi n'avons-nous point envie de sourire, lorsque, le jour de la Saint-Guillaume, nous le voyons orner sa maison de fleurs, comme s'il célébrait une fête de famille. Sans surfaire sa valeur, n'oublions pas non plus que, malgré des couleurs un peu trop romanesques, sa tragédie d'*Abufar* ou la *Famille arabe* se recommande par la sincérité de l'inspiration biblique, et l'accent d'une âme toute patriarcale. Après la chute de Robespierre, entre le voyage de Volney et l'expédition d'Égypte, dans l'intervalle qui sépare Bernardin de Saint-Pierre et Chateaubriand, Ducis sut émouvoir un âge de fer par cette image embellie de la vie pastorale ; et sa touchante peinture répondit bien aux vagues appels des imaginations qui commençaient à s'attendrir.

L'homme ne nous sera pas moins sympathique, et vaut bien la peine qu'on en dise un mot. Com-

ment ne pas aimer en lui le philosophe qui conserva son ingénuité de cœur au sein d'une société corrompue? Écoutez l'anachorète qui, du fond de sa Thébaïde, disait un jour : « En vérité, il ne nous faut qu'une cabane dans ce lieu d'apparition où nous ne sommes que des ombres occupées à en voir passer d'autres, et où les mots d'établissement, de projets, de gloire, de grandeur ne peuvent exciter que la pitié... Mais, sur ce grand fleuve de la vie, parmi tant de barques qui le descendent rapidement pour ne le remonter jamais, c'est encore un bonheur que d'avoir trouvé dans son batelet quelques bonnes âmes qui mettent leur cœur en commun avec vous. On entend le bruit de la vague qui nous dit que nous passons, et l'on jette un regard sur la scène variée du rivage qui s'enfuit. »

Comment ne pas estimer aussi le républicain qui, transporté par les magnanimes espérances de 89, laissa pourtant échapper bientôt de sa conscience indignée ce cri de courageuse douleur : « Que me parles-tu, Vallier, de m'occuper à faire des tragédies? La tragédie court les rues. Si je mets le pied hors de chez moi, j'ai du sang jusqu'à la cheville. J'ai beau secouer en rentrant la poussière de mes souliers, je me dis comme Macbeth : *Ce sang ne s'effacera pas*. Adieu donc la tragédie; *j'ai vu trop d'Atrées en sabots pour oser jamais en mettre sur la scène*. C'est un rude drame que celui où le peuple joue le tyran. Mon ami, ce drame-là ne peut se dénouer qu'aux Enfers. Crois-moi, Vallier, je donne-

rais la moitié de ce qui me reste à vivre pour passer l'autre dans quelque coin du monde, où la Liberté ne fût point une Furie sanglante. »

Comment enfin ne pas admirer le chrétien fidèle à ses croyances dans un siècle impie, et qui « baisait les degrés de l'autel où avait officié *saint Fénelon*, ainsi que les pierres d'un sanctuaire domestique » ? Qui n'envierait surtout la sérénité de cette admirable page où l'amertume d'un deuil cruel s'associe à la douceur d'une résignation religieuse : « J'ai embrassé ma mère pour la dernière fois, à cinq heures et demie du soir, le 30 du mois dernier (juillet 1787), sans qu'elle ait pu me voir, ni m'entendre. Elle a rendu à Dieu son âme pure et chrétienne, après soixante-dix ans d'une vie exemplaire. Vous savez, mon ami, combien elle m'aimait. Elle a été ma mère dès mon enfance, et presque dans ma vieillesse. Elle m'a toujours porté dans son cœur, comme elle m'a porté dans son sein... Grâce à Dieu, mon ami, j'ai presque fini ma carrière, qui n'a été qu'une suite d'embarras et de douleurs. J'ai appris de ma mère la grande leçon de l'homme et du chrétien ; j'ai appris à souffrir. Si je sens une longue épine se tourner sur mon cœur avec tous ses piquants, je me tairai ; et j'espère que mes douleurs secrètes me seront comptées dans un monde où tout est justice et vérité. Mon cher ami, j'ai mis ma confiance dans le Dieu de ma mère ; je lui demande de me conserver à jamais cette foi profonde, et de mourir comme elle sous la bénédiction céleste. Je n'aimerai jamais

suis catholique, poëte, républicain, et solitaire. Voilà les éléments qui me composent, et ne peuvent s'arranger avec les hommes en société, ou avec les places. Je vous donne ma parole d'honneur que j'aimerais mieux mourir tout doucement, à Versailles, dans le lit de ma mère, pour être déposé ensuite auprès d'elle, que d'accepter la place de sénateur. Je n'aurai qu'une physionomie, celle d'un bonhomme, et d'un auteur tragique qui n'était pas propre à autre chose. » Béranger ne dira pas mieux ; peut-être même n'a-t-il pas dit aussi bien.

On le voit : aucun calcul de popularité n'entra dans ce *non* qu'il articula d'une voix si ferme. Pour lui, ce fut affaire de tempérament, et amour décidé de la retraite. Il eut sans doute le sentiment de ce qu'il valait, puisqu'il lui arriva de dire, avec une sorte de candeur : « Il y a dans mon clavecin des jeux de flûte et de tonnerre. Comment cela va-t-il ensemble? je n'en sais rien; cependant cela est ainsi.» Mais, tout en se mettant à son rang, il ne cessa pas de préférer à l'éclat des honneurs l'ombre de l'ermitage où il ne lui déplaisait point de se laisser oublier, si j'en crois ces confidences adressées à un ami : « Il m'est fort indifférent que les hommes du jour me fassent passer pour un imbécile. C'est me rendre mon rôle facile jouer, si j'étais homme à en jouer un. Je ne ferai aucuns frais, ni pour soutenir, ni pour détruire cette belle réputation. Je trouve cela trop commode pour y rien changer. »

Dans cet asile où s'abrita sa fière pauvreté, il

vécut heureux de ce bonheur « qui n'est qu'un malheur plus ou moins consolé ». Nulle inquiétude d'avenir n'y troublait la paix de ce sage qui écrivit avec tant de simplicité : « Je ne dois rien à personne, j'ai du bois pour une moitié de mon hiver, un quartaut de vin dans ma cave, et dans mon tiroir de quoi aller pendant deux mois. Mon petit dîner, qui est mon seul repas, est assuré pour quelque temps, comme vous voyez; et je le prendrai chez moi, à la même heure.... Mais le chapitre des accidents, des maladies ?... A cela je réponds que Celui qui nourrit les oiseaux saura bien aussi venir à mon aide. »

N'eut-il pas d'ailleurs pour compagne sa Muse toujours fidèle, non celle de la terreur et de la pitié, comme autrefois, mais une muse d'intérieur, toute familière, qui rêvait, elle aussi, à perte de vue, pour son plaisir, « les pieds appuyés sur les vieux chenets du roi Dagobert, et du bon évêque saint Éloi » ? Ce fut elle qui lui rendit si délicieuses ses promenades « à travers les plaines de rose bruyère, ou bien entre des buissons couverts de fleurs, et *qui chantent* ». Elle lui murmura tout bas de jolis vers où brille plus d'un paysage dont la fraîcheur justifie ce mot de Ducis, disant à propos de La Fontaine :

Je ne l'apprenais pas, je le savais par cœur.

Ce fut elle qui, sous la charmille, improvisa, sans le moindre soupçon d'amour-propre, ces petits poëmes d'arrière-saison où, par des notes tantôt plaintives et tantôt enjouées, il fit pressentir soit le

spiritualisme religieux de Lamartine, mais comme par d'inconscients préludes, soit la philosophie pratique de Béranger, mais radieuse de certaines clartés que l'épicurien et le frondeur sceptique ne connut jamais. Ici, le novateur se révèle encore par échappées ; car sa description du *Presbytère de Rocquencourt*, son *Caveau*, ses *Pénates*, sa *Musette*, son *Ruisseau*, et son *Testament* procèdent de sources ignorées jusqu'alors. Même quand la langue faiblit, on y sent je ne sais quoi de cordial et de sain, de la candeur, des sentiments naturels, l'effusion d'un cœur ouvert aux joies innocentes, une sérénité souriante, et parfois les douces amertumes du croyant visité par l'épreuve, mais réconforté par la Foi et par l'Espérance. De ces opuscules on pourrait détacher d'ingénieux motifs auxquels manque seulement l'industrie d'une expression définitive. La sienne va trop à l'abandon ; mais, si le tissu de son style est lâche, il n'a rien d'artificiel, et s'égaye de fleurettes qui ont une grâce toute champêtre.

Bien que ces fantaisies nous agréent plus que son théâtre, il serait pourtant ingrat de dédaigner ce Shakespearien de hasard qui eut l'âme vraiment tragique. Mal servi par des instruments insuffisants pour la tentative qu'il osa, réduit à des moyens prosodiques dont la fausse noblesse fut un obstacle à son essor, déconcerté par l'ironie ou les révoltes de l'opinion, il eut, malgré tout, le mérite de s'être laissé ravir par un attrait irrésistible vers le poëte extraordinaire qu'il entrevit, sans avoir pu l'approcher directement.

C'est quelque chose d'avoir éprouvé cette inquiète curiosité de l'inconnu. Sans doute, le souffle divin ne fit qu'effleurer son front, et il en ressentit à peine le lointain frisson ; mais les maladresses mêmes de son instinctive émulation furent au moins un de ces signes qui intéressent l'histoire. Nous n'irons pas jusqu'à dire avec un homme d'esprit que Ducis « accomplit une révolution sans le vouloir, comme cela est arrivé parfois à la garde nationale » ; mais nous lui saurons gré d'avoir été l'ouvrier de la première heure, de cette heure ingrate où la vérité du lendemain n'est d'ordinaire qu'une utopie exposée aux sarcasmes de la routine. Quand les suffrages de l'estime publique le désignèrent à l'Académie pour le siége où il remplaça Voltaire, il put donc à bon droit paraître le patron d'un genre nouveau. Car ses élans indécis furent un pas décisif vers des voies inexplorées.

CHAPITRE III

MARIE-JOSEPH CHÉNIER. Disciple de Voltaire, il fut trop soucieux de transformer la scène en tribune. *Charles IX* et Louis XVI, le chancelier de l'Hôpital et M. Necker, l'amiral Coligny et La Fayette. — Le Tyrtée de la République. Les pièces de circonstance. *Henri VIII, Calas, Caius Gracchus, Fénelon, Timoléon.* — Les deux frères : *Épître sur la calomnie.* — L'homme dans le poëte. Jugement de Mme de Staël. — Le satirique. *Les nouveaux saints.* — Attitude de Chénier au 18 Brumaire, ses tentations. Le brevet de sénateur, et les palinodies de *Cyrus*. Revanche d'une disgrâce ; *Tibère*. La scène de Saint-Cloud. *Épître à Voltaire*. Destitution, noble vengeance de M. de Talleyrand. Les blessures cicatrisées. — Conversion tardive. *Rapport sur les prix décennaux*. Justice rendue à ses ennemis ; Chateaubriand lui porte malheur. — Conclusion. Son héritage académique.

A la figure avenante de Ducis s'oppose naturellement celle d'un autre poëte dont le nom, encore très-retentissant sous l'ère impériale, finit par s'éteindre peu à peu dans un silence aujourd'hui plus profond qu'il ne sied. Nous voulons parler de Marie-Joseph Chénier qui, loin de se tenir en dehors et au-dessus des orages, ne s'obstina que trop à mettre son improvisation au service d'un intérêt politique. L'éclat bruyant de sa popularité passagère n'étonnera pas notre siècle qui sait par expérience combien les partis sont indulgents et prodigues pour ceux qui les flattent, sauf à les oublier quand ils n'ont plus besoin de leurs complaisances. Or, ce talent plein d'ambitions remuantes fut un des premiers à donner

l'exemple périlleux d'une muse qui se compromet, aux dépens de l'art, dans la mêlée des colères et des violences.

Propager des doctrines de combat, transformer ses œuvres en professions de foi, et la scène en tribune ; adapter la tragédie nationale de Laurent du Belloy aux thèses historiques de Mably, et la tragédie romaine de Voltaire aux fureurs emphatiques de Lebrun ; accommoder *le Siége de Calais* et *la Mort de César* aux lieux communs qui transportaient d'enthousiasme les héros du Jeu de paume et les vainqueurs de la Bastille, telle fut la poétique de cet agitateur qui courtisa le peuple sous prétexte de l'éclairer, et le suivit en croyant le conduire. Une idée fixe domine son théâtre. Il voulut ameuter le parterre contre les rois et les prêtres. Supprimant, sans qu'on les regrette, les confidents et la mythologie, se réduisant à une action austère d'où l'amour était proscrit, mais acceptant le moule classique et toutes ses servitudes, il y fit entrer non la peinture des caractères, mais des dissertations, des tirades, des manifestes, des harangues, et des plaidoyers.

Tel avait été son *Charles IX*, long pamphlet où un apôtre de la tolérance faisait appel au fanatisme de la rue contre celui du palais. Il put en effet dire avec orgueil : « J'ai conçu avant la Révolution une pièce que la Révolution seule pouvait faire représenter. » Oui, il fallait que les tyrans d'alors fussent vraiment bien débonnaires pour permettre ce prologue, ou plutôt cette proclamation anticipée de leur chute

prochaine. Mais peut-être y eut-il moins de courage que ne le pensait Chénier dans le signal dont il s'applaudit. Car la monarchie était déjà blessée au cœur. Aussi fut-il prophète à coup sûr dans ces vers :

Ces tombeaux des vivants, ces bastilles affreuses
S'écrouleront un jour sous des mains généreuses.

Danton le comprit, lorsque assistant à cette soirée, comme au prélude de la bataille, il dit à haute voix : « Si *Figaro* a tué la noblesse, *Charles IX* tuera la royauté. » Camille Desmoulins ne fut pas moins clairvoyant; car il s'écriait en plein foyer : « Cette pièce avance plus nos affaires que les journées d'Octobre. » Et pourtant, combien toute cette lave nous semble aujourd'hui refroidie ! En dépit de certaines touches vigoureuses, et de quelques effets dus à la mise en scène, par exemple, le tocsin qui sonne au IV^e acte, la bénédiction des poignards, et l'explosion indignée du jeune roi de Navarre, qui de nous supporterait sans impatience tant d'interminables discours, et surtout ces anachronismes perpétuels qui personnifient Louis XVI dans Charles IX, M. Necker dans le chancelier de l'Hôpital, et La Fayette dans l'amiral Coligny ? Mais ces défauts mêmes furent des beautés éloquentes pour des haines qui guettaient l'occasion de s'exalter jusqu'à l'ivresse. Aussi le triomphe de Chénier fut-il une de ces dates qui allaient prendre rang dans les fastes de la Révolution.

Celui qui, la veille, débutait au bruit des sifflets, avec *Edgar et Azémire*, entra donc de prime-saut

dans la gloire. En lui, la République reconnut d'avance le Tyrtée dont les strophes devaient bientôt traduire *le Moniteur*, adresser des politesses banales à l'Être suprême, fêter la Raison par des rimes trop raisonnables, et célébrer de loin des victoires dont l'allégresse donna du moins au *Chant du départ* un faux air d'inspiration. Mais, en attendant l'heure du lyrisme officiel, *Henri VIII*, qui ne tarda pas à suivre *Charles IX*, continuait la guerre commencée, en livrant aux injures de la foule un tyran bêtement atroce, moitié bouffon et moitié Barbe-bleue, qui gesticule durant cinq actes, pour démontrer qu'il est ce qu'un mari ne saurait être sans encourir un peu de ridicule. Et pourtant, les intransigeants d'alors jugèrent mauvais qu'un des leurs se fût oublié jusqu'à rendre intéressantes les infortunes d'un personnage royal, d'Anne de Boulen, dont la figure sympathique rappelle vaguement certaines héroïnes de Racine. Aussi, pour obtenir son pardon, Chénier s'empressa-t-il de revenir aux déclamations sûres de plaire. Son drame de *Calas* n'eut pas seulement le tort d'envenimer des colères qui n'avaient plus aucun à-propos. Disciple servile de l'étiquette classique, ne s'avisa-t-il pas de l'imposer à un sujet contemporain, de faire parler à des bourgeois de Toulouse la langue solennelle d'Agamemnon, de prêter même à la servante de son héros des élégances renouvelées de Théramène, et le jargon prétentieux d'une métaphysique voisine de l'*Encyclopédie?*

Bien que nos sympathies soient peu cordiales

pour un poëte qui exploita les passions de la multitude au profit de sa vanité, ou se drapait dans sa toge de tribun, il est cependant juste de reconnaître que les crimes de 93 firent reculer d'horreur un jacobin jusque-là trop aveugle. Oui, en face de l'échafaud où son frère allait mourir noblement, il osa protester enfin contre les malfaiteurs dont il avait été si longtemps je ne dirai pas le complice, mais tout au moins la dupe. Sous la dictature de Robespierre, *Caius Gracchus* se permit en effet des vérités tardives, mais périlleuses, qui nous paraîtraient plus louables encore, si elles n'étaient point gâtées par la contagion du pathos révolutionnaire. Son *Fénelon* se recommande aussi par des sentiments d'humanité qui rachètent l'ennui d'une idylle trop béate, où la sentimentalité de Numa Pompilius se mêle à la philanthropie larmoyante de La Chaussée, aux fadeurs de Gessner, et à des sermons qui eussent fort surpris l'archevêque de Cambray. Quant à *Timoléon*, le meilleur éloge de cette pièce est la date de sa représentation. Destinée à braver la Terreur, elle ne put que la flétrir, après sa chute. Car elle dut attendre le 9 Thermidor pour faire applaudir impunément ces vers :

La tyrannie altière et de meurtres avide,
D'un masque révéré couvrant son front livide,
Usurpant sans pudeur le nom de Liberté,
Roule au sein de Corinthe un char ensanglanté.

Voilà des témoignages qui protégent Joseph Chénier contre des accusations offensantes pour sa mémoire. Aussi n'écouterons-nous pas les cruelles

iatribes qui portèrent cette épigraphe : « *Caïn, u'as-tu fait de ton frère?* » Non, un si odieux men- »nge n'a plus besoin d'être réfuté. Pour nous en »nvaincre, il suffira de lire l'*Épître sur la Calomnie.* 'ar l'accent d'une poignante douleur, elle persua- era les plus prévenus. Le jour où d'un cœur ulcéré 'échappèrent ces cris d'indignation, leur éloquence it une démonstration d'innocence ; et il n'est plus ermis de conserver un doute sur la sincérité des entiments qui dictèrent cette riposte :

Ceux que la France a vus ivres de tyrannie,
Ceux-là même, dans l'ombre armant la calomnie,
Me reprochent le sort d'un frère infortuné,
Qu'avec la calomnie ils ont assassiné !
L'injustice agrandit une âme noble et fière.
Ces reptiles hideux, sifflant dans la poussière,
En vain sèment le trouble entre son ombre et moi,
Scélérats, contre vous elle invoque la Loi.
Hélas ! pour arracher la victime aux supplices,
De mes pleurs chaque jour fatiguant vos complices,
J'ai courbé devant eux mon front humilié ;
Mais ils vous ressemblaient, ils étaient sans pitié !

Croyons donc à l'amitié des deux frères entre les- uels se dressa la Furie des guerres civiles. Après ut, le plus à plaindre n'est pas la pure victime dont mort fut aussi belle que ses chants. Car, sans nier s larmes de celui qui eut le malheur de survivre, vouons que, par la témérité de ses actes ou de ses aroles, il a pu donner prise, un instant, à d'in- istes soupçons. « Caractère atrabilaire et vindicatif, était, dit M^{me} de Staël, à la fois violent et sus- eptible de frayeur, plein de préjugés, quoique en-

ceux mêmes qui regrettent d'y rencontrer certains traits d'impiété surannée.

Mais, tout en affectant le stoïcisme, il n'était qu'un faux puritain. Aussi n'aurons-nous pas la simplicité de voir un martyr de la foi républicaine dans cet épicurien fastueux et dissolu qui, sous ses apparences de Spartiate, ne se fit point prier pour applaudir au 18 Brumaire, comme l'attestent des vers où il ne ménageait pas l'encens au Premier Consul. Il est vrai que bientôt il changea de ton, lorsqu'en 1802 il s'irrita d'être inscrit sur la liste des vingt membres éliminés du Tribunat. Ses goûts dispendieux ne furent peut-être pas, non plus, étrangers aux rancunes de cette disgrâce qu'adoucit bientôt, en 1803, le poste d'inspecteur général de l'Université. En effet, quand Fouché lui fit espérer un brevet de sénateur, le conventionnel de 93 se laissa tenter encore, et oublia facilement qu'il avait dit autrefois:

> De scandaleuses voix que hait la Liberté,
> Aux yeux républicains, chantent la Royauté.

Pour flatter un caprice du Souverain, il consentit même à terminer par la cérémonie d'un couronnement cette tragédie de *Cyrus*, où des allusions transparentes se tournèrent en hommages rendus à la fortune de César. Ajoutons que, pour obtenir le pardon d'une apostasie, le courtisan maladroit laissa traîner encore çà et là, dans quelques scènes, ses oripeaux de tribun. Mais ce fut peine perdue; car il ne réussit à satisfaire ni le maître, ni le public.

L'indifférence de l'un dédaigna des avances sans crédit, et que démentait un long passé. Quant à l'autre, il châtia cette palinodie par des murmures, et par une tempête de sifflets dont l'explosion retentit jusque dans la rue. Le brevet de sénateur resta donc en portefeuille, et Chénier finit comme il avait commencé, par une chute, mais bien cruelle, puisqu'elle atteignait la personne même.

Il le comprit, et ne songea plus qu'à réparer une faute humiliante. Aussi mécontent de lui-même que des autres, il refoula ses amères tristesses, et relut Tacite avec l'âpreté d'un cœur qui cherchait la revanche, sinon de son honneur, du moins de son amour-propre. Or, le sujet de *Tibère* lui parut un sûr instrument de vengeance; et, cette fois, ses rancunes le servirent bien. Car, sous une imitation d'ailleurs trop froide et trop savante, on retrouve cette mélancolie que donne aux âmes l'impatience de la servitude. Dans une facture rigide et nue, on aime à surprendre ici

> Ces tons maîtres de l'âme, et ces mots pénétrants
> Qui, jusque sous le dais, font pâlir les tyrans.

Ce fut donc son œuvre maîtresse, et pourtant elle n'est pas irréprochable; car il y a là plus de discours que d'action, et les personnages y sont trop souvent les confidents de l'auteur; une érudition indiscrète y parade avec complaisance, et la satire y fait digression. Mais l'ensemble n'en est pas moins un beau moulage exécuté d'après l'antique par un des meil-

leurs élèves de Voltaire. En somme, malgré certaines longueurs, cette peinture du despotisme reste assez digne de son modèle.

La preuve en fut la colère de l'Empereur. Il se fit lire la pièce, à Saint-Cloud, par Talma. Les trois premiers actes passèrent sans accident; Napoléon s'agitait même sur son fauteuil, en répétant à plaisir : « C'est beau, très-beau ! » Mais, quand vint, au quatrième acte, ce dialogue de Cneius et de Pompée, où tant de sombres allusions surgissent comme des Euménides vengeresses, tressaillant tout à coup, il se leva brusquement, et ne cessa plus de marcher à grands pas. Enfin, la lecture achevée : « Chénier est fou ! s'écria-t-il, en saisissant le bras de l'acteur. Non, cette pièce ne saurait être jouée ! Dites-lui bien cela. » Il n'y avait pas de recours contre un pareil arrêt, et l'auteur de *Cyrus* dut se résigner à perdre ses chances de réhabilitation.

Un autre eût courbé la tête, mais Chénier n'était pas homme à déserter sitôt la lutte; et, sans renoncer à l'espoir de ramener l'opinion, ses représailles se firent jour dans l'*Épître à Voltaire*, avec un talent dont la verve correcte et la précision élégante n'eurent jamais plus d'énergie. Sous l'entrain de cet opuscule philosophique frémit la fureur concentrée d'un ennemi,

> Qui conserve le droit de parler en secret,

et brave même ouvertement la foudre par cette provocation :

> Tacite en traits de flamme accuse nos Séjans,
> Et son nom prononcé fait pâlir les tyrans.

Une attaque aussi directe ne pouvait rester inaperçue ; et, malgré l'intervention de Daunou, Joseph Chénier fut brutalement destitué « *dans l'intérêt de la morale* ». C'était Fouché qui osait parler ainsi dans les considérants de l'arrêté ! Ce coup fut douloureux pour un prodigue qui se vit réduit à vendre sa magnifique bibliothèque. Mais il fit bonne contenance, et une épreuve dignement supportée lui valut du moins ce retour de faveur populaire qui est le bénéfice de la persécution. Les enchères furent poussées avec ardeur, et M. de Talleyrand, qui avait pourtant à venger des griefs personnels, acheta gracieusement, sans compter, toute la splendide édition de Voltaire que le poëte besoigneux venait de publier, pour parer aux premières nécessités d'une détresse imprévue.

Cette libéralité lui permit de tenir tête à la trombe qui, du reste, passa comme un éclair. Car l'Empereur, regrettant peut-être la brusquerie d'un premier mouvement, ne tarda pas à pourvoir le fonctionnaire déchu d'une sinécure devenue vacante aux Archives. Une pension annuelle de 8,000 francs, et une indemnité régulière de 6,000 francs, servies sur la cassette impériale, finirent par cicatriser définitivement la plaie d'argent. C'était là, disons-le, se montrer magnanime pour un adversaire qui, la veille encore, écrivait en toutes lettres ce vers outrageant :

Un Corse a des Français dévoré l'héritage.

Aussi la reconnaissance finit-elle par désarmer un irréconciliable. Il eut même le bon sens de com-

prendre qu'il était temps de faire oublier, ou pardonner les torts de son humeur ; et la pensée d'une fin prochaine vint en aide à cette métamorphose qui eût été plus méritoire, si elle avait paru tout à fait désintéressée.

Ses collègues de l'Académie furent les premiers à lui savoir gré de ce repentir. Car, lorsque Napoléon chargea l'Institut de rédiger un rapport sur les progrès accomplis, depuis la Révolution, dans les sciences et les lettres, ils en confièrent le soin à la plume que cet honneur semblait inviter à donner publiquement un gage de modération inattendue. Cette occasion ne fut point perdue, et bien en prit à un écrivain habitué jusqu'alors à ces controverses ardentes où la voix se fausse ; car sa prose y gagna ce qu'il ignorait auparavant, la mesure et la simplicité.

Devenue circonspecte, elle sut distribuer l'éloge avec courtoisie, même à des adversaires qu'étonna très-agréablement sa justice bienveillante. L'atticisme de Chénier fut donc une nouveauté pour ceux qui l'avaient vu si souvent transporter dans les débats littéraires l'acrimonie des querelles politiques. Ce qui, chez tout autre, ne serait qu'une qualité de l'esprit parut presque un acte de vertu chez un polémiste d'ordinaire si dénigrant, et si dénigré. Delille, Suard, Morellet et Michaud furent tout confus d'une impartialité dont ils ne lui avaient pas eux-mêmes offert le bon exemple. Tandis qu'il louait avec chaleur M^me^ de Staël proscrite, il eut aussi le bon

goût de signaler aux suffrages du jury l'œuvre de son plus implacable détracteur, *le Lycée* de La Harpe ; et il le fit en des termes si flatteurs que l'Académie, ratifiant les conclusions du rapport, ne voulut rien changer à la formule d'un jugement équitable. Chateaubriand seul lui porta malheur. Car, plus conservateur en littérature qu'en politique, Chénier ne nuisit qu'à lui-même par le pédantisme d'une diatribe qui accusait son manque de clairvoyance, et un esprit fermé à tout instinct de réforme poétique. Dans une révolution dont le sens lui échappait, il ne vit qu'une émeute. Or, en se refusant à faire généreux accueil à l'esprit nouveau, ce louangeur du vieux temps se condamna d'avance à subir bientôt la peine du talion.

Il ne se doutait guère, parmi ses entêtements d'école, de la distance qu'un avenir prochain allait établir entre les deux noms de Joseph et d'André. Aujourd'hui, passer de l'un à l'autre, n'est-ce pas aller de l'ombre à la lumière? Et cependant, il fut un jour où le favori de l'opinion était celui dont on ne parlerait plus guère, s'il n'avait pour patronage la gloire protectrice du doux poëte qui chanta *l'Aveugle*, et *le Jeune Malade*. L'erreur d'autrefois est donc réparée. Elle l'est si bien que cette réparation ne nous paraît pas exempte de quelque injustice. En effet, si le Jacobin a été légitimement renversé des tréteaux où se démena son personnage de théâtre, s'il convient de ne pas tirer de l'oubli le Classique enragé qui ne sut emprun-

ter à Voltaire que la déclamation, et à Lebrun que l'emphase, Joseph Chénier n'est pourtant pas mort tout entier avec les faux dieux qu'il a trop encensés; et l'on se plaît à relire encore bien des pages où

Il para la Raison du charme des beaux vers.

On a même tant abusé de la rêverie, du pittoresque, et de la couleur que ce style si ferme et si sobre a pour nous un prix singulier. Nous y retrouvons les plus saines traditions de notre langue, ravivées par une verve de bon aloi, dont la sincérité vaut parfois la verdeur gauloise de Boileau. Son élégie de la *Promenade*, ses discours sur *l'Erreur*, ou *l'Intérêt personnel*, l'*Épître à Voltaire*, et la plupart de ses satires sont réellement dignes de l'écrivain qui a dit:

Le goût n'est rien qu'un bon sens délicat,
Et le génie est la Raison sublime.

Il est vrai toutefois d'ajouter qu'à ses yeux la Raison fut un mot trop étroit; car il confondit avec elle bien des préjugés qui l'aveuglent, et il eut toutes les superstitions de ceux qui n'adoraient en elle qu'une ennemie de l'ordre politique ou religieux. En cela, il se crut philosophe, et ne le fut pas plus qu'il n'était poëte dans ses tragédies. Mais n'imitons pas son intolérance, en lui reprochant d'avoir, comme tant d'autres, trop abondé dans l'esprit de son siècle. Après tout, cet excès eut des excuses, et nous semble préférable aux révoltes de ceux qui, maudissant leur temps, s'en exilent avec colère. Plai-

gnons donc seulement un talent qui eut le tort de s'amoindrir par ses partis pris trop exclusifs. C'est une des causes qui expliquent le discrédit rapide de sa réputation [1].

Lorsque Chénier mourut, en 1811, à quarante-six ans, l'Empereur, par une sorte d'ironie qui ressemble à un calcul, voulut donner l'héritage de son fauteuil académique à l'auteur du *Génie du christianisme*. Le duc de Rovigo fut chargé de la négociation. M. de Chateaubriand se fit un peu prier ; car les libres penseurs étaient en majorité à l'Institut, et « *cette tanière de philosophes* l'effrayait ». Mais enfin, il se décida, envoya ses cartes, et l'élection eut lieu. Il ne restait plus qu'à prononcer le discours où le royaliste et le catholique devait faire l'éloge d'un républicain et d'un voltairien. Qu'advint-il de cette situation fausse? Écoutez ici les *Mémoires d'outre-tombe :*

1. Chénier a traduit avec exactitude deux chefs-d'œuvre de Sophocle, l'*Œdipe-roi*, et l'*Œdipe à Colone*. Dégagé du souci de l'invention, tout entier au soin de la facture, il réussit à reproduire l'aisance, la simplicité, le nombre et l'harmonie du modèle antique. Aussi son style se distingue-t-il ici par des mérites qui manquent souvent à ses productions originales. Malgré certaines faiblesses de détail, on pourrait dire que ces études, aujourd'hui trop ignorées, sont, à elles seules, préférables à tout son théâtre. Les chœurs eux-mêmes ont été rendus fidèlement, et avec une heureuse souplesse. Il serait à désirer que l'attention revînt à cet essai dont quelques parties rappellent l'industrieuse imitation d'André Chénier. Elles ont une fraîcheur de jeunesse, une fleur de nouveauté qui ne se rencontre point dans ses autres créations. C'est au moins une œuvre toute désintéressée, ce qui fut rare chez ce déclamateur entêté de politique, et habitué à ces anachronismes dont les mensonges passionnés altèrent l'histoire, aux dépens de l'art ou de la vérité.

« Le discours fut porté à Saint-Cloud par M. Daru, et Bonaparte déclara que, s'il eût été prononcé, il aurait fait fermer les portes de l'Institut, et m'eût jeté dans un cul de basse-fosse pour le reste de ma vie. M. Daru me rendit le manuscrit çà et là déchiré, marqué *ab irato* de parenthèses et de traces au crayon. L'ongle du lion était enfoncé partout, et je croyais le sentir dans mes flancs. M. Daru ne me cacha pas la colère de Napoléon; mais il me dit qu'en conservant la péroraison, sauf une douzaine de mots, et en changeant presque tout le reste, je serais reçu avec de grands applaudissements. On avait copié le discours au Château; quelques phrases y furent supprimées, d'autres interpolées; et, peu de temps après, il parut dans les provinces imprimé sous cette forme. » Si ce récit est fidèle, Joseph Chénier n'imagina jamais un plus beau sujet de satire.

CHAPITRE IV

Le patronage du Pouvoir fut aussi redoutable que ses colères. Henri IV banni de la scène; convenances diplomatiques; *le Roi de Cocagne*. — Essai d'un théâtre national et d'un art nouveau. M. RAYNOUARD. *Les Templiers*, 1805. Jugements de Geoffroy et de l'Empereur. Illusions d'un faux novateur. La bonne volonté de construire un Panthéon à la France. *Les États de Blois* (1810) sont supprimés par ordre. Retraite du poëte.

En voyant intervenir dans les questions littéraires l'omnipotence du caprice impérial, nous ne pouvons que compatir à la condition de ces écrivains auxquels le patronage du Pouvoir n'était pas moins à craindre que ses colères. Oui, ses caresses mêmes faillirent être parfois aussi périlleuses que ses violences. Le théâtre surtout fut alors semé d'écueils. Car l'histoire qui sera toujours sa plus féconde ressource dévie facilement vers la politique. Or les rôles empruntés soit à la monarchie, soit à la république, risquaient, même contre le gré des auteurs, d'offrir prétexte aux regrets ou aux espérances des partis, et, par ces émotions, d'inquiéter un maître qui se défiait des œuvres les plus inoffensives.

Un souverain de si fraîche date ne put en effet tolérer des sujets sous lesquels se soupçonnaient des arrière-pensées hostiles à la dynastie qu'il prétendait fonder. C'est ainsi qu'il dut bannir de la scène

le panache blanc du Béarnais, parce qu'il était un signe de ralliement pour certain groupe de mécontents qui, après avoir contribué à faire l'Empire contre la République, rêvaient une Restauration, sauf à la renverser ensuite par une coalition libérale et bonapartiste. Des scrupules de haute bienséance ne permirent pas non plus que des personnes royales fussent compromises en des aventures tragiques et comiques dont l'impression eût été pénible pour le patriotisme d'une nation, ou offensante pour la majesté des couronnes. Un jour, par exemple, Napoléon interdit un drame qui représentait le règne de Charles VI. Une autre fois, il fit remanier une pièce dans laquelle François I^er^ ne figurait point à son avantage. En 1810, au moment où Georges III venait de tomber en démence, on défendit encore la reprise d'une comédie dont le héros, le *Roi de Cocagne*, passait pour fou. Bien d'autres faits analogues prouvent combien le tact, la prudence ou l'adresse durent être alors nécessaires aux poëtes qui cherchaient fortune en dehors de Rome ou d'Athènes.

Cependant, la force des choses les invita de plus en plus à déserter un sol épuisé. Ce qui n'avait été d'abord qu'un instinct de l'ennui devenait déjà le conseil réfléchi de la critique. En 1804, un article du *Mercure* ne disait-il pas : « Est-ce qu'on n'a point vu chez nous, comme chez les Grecs, des familles royales dévouées aux Furies offrir aux contemporains muets de terreur des morts suspectes, et des successions ensanglantées ? Que manque-t-il donc à nos

héros tragiques? Les noms de Frédégonde, de Clotaire, de Mérovée, de Clovis et de Clodomir ne sont-ils pas aussi beaux que ceux d'Étéocle, de Polynice, d'Atrée, et de Thyeste? Les règnes de Chilpéric et de Brunehaut ne valent-ils pas ceux d'Agamemnon et de Clytemnestre?» Cet appel fut entendu. Sans énumérer toutes les tentatives qui le démontrent, nous en distinguerons une qui fit événement, à savoir la tragédie des *Templiers* qui parut, le 14 mai 1805, au milieu d'un enthousiasme égal à celui qui, en 1797, avait accueilli le dernier triomphe de l'école classique, l'*Agamemnon* de Lemercier.

Si le public s'abusait en saluant dans cette œuvre aujourd'hui démodée l'inauguration d'un art nouveau, le vainqueur de cette soirée mémorable, M. Raynouard, avait du moins eu le mérite de l'à-propos. Dans un temps où l'on commençait à être las des redites mythologiques, il eut en effet l'habileté d'aborder résolûment l'histoire nationale, et rompit ainsi cette espèce de maléfice qui, depuis tant d'années, semblait condamner la poésie dramatique à n'être que le plus fastidieux de tous les genres. Ce n'était pourtant là que le brillant début d'un homme d'esprit devenu poëte par la volonté plus que par entraînement, moins propre à l'invention qu'à l'érudition, élevé dans les idées du dix-huitième siècle, et fidèle aux doctrines de l'âge strictement classique. Aussi les esprits éclairés ne s'y trompèrent-ils pas; et, dans un feuilleton où bien des réserves atténuaient l'éloge, Geoffroy se trouva d'accord avec un

l'Empereur chercha vainement aussi dans ce tableau d'histoire le prince impérieux, violent, et implacable, qui, indifférent au mal comme au bien, faisait tour à tour l'un et l'autre, par intérêt, sans le moindre scrupule, et alliait aux intrigues d'une politique froidement égoïste les calculs de la cupidité, les élans de l'audace, ou les éclats de la passion. Il ne le reconnut point dans les hésitations clémentes de « ce personnage qui tremble devant un inquisiteur, et semble ne demander aux Templiers que pour la forme un acte de soumission, ou de respect ». Ces défaillances ne pouvaient plaire à celui qui entendait si militairement les rapports du Pouvoir spirituel et temporel. Il ajoutait d'ailleurs que les héros de tragédie ne doivent pas être « tout à fait coupables, ou tout à fait innocents », mais offrir des contradictions et des faiblesses qui les rapprochent de nous. Or, cette observation était juste. Car il est certain que le Grand-Maître nous eût émus davantage, si, moins idéal et plus humain, il s'abandonnait un instant à ces troubles qui se concilient avec les résolutions courageuses. Quant au jeune Marigny, qui a le tort d'être amoureux sans que l'on sache l'objet de son amour, l'inutilité de ce rôle n'est pas suffisamment rachetée par l'hémistiche tant applaudi dans ces vers :

> Tous marchent à la mort d'un pas ferme et tranquille;
> On les égorge tous. *Sire, ils étaient trois mille.*

On peut encore regretter que le style soit trop lâche, qu'il manque de nouveauté, qu'il abonde en

formes vagues, communes, abstraites ou déclamatoires, et qu'il n'ait pas retenu le vif accent de nos vieilles chroniques. Mais, en dépit de ces notes fausses ou indécises, on se sent touché par le spectacle de ces victimes innocentes qui subissent le sacrifice suprême avec la sérénité du martyre. On ne saurait non plus contester l'effet pathétique de quelques beaux vers dont l'accent rivalise, comme un écho lointain, avec le sublime de Corneille. Dans les dernières scènes s'élève du moins un cri d'éloquente protestation qui va droit au cœur, et le récit grandiose du supplice se termine par un trait qui s'impose au souvenir de la postérité. *Les chants avaient cessé :* voilà un de ces mots admirablement simples et expressifs qui assurent le gain d'une bataille. Aussi convient-il de ne point décrier à distance un légitime succès, que rendit très-vif le contraste de l'indigence universelle où languissaient alors les imaginations.

Mais Raynouard se fit illusion lorsque, se croyant en possession d'un genre, il en essaya bientôt la théorie. Dans son discours de réception à l'Académie française, où il entra le 24 novembre 1807, considérant l'action exercée par la tragédie sur l'esprit d'un peuple, ne proclama-t-il pas avec une certaine emphase qu'elle devrait s'associer parmi nous à tous les sentiments qui peuvent agiter le cœur d'un citoyen? Il aurait donc voulu transformer « le temple de Melpomène » en un Panthéon national ouvert à toutes nos gloires, et il se flattait secrètement d'en

être l'architecte. En approuvant ces vues générales, nous ne serons pas de son avis sur ce dernier point. Tout au plus posa-t-il la première pierre. Quant à la seconde, c'est une autre question ; et, lorsque Raynouard y mit la main, il prouva seulement combien les exemples sont plus malaisés que les préceptes.

Impatiemment attendus, *les États de Blois*, qui virent le jour en 1810, ne furent en effet qu'une galerie de portraits, sous apparence d'action dialoguée. Si l'historien s'y retrouve dans l'exactitude des détails, son inexpérience de la scène est flagrante ; et ce défaut s'aggrave d'une diffusion dont le prosaïsme n'est relevé par aucune saillie. La renommée du poëte n'eut donc pas à souffrir de l'interdiction que prononça l'Empereur, après avoir fait jouer la pièce sur son théâtre de Saint-Cloud. Dans cet épisode de la Ligue il avait vu de sérieux inconvénients. « Les éloges prodigués aux Bourbons sont les moindres, dit le *Mémorial;* les diatribes contre les révolutionnaires sont bien pires. Si j'autorisais cette tragédie, on pourrait m'apprendre le lendemain que cinquante personnes se sont égorgées dans le parterre. De plus, l'auteur a fait d'Henri IV un vrai Philinte, et du duc de Guise un Figaro : ce qui est par trop choquant. Car le duc de Guise était un des plus grands personnages de son temps, avec des talents supérieurs auxquels il ne manqua que d'oser pour commencer dès lors la quatrième dynastie. D'ailleurs, c'est un parent de l'Impératrice, un prince de la maison d'Autriche, avec qui nous sommes en amitié, et

dont l'ambassadeur était présent, ce soir, à la représentation. » Au fond, ces griefs plus ou moins sincères, où l'accessoire cachait à dessein le principal, ne recouvraient qu'une raison, la crainte de cette cabale royaliste qui avait adopté d'avance un sujet sympathique à ses vœux et à ses aversions.

Du reste, Raynouard prit son parti d'un mécompte qui n'altéra pas sa belle humeur, et lui rendit plus chères les études de philologie pour lesquelles il était éminemment doué. Il se résigna donc sans peine à patienter, et attendit avec sa philosophie ordinaire une heure plus favorable à des espérances que partageaient les admirateurs de ses *Templiers*. En 1814, il pensa tenir enfin l'occasion désirée ; mais la froideur de l'accueil fait à un revenant qui n'était plus jeune l'avertit qu'il se trompait encore ; et, comme il avait autant de finesse que de sens pratique, il se garda bien d'insister davantage. Il rentra donc prudemment « sous la remise », suivant son expression, et revint, pour ne plus le quitter, à son dialecte provençal qu'il entendait mieux que la langue tragique.

CHAPITRE V.

Népomucène Lemercier. — I. L'Initiateur inconscient et incompris. Débuts d'un petit prodige. *Méléagre, Clarisse Harlowe, le Lévite d'Éphraïm. Le Tartufe révolutionnaire.* — Le triomphe d'*Agamemnon,* 1797. Les Atrides et la Terreur. *Pinto* et *le Barbier de Séville,* 1800. Ombrages politiques. *L'Ostracisme,* et *la Journée des Dupes.* Aventures d'un éclaireur qui se risque à la découverte. — Les épopées d'*Homère* et d'*Alexandre.* — La tragédie de *Charlemagne.* Ami du général Bonaparte, Lemercier se refuse aux avances du Premier Consul. Conditions périlleuses d'un novateur entre deux despotes, la Routine et l'Empereur. — Le drame de *Christophe Colomb,* 1809. — Son chef-d'œuvre comique, *Plaute.* Attitude de victime. — Les lubies d'une humeur fantasque. — II. *Les Quatre métamorphoses, les Trois fanatiques, la Mérovéide, les Ages français, l'Atlantiade*; la mythologie scientifique. *La Panhypocrisiade,* pandémonium du XVIe siècle. Confusion des genres. — *Cours analytique de littérature;* contradictions du critique et du poëte. Isolement, et oubli.

I

Bien que défectueuse, la conception des *Templiers* n'en est pas moins une date qui aura plus d'importance encore si nous la rattachons au souvenir d'un autre nom, de Népomucène Lemercier, esprit versatile, fantasque, irrégulier, disputé par mille tendances contraires, grand admirateur de Voltaire et de Dante, recherchant le neuf sans trouver le beau, moins capable de volonté patiente que de velléités capricieuses, prompt à naviguer sans lest et sans boussole sur toutes les mers, au risque de maint

naufrage; mais pourtant doué de facultés rares qui eussent fait merveille, si, partagé entre des instincts hardis et les énervantes timidités du goût contemporain, il n'avait pas manqué de cet équilibre sans lequel toute destinée est incomplète. Malgré les lacunes d'une intelligence aussi féconde à imaginer qu'impuissante à exécuter, il y eut donc des traits fort expressifs dans la physionomie de cet écrivain diffus, mais ardent, qui retrouva la tragédie grecque avec *Agamemnon*, la comédie latine avec *Plaute,* et soupçonna, dans *Pinto*, l'existence d'un monde dramatique dont il nous aurait ouvert les voies, s'il avait eu plus de suite dans ses desseins, ou plus de sûreté dans sa facture.

Né à Paris, le 21 avril 1771, filleul de la princesse de Lamballe, réputé prodige dès son enfance, il n'avait que seize ans lorsque le patronage de la reine Marie-Antoinette valut à sa *Méléagre* la faveur d'être jouée à la Comédie-Française. La Révolution vint brusquement interrompre les succès d'un Chérubin qui faisait déjà les délices de la cour et de la ville. Mais, jusque dans le voisinage des jours sinistres, quand la tragédie cessa d'être au théâtre, il fut encore assez heureux pour imposer à l'attention publique le drame sentimental de *Clarisse Harlowe*, qui attendrit les plus impitoyables. Son *Lévite d'Éphraïm* affronta même la Terreur; ou plutôt, ce sujet ne pouvant paraître sans l'aveu de Robespierre, l'auteur ne voulut point s'abaisser à une démarche qui lui coûtait, et se réserva pour des temps meilleurs.

Après le 9 Thermidor, il se dédommagea d'un silence forcé par une explosion de gaieté satirique, *le Tartufe révolutionnaire*, bouffonnerie audacieuse que le Directoire ne tarda pas à interdire, peut-être parce qu'il s'y était reconnu.

Tels furent les préludes d'un talent qui ressentit le contre-coup d'une commotion sociale. Sa clairvoyante sagacité comprit en effet que la sécheresse d'un art réfractaire à tout changement ne pourrait plus suffire à cette nation qui, au lendemain de sa délivrance, applaudissait le vainqueur d'Arcole et des Pyramides. Pourtant, des entraves respectées le retenaient encore; car son premier pas dans la carrière fut une tragédie grecque. Acclamé par l'enthousiasme populaire, le 27 avril 1797, et couronné plus tard par l'Institut, son *Agamemnon* donnait du moins un démenti glorieux à la spirituelle malédiction lancée par Berchoux contre la race des Atrides. C'est qu'Eschyle avait fait passer dans l'âme d'un interprète ému comme un souffle de son génie, je veux dire une majesté singulière, je ne sais quoi de grandiose et de sombre. Oui, sous des langueurs de diction, nous sentons ici la puissance d'une séve généreuse. Or, cette verve intérieure, qui triomphait de la poétique des Saurin et des Marmontel, ne s'explique pas seulement par une inspiration directe, et puisée aux sources vives de l'antiquité; elle se souvient aussi des visions sanglantes qui avaient laissé leur trace ineffaçable dans le cœur d'un poëte. Représentée à deux pas de l'échafaud, devant les témoins

d'un régicide, la légende d'Argos retrouva donc comme un air de jeunesse dans la mélancolie, la pitié, l'épouvante ou l'horreur des attentats récents.

Mais Lemercier ne tiendra guère les promesses de cette héroïque journée. Bien que, possédé d'une fougue vaillante, il ne cessât pas de se lancer en conquérant dans toutes les directions, il y eut toujours plus de témérité que de bonheur en ses hautes visées, qui provoquèrent cette épigramme de Lebrun :

> Lemercier est-il bien l'auteur d'*Agamemnon?*
> *Le Prude* répond non ; *Ophis*, non ; *Pinto*, non.

Après avoir honoré d'une dernière et digne offrande l'autel de la Muse tragique, il le déserta pour encenser d'autres dieux. Parmi les entreprises dont la fécondité ne fut qu'apparente, parce que leur caprice était déréglé, bornons-nous à signaler *Pinto*, drame comique dans lequel est mise en scène la conspiration qui assura le trône au duc de Bragance.

Improvisée en vingt-deux jours, l'esquisse de cette amusante intrigue semble tracée par la plume de Beaumarchais. Nous y aimons la franchise d'une plume incisive, le tour alerte du dialogue, la finesse d'un observateur malicieux, et la dextérité d'une main adroite à embrouiller ou débrouiller l'imbroglio des incidents. Entre Pinto et Figaro, le duc de Bragance et Almaviva, Vasconcellos et Bartholo, il y a certains airs de famille. Léger et brillant, le style est, aussi lui, comme un feu d'ar-

tifice dont les fusées se croisent, étincellent, éclatent, et éblouissent les yeux. Mais, si cet entrain nous fait penser au *Barbier de Séville*, l'analogie ne dégénère point en pastiche ; et c'est bien une création personnelle que ce vivant croquis d'une révolution durable accomplie, en quelques heures, par le courage et le sang-froid d'un personnage assez habile pour délivrer un peuple de ses oppresseurs, et faire d'une province une nation. L'ambition de la duchesse de Bragance, si digne du trône que lui doit son époux, l'indolence d'un prince qui devient roi sans le savoir et sans le vouloir, l'optimisme benêt et fanfaron de l'archevêque de Brague, les manéges d'un génie inventif qui va gaiement au péril comme à une fête : voilà des motifs qui se prêtaient aux plus piquants contrastes. Or, Lemercier réussit à mêler ingénieusement le plaisant au sérieux dans une pièce qui serait allée loin si le Premier Consul, conspirateur émérite, n'avait jugé prudent d'étouffer les allusions suscitées par cette ironique peinture d'une usurpation. Impatient de se couronner lui-même, il ne pouvait être sympathique aux scrupules de ce Duc pusillanime qu'il faut introniser malgré lui. Aussi, pour mener les choses en douceur et sans bruit, s'empressa-t-il d'accorder des congés à la plupart des principaux acteurs. Grâce à cette dispersion de la troupe, l'œuvre dut bientôt rentrer dans l'ombre, sans avoir l'air d'y être poussée de force.

Du reste, Lemercier ne perdit point courage ; et,

quelques mois après ce déboire, *l'Ostracisme*, comme *la Journée des Dupes*, nous montre encore l'éclaireur qui court de l'avant, mais à l'étourdie, et sans avoir cette confiance intrépide qui, chez un chef d'école, est un signe d'élection, une grâce d'état. Outre qu'il ne crut point assez en lui-même pour entraîner des fidèles, l'autorité lui fit défaut, parce qu'un coin de manie gâtait ses meilleures intentions; il rappelle ces inventeurs qui, faute d'avoir le sens du possible, se ruinent en découvertes excentriques. Il n'avait pas non plus cette force qui tient à la constance d'une idée fixe. Trop prime-sautier pour se vouer à un genre spécial, il aima mieux voltiger de droite à gauche ; et cette ubiquité ne lui permit jamais le recueillement indispensable à l'artiste.

C'est ainsi que deux récits épiques, un *Homère* et un *Alexandre*, firent diversion aux échecs qu'il voulait réparer. En même temps, il consacrait une tragédie à *Charlemagne*. Or, Bonaparte, qui en eut la primeur, y vit une occasion d'interroger l'opinion, aux approches de l'heure décisive où il s'apprêtait à revêtir la pourpre impériale. Aussi laissa-t-il entendre qu'il y avait lieu d'introduire dans le dénoûment de la pièce une députation pontificale, venant offrir au vainqueur des Saxons et au champion du Saint-Siége le titre d'Empereur d'Occident. Mais un caractère indépendant et fier ne pouvait se plier à une telle flatterie. Lemercier fit donc la sourde oreille, et ce fut sagesse autant que dignité; car on sait quel accueil reçut le *Cyrus* de Joseph Chénier,

qui, malgré ses engagements passés, se chargea de rendre un service équivoque.

Ce trait honore la personne, et vaut mieux, à lui seul, que toute la tragédie. Si le poëte n'eut pas toujours une tenue assez correcte, il n'en fut point ainsi du républicain modéré qui ne pardonna jamais au général Bonaparte d'avoir préféré la gloire de César à celle de Washington. Il oublia même trop, ce me semble, l'hospitalité familière de la Malmaison où on le traitait si gracieusement; et la convenance n'exigeait peut-être pas qu'il s'aigrît jusqu'à la plus âpre amertume. Si un grain de mauvaise humeur était légitime chez un homme de cœur qui, perdant un ami, refusa de se donner un maître, n'a-t-il pas excédé la mesure en renvoyant sa croix de la Légion d'honneur, le jour où le Premier Consul s'appela Napoléon Ier?

Ajoutons, pour être justes, que la politique ne fut pas seule responsable de ses disgrâces littéraires. Car il ne faut point oublier que le rôle de novateur est souvent dangereux; or, le despotisme de la routine pourrait bien avoir été plus hostile à un insoumis que celui du Souverain qui n'eût pas marchandé sa bienveillance à des pièces dignes d'éloge. « Quand donc nous donnerez-vous quelque chose? » lui dit un jour l'Empereur qui était son collègue à l'Institut. — « Bientôt, Sire; j'attends », répondit Lemercier. Riposter à de sincères avances par cette spirituelle impertinence, était-ce équitable? J'en doute, et j'incline à croire que, de bonne foi

d'ailleurs, un auteur malheureux aimait à se tromper lui-même en imputant au Pouvoir quelques-unes de ses mésaventures.

Ce qui le prouve, c'est, par exemple, la chute de son *Christophe Colomb*, joué en 1809. S'il n'obtint point alors des suffrages mérités, le tort n'en fut-il pas aux classiques dont l'orthodoxie s'indigna de voir un hérétique braver l'unité de lieu, et mettre en scène l'intérieur d'un vaisseau? Un orage éclata, quand on entendit ces vers :

> Je réponds qu'une fois saisi par ces coquins,
> On t'enverra bientôt au pays des requins.

Dans la bagarre qui suivit, il y eut un mort, et plusieurs blessés. Pour faire représenter la pièce, il fallut la protéger par des baïonnettes.

Nul mauvais vouloir n'intervint non plus contre le vif succès de *Plaute*, dont Lemercier disait : « Le sujet de Molière, c'est un avare qui perd un trésor; mon sujet à moi, c'est Plaute qui trouve un avare. » La faveur éclata dès ce joli prologue où Thalie défend Molière contre Mercure, qui lui en veut de l'avoir traité en Scapin. Dans une intrigue un peu trop légère, mais attachante, on fêta franchement des caractères touchés avec finesse, un dialogue pétillant et naïf, l'à-propos des réparties, et le naturel d'un style aussi limpide qu'allègre. Cette imitation de l'antique fit donc son chemin sans le moindre obstacle.

Par conséquent, ne disons pas trop haut que l'Empire coupa les ailes à Népomucène. La vérité serait plutôt qu'il fut un de ces ombrageux auxquels ne dé-

platt nullement l'attitude de victime, ou de récalcitrant. Royaliste en 89, réactionnaire en 93, il s'aperçut, en 1804, qu'il était libéral, et, sous la Restauration, se persuada tout à coup qu'il regrettait l'Empire. Ce travers nous explique pourquoi il envoyait ses pièces à la censure comme un général lance ses soldats à l'assaut. Il eut ainsi plus de cinq grands drames tués sous lui, et il se parait de ces blessures comme d'une décoration reçue au champ d'honneur. Or, cette habitude de contrarier ou de taquiner tantôt le pouvoir, tantôt le public, finit par devenir un de ces plis qui ne s'effacent plus.

II

Après avoir nargué « le tyran », qu'il ne cessa pas d'aimer à son insu, malgré ses airs boudeurs, il finit par se moquer du sens commun en des poëmes qui firent scandale. Telles étaient déjà ses *Quatre Métamorphoses*, dont la licence avait effarouché même le Directoire, tant la Vénus qui inspira cette fantaisie malsaine ressemblait peu à celle qui préside au chœur des Muses décentes ! Tels furent encore ses *Trois Fanatiques*, lubie philosophique, aujourd'hui presque introuvable, et qui n'a de valeur que pour des bibliophiles. Que dire de sa *Mérovéide*, où, profanant la légende de sainte Geneviève, comme Voltaire l'histoire de Jeanne d'Arc, il blesse toutes nos

délicatesses par une impiété qui n'a pas même le sourire de l'esprit? Jugez-en par ce sermon qu'il prête à la mère d'Attila, voulant convertir son fils au matérialisme :

Moroeéphale alors rassure
Son fils qu'elle enhardit au mal :
« Tu vois qu'il n'est dans la nature
Que feu, vent, eau, terre et métal.
Tout est matière qui s'attire,
Et qui se repousse au hasard;
Et tout ce qui meurt est la part
D'un nouvel être qui respire.

Les animaux organisés,
Se rendant à la masse inerte,
Renaissent métamorphosés,
Se transforment sans nulle perte.
Des corps qu'elle vient enflammer
La vie est à peine chassée,
Qu'aux plantes, aux vers dispersée
Elle sert à les ranimer.

Ne crains pas qu'aucun Dieu te damne :
Sois, si tu veux, sans nul remords,
Méchant, fourbe, impie ou profane;
Les morts sont en paix, et bien morts.
Les mânes n'ont leurs domiciles
Que dans les cerveaux vaporeux.
Toi, politique songe-creux,
Laisse un tel rêve aux imbéciles.

On le voit, le fond et la forme se valent dans cette indigeste rapsodie, comme aussi dans les quinze chants du manuel historique intitulé par sa fantaisie *les Ages français*.

Mais ne faisons pas l'inventaire d'un portefeuille

i encombré. Remarquons seulement dans *l'Atlantiade* le projet bizarre de substituer à la mythologie grecque un merveilleux emprunté à la physique moderne. Travaillé dès sa jeunesse par l'ambition de marcher sur les traces de Lucrèce, et engagé de plus en plus dans ce dessein par l'amitié qui l'unissait à Laplace, au baron Thénard et à Dupuytren, Lemercier voulut être l'Hésiode d'une théogonie newtonienne. Il imagina donc tout un nouvel Olympe où *Psycholie*, *Barythie* et *Proballène* personnifient l'âme du monde, l'attraction et la force centrifuge. Filles de *Nomagène*, Déesse de l'équilibre, ces deux dernières divinités ont pour frère le demi-dieu *Curgyre*, qui préside à la course elliptique des astres. Dans leur cortége figurent encore *Syngénie, Lampélie* et *Pyrophore*, qui représentent les affinités électives, la lumière et le calorique; *Phoné*, le Dieu du son, père des échos ailés; la nymphe *Électrone*, son époux *Pyrotone*, *Sider* ou le fer, marié à *Magnégyne*, l'aimant, *Ménie* la lune, *Hélion* le soleil, *Sulphydre* ou l'hydrogène, et le vieux *Métrogé*, dans lequel s'incarne le Génie de la géométrie. Voilà les fantômes allégoriques auxquels s'amusait un paganisme extravagant, dans le voisinage de Chateaubriand et de Lamartine. C'était s'exposer tout au moins au ridicule d'être incompris, ce qui fut regrettable; car certain levain poétique fermente encore dans ce chaos. Des éclairs sillonnent la nébuleuse.

Ce n'était, du reste, que la préface d'une autre

méprise encore plus étrange, *la Panhyp* monstre à trois têtes, Chimère qui chante, ri mélange de délire et de talent, colossal l s'entre choquent des éléments étonnés de s trer, mais qui auraient pu s'organiser en tion remarquable, si la raison et le goût r comme submergés sous la marée monta verve tantôt magnifique, tantôt folle ou Telle page ne serait pas indigne d'Ari ou de Lucien; mais telle autre n'est pl parodie de Chapelain. L'absurde y heurte le si bien qu'il y aurait là de quoi sauver u l'oubli, ou le discréditer à tout jamais. En cette incohérence et de ces écarts, on ne sa dédaigner sans réserve ce pandémonium les splendeurs et tous les crimes d'un âge se déroulent en des épisodes qui parfoi soit les *Tragiques* d'Agrippa d'Aubigné, sc tagruélisme de Rabelais.

Ne pouvant analyser un pêle-mêle où l'a raît que pour disparaître, indiquons pourta sée qui préside à ces jeux dont la fantaisie bonde met en scène les éléments et les des passions et des abstractions, la Mort, l l'Espace, la Conscience, le Courage, la Pe ciens et les modernes, Tibère et saint Ber tila et Copernic, Soliman et Christophe Col mis et saint Augustin, La Trémouille et Sa mot, le ciel, la terre et l'enfer tourbillonna d'un héros moitié renard et moitié lion, qui s

dont la république vient d'être bouleversée par le pied d'un cheval :

. . . . Ce colosse superbe
N'est qu'un cheval mortel qui broute, et qui paît l'herbe.
Aveugles l'un pour l'autre, et d'instincts séparés,
Vous existez ensemble, et vous vous ignorez.
Il échappe à tes yeux par sa grandeur extrême,
Ta petitesse aux siens te dérobe de même.
Ainsi, tant d'animaux, diversement produits,
Sont au gré du hasard l'un par l'autre détruits.
Tour à tour l'un de l'autre utile nourriture,
A tous également je les livre en pâture,
Et les cède sans choix à l'aveugle appétit.
L'aigle est en proie aux vers, et le fort au petit.
Te souvient-il d'un monstre à tes yeux si terrible,
Au long dos écaillé d'émeraudes flexibles,
Le lézard, dont la gueule effrayait vos cités?
Un serpent en dîna dans ses trous écartés.
Ce pivert, qui dardait une langue affilée
Sur votre colonie à sa faim immolée,
Fut mangé d'un vautour; et son sanglant vainqueur
Fut pris d'un épervier qui lui rongea le cœur.

Non, Joseph de Maistre ne désavouerait pas ce motif. En l'agrandissant, on peut y entrevoir, avec la philosophie désolée de Lucrèce, l'impression de ces guerres européennes qui semblaient livrer le monde à la merci du hasard et de la violence.

Lamartine aussi retrouverait, à l'état d'ébauche, un de ses élans d'éloquence dans le Chant du Soleil inondant de sa sereine lumière les morts de Pavie, et s'écriant alors :

Fixe et tranquille au sein de tout mon univers,
Je répands mon éclat sur les mondes divers;
Et j'aime à contempler la constante harmonie
Des sphères traversant l'étendue infinie!

Il est encore plus d'une heureuse rencontre dans ce monologue où la ville de Paris, ensanglantée par l'émeute, déplore ainsi les révolutions dont elle est la victime :

Comme on me traite, hélas ! Que n'ai-je pas à craindre ?
Si je me plains sans cesse, ai-je tort de me plaindre ?
Quand je cède à mes rois, je me sens ruiner;
Quand je sors de leurs mains, sais-je à qui me donner ?
Ceux que j'appelle à moi sont espions ou traîtres,
Ou se font mes flatteurs pour s'ériger en maîtres.
L'hydre que je nourris, épouvante de tous,
S'apprivoise au Pouvoir qui caresse ses goûts.
On la soûle de vin, de lard et de saucisses,
On l'attire béante à des feux d'artifices ;
Je prévois leurs complots, et n'y peux échapper;
Je passe ainsi pour folle, ou facile à duper.
Voilà donc mes chagrins dont j'affecte de rire,
Ce qui soulève en moi mon levain de satire,
Et pourquoi je chansonne en de malins couplets
Mes bourreaux décorés, et leurs altiers valets.

Ces fragments, et d'autres perdus dans le médiocre ou l'absurde, sont les premiers symptômes de cette indiscipline qui renversera plus tard toutes les barrières élevées entre des genres jusqu'alors incompatibles. Les sourds murmures d'une révolte grondent en effet dans

Ce dialogue en vers, qui, plaisant et tragique,
Descend à la satire, et s'élève à l'épique ;
Où chacun des acteurs, en ses mœurs et son rang,
A son propre langage, et son ton différent ;
Un style qui descend du tour noble au vulgaire,
Evitant mieux l'ennui qu'en un mode ordinaire.

Les témérités d'*Ahasvérus*, et de *la Légende des*

siècles, ont été dépassées d'avance par ce poëme où, non contente d'évoquer les allégories de la Nature, de la Loi, de l'Église et de l'Anarchie, une imagination scolastique comme le *Roman de la Rose* prête la parole à l'Ivresse, à la Louange, à la Frayeur, à la Honte, et va même jusqu'à faire converser la Métempsycose et la Méditerranée, sans compter les requins, les phoques et les baleines. N'allez pourtant pas regarder Lemercier comme un provocateur, et un révolté ; car c'est presque à son insu qu'il s'émancipe, et ses timidités égalent ses audaces.

On le vit bien lorsque, plus tard, dans son *Cours analytique de littérature*, il se déclara si résolûment l'adversaire d'une école encouragée par ses bons et ses mauvais exemples. Au lieu d'avouer pour héritiers ceux qui lui faisaient l'honneur de le considérer comme leur devancier, ne devint-il pas subitement hostile à des entreprises qu'il réprouva? On lui disait un jour que les nouveaux venus étaient ses enfants : « Oui, répliqua-t-il malicieusement, mais des enfants trouvés. » Il déclina donc cette paternité fortuite, et s'obstina même à refuser sa voix à M. Victor Hugo, sans se douter qu'il lui laisserait son fauteuil à l'Académie française. Voilà comment finit celui qui, sous l'Empire, avait subi les excommunications des Grands Prêtres classiques !

Mais ces brusques soubresauts trahissent un des travers de son humeur. Il prétendit toujours être seul de son avis. Aussi se tourna-t-il contre ses sentiments de la veille, dès qu'ils cessèrent d'être son

monopole, et son privilége. Malgré la ferveur d'un zèle soudain pour « les saines et austères doctrines », qu'il foula si souvent aux pieds, il n'en avait pas moins écrit, avant la *Préface de Cromwell :* « On répète, par routine, que la langue est fixée ; or, loin d'applaudir à cet axiome banal, j'affirmerais non-seulement que chaque écrivain se distinguera toujours par un style particulier, mais que chaque genre comporte le sien, dont le secret est la mobilité des sentiments et de l'imagination. » On ne saurait mieux dire, et toute une révolution désirable est ici renfermée comme en son germe.

Tant que sa plume obéit à ce principe, ses écrits tranchèrent sur le fond terne de la littérature régnante. Mais, alors même, une forme rude, inégale et barbare ne soutenait point l'essor d'un inventeur dont la faconde souvent déclamatoire est bien contemporaine de cette génération qu'animèrent les fiévreuses ardeurs de Danton et de Camille Desmoulins. Chez lui, tout ne fut-il pas improvisation et hasard? N'obéissant qu'à des boutades, sa turbulente facilité se prodigua, sans choix ni mesure, en des expériences contradictoires qui déroutent l'observateur. Comment fixer un jugement sur ce poëte qui, tour à tour, renia les classiques, après s'être signalé par la dernière de nos grandes tragédies, et les romantiques, lorsque leurs victoires eurent, à ses yeux, le tort impardonnable de faire concurrence à sa *Frédégonde*, à son *Charles VI*, à son *Louis IX*, à son *Charlemagne*, à son *Richard III*,

en un mot, à tous ces héros qui avaient souhaité de si bon cœur la chute de l'Empire, pour s'élancer enfin librement sur la scène? Ils durent en vouloir à une École qui venait tout à coup accaparer, à leurs dépens, l'attention du public. Au lieu de montrer leur dépit, ils auraient dû se dire plutôt que ces années d'attente avaient vieilli la plupart d'entre eux. Mais, s'ils ne s'en aperçurent pas, on ne le vit que trop clairement autour d'eux, jusqu'au jour où la mort de Talma ruina les dernières espérances d'un poëte qui, moins que tout autre, pouvait se passer d'un grand acteur. De là l'isolement volontaire où se retrancha sa vieillesse. Or, le silence est frère de l'oubli. L'auteur d'*Agamemnon* et de *Pinto* reste pourtant la figure la plus curieuse d'une époque ingrate. Pour briller au premier rang, que lui manqua-t-il? L'à-propos. Il naquit trop tôt, et mourut trop tard. Voilà pourquoi il ne fut qu'un original, auquel nous refuserons, mais à regret, l'originalité véritable.

CHAPITRE VI

GABRIEL LEGOUVÉ. Opportunité pathétique de *la Mort d'Abel.* — *La Mort d'Henri IV*, et ses parties touchantes. Allusions courageuses d'*Épicharis et Néron* ; elles éveillent des échos sympathiques aux victimes de la Terreur. *Le Mérite des Femmes* coupe court à la licence de la poésie, sous le Directoire. — M. ARNAULT. *Marius à Minturnes, Lucrèce, Cincinnatus. Les Vénitiens,* 1799. — M. Brifaut, et *Don Sanche.* Conclusion.

Cette revue des talents dramatiques ne serait pas complète si nous ne terminions notre rapide esquisse par un mot de commémoration sympathique à deux écrivains auxquels notre scène doit un souvenir.

Le premier d'entre eux est Gabriel Legouvé, dont le nom doublement célèbre est encore cher aux lettrés d'aujourd'hui, comme il le fut à ceux d'autrefois. Il représenta les grâces de l'esprit inspiré par les délicatesses du sentiment, et souvent avec un à-propos qui eut ses heures brillantes ou courageuses. Il le prouva dès son début. *La Mort d'Abel*, qui date de 1793, n'avait-elle pas une opportunité qui parut aussi ingénieuse que pathétique aux témoins de la Terreur? En transportant les imaginations aux premiers jours du monde naissant, cette sombre pastorale s'associait à la pitié comme à l'indignation suscitée par les fureurs d'une tyrannie fratricide. Oui, c'était ouvrir de furtives échappées

à la révolte de toutes les âmes; et l'accueil qui saluait le poëte devint le cri de la conscience publique, protestant contre les forcenés qui versaient à flots le sang de la France. Ce fut donc un indirect mais pressant appel à cette Fraternité qu'affichaient en vain les menteuses formules d'une dictature hypocrite.

La même pensée clémente et vengeresse dut aussi contribuer au succès d'*Épicharis et Néron;* car toutes les voix généreuses acclamèrent les vœux secrets de leur propre colère dans la mort d'un tyran réduit à tourner son poignard contre lui-même. Il y eut là comme un arrêt prophétique de la justice prochaine; et les applaudissements que ce spectacle fit éclater de toutes-parts furent autant d'imprécations contre l'abominable pouvoir dont la chute tardait trop longtemps à l'impatience de la vindicte universelle. Si Robespierre fut assez politique pour dissimuler son ressentiment, il ne faut pas lui en savoir gré : honorons plutôt les prudentes hardiesses, et les détours adroits dont usait un précurseur de Thermidor, pour offrir impunément prétexte à une légitime explosion de haine.

Cette éloquence a d'autant plus de prix à nos yeux que, par une prédilection naturelle, la plume de Legouvé se prêtait plus volontiers, ce me semble, à des motifs spirituellement familiers, et à des sourires tempérés par une sensibilité discrète. C'est ce que témoigne *le Mérite des Femmes*, poëme dont l'idée fut aussi neuve que touchante. Bien que la

forme en ait vieilli, du moins par endroits, nous y goûtons encore, ainsi qu'au premier jour, la chevaleresque franchise d'une inspiration étrangère à la frivolité sensuelle des Chaulieu et des Parny. On y surprend, en effet, l'influence exercée sur le ton de la Muse par la leçon des événements qui lui apprirent à être enfin sérieuse. Aux fadeurs de la galanterie succédait une émotion digne des héroïnes dont le grand cœur avait justifié par de vaillantes vertus cet hommage de tendre et pieuse reconnaissance. Si les détails d'un style qu'on aimait alors n'ont plus maintenant toute leur fraîcheur, l'ensemble vit pourtant par la sincérité de l'accent. On s'y plaît surtout à ces instincts psychologiques dont les fines nuances vont prendre de plus en plus un caractère de confidence personnelle, et seront bientôt une des fécondes ressources de l'art contemporain.

Chez un littérateur dont l'agrément égalait la souplesse, ces notes intimes s'allièrent au sens dramatique de l'histoire, et de ses beautés les plus sévères. Toutefois, on peut regretter que, dans sa tragédie sur la *Mort d'Henri IV*, il n'ait pas eu la touche assez ferme pour un sujet d'ailleurs choisi très-heureusement en dehors du cercle banal où s'attardaient alors tant de faux imitateurs. Mais s'il est fâcheux que la fable compromette à la légère le duc d'Épernon et la reine Marie de Médicis dans un assassinat qui dut être un deuil pour elle comme pour le pays, de belles scènes, toutes voisines de nos annales, excusent cette erreur, ou ce défaut; et ces in-

stincts de rénovation furent un bon exemple que les meilleurs auraient pu suivre utilement.

L'autre poëte auquel nous devons une mention est M. Arnault, que distinguent aussi ses élans de verve, et ses ressources inventives. Il n'avait que vingt-quatre ans lorsqu'en 1791 il s'annonça par sa tragédie de *Marius à Minturnes*. C'était la première fois, depuis le *César* de Voltaire et le *Philoctète* de La Harpe, que toute intrigue d'amour se trouvait exclue de notre théâtre. Si cet essai trahit des signes de jeunesse, il se recommande cependant par quelques vers cornéliens, des tirades sonores, un certain air de grandeur, et la fameuse scène où le Cimbre, reculant devant la majesté d'un front consulaire, jette son épée pour s'enfuir avec épouvante, en s'écriant :

> Je ne pourrai jamais égorger Marius.

Bientôt proscrit à son tour, puis rappelé par un décret d'amnistie, Arnault produisit coup sur coup une *Lucrèce* et un *Cincinnatus*, où se manifesta l'influence de la réforme que David et Talma venaient d'introduire dans le style romain. Ces pièces appartiennent à un genre dont la nudité trop roide et trop abstraite ne manqua pourtant ni de force, ni de noblesse.

Mais à ces froides réminiscences de l'antiquité nous préférons le drame passionné qui, sous le titre de *Blanche et Moncassin*, ou *les Vénitiens*, fut une des principales soirées du Consulat. A la date où

parut cette tragédie, le 16 octobre 1799, on put voir en elle une véritable nouveauté. Sans doute, on ne doit pas songer ici à l'*Othello* de Shakespeare. Il s'y rencontre encore bien des anachronismes d'expression, notamment lorsque, voyant Blanche prête à voler au secours de son amant, sa nourrice lui dit ces mots : *Crains la publicité;* puis, quand celle-ci répond :

> . . . . C'est mon unique espoir ;
> L'*opinion publique* est mon dernier refuge.

Mais ces traits dont il est permis de sourire ne nous rendront pas indifférents à des qualités attendrissantes qui firent alors couler bien des larmes. Le cinquième acte, qui ravit tous les suffrages, avait eu pour collaborateur le général Bonaparte. On raconte, en effet, que l'intention de l'auteur était d'accorder la vie à son héros sauvé du supplice par un rival. Or, dans une lecture faite à la Malmaison, ce dénoûment déplut à un juge qui avait en littérature des idées aussi absolues qu'en politique. Le bonheur des deux amants lui paraissant fade et romanesque : « Il faut, s'écria-t-il, que votre héros meure ; il faut le tuer ; oui, tuez-le. » Moncassin fut donc mis à mort par ordre de Napoléon, et le public confirma cette sentence par ses bravos unanimes.

Nous ne pousserons pas plus loin l'analyse des œuvres qui, continuant la traduction de Ducis, associèrent au procédé classique plus de vraisemblance, plus de naturel et de simplicité. En prenant congé

de la tragédie, rappelons seulement que le *Don Sanche* de M. Brifaut fut réduit à plier bagage, au moment où nos légions franchissaient les Pyrénées. Pour éviter un terrain trop glissant, le Roi de Léon et de Castille dut, comme on le sait, émigrer au fond de l'Assyrie avec tout son personnel, et toutes ses figures de rhétorique. Au besoin, si les circonstances l'avaient exigé, il aurait quitté les Chaldéens pour les Chinois, ou ceux-ci pour les Américains ; et ces différents exils ne lui eussent coûté qu'un changement d'état civil. Voilà où en était la succession de Corneille et de Racine !

Si nous voulions nous attarder à l'honnête médiocrité, nous n'en finirions pas. Il nous faudrait subir le *Warwick* de La Harpe, l'*Artaxerce* de Lebrun, l'*Omasis* de Baour-Lormian, le *Bélisaire*, le *Sylla*, et le *Tippo Saëb* de M. de Jouy, en un mot, les plus pâles représentants d'une École qui allait disparaître. Laissons-la donc mourir de sa belle mort. Jusqu'à la fin, le fard qui dissimulait sa vieillesse trompa les contemporains, et des amis dévoués assistèrent ses derniers soupirs. C'était justice ; on devait bien ces égards à sa gloire passée. Mais l'avenir n'appartenait plus aux disciples superstitieux d'une poétique d'où la vie s'était retirée. C'est ce que prouvent les inquiétudes dont nous avons recueilli les symptômes. Dans l'ombre s'accomplissait donc le travail d'une Renaissance. Le jour approche où la curiosité du siècle adolescent va se porter sur tant d'œuvres étrangères que nous

avions trop longtemps ignorées. Une génération vaillante apprendra bientôt de Shakespeare, de Schiller et de Gœthe, à s'affranchir enfin des règles étroites, à renoncer aux stériles contrefaçons, à peindre tous les contrastes de la nature humaine, à respecter la vérité de l'histoire, en un mot, à rendre quelque séve aux racines d'un tronc desséché. Or, cette transformation, l'Empire contribua, sans le vouloir, à l'opérer. Car, outre qu'il nous fit prendre en horreur la fausse tragédie, ses quinze années de guerres devaient mêler les nations, croiser les races, et abaisser les frontières. Mais ce service nous coûta si cher que nous ne sommes pas tenus à la reconnaissance.

LIVRE CINQUIÈME

Le drame et la comédie.

CHAPITRE Iᵉʳ.

Le DRAME et ses prétentions. Il annonçait le voisinage d'une révolution sociale. La *Mélanie* de LA HARPE. *Calas* et *Fénelon*, de MARIE-JOSEPH CHÉNIER. L'orgie de la Terreur.—LOUIS LAYA, et *l'Ami des lois*.—Le dramaturge MERCIER. Son *Essai sur l'art dramatique*. Il devance les romantiques. Ses cinquante pièces. *Le Déserteur*. Indignation de Geoffroy. — *Misanthropie et Repentir* de KOTZEBUE. *Les Deux Frères*. — FRANÇOIS DE NEUFCHATEAU. *Paméla, ou la Vertu récompensée*. — Recrudescence de sensibilité, après Thermidor. Le *Poëte lacrymal*, NICOLAS BOUILLY. *L'Abbé de l'Épée*. — ALEXANDRE DUVAL. Son répertoire. *Édouard III*. *Le Lovelace français*. *Guillaume le Conquérant*, et le camp de Boulogne. *Le Menuisier de Livonie*. *La Jeunesse d'Henri IV*. Ses comédies. *Le Tyran domestique*. *Le Chevalier d'industrie*, et les mœurs du Directoire.

De la tragédie à la comédie, le drame nous est une transition directe, puisqu'il a toujours prétendu confondre l'une et l'autre dans un genre mixte où allaient figurer, non plus des héros et des rois, mais des personnages empruntés à la vie commune. Après s'être appelé d'abord la comédie larmoyante, puis la tragédie bourgeoise, ce nouveau venu aurait pu jus-

tifier ces deux titres, si, au lieu de viser à cet intérêt secondaire qui tient à des combinaisons d'incidents romanesques, il avait cherché dans l'analyse des passions ou des caractères les éléments d'une action naturelle, simple et pathétique. En associant, aussi lui, la Terreur et la Pitié à la peinture des mœurs, des vertus ou des vices, c'est-à-dire à l'étude du cœur humain, il aurait eu l'attrait d'un plaisir populaire que le choix de ses sujets et de ses personnages eût rapproché des plus humbles spectateurs. Tel fut le rêve de Diderot. Mais, lorsque l'auteur du *Père de famille* et du *Fils naturel* mit ses théories en pratique, il prit la vulgarité pour la naïveté, le tapage pour le mouvement, et l'emphase pour l'éloquence. Ces vices originels se retrouvent également dans *la Mère coupable* et l'*Eugénie* de Beaumarchais, mais dissimulés par une industrie et un savoir-faire qui leur donnèrent le crédit d'un exemple. La vogue du drame s'expliquait d'ailleurs par l'influence d'une révolution qu'inspira surtout le sentiment de l'égalité. Au moment où la scène politique s'ouvrait enfin à toutes les classes, celle du théâtre devait aussi renouveler son personnel et ses aventures. Il y eut là comme un impétueux courant qui finit par devenir assez irrésistible pour entraîner jusqu'aux docteurs les plus entêtés dans le culte des traditions.

On sait en effet que, malgré les scrupules de son goût, La Harpe lui-même, payant tribut à la mode, succomba, dans sa *Mélanie*, à une tentation d'autant

plus fâcheuse que, ne voulant pas déroger, il (meura fidèle encore à la majestueuse monotonie l'alexandrin, méprise qui lui valut ce trait sa rique de Lebrun :

> Maudit curé de Mélanie,
> Bavard sans raison et sans fin,
> Tu fais schisme avec le génie.
> Puis-je donc avoir la manie
> De communier de ta main,
> Lorsqu'Apollon t'excommunie?

C'est alors que les poëtes dramatiques, exploit les haines d'un siècle parfois intolérant sous faux de tolérance, se transforment en propagateurs d'u orthodoxie philosophique dont les dogmes devinre chez quelques-uns, superstition et fanatisme. (était sûr de plaire à l'opinion en flattant des colè qui, dans le premier feu des représailles, visèrent à ruine de toute croyance et de toute institution re gieuse. Aussi Joseph Chénier ne manqua-t-il pas ce occasion de succès facile; mais, lui du moins, en p duisant ses lieux communs dans *Calas* et *Fénelon* conserva toujours les scrupules d'un artiste qui respectait. Or, le jour va venir où le drame tomb si bas que la critique se détourne avec dégoût de tréteaux envahis par des pièces sans nom : *les V times cloîtrées*, *les Vœux forcés*, *les Religieuses* (*noises*, *le Couvent*, *le Comte de Comminges*, *Moines japonais*, *le Despotisme renversé*, *la Jour de Varennes*, *la Papesse Jeanne*, *les Rois et les P tres*, *les Crimes de la noblesse*, et autres prodı

d'un dévergondage cynique. Non, nous ne saurions explorer ces bas-fonds où des miasmes éteignent toute lumière ; il y a des choses qui sont au-dessous du mépris.

Tandis que ces saturnales s'étalaient impunément, la Conciergerie s'ouvrit pour l'auteur de *l'Ami des lois*, Louis Laya, qui ne craignit pas de stigmatiser les assassins de septembre, en ces vers où éclatait avec énergie la sourde révolte de la conscience publique :

Patriotes? Eh qui? Ces poltrons intrépides
Qui, de leur cabinet, prêchent les homicides;
Ces Solons nés d'hier, enfants réformateurs,
Qui rédigent en lois leurs rêves destructeurs.
Loin de nous ces jongleurs, patriotes de places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces,
Prêcheurs d'égalité, pétris d'ambition;
Ces faux adorateurs dont la dévotion
N'est qu'un dehors plâtré, n'est qu'une hypocrisie ;
Ces bons et francs croyants, dont l'âme apostasie,
Qui, pour faire haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la Liberté sanguinaire comme eux !
Non, non : la Liberté, chez eux méconnaissable,
A fondé dans nos cœurs son trône impérissable.
Que tous ces charlatans, populaires larrons,
Et de patriotisme insolents fanfarons,
Purgent de leur aspect cette terre affranchie!
Guerre, guerre éternelle aux faiseurs d'anarchie !
Royalistes tyrans, tyrans républicains,
Tombez devant les Lois : voilà vos Souverains!
Honteux d'avoir été, plus honteux encor d'être,
Brigands, l'ombre a passé; songez à disparaître !

Parmi les plumes honnêtes qui restèrent dignes d'attention, on ne doit pas oublier un écrivain plus

connu par son *Tableau de Paris* que par les œuvres auxquelles il dut le titre de *dramaturge*. Mentionnons donc l'esprit original, mais assez mal réglé, que désigne plaisamment cette épigramme :

Reicrem! quel est *Reicrem?* c'est *Mercier* à l'envers ;
Et c'est, comme à l'endroit, un esprit de travers.

Oui, ce reproche, Mercier l'encourut trop souvent par ses incartades, et sa manie de contredire le sens commun; mais il eut pourtant quelques intermittences de raison, et sut même plus d'une fois parler avec à-propos, ou se conduire avec courage. Par exemple, dans le procès de Louis XVI, il n'hésita pas à voter contre la peine de mort; et, après la journée du 31 mai, son attitude lui mérita l'honneur d'être mis au rang des suspects qu'attendait la prison ou l'échafaud.

Ne dédaignons pas non plus trop légèrement son *Essai sur l'art dramatique*, puisque cet ouvrage est un manifeste qui devance bien des doctrines accueillies plus tard comme des nouveautés sans précédents. Publiées en 1776, ces saillies d'indépendance sont au moins curieuses par la date de leur apparition. Aussi nous semble-t-il qu'on doit un souvenir à ce précurseur, ou plutôt à ce prophète du romantisme. Ne fut-il pas le premier à proscrire l'imitation servile des anciens, à guider les poëtes vers les sources de l'histoire nationale et de la société contemporaine, à opposer, non sans partiale injustice, le sublime de Corneille à l'élégance trop

discrète de Racine, à traiter Malherbe de grammairien, à narguer la rudesse dogmatique de Boileau, à railler la sécheresse lyrique de Jean-Baptiste Rousseau, à célébrer Shakespeare, Caldéron, Lope de Véga et Schiller comme des génies révélateurs d'un nouveau monde, en un mot, à s'insurger contre la routine avec l'entrain d'un chef d'école? Voilà donc les symptômes les plus lointains et les plus précis de l'émancipation trop irrévérente qui prétendit réformer l'ordre littéraire, mais sans avoir la sagesse de s'arrêter aux exigences commandées par le changement des mœurs, et le progrès des temps. Or, ces violences de l'avenir sont déjà contenues en germe dans les hardiesses du novateur.

A des aperçus judicieux se mêlent en effet chez lui tant de témérités, et tellement irréfléchies que sa turbulence passa pour la fièvre d'un cerveau malade, ou travaillé par la fureur de dénigrer tous les grands noms. Comment pouvait-on prendre au sérieux les boutades d'un insolent qui s'acharnait à décrier la gloire de Newton, et s'était fait le détracteur du Rossignol? Outre que le critique eût compromis les meilleures causes par le charlatanisme de ses paradoxes, l'auteur dramatique n'était pas de taille à ébranler les colonnes du temple que sa main débile essaya de renverser.

S'il se distingue dans la foule, c'est donc seulement par la trompeuse fécondité d'une improvisation assez médiocre pour discréditer ses jugements et ses théories. Parmi les cinquante pièces

qui lui valurent une renommée aussi bruyante qu'éphémère, nous ne saurions guère signaler aujourd'hui que *le Déserteur*, dont le succès dura jusque sous l'Empire, et fut un scandale pour les arbitres officiels, entre autres pour Geoffroy, qui s'écriait avec consternation : « Depuis que le théâtre est en proie aux barbares, tout est perdu. La littérature est maintenant la cour du roi Pétaud. Les applaudissements sont prostitués à des rapsodies qui déshonorent la scène. » Un style faux ou rocailleux, des tirades ampoulées, un étalage de vertus romanesques, des sophismes outrecuidants, des péripéties invraisemblables, et des catastrophes fabuleuses, tels furent, en effet, les défauts qui firent, à bon droit, murmurer des juges sourcilleux. Mais ils eurent beau fulminer l'anathème contre ce « Diogène du théâtre et ce singe de Rousseau », les cœurs se laissaient prendre à l'émotion de quelques scènes poignantes ; et c'en fut assez pour rendre ces grossières ébauches plus vivantes que bien des tragédies strictement classiques, mais solennellement ennuyeuses.

Les lettrés se liguèrent donc en vain contre un genre que *le Mercure* appelait « un monstre » ; leurs colères n'empêchèrent pas l'intrus de conquérir son droit de cité. S'il n'eut point pour lui les délicats, la faveur des autres, c'est-à-dire du plus grand nombre, le vengea des feuilletons où se répétait à satiété, sur toutes sortes de variantes, cet arrêt injurieux : « Non, ce n'est pas enrichir notre scène que de la flétrir par

des créations informes où l'on se flatte de plaire sans obéir à des règles. Aux pures jouissances du goût, c'est *substituer la crapule;* et, s'il arrive ainsi qu'on réussisse, *c'est un malheur.* »

Parmi ces malheurs déplorés par plusieurs qui les enviaient pour leurs œuvres délaissées, il faut compter le triomphe de *Misanthropie et Repentir*. Ingénieusement imité de Kotzebue par Julie Molé, ce drame fit couler un déluge de larmes. Jamais fiction n'avait suscité pareil concert de soupirs et de sanglots. Pour les femmes surtout, ce fut un point d'honneur d'aller s'évanouir à cette pièce. Elles crurent sans doute se décerner ainsi comme un brevet de sensibilité, peut-être même de vertu. Tout en faisant la part de l'excès qui se mêle à l'engouement parisien, on ne saurait pourtant nier la valeur littéraire de cette fable que recommande l'intérêt d'une situation habilement analysée par un talent adroit à démêler des nuances morales, et à substituer l'entrain de la vivacité française aux lenteurs d'un modèle trop germanique. Mais, après avoir victorieusement réconcilié les deux époux que séparait une faute irréparable, Kotzebue fut moins heureux quand il s'avisa de leur donner pour pendant ces *Deux Frères* dont les cœurs désunis par un malentendu se rapprochent, tout à coup, dans un élan de mutuel repentir, et d'affection subitement retrouvée. Il y a là trop de bavardage et de déclamation, une importance puérile attribuée à des riens, je ne sais quelle pleurnicherie un peu niaise, enfin un abus de morale édi-

fiante qui nous écœure. Aussi le public ne se mit-il pas en frais d'émotion.

Et pourtant, la source d'attendrissement n'était point tarie, comme le prouva bientôt la reprise de *Paméla, ou la Vertu récompensée*. Car, cette pièce alla droit aux nues, sans autre mérite que d'avoir fait incarcérer son auteur, François de Neufchâteau, sous le règne de Robespierre, qui n'avait pu tolérer ce vers :

Souvenons-nous d'aimer, oublions de punir.

C'est qu'au lendemain de la Terreur, on ne demandait qu'à se livrer sans résistance aux souffles cléments qui semblaient épanouir les âmes. Il y eut donc alors une recrudescence de sensibilité toute prête à profiter du moindre prétexte pour s'épancher. On le vit bien encore lorsque après la représentation de *l'Abbé de l'Épée*, ce chef-d'œuvre du genre, Nicolas Bouilly, le *poëte lacrymal,* comme disaient en vain les railleurs, fut acclamé par un légitime enthousiasme qui réduisit les plus récalcitrants au silence. Geoffroy lui-même faillit être emporté par le flot, et dut se résigner, d'assez mauvaise grâce, à n'opposer aux transports dont il s'irritait que la protestation d'une ironie timide.

Nous ne pouvons prendre congé du drame, sans feuilleter en passant le répertoire d'Alexandre Duval, qui, parmi les hasards d'une veine inégale, ne cessa pas d'être une des imaginations les plus actives de l'époque impériale. Tour à tour soldat, marin, ingé-

nieur, architecte, député des États de Bretagne, comédien et directeur de troupe, puis académicien, il avait pu, dans ces conditions diverses, recueillir bien des traits de caractère ou de passion qui ne furent point perdus pour la scène. En lisant les notices où il nous raconte en quelque sorte la biographie des principaux essais que lui suggéra la bonne fortune de ses rencontres, nous aimons en effet un observateur qui dut ses meilleures inspirations à l'expérience d'une vie aventureuse. À la vérité des physionomies, au tour naturel du dialogue, et à la chaleur du sentiment s'alliait aussi, chez lui, l'art si rare d'ordonner un plan, et de nous tenir toujours en éveil par des coups de théâtre sûrement combinés. Dans ce talent se reconnaît le praticien qui débuta par la profession d'acteur, ainsi que Molière, Baron, Dancourt et Picard.

Il nous offre donc plus que tout autre les garanties d'une vocation éprouvée, comme l'attestent ses ouvrages, dont la liste serait longue à parcourir; car il s'exerça dans les genres les plus variés, et avec une remarquable dextérité, qui fut vraiment fort opportune, sous un Pouvoir si prompt aux défiances irritées. Mais son adresse ne le sauva pourtant pas des périls qui menaçaient alors les plus circonspects. Nous avons déjà dit un mot du *veto* brutal qui supprima le drame d'*Édouard en Écosse*. Il y eut danger si pressant que l'auteur crut devoir quitter précipitamment Paris, puis la France. Une disgrâce analogue entrava bientôt la première représenta-

tion du *Lovelace français*. Car l'Empereur, qui s'empressait d'ouvrir ses antichambres aux débris de l'ancien régime, refusa d'autoriser une pièce qui prêtait un rôle malséant à l'un des plus grands noms de France, au duc de Richelieu. Quant à *Guillaume le Conquérant*, qui semblait avoir l'avantage de l'à-propos, vers le temps où s'organisa le camp de Boulogne, il lui fallut aussi battre en retraite devant la malveillance des courtisans qui, dans les louanges données à un prince normand devenu souverain d'Angleterre, virent des intentions hostiles à la politique impériale. Les choses s'envenimèrent à ce point que l'intervention de l'Impératrice put seule conjurer la foudre; et, sans ce gracieux patronage, Alexandre Duval en eût été réduit à s'expatrier une seconde fois.

Si *le Menuisier de Livonie*, dont le héros était Pierre le Grand, put se jouer sans obstacle, c'est que le Maître ne songeait point encore à sa campagne de Russie. Mais *la Jeunesse d'Henri V* n'obtint un passeport qu'à force d'instances. Ce drame s'appelait d'abord *Charles II*. Or, la censure craignit que cet épisode d'une restauration ne ravivât le souvenir des Bourbons : elle ordonna donc de changer le titre; et, devant cette injonction, Duval, reculant de deux siècles en arrière, dut choisir un personnage qui monta sur le trône en 1413, au lieu de 1660. De là, bien des anachronismes pour lesquels l'indulgence n'est que justice. Telle est, par exemple, la scène où l'on s'étonne d'entendre parler

de *pistolets* et de *montres*, dans un langage plus approprié à la cour de Louis XIV qu'à celle de Charles VI. Mais ces oublis de couleur locale n'empêchent pas la fiction d'être agréable, et ingénieusement construite. Dans ce sujet scabreux, qui roule sur les fredaines d'un mari libertin, et corrigé par sa femme, l'homme d'esprit réussit à égayer le parterre, sans blesser aucune convenance. On lui en sut d'autant plus de gré que ce même canevas avait tout récemment porté malheur à Mercier, dont la liberté se tournait si volontiers en licence. Cette finesse discrète fût bien digne d'un littérateur qui fit partie du groupe que le comte Daru prit l'habitude de réunir toutes les semaines, en un déjeuner dominical, sous le patronage d'Horace.

Dans ces drames où le sentiment du ridicule se combine avec la peinture des mœurs, nous pressentons déjà l'instinct comique auquel nous sommes redevables de fantaisies animées d'une verve enjouée, *les Héritiers*, *les Projets de mariage, la Fille d'Homère*, *la Manie des grandeurs*, et surtout *le Tyran domestique*. Cette dernière bluette est la satire d'un mari contrariant, brusque et bourru, qui gourmande à tout propos femme, enfants et valets. Au lieu de subir ces bourrasques, ou de leur résister, ses victimes se décident à céder le champ de bataille. Un beau matin, toute la famille déserte ; alors, dans son isolement, l'insociable, qui est bon homme au demeurant, n'ayant plus d'autre ressource que de tempêter contre lui-même, ouvre enfin les yeux,

fait son *meâ culpâ*, regrette ses torts, promet de les réparer, et signe un traité de paix qui ramène les fugitifs. Ce motif, que Brueys avait déjà traité dans son *Grondeur*, est spirituellement rajeuni par l'idée de la punition qui devient ici le remède du malade. Peut-être n'était-il pas très-urgent de décourager ainsi la vigilance des maris et la sévérité des pères, surtout en un temps où les liens de la discipline domestique ne se relâchèrent que trop, s'il faut s'en rapporter à plus d'un témoignage. C'était presque inviter les ménages à divorcer pour incompatibilité d'humeur. On n'accepte pas non plus sans objection l'optimisme du dénoûment, je veux dire cette conversion foudroyante qui paraît assez invraisemblable. Molière eût préféré l'impénitence finale. Quand son misanthrope fuit au désert, il s'emporte plus que jamais contre l'espèce humaine. Tartufe subit un châtiment, mais il ne s'amende pas. Si Harpagon fait mine de capituler, c'est encore par avarice, et pour les beaux yeux de sa cassette. Le Malade imaginaire se désabuse de sa femme, et non de la médecine. Voilà le train ordinaire des choses. Mais toutes ces réflexions, Duval ne laissa pas au public le temps de les faire ; il sut émouvoir, amuser son monde, et la gageure fut gagnée.

Son *Chevalier d'industrie* est encore une comédie de caractères. Dans l'ancien théâtre se rencontrent déjà souvent ces types d'aigrefins, dont l'imperturbable effronterie gruge quelque vieille folle, et réussit à capter sa fortune en échange d'un nom. Mais il

n'est plus ici question de ces coquettes surannées, ou de ces bourgeoises vaniteuses qui veulent à tout prix se pourvoir d'un mari, ou s'affubler d'un titre. Nous avons affaire à un maître fripon, dont la rouerie savante fait courir des risques sérieux à l'inexpérience d'un cœur tendre et honnête. Après les secousses qui avaient confondu tous les rangs, et bouleversé l'ordre social de fond en comble, l'heure pouvait être propice aux entreprises de ces intrigants dont le poëte disait :

On en trouve partout, et surtout à Paris;
Ils ont beaucoup de noms, sont de tous les pays,
Toujours Français à Londre, Anglais en Italie.
Avec des airs polis, un ton de courtoisie,
Ils arrivent chez vous : là, ces joueurs heureux,
Sans même les savoir, gagnent à tous les jeux.
Ils se montrent jaloux de l'honneur des familles,
Courtisent les mamans plus que les jeunes filles,
Et, dépensant par an plus de vingt mille écus,
Des revenus d'autrui forment leurs revenus.

Nous ne refuserons donc pas un air d'opportunité piquante au portrait qui démasque un de ces aventuriers. Avouons pourtant que l'escroquerie, fût-elle un prodige de souplesse diplomatique, est un ressort fâcheux, et dont l'emploi peut entraîner plus d'un inconvénient. Cette industrie ne s'exerçant d'ordinaire qu'aux dépens des sots, il est malaisé, soit d'intéresser en faveur des dupes, soit de grandir un scélérat jusqu'à des proportions tragiques, comme le fit Molière pour tempérer l'odieux de l'hypocrisie religieuse. Quoi qu'il en soit, si le choix du sujet fut

une erreur, elle est du moins d'un habile qui, par l'entrain d'une action bien menée, dissimula le défaut de sa fable.

Alexandre Duval nous introduit donc de plain-pied au cœur de la comédie impériale. Mais, avant de l'aborder de plus près, voyons où cet art en était vers la fin de la Révolution.

CHAPITRE II.

La comédie vers la fin du XVIII[e] siècle. Ce qu'elle devint sous Robespierre. CHARLES DEMOUSTIER. — Revanche du rire sous le Directoire. Égosillement d'oiseaux après l'orage. La comédie s'ajourne en ce pêle-mêle; on ne songe qu'à s'étourdir. Restauration de la gaieté gauloise; le *Caveau*, AUGUSTIN DE PIIS, DÉSAUGIERS. — L'Empire met la sourdine à ces explosions de verve. Les originaux s'effacent. Règne de l'uniforme. Peu d'hommes, et de caractères.

La Muse comique fut celle qui resta le plus constamment fidèle au génie de notre race; et, depuis 1715 jusqu'aux environs de 89, on pourrait suivre les métamorphoses successives de la société française dans une suite de fins croquis dont l'ensemble paraîtra comme la chronique indiscrète des générations évanouies. C'est ainsi que Dancourt, Dufresny, Marivaux, Lesage, Destouches, Piron, Gresset, Sedaine, et Beaumarchais nous conduisent d'étape en étape au seuil de l'âge nouveau qu'inaugurent les revendications de Figaro, ce fils adoptif d'un peuple frémissant, qui reconnut en lui ses rancunes, ses révoltes, et ses ambitieuses espérances.

Mais la gaieté de l'esprit, chose légère et fragile, devait sombrer, elle aussi, dans le tourbillon qui

emporta l'ancien régime. La Terreur n'épargna pas même le seul poëte comique de la Révolution, celui qui avait donné le plus de gages aux violents, Fabre d'Églantine, qui partagea le sort d'André Chénier, mais sans avoir mérité nos sympathies par le courage de ses vertus civiques. Robespierre ne pouvait manquer d'être l'implacable ennemi de la satire: elle lui faisait peur; il n'aimait que les idylles et les bergeries. Aussi se laissa-t-il dérider par les doucereuses fadaises de Charles Demoustier, ce Grandisson galant, ce Berquin de l'Amour, cet aumônier de Cythère qui avait enjolivé jusqu'aux Enfers, et marivaudait si joliment, à quelques pas de la guillotine. Son *Conciliateur* ne fut-il point contemporain des massacres de septembre? Oui, c'est alors qu'il roucoulait sur la scène les froids madrigaux dont voici un échantillon :

Les fleurs sur votre teint meurent à peine écloses;
J'y vois encor des lis, mais j'y cherche des roses.

Ces gentillesses eurent sans doute la saveur d'un contraste, et réussirent aussi bruyamment que les *Lettres à Emilie*. Mais si, dans le voisinage de la prison et de la mort, le rire n'était plus de saison, il ne tarda pas à prendre sa revanche; car nous avons eu de tout temps la faculté de secouer aisément l'impression des mauvais rêves, et les bacchanales du Directoire le prouvèrent même plus qu'il ne convenait.

Dans une société bariolée, bouffonne, intrigante,

babillarde et sensuelle, qui courait au plaisir du même élan qu'à la frontière, que de ressources pour un moraliste dont le regard eût observé de près cette parodie qui semblait concilier la Grèce de Périclès, la Rome des Césars, et la France du Régent! Parvenus affichant leur sottise et leur morgue, émigrés rentrant à petit bruit, mais sans avoir perdu ni leurs préjugés ni leurs illusions, conventionnels décriés, mais non résignés à n'être plus rien, Alcibiades de club ou de caserne, Brutus déchus qui ne demandaient qu'à se relever de leur néant, n'importe à quel prix, démagogues sans foi ni loi, licencieux et prodigues, disposés à toutes les bassesses pour vivre encore quelques jours, aussi ardents à s'enrichir par l'agiotage qu'à se distraire, par l'orgie, de leurs propres remords, et s'imaginant peut-être que la contagion des mauvaises mœurs ferait oublier au pays le devoir de les maudire, toutes ces physionomies n'étaient-elles pas autant de modèles qui attendaient leur peintre?

Et pourtant, le peintre ne parut pas. C'est que, dans ce chaos où flottaient pêle-mêle toutes les épaves de la guerre civile, l'œil ne savait plus à quel objet se prendre. Tous ces éléments disparates et mobiles, qui n'avaient pas eu le loisir de se fixer ou de s'organiser, ne pouvaient que déconcerter l'attention. Les cœurs étaient encore trop troublés pour lui permettre ce recueillement sans lequel nulle œuvre d'art n'est possible. Aussi tous ces originaux purent-ils dormir tranquilles. Lesage n'é-

tait point là pour livrer les Turcarets à la risée publique.

Si le talent n'eût pas fait défaut, peut-être le courage n'aurait-il rien osé; car un frisson d'effroi restait aux survivants de 93, et les plus irréprochables avaient contracté, dans ces épreuves, comme le germe d'une involontaire lâcheté. Non, un fouet vengeur n'allait pas à des mains tremblantes. D'ailleurs, après tant de crimes ou de fautes, dont une aveugle fatalité sembla s'être mêlée, chacun se sentit plus ou moins coupable; et l'on préférait une amnistie à des représailles. Il fallait enfin une trêve à ces imaginations encore obsédées par de sinistres visions. On ne chercha donc plus qu'à s'étourdir, et tristesses ou craintes s'évaporèrent bientôt en joyeux oubli. Comus, Momus et Bacchus, comme disaient les chansonniers d'alors, succédèrent à la déesse Raison. Leurs jeux se ressentirent d'abord un peu trop de cette barbarie qui venait d'étouffer toutes les élégances ; et des polissonneries de carrefour calomnièrent parfois l'esprit français. Mais il y eut aussi de jolis motifs dans le carillon de tous ces grelots. C'était comme un égosillement d'oiseaux secouant leurs plumes, sous la feuillée, après l'orage. Farces et folies, parades et parodies pullulèrent donc à l'envi, de toutes parts, sous l'influence du furtif rayon de soleil dont le bienfait inattendu, mais trop précaire, rendit à nos pères, avec l'espérance, le bonheur de renaître, c'est-à-dire de retrouver l'usage du plaisir libre et facile.

N'est-ce point alors que tant d'honnêtes gens, tout heureux de s'épanouir, s'associèrent en confréries, dont les réunions gastronomiques et chantantes rappelèrent la tradition des Enfants sans souci, les dîners du Temple, et ces soupers d'Auteuil, où Chapelle ne laissait pas dormir le refrain? L'ancien Caveau qui, dès le 2 fructidor, an IV, avait rallié ses membres dispersés, s'adjoignit donc de jeunes recrues, et rétablit enfin le règne de la gaieté gauloise par une restauration plus durable que bien d'autres. On vit à l'œuvre toute une légion de bons vivants, dont la philosophie souriante fut un symptôme rassurant et consolateur. Nommons les plus connus: Barré, Radet, Laujon, Dumersan, Philippon de la Madeleine, les deux Ségur, Deschamps, Dupaty, Gentil, surtout de Piis et Désaugiers; car leur veine ne tarissait pas.

L'un était l'héritier direct d'un genre où Collé, Piron et Favart avaient fait merveille. On raffola de ses lutineries espiègles; ses couplets volèrent de bouche en bouche; ils furent les délices du salon, et de l'atelier. On le proclama le Corneille du vaudeville. L'autre éveille encore aujourd'hui bien des échos populaires; car il représenta par excellence la franche malice du bon vieux temps, et cette hilarité cordiale qui s'éjouit innocemment, à gorge déployée, sans aucune arrière-pensée d'amertume ou de colère. Anacréon grivois, et de gaillarde mémoire, il ne cessa pas non plus d'improviser pour la scène quantité de facéties qui défrayèrent la belle

humeur de ces années insouciantes. C'est par centaines que l'on compterait les bagatelles badines auxquelles il mit la main. Des types qui ne sont point encore oubliés, M. Vautour, M. Pinson, M. Dumollet, Cadet-Roussel, Cadet-Buteux et Jocrisse, ne sont-ils pas les fils de sa leste et naïve fantaisie? Il fut vraiment intarissable, ce Molière de la gaudriole, qui chansonna, le verre en main, jusqu'à son épitaphe :

Ci-gît, hélas! sous cette pierre,
Un bon vivant, mort de la pierre.
Passant, que tu sois Paul ou Pierre,
Ne va pas lui jeter la pierre.

Non certes, malgré des vivacités un peu lestes, nous ne lapiderons point ce gentil esprit qui eut le cœur sur les lèvres. Mais cette jovialité, qui débordait à pleines rives, dut se contenir sous un régime d'autant plus soucieux d'étiquette et de décorum que, voulant faire oublier la brusque nouveauté de son origine, il prétendit imposer le respect par la gravité de son attitude. Les échappées de la verve ont d'ailleurs besoin d'un milieu qui les provoque, et les encourage. Or, elles eussent détonné dans le silence universel qui se fit tout à coup, après Brumaire. Il leur fallut au moins mettre une sourdine à des explosions qu'allait étouffer bientôt le bruit des batailles ; car, lorsque, bon gré mal gré, toute la jeunesse courut aux armes, la France redevint tragique.

S'il y eut encore quelques épicuriens endurcis

i les célibataires qui purent échapper aux levées les de la conscription, ils ne fredonnèrent donc qu'à mi-voix, et dans l'ombre, leur ritour- favorite :

> Aime, ris, chante, et bois;
> Tu ne vivras qu'une fois.

ïsme de cette sécurité voluptueuse eût été plus ıe dissonance parmi les émotions viriles qui fai- t battre le cœur de la Patrie, parmi les souf- es dont le deuil affligeait tant de familles. Des s militaires, des parades, des manœuvres au ıp-de-Mars, des distributions d'aigles et de dra- ι, des *Chants du départ*, d'allègres ou sombres s, escortés par des vœux, des regrets et des lar- le concert des *Te Deum*, l'enthousiasme des ova- , le retour triomphal des légions décimées par la re, puis les muettes douleurs des foules conster- partout, en un mot, l'image des combats : les spectacles dont l'intérêt toujours croissant péripéties redoutables vont être pour les fictions éâtre une concurrence à laquelle le génie lui- e n'aurait pu facilement tenir tête.
ɔutons que les originaux disparurent de plus us, à mesure que la main d'un maître étendit ous le niveau de l'obéissance. On a reproché ıuefois, et très-injustement, à M. Thiers d'avoir peu de portraits, dans son *Histoire de l'Em-* Or, la faute (si faute il y a) n'en serait-elle pas ce même d'une institution qui exagéra la disci-

pline jusqu'à la servitude? Il y eut sans doute alors beaucoup de personnages officiels, c'est-à-dire un grand nombre d'uniformes. Mais en dehors des camps, où le sacrifice de toute volonté propre était la première des vertus, combien compterait-on d'hommes et de caractères? Cette cause ne fut-elle pas une de celles qui nous expliquent le mieux pourquoi cette époque dut souvent puiser au répertoire comique des devanciers?

CHAPITRE III

Répertoire des devanciers. I. FABRE D'ÉGLANTINE. *La Suite du Misanthrope. L'Intrigue Épistolaire. Les Précepteurs.* Imagination atrabilaire. L'homme et l'écrivain. Défauts de style et d'humeur. — II. COLLIN D'HARLEVILLE. Alceste, et Philinte. Sa gaieté discrète eut de l'à-propos sous l'Empire. *L'Inconstant.* La comédie de caractères reparaît avec l'*Optimiste,* figure originale parmi tant de mécontents. Procès intenté par Fabre d'Églantine. Tour personnel d'une invention un peu monotone. *Les Châteaux en Espagne*; fable appropriée au temps. *Les Mœurs du jour. Le Vieux Célibataire.* La postérité est optimiste pour Collin d'Harleville. — III. ANDRIEUX et Collin d'Harleville. Les inséparables. *Anaximandre, ou le Sacrifice aux Grâces. Les Étourdis. Helvétius. La Suite du Menteur. Le Souper d'Auteuil. Les Deux Vieillards.* Le Conteur. L'Attique. L'Aristarque, et l'homme de goût. Modération et indépendance. Influence du caractère sur le talent.

I

Entre les succès récents qui eurent un lendemain, il est juste de signaler au premier rang la *Suite du Misanthrope*, pièce qui mentait à son titre (car Molière ne peut s'y reconnaître), mais dont on ne saurait trop louer la savante structure ; car tous les incidents y naissent sans effort du cœur des personnages, et l'égoïsme de l'un, ou la générosité de l'autre sont ici les seuls ressorts d'une action logique comme la nature. Si Fabre d'Églantine fut téméraire en altérant deux types consacrés, Philinte et Alceste, s'il rendit le premier trop odieux et le second trop magnanime, il a du moins soutenu la

vraisemblance de cette métamorphose avec autant de sûreté que d'adresse. Il eut surtout l'ingénieuse idée de nous montrer son triste héros puni par la fraude même qui lui semblait excusable, lorsqu'elle tournait seulement au dommage d'autrui. Or, voilà un dénoûment qui n'est point l'expédient d'un art vulgaire.

Regrettons toutefois que ce tableau pessimiste, où le rire n'est qu'un ricanement, laisse trop soupçonner dans l'âme du peintre la haine et l'orgueil d'un tribun qui ne pardonna pas aux nobles sa naissance obscure, aux riches son indigence, aux heureux ses disgrâces, et les chutes dont il était tout meurtri. Sous les murmures qui lui échappent, nous sentons en effet l'intention secrète de persuader aux spectateurs que la société ressemble à une caverne de brigands, ou, tout au moins, est peuplée de méchants et de fripons. Le même fiel envenime encore les autres essais de cette imagination âpre et vindicative. Dans *l'Intrigue épistolaire*, imbroglio tantôt burlesque, et tantôt déclamatoire, l'auteur se travaille à être plaisant, et se guinde pour paraître philosophe. Quant à ses *Précepteurs*, cette contrefaçon de *l'Émile* ne cesse d'irriter notre goût par les quolibets d'un jacobin dont la voix s'est enrouée dans les clubs, et d'offenser notre bon sens par les paradoxes d'un sophiste qui, plagiaire de Rousseau, prétend rendre l'homme parfait, en le ramenant à l'état de nature, c'est-à-dire à la barbarie.

Un levain de rancune personnelle compromet donc

l'autorité de ces satires outrées comme la passion. D'ailleurs, si la droiture est la première garantie de tout talent qui s'érige en censeur des vices, il faut bien rappeler aussi que le sens moral fut singulièrement médiocre chez ce réformateur, qui discrédita son puritanisme de théâtre par des actes où il perdit toute considération. Oui, cet étalage de vertus spartiates recouvrait mal les noirceurs d'une plume jalouse. Ne lança-t-il pas contre Collin d'Harleville un réquisitoire assez perfide pour désigner son rival aux pourvoyeurs du tribunal révolutionnaire? Il porta du reste la peine de ces torts, qui tenaient au caractère; car son style en témoigne. Dur, ténébreux, incorrect et impropre, il n'eut pas meilleure tenue que la personne publique ou privée. Mais ce prosaïsme habituel est pourtant racheté par un mouvement et une fougue qui touchent à l'éloquence, lorsque, par hasard, il respecte les lois du langage. Faute de mieux, nous goûterons donc en lui la force et l'ardeur d'une conception qui serait parfois magistrale, si, chez cet écrivain, la puissance des dons naturels avait été servie constamment par cette rigueur d'exécution patiente qui est comme la probité du talent.

II

Passer de Fabre d'Églantine à Collin d'Harleville, c'est sauter d'un pôle à l'autre; car, autant le premier nous rebute par une misanthropie âcre et bilieuse qui n'excuse aucune faiblesse, tire le mal

du bien lui-même, et trouverait du poison jusque dans le plus pur froment, autant le second nous agrée tout d'abord par la sérénité, la bonhomie, la quiétude et l'indulgence d'une âme expansive qui appelle la sympathie. Ne fut-il pas si estimé que l'envie dut se contraindre au silence, et si modeste que ses amis eux-mêmes n'osèrent jamais le flatter? Il est vrai que ces qualités avaient leur rançon; car, outre qu'elles paraissent à la longue un peu monotones, nous pouvons affirmer sûrement que les Catilinas, les Verrès ou les Aspasies qui se pavanaient alors en plein Forum, n'eurent jamais rien à craindre d'une raillerie trop tempérée. Observateur délicat, mais timide, Collin ne sut que se jouer autour des ridicules offerts à ses bénignes épigrammes par les petits travers de la vie privée. Aussi Lebrun a-t-il pu le louer ainsi, non sans une piquante justesse :

> J'aime à voir Collin d'Harleville,
> De Regnard émule charmant,
> Attraper, dans son vers facile,
> L'esprit des Grecs, leur enjoûment.
> Mais chez les nymphes d'Aonie,
> Collin d'Harleville, au hasard
> Voulant attraper le génie,
> Me semble un peu Collin-Maillard.

Né en 1755, et mort dans les premiers mois de 1806, il ne produisit sous l'Empire que deux opuscules, *Malice pour malice*, et *les Querelles des deux frères*, l'un qui se relit avec plaisir, l'autre qui dut en partie son succès posthume au deuil causé par la perte d'un talent regretté. Mais il n'en fut

pas moins adopté par une époque instinctivement favorable à la discrétion d'une gaieté prudente qui ne faisait ombrage à personne.

Il avait débuté, vers 1786, par *l'Inconstant*, agréable fantaisie, qui pourtant rappelait trop *l'Irrésolu* de Destouches, et se prêtait malaisément à une intrigue suivie; car l'inconstance et l'unité d'action sont choses incompatibles. Ajoutons qu'une perpétuelle instabilité finit par nous impatienter, et que ses caprices risquent fort de fatiguer l'attention, comme le va-et-vient d'une girouette qui tourne à tous les vents. Ce coup d'essai réussit pourtant par de gracieux détails, et une simplicité à laquelle notre scène n'était plus habituée. En effet, depuis *la Métromanie* (1738), *le Méchant* (1745), et *la Gouvernante* (1747), la comédie ne parlait plus guère que le jargon de Dorat et de ses imitateurs. A peine excepterons-nous de cette contagion *les Fausses infidélités*, (1768), bonne rencontre dont le hasard donna des espérances trop vite dissipées par *la Mère jalouse*, et *l'Homme personnel*. Au lieu d'être une école de mœurs, la maison de Molière devenait de plus en plus une sorte de musée où des pastels et des tableaux de genre amusaient un instant la frivolité des oisifs. Au milieu de cette décadence qu'aggravèrent bientôt des drames lugubres ou des farces licencieuses, tous les lettrés fêtèrent donc la bienvenue d'un esprit aimable, qui semblait annoncer un retour vers des traditions oubliées. On se flatta de voir enfin renaître la comédie de caractères; et *l'Optimiste,* qui

suivit de près, ne démentit pas trop ce présage.

Dans un siècle de frondeurs mécontents de tout ordre social et politique, on devait accueillir avec surprise et plaisir la physionomie d'un philosophe pacifique, bienveillant, heureux à force de raison, et décidé par inclination à voir partout le beau côté des choses. Au lieu de déclamer contre l'inégalité des conditions, Plainville n'est-il pas en effet toujours prêt à déclarer que tout va bien, et à justifier en toute occasion l'ordre du monde, comme en témoignent ces vers :

Je suis émerveillé de cette Providence
Qui fit naître le riche auprès de l'indigent.
L'un a besoin de bras, l'autre a besoin d'argent.
Ainsi, tout est si bien arrangé dans la vie
Que la moitié du monde est par l'autre servie.

Tandis que le maître fait cette profession de foi, survient Picard, son serviteur, qui entend ces derniers mots, et les relève par une brusque riposte; mais elle ne restera pas sans réponse ; écoutez cet échange d'arguments :

— Bien arrangé pour vous ; mais moi, j'en ai souffert.
Pourquoi ne suis-je pas de la moitié qu'on sert?
— Parce que tu n'es pas de la moitié qui paie.
— Et pourquoi par hasard ne faut-il pas que j'aie
De quoi payer? — Eh mais! pouvons-nous être tous
Riches? — Je pouvais, moi, l'être aussi bien que vous.
— Tu ne l'es pas enfin! — Voilà ce qui me fâche;
Je remplis dans ce monde une pénible tâche,
Et depuis cinquante ans! — Tu devrais en ce cas
Être fait au service. — Eh! l'on ne s'y fait pas :
Lorsque je veux rester, vous voulez que je sorte ;
Veux-je sortir, il faut que je garde la porte.
Vous êtes maître, enfin ; et moi, je suis valet.

Ce dialogue, qui se prolongeait innocemment, sans flatter les idées du temps, se fit cependant applaudir, un an avant l'assemblée des États-Généraux.

L'accueil fut même d'autant plus cordial que le public voulut condamner par cette protestation les diatribes indécentes d'un ennemi auquel Collin d'Harleville se contenta de répondre plus tard par ces clémentes paroles : « Je m'interdirai toute réplique qui lui serait personnelle ; je veux seulement me souvenir de son talent qui était mâle, énergique, et dont il nous reste un gage distingué. »

Détracteur envieux, Fabre d'Églantine n'osait-il pas reprocher à un confrère inoffensif « le dessein formel de justifier les méchants, d'attribuer des droits naturels à tous les abus, et d'encourager les privilégiés à la dépravation ou à la tyrannie » ? C'était vraiment diffamer un galant homme. Tout au plus était-il permis de dire que l'optimisme est parfois une chimère, ou la faiblesse d'un égoïsme inconscient qui achète la paix à tout prix, et prend son parti du mal, pour n'avoir pas à le combattre. Encore serait-il injuste d'infliger un pareil blâme au poëte qui eut soin d'éviter cet écueil; car son héros n'est point, comme celui de Pope, un philosophe raisonneur qui voit dans nos misères une pièce indispensable à l'ordre universel, et s'y résigne par système. Il ne ressemble pas non plus au docteur Pangloss, qui, pauvre et malade, sans argent ni santé, jure pourtant que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possible. Non ; la douleur, il

la voit, et en souffre tout comme un autre; mais alors même, par bonté d'âme, il aime mieux se faire encore des illusions qui atténuent la plainte, et en adoucissent l'amertume. Ici donc, la fibre morale n'est pas engourdie par l'indifférence, ou relâchée par de molles complaisances. Il s'agit plutôt d'un personnage sensible, généreux et désintéressé jusqu'à l'excès. C'est même par là qu'il devient comique; car, manquant d'équilibre, la sagesse trop débonnaire dont il s'entête se change en une sorte de manie, celle d'un caractère trop avenant, auquel tout agrée, tout, même la maladie, parce qu'elle est suivie de la convalescence. Jugez-en par ces vers :

Oui, c'est un vrai sommeil que cette maladie.
Mais en revanche aussi que le réveil est doux !
Nous renaissons alors, et le monde avec nous...
J'éprouve une langueur ; mais elle n'est point triste,
Et ma faiblesse même est une volupté
Dont on n'a pas idée, en parfaite santé.
La santé peut paraître, à la longue, un peu fade;
Il faut, pour la sentir, avoir été malade.
Je voudrais qu'à ton tour tu pusses l'être aussi ;
Et tu verrais, alors ? — Ah ! monsieur, grand merci !
Ma santé me suffit ; je la trouve assez bonne ;
Et puis, si je mourais ! — Bon, il ne meurt personne.

Vous le voyez : le bon sens sourit, mais le charme l'emporte si bien qu'on ne saurait se fâcher. Pour peindre ce travers, Collin n'eut qu'à regarder en son cœur. Il y vit l'optimisme jaillir de source ; et ce tour d'humeur lui fut si familier qu'on le rencontre encore dans ses *Châteaux en Espagne*, fine esquisse, mais un peu frêle, pour un sujet qui devait avoir plus

de portée morale, en un temps où la France tout entière faisait tant de beaux rêves de concorde sociale, et de liberté politique. N'est-ce pas alors que le chevalier de Boufflers, en son discours académique, comparant la monarchie au phénix renaissant, se plaisait à dire : « Lorsque cet oiseau favorisé du ciel est averti par ses forces déchues, et ses ailes moins légères que le cours des destins est prêt à s'arrêter, ce n'est point aux flammes des incendies, ce n'est point au tourbillon des volcans qu'il épure les principes de son existence. Mais il s'élève au-dessus des vapeurs de cette sphère tumultueuse, au-dessus de la région des vents ou du tonnerre ; et c'est dans le séjour du calme et de la sérénité, c'est aux rayons les plus clairs de l'astre du jour qu'il allume ce bûcher mystérieux où il prend un nouvel être. » Nous aimerions à retrouver ici l'écho de ces sentiments ; mais, dans le personnage de Dorlange, on n'entrevoit même pas la mélancolie des illusions familières à chacun de nous, ni la décevante douceur de ces songes qui nous trompent si cruellement, lorsque nos châteaux en Espagne s'écroulent, et nous meurtrissent sous leurs ruines. Bref, nous n'avons affaire qu'à une de ces bluettes fragiles dont on peut dire avec Diderot : « C'est une pelure d'oignon brodée en paillettes d'or. »

Reconnaissons pourtant que la vie et la fraîcheur ne manquent pas à cette fiction trop romanesque, dont les aventures, nouées d'une main légère, se jouent entre ciel et terre, à la tombée de la nuit,

dans une région pleine d'enchantements, sur la frontière indécise de l'idéal et du réel, comme *le Songe d'une nuit d'été*. Au lieu de chicaner des invraisemblances qui nous amusent, louons donc plutôt l'art ingénieux qui sut, pour ainsi dire, envelopper cette vision d'une brume vaporeuse dont les ombres à demi transparentes se prêtent bien aux complaisances de l'imagination, et aux mensonges d'une scène chimérique.

Dans une autre pièce, *les Mœurs du jour*, l'action est aussi trop mince; mais nous en sommes dédommagés par des mots étincelants, des saillies plaisantes, un dialogue souple et aisé, plusieurs situations vives, une candeur sincère, et des traits naïfs qui paraissent neufs à force de naturel. Du reste, ici comme ailleurs, l'ensemble ne vit que par le détail. C'est toujours une longue suite de conversations entre des fantômes. On pourrait leur appliquer ce vers de Collin:

> Il n'est pas de raison pour que cela finisse.

A tout prendre, le meilleur ouvrage de ce poëte anémique pourrait bien être *le Vieux célibataire* qu'on goûterait davantage, si *le Légataire universel* de Regnard n'était pas à jamais dans toutes les mémoires. Il ne faut donc point nous attendre à retrouver, dans cette pâle épreuve, des incidents variés, un style vigoureux, une inépuisable gaieté, en un mot, le génie comique d'un maître auquel on n'ose même pas reprocher ce dénoûment où triomphe l'impu-

nité d'un fripon. On prévoit trop que le vieux garçon du bon Collin fait chétive figure à côté de l'immortel Géronte, livré en proie aux convoitises qui se disputent l'héritage d'un moribond. Aussi, n'abusons pas d'un parallèle écrasant. Mieux vaut goûter l'adresse qu'il fallut pour affronter, sans trop de péril, un si grand souvenir. Un homme d'esprit se tire toujours d'un mauvais pas ; et cette occasion en fut une nouvelle preuve, d'autant plus que la bienveillance d'un public gagné d'avance vint en aide au téméraire : car il paraît que l'optimisme porte bonheur.

Celui de Collin avait conquis tous les cœurs, et cela si définitivement que chaque essai de sa plume était applaudi, les yeux fermés. D'un ennui, il eût fait un plaisir ! Il est vrai que la postérité lui est aujourd'hui moins indulgente. Elle ne s'aveugle pas sur les négligences d'une facture un peu lâche, ou sur les vides d'une conception trop artificielle. Mais je ne sais quel attrait qui procède de la personne même agit encore à distance, et profite à la réputation de l'écrivain. Aussi entre-t-il un soupçon d'amitié dans l'estime qui reste fidèle à ce talent trop effacé, dont on a pu dire, avec une persistante faveur, qu'il fut parfois un demi-Térence. *Demi !* c'est beaucoup dire : mettons un *tiers*, ou un *quart*.

Quoi qu'il en soit, l'ensemble de son œuvre a perdu la vivacité de son intérêt. Mais la faute en est peut-être à cet ancien régime dont il sut amuser élégamment les loisirs par des bagatelles très-littéraires, et

plus faites pour la lecture que pour la scène. Le milieu qui le fêta n'offrit en effet à ses pinceaux que des couleurs un peu fanées, comme il arrive d'ordinaire à tout ce qui s'épuise. Dernier peintre d'une société qui expirait, et des années languissantes qui en furent la clôture, il appropria la douceur de ses nuances à cet affaiblissement d'énergie qui caractérisait ses contemporains. Plus soucieux de flatter la mollesse des mœurs que de la corriger, il vit briller, et refléta les lueurs défaillantes d'une civilisation qui allait s'éteindre. En le lisant, on pressent que les salons vont se fermer, et que la bonne compagnie se dispersera bientôt avec toutes ses grâces rapidement démodées. Aussi n'y a-t-il plus, dans son théâtre, que des clartés vacillantes, des parfums qui s'évaporent, des fleurs qui se flétrissent, ou s'effeuillent. C'est l'heure des adieux. Elle n'aura pas de lendemain. Le bruit de la rue commence ; il étouffera toutes les voix aimables. Mais Collin ne s'en douta pas. Car il fut de ces heureux que possèdent tout entiers leurs oublieuses rêveries, et auxquels les illusions plaisent d'autant plus que le ciel devient plus sombre. Le monde croula sans le réveiller. Sous l'Empire, comme sous la Terreur, il sommeillait encore, le sourire sur les lèvres, dans un de ses *Châteaux en Espagne*.

III

Collin d'Harleville nous annonce Andrieux. Car

ces deux noms sont inséparables; croyons-en ces vers de Ducis :

Exprès, Dieu pour Collin te fit un Aristarque,
Sûr, instruit, mais sévère. A sa campagne, hélas!
Que de fois sur ses vers tu le désespéras!
— « J'ai lu votre acte. — Eh bien? — Il n'est pas net
[encore.
— Et le style? — Un peu pâle; il faut qu'il se colore.
— Ma grande scène, au moins, je la crois assez bien?
— Non, je vois qu'il y manque. — Eh bien, quoi? —
[Presque rien;
Il faut y revenir. — La patience s'use.
— Bon! La persévérance est la dixième Muse.
— Ce qu'on a fait sept fois faut-il le répéter?
— Sept fois! dix fois! vingt fois! on ne doit pas compter.
— Cruel homme! — Au talent je me rends difficile...
Si vous en aviez moins... — Et moi, je suis docile. »
Le lendemain matin, il revient : — « La voilà,
Lisez, qu'en dites-vous? — Ah! très-bien, c'est cela;
Votre scène à présent doit réussir, et plaire:
Je l'avais bien sentie. — Et vous l'avez fait faire.
— Tenez, lisez ce conte, afin de vous venger;
Critiquez, montrez-moi ce que j'y dois changer.
— Voyons, je trouve là plus d'un trait à reprendre.
— Prêtez-moi quelques vers, je pourrai vous en rendre. »
D'une amitié parfaite ô spectacle enchanteur,
Que ne troubla jamais l'amour-propre d'auteur!

Ce n'est pas seulement par ce bel exemple qu'Andrieux se recommande. Arbitre des élégances, humaniste tout imbu des parfums de l'antiquité, critique ingénieux dont les jugements eurent longtemps l'autorité d'une tradition, il s'est aussi classé, mais sans idée de rivalité, parmi les poëtes dont il fut le conseiller intime, et parfois le collaborateur anonyme.

Anaximandre, ou *le Sacrifice aux Grâces*, fantaisie galamment tournée, mais trop précieuse, et un peu froide, comme toute allégorie, avait été, en 1782, le prélude d'un lettré qui, bientôt après, s'inspira du voisinage de l'École de Droit pour représenter, dans sa comédie des *Étourdis*, une de ces folies de jeunesse qu'on pardonne à la vingtième année. C'est un tour d'étudiant qui, réduit à la détresse, s'avise de se faire passer pour mort, afin d'attendrir un vieil oncle trop récalcitrant, et de l'obliger à payer ses dettes. Voilà l'intrigue assez leste qu'il anime par l'entrain d'un dialogue pétillant, et la gaieté d'un vers agile, où semblait s'annoncer enfin l'introuvable successeur de Regnard. Mais si cette ambition vint, ce qui est douteux, le souffle manqua pour la justifier. *Helvétius* ne fut qu'une antienne chantée en l'honneur d'un saint de l'église encyclopédique. Qu'un philosophe pardonne à un calomniateur; c'est de la philosophie. Qu'au lieu de se venger, il le comble de bienfaits; c'est de la charité chrétienne. Mais ces beaux exemples n'ont rien de comique, et l'on s'en aperçut trop.

La Suite du Menteur n'eut pas meilleure fortune; elle ne réussit qu'à marquer par un estimable échec la distance d'un modèle à une copie, de Corneille à son continuateur. Ici, la fable pèche par le fond: car la vertu s'associe mal au vice; et l'habitude incorrigible du mensonge répugne à l'acte magnanime par lequel le poëte transfigure Dorante. On voudrait l'admirer lorsqu'il s'expose à l'échafaud

pour garder sa foi ; mais comment ne pas mépriser un imposteur? En revanche, on serait tenté de rire à ses dépens, lorsqu'il s'embarrasse dans ses propres filets ; mais comment oublier la générosité de son héroïsme ? Il en résulte donc je ne sais quoi d'indécis et de faux qui déconcerte le spectateur. Quant au *Souper d'Auteuil*, il n'attesta que la bonne volonté de prêter à Molière un rôle ou un langage digne de lui. Et pourtant, M. Andrieux avait là, comme toujours, beaucoup d'agrément. Mais, outre qu'il ne sied pas de montrer des grands hommes en goguette, l'esprit ne suffit point à la scène. C'est ce que témoignent encore ses *Deux vieillards,* satire un peu grimaçante d'un Adonis sexagénaire qui oublie trop le mot du poëte : *Turpe senilis amor*[1].

En somme, M. Andrieux avait peu d'invention dramatique. C'est donc dans un cadre plus modeste qu'il faut chercher l'expression originale de sa physionomie. Conteur espiègle qui moralise avec enjouement, il n'eut qu'un filet de voix, mais qui lui venait de la Muse attique : *Graiæ tenuem spiritum Camenæ.* Nul, en de courts récits, ne sut faire un plus sobre et plus habile emploi d'un talent un peu grêle, mais qu'assaisonnait un grain de sel piquant et pur. Est-il besoin d'en citer un exemple? Qui ne connaît son apologue du *Meunier sans souci?* Ce chef-d'œuvre demeure un délicieux pendant au *Roi d'Yvetot;* c'est, comme disait Sainte-Beuve, « un brin de thym à côté du brin de serpolet ».

1. L'amour, chez un vieillard, est une honte.

Érudit sans pédantisme, Aristarque souriant, disciple d'Horace qu'il traduisait de cœur avec une sorte de fraternelle tendresse, admirateur de La Fontaine auquel il voulut ressembler, de loin, sinon par le génie, du moins par la bonhomie de certaines malices trop étudiées, causeur fertile en anecdotes bien menées et bien dites, philosophe dont le bon sens aiguisé donnait à des vérités banales chez d'autres l'agrément du caprice et le tour léger d'un badinage, il fut par-dessus tout un homme de goût ; et, si ce mot garde encore une signification précise, le souvenir d'Andrieux ne périra pas.

Mais son nom rappellera de plus l'élite de cette génération qui resta fidèle à l'esprit du dix-huitième siècle en ce qu'il eut de social et d'humain, sans alliage de sarcasme et d'impiété, avec cette mesure qui est le meilleur gage de foi constante aux principes, parce qu'elle les préserve de tout excès compromettant. N'ayant exagéré aucune doctrine, il n'eut jamais besoin de se démentir, ou de déguiser sa pensée ; car il resta toujours maître de lui, en dehors ou au-dessus des partis, qu'il eut le droit de juger avec l'autorité d'une modération étrangère à toute passion comme à toute faute.

Aussi, quelle tenue parfaite dans sa conduite ! Non moins habile qu'honnête, également propre à des aptitudes diverses, administrateur, juge, député, tribun, il sut occuper ces postes avec distinction, et, ce qui est plus rare, les quitter avec honneur. Quand le Premier Consul qui, par distraction, ou pour sauver

les apparences, avait laissé la parole aux membres du Tribunat, vit, non sans impatience, qu'ils en usaient pour penser autrement que lui, et s'en plaignit comme d'un abus, Andrieux, son collègue à l'Institut, lui dit un jour, avec autant de courage que de finesse : « Vous êtes de la section de mécanique, et vous savez qu'on ne s'appuie que sur ce qui résiste. » Un tel mot est de ceux qui appartiennent à l'histoire. Cette discrète indépendance qui concilia toujours le respect et la franchise, le professeur au Collége de France devait la porter plus tard dans un enseignement qui fut une influence. Quand il revint à des études qui avaient été son refuge sous la Révolution, et ne cessèrent pas d'être son délassement, j'allais dire sa volupté, parmi les devoirs qu'il fit toujours passer avant son plaisir, il put alors offrir à la jeunesse la meilleure des leçons : celle de l'exemple. En même temps que ses œuvres, par l'élégance et la pureté de la diction, étaient déjà la censure du faux, de l'étrange ou de l'affecté, l'estime imposée à tous par sa vie tout entière lui donna prise sur les cœurs comme sur les intelligences ; et sa parole, « entendue à force d'être écoutée », garda cette vertu persuasive qui assure crédit à la vérité. Car sous les douces remontrances du maître les auditeurs les plus *étourdis* reconnaissaient un ami.

CHAPITRE IV

PICARD. Les amis d'Horace. Incessante improvisation. Esprit d'à-propos. Les ridicules de l'heure présente. Tableaux de mœurs. *Médiocre et rampant,* vivante esquisse de la société française sous le Directoire. *Entrée dans le monde. Le Contrat d'union,* satire contre l'agiotage. La comédie bourgeoise, seule ressource du poëte comique sous l'Empire. *La Petite Ville,* chef-d'œuvre du genre. *Les Provinciaux à Paris,* récidive malheureuse. *Monsieur Musard. Les Marionnettes. Les Ricochets.* Conclusion.

Nous n'avons pas besoin de longs détours pour aller d'Andrieux à Picard. Outre qu'un lien académique devait un jour les unir, ils appartenaient à une famille d'heureux esprits pour lesquels Horace fut comme le Dieu du foyer. Ces prédilections de goût sont toujours le signe de certaines affinités morales qui rapprochent aisément les cœurs, et cimentent des amitiés durables. Aussi, dès que les circonstances s'y prêtent, ces fidèles d'une même religion vont-ils, comme par attraction naturelle, les uns vers les autres, et se comprennent-ils à demi-mot, par une sorte d'harmonie préétablie.

C'est ce qui fit qu'Andrieux, déjà célèbre, s'empressa de tendre la main à Picard, son jeune confrère. Dès son premier signe de vocation, il se plut à lui faciliter l'accès du théâtre, par un dévouement désintéressé qui ne tarda guère à devenir une intimité cordiale. Entre eux pourtant il y eut de notables différences. Picard ne fut point, en effet, une de ces imagina-

ons économes qui se contiennent, se ménagent, font droitement valoir leur petit trésor, et vivent, à peu e frais, sur une renommée de salon, sans aimer à :anchir certains cercles choisis. Pour lui, la plume 'était pas un plaisir de luxe, un jeu de société, la istraction des heures disputées aux affaires. Non: ; démon dramatique le posséda tout entier; ses impérieux appels ne lui permirent pas un instant de elâche, et plus de quatre-vingts pièces démontrent ı fécondité d'une invention qui, toujours prompte l'à-propos, ne laissa pas chômer la curiosité du pulic, mais l'accapara presque sans partage. Or, dans et immense répertoire où l'on compte presque autınt de succès que de productions, les motifs furent i variés, les idées si ingénieuses, et leur développeıent si personnel, qu'il put prodiguer sa verve sans 'puiser, et n'a jamais été soupçonné d'aucun emunt.

'l ne lui suffit point de se multiplier ainsi en tous s; il voulut aussi remplir lui-même ses princiı rôles, et n'hésita pas à monter sur la scène. ɔuvois, à la salle Favart, ou à l'Odéon, dont il a direction en 1801, il fit aimer l'acteur comme ur; et, s'il finit par renoncer à la profession ' illustrée Shakespeare et Molière, ce fut en›ur se vouer plus exclusivement à une intarisnprovisation, qui, en dehors de la comédie, deville ou de l'opéra, s'épancha même en 'ugitives, ou en fictions romanesques.

t une trentaine d'années, il demeura donc

toujours sur la brèche; et, soit en vers, soit en prose, il n'eut pas alors son égal pour la prestesse, le naturel, la bonne humeur, l'entrain d'une action bien conduite, et surtout ce fin coup d'œil qui saisit au vif les ridicules de l'heure passagère. Voilà ce qui lui vaut la mémoire de l'avenir. Car, si la comédie de caractères est plus sûre de charmer tous les âges, parce qu'elle exprime les traits permanents de la nature humaine, les tableaux de mœurs ont également du prix pour la postérité, ne fût-ce qu'à titre de témoignage transmis sur la vie privée des générations éteintes. Sans doute il est préférable de puiser le rire à des sources plus profondes, c'est-à-dire de nous proposer l'image même de notre cœur. Mais, les types généraux étant peu nombreux, la satire finirait par tourner dans le même cercle, si, pour se renouveler, elle ne s'attaquait encore à ces travers quotidiens que chacun de nous peut coudoyer dans la rue. Or ces esquisses légères composent comme un journal instructif où nous aimons à retrouver l'impression changeante des régimes divers essayés par une nation que son tempérament, surtout dans notre siècle, prédestinait à tant de vicissitudes.

Cet intérêt particulier, le théâtre de Picard nous l'offre aujourd'hui. C'est ainsi qu'un de ses premiers et de ses plus francs succès, *Médiocre et rampant*, qui date de 1797, représente au vrai le pêle-mêle de la société française surprise en pleine débâcle, dans la déroute de toutes ses traditions. On y entrevoit le désarroi des usages, des sentiments et des idées, la

cohue des audacieux, des fourbes, des parvenus insolents et des intrigants prêts à tout, un discordant mélange de luxe et de brutalité, je ne sais quel vertige d'esclaves affranchis qui se ruent au plaisir, la coalition des vices arborés comme des opinions par l'émeute tapageuse des muscadins et des mirliflors, cette plèbe dorée de laquais improvisés millionnaires, mais embarrassés de leur métamorphose, en un mot, tout un carnaval de Margots et de Gothons déguisées en grandes dames, mais qui se dénoncent, sans le savoir, par leur tournure, leurs manières ou leur langage. Voilà bien l'époque où il n'y a plus ni centres distingués, ni bonne compagnie : les salons s'y ouvrent au premier venu, comme un bal du Ranelagh ou de Tivoli. Des actrices y font vis-à-vis aux femmes des Directeurs. M[lle] Lange y trône à côté de M[me] Tallien. Ces gens-là semblent vivre en plein air, et au jour le jour : c'est un tourbillon dans un chaos. Car tout est devenu provisoire, même la famille, où le divorce invite à l'infidélité conjugale, et la légalise.

Tel est aussi le fond sur lequel se détachent deux autres pièces, *l'Entrée dans le monde*, jouée en 1799, et *Du Hautcours ou le Contrat d'union*, qui parut en 1801. Nous y reconnaissons le voisinage de ces années folles où la licence fut telle qu'il n'y avait plus de fruit défendu. C'est un milieu propice au scandale de ces fortunes soudaines qu'édifiait ou renversait, du matin au soir, la bascule de l'agiotage spéculant sur l'instabilité sociale. Le haut du pavé

est encore disputé par ces fournisseurs et ces agents d'affaires, dont l'impardonnable opulence insulte à la misère publique. Après avoir ouvertement affiché, sous le Directoire, leurs dilapidations impunies, ils tentent de se perpétuer sous le Consulat ; et leur nombreuse clientèle s'agite dans l'ombre, pour paralyser par ses menées clandestines les ressorts d'une administration vigilante qui veut en finir avec les pillards et les concussionnaires. Mais ils se sentent menacés, et jouissent de leur reste : car Napoléon va faire une guerre d'extermination à ces éhontés, qui sont la peste de l'État. Or, dans cette œuvre de châtiment, il a pour auxiliaire le poëte courageux qui devance l'action de la loi. Au risque de se voir sifflé par des coquins, Picard les démasque en effet d'une main vengeresse dans la personne d'un maître fripon, dont le sang-froid et l'hypocrite rouerie se mettent au service des banqueroutes d'autrui, parce qu'il n'a plus le moyen d'en faire pour son propre compte.

Quant à la vulgarité qui attriste tant de vifs croquis, elle est moins imputable à l'écrivain qu'à ses modèles. Après la représentation des *Trois maris*, on lui reprochait déjà de s'attarder trop en des régions équivoques. Mais comment donc aurait-il pu faire autrement? La haute société n'existant plus, et ce qu'on appelle le *Monde* n'étant guère alors qu'un souvenir, il ne restait à l'observateur que la ressource de représenter cette grossièreté qui s'étalait partout, sans prendre même souci de sauver les apparences. C'est ce qu'attestent les préfaces de

Picard. Dans l'une d'elles, ne disait-il pas : « En 1799, les femmes galantes ou ruinées, comme Mme Saint-Allard, montaient une maison sur le ton de l'opulence, et trouvaient moyen de fournir à leurs dépenses par le produit de la bouillotte ou du trente-et-un. Des jeunes filles, comme Mlle Aglaé, jouaient l'amour ou la sensibilité pour trouver un établissement; les salons de ces sortes de maisons offraient un singulier mélange, ou plutôt une étrange confusion de toutes les classes. On y voyait des députés, comme M. Beaupré, qui fréquentaient les restaurants et les théâtres, courtisaient les dames, et spéculaient à la Bourse; de nouveaux enrichis, comme M. Dumont, bien insolents, bien grossiers, se plaignant d'être mal servis, et oubliant qu'ils avaient été laquais avant les assignats.....; des ferrailleurs, comme Derlange, ayant des maîtresses qu'ils appelaient leurs femmes, et se donnant ridiculement un air de bonne compagnie dans les cafés qu'ils ne quittaient que pour aller au jeu. » Ce qui nous semble cynique ou trivial n'était donc que la vérité prise sur le fait; et, si ces tableaux vieillirent vite, la faute en est aux changements à vue que le va-et-vient des mœurs devait produire, du jour au lendemain, sous un régime social aussi précaire que ses institutions.

Ajoutons que les conditions de l'art vont bientôt changer avec celles du Pouvoir. Lorsque l'Empire eut imposé à tous les réfractaires la discipline du silence, il n'admit plus qu'une censure, la sienne; et

ne toléra désormais aucun contrôle susceptible d'inquiéter ses actes, ou de gêner ses ministres. On sait avec quelle rigueur fut proscrite toute allusion, même lointaine, à ce qui touchait l'établissement de l'ordre nouveau. Le zèle des serviteurs exagérant, comme toujours, les volontés du maître, non-seulement le Trône, mais tout ce qui l'approchait devint donc inviolable. Le Conseil d'État ne se crut-il pas offensé, parce que Picard avait introduit deux jeunes auditeurs dans son *Lendemain de fortune*? Les plus innocentes libertés risquaient d'être dangereuses en un temps où, à propos d'un discours académique, une voix partie des Tuileries s'écria : « Depuis quand donc l'Institut se permet-il de devenir une assemblée politique ? Qu'il fasse des vers, et juge les fautes de langage. Mais qu'il ne sorte pas du domaine des Muses ; ou bien, je saurai l'y faire rentrer. » Par suite de ces interdictions qui fermaient à la comédie l'enceinte de la vie officielle et politique, il lui fallut se rabattre sur des sujets moins périlleux, et chercher ses modèles au foyer domestique. Picard ne [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Ce genre fut marqué par « la Petite Ville », qui

égaya les Parisiens aux dépens des provinciaux. Picard sut y railler agréablement leurs manies et leurs préjugés, le penchant à se décider en tout par étroite prévention, la crainte du qu'en dira-t-on, le souci perpétuel de ce que pense le voisin, les mesquines vanités de clocher, l'asservissement aux prétendues convenances qui singent les façons du grand monde, le décorum des hobereaux sots et guindés, la gaucherie des dadais empesés, les grimaces des Agnès en quête de maris, les timidités provoquantes des Bélises quadragénaires, enfin ces rivalités, ces caquets, ces médisances, ces commérages ou ces tracasseries que La Bruyère avait déjà si joliment effleurés de son ironie. Toute cette parodie gravite autour d'un jeune homme, « mauvaise tête et bon cœur », qui, sous l'impression d'un dépit jaloux, est allé chercher, loin de Paris, le bonheur et la vertu.

Sans raconter ses mécomptes, indiquons seulement les grotesques dont l'essaim bourdonne dans ce nid de frelons : Riflard, ce lourdaud qui papillonne en folâtrant, avec ses airs de Don Juan bellâtre ; M^me de Senneville, la vieille coquette entichée de qualité, digne pendant de la comtesse d'Escarbagnas ; Vernon, le chicaneur et le bretteur, aussi poltron que fanfaron ; la sensible Nina, une ingénue de trente-cinq ans, qui s'imagine que chaque diligence lui amène un époux ; enfin M^me Guibert, la prude enragée, qui guette une proie, je veux dire un mari. Si dure et si glaciale pour Desroches, tant qu'elle le croit un pauvre diable, elle se jette brus-

quement à son cou, avec une sorte d'effronterie, dès qu'elle avise ses trente mille livres de rentes. Il faut l'entendre alors recommander à sa fille la simplicité, tout en lui mettant du rouge, et la modestie, tout en écartant son fichu, avant l'heure de l'entrevue qu'elle prépare, et voudrait bien rendre à tout prix décisive! Quant à sa chère Flore, que pourrions-nous en dire? C'est une poupée à ressort qui ne sait que répondre : *Oui, maman;* ou, si vous aimez mieux, c'est une boîte à musique qui joue des romances. Telles sont les figures qui se meuvent dans cette action adroitement variée par des surprises ingénieuses, et semée de saillies naïves qui font éclater le rire à toute volée. Picard avait touché si juste qu'il fut accusé de satire personnelle par plusieurs petites villes à la fois. Il faillit avoir des procès en diffamation!

Mis en goût d'applaudissements, il voulut récidiver, et, dans ses *Provinciaux à Paris*, aborda le panorama de la *Grande ville.* Mais ce sujet trop vaste entrait mal en un cadre trop exigu. Nous n'essayerons donc pas l'analyse d'une telle bouffonnerie. On pourrait se perdre dans le labyrinthe des épisodes à travers lesquels une bande de filous promène, en l'exploitant, cette famille de bons villageois, dont le cœur trop combustible ou la crédulité trop niaise ne rappelle guère les défiances du paysan ordinairement si matois et si retors. D'ailleurs, les Parisiens devaient faire froide mine à un tableau qui ne les flattait pas, puisqu'il les représentait

comme des faiseurs de dupes. Fabre d'Églantine n'avait-il pas jadis été rudement sifflé pour un moindre délit, lorsque, dans ses *Gens de lettres*, il sembla défier, au nom de la province jalouse, les coteries puissantes qui régnaient dans les académies et les salons? Picard subit donc le même sort, et sa pièce ne fut point sauvée par les détails plaisants qui demandaient grâce pour un plan défectueux.

Mais il prit sa revanche par le succès incontesté de *Monsieur Musard* (1803), type excellent d'un travers qui n'exclut ni l'esprit, ni la bonté, ni l'honneur, et que l'amour-propre le plus susceptible peut même avouer sans souffrance. Loin d'en rougir, quelques-uns ne vont-ils pas jusqu'à tirer vanité d'un défaut dont ils se font une sorte de décoration, parce qu'il fut toujours le privilége des indépendants et des oisifs? C'est à Paris, surtout, que pullulent ces désœuvrés qui laissent leur vie inconsciente s'écouler, sans qu'ils y pensent, comme ces eaux de la Seine que les badauds regardent passer, bouche béante, du haut des ponts. On y compterait par milliers ces flâneurs affairés qui, n'étant bons à rien, se persuadent qu'ils eussent été propres à tout, si, au lieu de se gaspiller de caprice en caprice, ils avaient su le prix du temps.

M. Musard appartenait à une trop nombreuse confrérie pour n'être pas fêté par tous ceux qui reconnurent en lui leur voisin. Picard n'écrivit-il pas en sa préface : « Que de femmes m'ont répété : C'est

[illegible] ? L'idée de [illegible] elle [illegible] Du- [illegible] distractions, [illegible] au moment où il [illegible] procès qui [illegible] mille livres. Mais ce qui [illegible] à celles dont [illegible] donc [illegible] à des [illegible].

[illegible] particulier [illegible] Picard [illegible] la sottise, [illegible] Or, il [illegible] de la [illegible] à la suite [illegible] et [illegible] coup [illegible] et [illegible] les [illegible] part [illegible]

tout à fait digne de ce vers d'Horace, qui lui servit d'épigraphe :

Duceris ut nervis alienis mobile signum [1].

Cette vérité si vieille, il réussit à la rajeunir, et en fit une comédie très-allègre qui enleva les suffrages des plus frivoles comme des plus sérieux. Mais ces bravos retentissants ne tournèrent point la tête solide d'un homme de sens qui, dans une spirituelle préface, disait de lui-même : « Ne suis-je pas aussi une vraie *marionnette*? Eh bien, je ne saurais m'en défendre, et ne prétends point faire exception. »

Non, Picard n'eut rien de commun avec son héros, et sa popularité ne l'étourdit pas; car, plus il se sentait porté par la faveur universelle, plus il s'étudiait à plaire aux exigeants. Voilà ce qui ressort de la correspondance qu'il entretenait avec le comte Daru, pour lui soumettre ses scrupules, et s'éclairer de précieux conseils. Visant à se surpasser lui-même, il y réussit en ses *Ricochets,* satire d'un ordre plus élevé : car il ne s'y renferme point dans le petit monde bourgeois de la rue Saint-Denis; mais c'est à des étages supérieurs qu'il va chercher ses nouvelles girouettes qui tournent à tous les vents.

On ne peut enchaîner et dénouer avec plus d'adresse les fils d'une action où de petites causes, qui produisent de grands effets, concourent à démontrer cette vérité, que « l'insolence est une médaille dont

1. Tu te laisses mener, comme une marionnette, par des ressorts étrangers.

le revers est la bassesse. » Voilà ce que prouvent les scènes amusantes où nous voyons un jockey se courber devant un valet de chambre, ce valet devant son maître, le maître devant un colonel, et ce colonel devant une baronne dont il s'est fait le chevalier servant. Puis se déroule une autre série de contre-coups inverses, dont le branle est donné par la perte d'un épagneul, accident fortuit qui met successivement en jeu la colère de la baronne ricochant sur le colonel, celle du colonel sur l'amant, celle de l'amant sur le valet de chambre, celle du valet de chambre sur le jockey. C'est comme une suite de cascades qui dégringolent de degrés en degrés, jusqu'au moment où, grâce au serin qui remplace l'épagneul dans un cœur inconstant, tous les personnages font une fois encore volte-face, se réconcilient les uns avec les autres, et finissent par fêter un double mariage, qui est le dernier de tous ces ricochets.

Le Collatéral, *l'Homme qui veut faire son chemin*, *la Vieille Tante*, *l'Ami de tout le monde*, *la Manie de briller*, en un mot, tout un album de croquis finement crayonnés d'après nature mériterait aussi d'être étudié de près. Mais comment résumer en quelques mots l'œuvre si complexe de ce Gavarni bourgeois qui ressuscite, sous nos yeux, toute une société disparue? Une rapide analyse ne pouvant donner au lecteur que de faibles impressions, il nous suffira donc d'avoir réveillé le souvenir d'un peintre de mœurs qui contribua plus que tout autre, au lendemain de nos malheurs, à nous

rendre cette gaieté native dont le retour n'a jamais cessé d'être parmi nous le plus rassurant symptôme de convalescence, ou de santé rétablie.

Terminons en disant que Picard se fait estimer jusque dans ses échecs. Quand il osa tenter une comédie en cinq actes et en vers, il perdit la bataille; car il était écrit que la prose seule lui serait heureuse. Mais, alors même, nous rendons justice au lettré constamment épris de son art. Aussi n'est-ce point surfaire ce talent si français par la justesse, l'esprit, l'aisance et la clarté, que de voir en lui le premier de ces comiques de second ordre dont le nom se soutient, au-dessous de Molière, mais non loin de Regnard, à côté de Dancourt, près de Lesage et de Scribe, dont il reste le devancier le plus direct.

CHAPITRE V

M. Étienne. *Le Rêve. Le Chaudronnier homme d'État. Le Pacha de Suresnes. Les Deux Mères. La Petite École des Pères. La Jeune Femme colère. Brueys et Palaprat.* — Le directeur des *Débats*. — *Les Deux Gendres.* Il y rajeunit avec verve d'anciens motifs. Les caractères. Le revers de la médaille. Découverte de *Conaxa*. Une question de plagiat. Confrontation du modèle et de la copie. Trop d'habileté nuit. — *L'Intrigante.* Un censeur censuré. Sous l'Empire, la comédie fut relativement supérieure à la tragédie. Conclusion.

Voulant caractériser les auteurs qui, sous l'Empire, représentèrent le mieux la littérature dramatique, nous en trouverons l'expression la plus vraie dans le théâtre de M. Étienne. Car sa réputation s'épanouit sous le plein éclat de l'astre impérial, vers 1810, entre l'allégresse de nos récentes victoires et le deuil des désastres imminents. Suivons-le donc dans la carrière qu'il parcourut depuis le Consulat jusqu'à la chute du régime qu'il servit avec un dévouement aussi sincère que bien récompensé.

Né le 6 janvier 1778, à Chamouilly, dans la Haute-Marne, M. Étienne débarquait à Paris, en 1796, sans autres ressources qu'une physionomie avenante et une intelligence très-souple qui s'annonça bientôt, sur des scènes secondaires, par des impromptus où s'essayait, sous un air de folie, la malice d'un bon sens avisé qui cherchait fortune. Si *le Rêve* et *le Chaudronnier homme d'État* sentent trop la farce

ou même l'arlequinade, dans *le Pacha de Surènes* s'accusèrent déjà des intentions qui eurent quelque portée pratique. Ne s'y moque-t-il pas finement de la vaniteuse manie qui, dans l'éducation des filles, attribue aux arts d'agrément une importance exagérée? Sa seconde pièce, *les Deux Mères* (1802), trahit aussi de sérieux instincts. Elle s'en prenait à la négligence de ces femmes trop mondaines qui, par amour du plaisir et coquetterie coupable, oublient les devoirs de la maternité. Du même fond procède la *Petite École des Pères*. C'est tout un sermon de pédagogie domestique. Il y inflige une verte remontrance aux parents qui prétendent devenir les camarades de leurs fils, et, sous prétexte qu'un père doit être l'ami de ses enfants, ne se font aucun scrupule de les associer à leurs dissipations les plus équivoques. Une leçon vivante signale donc ici les périls de cette indulgence aveugle dont la suite serait le mépris d'une légitime autorité.

Dans *la Jeune Femme colère*, la morale est encore en jeu. Son rôle y consiste à corriger un défaut par une imitation qui l'exagère, à la façon d'un miroir grossissant. Cette méthode homœopathique avait inspiré déjà les *Adelphes* de Térence qui nous offraient l'exemple de Déméa faisant comprendre à son frère Micion, par ses folles largesses, les dangers qu'entraîne une faiblesse complaisante jusqu'à la complicité. Ici, c'est un mari qui, pour guérir le caractère irascible de sa jeune femme, oppose à ses emportements des éclats plus furieux encore. Peut-

être jugera-t-on que ce remède violent ne convient guère à la douce température d'une lune de miel, et qu'un traitement persuasif serait alors plus vraisemblable. Si l'élève s'avisait de crier plus fort que son maître, il s'ensuivrait un véritable charivari. Lorsque Fénelon entreprit la cure du duc de Bourgogne, il ne pacifia ses accès qu'en lui montrant des visages abattus et consternés. Pourtant, malgré ces objections, l'idée reste plaisante; et, comme le spectateur n'eut pas le loisir de la réflexion, il se laissa divertir sans résistance. Nous en dirons autant d'une autre fantaisie intitulée *Brueys et Palaprat* (1807). Ce n'est qu'une anecdote; mais elle se recommande par une tournure toute parisienne, l'agilité du dialogue, un dénoûment agréable, et des vers bien venus qui se retiennent d'emblée.

Cependant, ce n'étaient là que des levers de rideau, et M. Étienne ne leur devait encore que la faveur d'une administration attentive à tirer parti des plumes circonspectes et accommodantes. Les prémices de sa verve attirèrent en effet sur lui les regards de M. Maret, duc de Bassano, qui distingua le jeune auteur, alors employé dans les fourrages de l'armée, au camp de Boulogne. Il l'approcha donc de sa personne comme secrétaire; et ce fut en cette qualité que M. Étienne accompagna bientôt un des plus laborieux commis de l'Empereur dans sa mission de Pologne. On l'y chargea spécialement de surveiller les feuilles instituées pour incliner les esprits vers la médiation française. Ce noviciat politique, dont le

zèle fut très-intelligent, le désignait d'avance à un poste de confiance intime. Aussi, lorsque l'Empereur crut devoir mettre la main sur l'ancien *Journal des Débats*, s'adressa-t-il à l'habile serviteur qui venait de faire ses preuves de discrétion et de docilité. On s'empressa de lui confier une censure délicate qu'il déroba sous le titre de Directeur. Il ne tarda pas non plus à remplacer Esménard comme chef de division de la Presse, au ministère de l'Intérieur; et il occupait cette situation considérable, quand l'éclatant succès des *Deux Gendres* lui ouvrit à deux battants les portes de l'Académie: bonne fortune que ses amis lui annoncèrent par un billet portant ce verset emprunté aux actes des Apôtres: *Et elegerunt Stephanum, virum plenum Spiritu*[1].

Ce jeu de mots ne disait rien de trop. Car cette comédie fut incontestablement la meilleure qu'aient vue se produire les premières années du siècle. Ce n'est pas que l'intrigue en soit très-originale, ou très-serrée. Toute la question se réduit à savoir si un beau-père, indignement exclu du domicile de ses deux gendres, va coucher à la belle étoile, ou trouver ailleurs quelque honnête abri. L'arrivée d'un ami tranche ce nœud; et les deux égoïstes finissent par restituer, non sans un peu trop de précipitation, les biens qui leur avaient été donnés avec trop de légèreté. Voilà toute la fable, et elle n'est pas neuve. Car, sans parler du roi Lear, ni remonter à un conte

1. Et ils choisirent Étienne, homme plein de l'Esprit, *ou* plein d'esprit.

du XIII^e siècle, où se rencontre le germe de ce sujet, l'ingratitude filiale avait inspiré déjà plus d'un grave et piquant réquisitoire, entre autres *l'École des Pères*. Piron, s'y faisant le défenseur des vieilles mœurs bourgeoises, s'élève, en effet, mais avec plus d'honnêteté que d'éloquence, contre cette tendresse malentendue qui dégrade le caractère paternel, et habitue les enfants à un égoïsme assez ingrat pour renier un jour les plus rigoureux devoirs. La moralité naïve du vieux fabliau se reconnaissait dans la mésaventure du trop débonnaire Géronte, qui a le tort de nous faire rire, et parfois bâiller, aux dépens de sa dignité. Bref, il n'y avait là qu'une grossière ébauche, tracée à la hâte par un improvisateur qui n'eut jamais la patience de mûrir ses conceptions.

Ce motif était donc disponible encore, et n'attendait, pour paraître avec avantage, que l'industrie d'une main expérimentée. Se l'approprier fut le mérite de M. Étienne. D'abord, il crut devoir tempérer l'odieux d'un tableau qui révolte : il y réussit très-adroitement en substituant aux trois fils deux gendres, dont nous détestons la vilenie, mais sans que la nature ait droit d'en murmurer. Pour les rendre plus vivants, il sut donner à chacun d'eux une physionomie personnelle. Ce ne sont plus simplement ici des avares dont l'avidité brutale s'accuse au grand jour, mais des fourbes qui voudraient tromper les honnêtes gens ; car ils visent soit à la considération et au crédit, soit aux honneurs et aux emplois.

L'un, Dervière, se déguise en philosophe humanitaire. Il s'est fait bienfaisant pour être quelqu'un, ou quelque chose. Grand auteur de brochures déclamatoires, grand orateur de comités bruyants où l'on parade, sans qu'il en coûte rien,

Il a poussé si loin l'ardeur philanthropique,
Qu'il nourrit tous ses gens de soupe économique.

Mais les principes n'y perdent rien ; car ses écrits font tapage de généreux sentiments.

S'il ne sait pas chez lui garder un domestique,
Sans cesse il plaint le sort des nègres d'Amérique.

L'autre, Dalainville, est un vaniteux remuant qui s'est mis en tête d'arriver à un ministère, ou tout au moins à une direction générale. Or, pour parvenir à ses fins, il lui faut séduire l'opinion, c'est-à-dire les salons où s'accréditent les noms, où se concertent les influences. Il s'arrange donc de façon à en imposer par de beaux dehors, qui lui prêtent des semblants de vertus, ou de talents. Surtout, il entend à merveille l'art d'éviter le scandale, ou le ridicule.

Voilà les espèces en faveur desquelles Dupré, leur beau-père, s'est imprudemment dépouillé de tout son patrimoine. Il en est réduit à résider six mois chez l'un, six mois chez l'autre : encore est-il traité comme un parasite gênant, ou un témoin importun. Mais il ne se laisse pas humilier longtemps par les drôles qui le font repentir de son aveugle confiance.

Au lieu de se résigner à être dupe, il se révolte donc, et songe à s'affranchir, surtout quand son vieil ami Frémont est venu lui monter la tête. C'est alors qu'il prépare une revanche dans laquelle triomphe la dextérité du poëte.

En effet, tandis que Piron se borne à expliquer par une raison d'intérêt le piége où tombent les fils dénaturés que l'espoir d'un héritage imprévu décide à se dessaisir du gage dont ils étaient nantis, M. Étienne use d'un ressort tout à fait conforme aux caractères de ses charlatans. Il les punit par la crainte de la rumeur publique, et c'est leur hypocrisie même qui devient l'instrument d'une juste déconvenue. Dalainville est sur le point de toucher au but que poursuit son ambition ; il croit tenir enfin son portefeuille ; il reçoit de tous côtés des compliments, même de son beau-frère qui le déteste ; sa femme en est toute transportée, elle se voit déjà trônant dans son hôtel, s'étalant dans ses équipages et ses loges, quand éclate soudain une lettre de M. Dupré, déclarant à ses gendres que leurs procédés honteux ont poussé sa patience à bout, que les ressources dont il dispose encore lui permettent de reprendre son indépendance, et qu'il va produire au grand jour une noire ingratitude. On se figure les conséquences de cette menace : elle est comme un coup de foudre. Pris d'un effarement tout à fait comique, voici que les deux Tartufes se jugent perdus, tremblent pour leur pot au lait qui se brise, et se gourmandent à l'envi de mutuels reproches.

Prenez garde, dit le philanthrope au ministre désigné :

Tous les yeux aujourd'hui semblent fixés sur vous ;
Votre élévation a fait bien des jaloux ;
Vous sentez que pour eux l'occasion est belle.
De tout Paris, demain, ce sera la nouvelle.
Aux mots de fils ingrat, de père abandonné,
Je crois voir contre vous le public déchaîné.
Pour l'homme qui s'élève, il est impardonnable ;
C'est un besoin pour lui de le trouver coupable.
La foule des méchants va, vous le pensez bien,
Dire qu'un mauvais fils est mauvais citoyen.

Mais Dalainville est en fond pour la riposte : car il a beau jeu contre Dervière. Ne répond-il pas :

Si je dois du public redouter l'injustice,
Il peut aussi sur vous exercer sa malice :
« Le voilà, dira-t-on, ce mortel bienfaisant,
Appui du malheureux, soutien de l'indigent !
De ses nombreux bienfaits il a rempli la terre :
Il fut humain pour tous, excepté pour son père. »

C'est ainsi que chacun rejette la faute sur son complice. Madame Dalainville, la mondaine, la frivole, l'oublieuse, a sa part, elle aussi, dans les récriminations communes, et ne manque pas d'être châtiée par où elle a failli. Jugez-en d'après ce joli portrait, esquissé par Comtois, le valet qui venge à bon droit ses griefs, et ceux de son maître dépossédé. Car, si l'un souffre au salon, lui, il pâtit à l'office. N'est-il pas le domestique des domestiques, le premier levé, le dernier couché ? On lui refuse une livrée, on le tient

pour un goujat ! Mais il se rattrape bien, dès que sa langue peut impunément se délier ! Écoutez :

Le désir de briller, l'amour de la parure,
Fait taire dans son cœur la voix de la nature.
Elle vous aime au fond ; mais cent futilités
Occupent tout son temps. Si vous vous présentez,
Elle répète un pas, ou bien elle étudie
Quelque rôle nouveau dans une comédie.
Car la mode du jour est d'apprendre aux enfants
Tout, hormis le respect qu'on doit à ses parents.
Le jour de votre fête, elle n'est point venue.
Je n'en suis pas surpris. Comment l'auriez-vous vue ?
Madame, à son hôtel, avait spectacle et bal ;
Le soir, elle jouait dans *l'Amour filial* ;
Et vous concevez bien qu'une si grande affaire
Ne lui permettait pas de songer à son père.

Aussi Dalainville a-t-il quelque raison de lui adresser cette mercuriale :

N'étiez-vous pas d'un père et l'espoir, et l'appui ?
Qui donc, si ce n'est vous, eût dû veiller sur lui ?
Accablé de travail, était-ce à moi, madame,
De lui donner un temps que le public réclame ?

A ces réprimandes elle ne répond que par des pleurs, ce qui redouble l'émoi plaisant de son mari ; car il a grand monde chez lui, et il ne faut pas qu'on s'aperçoive de ces larmes : elles l'accuseraient !

. . . . Essuyez-les, madame ;
C'est fort essentiel, je vous en avertis :
Ceux qui dînent chez moi ne sont pas mes amis.

Ce sont là des traits excellents, parce qu'ils jaillissent tout naturellement des passions et des carac-

tères. Quelques-uns ont la justesse d'un proverbe, notamment celui-ci :

La charité jadis s'exerçait sans éclat ;
A Paris, maintenant, on s'en fait un état.

Agile et net, incisif et franc, le dialogue est à l'unisson. Nous voudrions tout citer, car chaque détail a son prix. Parmi tant de légères peintures où sont fixées en passant les mœurs du jour, détachons au moins la piquante description de ces dîners d'apparat, où se rencontrent

Des hommes en faveur, de graves personnages,
Qu'on a soin d'inviter, pour avoir leurs suffrages;
Quelques seigneurs venus des pays étrangers,
Et s'efforçant en vain de paraître légers;
Certains mauvais plaisants courant par tout le monde,
Et flairant un repas d'une lieue à la ronde,
Misérables bouffons, parasites connus,
Des Lucullus nouveaux courtisans assidus ;
D'autres dont l'industrie est la seule ressource,
Vrais courtiers de bureaux, politiques de Bourse,
Chaque jour, de scandale et de propos méchants
Fabriquant un recueil, pour divertir les grands ;
Hommes perdus d'honneur, avides mercenaires,
Qui, tour à tour agents de plaisirs et d'affaires,
Par leur impertinence indignent tout Paris,
Et se sont fait un nom, à force de mépris.

N'oublions pas non plus l'allusion lancée contre ces faillites qui ne ruinent que les créanciers, et après lesquelles, s'élançant dans un brillant équipage, l'escroc millionnaire dit nonchalamment :

Je vais m'ensevelir au château de ma femme.

Bref, ce fut un de ces événements qui mettent un

nom hors de pair; mais ces joies d'une victoire qu'enviaient des regards jaloux furent bientôt troublées par un incident dont le bruit fit tempête dans le silence universel de l'Empire. Le prétexte de tout cet émoi fut la découverte d'une pièce de collége, intitulée *Conaxa, marchand d'Anvers,* composée en 1673 par le jésuite Jacques Rinold, et dénichée dans la bibliothèque du duc de La Vallière. Des rivaux qu'impatientait un concert de louanges s'empressèrent tout à coup d'affirmer que *les Deux Gendres* étaient une nouvelle édition de l'ancien scenario. Ce ne fut d'abord qu'une sourde rumeur, circulant à voix basse dans les cafés, les athénées et les théâtres. Puis, la malveillance politique envenimant la question (car il était doux de surprendre en faute un personnage officiel, et constitué en dignité), on prononça tout haut, et on imprima tout vifs les gros mots de *plagiat* ou de *vol.* L'orage prit de telles proportions que le protégé du duc de Rovigo dut enfin s'expliquer. Dans une spirituelle préface, il commença par éluder une accusation qu'il traitait avec le sans-façon leste et dégagé d'une conscience forte de son innocence. Il reconnaissait seulement qu'il avait reçu d'un ami, M. Lebrun-Tossa, le canevas d'une pièce en trois actes. Mais, loin de lâcher prise, la cabale, qui soupçonna quelque embarras sous ces réticences, n'eut rien de plus pressé que d'offrir au public l'occasion de confronter le modèle et la prétendue copie.

Le 3 janvier 1812, *Conaxa* (que M. Étienne

s'obstinait à appeler *Onaxa*) eut donc les honneurs d'une représentation au théâtre de l'Impératrice, alors dirigé par Duval, le concurrent aux dépens duquel M. Étienne portait les palmes vertes de l'Institut. Sur ces entrefaites, M. Lebrun-Tossa, opérant subitement une manœuvre assez équivoque, passa du côté de l'ennemi, et vint divulguer plus d'un secret de ménage dans une brochure qui se terminait ainsi : « Quoi ! je vous ai donné trois aunes de bon drap d'Elbeuf, et vous jurez n'avoir jamais reçu que l'échantillon d'un échantillon de drap ! »

En résumé, la situation devint fausse pour l'inculpé qui, tout bien considéré, demeure convaincu d'avoir trop usé de finesse, et de discrétion intéressée. Il eût été plus habile d'avouer ce qui n'ôtait rien à son mérite. Car, outre que ce n'est point une idée unique et merveilleuse de fonder un motif dramatique sur un partage entre-vifs, on reste toujours original, lorsque d'une mauvaise comédie on en tire une bonne, à l'exemple de Molière, qui prenait si volontiers son bien où il le trouvait. C'eût été le cas d'appliquer cette épigramme du XVIII[e] siècle :

Un jour Regnard et de Rivière,
En cherchant un sujet que l'on n'eût point traité,
Trouvèrent qu'un *Joueur* serait un caractère
Qui plairait par sa nouveauté.
Regnard le fit en vers, et de Rivière en prose :
Ainsi, pour dire au vrai la chose,
Chacun vola son compagnon.
Mais quiconque aujourd'hui voit l'un et l'autre ouvrage
Dit que Regnard a l'avantage
D'avoir été le *bon larron*.

Si M. Étienne eut quelques torts de conduite en cette affaire, le plus grave fut, à coup sûr, de tomber au-dessous de lui-même, lorsqu'en 1813 parut *l'Intrigante*, pièce qu'une interdiction préserva seule de mort naturelle. Il y mettait en scène un honnête négociant qui refusait d'accepter pour gendre un homme de cour introduit dans sa maison par les manéges de sa sœur. Au fond, rien de plus inoffensif que les doléances de ce bourgeois, dont le bon sens s'écriait :

Mon respect pour la Cour a souvent éclaté,
Et nul n'est plus soumis à son autorité.
Mais que peut-elle faire à l'hymen de ma fille ?
Je suis sujet du prince, et roi dans ma famille.

Pourtant, le ministre de la police générale n'en jugea pas de la sorte; et dans ce passage, comme en d'autres semblables, on voulut voir une protestation contre certains caprices omnipotents qui mariaient d'autorité des filles nobles, ou de riches roturières, aux officiers brillants qu'improvisait la fortune de nos armes. Aussi l'ordre fut-il donné de suspendre des représentations où l'animosité des partis pouvait chercher malice.

L'écrivain qui, Censeur lui-même, fut alors censuré, se trouva donc puni par où il avait péché. C'était lui pourtant qui venait de dire très-haut, en son discours académique : « Si tu revivais parmi nous, divin Molière, quel vaste champ s'ouvrirait devant toi ! Sans doute, on t'opposerait de nouveaux obstacles; mais ton courage serait digne de

ton génie. Tu saurais peindre le courtisan sans offenser la cour, l'ambition sans atteindre l'homme qui se dévoue au service de la patrie, le flatteur sans outrager le sujet qui rend un légitime hommage à son Prince... Et, si, malgré tant d'efforts, tes travaux étaient méconnus; si, malgré tant de génie, tes chefs-d'œuvre étaient proscrits, *tu te réfugierais au pied du trône*, et tu y trouverais encore un grand monarque pour te protéger. Ah! sans doute le héros qui d'un bras victorieux rouvrit le *Temple des Muses* sourirait au plus *cher favori de Thalie*. Le Souverain qui associe tous les talents à la gloire de son règne est l'appui de l'écrivain qui en accroît la splendeur; le *Législateur* qui réforme son siècle est le soutien du *moraliste* qui l'éclaire. Non, Molière, tu ne l'implorerais pas en vain ce monarque invincible!... »

Interprétée par la disgrâce de *l'Intrigante*, cette tirade contient la moralité de notre chapitre sur la comédie. Non, quoi qu'en ait dit l'homme heureux que son bonheur rendit optimiste, et le haut fonctionnaire obligé par la reconnaissance, non! Molière n'aurait point eu, sous Napoléon Ier, les mêmes privilèges que sous Louis XIV. S'il en avait usé avec les anciens jacobins devenus barons de l'Empire aussi librement qu'avec les marquis de son temps, il est vraisemblable que le *monarque invincible* n'eût pas invité le poëte à partager sa table, et se fût bien gardé de tenir l'enfant d'un acteur sur les fonts baptismaux. Sans doute, il est téméraire d'affirmer, par conjecture, que nous serions à jamais

privés de certain chef-d'œuvre auquel fut nécessaire un patronage tout-puissant; mais nous estimons que la Providence eut ses raisons pour ne point ajourner la venue de notre grand comique jusqu'au sénatus-consulte de 1804. L'expérience de M. Étienne est décisive. Car, lorsque voulant éclairer son siècle, le *moraliste* invoqua « le *Législateur* qui l'avait réformé », on ne lui répondit que par une suppression qu'il fallut subir, sans aucune chance d'appel; le *Législateur* avait si bien réformé le siècle que pas une voix n'eût osé défendre le *moraliste*.

Faut-il en conclure que « Thalie », comme on disait, ne compta plus alors de fidèles? Assurément non, et l'étude qui précède démentirait ce pessimisme. Que serait-ce donc si, au lieu de visiter seulement un état-major, nous passions en revue l'armée régulière qui tenait journellement la campagne, et tous les francs-tireurs qui voltigeaient, à droite et à gauche, sur les ailes de cette infanterie poétique? Mais n'évoquons pas ces inconnus, ou ces oubliés : Monvel et son *Amant bourru*, Cailhava et ses pastiches de Molière, Dumaniant et ses imbroglios, Riboutté et son *Ministre anglais*, Eugène de Planard et sa *Nièce supposée*, Creuzé de Lesser et son *Secret du mariage*, Charles de Longchamps et son *Séducteur amoureux*, Lafontaine et sa *Courtisane amoureuse,* Dieulafoy et son amusant quiproquo de *Défiance et Malice*, Hoffman et son *Original*, François Roger et son *Avocat*, qui, cette fois,

gagna brillamment sa cause, puisqu'il lui valut un fauteuil d'immortel.[1]

Laissons aussi dormir en paix tous les héros des innombrables vaudevilles qui peuplèrent alors tant de scènes grandes et petites : les Belmont, les Dorimont, les Dermont et les Florimont; les Belville, les Doriville, les Derville et les Floriville; les Belcourt, les Doricourt, les Dercourt et les Floricourt. Ne réveillons pas non plus les ombres des Célestines, des Carolines, des Alexandrines, des Cidalises, des Estelles, des Sidonies ou des Pamélas, qui firent alors battre tant de cœurs. Ces noms si impersonnels, et qui ne varient guère, paraîtraient bien démodés à notre goût dédaigneux, et blasé par l'habitude des sensations violentes. Il n'en est pas moins vrai que la comédie fit alors assez bonne contenance, surtout si on la compare à la tragédie. C'est que,

1. Empruntons à un Maître regretté, à M. Patin, qui remplaça M. Roger à l'Académie française, quelques traits de l'analyse judicieuse qu'il consacre à la pièce dont nous parlons : « On y voit une orpheline obligée de réclamer devant les tribunaux la fortune et le nom de son père qu'on lui conteste, offrant pour obtenir l'un de renoncer à l'autre, s'abstenant généreusement de produire une lettre propre à établir ses droits, parce que cette pièce compromettrait la sûreté du parent abusé qui la méconnait ». — D'autre part, un jeune homme, espoir du barreau par l'éclat de son talent, engagé à plaider contre une femme dans laquelle il reconnaît avec une douloureuse surprise celle qu'il aime, et dont il est aimé, persiste, par devoir et honneur, à retenir une cause que maintenant il déteste. Il en poursuit, il en assure le succès. Puis, quand il a tenu héroïquement parole, vainqueur et désespéré de sa victoire, «il vient offrir à celle qu'il a ruinée par vertu, sa main que par vertu aussi elle refuse, jusqu'à la péripétie heureuse et prévue qui rend à l'infortunée une famille, et lui permet d'accepter un époux ». On le voit, M. Roger représente la *comédie romanesque*.

plus naturelle et moins ambitieuse, elle ne s'ingénia pas à chercher fortune hors de son temps. La bonne humeur et l'esprit n'ayant jamais déserté la terre française, il lui suffit d'être de race gauloise pour conserver encore sa grâce et sa gaieté, jusque sous des entraves qu'elle avait l'air de porter sans trop de gêne.

A défaut des grands sujets d'où l'écartait la crainte de déplaire, elle effleura donc légèrement des surfaces. Au besoin, elle se faisait honneur d'une maligne réponse de Marton, d'une bonne effronterie de Crispin, d'une naïveté de Lucas, des finasseries de Champagne, du rire argentin de Lisette, des maladresses d'Arlequin, de la sottise de Dubois, du flegme de L'Épine, en un mot d'une pochade enlevée de verve. Si des liens trop serrés comprimèrent et ralentirent ses mouvements, si elle vit se fermer devant elle bien des régions qu'eût explorées avec profit sa curiosité frondeuse, elle sut du moins badiner avec agrément et décence. Or, c'est un mérite qui a sa valeur, surtout pour qui sait qu'à la fin de l'Empire le plus populaire de tous les théâtres, et le moins sujet à la censure, fut peut-être le *Cirque Olympique*, institué par Franconi.

LIVRE SIXIÈME

Les poëtes de transition.

CHAPITRE I[er]

La fin d'une école; poëtes intermédiaires. ÉCOUCHARD LEBRUN, le *Pindare français*. Il entrevit de loin un nouvel Olympe. Son originalité provisoire. L'hiérophante de la Révolution, le Tyrtée Jacobin. L'infirmité du caractère porte malheur au talent. Habile artisan de mots, il sut défendre les prérogatives de la langue lyrique. Il eut la passion de son art. L'ode du *Vengeur*.

Étant impersonnelles par nature, les œuvres de la scène intéressent l'histoire des mœurs plutôt que celle de l'Art proprement dit. Aussi convient-il d'étudier ailleurs les modes littéraires qui furent en vogue à une époque où la poésie n'était pas le culte solitaire de quelques rêveurs perdus parmi des indifférents, mais un plaisir d'habitude, familier à un grand nombre d'intelligences, ou, si l'on veut, une distraction élégante, presque aussi répandue que l'est aujourd'hui la pratique du piano. Dans un chapitre préliminaire, nous avons indiqué déjà les symptômes généraux qui, sous l'Empire, signalèrent les tendances du goût, et les entreprises de l'imagination.

Mais ce tableau sera plus fidèle si nous isolons certaines figures que distingue la célébrité de leur nom, ou l'autorité de leur influence. Groupons donc, comme dans une salle d'honneur, les talents qui doivent être mis en vue, pour avoir les uns illustré d'un dernier éclat le déclin des traditions classiques, les autres enrichi notre langue, assoupli notre prosodie, et même soupçonné, par accident, les voies où s'élanceront bientôt les véritables maîtres du siècle présent.

Aux approches d'une Renaissance se rencontrent d'ordinaire des esprits agités, à leur insu, d'une inquiétude pour ainsi dire prophétique. Mais, chez eux c'est moins une force qu'une faiblesse. Car ces instincts, que rien n'encourage dans le milieu contemporain, s'ignorent trop eux-mêmes pour s'affranchir des servitudes qui les paralysent. S'ils essayent de s'épanouir, en dépit de l'air glacial qui les tient engourdis, ces germes, aventurés avant l'heure printanière, sont surpris par les vents, les pluies ou les gelées, et se dessèchent, ou ne produisent qu'à grand'-peine des fruits malingres auxquels la rigueur du ciel refuse une pleine maturité. Aussi, malgré leur séve native, n'ont-ils qu'une amère saveur, ou même tombent-ils en poussière sous la main qui voudrait les cueillir.

Tel est aujourd'hui le sort d'Écouchard Lebrun, qui subit plus que tout autre l'inclémence d'une âpre saison. Il doit compter pourtant parmi les précurseurs qui entrevirent de loin les cimes d'un nou-

vel Olympe. Il donna du moins l'exemple d'accents fiers et superbes qui ne manquent pas d'une originalité provisoire, en un siècle de raisonnement et de bel esprit, dans le voisinage des fades pastorales, ou des petits vers musqués dont la mièvrerie faisait les délices des salons et des boudoirs.

Au lieu de courtiser le caprice de la faveur mondaine, il se montra vraiment épris d'une gloire austère ; car, animé, par accès, d'une flamme intérieure, il eut l'ambition d'être une de ces voix harmonieuses qui vibrent à l'unisson des foules. Bien qu'il se soit souvent exalté de propos délibéré, sans que son délire trop rassis rappelle l'enthousiasme de l'ode primitive, il y aurait donc une certaine ingratitude à railler cruellement ce surnom de *Pindare français*, qui lui fut décerné par une génération trop étrangère au sentiment de l'antique. Dans cette méprise voyons plutôt un hommage aveugle rendu par l'illusion reconnaissante de nos pères à la bonne volonté d'une Muse qui, pour la première fois, s'associait enfin à l'allégresse de nos victoires, aux pompes de nos fêtes civiques, ou au deuil des grandes funérailles, c'est-à-dire aux émotions qui faisaient tressaillir tout un peuple.

Quoique ces visées aient été compromises par de fâcheuses défaillances, elles témoignent pourtant de facultés qui n'étaient pas vulgaires ; et, sans être dupes de la rhétorique artificielle qui déconcerte des élans dignes d'une meilleure fortune, nous avouerons que sous ces erreurs mêmes se manifeste la

vaillance entreprenante avec laquelle Lebrun disait un jour :

Ceux dont le présent est l'idole
Ne laissent point de souvenir.
Dans un succès vain et frivole
Ils ont usé leur avenir.
Amants des roses passagères,
Ils ont les grâces mensongères,
Et le sort des rapides fleurs :
Leur plus long règne est d'une aurore.
Mais le Temps rajeunit encore
L'antique laurier des Neuf Sœurs.

Oui, il y eut un véritable courage à concevoir ainsi, parmi les inconstances d'un monde si dissipé, l'idée d'une vocation recueillie, et à parler de long avenir, en face des insouciants qu'emportaient à la dérive tous les souffles de la fantaisie passagère.

Toutefois, nous avons le regret d'ajouter que l'estime à laquelle le poëte a droit ne va pas jusqu'au panégyriste officiel, dont la complaisance fut si prompte à saluer de ses dithyrambes toutes les causes victorieuses, ou à lancer contre les vaincus d'outrageantes imprécations. Ancien secrétaire du prince de Conti, protégé par Louis XVI qui l'honora de ses bienfaits, Lebrun ne devint-il pas l'hiérophante de la Révolution; et, après avoir été l'adulateur de Robespierre, n'a-t-il pas vendu son encens à l'Empire, comme à la Terreur? Cette inexcusable versatilité justifia presque ce trait sanglant :

Oui, le fléau le plus funeste
D'une lyre banale obtiendrait les accords.
Si la Peste avait des trésors,
Lebrun serait soudain le chantre de la Peste.

Le discrédit qui pèse sur sa mémoire ne tient donc pas seulement à des raisons littéraires. S'il sied d'être indulgent pour des faiblesses atténuées par les blessures d'une âme ombrageuse qu'avaient aigrie ses chagrins domestiques, on ne saurait oublier deux taches ineffaçables : d'abord les invectives du Tyrtée jacobin qui, par une Ode fanatique, hâta la violation des tombes royales; ensuite, une épigramme odieuse contre Carnot, dont le seul tort avait été de rester debout, parmi tant de renégats courbés jusqu'à terre devant un maître qu'ils détestaient, tout en acceptant ses faveurs.

Du reste, ces infirmités morales ne furent point impunies, si l'on en juge par les intermittences d'une verve rebelle dont les inégalités confirment cet arrêt :

Le vers se sent toujours des bassesses du cœur.

Poëte hargneux, atrabilaire et vindicatif, flatteur des grands et du peuple, chantre de palinodies éhontées, il ne fut jamais capable que de soubresauts, et de jets vite épuisés. S'il tendit au sublime, il n'atteignit le plus souvent qu'à l'emphase. Une flore ingrate dénonce chez lui l'aridité d'un sol chétif fertilisé laborieusement, à force de culture. Il a parfois de vigoureux coups d'aile, mais qui fléchissent soudain, comme s'il volait dans le vide. Quand il monte, on sent l'effort : il faut qu'il se guinde, et s'évertue. Inspirées par sa mémoire, et apprises plutôt que

spontanées, ses hardiesses ont rarement l'aisance d'un essor involontaire.

C'est qu'un sophiste indifférent à l'idée comme au sentiment se cache sous les mensonges d'un lyrisme plein de calcul et de ruse, où tout est pour la montre et l'effet. A défaut de naïveté, d'ardeur soutenue, et de libre invention, nous devons donc nous contenter ici d'une facture savante, de mouvements adroitement combinés, de vers sonores ou puissants, qui tantôt s'exhalent comme des parfums, tantôt semblent sculptés dans le marbre, ou fondus en airain. Telle est, par exemple, cette fin de strophe dont l'énergie a tant de relief :

Vivant, nous blessons le Grand Homme ;
Mort, nous tombons à ses genoux.
On n'aime que la gloire absente ;
La mémoire est reconnaissante,
Les yeux sont ingrats et jaloux.

Nous lui saurons gré surtout d'avoir défendu les prérogatives de la langue lyrique contre la timidité d'une école qui prétendait réduire la poésie à la prose. « Lebrun est un poëte de mots », disait de lui Fontanes. — « Mais ce n'est pas déjà si peu », répondit Joubert ; et nous serons tous de son avis. Car la science de l'expression eut alors plus que jamais son à-propos, parmi tant de pusillanimes qui ne parlaient plus que le vocabulaire des réminiscences, et des lieux communs. Aussi serions-nous tentés de tourner en éloge ce pastiche satirique dans lequel

Baour-Lormian censurait des témérités dont l'audace lui sembla ridicule :

De l'immortel Lebrun mesurez la hauteur.
Voyez-le *déployant son vol dominateur,*
Ceint de foudres, d'éclairs, traverser l'Empyrée,
Et *s'ouvrir dans le vide* une route ignorée.
On connaît dans Paris son pouvoir souverain;
Les vers qu'il martela sont plus durs que l'airain.
A des *insectes-rois* il déclare la guerre;
Il *fait rire son arc, enivre son tonnerre,*
Roule un bleuâtre éclat en des yeux menaçants,
Ne craint pas de mourir, fier *de sortir du temps,*
Fait au front d'un monarque *expirer la couronne,*
De la postérité fièrement *s'environne,*
Dénonce à Flore, aux lis *l'insolence des vents,*
Jusqu'au sein des Enfers porte ses *pas vivants.*
Peint *de gloire et d'orgueil les âmes effrénées*
Se plongeant à sa voix *au fond des destinées;*
Et, *fuyant d'un essor* subit, inattendu,
A travers le péril, et *l'obstacle éperdu,*
Jeune de verve, il vole en des plaines arides,
Pour *imposer silence* aux hautes Pyramides,
Tente le vaste Olympe; et, libre d'ennemis,
S'assied, en conquérant, sur les *siècles soumis.*

Non, certes, tout n'est point bizarrerie dans ces alliances imprévues ; quelques-unes même nous paraissent fort heureuses, en dépit de la parodie qui les défigure. Elles furent comme la refonte d'une monnaie trop usée par la circulation. Ce que nous reprocherons plutôt à Lebrun, c'est d'avoir trop préféré le dessin à la couleur. Il a le contour net et ferme; mais son pinceau est froid, ou se joue sur un fond grisâtre. Roides et nues, ses images n'ont pas de charme et de suavité. Elles sont bien contem-

poraines du style inauguré par le peintre David, vers l'époque où nos temples profanés s'ouvraient à la déesse Raison. Plus païen que les Romains et les Grecs, il abusa des fictions allégoriques, et ne sut point, comme André Chénier, vivifier cette mythologie abstraite par l'enchantement des Grâces décentes ou voluptueuses.

Ces défauts, dont il ne porte pas toute la responsabilité, ne nous rendront point injustes pour une plume industrieuse qui sut polir sa matière. On peut sourire du personnage théâtral qui singeait avec tant de morgue Anacréon, ou Pindare. On doit flétrir l'Apollon vénal qui se donnait effrontément au dernier enchérisseur. Mais ne faisons pas fi d'un écrivain qui eut la passion du bien dire. Si nulle autre religion ne féconda ses œuvres, celle de l'Art lui fut du moins une conscience, et presque une vertu. Car, sans racheter tous ses torts, elle lui dicta plus d'une page réparatrice, entre autres, l'ode qui valut à la nièce de Corneille le patronage de Voltaire. Ce jour-là, de beaux vers furent une belle action.

Il y eut aussi de l'éloquence dans les anathèmes dont il foudroya les détracteurs de Buffon. En cette occasion, il égala presque la majesté du génie dont il disait, à propos des *Époques de la nature* :

Au sein de l'infini ton âme s'est lancée,
Tu peuplas ses déserts de ta vaste pensée :
La Nature avec toi fit sept pas éclatants,
Et, de son règne immense embrassant tout l'espace,
　　Ton immortelle audace
A posé sept flambeaux sur la route du Temps.

Dans cette admiration se révèlent comme de lointaines affinités entre le prosateur et le poëte. Tous deux aimèrent les vastes horizons; tous deux eurent de la noblesse, et une ampleur solennelle. Si chez Lebrun les hautes pensées n'habitèrent pas le cœur, elles se réfugièrent du moins dans l'imagination; et cet air de grandeur, nous le retrouvons jusqu'en ses épigrammes. Car, au lieu de raser la terre, elles éclatent comme des bombes qui décrivent une gigantesque parabole.

Mais n'insistons pas sur ces jeux où il fut si cruel qu'on serait tenté de prendre en pitié quelques-unes de ses victimes. Mieux vaut évoquer des souvenirs moins périssables que la haine ou l'injure, je veux dire ce « victorieux naufrage » du *Vengeur*, qui, pouvant capituler honorablement, préféra sombrer, sous le feu des Anglais, aux cris de : *Vive la République!* C'est parmi ces héroïques épaves qu'il nous faut chercher la lyre de Lebrun. Elle y repose, près du drapeau tricolore qui la protége contre l'oubli.

CHAPITRE II

DELILLE. Une royauté littéraire. Un homme heureux. Ses préludes; le patronage de Louis Racine. Influence de Gresset. Traduction des *Géorgiques*. Voltaire lui ouvre les portes de l'Académie. Originalité d'une œuvre périlleuse. — L'École didactique et descriptive. La poésie et la science. *Les Jardins*, recueil de morceaux choisis. Les hors-d'œuvre. Delille, et La Fontaine. Le goût de son temps. Son voyage en Orient. — Son exil volontaire après la Terreur. — Sa rentrée triomphale au Collége de France. *La Pitié* (1802). Succès politique. Inventaire de son portefeuille. *L'Homme des Champs*; le grand seigneur philanthrope. Traduction de *l'Énéide*. *Le Paradis perdu*. *L'Imagination* (1806). *Les Trois Règnes*. Encyclopédie pittoresque. — Il faut condamner le genre plus que le poëte. Le réalisme classique. Fabrique de jolis vers. L'art frivole. L'Ovide français. Poëme sur *La Conversation*. — Sa mort, son lit de parade. Il apprivoisa les timidités de la Muse. Ses hardiesses de style. Il enrichit le vocabulaire poétique. Ne médisons pas trop même de ses périphrases. Ses œuvres furent un Jardin d'acclimatation.

Si Lebrun eut ses jours d'ovation, ils furent suivis d'une disgrâce définitive ; car l'opinion ne lui pardonna pas d'avoir encouragé des crimes, et il s'en défendit mal par des strophes où protesta vainement une indignation trop tardive. Mais, tandis que le désert se faisait autour de sa mendicité morose, un autre poëte qui datait de loin, Jacques Delille, rentrait solennellement en possession de sa royauté débonnaire ; et, de 1800 à 1813, ses œuvres ne cesseront plus d'être la principale décoration d'une société qui acclamait en lui ses souvenirs d'autrefois. Puisque ce nom rappelle l'éclat d'un long règne, remon-

tons jusqu'à l'avénement de ce bel esprit dont on a pu dire :

> La Mode au vol changeant, aux mobiles aigrettes,
> Semble avoir pour lui seul fixé ses girouettes.

En effet, l'histoire littéraire n'offre guère de destinée plus heureuse. Car il n'eut qu'à paraître pour devenir l'idole d'une génération qui se vantait d'avoir secoué le joug de tous les préjugés. Ils furent pourtant bien modestes les débuts de cet abbé sémillant qui devait égaler la réputation de Ronsard, dans le siècle de Voltaire. Né clandestinement, près d'Aigueperse, au fond de la Limagne, en Auvergne, au mois de juin 1738, fils d'une personne de condition et de l'avocat Montanier, qui mourut en laissant à l'enfant une rente viagère de cent écus, n'ayant pas même le droit de porter le nom de son père, il fut élevé par charité, d'abord au presbytère de son village, puis chez les jésuites, au collége de Lisieux, où le distinguèrent des aptitudes précoces. Plein de gentillesse et de vivacité, surnommé *l'Écureuil* par ses condisciples, il apprit à cette école les plus ingénieuses traditions du Père Rapin. Lauréat de concours, déjà célèbre dans les régions universitaires, il ne s'en trouva pas moins fort dépourvu, lorsqu'au lendemain de succès retentissants il dut songer à l'avenir. Faute de mieux, il lui fallut donc accepter les humbles fonctions de maître de quartier au collége de Beauvais, et, bientôt après, de régent à celui d'Amiens. Mais il ne tarda pas à se mettre en vue:

car une épître qu'il adressa, vers 1761, à M. Laurent, inventeur d'un bras artificiel, eut la bonne fortune d'être couronnée par l'Académie française.

Dans cette pièce s'annoncent déjà tous ses instincts. Il s'amuse à y décrire les appareils d'imprimerie, les moulins à vent, les pompes, les écluses, les ponts portatifs, les automates de Vaucanson, la machine de Marly, et autres merveilles de la mécanique moderne. C'est encore là qu'au mot *glace* il substitue les détours de cette périphrase :

> Et le sable dissous par des feux dévorants
> Pour les palais des rois brille en murs transparents.

Par ces industrieux enfantillages, il relève de ses premiers maîtres, et applique au vers français les ruses de la prosodie latine. Mais il donne aussi la main à Louis Racine, que l'on peut regarder comme le patron du genre descriptif. Delille nous raconte lui-même, avec un pieux accent, la visite qu'il fit à ce pâle héritier d'un grand nom, vers l'époque où, dans son obscure chaire de Beauvais, il se délassait de pénibles travaux en méditant ses *Géorgiques*. L'auteur du poëme sur la *Religion* jugea d'abord ce dessein bien téméraire ; mais une trentaine de vers lus timidement d'une voix émue changèrent ces défiances en vifs éloges, dont l'aiguillon piqua d'honneur un talent qui ne voulait point s'ensevelir dans l'ombre d'une classe.

Parmi les influences qui agirent encore sur son imagination novice, n'omettons pas non plus les

exemples de Gresset, qu'un admirateur désireux d'être son émule put fréquenter à loisir, quand, après l'expulsion des jésuites, il fut appelé à l'un des postes d'enseignement qu'ils laissèrent vacants au collége d'Amiens. C'était là, dans la patrie de Voiture, que vivait comme en pénitence le chantre espiègle de *Vert-Vert*. Or entre les deux esprits qui se rencontrèrent alors existait une sorte d'entente naturelle. Ils se valaient du moins par leurs grâces coquettes, et par les séductions qui feront dire un jour à une admiratrice de l'abbé, à une de ses dévotes : « Son âme est d'un enfant ; elle a quinze ans ; elle a vingt mouvements à la fois. Il est, aussi lui, chose légère et volage. » Ces traits ne s'effaceront pas. Car Delille aura beau se vouer, comme il aimait à le croire, aux Muses les plus graves ; il sera toujours plus voisin d'Ovide que de Virgile, sous les auspices duquel il allait à entrer en scène.

Dans les derniers mois de 1769, un an après les *Saisons* de Saint-Lambert, parut enfin le monument qu'attendait la gloire. Il était prôné d'avance par l'impatiente curiosité des salons qu'avait affriandés la primeur de quelques fragments débités avec charme par un lecteur habile à duper les oreilles. On ignorait trop le modèle pour ne point fêter la copie. Aussi fut-elle déclarée, je ne dis pas égale, mais presque supérieure à l'œuvre même de Virgile. Dès lors, les deux noms ne firent plus qu'un, et le signal en fut donné par Voltaire en personne. Ravi de cette facilité brillante où il se reconnut, il applaudit de tout

cœur à un tour de force qui lui avait semblé naguère impossible. Avec sa pétulance ordinaire, il s'empressa même d'écrire à l'Académie, pour recommander à ses suffrages l'auteur du « meilleur poëme qui eût honoré la France, depuis l'*Art Poétique* ».

Un tel patronage ne pouvait manquer son effet; et, en 1772, à trente-quatre ans, encore simple régent de troisième au collége de la Marche, Delille dut l'honneur d'un fauteuil à une élection que le roi confirma seulement deux ans plus tard, parce qu'il trouvait le récipiendaire trop jeune. « Trop jeune ! dit alors un prélat ; mais il a près de deux mille ans, l'âge de Virgile ! » C'était bien l'expression du sentiment universel; car, dans ce concert de louanges ne détonna qu'une note discordante, lancée par Clément, de Dijon (surnommé depuis *l'Inclément*), « vipère jalouse qui se cassa les dents à la lime », suivant le mot de Voltaire. Dès lors, comblé de toutes les faveurs, professeur au Collége de France, chanoine de Moissac, abbé de Saint-Séverin, favori du comte d'Artois, hôte habituel des Choiseul, des Bragance, des Boufflers, des Narbonne, des Ségur, du prince de Ligne, et de toute une élite patricienne, où il compta les plus grandes Dames parmi ses clientes, Delille n'eut plus qu'à se laisser porter par le flot.

C'était assurément beaucoup d'avoir fait admirer aux femmes elles-mêmes un poëme que la plupart connaissaient à peine par ouï-dire, et d'être ainsi comme un autre Anacharsis initiant les Parisiens

aux beautés du *Latium*. Ne fallait-il pas une dextérité bien rare pour forcer notre langue indigente et fière à rendre, sans faste et sans bassesse, tant de détails rustiques dont s'effrayait alors son inexpérience, ou son orgueilleuse délicatesse? Grâce à l'élégance d'une version limpide, aisée, spirituelle et merveilleusement adroite, il triomphait enfin d'un préjugé social autant que littéraire ; et, tantôt par subterfuge, tantôt par contrainte, il habituait la Muse à vaincre sa pruderie séculaire. Par cet endroit, il fut traducteur vraiment original, comme on le répéta sur tous les tons. Mais, cet éloge même implique certaines réserves : car il nous avertit des infidélités inconscientes, ou préméditées, sous lesquelles disparaît trop souvent le génie de Virgile. Ne cherchons donc pas en cette étude l'âme des choses, je veux dire la majesté de la nature romaine, les ravissements d'un enthousiasme sacré, ni l'idéale perspective d'une antiquité lointaine. Ce serait plutôt du Poussin arrangé par Watteau, du Raphaël retouché par Mignard ; ou bien encore, comme l'a dit spirituellement Sainte-Beuve, « c'est la demeure patriarcale d'Évandre restaurée par l'architecte de Trianon. »

Ce succès qui prit feu comme une traînée de poudre décida victorieusement d'une vocation qui n'avait plus qu'à suivre sa pente. Delille sera désormais le chef de cette École didactique et descriptive qui représente le dernier effort de l'invention défaillante. Tous les grands sujets étant ou paraissant épuisés, la science va de plus en plus devenir l'asile des

imaginations appauvries. Pour s'épargner la peine de penser, de sentir et de composer, les versificateurs exploiteront donc à l'envi les mines ouvertes par les Buffon, les Daubenton, les Lavoisier, les Montgolfier; et l'on ne verra plus guère que des chapitres d'histoire naturelle ou de physique s'alignant à la file, comme les plates-bandes d'un potager, les cages d'une ménagerie, ou les échantillons d'un Muséum.

Tel fut le poëme des *Jardins* qui, publié par Delille en 1782, peut être considéré comme le type d'un genre dont la vogue et le discrédit seront à jamais inséparables de son nom. Nous y surprenons en flagrant délit des procédés aussi commodes pour les improvisateurs que peu conformes aux lois d'un art sérieux. Malgré leur engouement, les contemporains ne s'y trompèrent pas; et, tout en adoucissant sa férule pour un favori de la mode, l'auteur de *l'Année littéraire* lui reprocha judicieusement d'avoir fait un recueil de morceaux choisis. Voilà bien le défaut ordinaire d'un poëte qui sait assurer le sort de chaque vers, mais néglige trop la fortune de l'ensemble. Il ne cessera plus d'exposer, en une sorte de galerie, des tableaux dont le pêle-mêle laisse des impressions errantes et disparates qui dissipent le regard, et fatiguent l'attention.

Cet écueil était ici plus périlleux que jamais; car une matière assez ingrate se prêtait malaisément à l'unité d'une grande composition. De là bien des minuties et des digressions. Tantôt Delille s'attarde aux moindres bagatelles, comme ces propriétaires

qui, promenant un visiteur dans leur petit domaine, l'excèdent par l'importun plaisir qu'ils éprouvent à passer en revue tous les fruits de leurs espaliers, et toutes les fleurs de leurs parterres. Tantôt il s'échappe en épisodes parasites où s'aperçoit trop l'embarras d'un pinceau pris à court, qui use d'expédients pour remplir sa toile, et meubler ses fonds. Ce souci perpétuel est surtout visible dans une seconde édition, où il dut se mettre en frais de sensibilité, pour répondre à ceux qui l'avaient accusé de substituer l'esprit au sentiment. Une arrière-pensée d'apologie lui suggéra donc ses élégies sur la destruction du parc de Versailles, sur le bannissement des chartreux et des trappistes recueillis par la générosité d'un grand seigneur, sur la mort du capitaine Cook, sur la nostalgie du jeune Indien transplanté par Bougainville en plein Paris, et reconnaissant un arbre qui lui rappelle sa patrie; enfin, sur la restauration d'Abdolonyme, dont les aventures avaient alors un air de pressentiment politique; car c'était un appel indirect fait aux espérances du parti royaliste.

Sans doute, il y eut jadis quelque à-propos dans ces hors-d'œuvre; mais on leur préférerait aujourd'hui cette verve intérieure qui anime tout, et dispense de l'habileté par la candeur de l'accent. Oui, plus de franchise et moins de mesquines finesses nous vaudraient mieux que les calculs ou les minauderies d'une plume qui justifie ces malices de Rivarol :

Son style citadin peint en beau les campagnes ;
Sur un papier chinois il a vu les montagnes,

La mer à l'Opéra, les forêts à Longchamps.

. . . .

Papillon en rabat, coiffé d'une auréole,
Dont le manteau plissé voltige au gré d'Éole,
C'est assez qu'il effleure en ses légers propos
Les bosquets, et la rose, et Vénus, et Paphos.

Ducis toucha plus juste encore, dans une lettre intime où il écrivit : « Ce livre ne sera pas la volupté du rêveur solitaire qui a coutume d'emporter avec lui Virgile, ou La Fontaine. C'est qu'il y a dans la nature un charme dont ne se doute pas cet esprit *gâteur* de raison, et quelquefois de poésie. » Si, dans *le Songe de Vaux*, il vous arrive de relire les plaintes éloquentes de la nymphe Hortésie plaidant la grâce de Fouquet, ces vers presque techniques, et pourtant éclairés d'un reflet qui vient de l'âme, vous feront comprendre quelle distance il y a de l'artifice à la vérité.

Delille fut cependant de bonne foi, quand il se crut ami passionné de la nature. Cette illusion, il la partageait avec tous les citadins qui savouraient délicieusement ses vers. Pour plaire à ces faux amateurs de rusticité, ne fallut-il pas mêler à leurs idylles les parfums du boudoir? Ils voulurent retrouver le luxe de la ville dans la peinture des eaux ou des bois qu'ils honoraient parfois d'un coup d'œil protecteur, parmi les loisirs de leur villégiature. Ils aimèrent à voir dans les bluets des saphirs, dans les pavots des rubis, dans les gouttes de rosée des perles ou des diamants, dans les prairies l'émail des fleurs, dans les gazons des tapis d'émeraudes, dans les

fruits le velours, la pourpre, l'or et l'ambre. Pour rendre ces objets dignes de leurs regards, il convenait donc d'aller querir des métaphores chez le bijoutier, ou dans les magasins de porcelaines et de cristaux. Or, Delille paraîtra presque un audacieux, si on le compare à tant d'autres dont la fadeur ferait pitié même à Watteau. Lui, du moins, au milieu des travestissements que lui imposa le caprice du jour, il garde une sincérité relative; et parfois on hésite à retourner contre lui ce trait malin qu'il se permit contre un grand prosateur, auquel il devait pourtant beaucoup de reconnaissance :

Des bosquets de Montbard, Buffon jugeait le monde.
A des yeux étrangers se confiant en vain,
Il vit peu par lui-même; et, tel qu'un souverain,
De loin, et sur la foi d'une vague peinture,
Par des ambassadeurs courtisa la nature.

S'il ne varia guère les ressources de sa palette, ce ne furent point les occasions qui lui manquèrent. N'eut-il pas la bonne fortune d'être enlevé par notre ambassadeur d'Orient, M. de Choiseul-Gouffier, qui le conduisit en Grèce, à Constantinople, sous le ciel du Bosphore, dans son magnifique palais de Thérapia? Mais de cette éblouissante Odyssée, le poëte revint, hélas! presque aveugle, pour recevoir les adieux des amis qu'allait disperser la Révolution. Car elle éclata bientôt; et, dès lors, ne songeant qu'à se faire oublier, le favori des salons s'enfonça de plus en plus dans le silence de ses tristesses jusqu'au lendemain de la crise à laquelle sa gloire

inoffensive finit par échapper à force de prudence, non sans avoir eu comme un furtif éclair de courage, lorsqu'il chanta son dithyrambe sur *l'Immortalité de l'âme*. S'il n'émigra pas durant la Terreur, le voisinage de la foudre encore fumante lui laissa du moins un tel frisson d'effroi, qu'aussitôt après le 9 Thermidor, quand tous les proscrits se disposaient au retour, il s'empressa de quitter la France, pour échapper à de sinistres souvenirs.

Sa Muse tremblante erra donc de Suisse en Allemagne, d'Allemagne en Angleterre; et chacune de ces stations enrichit ses cartons d'une nouvelle esquisse : car ses yeux entrevoyaient encore la lumière, et il faisait des provisions pour l'avenir. C'est ainsi qu'assistant au bombardement d'Huningue, en 1796, il reproduit dans ces vers le jeu des projectiles :

De son lit embrasé tantôt l'affreuse bombe
En longs sillons de feu part, s'élève, et retombe,
Se roule, se déchaîne avec un long fracas,
De son globe de feu disperse les éclats,
Poursuit, menace, atteint la foule épouvantée,
Et couvre au loin de morts la terre ensanglantée.

Au delà de nos frontières, il put jouir de sa renommée cosmopolite. A Darmstadt, il visita des jardins exactement dessinés d'après son poëme. Dans *le Mercure* de Wieland, un article flatteur le classait parmi ces élus dont la réputation éveille des échos en Europe. Il résidait à Londres, en compagnie de Milton, lorsque, par des instances pressantes, l'Ins-

titut le pria de mettre un terme à cet éloignement regrettable. Mais, par une sorte de coquetterie, il voulut se faire désirer encore jusqu'à l'heure où, daignant consentir au vœu public, il reparut enfin dans sa patrie pacifiée, le 1er frimaire an III, pour assister triomphalement à la rentrée du Collége de France.

Il revint donc escorté des poëmes qu'il rapportait de son exil volontaire. L'un d'eux, *la Pitié* (1802), précéda même un retour qui fut celui d'une souveraine déchue, de la Muse restaurée dans ses droits légitimes, mais reprenant avec le gouvernement des salons tous les abus du bel esprit, et toutes ses habitudes d'ancien régime. L'œuvre où, évoquant les souvenirs du *Temple*, il pleurait sur d'augustes infortunes, ne pouvait manquer d'être saluée avec des transports d'enthousiasme par les émigrés dont se composa l'élite d'une société renaissante. Mais si les accents du royaliste lui allèrent droit au cœur, ils suscitèrent un frémissement de colère parmi les jacobins qui entouraient le Premier Consul, et faisaient assaut de zèle pour devenir bientôt dignitaires de l'Empire. Aussi dénonça-t-on comme un crime d'État cette religion du regret et du deuil. «Pas de pitié pour *la Pitié!*» s'écriait un ennemi anonyme. L'abbé Delille n'avait pourtant aucune intention militante, ou hostile. Ami de la paix et de son repos, il se présenta plutôt en conciliateur; mais les âmes n'étaient point encore assez fatiguées de la haine pour déposer les armes. Cette veine de sensibilité touchante eut

donc surtout un succès politique, dont la conséquence fut d'engager de plus en plus le poëte dans les intérêts de la cause monarchique à laquelle l'attachait d'ailleurs la reconnaissance. Se tenant dès lors à distance d'un Pouvoir habile à conquérir des adhésions parmi les plus récalcitrants, il ne répondit à aucune de ses avances. Or, ce silence eut de l'éloquence dans un monde qui s'enhardissait à l'opposition, depuis qu'il n'avait plus aucun intérêt à flatter celui qu'il appelait naguère un sauveur. Cette attitude tourna donc au bénéfice des vers qui allaient s'envoler par milliers d'un portefeuille bien garni.

En effet, à partir du jour où Delille fut privé de la vue, il ne cessa pas de rimer sans désemparer, et à perte d'haleine. Le défilé commença par *l'Homme des champs*, titre fort trompeur; car il s'agit ici d'un philosophe millionnaire qui habite un château seigneurial, mène brillant équipage, vit dans sa bibliothèque plus que dans ses fermes, cultive les beaux-arts plus que ses terres, fonde des hôpitaux ou des écoles, dote des jeunes filles, et se croit modeste lorsqu'il s'écrie :

Oh ! d'un simple hameau si le ciel m'eût fait maître !

Delille avait pensé d'abord à intituler son ouvrage : *les Géorgiques françaises*. Mais, trop fin pour ne point se raviser, il se garda bien de s'exposer ainsi à une double comparaison. D'ailleurs, l'agriculture ne joue qu'un rôle accessoire parmi les descriptions consacrées, comme dit sa préface, « aux prodiges de cette industrie qui perfectionne les races

indigènes, acclimate les espèces exotiques, fait croître la vigne sur les rochers, force les torrents à dévider la soie, à dompter les métaux, à corriger les terrains, à féconder par des irrigations le sol le plus aride, à réprimer ou utiliser les ravages ou les usurpations des rivières, en un mot, à opposer aux éléments les miracles du génie servi par la richesse ». Si encore il avait suivi ce plan qui promettait tout un programme d'économie agricole! Mais il disparaît sous les broderies qui l'étouffent, et Chénier n'exagéra pas trop en disant :

Sous son maigre et joli pinceau
La nature est naine, et coquette;
L'habile arrangeur de palette
N'a vu, pour son petit tableau,
Les champs qu'à travers sa lorgnette,
Et par les vitres du château.

Oui, Delille est encore ici trop prompt à voltiger de droite à gauche, de site en site, du trictrac au jeu d'échecs, du maître d'école au curé de village, d'inventions en inventions. Son cœur n'a pas séjourné dans le sujet dont il se joue. Il n'en soupçonne ni la simplicité, ni la grandeur. Bien qu'il ne possède que par à peu près les sciences précises qu'il effleure, ses villageois sont trop physiciens, ou métaphysiciens; ils nous viennent tout droit des bergeries de Fontenelle, et ont fréquenté Jean-Jacques plus que *la Maison rustique*. Cependant, ce papillotage de couleurs disparates ou fausses conserve certaines apparences d'unité, parce qu'ici du moins ces diffé-

rents motifs gravitent autour d'un acteur principal, et ont pour centre la figure sentimentale de ce philanthrope dont les largesses répandent partout le bien-être et la joie.

Aussi préférons-nous cet ouvrage à ceux qui suivirent coup sur coup, entre autres à *l'Enéide*, dont les premiers chants avaient été lus à Voltaire, en 1776, et dont les derniers ne virent le jour qu'en 1804. Malgré ces trente années d'intervalle, on sent trop en ces pages les traces d'une précipitation manifeste. Ce n'est pas seulement Virgile, mais bien Delille qui se reconnaît mal dans cette traduction reprise, comme une tâche, par une verve refroidie. Elle n'a donc point, ainsi que *les Géorgiques*, l'entrain d'une plume animée par l'ardeur de la jeunesse, et par les sourires de la Gloire.

Quant au *Paradis perdu*, qui, vers 1805, prétendit nous révéler un génie dont l'audace étonna même les compatriotes de Shakespeare, ce fut un essai plus téméraire encore. Il est visible que Delille approche son modèle indirectement, et de biais, par l'intermédiaire du chevalier de Mervy, et de sa prose vague ou fleurie. Ce travail rapide a pourtant droit à une sympathique indulgence, si on l'accueille comme la distraction d'un vieillard affligé par la plus cruelle des infirmités, et réduit aux ressources de la mémoire. Ajoutons que Milton n'avait point encore eu de vulgarisateur, et que les inexactitudes de son interprète devinrent un mérite de plus pour des juges timorés qui n'eussent point accepté, sans

reculer d'épouvante, les sublimes hardiesses d'un maître réputé barbare. Ils furent, en effet, unanimes à louer les déguisements conseillés par le souci « de l'embellir ou de le corriger », comme ils le disaient avec un sérieux imperturbable. C'est ce que fit trop souvent l'infidélité d'un imitateur qui ne craignit pas de mettre du vermillon à nos premiers pères. Avouons cependant qu'il fut parfois, sans le savoir, supérieur à lui-même, lorsque, s'oubliant, il se laissa ravir par les ailes de l'Archange, et inspirer par le souffle du Dieu.

A tout prendre, ces soutiens étrangers lui réussissaient mieux que l'indépendance de sa propre fantaisie. C'est l'impression que nous laisse le poëme de *l'Imagination* (1806), qui paraîtra plus froid encore, si l'on se rappelle qu'il fut composé sous le soleil d'Orient, en face des plages radieuses dont le souvenir avait suffi pour enchanter à jamais la lyre d'André Chénier. Ce n'est pas qu'ici l'exécution ait faibli. Au contraire : Delille eut rarement la main plus déliée; mais une matière trop fluide devint un péril pour un talent qui se complaisait en ses défauts. De là les amusettes de la difficulté vaincue; de là de brusques contrastes qui déroutent les yeux par leurs secousses; de là tous les détours d'un labyrinthe où l'on s'égare. C'est qu'au lieu de s'assujettir à la logique d'un sujet défini, Delille s'abandonne aux mille surprises de l'imprévu. Il est évident qu'il veut utiliser ses croquis d'autrefois, et qu'il puise à pleines mains en ce réservoir. Ne fait-il

pas entrer de force dans son cadre, non-seulement la politique et la métaphysique (à la rigueur, on le lui pardonnerait), mais toutes les sciences, sans excepter la géométrie, mais tous les sentiments humains, et toutes les aptitudes de l'intelligence? Oui, si l'on en croit ses analyses, l'Imagination est le grand, l'unique ressort; elle n'a pas moins d'importance que la Sensation dans la psychologie de Condillac.

Il est vrai qu'en ces jeux il prodigue les agréments de sa facture; car nul ne s'entend mieux à fixer des nuances légères, à saisir l'impalpable, et à donner du corps aux abstractions les plus ténues. S'il a le tort de régenter comme une écolière la faculté créatrice par excellence, et de l'asservir trop strictement à la tutelle du sens commun, son vocabulaire poétique atteste du moins une invention variée qui nous offre un riche trésor d'analogies spirituelles.

Que d'ingénieux détails dans l'anatomie de ces fibres délicates auxquelles la nature a confié l'empreinte de nos souvenirs !

> Tel, dans l'enfoncement d'une retraite obscure,
> Qu'éclaire d'un rayon une étroite ouverture,
> Le magique miroir, en ses mouvants tableaux,
> Représente à nos yeux et la terre, et les eaux,
> Les travaux des cités, les lointains paysages,
> Des objets réfléchis fugitives images.

Veut-il expliquer les rapports secrets qui enchaînent nos idées, il dit finement :

> Tel un caillou tombant forme un cercle dans l'onde :
> Un autre lui succède, et tous les flots troublés
> Étendent jusqu'aux bords leurs cercles redoublés.

Ailleurs, il exprime la bizarrerie des songes par une comparaison qui ne manque pas non plus de nouveauté :

> Tel, au miroir des eaux, notre œil voit retracés
> Les nuages en bas, les arbres renversés,
> La terre sous les eaux, et les troupeaux dans l'onde,
> Et des ruisseaux roulant sous la voûte du monde.
> Mais le fond est le même. En songe, un orateur
> En quatre points encor lasse son auditeur.
> Bercé par le rouet d'une rauque éloquence,
> En songe, un magistrat s'endort à l'audience.
> En songe, le ministre, arrangeant son dédain,
> Pour prendre des placets étend encor la main.
> En songe, sur la scène, un acteur se déploie,
> L'auteur poursuit sa rime, et le chasseur sa proie :
> Le grand voit des cordons, l'avare de l'argent,
> Et Penthièvre ouvre encor sa main à l'indigent.

Mais ne nous laissons pas entraîner, nous aussi, par le plaisir de vider tous ces tiroirs ; et, sans parler d'autres fragments très-brillants qu'on savait alors par cœur, du récit des Catacombes, de l'Hymne à la Beauté, de la tirade sur la Sœur grise, du panégyrique de Rousseau, des pages où sont si cordialement célébrées les douceurs de l'étude et de l'amitié, hâtons-nous d'en venir aux *Trois Règnes*, c'est-à-dire au bouquet de l'interminable feu d'artifice dont l'ossature, aujourd'hui ténébreuse, nous montre, au lieu d'éclatantes girandoles, un dessin noir sur des baguettes en bois blanc.

La lumière, le feu, l'air, l'eau, la terre, les minéraux, les végétaux, les animaux et l'homme, tel est le fond de cette encyclopédie pittoresque où la

prose de Buffon est versifiée par un émule du Père Vanière. N'ayant pas, comme Delille, l'art de nous répéter sans nous copier, nous n'insisterons point une fois de plus sur le vice d'un procédé qui exclut l'ordre, la méthode, l'intérêt progressif, l'équilibre, et la proportion. Disons pourtant que le genre, sinon le poëte, est condamné par un abus qui devient ici comme une manie sénile. Tantôt c'est une lanterne magique, où passent et repassent ces verres multicolores dont les silhouettes font la joie des enfants. Tantôt c'est un cabinet de botanique et de minéralogie, où sont rangés tous les numéros d'une collection soigneusement étiquetée. Qu'il y ait sous ces vitrines des pièces jolies à voir, on ne saurait le nier. Nous signalerons, par exemple, les portraits du colibri, du cygne, du chien, du cheval et de l'âne, l'hommage à Linné, l'épisode de Christophe Colomb, l'éruption d'un volcan, l'anéantissement de l'armée de Cambyse, le tableau de la peste, les amours des plantes, l'éloge si connu du café, de la bière, du cidre, et du vin de Champagne. Il y a donc là beaucoup de savoir-faire, mais monotone sous sa variété spécieuse.

Nous ne verrons dans cette exhibition qu'une sorte de réalisme classique et discret, mais vide de sentiments et d'idées, comme celui qui, plus tard, sous le second Empire, sera le dernier soupir du romantisme. Entre ces deux écoles, il n'y a guère que la différence de l'image coloriée à la photographie, de l'à peu près timide à la copie servile et

brutale, de la périphrase au mot propre. Au fond, la stérilité est la même. D'un côté comme de l'autre, on sent l'impuissance de concevoir, et la hâte de produire. Or, ce mal s'explique, dans les deux cas, par l'inertie des facultés viriles. Il y a là des signes de décadence qui tiennent à l'engourdissement de l'être moral. Voilà pourquoi l'imagination n'est plus qu'un appareil mnémotechnique fonctionnant comme un rouage adroit, sans pouvoir nous rendre, bien qu'elle y prétende, la vivacité des sensations. Car, sans l'âme, la mémoire elle-même n'exprime rien; elle n'est plus qu'un prisme qui décompose les rayons, sans dégager ni chaleur, ni lumière.

Delille en est là. Il sait patiemment exécuter un *fac-simile* très-exact, mais devant lequel nous restons indifférents; son habileté finit même par devenir toute mécanique. En la voyant agir, on croit assister aux opérations d'un castor, qui, privé de sa liberté, construirait encore, par instinct, la hutte dont il n'a plus besoin. Ou plutôt, il semble que ces vers, façonnés à l'emporte-pièce, sortent d'un atelier où l'on fabrique sur commande des meubles, des décors, des paysages, des joujoux, des objets d'étagère, et mille autres fantaisies de luxe.

Que dirions-nous donc si du maître nous passions aux disciples; au doux Boisjolin, poëte dans sa sous-préfecture et sous-préfet en poésie; à Parseval-Grandmaison, autre Chapelain qui vécut vingt ans sur la promesse d'une épopée; à Lalanne, le chantre des choux et des raves, qui cultiva la littérature comme

un potager; à Castel qui se désolait de ne pouvoir, en dépit de Phébus, nommer le navet et la carotte; à Dubos, l'horticulteur des roses artificielles; à l'ambitieux Esmenard, qui navigua sur tant de mers, sans pouvoir conquérir la Toison d'or; en un mot, à tous les défunts dont les reliques reposent encore dans les *Leçons de littérature* de Noël, comme en leurs catacombes? Une sensiblerie bonasse prise pour l'émotion, l'abondance des mots suppléant à l'indigence des idées, des traits maniérés et faux, sans relief ni franchise, un rhythme qui ne résonne qu'à l'oreille, une couleur à la détrempe, des parfums éventés, des minauderies de prude dont le sourire est une grimace, tout le clinquant de la rhétorique faisant de l'art comme on brode une tapisserie, voilà le signalement qui distingue cette postérité valétudinaire de l'abbé Delille.

Mais respectons au moins le Doyen de la famille, ne fût-ce que par déférence pour un grand nom; car jamais poëmes ne furent plus achalandés. Des tirages de cinquante mille exemplaires ne s'épuisaient-ils pas en quelques mois? Ce succès de vente, qui simulait la gloire, tient à des causes diverses, entre autres, à l'éclipse de tout idéal, chez un public qui, ayant perdu l'habitude des hautes pensées, ne rechercha plus que l'amusement des yeux. Encore ne fallait-il à des sens émoussés que des impressions douteuses. Malgré les leçons du malheur, ces survivants du XVIII^e siècle étaient trop frivoles pour devenir, du jour au lendemain, ca-

pables de cette réflexion émue qui interroge le cœur ou la conscience. Croyant encore, par routine, sur la foi de leurs maîtres, que l'homme est tout entier dans ses organes, ils ne s'avisèrent pas de soupçonner qu'il pût exister des poëtes du monde invisible. Aussi Delille vieillissait-il impunément. Ses admirateurs, qui n'étaient pas non plus de la première jeunesse, ne s'aperçurent point de ce déclin, surtout quand le despotisme eut remplacé l'anarchie; car cette versification sonore et creuse fut alors un bruit qui rompait l'ennui du silence, et s'associait assez bien au roulement du tambour.

Ce talent, qui eut son à-propos, n'a donc pas été seul responsable de ses défauts. Trop loué par les uns, mais trop déprécié par les autres, il fut digne pourtant de recueillir une partie de l'héritage laissé vacant par la mort de Voltaire, celui de la poésie légère où il ne connut guère de rival, quand il se résigna tout simplement à n'être qu'un charmant Ovide, sans aucune visée virgilienne. Nous ne serons pas démentis par ceux qui ont lu son poëme sur *la Conversation*, moins célèbre que tous les autres, et cependant bien préférable; car on y voit qu'il lui eût été facile d'être mieux qu'un gentil esprit.

Ici, du moins, se montre un observateur pénétrant auquel la pratique des travers mondains offrait plus de ressources que son vagabondage de naturaliste amateur, ou ses inépuisables descriptions de bagatelles. Nous y retrouvons enfin Delille en personne avec son badinage enjoué, sa naïveté d'enfant, sa

galanterie, sa politesse, ce tour fin qui donne du prix à des riens, cet air de supériorité qui n'eut jamais de morgue, et les façons engageantes qui lui firent tant d'amis. Coryphée de salon, roi des causeurs, il n'eut en effet qu'à se peindre lui-même pour nous apprendre l'art d'animer un entretien par des saillies piquantes, des compliments sans fadeur, une raillerie exempte d'amertume, et des anecdotes bien menées. On ne goûtera pas moins les croquis satiriques entremêlés dans cet album aux souvenirs d'une longue expérience qui avait vu passer tant de régimes divers, et se disperser tant de cercles choisis. Le nouvelliste, le voyageur bavard, l'érudit ennuyeux, le bel-esprit bourgeois, le bouffon, l'égoïste, le mystérieux, le menteur, le médisant et le brouillon, sont autant d'esquisses prises sur le vif. Elles nous font regretter que Delille se soit voué constamment à la nature morte; car, s'il avait intéressé l'homme à la connaissance de lui-même, il aurait pu mourir d'apoplexie, dans la nuit du 1er au 2 mai 1813, sans que ses œuvres courussent le risque d'être, elles aussi, comme suffoquées par un oubli foudroyant.

Bien qu'aujourd'hui sa renommée nous rappelle un peu ce lit de parade où sa dépouille demeura plusieurs jours, la tête ceinte de lauriers, et le visage peint d'un fard qui recouvrait la pâleur de la mort, ne soyons pas ingrats envers le promoteur d'une réforme désirable, mais qui passa trop inaperçue, parce qu'il l'accomplit sans en avoir pleine conscience. J'entends par là que son initiative donna

cours à bien des termes roturiers proscrits jusqu'alors par l'orgueil d'une langue trop patricienne. Habituée qu'elle était, par les prouesses de la tragédie, à l'éloquence solennelle des rois et des héros, elle dut à Delille une allure moins théâtrale, qui la rapprocha des sujets simples et familiers. Or, ce fut chose précieuse en un temps où la haute critique s'armait d'indignation contre un téméraire qui osait écrire :

> Un *haricot* grimpant à la rame attaché.

Il y eut, en effet, du mérite à braver les pédants par un vocabulaire où figuraient en toutes lettres, *l'Étalon, la Cavale et l'Ane,*

> Dont le nom méprisé dégraderait un vers,

comme disait un de ces dégoûtés qui se croyaient arbitres du goût.

La traduction des *Géorgiques* fut, à elle seule, une victoire décisive remportée sur les dédaigneux qui, mettant la nature en interdit, et lui imposant nos distinctions sociales, supprimaient par leur mépris les trois quarts de la création. Grâce au patronage de Virgile, Delille fit entendre à des oreilles françaises bien des détails que ne se permettait pas la prose elle-même. Décrivant minutieusement la *charrue*, il nomma sans détours le *coutre*, les *oreillons*, les *coins*, le *timon*; et la vertu de son imitation féconde enrichit le dictionnaire poétique de tous les termes campagnards que l'usage avait

relégués dans les traités d'agriculture, ou dans *la Maison rustique*. S'il chemina d'un pas inégal sur cette voie qui semblait prohibée, la faute en fut moins à lui qu'à ses contemporains. Lorsque la crainte des puristes l'arrêtait en route, il regagnait bientôt, par de soudains élans, le terrain perdu par ces langueurs ; et, rattrapant son guide, il put souvent s'appliquer à lui-même ce vers de l'*Énéide :*

Ille ducem haud timidis vadentem passibus æquat [1].

Disons plus : nous devons même de l'indulgence à des périphrases qui furent, en bien des cas, un expédient approprié aux scrupules d'un public pusillanime; car c'était encore faire acte de bonne volonté que d'introduire ainsi, par des portes dérobées, les objets qui n'auraient pas eu le droit de s'offrir à visage découvert, et de prime-saut. Pour ne pas effaroucher le beau monde, il fallait bien recourir à ces voiles discrets qui ménagent et amortissent la lumière. Ces circonlocutions, a dit un juge excellent, « domptèrent la langue poétique, comme on dresse une monture trop susceptible ». Elles lui firent voir de loin les épouvantails qui lui causaient une sorte d'effroi ; puis, le cercle se resserrant de plus en plus, à mesure que l'expression se rapprochait davantage de la réalité, les instincts ombrageux de la Muse finirent par céder à ce prudent manége. Aussi M. Martha a-t-il ingénieusement comparé ces poëmes initia-

1. Lui aussi, comme son guide, il marche d'un pas intrépide.

teurs à un « jardin d'acclimatation », où Delille tenta d'heureux essais avec une persévérance qui mériterait une médaille d'honneur, comme en un concours agricole [1].

Nous ne lui refuserons pas non plus la dextérité d'une facture qui assouplit le vers par des enjambements et des coupes accommodés aux évolutions d'un mètre plus agile. Quant à l'harmonie, elle fut un de ses dons natifs; et on ne lui reprochera que d'avoir fait étalage trop complaisant de sa science musicale. En résumé, Delille doit être considéré comme un des maîtres de notre prosodie, n'en déplaise aux nouveaux venus, qui, trop irrévérents pour un

1. Delille voulut rendre ce service. Dans son *Discours préliminaire*, n'écrit-il pas : « Parmi nous, la barrière qui sépare les grands du peuple a séparé leur langage; les préjugés ont avili les mots comme les hommes. La langue, en devenant plus décente, est devenue plus pauvre; et, comme les grands ont abandonné au peuple l'exercice des arts, ils lui ont abandonné aussi les termes qui peignent leurs opérations. De là, la nécessité d'employer des circonlocutions timides, d'avoir recours à la lenteur des périphrases; enfin, d'être long de peur d'être bas; de sorte que le destin de notre langue ressemble assez à celui de ces gentilshommes ruinés qui se condamnent à l'indigence de peur de déroger... Cependant, j'ose le dire, j'ai cru que ces difficultés ne seraient point invincibles pour un grand écrivain qui se ferait traducteur. Car si le climat, le gouvernement, les mœurs influent sur les langues, le génie des grands écrivains les dompte, les plie à son gré, rajeunit les mots antiques, naturalise les nouveaux, transporte les richesses d'une langue dans une autre, rapproche leur distance, les force, pour ainsi dire, à sympathiser, rend fécond l'idiome le plus stérile, rend harmonieux le plus âpre, enrichit son indigence, fortifie sa faiblesse, enhardit sa timidité, met à profit toutes ses ressources, lui en crée de nouvelles, en fait la langue de tous les lieux, de tous les temps, de tous les arts. » Celui qui parlait ainsi, en 1769, fut un novateur, et plus hardi que bien d'autres aux yeux desquels il semble timide.

de leurs plus illustres devanciers, justifieront peut-être aussi, à leurs dépens, cette vérité cruelle :

> Qui plait est roi ; qui ne plait plus n'est rien.

De telles vicissitudes sont à redouter, surtout en ces saisons variables où s'opère le travail des choses qui finissent et de celles qui commencent. Quand des rayons indécis éclairent les cieux, et qu'on ne sait s'il faut y voir les premières lueurs du jour qui renait, ou les dernières clartés de celui qui s'évanouit, la fortune d'un nom court alors bien des périls ; et cela, d'autant plus que les événements l'engagent dans le flux et le reflux des agitations politiques. Or, cette destinée fut celle d'un autre talent que nous allons étudier aussi, de M. de Fontanes, qui, poëte, critique et orateur, représenta, sous l'Empire, des nuances intermédiaires entre les traditions classiques dont il continua les exemples, et les préludes d'une Restauration vers laquelle l'inclinaient d'avance ses souvenirs ou ses amitiés.

[illegible]

[illegible] M. [illegible]

[illegible] M. de [illegible] d'une [illegible] entre [illegible] village. [illegible] de son [illegible] trop [illegible] le [illegible] ces [illegible] et [illegible] à [illegible]

les délicatesses d'une âme généreuse, et d'une intelligence très-cultivée. Parmi les jeux poétiques auxquels l'invita de bonne heure l'exemple d'un frère aîné, signalons une pièce où sa plume adolescente loua l'édit mémorable qui rendait aux protestants les droits de la famille et de la cité. Tout en maudissant les rigueurs d'un faux zèle, il y célébrait avec conviction les bienfaits de la Foi,

> Ce dictame immortel qui fleurit dans les cieux.

Sous cet équilibre d'une âme naturellement pondérée qui, dès le premier éveil de sa parole publique, se tenait à distance de tout excès d'opinion, nous pouvons déjà pressentir le mérite essentiel du personnage qui devra, plus que tout autre, contribuer un jour aux œuvres d'apaisement.

Du reste, les dures leçons d'une expérience précoce hâtèrent la maturité de sa raison. Car, éprouvée par la perte des affections les plus chères, sa jeunesse eut à subir la médiocrité d'une existence étroite, préoccupée par des soucis d'avenir. Le mouvement du monde, que lui ouvrirent des relations choisies, anima pourtant les tristesses d'un étudiant auquel la gravité ne coûtait pas. Son premier séjour à Paris lui permit en effet d'approcher Ducis, Dorat et Delille, d'entrevoir Voltaire et Jean-Jacques, de fréquenter d'Alembert, et de s'engager assez avant, mais en comparse qui n'a pas encore de rôle, dans la société des poëtes, des beaux esprits, ou des philosophes.

Ce ne fut pas sans profit qu'il traversa des mi-

lieux si divers. Car ils lui conseillèrent une tolérance qui tempéra ses convictions, sans briser le ressort des principes. En même temps qu'il étendit ses vues, et s'initia par le commerce d'une élite à la science de la vie, il paya tribut à la mode du jour, lorsqu'en 1780, il publia dans l'*Almanach des Muses*, des vers descriptifs dont on remarqua la fraîcheur et la grâce. C'étaient *le Verger* et *la Forêt de Navarre*, fantaisies où il se distingue entre les meilleurs, non par le genre qui n'était pas nouveau, mais par la sobriété de son goût, et les impressions personnelles qu'il mêle au sentiment des beautés champêtres. Tout en se jouant à ces bagatelles, il visait au-delà des succès qui n'ont pas de lendemain, et se vouait à des œuvres de longue haleine. Car, en 1783, une traduction de Pope, *l'Essai sur l'homme*, attesta le sérieux d'un talent qui réussit à égaler un maître concis jusqu'à la sécheresse. Assoupli par cet exercice, il ne méditait rien moins qu'un grand poëme sur *la Nature;* et les fragments qu'il en détacha lui valurent l'attention de La Harpe, qui leur souhaita la bienvenue par des éloges dont il n'était pas habituellement prodigue.

La Chartreuse ne tarda point à justifier la faveur d'un jugement qui eut alors tant d'autorité. Cette esquisse où tressaille l'accent d'une émotion sincère se recommande en effet par le tissu d'un style égal et ferme, le charme du rhythme, la pureté de la langue, enfin, par un tour de rêverie religieuse et de sensibilité pittoresque, où se combinent des traits qui rappellent à la fois Racine et Bernardin de

Saint-Pierre. Or, à cette date, en 1783, ce symptôme fut réellement original. La mélodie que voici n'a-t-elle pas une suavité pénétrante?

Cloître sombre, où l'amour est proscrit par le ciel,
Où l'instinct le plus cher est le plus criminel,
Déjà, déjà ton deuil plaît moins à ma pensée!
L'imagination vers tes murs élancée
Cherche leur saint repos, leur long recueillement;
Mais mon âme a besoin d'un plus doux sentiment.
Ces devoirs rigoureux font trembler ma faiblesse.
Toutefois, quand le temps, qui détrompe sans cesse,
Pour moi des passions détruira les erreurs,
Et leurs plaisirs trop courts, souvent mêlés de pleurs;
Quand mon cœur nourrira quelque peine secrète,
Dans ces moments plus doux, et si chers au poëte,
Où, fatigué du monde, il veut, libre du moins,
Et jouir de lui-même, et rêver sans témoins;
Alors, je reviendrai, solitude tranquille,
Oublier dans ton sein les ennuis de la ville,
Et retrouver encor, sous ces lambris déserts,
Les mêmes sentiments retracés dans mes vers.

Sous ses teintes pâles, ce motif n'a point cessé de nous plaire par la douceur de sa nuance racinienne.

Le Jour des morts n'est pas de moindre qualité. Si nos yeux, accoutumés à des tons plus vigoureux, trouvent aujourd'hui trop languissantes les couleurs de ce tableau sur lequel le temps a passé, la discrétion même d'un pinceau qui n'appuie jamais fait d'autant plus valoir la finesse de la main, sa touche expressive, et une onction qui nous remet en mémoire ces pages où Jean-Jacques, ravi par l'enthousiasme de la contemplation, s'échappe en humbles prières, et s'incline devant le Créateur. Il y a là des

notes rares, qui sont la psychologie d'une conscience partagée entre l'esprit du siècle et les traditions de son berceau.

Au lieu de se combattre, le philosophe et le croyant s'y confondent en une profession de foi qui vient surtout du cœur, et de l'imagination. Voilà bien le premier *credo* de ce christianisme tout poétique, dont les vagues élans s'accommoderont aux mollesses d'une société plus facile à prendre par le sentiment que par la doctrine. C'est déjà du Chateaubriand, moins la palette. Qui ne croirait entendre de loin sa voix dans cette méditation, où l'attendrissement religieux se tourne en volupté d'artiste?

> O moment solennel! ce peuple prosterné,
> Ce temple dont la mousse a couvert les portiques,
> Ses vieux murs, son jour sombre et ses vitraux gothiques;
> Cette lampe d'airain qui, dans l'antiquité,
> Symbole du soleil et de l'éternité,
> Luit devant le Très-Haut, jour et nuit suspendue;
> La majesté d'un Dieu parmi nous descendue,
> Les pleurs, les vœux, l'encens qui montent vers l'autel,
> Et de jeunes beautés qui, sous l'œil maternel,
> Adoucissent encor par leur voix innocente
> De la Religion la pompe attendrissante;
> Cet orgue qui se tait, ce silence pieux,
> L'invincible union de la terre et des cieux :
> Tout enflamme, agrandit, émeut l'*homme sensible*.
> Il croit avoir franchi ce monde inaccessible,
> Où, sur des harpes d'or, l'immortel Séraphin,
> Aux pieds de Jéhovah, chante l'hymne sans fin.
> C'est alors que, sans peine, un Dieu se fait entendre :
> Il se cache au savant, se révèle au cœur tendre;
> *Il doit moins se prouver qu'il ne doit se sentir.*

N'est-il pas vrai qu'on ne saurait verser un en-

cens plus pur en un vase plus joliment ciselé?

Ajoutons qu'ici nous surprenons encore l'écho de certains poëtes anglais qui n'avaient pas jusqu'alors franchi nos frontières. Oui, Gray, Goldsmith et Cowper nous apparaissent furtivement sous le voile d'une imitation libre et toute française qui fut une primeur dans un temps où l'on visitait si peu les littératures étrangères. Mais Fontanes, qui n'eut jamais que des velléités, se contenta d'effleurer du bout des lèvres ces sources toutes neuves, où, depuis, tant d'autres se sont abreuvés jusqu'à l'ivresse. Il lui suffit, dit un romantique, « de côtoyer la haie du cottage, sans y entrer ». Car ses affinités natives le ramenaient d'instinct à l'école de Racine et de Boileau, qui restèrent ses patrons et ses guides.

On ne s'en plaindra pas, en lisant le discours astronomique, où il sut allier l'harmonie de l'un à la précision de l'autre. Des beautés supérieures brillent en effet dans ces pages dont la rigueur didactique semblait pourtant répugner aux gênes de notre prosodie. Ces entraves n'embarrassèrent point les ailes de sa Muse; car elle n'eut jamais une démarche plus libre que dans les contraintes d'un sujet où elle rivalise avec l'admirable Épître que Voltaire consacre à la gloire de Newton. On pourrait citer maint passage dont l'énergie, l'aisance ou la majesté défient tout parallèle, celui-ci, par exemple :

Vers ces globes lointains qu'observe Cassini
Mortel, prends ton essor, monte par la pensée,
Et cherche où du grand Tout la borne fut placée.

Laisse après toi Saturne, approche d'Uranus.
Tu l'as quitté? Poursuis. Des astres inconnus
A l'aurore, au couchant, partout sèment ta route;
Qu'à des immensités l'immensité s'ajoute.
Vois-tu ces feux lointains? Ose y voler encor.
Peut-être ici, fermant ce vaste compas d'or,
Qui mesurait des cieux les campagnes profondes,
L'éternel géomètre a terminé les mondes.
Atteins-les : Vaine erreur! Fais un pas; à l'instant,
Un nouveau lieu succède, et l'univers s'étend.
Tu t'avances toujours, toujours il t'environne.
Quoi! semblable au mortel que sa force abandonne,
Dieu qui ne cesse point d'agir, et d'enfanter
Eût dit : Voilà la borne où je veux m'arrêter!

En d'autres vers, les idées de Fontenelle sur la pluralité des mondes se combinent avec des sentiments tout virgiliens, dont la pieuse effusion attendrit la stupeur du regard qui plonge dans les abîmes de l'espace immense. En face de l'infini, le vertige allait prendre le poëte, quand, soudain, se réveille comme d'un songe le sentiment de la personne humaine prête à défaillir ; jugez-en par ce cri :

Tandis que je me perds en ces rêves profonds,
Peut-être un habitant de Vénus, de Mercure,
De ce globe voisin qui blanchit l'ombre obscure,
Se livre à des transports aussi doux que les miens.
Ah! si nous rapprochions nos hardis entretiens!
Cherche-t-il quelquefois ce globe de la Terre,
Qui, dans l'espace immense, en un point se resserre?
A-t-il pu soupçonner qu'en ce séjour de pleurs
Rampe un être immortel qu'ont flétri les douleurs?

Il y avait là des gages d'épanouissement grandiose, surtout pour un lettré qui savait à quel prix se conçoit et s'accomplit une œuvre de longue durée. Dans

une confidence voisine de cette époque, s'invitant lui-même à tenter l'idéal, ne disait-il pas :

Comme on voit, quand l'hiver a chassé les frimas,
Revoler sur les fleurs l'abeille ranimée,
Qui, six mois, dans sa ruche a langui renfermée ;
Ainsi, revole aux champs, Muse, fille du ciel.
De poétiques fleurs compose un nouveau miel,
Laisse les vils frelons qui te livrent la guerre,
A la hâte et sans art, pétrir un miel vulgaire.
Pour toi, saisis l'instant ; marque d'un œil jaloux
Le terrain qui produit les parfums les plus doux.
Reposant jusqu'au soir sur la tige choisie,
Exprime avec lenteur une douce ambroisie ;
Épure-la sans cesse, et forme pour les cieux
Le breuvage immortel attendu par les Dieux.

Ces vers qu'André Chénier n'eût point désavoués contenaient de précieuses promesses. Mais les circonstances qui suivirent ne furent pas favorables à leur pleine éclosion. Car on était à la veille de la crise qui devait étouffer, du matin au soir, la parure d'une civilisation oisive. Quand s'annoncèrent ces changements appelés par tant de vœux, Fontanes ne fut point de ceux qui ne virent que révolte et désastres prochains en des élans provoqués par de hautes intelligences, et secondés par les âmes les plus généreuses. Toutefois, à mesure que les passions s'irritèrent, il se garda des illusions qui égarent, et des enivrements qui troublent la raison. Fidèle au drapeau monarchique, mais partisan d'une constitution libérale, il s'attrista des fautes commises par ses amis comme par leurs adversaires, et ne s'éloigna de Paris qu'après l'explosion des criminelles violences,

dont l'impunité ne laissait plus aux bons citoyens que le désespoir d'un sacrifice impuissant.

Réfugié à Lyon, en 1792, il assista de près aux horreurs d'un siége qui entraîna les représailles d'une sanglante victoire ; et ce fut à sa plume que s'adressèrent les victimes de Collot d'Herbois, lorsque, trop confiantes dans la justice d'une cause perdue d'avance, elles voulurent porter leurs doléances à la barre de la Convention. Un cœur indigné ne pouvait manquer d'être pour elles un interprète fier et pathétique. Aussi l'éloquence de Fontanes faillit-elle émouvoir les plus impitoyables. Mais, se repentant bientôt de cette involontaire surprise, ils ne répondirent à des plaintes accusatrices que par de nouveaux arrêts de proscription. L'avocat lui-même fut en péril, car son talent le dénonçait ; et, compromis par un acte de courage, il se vit réduit à fuir loin de la France, jusqu'au jour où, l'humanité recouvrant ses droits, il put reparaître enfin, prêt à figurer au premier rang parmi les esprits sages que l'estime publique invitait à rétablir l'ordre social.

Nommé professeur de belles-lettres à l'École centrale des Quatre Nations, et compris dans la liste de l'Institut naissant, ce fut alors qu'il révéla des aptitudes éminemment faites pour la responsabilité d'un grand rôle. Car, dans ses discours d'installation, les politiques retrouvèrent, avec le tact de l'expérience, l'art oublié d'insinuer la pensée sous ces formes discrètes qui garantissent à la franchise toute liberté de

se produire, sans offenser ses contradicteurs. Habile à s'orienter parmi les courants de l'opinion, il associa donc sa parole et sa plume au mouvement qui tendit, un instant, à faire prévaloir l'union des principes religieux et royalistes dans les efforts essayés pour relever tant de ruines. Sans nous prononcer sur l'opportunité de cette conduite, avouons du moins qu'il encouragea ces espérances avec une modération de langage dont on avait perdu l'habitude, et que ses amis eurent le tort de ne point imiter. Aussi respectueuse à l'endroit des personnes qu'impartiale envers les doctrines, sa polémique méritait de lui concilier les égards de ceux qu'elle ne persuadait pas. Mais le 18 Fructidor prouva que certaines vertus étaient encore périlleuses; et, pour échapper à la déportation, Fontanes dut regagner le chemin de l'exil.

En atteignant le journaliste, ce coup rendit le poëte à lui-même; car il consola ses ennuis en revenant à l'idée de l'œuvre où il se proposait de chanter *la Grèce sauvée* par la victoire de Thémistocle à Salamine. L'épopée figurait alors parmi les preuves de maîtrise; et ce fut pour Fontanes un point d'honneur de ravir aux menaces de son naufrage, comme Camoens ses Lusiades, un de ces monuments qui attestent au moins la vaillance d'une noble ambition. Mais il était écrit que ce dessein ne s'accomplirait pas; et, si j'en juge par certains fragments venus jusqu'à nous, je soupçonne qu'il ne faut pas trop s'affliger de ce mécompte.

Ces jours de détresse n'en furent pas moins heu-

reux pour les lettres, puisqu'ils rapprochèrent de Chateaubriand, qui s'ignorait encore, l'incomparable conseiller qui allait exciter et diriger sa verve. *Le Génie du christianisme* doit en effet beaucoup à ces entretiens où, animés d'une sympathie mutuelle, deux amis apportèrent, avec leurs projets de propagande morale, l'un sa fougue téméraire et ses éclairs d'inspiration, l'autre la sûreté d'un goût aussi habile à aiguillonner les indolences d'un rêveur qu'à discipliner les écarts d'un audacieux. De Londres, où il venait de rencontrer le jeune officier breton dont il disait : « Patience ! il nous passera tous », Fontanes émigra successivement en Hollande, et en Allemagne. Dénué de tout, n'ayant qu'un Virgile pour compagnon de son isolement, ne pouvant pas même découvrir dans toute la ville de Hambourg le Plutarque dont il avait besoin pour le poëme auquel il travaillait, « à corps perdu », il s'en alla gémissant comme Ovide au milieu des Barbares, mais soutenu par l'espoir d'assister bientôt à la chute d'un pouvoir que condamnait un discrédit universel.

Son impatience n'attendit même pas cette heure désirée. Car il était déjà rentré clandestinement en France, quand le 18 Brumaire donna raison aux pronostics trop encourageants qu'il avait exprimés, dès le 15 août 1797, dans un piquant article qui, dédié à Bonaparte, se terminait par ce vers de Voltaire :

J'aime fort les héros, s'ils aiment les poëtes.

De la part d'un publiciste qui souhaitait la restaura-

tion des Bourbons, mais sans croire qu'elle fût alors prochaine, c'était se déclarer disponible, et exempt de tout engagement. Aussi le fin courtisan devait-il être entendu, lorsque, le 12 nivôse, an XII, sortant de l'asile où il venait de mettre la dernière main à sa *Maison rustique*, il adressa au Premier Consul une lettre flatteuse qui, avec plus d'à-propos que de désintéressement, faisait appel à son attention toute-puissante. La réponse ne tarda pas; et, un mois après, le 20 pluviôse (9 février 1800), Fontanes était choisi pour prononcer l'éloge de Washington devant le général qui couvrait encore de ce nom si pur des desseins fort contraires à l'exemple patriotique du héros républicain.

Très-adroit, et même plus qu'il ne fallait, à manœuvrer entre des écueils, sans y briser sa barque, le panégyriste, qui se sentait en vue du port, trouva dans cette rencontre solennelle l'occasion de pousser sa fortune, tout en célébrant les idées qu'il estimait propres à contribuer au salut d'une société travaillée trop longtemps par des passions anarchiques. Il se tira donc de ce pas difficile avec une dextérité dont le concours se donnait ouvertement à un homme d'État qui, alors plus que jamais, sentit le besoin de rallier les partis, et d'offrir aux indécis des garanties de politique conciliatrice. Au lendemain des discordes civiles, parmi les rancunes des vaincus ou les défiances des neutres, il y a toujours place pour ces habiles que leur souplesse prédestine à rassurer les intérêts ou les consciences, surtout quand leur bonne

renommée n'a été entamée par aucun de ces compromis où la fatalité des révolutions entraîne quelquefois d'honnêtes gens.

Aussi Fontanes devint-il rapidement un de ces personnages dont on ne saurait dire s'ils cherchent les honneurs, ou si les honneurs les viennent chercher. Nous ne le suivrons point ici dans l'exercice des devoirs auxquels il lui fallut sacrifier une bonne part de son indépendance. Nous aurions à le plaindre d'avoir vécu sous un régime où se produisit une double imposture : celle d'un pouvoir qui mit chacune de ses usurpations sous le patronage des grands mots dont le prestige restait populaire; et celle d'un pays complice de ces mensonges tacitement acceptés comme des prétextes qui, donnant à la soumission une ombre de dignité, semblaient purifier par de vaines formules les actes les plus iniques, ou les plus arbitraires.

Sans absoudre ces situations équivoques et leurs conséquences fâcheuses, nous admettrons pourtant que, Président du Corps Législatif et Grand-Maître de l'Université, Fontanes fit aimer et respecter en lui la bonté du cœur, la droiture des intentions, son zèle sincère pour le bien public, et la générosité d'un caractère auquel on ne refusera même pas certaines tentations passagères de courage assez méritoires chez un ministre de l'Empereur.

Nous reconnaissons encore ici le délicat. Car c'est lui qui se montre dans cette bonne tenue qui sauva du moins les apparences, sous les obligations d'un

dévouement trop complaisant, ou parmi les gênes de la représentation officielle. Si le poëte dut s'effacer devant l'orateur, il ne se laissa pourtant pas étouffer par le souci des affaires. L'exemple de ce partage n'était pas, du reste, si rare, en un temps où l'amour des lettres fut beaucoup plus fervent qu'on ne pense; car plusieurs le concilièrent avec d'absorbantes fonctions. Ne vit-on pas alors un autre serviteur de l'Empire, et l'un des plus laborieux, le comte Daru, se reposer d'un travail par un autre, traduire Horace en chaise de poste, sans dérober une minute à ses charges, et classer les astres dans son poëme sur *l'Astronomie* avec autant d'exactitude qu'il en mettait à faire le dénombrement de nos armées, dans ses rapports à Napoléon? Il en fut ainsi de Fontanes. Un de ses amis se plaignant de son silence littéraire, il lui répondit « qu'il se réservait chaque jour *quatre heures* de travail libre, avant d'ouvrir son cabinet. » Quatre heures! C'est peut-être beaucoup pour une plume volontiers paresseuse, et qui craignait la fatigue. Outre que l'écrivain semblait redouter de plus en plus le grand soleil, on l'entendit maintes fois répéter, non sans une nuance de secret dépit : « Tous les vers sont faits ! » Or, sincère ou non, cette conviction n'était point de nature à stimuler sa lyre. Cependant, s'il abusa de ce prétexte pour se taire, et si la patience, ou plutôt le souffle lui manqua trop pour mener à terme l'épopée toujours inédite sur la réputation de laquelle il vivait à crédit, quelques vers tout désintéressés témoignent

discrètement qu'au milieu des grandeurs il demeura, comme le berger de la Fable, fidèle à sa musette.

Ne la prit-il pas souvent pour confidente des griefs, et même des colères que le sénateur ou le ministre refoulait sans souffler mot? Je veux parler de ses Odes sur *l'Assassinat du duc d'Enghien*, et sur *l'Enlèvement du Pape*. Sous le courtisan, l'homme eut, cette fois, une révolte. Il est vrai qu'il se garda bien de publier ces pièces. Mais il fit aussi mystère de ses strophes sur les embellissements de Paris; et pourtant, elles ne couraient pas le risque de déplaire. Quant aux *stances* consacrées à Chateaubriand qui n'était point en faveur à Saint-Cloud, elles eurent un retentissement qui honora le cœur du poëte. Car Boileau n'avait pas été plus chevaleresque pour Racine, après l'échec de *Phèdre*, que ne le fut M. de Fontanes pour l'auteur des *Martyrs*, en face de critiques envenimées.

Dans ces accents de l'amitié, comme dans les jeux de son pur caprice, nous aimons une cordialité souriante qui rappelle un peu la physionomie d'Horace, mais avec la distance qui sépare Tibur de Courbevoie, modeste retraite d'où sont datées la plupart des fantaisies, dont l'enjouement charma ses loisirs ; une, entre autres, qui est tout émue des douceurs de la solitude. La voici :

Au bout de mon humble domaine,
Six tilleuls au front arrondi,
Dominant le cours de la Seine
Balancent une ombre incertaine
Qui me cache aux feux du Midi.

Ici la rêveuse Paresse
S'assied, les yeux demi-fermés;
Et, sous sa main qui me caresse,
Une langueur enchanteresse
Tient mes sens vaincus et charmés.

Des feuillets d'Ovide et d'Horace
Flottent épars sur mes genoux.
Je lis, je dors, tout soin s'efface;
Je ne fais rien, et le jour passe.
Cet emploi du jour est si doux !

Tandis que d'une paix profonde
Je goûte ainsi la volupté,
Des rimeurs dont le siècle abonde
La Muse toujours plus féconde
Insulte à ma stérilité.

Je perds mon temps, s'il faut les croire.
Eux seuls des siècles sont l'honneur !
J'y consens : qu'ils gardent leur gloire.
Je perds bien peu pour ma mémoire,
Je gagne tout pour mon bonheur.

Non, ce cadre ne messied pas au portrait d'un lettré qui ne fut point littérateur, ne connut guère les vifs empressements d'amour-propre, et chercha toujours plus son plaisir que celui du public. Tout en faisant mine de viser au laurier de Virgile ou d'Horace, il finit par se réduire aux simples fleurs de son parterre. Ne soyons donc pas plus exigeants qu'il ne le fut pour lui-même ; et, sans regretter de grands poëmes qu'il eut l'esprit de promettre sans les achever, comme s'il eût craint que leur poids ne pesât trop sur sa mémoire, contentons-nous des petits vers

dont le parfum ne s'est point évaporé, de ceux-ci, par exemple :

Pêcheur, qui des flots de la Seine
Vers Neuilly remontes le cours,
A ta poursuite toujours vaine
Les poissons échappent toujours.

Tu maudis l'espoir infidèle
Qui sur le fleuve t'a conduit,
Et l'infatigable nacelle
Qui t'y promène jour et nuit.

Des deux pêcheurs de Théocrite
Ton sommeil t'offrit le trésor.
Hélas! désabusé trop vite,
Tu vois s'enfuir le songe d'or.

Ici, rêvant sur ma terrasse,
Je n'ai pas un sort plus heureux.
J'invoque la muse d'Horace;
La muse est rebelle à mes vœux.

Jouet de son humeur bizarre,
Je dois compatir à tes maux.
Tiens: que ce faible don répare
Le prix qu'attendaient tes travaux.

La nuit vient ; vers le toit champêtre,
D'un front gai, reprends ton chemin.
Dors content: tes filets peut-être
Sous leur poids fléchiront demain.

Demain peut-être, en cet asile,
Au chant de l'oiseau matinal,
Mon vers coulera plus facile
Que les flots purs de ce canal.

Voilà le ramage qui convenait à sa voix, et bien mieux, ce me semble, que les éclats de la trompette héroïque. Sans doute, ses hautes ambitions auraient pu se tirer d'embarras, grâce au vif et profond sentiment de cette antiquité dont il était tout imbu. Mais, dans les libres ébats de son badinage, il se trouva plus à l'aise; car alors tout coulait de source intime. A cette veine d'oublieuse rêverie où, loin de la cour, il reprit toute son indépendance, appartient encore cette fine esquisse, dont le motif aussi discret que voluptueux aidera notre imagination à rendre un rayon de jeunesse au front sérieux et à la tête grisonnante d'un dignitaire de l'Empire :

Où vas-tu, jeune beauté ?
Bientôt Vesper va descendre.
Dans cet asile écarté,
La nuit pourra te surprendre.
Du haut d'un tertre lointain,
J'ai vu ton pied clandestin
Se glisser sous la bruyère.
Souvent ton œil incertain
Se détournait en arrière.

Mais ton pas s'est ralenti;
Il s'arrête, et tu chancelles.
Un bruit sourd a retenti:
Tu sens des craintes nouvelles.
Est-ce un faon qui te fait peur
Est-ce la voix de ta sœur
Qui t'appelle à la veillée?
Est-ce un Faune ravisseur
Qui soulève la feuillée?

Dieux ! un jeune homme paraît ;
Dans ces bois il suit ta route,
T'appelant d'un doigt discret
Au plus épais de leur voûte.
Il s'approche, et tu souris.
Diane, sous ces abris,
Dérobe son front modeste.
Un doux baiser t'est surpris :
Les bois m'ont caché le reste.

Pan, et la Terre, et Sylvain,
En ont pu voir davantage ;
Jamais ne s'égare en vain
Une Nymphe de ton âge.
Les Zéphyrs ont murmuré ;
Philomèle a soupiré
Sa chanson mélodieuse.
Le ciel est plus azuré,
Vénus est plus radieuse.

Ces stances à une *Jeune Anglaise* paraîtront un peu profanes chez un vigilant gardien des traditions et des croyances ; mais ce trait achève la physionomie, et, comme dit Sainte-Beuve, « met l'étincelle au regard ». D'ailleurs, si quelques-uns s'étonnaient de rencontrer ces notes épicuriennes dans le voisinage de l'Ode édifiante où l'ami de M. de Bonald déplore les *misères d'une société sans religion*, Fontanes leur montrerait, dans son Horace, le *Chant séculaire* tout près des strophes adressées à Pyrrha, à Lydie, à Tyndaris et à Glycère. Peut-être même leur répondrait-il comme il fit un jour à des rigoristes qui s'étaient scandalisés de voir un buste de Vénus orner le studieux réduit où le Grand-Maître, délivré de sa robe d'hermine, aimait à oublier l'éti-

quette, et à fêter les Grâces. Honni soit donc qui penserait à mal, en lisant cette apologie :

Loin de nous, censeur hypocrite,
Qui blâmes nos ris ingénus !
En vain le scrupule s'irrite ;
Dans ma retraite favorite
J'ai mis le buste de Vénus !

Je sais trop bien que la volage
M'a sans retour abandonné.
Il ne sied d'aimer qu'au bel âge ;
Au triste honneur de vivre en sage
Mes cheveux blancs m'ont condamné.

Je vieillis ; mais est-on blâmable
D'égayer la fuite des ans ?
Vénus, sans toi, rien n'est aimable ;
Viens de ta grâce inexprimable
Embellir même le bon sens.

L'illusion enchanteresse
M'égare encor dans tes bosquets.
Pourquoi rougir de mon ivresse ?
Jadis, les Sages de la Grèce
T'ont fait asseoir à leurs banquets.

Aux graves modes de ma lyre
Mêle des tons moins sérieux.
Phébus chante, et le ciel admire ;
Mais, si tu daignes lui sourire,
Il s'attendrit, et chante mieux.

Inspire-moi ces vers qu'on aime,
Qui, tels que toi, plaisent toujours.
Répands-y le charme suprême
Et des plaisirs, et des maux même
Que je t'ai dus dans mes beaux jours.

Ainsi, quand d'une fleur nouvelle,
Vers le soir, l'éclat s'est flétri,
Les airs parfumés autour d'elle
Indiquent la place fidèle
Où, le matin, elle a fleuri.

Ces retours de séve furent comme un été de la Saint-Martin pour la verte vieillesse de celui qui disait, en parlant du déclin de la vie :

Le Temps mieux que la Science
Nous instruit par ses leçons;
Aux champs de l'expérience
J'ai fait de riches moissons.
Comme une plante tardive,
Le bonheur ne se cultive
Qu'en la saison du bon sens;
Et, sous une main discrète,
Il croîtra dans la retraite
Que j'ornai pour mes vieux ans.

Dans ce regain d'automne, ce qui nous agrée surtout, c'est l'aisance d'un art qui glisse légèrement, c'est une agilité murmurante comme un vol d'abeille, c'est un atticisme devenu maintenant plus rare que jamais, et qui conserve toute sa valeur pour ceux qu'importunerait l'habitude de prodiguer les couleurs voyantes, d'exagérer le relief, ou de trahir l'effort jusque dans les intentions les plus heureuses.

Oui, je ne sais quel sens délicat fait défaut à qui ne goûte pas comme il sied une touche discrète que la turbulence de notre Parnasse doit nous rendre encore plus précieuse. Par la simplicité des ornements, la justesse du trait, et la sobre élégance d'un dessin arrêté, Fontanes est disciple des anciens et

du XVII[e] siècle. Il tient également au XVIII[e], soit par les genres qu'il lui emprunte, et auxquels l'invitèrent ses instincts personnels, soit par une teinte de philosophie sentimentale qui s'accommodait à ses prédilections religieuses, soit enfin par la vivacité d'un mètre alerte qui porte la marque de Voltaire, non sans rester fidèle à l'esprit de Fénelon, ou plutôt de Racine; car ce maître fut pour lui, comme Virgile pour Stace, l'objet d'un culte domestique. Il mit, je ne dis pas sa gloire, mais sa joie à suivre pieusement les traces divines d'un génie qu'adora son cœur. N'en fait-il pas lui-même l'aveu touchant :

> De Virgile ainsi, dans Rome,
> Quand le goût s'était perdu,
> Silius à ce grand homme
> Offrait un culte assidu.
> Sans cesse il nommait Virgile;
> Il venait, loin de la ville,
> Sur sa tombe le prier.
> Trop faible, hélas! pour le suivre,
> Du moins il faisait revivre,
> Ses honneurs, et son laurier.

Il dut à ces affinités de nature d'être, à son tour, réputé classique, du moins par ses contemporains. Or, c'était le devenir prématurément; car la postérité ne ratifie guère ces honneurs précoces, que le temps seul a le droit de conférer. Aussi reconnaissons-nous que le grand jour a fait pâlir, par endroits, les œuvres de Fontanes. Si leurs nuances trop tendres n'ont pu supporter sans dommage la pleine lumière

de la publicité, c'est qu'il n'y eut pas assez d'invention dans ce style dont Rivarol disait qu'il eut « le poli sans éclat ». Joubert fut du même avis quand il lui reprocha de trop « caresser sa phrase », et de ne laisser « aucun sillon », aucune empreinte ineffaçable. Voilà par où fléchissent ces écrivains corrects mais timides, rangés mais un peu froids : l'étoffe est très-fine, mais trop mince. A force de tenue et de retenue, leur poésie, qui n'est jamais une fête pour les yeux, finirait par se confondre avec la prose, si le rhythme n'en faisait encore un plaisir pour l'oreille.

Ce n'est pas que nous songions à médire de la lime, et de ses prudentes lenteurs ; mais il ne faut point qu'elle use la trame d'un tissu fragile qui ne supporterait plus la broderie. Nous n'accepterons donc qu'avec des réserves les regrets de Chênedollé, disant après la mort de son ami : « Depuis que nous l'avons perdu, il n'y a plus en France de haute littérature. C'était le dernier des Grecs. Lui seul soutenait la poésie et la belle prose, sur le penchant de leur décadence. Il fut un arbitre. » Défions-nous de ces poëtes chez lesquels l'esprit critique prédomine ; car un jour vient où la Muse prend peur, et se sauve. Mais, sans accepter sur parole des oraisons funèbres dictées par la gratitude des uns, ou la complaisance des autres, gardons pourtant un souvenir à l'harmonieux rêveur qui nous conduit des Chœurs d'Esther aux premières Méditations de Lamartine.

En même temps qu'il donna la main au plus doux génie du XVII[e] siècle, il pressentit et seconda

les triomphes de Chateaubriand. Or, il y eut clairvoyance et courage à se prononcer ainsi, dans la crise même d'une rénovation, pour le grand initiateur dont les hardiesses semblaient à tant d'autres une barbarie raffinée. Cette active générosité d'intelligence ne se démentit jamais dans les hautes situations qui, ravissant aux lettres une plume faite pour les honorer, ouvrirent carrière au patronage d'un Ministre vraiment heureux de discerner le mérite, et de lui frayer la voie. Voilà ce qui ne se rencontre pas tous les jours! Chênedollé, Joubert, Béranger, MM. Royer-Collard, Villemain et Guizot, sans compter les autres, ne sont-ils pas autant de noms qui, jadis protégés par M. de Fontanes, protégent aujourd'hui sa mémoire? Il est presque aussi rare d'aimer le talent que de le posséder. Celui qui réunit ces deux titres est donc sûr de ne point périr tout entier.

CHAPITRE IV.

M. Arnault. Dévouement et fidélité du poëte à la personne de l'Empereur. Ses ambitions dramatiques. Son exil après les Cent-Jours. La fable satirique et politique. Par sa facture, il a des airs de ressemblance avec Béranger. Le don d'épigramme. *Le Colimaçon. Le Riche et le Pauvre. Le Chêne et le Buisson.* L'élégie de *la Feuille.*

Bien que ministre de l'Empire, M. de Fontanes ne porta guère la marque d'un régime auquel il ne livra point son cœur. Il appartenait d'avance à la Restauration. Tel ne fut pas un autre poëte, M. Arnault, qui, fidèle à la personne même du Souverain, devait figurer un jour parmi les légataires du testament de Sainte-Hélène. Soit qu'on le chargeât d'importantes missions, entre autres du gouvernement des îles Ioniennes; soit qu'à l'Hôtel Chantereine, ou à bord du vaisseau-amiral partant pour l'Égypte, il fût admis familièrement à ces conversations prophétiques dont quelques-unes étaient déjà de l'histoire, il entra fort avant dans la confiance du général que son zèle servit avec tant de dévouement, à la veille de Brumaire.

Nul ne fut, en effet, plus soucieux de préparer l'opinion à cette journée décisive. Mais, de même qu'il avait traversé la République sans s'y com-

promettre, il put se donner à l'Empire sans que sa considération en souffrît la moindre atteinte ; car jamais il ne sentit le courtisan, et ne profita de sa faveur pour des visées de fortune politique. Homme de lettres aussi désintéressé qu'indépendant, il semblait se résigner par devoir d'affection aux postes qu'il accepta sans les désirer, et la scène du Théâtre fut la seule vers laquelle se tournèrent ses ambitions. Nous avons déjà vu précédemment que le succès de ses œuvres dramatiques fit honneur à son imagination, comme leur échec à son caractère. Toutefois, si l'auteur de *Marius*, de *Lucrèce,* de *Cincinnatus*, d'*Oscar*, de *Scipion* et des *Vénitiens* n'est pas mort définitivement, il n'en fut point redevable à des héros dont quelques-uns méritèrent d'avoir Talma pour interprète. Sans les déprécier, nous estimons donc que ses tragédies ne valurent point ses *Fables*, et qu'il déploya son invention avec plus d'avantage dans les bagatelles malicieuses qui furent d'abord le passe-temps de ses loisirs, puis sa consolation, et sa vengeance.

Ce fut après la disgrâce de *Don Pédro* qu'il prit goût à ce badinage dont le jeu lui devint une arme, lorsqu'au lendemain des Cent-Jours, enveloppé dans le naufrage de la dynastie qu'il aimait d'autant plus qu'elle était malheureuse, l'ancien officier du comte de Provence se vit destitué de son fauteuil académique par un ordre exprès de Louis XVIII, et banni par la brutalité d'une aveugle réaction.

Réfugié à Bruxelles, où sa plume acérée trouva bon

accueil, il suivit dès lors son penchant naturel, et se voua définitivement au démon de la satire. Peut-être y mit-il trop d'âpreté. Ce fut l'avis de ses victimes; d'autres aussi, qui n'avaient pas la conscience tranquille, lui en firent un crime. Mais, outre qu'il était en droit de légitime défense, on pardonnera bien quelques hyperboles à un homme d'esprit qui ne voulut louer Napoléon qu'après sa chute, et paya cher l'éloquence des représailles inspirées à un exilé par la pitié, l'admiration et la reconnaissance, c'est-à dire par les plus nobles sentiments. Cette humeur acerbe ne fut-elle pas d'ailleurs l'originalité du fabuliste qui, non sans fierté, se rendit ce témoignage légitime :

Quand je vois mon petit trésor,
Je me trouve assez riche encor;
Car je n'ai rien pris à personne.
Sans lui dérober ses travaux,
De Jean j'ai suivi le système :
Je me dois le peu que je vaux.
Je suis moi, comme il est lui-même.

Rien de plus juste; car M. Arnault garde sa physionomie propre en un genre où ne lui restait que la ressource de glaner après La Fontaine. Il le fit de telle sorte qu'en le lisant, dit M. Villemain, on ne s'écrie plus, à chaque page : « Ah! le bon-homme! » mais bien : « Ah! l'honnête homme, dont l'âme est toujours loyale, même quand elle s'exaspère plus qu'on ne voudrait! » Ne le comparons donc point à un devancier incomparable, ni même à Florian, auquel on a reproché d'avoir mis trop de moutons

dans ses bergeries. Certes, ce n'est point le cas de M. Arnault ; il abuserait plutôt des loups. Mais, si son pessimisme ne résiste guère au plaisir d'un bon mot, même cruel, les lettrés ne s'en offenseront pas ; car ils goûtent, jusque dans ses emportements, la verdeur d'un laconisme expressif, et le don supérieur de lancer le trait final, c'est-à-dire une moralité saisissante comme ces proverbes qui se gravent dans la mémoire du bon sens. A propos des allusions dont l'intérêt s'est évanoui, nous rencontrons là de fines observations, des maximes toutes pratiques, et des vérités piquantes dont la concision spirituelle fait pressentir Béranger. C'est vraiment à s'y méprendre. La Muse de notre grand chansonnier ne lui aurait-elle pas soufflé ces jolis mots :

Il ne faut point casser les vitres,
Mais il faut bien les nettoyer...
— La tache est tout juste à l'endroit
Où l'on voit briller la paillette...
— Un bruit accru par des échos
Ressemble beaucoup à la gloire...

Arnault sait, aussi lui, condenser en une image rapide un sentiment ou une pensée, par exemple, dans sa fable de la *Pierre à fusil*, où il dit finement :

Si quelque étincelle m'échappe,
La faute n'en est pas à moi :
Elle est à celui qui me frappe.

Ses apologues lui venaient d'ordinaire à l'état 'épigrammes, notamment celui-ci :

On nous raconte que Léda,
Par le diable autrefois tentée,
D'un amant à l'aile argentée,
Un beau matin, s'accommoda.
Hélas ! ces triomphes insignes
Sont encor les jeux des Amours,
Si ce n'est qu'on voit, tous les jours,
Les dindons remplacer les cygnes.

Parmi ses boutades, signalons surtout un vrai hef-d'œuvre dans cette pièce enlevée de verve :

Sans amis comme sans famille,
Ici-bas vivre en étranger ;
Se retirer dans sa coquille,
Au signal du moindre danger ;
S'aimer d'une amitié sans bornes,
De soi seul emplir sa maison ;
En sortir, suivant la saison,
Pour faire à son prochain les cornes ;
Signaler ses pas destructeurs
Par les traces les plus impures,
Outrager les plus tendres fleurs
Par ses baisers, ou ses morsures ;
Enfin, chez soi, comme en prison,
Vieillir de jour en jour plus triste :
C'est l'histoire de l'égoïste,
Et celle du colimaçon.

Ailleurs, sa rudesse se mitige d'une émotion qui ous touche comme une larme furtive. Tel est ce ialogue du riche et du pauvre :

Penses-y deux fois, je t'en prie :
A jeûn, mal chaussé, mal vêtu,
Pauvre diable, comment peux-tu
Sur un billet de loterie

Mettre ainsi ton dernier écu?
C'est par trop manquer de prudence;
Dans l'eau c'est jeter ton argent.
C'est vouloir..... — Non, dit l'indigent,
C'est acheter de l'espérance.

Ces fantaisies pèchent pourtant par un certain air de sécheresse, ou de brusquerie. La flèche va droit au but, mais trop rapide. On voudrait plus d'agrément dans ce style où tout se réduit au strict nécessaire, et plus d'aménité dans ce moraliste impitoyable dont la sentence ressemble à un coup de pistolet tiré à brûle-pourpoint. L'action fait trop défaut à la logique de ces petits récits, et les caractères y sont à peine indiqués d'un trait. Le mouvement de la vie n'anime donc pas assez les abstractions de leur symbolisme. S'il saisit la raison par sa justesse, il ne dit presque rien aux yeux, et ne se traduit pas en images. Nous le regrettons d'autant plus qu'à l'occasion M. Arnault s'entendait à développer ses motifs en des cadres moins étroits, par des touches plus larges, ou plus puissantes. Chaque livre du recueil nous offrirait un échantillon de cette seconde manière, par exemple, l'allégorie du *Blé et des Fleurs*, leçon judicieuse et digne d'un ancien Conseiller de l'Université, qui résume tout un programme d'éducation classique dans la formule suivante :

Ne cultivez que le froment;
Le bluet viendra de lui-même.

Mais la perle de l'écrin est encore *le Chêne et les*

Buissons, œuvre magistrale d'où nous détacherons ces vers :

Les Buissons indignés qu'en une année ou deux
Un Chêne devint grand comme eux,
Se récriaient contre l'audace
De cet aventurier qui, comme un champignon,
Né d'hier, et de quoi? sans gêne, ici, se place,
Et prétend nous traiter de pair à compagnon !
L'égal qu'ils dédaignaient cependant les surpasse ;
D'arbuste il devint arbre, et les sucs généreux
Qui fermentent sous son écorce,
De son robuste tronc à ses rameaux nombreux,
Renouvellent sans cesse et la vie, et la force.
Il grandit, il grossit, il s'allonge, il s'étend,
Il se développe, il s'élance ;
Et l'arbre, comme on en voit tant,
Finit par être un arbre immense.
De protégé qu'il fut, le voilà protecteur,
Abritant, nourrissant des peuplades sans nombre :
Les troupeaux, les chiens, le pasteur
Vont dormir en paix sous son ombre.
L'abeille dans son sein vient déposer son miel,
Et l'aigle suspendre son aire
A l'un des mille bras dont il perce le ciel,
Tandis que mille pieds l'attachent à la terre.

Dans cette miniature grandiose s'entrevoit, à la dérobée, l'ombre d'un grand deuil ; il y a là des allusions faites à la fortune de César. Il s'en dégage aussi une moralité que l'on devine, et qui put convenir à un temps où le mot d'*égalité* cachait déjà le venin de l'envie et de la haine. A l'accent de l'ensemble, qui ne reconnaît un poëte visité jadis par la Muse tragique, encore tout ému de son souvenir, mais assez souple pour devenir capable, lorsqu'elle l'a délaissé, de distraire ses regrets par des poésies

légères où les douceurs de l'art se mêlent à l'amère philosophie de l'expérience?

Une telle variété de tons est un signe d'aptitude privilégiée. Nous en verrons un dernier gage dans cette élégie vraiment exquise, dont la résignation plaintive contraste avec le tour habituel de son âpreté mordante :

De ta tige détachée,
Pauvre Feuille desséchée,
Où vas-tu ? — Je n'en sais rien.
L'orage a frappé le Chêne
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine
Le zéphyr ou l'aquilon,
Depuis ce jour, me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon.
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre, ou m'effrayer.
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose,
Et la feuille de laurier.

Cet adieu qu'envoyait aux siens un proscrit victime de sa fidélité ne suffirait-il pas à justifier une estime bien méritée par l'homme et le poëte que des suffrages réparateurs rendirent tardivement à la France et à l'Académie, en 1829 ? Oui, sa modeste immortalité date de cette *feuille* charmante qui, rose ou laurier, ne perdra jamais son parfum.

CHAPITRE V

I. **Millevoye.** Harmonie d'un talent et d'une destinée. L'élégie personnelle. *La Chute des feuilles. Le Poëte mourant.* — Premier signal d'un mode nouveau. **Parny.** L'accent de la passion. Les romances de Mme **Dufresnoy.** *Memento* d'un oublié : **Denne-Baron.** — II. L'ossianisme : ses éléments. Vagues tristesses. L'Empereur, et son barde favori. Ossian, et Mme de Staël. Le romantisme de l'Empire. — **Baour-Lormian**; l'arrangeur habile, et prompt à l'à-propos. Sa *Jérusalem délivrée.* Ses épigrammes. Il se fait le Ducis d'Ossian. Services rendus par cet engouement populaire. *Veillées poétiques et morales.* Conclusion.

I.

Là où sombrent les épopées et les tragédies, une simple fable surnage. Ce ne sont pas les flottes orgueilleuses qui arrivent le plus directement à la postérité. Un frêle esquif traverse mieux les âges. Millevoye nous en est une preuve nouvelle. Car une larme, voilà toute sa fortune. Son nom demeurera gardé par une seule page d'autant plus assurée de flotter sur l'abîme qu'elle fut comme le premier et le dernier mot d'une âme qui, passagère d'un jour, s'envola doucement dans une plainte impérissable.

L'harmonie d'un talent et d'une destinée, tel est donc l'attrait de ce poëte qui devait défaillir dans la saison des promesses, avant la maturité. Encore y eut-il bien des heures perdues pour un chanteur trop précoce qui eut à peine le temps de se reconnaître.

Aussi n'exhumerons-nous pas les ébauches du rhétoricien candide qui, de 1801 à 1804, émerveillait ses régents par sa facilité prolixe, et trop docile à la routine de l'École. Ces années eurent pourtant leurs vives influences dont la trace est visible en des essais trop vite interrompus. J'entends par là que l'enfant grandit, parmi les pures affections de la famille, sous le vigilant regard d'une mère attentive au premier sourire d'une vocation, et complaisante aux ravissements d'un rêveur auquel fut permis l'essor d'un heureux naturel. Ses guides littéraires sont donc seuls responsables des erreurs qui risquèrent de l'égarer, je veux dire des discours, des dialogues, des traductions, des pastorales, des héroïdes, des jeux descriptifs renouvelés de l'abbé Delille, en un mot, des autres amusettes que le vent a emportées bien loin.

Mais un jour vint où le lauréat fourvoyé dans les concours académiques finit, sans le savoir, par écouter son cœur; et alors, affranchi de ses entraves, apparut tout à coup le Tibulle maladif et tendre, dont les élégies eurent, sinon la passion et sa flamme, du moins une suavité discrètement voluptueuse. C'est vous avertir qu'il ne faut y chercher ni le relief de l'expression, ni l'éclat de la couleur, ni les élans soutenus. Mais elles nous agréent par la limpidité d'un vers coulant qui s'abandonne à la pente du sentiment; elles nous enchantent par la mélodie d'un gazouillement voilé. Ses modulations pourront même sembler parfois trop frêles, et presque éteintes. Mais, si le souffle est court, le timbre de cette voix haletante

est d'une netteté qu'on aime jusque dans ses langueurs; et l'élégance souffreteuse de cette Muse poitrinaire a pour nous la grâce des choses fragiles.

Millevoye s'avouait, du reste, en gémissant, cette infirmité native d'où procède le charme douloureux des présages funèbres dont la menace le fit tressaillir d'un frisson fébrile. Sa *Chute des feuilles* n'a-t-elle pas fixé sous une forme définitive ces pressentiments qui ne cesseront plus de prolonger en bien des âmes l'écho sympathique de leur tristesse résignée? Aussi le trésor des âges s'est-il pour toujours enrichi de cette complainte délicieusement dolente qui, traduite dans toutes les langues, est devenue familière à toute mémoire. Il va droit encore à notre cœur le cri de ce *Poëte mourant*, dont le chant plus intense que jamais expire dans la suprême vibration de sa lyre brisée. Ce sont là des accents vraiment parfaits. S'ils n'eurent que la brève durée « de la rose ou d'un baiser, » ils suffisent cependant pour sauver un nom de l'oubli. Nous l'affirmons d'autant plus sûrement que l'on distingue en eux le premier signal de cette inspiration personnelle qui sera l'originalité de l'art contemporain ; elle se rencontre ici comme un instinct spontané qui bientôt va prendre conscience de lui-même, et deviendra la Muse espérée.

Nous avons remarqué déjà qu'à la veille d'un printemps poétique, l'aube de la saison promise est fêtée par d'harmonieux ébats d'oiseaux qui devancent le lever du soleil. Cela se vit surtout vers 1811, dans

ces années anxieuses, où de vagues impatiences d'avenir tourmentaient sourdement tant de jeunes intelligences, qui, ambitieuses de grandeur morale, et déçues par les illusions de la gloire militaire, rêvaient pour la patrie d'autres destinées que la sanglante monotonie d'une extermination sans trêve. Beaucoup alors, se repliant sur eux-mêmes, soupçonnèrent les sources inconnues dont avait soif une terre desséchée.

Or, si Millevoye eut sa note distincte dans ce concert de tristesses ou d'espérances confuses, s'il compte parmi les révélateurs involontaires du mode nouveau qui n'attendait que la venue des maîtres pour éclater triomphalement, ses accents ne furent pas les seuls qui annoncèrent les temps prochains. Ému par ce voisinage sacré, Ballanche, en son livre du *Sentiment*, ne ressemble-t-il pas à l'artiste qui prélude aux symphonies de l'orgue, dans le temple désert où affluera bientôt l'assemblée des fidèles ? Le nombre et le rhythme font seuls défaut à ces effusions de lyrisme prématuré qui se perdirent dans l'ombre silencieuse du sanctuaire. Ce travail réparateur, dont nous recherchons les indices, s'opérait en secret jusque dans les œuvres d'un poëte qu'on ose à peine rappeler. Oui, même chez un Parny, les symptômes d'une Renaissance sont parfois sensibles. Tout étranger qu'il fût au malaise salutaire par lequel l'épicurien se condamne, ce Catulle licencieux connut du moins la passion, et la sincérité de ses joies, ou de ses douleurs. Cette gloire sérieuse dont il se déshérita par ses profanations, il aurait donc su la conquérir,

s'il avait compris qu'un idéal peut seul communiquer aux désespoirs du cœur le privilége de vivre à travers les siècles.

Ce rayon qui manque au front de son Éléonore, et brillera plus tard à celui d'Elvire, nous entrevoyons sa lueur vacillante en d'autres vers que Béranger honora de cet hommage :

Ce livre est plein d'un doux mystère,
Plein d'un bonheur de peu d'instants;
Il rend à mon lit solitaire
Tous les songes de mon printemps.
Les Dieux qu'au bel âge on adore
Voudraient-ils revoler vers moi ?
Veille ma lampe, veille encore :
Je lis les vers de *Dufresnoy*.

Cet éloge d'une plume féminine est justifié par les pièces intitulées *Souvenirs*, *Regrets*, et *Fers brisés*. Car on goûte une émotion naïve en ces humbles romances qui échappent à la fadeur d'un genre discrédité. Puisque nous chantons ici le *memento* des trépassés, n'envions pas non plus quelques lignes de bienveillante épitaphe à un heureux traducteur de Properce, à Denne-Baron, dont les reliques eurent plus tard leur petite chapelle visitée par quelques dévots de l'Église romantique. Cet hommage était dû légitimement à certaines élégies qui nous font passer, sans trop de secousse, d'André Chénier à Lamartine.

II.

C'est qu'une sorte de mélancolie diffuse flottait

alors dans l'air, comme ces nuées que l'ébranlement d'un orage va rallier, et résoudre en subites averses. Mais, avant de se réunir en un lit régulier, et d'être un fleuve digne de porter un nom, tous ces filets d'eaux éparses circulèrent au hasard, suivant les accidents d'un sol où ils s'égaraient sans le féconder. Il y eut pourtant un moment où parut se former un courant que l'on put croire navigable, jusqu'au jour où il se perdit dans les sables. Ce fut quand le nom d'Ossian passionna tout à coup des esprits que Jean-Jacques venait d'agiter profondément par l'utopie de la vie sauvage et primitive. Possédés de cette chimère, ils étaient gagnés d'avance à Macpherson, et à d'ingénieuses impostures qu'alimentèrent chez nous les rêves de Rousseau, la sentimentalité de Richardson, les Nuits d'Young, les traditions celtiques, des pastiches d'Homère, d'Isaïe, de Milton et de Gessner.

Ce qu'il y eut de factice dans cette combinaison fut précisément son gage de succès. Car une génération dont le goût n'avait ni simplicité, ni franchise, était à la merci du faussaire qui flatta ses défauts en associant une apparence de grandeur épique à la sensiblerie des pastorales. L'alliage qui en résulta fut d'autant mieux accueilli que l'estimable traduction de Letourneur avait adouci les rudesses de l'original, pour l'approprier à notre usage. Aussi nos pères ont-ils cru naïvement à ce monde inconnu, comme leurs aïeux à celui de l'Astrée, à Céladon, et au druide Adamas. On raffola donc de ce Florian

biblique et dantesque dont la vogue contemporaine ou voisine de Werther, d'Obermann et de René répondait à l'appel secret des imaginations.

Venue d'Angleterre, où elle ne tarda pas à s'évaporer, cette brume s'étendit rapidement sur tous les continents littéraires. En Allemagne, Klopstock avait ressenti ses atteintes. Elle assombrit un instant le ciel d'Italie; et, parmi nous, ce brouillard enveloppa si bien tout le domaine de l'Art que la musique et la peinture, comme la poésie, faillirent en être submergées. Outre que l'ennui de la mythologie païenne favorisait cette contagion, l'exemple de cet engouement partit de haut. Propagé par le goût personnel du maître dont le caprice faisait déjà loi, ce genre, si contraire pourtant à notre tempérament, eut bientôt un puissant prestige, grâce au génie qui le prenait sous le patronage de son admiration. Arnault nous raconte en effet que les vastes pensées de Napoléon se complurent aux mirages de ces fictions héroïques où retentissait le bruit des armes, parmi les lointaines perspectives d'une apothéose. Dans le barde écossais qui divinisait la valeur guerrière, un nouvel Alexandre salua le Rapsode qu'il rêvait peut-être pour ses fabuleuses aventures. Revenant d'Égypte, il se faisait lire un jour je ne sais quel chant d'Homère, quand, impatienté des sublimes lenteurs qu'il osait appeler «un bavardage», il prit brusquement un exemplaire d'Ossian, et se mit à déclamer avec enthousiasme un de ses belliqueux dithyrambes.

Un tel suffrage devait avoir une infaillible auto-

rité, surtout à cette époque où l'emphase était dans les paroles, et le romanesque dans les actes. Sous l'impression récente d'une expédition dont les merveilles avaient comme un air de légende, cette Iliade qui ouvrait un autre Olympe aux victimes des batailles devait donc tourner aisément toutes les têtes. Un peintre n'eut-il pas l'idée de représenter alors les cuirassiers de la garde reçus dans le palais de Fingal par les vierges d'Ossian, embrassant les Walkyries dans les nuages, et, le sabre en main, décorés chacun d'une étoile qui étincelait au cimier de leur casque, chevauchant en bottes à l'écuyère parmi les vapeurs bleuâtres de l'Empyrée? La critique n'eut cependant que des éloges pour cette singulière conception que nous appellerions une caricature, si elle n'était signée d'un grand nom.

Nous hésitons nous-mêmes à en sourire. Car les meilleurs esprits encouragèrent cet entraînement universel. Conquise elle aussi, M^me^ de Staël s'accorda, cette fois, avec le grand homme que partout ailleurs elle combattait sans relâche. Comme le général Bonaparte, elle mit Fingal au-dessus d'Achille, et s'ingénia même à justifier par une théorie des prédilections dont elle voulut faire une doctrine. Érigeant en principe cette fantaisie de la mode, elle déclara donc qu'une poésie née sous les frimas du Nord était seule assez puissante pour exalter les cœurs, assez virile pour convenir aux instincts de notre âge philosophique, assez fière pour développer ou stimuler en nous le sentiment de l'indépendance.

Intéressant à ses préférences les plus nobles mobiles de la vie humaine, le culte de la raison et l'amour de la liberté, elle alla chercher aux environs du pôle le foyer du stoïcisme qu'elle voulait opposer aux mollesses de cette Muse méridionale « dont les douceurs énervent les âmes, et les précipitent vers la servitude ». Bien que de nombreuses objections s'élèvent contre ce parti pris géographique et psychologique, il est juste pourtant de voir dans l'Ossianisme autre chose qu'un travers dont s'amuse l'ironie; et l'on ne se tromperait guère en l'appelant le romantisme de l'Empire.

Or, pour exercer une influence épidémique, ces éléments qui étaient comme en suspens dans l'atmosphère avaient besoin d'être condensés par un de ces habiles qui, faute de mieux, s'entendent à épier les dispositions morales du public, et à saisir au vol l'occasion d'un succès, où il entrera surtout du savoir-faire et de l'à-propos. Toutes les fois que se produisent ces embryons d'École qui surprennent un jour de renommée bruyante, on est sûr d'y trouver la main d'un opérateur adroit à exploiter la curiosité, j'allais dire à jeter de la poudre aux yeux des simples, ou même des clairvoyants. Tel fut le rôle d'un écrivain qui eut son heure, de Baour-Lormian. Doué de facultés moyennes, il put se passer des aptitudes supérieures, parce qu'il posséda l'ardeur, l'aplomb, la dextérité, le coup d'œil, l'éveil et la résolution, en un mot, l'art de prévoir la direction des vents, et d'en profiter pour mener sûrement

sa barque. Ce fut ainsi que, par une sage économie de ses minces ressources, et grâce à des placements intelligents, il réussit à tirer bon parti d'un fonds modeste, qui finit par lui rapporter un assez beau revenu de célébrité viagère.

Né en 1770, en Gascogne, parmi les livres, (car il était fils d'un imprimeur), François Baour s'était déjà paré du nom plus harmonieux de Lormian, lorsque, tout jeune encore, il vint à Paris chercher la gloire que Clémence Isaure promettait à son lauréat, couronné plusieurs fois au Capitole de Toulouse. En ce temps-là, on allait loin avec une épopée, ou tout au moins une traduction en vers. Paraphraser la *Jérusalem délivrée* par une imitation assez infidèle pour avoir un faux air d'originalité, abréger, « corriger ou embellir » les descriptions galantes et les grâces mythologiques du Tasse, raviver le lustre de ce que Boileau appelait trop dédaigneusement du *clinquant*, se mettre ainsi sous le patronage d'une gloire consacrée, comme avait fait Delille pour les *Géorgiques* de Virgile, voilà ce qui parut un coup de maître à un débutant qui voulait devenir célèbre le plus tôt possible, sans s'exposer aux chances aléatoires, ou aux lenteurs de l'invention personnelle. Mais ce travail trop hâtif trompa de présomptueuses espérances : au lieu de monter aux astres, il rasa le sol, et y fut criblé d'épigrammes.

D'autres auraient perdu confiance; mais un Gascon ne se tient jamais pour battu; et, profitant de la leçon, Baour remit allègrement son ébauche sur le

métier. Bien lui en prit ; car ce courage fut récompensé par la faveur qui accueillit bientôt une seconde édition « d'où il avait, dit-il, enlevé tous les bons vers, pour ne laisser que les excellents ». L'échec de la veille lui pesait cependant sur le cœur ; et, par un accès d'humeur vindicative, il s'improvisa brusquement satirique.

Cette métamorphose pouvait bien être aussi le calcul d'un joueur avisé se disant, et avec raison, qu'un peu de tapage aide à l'avancement rapide d'une réputation. Toujours est-il que, s'élançant au plus fort de la mêlée littéraire, il décocha tout à coup, à droite et à gauche, une grêle de flèches, parfois assez fines, qui égratignèrent petits et grands, non sans péril de nombreuses ripostes dont il essuya le choc en ferrailleur impassible et intrépide, qui plus tard montrera gaillardement les cicatrices de ses blessures, comme un vétéran les chevrons de ses campagnes. D'abord inoffensifs, ces duels faillirent pourtant tourner au tragique, lorsque Lebrun-Pindare entra en jeu ; car, n'ayant pas l'habitude des armes courtoises, il se crut en droit de s'attaquer aux misères de la vie privée. Or, c'était faire la partie belle à un adversaire qui en abusa.

Mais si l'homme de goût ne sortit point sain et sauf d'une bagarre où il y eut scandale, l'homme de lettres s'en inquiéta peu. Disons plus : il s'en félicita comme d'une bonne fortune. Tout Paris ne s'était-il pas égayé des mots plaisants dont il était

l'auteur, ou la victime? Retenu par les mémoires les plus rebelles, son nom s'était fait jour, et n'avait plus à craindre d'être estropié. Il échappait donc décidément à l'obscurité. Le pas difficile se trouvait enfin franchi! Dès lors, sûr d'avoir un public, il ne songea plus qu'à fixer l'attention par le choix d'une spécialité distincte dont il pût faire son domaine propre, sans avoir à redouter la concurrence des genres connus, et des renommées établies.

Pour un esprit aussi entreprenant que prompt à flairer d'heureuses pistes, la recherche ne fut pas longue. Dans le monde scandinave récemment découvert par Letourneur, il vit une sorte d'Atlantide vers laquelle se portaient volontiers les regards; et, sur-le-champ, il résolut de s'embarquer pour cette terre vierge, où il y avait « une mine d'or », comme l'avoue ingénument sa préface. Faisant violence à sa gaieté naturelle, il se mit donc à soupirer au clair de lune, à errer la chevelure au vent près des vagues gémissantes, à fréquenter la lyre en main les torrents qui mugissent, à se noyer dans les brouillards, enfin, à courir les nuages peuplés par les héros de Morven.

Si, pour acclimater en Angleterre une fleur sauvage éclose dans les landes de l'Écosse, Macpherson avait dû mitiger l'âpre saveur de ses parfums, à plus forte raison ne pouvait-on, sans recourir à bien des artifices, l'accommoder à un milieu français, et surtout parisien. Ce fut le talent d'un arrangeur qui pratiquait avec industrie toutes les ruses de l'école

descriptive. Il y avait appris à ne point effaroucher des lecteurs ombrageux. Aussi s'empressa-t-il de substituer les demi-teintes et les nuances vaporeuses à la crudité des couleurs brutales. Les accents heurtés et barbares de la partition primitive devinrent donc une mélodie exécutée en sourdine par une harpe éolienne qui ménageait la délicatesse timorée des dilettantes. Les crânes humains où se buvait la bière et l'hydromel, dans le palais de Selma, furent ciselés en coupes si élégantes que les plus jolies mains se décidèrent sans peine à porter aux lèvres la liqueur emmiellée. Bref, Baour-Lormian se fit le Ducis d'Ossian, et lui donna ses entrées dans les salons.

Si fastidieuses que nous paraissent aujourd'hui ces rapsodies, où des acteurs qui ne vivent point ressemblent à d'immobiles statues de neige dont la blancheur glaciale simule de loin le marbre, mais va se fondre au premier rayon, il ne faut cependant pas traiter sans égard des fictions qui ont eu leur opportunité, puisqu'elles réussirent à captiver nos pères. N'oublions pas d'ailleurs que, dans les arts, la convention est parfois un de ces passages détournés qui, sans qu'on y pense, conduisent au naturel. Outre que les erreurs du goût ont leur logique, je dirais presque leur utilité provisoire, comme un breuvage qui élimine des humeurs vicieuses, et par conséquent épure le bon sens, cette invasion du paganisme scandinave eut au moins son excuse dans la lassitude qui devait suivre les interminables redites des épopées calquées sur le patron d'Homère et de

Virgile, ou plutôt de leurs ingrats imitateurs; car il n'existait plus que des copistes de copistes. Les dieux et les héros antiques n'avaient-ils pas fourni tant d'épreuves que la planche en était usée? Il y eut donc l'attrait du changement dans l'apparition de ces légendes, qui furent assez populaires pour que les noms d'Oscar et de Malvina n'aient point encore disparu tout à fait de notre calendrier, en dépit du ridicule auquel les expose leur déchéance.

Malgré l'uniformité lugubre de ce merveilleux qui n'a pas le moindre sourire, malgré l'horreur de ce ciel sombre et muet dont l'unique soleil est l'éclair de la foudre, et d'où les divinités ne parlent que par la voix des tempêtes, malgré la rigidité d'une poésie où l'âme et le cœur semblent pétrifiés et cristallisés comme les stalactites de la grotte de Fingal, ces aventures encadrées dans un décor grandiose durent étonner les imaginations par certains dehors de puissance et d'énergie qui contrastaient avec la fadeur des fleurettes cueillies, sur un Parnasse banal, par tous les fabricants de bouquets à Chloris. Ici du moins se respirait un air salubre qui avait baigné les grèves marines, et habité les cimes des glaciers. Ce souffle hyperboréen, qui apportait la senteur des bruyères, produisit donc sur des nerfs exténués l'effet d'une sensation réconfortante. Au sortir de ces boudoirs où l'on étouffait parmi « les myrtes et les roses », les plus étiolés crurent renaître, sous cette subite impression de fraîcheur. Elle sem-

bla raviver ces intelligences atteintes d'asphyxie progressive.

Sans doute, ce fut encore une illusion; car le remède était lui-même la recette équivoque d'un charlatanisme qui trompait ou déplaçait le mal, sans le guérir. Mais, avant d'arriver à la vérité du sentiment et de la couleur, il fallait peut-être traverser ces mensonges, ne fût-ce que pour n'y plus revenir. Ce furent donc comme les degrés qui acheminèrent nos pas encore douteux et tâtonnants vers les libres espaces et la lumière des vastes horizons. Le voile amortissant de ces brouillards devait insensiblement accoutumer des yeux débiles au grand jour des sommets où d'autres monteront d'un coup d'aile. Baour-Lormian n'eut point le pied assez sûr pour y parvenir ; mais si, croyant escalader un des derniers pics, il a glissé maladroitement, et s'est brisé de roc en roc, il convient d'élever une humble croix à l'endroit de sa chute, comme on ferait pour un touriste trop téméraire qu'une avalanche aurait écrasé, lorsque, seul et sans guide, il tentait l'assaut du mont Blanc.

Ajoutons, pour être cléments, qu'il posséda la science de l'harmonie, et même à ce point qu'un irrévérent disait : « Si on lui mettait du coton dans les oreilles, il ne ferait pas de vers. » Je sais trop que cette musique fut assez vide; mais elle eut pourtant l'avantage de préparer des moules disponibles, et de ménager en quelque sorte des chambres acoustiques à la beauté des sons, qui plus tard

allaient enfin nous faire entendre des sentiments et des pensées.

Telles sont donc les réserves qu'il est équitable de faire, avant de nous écrier avec Lebrun :

Vive Homère! que Dieu nous garde
Et des Fingals, et des Oscars,
Et du sublime ennui d'un barde,
Qui chante au milieu des brouillards!

Ce barde, répétons-le, faillit s'avancer jusqu'à la lisière de la terre promise. Mais il marchait en aveugle, sans voir devant lui la colonne de feu; car la foi lui manquait, ou plutôt, il ne crut qu'à lui-même, c'est-à-dire aux expédients d'une improvisation uniquement soucieuse des succès éphémères dus à l'à-propos. Voilà pourquoi ses *Chants galliques* n'ont pas eu meilleure fortune que ses *Veillées poétiques et morales*, funèbre écho des *Nuits d'Young*, dont il se fit le vulgarisateur bruyant, lorsqu'elles eurent mis à la mode les jérémiades sépulcrales, les cyprès, les saules pleureurs, les mausolées, et cette manie de lamentations qui fut, elle aussi, un signe précurseur du romantisme.

Baour-Lormian ne demandait qu'à recueillir ces échappées de sensibilité vagabonde et anonyme, dont les instincts ne savaient où se fixer; car il éprouva plus que tout autre les inquiétudes qui s'agitaient autour de lui, dans un public fatigué des refrains classiques. Mais il était de ceux qui se laissent mener, sans savoir où ils vont; et cette poésie de

l'avenir vers laquelle l'attirait, à son insu, l'impulsion d'une force étrangère, le toucha seulement comme un paratonnerre qui appelle l'électricité pour la noyer dans un puits.

C'est que son style fut celui de tout le monde, l'opaque et incolore vocabulaire des traditions mortes. Son orthodoxie superstitieuse se contenta de rajeunir par des titres, ou des transpositions, les airs qu'il chantait sur le mode antique. De là vient qu'ils produisent l'effet d'une parodie. Plus il cherche à innover, plus il paraît suranné. On dirait un octogénaire qui veut faire le bellâtre, et se grime en muscadin. Il y a chez lui disparate entre le fond et la forme, désaccord entre le geste et la parole. Parfois, et cela dans ses meilleures rencontres, on croit entendre du Lamartine, mais traduit par l'abbé Delille. A tout prendre, il nous offre pourtant un intérêt historique; car, dans ces dissonances qui détonnent, et dont la cause est une langue vieillotte s'appliquant à des sujets nouveaux, nous reconnaissons le conflit des tendances qui s'apprêtaient à se disputer l'empire.

CHAPITRE VI

Chênedollé. Un poëte né trop tôt, mort trop tard. Son enfance rêveuse. Le vif sentiment de la nature. Influences de Rivarol et de Klopstock. Il est égaré par ses guides. Poëme de *la Nature*. Tristesse et deuil. L'inspecteur d'Académie. *Le Génie de l'Homme*. Hardiesse du plan. Il était fait pour la pastorale. Il vécut trop isolé. Ses *Études poétiques*. Il fêta les nouveaux venus. L'art lui fut un culte.

Nous venons de voir que Baour-Lormian, tout compte fait, n'eut point à se plaindre de sa destinée. Elle lui donna même plus qu'il ne méritait. Car il n'avait que des dehors spécieux; et, s'il eût vécu plus tard, les circonstances n'eussent pas changé son tempérament. Il serait resté ce qu'il fut, un versificateur prolixe, capable de mettre en œuvre les idées des autres, mais trop voué aux procédés, et trop expéditif dans l'exécution pour prendre rang parmi les chefs de chœur. Il n'en fut pas ainsi d'un généreux esprit, de Chênedollé, qui, trop longtemps relégué au fond de sa province, à distance du centre sonore où les noms retentissent, vit son étoile tardive s'évanouir dans l'aurore de la Restauration.

Né, le 4 novembre 1769, à Vire, au pays des Basselin et des Vaugelas, des Segrais et des Malherbe, arrière-petit-fils d'un poëte qui fut contemporain de Boileau, il connut, dès l'enfance, les enivrements de

la rêverie. « A neuf ans, nous dit-il, on me surprenait souvent immobile, sur notre balcon, le regard fixe, contemplant, durant des heures entières, les lumineux coteaux de Burcy, quand la chaleur frémissait ardemment dans les airs. » Du collége de Juilly, qui se souvenait de Malebranche et de son idéalisme platonicien, il revint au foyer paternel, le goût formé par une discipline forte, libérale et toute littéraire. C'était vers 89 ; mais nul souci politique ne troublait encore les joies de son retour ; car, en ses notes confidentielles, il se montre à nous prompt à jouir de son indépendance, naïvement enchanté par le réveil du printemps, errant avec volupté dans son Arcadie normande, partageant ses ravissements entre la nature et les livres familiers où il pouvait la retrouver, c'est-à-dire Buffon, Gessner, Bernardin de Saint-Pierre, et Rousseau. Ému d'un doux enthousiasme par la lecture de *la Nouvelle Héloïse*, n'écrivit-il pas un jour à Jean-Jacques pour solliciter la fin d'un manuscrit qui était en cours de publication : hommage d'admiration ingénue à laquelle l'ermite d'Ermenonville répondit avec une ironique, mais patriarcale bonhomie ? Dans le journal où l'adolescent, épris de beaux songes et curieux d'interroger son cœur, épanchait ses premières impressions, nous rencontrons, à chaque page, de fraîches ébauches qui sont les primeurs d'un talent pittoresque et réfléchi.

Cette floraison se serait bientôt épanouie solitairement, et d'elle-même, si la Révolution, comme une gelée d'avril, ne l'avait tout à coup interceptée. Dès

que sévirent de criminels excès, Chênedollé suivit le flot des gentilshommes qui émigraient avec leurs illusions; car il était trop poëte pour ne pas obéir, comme Chateaubriand, à ce qu'il crut l'honneur. Il fit donc, aussi lui, campagne dans l'armée des princes; et, après les angoisses d'un inévitable désastre, il finit par se fixer à Hambourg, où l'appelait Rivarol. « Venez, avait-on dit, nous vous mettrons en serre chaude, et tout ira bien. » Il vint, en effet, et tout alla de mal en pis : car, au lieu de s'abandonner aisément à son heureuse nature qui eût trouvé des voies faciles, cette intelligence, jusque-là disponible, dut subir le joug de celui que sa candeur nommait « un grand homme, le dieu de la conversation ».

Dès lors, tremblante devant la fatuité de ses oracles, elle n'eut pas assez de ressort pour échapper au charme fascinateur de l'éblouissant virtuose, dont la verve improvisatrice lui paraissait infaillible. Pour certains esprits trop défiants d'eux-mêmes, trop prompts à la sympathie, et doués d'une délicatesse toute féminine, c'est parfois un malheur que de tomber ainsi sous une tutelle où s'aliène leur franchise. Cette servitude est d'autant plus périlleuse qu'elle devient douce à leur indolence, et que l'affection leur dérobe l'écueil. Or, Chênedollé courut ce risque. Le tourbillon l'enveloppa si bien qu'il finit par ne plus s'appartenir, et perdit le sens de ses propres aptitudes; même quand il cessa d'être sous la tyrannie de ce patronage dangereux, il ne put s'émanciper que timidement. Le faux pli lui resta.

Voilà pourquoi il s'enivra de rêves sublimes. Un régime excitant fit [illegible] fermenter une imagination qui ne devait connaître que les vols du génie. Il [illegible] pendant deux années, avec [illegible], et de la [illegible] féconde de ses [illegible] des premières de ce poème [illegible] le Génie de l'Homme. [illegible] qui lui fut un piège s'ajoutèrent aussi les influences d'un illustre voisinage, de Klopstock et de sa Messiade, qui, [illegible] en ouvrant au poète des horizons [illegible], effraya son courage par les difficultés d'une émulation hasardeuse. Car la [illegible] d'un idéal trop haut, comme dit Sainte-Beuve, « devient mortelle » pour ces Muses discrètes qui s'humilient, et s'inclinent trop pieusement devant les maîtres. Or, celle de Chênedollé, toujours si lente à se risquer, ne se sentait pas l'aile assez puissante pour tenter la gloire des grandes aventures. Elle craignait les regards, et n'était faite que pour la flûte pastorale murmurant ses émotions dans les solitudes où la nature livre aux âmes recueillies le secret de sa grâce, et de sa majesté religieuse.

On s'en aperçut bientôt, lorsqu'il eut quitté les cercles savants de l'Allemagne pour les paysages de la Suisse. La vue des Alpes lui fut en effet plus bienfaisante que les secousses d'une critique fantasque, ou l'aiguillon d'un exemple inaccessible. En face de ces montagnes qui avaient porté bonheur à Jean-Jacques, il se souvint enfin de ce qu'il était ; et son poème de *la Nature* se dessina fièrement dans une pensée qui

échappait aux séductions d'une amitié mal assortie. Si le salon de Coppet, et sa métaphysique, lui gâta parfois les lacs et les vallées, il eut pourtant là des moments d'essor qui inspirèrent au peintre des tableaux dignes de son modèle; et Mme de Staël put lui dire sans trop d'exagération : « Vos vers sont hauts comme les cèdres du Liban. »

Mais, à peine libre des liens qui l'avaient tenu captif, ce cœur, « qui aimait à aimer », s'enchaîna de nouveau par un autre servage, qui, cette fois du moins, avait l'excuse de véritables affinités. Car ce fut Chateaubriand qui l'entraîna dans son orbite, et d'autant plus victorieusement que Chênedollé s'était pris d'une mystique adoration (le mot n'est point ici banal) pour la sœur de son ami, pour la charmante Lucile, qui venait de lui engager sa foi, lorsque, atteinte d'un mal inguérissable, elle s'éteignit insensiblement, vers le printemps de 1804. C'est d'elle qu'il écrivait : « Il me semble avoir passé près d'une fleur dont j'emporte le parfum. » A l'intensité des plaintes qu'il confia seulement à des lettres intimes, on comprend combien lui fut cruel un deuil dont l'éloquence nous paraît la plus touchante des élégies. Aussi est-ce l'événement décisif de sa biographie morale.

Mais le secret n'en eût jamais été trahi sans une indiscrétion posthume ; car c'était une de ces douleurs qui s'abritent dans l'ombre, comme au fond d'un sanctuaire. Trop profonde pour devenir une source de chants, elle ne conseilla que le silence au poëte que Fontanes, son ami de prédilection, j'allais dire son

frère aîné, relança si souvent dans sa retraite, pour lui reprocher avec d'affectueuses gronderies ses oisives langueurs, et son abandon de lui-même. Ces avances devinrent même si pressantes qu'elles ne purent être rejetées sans une sorte d'ingratitude pour le sentiment qui les inspirait. Après mainte ouverture qui offrit au lettré un de ces postes où la dignité peut se concilier avec la douceur des loisirs nécessaires à un poëte, Chênedollé se laissa donc nommer professeur de littérature à la Faculté de Rouen, puis inspecteur d'Académie, mais sans la moindre visée d'ambition. Car cet oublieux qu'on désirait pousser vers le Conseil de l'Université se prêta si peu à des instances dévouées qu'elles finirent par y perdre leur peine.

On ne réussit même pas à stimuler ses défaillances trop désintéressées, par la perspective d'un fauteuil académique. S'il fit quelques pas vers l'Institut, ce fut « pour y serrer des mains amies », mais non pour s'y asseoir. Il aima mieux s'ensevelir de plus en plus en des tristesses dont l'unique diversion sera son poëme sur *le Génie de l'homme*, qui aurait dû voir le jour en 1802, et parut seulement en 1807. « En faisant cet ouvrage, dit l'auteur, j'avais une grande pensée : je voulais appliquer la poésie aux sciences; mais celles-ci, je crois, sont encore trop vastes, trop jeunes pour recevoir un pareil vêtement. C'est une erreur de croire que la poésie accompagne l'enfance des sociétés. Pour qu'elle peigne un certain ordre d'idées avec succès, il faut que la civilisation

soit très-avancée, et que ses idées aient déjà un commencement de popularité. Alors, elle s'en empare avec fruit, et les fait entrer en toutes les têtes par sa divine harmonie. Mais aujourd'hui *la science n'est pas encore nubile;* il ne fallait pas songer au mariage. J'aurai du moins frayé la route, et mon livre sera peut-être quelque jour l'occasion d'un autre meilleur. » Ce ton modeste qui ne s'en fait point accroire est trop rare chez les poëtes, et même chez les prosateurs, pour ne pas désarmer d'avance ceux qui dans *le Génie de l'homme* voudraient rencontrer un homme de génie.

Consacrés aux cieux, à la terre, à l'âme humaine, et à la société, ces quatre chants paraîtront, du moins, une de ces entreprises dont le demi-succès serait encore un honneur. Car le plan est d'une hardiesse qui simule un monument, et Joubert écrivit avec autorité: « Ce qui caractérise votre talent, c'est l'haleine. L'œuvre semble fondue d'un seul jet. Il y a là une circulation qui anime le tout. On y voit la vie et le sang. Il y a de l'harmonie pour la pensée, comme pour l'oreille. » Nous ne rabattrons rien d'un éloge qui ne fut point de complaisance, venant d'un tel juge. Tempérons-le seulement par le regret de ne pas trouver ici la souplesse, et la grâce du détail. Oui, la contexture de l'ensemble est solide, la facture de l'écrivain a de la tenue, mais non sans une roideur, et une austérité que l'on voudrait détendre, ou égayer. Son style se défie trop du sourire, et de l'agrément. Sa monotone cadence risquerait même de nous as-

soupir, si des élans soudains ne nous enlevaient parfois vers des hauteurs sereines, mais trop dépouillées et trop nues, où ne réside ni splendeur, ni joie. On y verra le parti pris d'une imagination qui se surveille trop, et se contient toujours, comme si elle craignait de déroger à la gravité d'un ministère sacerdotal. Or, ces airs de grand-prêtre ou d'initiateur ne convenaient guère à Chênedollé.

Il n'eut donc point ici ses coudées assez franches. On sent qu'il traite un sujet accepté du dehors, et non tiré de son propre fonds. Lui qui pouvait être un émule de Théocrite et de Burns, il se trouve un peu dépaysé dans cette métaphysique transcendante vers laquelle le fourvoie sa docilité de disciple trop dévotement soumis à des conseillers qui l'égaraient, en croyant le diriger. Ils ne firent, ces importuns, qu'embarrasser sa conscience de vains scrupules, et déconcerter un esprit trop enclin, par une sorte d'infirmité native, à se prosterner, le front dans la poussière, devant les élus, ou ceux qui prétendaient l'être. En s'effaçant ainsi, il donnait prétexte à l'indifférence de l'opinion qui, distraite ou paresseuse, a besoin d'être avertie par l'assurance, ou sollicitée par l'appel bruyant de ceux qui briguent son suffrage. Lorsqu'il se fit humble et petit, ses amis eux-mêmes le prirent au mot, et plusieurs qui ne le valurent pas en usèrent avec lui, comme le chêne de La Fontaine vis-à-vis du roseau.

Quant aux distributeurs de renommée, ils ne l'accueillirent qu'avec indécision et froideur, par une

secrète condescendance pour les relations puissantes qui avaient l'air de le protéger. Au fond, ils le regardèrent du haut de leur grandeur, comme un provincial obstiné qui, ne s'étant classé dans aucune École, fuyait à plaisir toutes les voies fréquentées par la foule.[1] C'est qu'on ne reste pas impunément étranger aux groupes agissants qui ont des sentinelles sur toutes les avenues de la publicité. *Væ soli!* est un mot qui sera toujours vrai, même en littérature. Cette inattention, ou cette outrecuidance poliment ironique s'explique aussi par le caractère d'une physionomie qui ne fut pas assez simple. Car les critiques, comme le public, aiment des traits nets et accentués. Or, Chênedollé avait gardé trop fidèlement le reflet des milieux divers ou contradictoires traversés, en deçà et au-delà du Rhin, par ses sym-

1. Voici, par exemple, ce que disait M. de Féletz, dans les *Débats* : « Pourquoi tant de poëmes ont-ils un titre vague? C'est qu'ils sont très-vagues eux-mêmes, qu'ils n'ont ni un sujet, ni un intérêt unique, que les bornes et les limites n'en sont point déterminées par la nature du sujet; qu'ils n'ont réellement ni commencement, ni milieu, ni fin, et qu'ils ne finiraient véritablement jamais, sans la lassitude de faire des vers, qui saisit enfin le poëte, mais ordinairement bien plus tard que celle de les lire ne saisit le lecteur. Il est certain qu'il faut à de pareils poëmes des titres tellement vagues qu'ils puissent convenir à tout, et qu'ils conviendraient, par exemple, à dix mille autres poëmes aussi étendus, qui traiteraient du même objet, ou des mêmes objets, sans jamais les épuiser. Avec du talent, on surmonte tous les obstacles, on atténue les défauts, on parvient à se faire lire. C'est ainsi que par la beauté des vers, la grâce ou la magnificence des tableaux, le charme des épisodes, quelques poëmes philosophiques et descriptifs ont vaincu l'ennui qui les accompagne, et échappé à l'oubli qui les menace. L'ouvrage de M. Chênedollé augmentera le petit nombre de ces poëmes estimables dans un genre qui ne l'est pas, littérairement parlant. »

pathies toujours si ardentes à se passionner pour les personnes, et par suite pour les talents. De là bien des hésitations, bien des disparates qui déconcertaient l'impression du lecteur. De là ces réminiscences qui masquèrent son originalité.

Elle est pourtant visible en toutes les occasions où il se joua sans calcul ni arrière-pensée d'imitation, notamment en ces vers dont Joubert disait : « Ils sont d'argent, et font sur moi l'effet du disque argenté de la lune » :

Léman ! d'un autre éclat tes flots vont s'enrichir ;
La lune, dans le ciel qui commence à blanchir,
Se lève, et fait glisser sur ta superficie
De son frère éloigné la splendeur adoucie ;
Et bientôt, de la nuit argentant les rideaux,
De ses pâles clartés peint tes tranquilles eaux.
Ainsi l'illusion, des doux songes suivie,
Jette un rayon mourant sur le soir de la vie.
Voyez, sur le gazon, dormir sans mouvement
Ces feux qui, sur les eaux, flottent si mollement.
Phébé s'y réfléchit, et le zéphyr volage
Caresse tour à tour, ou brise son image.
Oh ! combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit ce croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui, dans ce grand miroir, se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or, et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain du saule vacillant !

Ne dirait-on pas du Lamartine ? C'est la même suavité vaporeuse, avec ses mollesses et sa mélodie. C'est déjà *le Lac* invitant Elvire, comme un cadre tout prêt, au drame de la passion et de ses voluptés mélancoliques. Cette page où l'on admire la viva-

cité d'une sensation voisine des choses est égalée par ses *Études poétiques*, composées pour la plupart en 1800, mais qui eurent le tort de garder obstinément l'incognito jusqu'en 1820. Publiées après les débuts des lyres écoutées, elles parurent donc imiter ceux qu'elles avaient devancés. Mais Chênedollé ne s'en affligea pas autrement. Car, loin d'en vouloir aux heureux qui lui faisaient ombre, il fut un des premiers à leur souhaiter la bienvenue. « Je ne demande, écrivit-il, qu'à trouver de beaux vers ; c'est un plaisir de plus; je suis fâché d'en rencontrer de mauvais, et j'en souffre. »

Ces paroles ne furent pas vaines ; et, aussi zélé pour la gloire d'André Chénier qu'il avait été négligent pour la sienne, il s'empressa de concourir à la publication d'un trésor dont il avait goûté les prémices. S'intéressant à toute éclosion de fleurs poétiques, « comme à ses belles roses du Coisel qu'il se plaisait à cultiver de ses mains », il eut le bonheur bien mérité d'applaudir aux préludes de Lamartine, de M. Victor Hugo, et même d'Alfred de Musset. Ce furent pour sa vieillesse avenante comme des rayons de soleil qui réchauffèrent son cœur dans la froide saison où, ne chantant plus, il attestait encore la générosité de sa flamme par la constance des affections.

N'est-ce pas aussi de sa patriarcale demeure que sortit, en 1830, le groupe de jeunes filles et d'enfants qui vinrent offrir des branches de lis à Charles X s'éloignant à jamais de la France, avec

l'antique dynastie de nos rois ; adieu chevaleresquc et vraiment digne d'un talent que recommandèrent sa candeur et sa fierté? Il y aurait en effet méprise à ne voir que faiblesse ou impuissance dans la réserve d'un poëte qui ne sembla se décourager que pour avoir placé très-haut son idéal, et ne se retira prématurément de la scène qu'afin de sauvegarder son indépendance. L'art lui fut toujours un culte, mais surtout intérieur, et pratiqué dans le silence, avec une sorte de mystère, comme s'il n'avait reçu le don sacré que pour ses propres délices. Bien que, trop lent à cueillir des palmes populaires, il se soit oublié parmi les voluptés de la vie contemplative, quelques-uns de ses vers n'en sont pas moins un des anneaux d'or qui unissent deux générations, celle d'hier et celle d'aujourd'hui.

CHAPITRE VII

Pierre Lebrun. Ses aptitudes précoces. Tout enfant, il est distingué par le Premier Consul. Son Ode *à la Grande Armée*. Lyrisme sincère qui n'eut rien d'officiel. Ode *au Vaisseau de l'Angleterre*. — Retraite de Tancarville. Les inspirations de la solitude. La tragédie d'*Ulysse*, et Louis XVIII. Ses Messéniennes. *Jeanne d'Arc*. *Super flumina Babylonis*. Le novateur prudent. *Marie Stuart*, 1820. La Grèce, et les chants qu'elle lui inspire. Franchise, et simplicité d'accent. MM. Lebrun et Victor Hugo. *La Mort de Napoléon*. *Le Cid d'Andalousie*. Ses fantaisies légères. Un trop sage précurseur. Conclusion.

Cette continuité d'insensibles progrès nous deviendra plus manifeste encore, si nous abordons les œuvres de M. Pierre Lebrun. Car elles pourraient être comparées à ces pays frontières où les langues de deux peuples voisins se pratiquent si couramment que de leur mélange résulte parfois un idiome intermédiaire, dont le vocabulaire composite a l'inconvénient d'être tout local. Puisqu'il parla d'abord celui de l'Empire, ce régime peut à bon droit revendiquer un écrivain qui pleura ses revers, comme il avait célébré ses victoires.

Né en 1785, il était dans sa douzième année lorsqu'un lettré, François de Neufchâteau, ministre de l'Intérieur, distingua l'élégante facilité de ses premiers essais, et ouvrit les portes du Prytanée à celui

qui devait le remplacer à l'Académie française. A l'âge où la plupart ignorent les lois de la prosodie, cet enfant précoce, venu de Provins, le pays des roses, mariait déjà très-joliment la rime et la raison. On se rappelle que ses aptitudes se révélèrent avec assez d'éclat pour attirer bientôt les yeux du Premier Consul, dans une de ces visites qu'au retour d'Arcole et de Lodi il faisait à ses pépinières d'officiers. Le lycéen du Prytanée n'avait pas encore quitté les bancs, lorsque son ode *à la Grande Armée* parut au *Moniteur,* presque en même temps que le bulletin d'Austerlitz. Nous avons dit précédemment un mot du malentendu qui fit attribuer ces vers et leur récompense à son homonyme, le chantre du *Vengeur.* Animé par cette méprise très-flatteuse pour un rhétoricien, il s'élança donc dans la carrière, sous les auspices de la reconnaissance et du patriotisme.

Aussi se gardera-t-on bien d'appeler officielles, comme tant d'autres, les strophes où tressaille avec sincérité l'enthousiasme du jeune homme qui, tout ému par le contre-coup des événements extraordinaires où il voyait la poésie en action, s'écria dès l'abord d'une âme toute française :

> Aigle, je m'attache à ton aile ;
> Emporte-moi dans l'avenir !

Si l'originalité manque rarement à l'ardeur d'une conviction, nous ne saurions confondre des hommages spontanés avec le lyrisme de commande qui fit trop souvent partie du cérémonial dynastique.

M. Lebrun connut si peu les empressements adulateurs qu'un jour sa tiédeur apparente lui valut même un gracieux reproche : « Il a de la verve », dit l'Empereur, qui n'oubliait pas les talents sur lesquels s'était une fois arrêté son regard ; « mais il se néglige, il s'endort ».

Non, il ne s'endormit jamais pour les occasions dans lesquelles le sentiment national l'appelait, lui aussi, sous son cher drapeau, à un poste de combat et d'honneur. Je n'en veux pour preuve que le souffle de l'ode où, dans un style tout voisin de ses classiques, et des meilleurs, il lançait à l'Angleterre cette belliqueuse menace :

Je vois aux plaines de Neptune
Un vaisseau brillant de beauté,
Qui, dans sa superbe fortune,
Va d'un pôle à l'autre porté :
De voiles au loin ondoyantes,
De banderoles éclatantes
Il se couronne, dans les airs ;
Et seul, sur l'humide domaine,
Avec orgueil il se promène,
Et dit : Je suis le roi des mers.

Il n'a pas lu dans les étoiles
Les malheurs qui vont advenir ;
Il n'aperçoit pas que ses voiles
Ne savent plus quels airs tenir ;
Que le ciel est devenu sombre,
Que des vents s'est accru le nombre,
Que la mer gronde sourdement,
Et que, messager de tempête,
L'alcyon passe sur sa tête,
Avec un long gémissement.

A une belle prophétie qui ne devait pas s'accomplir, ou aux dithyrambes enflammés qui accompagnèrent la grande armée dans sa voie triomphale, nous préférons pourtant les fantaisies moins retentissantes auxquelles M. Lebrun put s'abandonner à loisir, lorsqu'il fut mis à l'abri de la conscription par le patronage d'un haut fonctionnaire, le comte Français de Nantes, qui ne voulut pas exposer le Tyrtée de l'Empire à être enlevé par un boulet de canon, dans une de ces batailles qu'il chantait si bien, mais à distance.

Nommé receveur des droits-réunis, sans être assujetti à résider au Havre, centre de son ressort administratif, le titulaire de cette modeste sinécure alla s'établir à Tancarville, parmi les ruines d'un antique manoir habité jadis par les Montmorency ; et, là, sur les rives de la Seine, au milieu d'un site inspirateur, dans une tourelle romantique, dont les meubles mêmes rappelaient le moyen âge, il vit s'écouler « neuf saisons radieuses » qui lui permirent de se livrer tout entier au bonheur présent, à ses études favorites, et à ses rêves d'avenir.

C'est ce que nous disent ses confidences. Écoutons-les : « J'avais pour toute compagnie un beau lévrier, pour toute distraction quelques ruches d'abeilles, au bruit desquelles j'allais lire les *Géorgiques*. Dans une profonde et large embrasure de croisée quelques bons compagnons étaient rangés sur mes tablettes, Homère, Corneille, Pétrarque, Montaigne ; ajouterai-je Ronsard, Ossian, et même Clotilde de

Surville? *Ronsard!* c'était beaucoup pour le temps. Avoir lu cent mille vers de Ronsard, en 1808, en plein Empire! *Je goûtais déjà, par avance, aux sources où s'est abreuvée et plongée la Restauration.* J'avais déjà découvert cette étoile de la Pléiade qu'on n'a crue retrouvée que de nos jours. Quant à Clotilde de Surville, je la savais par cœur, je l'aimais, je croyais en elle. J'ai plus tard été instruit du mensonge, mais avec regret. Clotilde s'en est allée, hélas! avec Ossian, hélas! avec tant d'autres illusions de ma jeunesse!... Dans cette retraite éloignée des villes et des grandes routes, je passais donc mes jours, me préparant à de sérieux travaux, commençant de grands ouvrages, écoutant le bruit lointain de nos victoires, ou le mouvement intérieur de mon âme. Le vallon de Tancarville était ma *Val Chiusa;* j'y célébrais *mes* bois, *mes* tours, *ma* source, *mon* vieil if, *ma* roche de Pierre-Gante. Tout ce qui m'entourait était à moi, à moi, à la manière de Rousseau; j'en étais plus que le maître, j'en étais le possesseur.»

Oui certes, ce séjour lui fut heureux. Car il le dérobait à des influences débilitantes, et à la contagion du faux; il le rendit à lui-même, il le rapprocha de la nature. Aussi la plupart des croquis esquissés sous ces ombrages ont-ils une fraîcheur de jeunesse, une aisance familière, et une naïveté de sentiment qui nous étonne, si l'on songe à leur date. Plusieurs seraient la digne parure d'une anthologie, par exemple les vers ingénieux qu'il adresse à l'*If de Tan-*

carville, ou à ce *Hêtre* sur lequel il avait gravé son nom, l'élégie intitulée *Retour à la solitude*, le monologue philosophique sur *la Mer et les Bois*, les *Stances aux trois jeunes filles*, qui agaçaient un cygne sur les bords d'un étang, et surtout cette pièce des *Catacombes*, qui, composée en 1812, nous montre un disciple d'Horace alliant la science du rhythme à la fermeté de Malherbe, et à la grâce de Racan :

Tout ce qui doit finir est de peu de durée.
La gloire ! Ah ! la plus belle et la plus assurée
Est-elle plus pour nous, dans le dernier séjour,
Que tous les autres biens dont l'amour nous enivre,
        Et qui n'y peuvent suivre
        Leur possesseur d'un jour ?

Ces travaux qui pour elle ont fatigué nos veilles,
A quoi bon, si jamais du monde à nos oreilles
Ne doit venir ici le sourd bourdonnement ?
Si, s'arrêtant au seuil de la sombre demeure,
        Pour nous ce bruit d'une heure
        Cesse éternellement ?

Que nous faut-il ? un toit, la santé, la famille ;
Quelques amis, l'hiver, autour du feu qui brille ;
Un esprit sain, un cœur de bienveillant conseil,
Et quelque livre, aux champs, qu'on lit, loin du grand nombre,
        Assis, la tête à l'ombre,
        Et les pieds au soleil.

Nous voyons là que M. Lebrun n'avait point conversé sans profit avec les maîtres d'une double antiquité, celle de Rome, et la nôtre. Si cette page que nous abrégons nous venait du XVIIe siècle, on s'en souviendrait encore aujourd'hui.

Bien d'autres motifs d'un dessin aussi net et d'une

couleur aussi juste pourraient s'offrir avec confiance aux suffrages les moins prodigues, et donner même à des superbes plus d'une bonne leçon de goût. Mais ces notes tempérées n'étaient pas alors en faveur, précisément à cause de leur simplicité. Pour conquérir les succès enviés, il fallait l'appareil des genres nobles, et le faste des rimes solennelles. Tous les vaillants étaient donc tenus de prétendre à des couronnes placées plus haut. Ainsi le voulaient des exigences qu'il ne faudrait point traiter légèrement; car elles eurent l'avantage d'imposer l'effort, et d'animer les cœurs.

Tout éloigné qu'il fût des coteries littéraires où s'agitaient les impatients, M. Lebrun n'oublia donc point, parmi ses badinages, l'arène ouverte aux athlètes ambitieux d'ovations. Aussi finit-il par tenter, à son tour, les sujets héroïques. Mais il manqua l'heure propice. Car ce fut en 1814 qu'*Ulysse*, sa première tragédie, fit son entrée en scène, presque en même temps que les Bourbons dans leur capitale. C'était jouer de malheur. Représentée en pleine invasion, devant des spectateurs douloureusement distraits par le bruit des armes, pendant que les chevaux des cosaques campaient dans les Tuileries et que l'Empereur gagnait l'exil, cette étude homérique affronta pourtant la concurrence du drame terrible dont la France tout entière était le théâtre. Mais un public dispos et rassis pouvait seul goûter une imitation habile où s'entrevoyaient les beautés naïves et touchantes de l'Odyssée. Or, un grand deuil préoccu-

pait trop les esprits pour qu'ils fussent capables de se détacher de leur idée fixe, et des angoisses présentes. Aussi s'avisèrent-ils de reconnaître le roi Louis XVIII dans Ulysse rentrant à Ithaque, avec l'unique ressource de son arc et de ses flèches. Les uns s'égarèrent en commentaires injurieux pour un poëte fidèle à ses affections, et les autres applaudirent à outrance aux malédictions de Télémaque s'écriant avec colère :

Mon héritage est las de se voir votre proie.

Ces aveugles allusions étaient de pur hasard, et M. Lebrun se garda bien de les encourager, encore plus de les exploiter. Car, s'affranchissant spontanément de tout lien politique par une démission qui le rendait indépendant, il ne songea plus qu'à demander aux lettres et à la vie privée le refuge de sa dignité, de ses regrets, ou de ses espérances. Nous devrions nous arrêter ici, sur le seuil d'une période nouvelle qui n'est plus notre sujet spécial. Mais, outre que rien ne finit ou ne commence brusquement, il convient d'achever le portrait d'un écrivain dont la physionomie nous montre par des signes frappants comment la poésie de l'Empire confine à celle qui suivit. Car c'est chez lui surtout que nous saisirons les transitions qui vont directement de l'une à l'autre.

Elles apparaissent tout d'abord en pleine lumière, dès l'année 1814, dans les explosions où éclatèrent les civiques tristesses d'un cœur atteint profondé-

ment par les blessures de la patrie. Deux odes en font foi : l'une dédiée à *Jeanne d'Arc*, la patronne de toutes nos revanches, et l'autre, où le psaume *Super flumina Babylonis* est paraphrasé par les larmes viriles d'un peuple vaincu, mais tombé noblement, et sans désespérer de l'avenir.

Ces *Messéniennes*, qui précédèrent celles de Casimir Delavigne, retentirent comme un cri de la conscience nationale. A partir de ce jour, M. Lebrun remplit en quelque sorte un interrègne, durant lequel il fraye la voie aux triomphateurs qu'escorteront bientôt les fanfares de la popularité. « *Aimant les nouveautés en novateur prudent* », et soucieux de concilier les droits de la raison avec ceux de l'imagination, il y réussira dans une mesure propre à satisfaire les partisans du juste-milieu. Sans doute, ses origines le rattachent à la famille des classiques ; il relève surtout de Racine par la discrétion de son pinceau, par l'élégante pureté de l'expression, et la mélodie d'un style où nul mot ne détonne, où nulle aspérité ne sort de la trame. Mais ces prédilections ne l'empêchèrent pas d'éprouver plus que la plupart de ses contemporains l'impatience des entraves, et la curiosité de l'inconnu. En même temps qu'il clôt une époque (ce qui est toujours un rôle ingrat), il inaugure donc, mais modestement et sans fracas, la plupart des réformes appelées par les instincts de l'opinion.

C'est ainsi qu'il fut un des plus empressés à régénérer la tragédie par des emprunts puisés librement

aux sources étrangères. Inspirée par Schiller, jouée par Talma et Mlle Mars, sa pièce de *Marie Stuart*, si pathétique dans le troisième et le cinquième acte, fit couler bien des larmes en 1820; et, reprise quarante ans plus tard, elle obtint presque la même fortune qu'au premier jour.

Après cette soirée qui réjouit les esprits dégagés de préventions, et scandalisa les autres comme un attentat contre le dogme des unités, M. Lebrun, toujours attentif aux occasions propres à solliciter la verve, ne s'énerva point dans les délices d'un succès ; mais il s'embarqua pour la Grèce sur *le Thémistocle*, vaisseau d'Hydra, fameux entre tous, et commandé par Tombasis, le glorieux navarque des Cyclades. Ce départ était un beau lendemain de victoire. Car il allait saluer une terre sacrée, sa seconde patrie, et conquérir des sympathies à cette cause libérale dont les intérêts eussent été mieux sauvegardés, si l'œuvre commencée par les poëtes n'avait pas été terminée par les diplomates. Il arrivait au bon moment, avant l'invasion des philhellènes, à la veille d'une résurrection, lorsque toute l'Europe fixait ses regards émus sur ce peuple qui, petit par le nombre, mais grand par les souvenirs, se réveillait enfin d'un long sommeil. Aux mouvements généreux qui transportèrent alors bien des âmes, devenues depuis sceptiques par la faute de l'expérience, se mêlait encore pour l'auteur d'*Ulysse* l'accomplissement d'un vœu personnel. Car l'humaniste s'était promis de faire ce pèlerinage, et de contempler, aussi lui, sa chère Ithaque.

Improvisés pour la plupart sous le ciel dont ils réfléchissent la limpide sérénité, les chants que lui dicta son enthousiasme se relisent encore sans déplaisir, non loin de Chateaubriand et de lord Byron. C'est que la vie est inséparable de la vérité. Or M. Lebrun sut voir avec ses yeux, sentir avec son cœur; et cette bonne foi suffit à rendre ses peintures expressives. D'autres nous saisiront plus sûrement par la magnificence d'une prose éblouissante, ou l'énergie pittoresque d'un lyrisme aussi ardent que coloré. Mais, si l'on aime la sensation discrète, on ne sera point indifférent à un album de voyage, où se rencontrent des esquisses semblables à celle-ci :

Qui disait que la Grèce était déshéritée ?
Montrez-lui, montrez-lui cette voûte enchantée,
Ce transparent azur ouvert de toutes parts,
Où si profondément j'enfonce mes regards;
Ce jour si lumineux, scintillante rosée,
Qui descend sur les monts, s'élève de la mer,
    Redescend, remonte dans l'air,
Et pleut encore du ciel, sans cesse inépuisée.
Montrez-lui de ces monts le suave contour,
Et de leurs horizons l'indicible harmonie ;
Montrez-lui cette mer, sereine, bleue, unie,
Belle des bords charmants qu'elle pare à son tour.

Ceux qui préfèrent des teintes plus chaudes et un dessin plus serré apprécieront au moins, dans ces descriptions, un tour naturel, et parfois un ton enjoué qui prévient à propos toute tentation de surfaire les sentiments, ou d'exagérer les impressions par ces piperies involontaires qui dupent à la fois l'auteur et le lecteur. Ici, par exemple, nous sommes avertis

qu'il ne pousse plus de lauriers sur le Parnasse. On n'y cueille que des raisins excellents. Quant à la fontaine Castalie, elle n'est point tarie ; mais un poëte eut la honte, ô profanation ! de voir un âne s'y désaltérer.

C'en est fait aussi des menteuses périphrases auxquelles un témoin oculaire substitue enfin la franchise du mot propre. Car il n'est pas rare de rencontrer chez M. Lebrun des traits précis et lestes comme ce joli vers où, parlant du Klephte et de ses gaietés belliqueuses, il dit :

> Du pistolet joyeux il fait siffler la balle.

Ailleurs sourient aux yeux des images toutes vives, celle-ci, par exemple :

> Et je vois le vaisseau, sur l'onde alors glissant,
> Fuir, et pencher sa voile, ainsi qu'une hirondelle,
> Quand rasant l'eau, rapide, elle y trempe son aile.

Enfin, l'on pourrait signaler maint passage remarquable par la souplesse d'une versification émancipée, dont les coupes hardies et l'allure dégagée justifièrent l'accueil fait par les romantiques à l'éclaireur qui était allé de l'avant, et devait un jour, par son active insistance, contribuer plus que tout autre à l'élection académique de M. Victor Hugo.

Malgré les différences profondes qui les séparent, ces deux noms se rapprochèrent même plus d'une fois, du moins par le choix des sujets. Le poëme lyrique dans lequel M. Lebrun, acquittant ses dettes de gratitude (ce qu'on doit toujours honorer), pleura si

éloquemment la mort de son bienfaiteur, le prisonnier de Sainte-Hélène, n'a-t-il pas annoncé tant de strophes à jamais retentissantes qui firent voler si loin la légende napoléonienne sur leurs ailes de feu? Ce voisinage redoutable ne nous rendra donc pas injustes envers celui qui sonna le premier coup de clairon, et cela, sans arrière-pensée politique, sans flatter la fibre populaire, mais par un élan de reconnaissance qui lui valut un échec à l'Académie française, et la perte de la mince pension servie jusqu'alors à l'auteur de l'ode sur *la Grande Armée*.

Ceux qui venaient de le frapper auraient bien voulu barrer aussi le chemin au *Cid d'Andalousie*, revanche du candidat éconduit pour une oraison funèbre qui fut alors un acte de courage. Mais M. de Chateaubriand sauva de cette nouvelle faute des amis maladroits. Car il couvrit de son égide une tragédie à laquelle on reprochait de prêter un vilain rôle à un personnage de race royale. Après une longue quarantaine, elle finit donc par échapper à des obstacles sans cesse renaissants, inimitiés politiques, hostilités littéraires, ou jalousies de comédiens. Bref, malgré des avaries, le navire enfin lancé voguait librement, lorsqu'à l'heure où les vents lui semblaient favorables, sans cause ostensible, par un ciel en apparence pacifié, loin des passes dangereuses, il sombra tout à coup, sous voiles.

Ses ennemis avaient été les plus forts. En essayant une fois encore de réconcilier les classiques et les romantiques par de mutuelles concessions, un média-

teur n'avait réussi qu'à tourner contre lui les deux camps entre lesquels il se jetait, comme les Sabines du peintre David. Les uns l'accusèrent de rester dans l'ornière, les autres de courir vers les fondrières et les précipices. Il était pourtant à égale distance de ce double excès. Mais, en pleine crise, les modérés ont toujours tort; on ne leur rend justice qu'après le règne passager des violents. Aussi le temps n'a-t-il pas trop entamé ce drame où l'on peut blâmer plus d'une invraisemblance, où l'action a ses langueurs, mais dont le dénoûment original est préparé par des scènes d'un effet puissant ou gracieux, qui profitèrent plus tard à l'auteur d'*Hernani*.

A ces titres ne conviendrait-il pas d'en ajouter d'autres moins sérieux, mais plus sûrs de plaire à tous les goûts? Je veux parler de gentilles bluettes, où lutine une malice légère que ne renierait pas la Muse de Béranger. Tels sont de gais couplets sur la *République de Saint-Marin*. Ils nous font penser au *Roi d'Yvetot*. Telle est aussi l'ironique bonhomie d'une autre fantaisie moitié champêtre, moitié satirique, où un philosophe oppose spirituellement ses ambitions à celles des potentats, et les pompes d'un sacre à la sécurité du bonheur qu'il abritait dans ce petit domaine de Champrosay, dont il prit possession le jour même où Charles X entra dans la cathédrale de Reims.

Heureux qui de son espérance
N'étend pas l'horizon trop loin;
Et, satisfait de peu d'aisance,
De ce beau royaume de France,
Possède, à l'ombre, un petit coin!

Un cerisier près de mon Louvre
Le cache, et l'indique au regard.
Devant, la Seine le découvre;
Et derrière, une porte s'ouvre
Sous les ombrages de Sénart.

. . . .

Pour m'agrandir, m'irai-je battre?
Trois arpents sont assez pour moi.
Dans trois arpents, on peut s'ébattre.
Alcinoüs en avait quatre;
Mais Alcinoüs était roi.

. . . .

Quant à moi, devenu plus sage,
Et dans mes désirs satisfait,
Peu redoutable au voisinage,
Je ne demande à ce village
De lot que celui qu'il m'a fait.

Content si m'assurant la vue
De la rivière et du coteau,
J'y puis seulement, sur la rue,
Joindre la place étroite et nue
Que borne en fleurs le vieux sureau.

C'est tout... ; et puis encor peut-être
Ce petit bois plein de gazon,
Qui se berce sous ma fenêtre,
Et semble m'attendre pour maître,
Couché derrière ma maison.

Rien de plus... Et, si murmurante
Dans ce bois devenu le mien
Venait à luire une eau courante,
Alors..., si ce n'est quelque rente,
Il ne me manquerait plus rien.

Il ne faudrait qu'un dernier tour de main pour communiquer à la facilité de ces bagatelles une vertu de longue durée. Sous l'à-peu-près d'un style trop

lâche, elles ont le fin sourire, sinon d'Horace à Tibur, du moins de Chaulieu à Fontenay. Ce sont les délassements d'un homme de goût, qui, sans porter cocarde, se contente d'avoir de l'esprit, argent comptant.

Nous saurons donc gré à M. Lebrun de s'être abstenu de tout parti pris littéraire, parmi les luttes au milieu desquelles il lui fallut vivre. Ni chef, ni disciple, il n'arbora, ni ne servit aucun drapeau. Quand les courants menaient à bon port, il aima mieux les suivre que de les remonter, mais sans se mettre à la remorque de personne. Chez lui, nul entêtement de doctrine, nul orgueil de docteur. Tantôt, dans ses épîtres, il a l'air, comme Ducis, de causer au coin du feu. Tantôt, dans ses odes, il prend volontiers le ton de Fontanes. Ailleurs, en son théâtre, il continue les *Templiers*, et prépare Casimir Delavigne. Plus d'une fois ses élégies côtoient Lamartine, et s'aventurent aux environs des grands lyriques. Partout, ces diverses tendances s'accordent aisément, parce qu'elles procèdent, chez lui, non d'imitation, mais d'un penchant naturel à se renouveler avec souplesse, sans soubresaut, par le travail insensible de l'expérience et de la raison.

Cet exemple ne fut-il pas un assez bon conseil donné par le meilleur poëte de l'Empire à ces générations qui allaient s'élancer dans la vie, comme des conquérants dans une place prise d'assaut ? Ne pouvaient-elles, comme lui, sourire à l'avenir, sans renier le passé; combattre pour la liberté de l'art,

requêtes, intendant d'Aunis, de Provence et de Hainaut, puis intendant de la guerre en 1775, il émigra sous la Révolution, et devint un des confidents de la Tzarine Catherine II. Après une publication amusante, mais apocryphe, les *Mémoires d'Anne de Gonzague, princesse Palatine* [1786], il composa des *Considérations sur le luxe et les richesses* [1786], puis sur l'*Esprit et les mœurs* [1787], enfin sur le *Gouvernement, les mœurs et les conditions en France, avant la Révolution* [Hambourg, 1795]. En 1813, on édita deux de ses œuvres posthumes, un roman historique, *l'Émigré*, et des *Portraits ou caractères des personnages distingués de la fin du* XVIII^e^ *siècle*. Son style a du trait et de la finesse. On en jugera par ces pensées :

La fierté est le sentiment de ce qu'on est, sans mépris des autres. L'orgueil est le sentiment exagéré de ce qu'on est, joint au mépris des autres.

L'amour-propre est flatté des hommages ; l'orgueil s'en passe ; la vanité les publie.

On se constitue homme d'esprit, sans esprit, avec un peu d'art et beaucoup de hardiesse.

Notre amour-propre contribue plus à nous tromper que l'artifice des autres.

NAIGEON (Jacques-André) [1738-1810]. Né à Paris, ami du baron d'Holbach, et disciple de Diderot, il ne vécut que d'emprunts, et laissa une réputation d'athée fanatique. Auteur du *Militaire philosophe* [1768], du *Dictionnaire de philosophie ancienne et moderne* [1794], d'un *Mélange de pièces sur la religion et la morale* [1770], et de *Mémoires sur Diderot*, il fit paraître un *Commentaire des Essais de Montaigne*, en 1802. Joseph Chénier lança contre lui cette épigramme :

Or, connaissez-vous en France
Certain couple sauvageon,
Prisant peu la tolérance,
Messieurs La Harpe et Naigeon ?
Partout ces deux Prométhées,
Vont former mortels nouveaux.
La Harpe fait les athées,
Et Naigeon fait les dévots.

DUPUIS (Charles-François) [1742-1809]. Né à Trye-Château (Oise), fils d'un maître d'école, élevé au collège d'Har-

court, sous le patronage du duc de La Rochefoucauld, professeur de rhétorique à Lisieux, puis avocat au Parlement en 1770, il devint l'ami de Lalande, prit goût à l'astronomie, et eut l'idée de ramener à cette science toutes les légendes de la mythologie : ce qui fut l'objet d'un *Mémoire sur l'origine des constellations et l'explication de la Fable par l'astronomie* [in-4, 1781]. Ce système, réfuté bientôt par Bailly, attestait un esprit original et hardi. En 1778, il avait exécuté, entre Belleville et Bagneux, un télégraphe que devaient perfectionner plus tard les frères Chappe. Nommé professeur d'éloquence latine au Collége de France en 1787, et membre de l'Académie des inscriptions en 1788, il adopta les principes de la Révolution; mais, député de Seine-et-Oise à la Convention, il vota pour le sursis dans le procès de Louis XVI. En 1796, il entra au conseil des Cinq-Cents, et faillit être Directeur. Le Consulat le fit président du Corps législatif; ce qui ne l'empêcha pas de continuer ses études scientifiques. Son plus important ouvrage est l'*Origine des cultes, ou la Religion universelle* [1795, 3 vol. in-4]. En 1806, il publia un *Mémoire sur le zodiaque de Tentyra*, et laissa, avec une traduction des discours choisis de Cicéron, plusieurs manuscrits sur les cosmogonies, ou théogonies, et les hiéroglyphes égyptiens.

SAINT-MARTIN (Louis-Claude DE) [1743-1803]. Né à Amboise, il commença par étudier le droit; puis, lieutenant au régiment de Foix en 1765, il fut initié à la curiosité philosophique par un ouvrage du protestant J. Abbadie, *l'Art de se connaître soi-même*. Il se trouvait en garnison à Bordeaux, lorsque les doctrines toutes nouvelles de quelques mystiques, Martinez Pasqualis, et Swedenborg, passionnèrent son esprit contemplatif. Dès lors, quittant le service militaire, il se voua définitivement à la conception d'un système qu'il appelait *le Spiritualisme pur*, et qui lui valut le surnom de *Théosophe* ou *Philosophe inconnu*. Il publia, sous le voile de l'anonyme, les ouvrages suivants : *Des erreurs et de la vérité* [1775]; *Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers* [1782]; *l'Homme de désir* [1790]; *le Nouvel Homme* [1796]; *de l'Esprit des choses,*

ou *Coup d'œil philosophique sur la nature des êtres* [1800]; et *le Ministère de l'homme-esprit* [1802]. Il traduisit aussi trois ouvrages de Jacques Boehm, *l'Aurore, la Triple vue,* et *les Trois principes.* Son style est fort énigmatique. Il ne devient clair que lorsqu'il s'attaque aux sensualistes. Voltaire, après avoir lu le titre de son livre sur les *Erreurs et la vérité*, avait dit : « S'il est bon, il doit contenir cinquante volumes in-folio sur la première partie, et une demi-page sur la seconde. » En 1799, il publia un poëme épico-magique intitulé *le Crocodile ou la Guerre du bien et du mal sous Louis XV.* Dans sa préface, il déclare « qu'on ne devrait faire des vers qu'après avoir accompli des miracles; car les vers ne doivent avoir pour objet que de les célébrer ». C'est ce qui fit dire à l'abbé Grégoire : « On ignore si Saint-Martin a opéré des miracles; mais son poëme n'est pas merveilleux.» Ne le jugeons point d'après une épigramme. Pour bien connaître cette candide intelligence, lisez le bel ouvrage de M. Caro (*Essai sur la vie et la doctrine de Saint-Martin.*) Voici quelques-unes de ses pensées :

L'orgueil est comme le ver : on a beau le couper en morceaux, chacun de ces morceaux reprend la vie, et devient un nouveau ver.

La véritable bravoure, c'est le sentiment de notre supériorité sur le corps.

L'intelligence de l'homme doit être traitée comme les grands personnages de l'Orient, qu'on n'aborde jamais sans avoir des présents à leur offrir.

A force de dire à Dieu : Notre père! espérons que nous l'entendrons dire un jour : Mon fils!

J'ai vu que les hommes étaient étonnés de mourir, et qu'ils n'étaient point étonnés de naître; c'est là cependant ce qui mériterait le plus leur surprise et leur admiration.

Ne mets pas ton argent dans ta bourse, pour être plus prompt à faire l'aumône.

DELISLE DE SALES (Jean-Baptiste ISOARD, connu sous le nom de). [1743-1816]. Né à Lyon, membre de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, il fut surnommé le *singe de Diderot*. Il composa une *Philosophie de la nature* [1769], une *Histoire des hommes* [1781, 11 volumes], et au lendemain de la Terreur, un *Mémoire en faveur de Dieu.*

BOULLOGNE (Étienne-Antoine). [1746-1825]. Né à Avignon,

engagé dans les ordres, il remporta, en 1772, un prix d'éloquence proposé par l'Académie de Montauban. Venu à Paris en 1773, il dut à un éloge du Dauphin, père de Louis XVI, le titre de vicaire-général et de prédicateur du Roi. Sous la Révolution, il combattit les décrets portés sur la constitution du clergé. Devenu évêque de Troyes, après avoir adhéré au Concordat, il donna sa démission, lors de l'arrestation de Pie VII, et adressa à l'Empereur des remontrances qui le firent incarcérer à Vincennes jusqu'en 1814. La Restauration en fit un archevêque de Vienne, et un pair de France. Il est connu par son panégyrique de *saint Louis*, et sa polémique religieuse.

Maury (Jean-Siffrein; cardinal) [1746-1817]. Né à Valréas (Comtat Venaissin) fils d'un cordonnier, venu à Paris comme abbé-précepteur, il obtint en 1772 une mention académique pour un *Éloge de Fénelon*. Des sermons, et les *Panégyriques de saint Louis et de saint Augustin* l'ayant mis en vue, il put, grâce à ses relations avec d'Alembert et Marmontel, entrer à l'Académie en 1785. Député du clergé aux États-Généraux de 89, il osa, presque seul, défendre l'Église et la Royauté contre Mirabeau. Sa parole habile était prête à tout sujet, et sa présence d'esprit lui donnait autant d'autorité que son talent. Après la clôture de l'Assemblée constituante, ayant émigré en Italie, il reçut du Pape l'évêché de Montefiascone, la barrette de cardinal, et devint ambassadeur du comte de Provence, près du Saint-Siége. Autorisé à rentrer en France [1804], il fut nommé par l'Empereur archevêque de Paris, malgré le Saint-Père; mais, en 1814, il dut se retirer, et alla tristement finir ses jours à Rome, où il expia sa désobéissance par quelques mois de captivité au château Saint-Ange. Orateur abondant, mais emphatique, logicien serré, rhéteur instruit, écrivain solide, il a laissé, parmi ses œuvres, un *Essai sur l'éloquence de la chaire*, qui parut en 1810.

Portalis (Jean-Étienne-Marc de) [1746-1807]. Né au Beausset (Provence), avocat au parlement d'Aix à vingt et un ans, il se signala dès l'abord par le talent qu'il déploya dans une *Consultation sur la validité des mariages protes-*

tants en France, 1770. Après deux causes célèbres plaidées contre Beaumarchais et Mirabeau, il devint administrateur de sa province. La Révolution l'ayant forcé de chercher un asile à Lyon, il reparut à Paris en 1793, fut arrêté, et ne recouvra la liberté qu'après Thermidor. Député de Paris au Conseil des Anciens [1795], proscrit au 18 Fructidor [4 septembre 1797], il s'enfuit en Allemagne, revint en 1800 ; et, nommé conseiller d'État en 1801, prit part à deux œuvres considérables, le Code civil et le Concordat. Directeur des affaires ecclésiastiques [1801], puis ministre des cultes [1804], il remit en vigueur un décret contre les congrégations, passa au ministère de l'intérieur, et en 1806 fut élu à l'Académie française. Il a laissé un traité remarquable par l'esprit de tolérance, le sentiment chrétien, l'impartialité philosophique et la clarté du style. Il a pour titre : *De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le* XVIII^e^ *siècle.*

SIEYÈS (Emmanuel-Joseph) [1748-1836]. Né à Fréjus, fils d'un directeur de la poste, élevé dans l'étude de Locke, de Condillac et des économistes, chanoine en Bretagne [1775], député du clergé aux États de cette province, vicaire général et chancelier de l'église de Chartres [1784], il fut le conseiller-commissaire de ce diocèse à la chambre supérieure du clergé de France, lorsque les États-Généraux furent convoqués. Il publia trois importantes brochures : *Vices sur les moyens d'exécution dont les représentants de la France pourront disposer en* 1789; — *Essai sur les privilèges ; — Qu'est-ce que le Tiers? Tout. Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique? Rien. Que demande-t-il? A devenir quelque chose.* Ces écrits exercèrent alors une puissante influence sur l'opinion. Député de Paris, il obtint dès l'abord que le Tiers se constituât en Assemblée nationale. Rédacteur du *Serment du Jeu de paume*, il imagina le mode de répartition des impôts, soutint la nécessité d'une garde nationale, insista sur le renvoi des troupes campées entre Paris et Versailles, mais s'opposa, dans la nuit du 4 août, à l'abolition de la dîme, en disant : « Ils veulent être libres, et ne savent pas être justes. » De sa brochure sur les *Biens ecclésiastiques*,

data le déclin de sa popularité. Il inspira pourtant la division de la France en départements et districts. Mais accusé d'avoir provoqué les journées des 5 et 6 octobre, il se renferma de plus en plus dans un silence irrité, qu'il rompit seulement pour demander l'institution d'un jury civil et criminel. Appelé à la Convention après le 10 août 1792, il fut du parti de la Plaine, vota la mort de Louis XVI, présenta sur l'instruction un projet qui fut rejeté, devint membre du comité de Salut public, renia, dit-on, ses lettres de prêtrise sous la Terreur, mais racheta de coupables faiblesses en devenant, après Thermidor, un des chefs du parti légal et modéré. Il prit une part active aux négociations qui amenèrent le traité de Bâle [1795], fut l'adversaire déclaré de la Constitution de l'an III, refusa un siége dans le Directoire, lors de sa création, mais entra au Conseil des Cinq-Cents où il fit une vive opposition à Carnot et Barthélemy [5 septembre 1797]. Élu lui-même Directeur le 16 mai 1799, il contribua plus que tout autre à la révolution de Brumaire, et devint le second des trois consuls provisoires qui prirent en main le pouvoir. Annulé par son puissant collègue, il chercha du moins à corriger les excès d'une redoutable omnipotence par le frein d'une constitution. Mais Bonaparte ne l'accepta qu'en partie; alors Sieyès se retirant reçut en dédommagement le titre de sénateur et la belle terre de Crosne. Il se laissa nommer comte par l'Empire, ce qui ne l'empêcha pas de lui faire une sourde opposition dans le groupe des *idéologues*. Pair de France, dans la Chambre des Cent-Jours, il blâma l'acte additionnel, dut fuir comme régicide au retour des Bourbons, se réfugia en Hollande, et ne revint en France qu'après 1830. En 1832 il obtint un siége à l'Académie des sciences morales. Métaphysicien politique, il eut la gloire d'inaugurer les principes de 89. Plus écrivain qu'orateur, connaissant les hommes sans avoir le goût de les conduire, hardi d'esprit, mais circonspect et timide, trop absolu dans ses vues, trop nourri d'abstractions, il ne manqua ni de profondeur, ni de force, mais non sans péril d'erreur et d'utopie. Il n'en exerça pas moins une influence considérable dans le domaine de la pensée ou de l'action.

Garat (Dominique-Joseph, comte) [1749-1833]. Né à Bayonne, il débuta jeune encore dans les lettres par des succès académiques, l'*Éloge de l'Hôpital* [1778], ceux de *Suger, Montausier* et *Fontenelle* [1779, 81, 83]. Il avait de l'imagination, du mouvement et de la couleur, mais était redondant et diffus. Quand l'*Athénée* ouvrit ses cours, il y professa l'histoire avec un certain éclat. Député du Pays Basque aux États-Généraux en 1789, il y parla peu, mais rédigea pour le *Journal de Paris* une analyse intéressante des débats parlementaires. Successeur de Danton au ministère de la justice [12 octobre 1792], il eut le douloureux office d'aller lire à Louis XVI son arrêt de mort. Ministre de l'intérieur après la chute de Roland [14 mars 1793], il fut aussi faible qu'imprévoyant. Jeté en prison, mais délivré par Thermidor, il dirigea l'instruction publique avec le titre de commissaire général, obtint une chaire de philosophie à l'École Normale, et fut élu à l'Académie des sciences politiques et morales. Ambassadeur à Naples, membre du Conseil des Anciens [1798], sénateur et comte de l'Empire, il courtisa toujours les causes victorieuses. Membre de la Chambre des Députés pendant les Cent-Jours, il cessa d'être un personnage sous la Restauration. Rayé de l'Académie française en 1815, il se consola par le meilleur de ses livres, ses *Mémoires sur M. Suard et le* XVIII^e^ *siècle* [1820]. Il avait composé des *Considérations sur la Révolution* [1792], des *Mémoires sur la Révolution* [1795] des *Éloges funèbres* de Joubert [1795], Kléber et Desaix [1802], des *Notices* sur Ginguené, Thomas, Mirabeau, etc. Professeur, il fut un des derniers représentants du sensualisme.

Maréchal (Pierre-Sylvain) [1750-1803]. Né à Paris, il débuta par des pastorales signées *le Berger Sylvain*. Sous-bibliothécaire du collége Mazarin, mais bientôt destitué pour avoir parodié le style des prophètes dans un ouvrage intitulé *Livre échappé au déluge* [1784], il publia, en 1784, un *Almanach des honnêtes gens*, où il s'avisa de remplacer le nom des saints par ceux des personnages célèbres en tout genre ; ce qui lui valut d'être enfermé dans une maison de correction. Il donna dans les excès révolutionnai-

res ; mais, bien qu'il professât l'athéisme, il sauva pourtant plusieurs ecclésiastiques. Les ouvrages de ce sophiste justement oublié sont : *Bergeries* [1770]; le *Pibrac moderne* [1781]; *Fragment d'un poème sur Dieu* ou le *Lucrèce moderne* [1781]; *l'Age d'or, recueil de contes pastoraux* [1782]; *Code d'une société d'hommes sans Dieu* [1797]; *Voyage de Pythagore* [1799]; *le Dictionnaire des athées* [1800].

LACRETELLE (Pierre-Louis, dit *l'Aîné*) [1751-1824]. Né à Metz, avocat au barreau de Paris en 1778, lié avec les encyclopédistes, couronné en 1876 pour un *Discours contre les peines infamantes,* partisan modéré des idées nouvelles, député suppléant à l'Assemblée constituante, membre de la Législative, il vécut dans la retraite sous la Convention, entra au Corps législatif en 1801, et, en 1802, remplaça La Harpe à l'Académie. Il n'accepta rien de l'Empire, et combattit la Restauration dans *le Mercure* et *la Minerve.* Il est l'auteur des articles de *Logique, Métaphysique* et *Morale* contenus dans l'*Encyclopédie méthodique.* Il a laissé l'*Éloquence judiciaire et la philosophie législative,* le *Roman théâtral,* deux volumes de *Portraits et tableaux,* des *Études sur la Révolution.* Il y a dans ses écrits du solide et de l'ingénieux, témoin ces pensées :

Ce n'est point par les vrais plaisirs, c'est par les faux que l'homme se déprave.

Regagnez par des égards ceux que vos succès fatiguent.

Il est des erreurs qu'il faut savoir tout aussi bien que les vérités, afin de les détruire par elles-mêmes.

BONALD (Louis-Gabriel-Ambroise, vicomte DE) [1753-1840]. Né près de Milhau (Aveyron), à Mouna, il émigra en 1791, et ne revint en France qu'après la proclamation de l'Empire, pour rédiger le *Mercure* avec Chateaubriand et Fiévée. Ami de Fontanes, conseiller de l'Université impériale en 1810, député de 1815 à 1822, pair de France en 1823, membre de l'Académie depuis 1816, il ne cessa pas de dévouer sa parole et sa plume à la défense du droit divin et de la théocratie. M^me^ de Staël appelait ce champion de l'Eglise et du pouvoir absolu le *philosophe de l'antiphilosophie.* Ses principales œuvres sont : la *Théorie du*

pouvoir politique et religieux [1796], la *Législation primitive* [1802], des *Recherches philosophiques sur les premiers objets des connaissances morales* [1818], des *Mélanges littéraires, politiques et philosophiques*. Voici quelques-unes de ses pensées :

L'homme est une intelligence servie par des organes.
Le repentir est une seconde innocence.
L'ordre va avec poids et mesure; le désordre est toujours pressé.
Il y a beaucoup de gens qui ne savent pas perdre leur temps tout seuls; ils sont les fléaux des gens occupés.
Le beau est toujours sévère.
Les faibles se passionnent pour les hommes, et les forts pour les choses.
Il faut croire au bien pour le pouvoir faire.
La pire des corruptions n'est pas celle qui brave les lois, mais celle qui s'en fait à elle-même.
Les grandes découvertes, dans les sciences, ne sont pas des idées complètes, mais des idées fécondes.

Maistre (Joseph-Marie, comte de) [1753-1821]. Né à Chambéry d'une famille originaire du Languedoc, fils d'un président du sénat de Savoie, il fut d'abord substitut, avocat-fiscal-général [1774], puis sénateur [1788]. Cette compagnie était alors judiciaire. Lorsque son pays eut été envahi par la France (1792), il refusa le serment, et chercha refuge à Lausanne où le roi Victor-Emmanuel le chargea d'une correspondance politique avec le bureau des affaires étrangères. On le somma de rentrer à Chambéry, sous peine de voir ses biens confisqués. Il n'hésita pas à demeurer fidèle à son roi. Alors parurent ses deux premiers opuscules : *Adresse de quelques parents de militaires savoisiens à la nation française* [1794], et *Jean-Claude Têtu, maire de Montagnole, district de Chambéry, à ses chers concitoyens, les habitants du Mont-Blanc* [1795]. Ce pamphlet visait à provoquer une restauration royaliste. Un an après, il prenait son rang de publiciste, de penseur et d'écrivain, en publiant ses *Considérations sur la Révolution française* [1 vol. in-8]. Rappelé en Piémont [1797], à la veille du jour où son roi dut abandonner ses États de terre ferme, il fut réduit bientôt à s'exiler de nouveau. Après deux ans de séjour à Venise, il devenait tour à tour grand chancelier de Sardaigne [1799], puis envoyé extraordinaire à Saint-Pétersbourg

[1802], poste où il demeura quinze ans, jusqu'en 1817 ; il reçut alors le titre de ministre d'État. Il avait écrit en 1809 son *Essai sur les principes générateurs des constitutions politiques, et des autres institutions françaises* (in-8, 1814). Il y censurait la manie de constituer. *Le Pape*, [Lyon, 1819, 2 vol. in-8] obtint un succès de curiosité retentissante par des vues paradoxales. Ses autres ouvrages, composés pourtant aux environs de l'Empire, sont tous posthumes. *L'Église gallicane dans ses rapports avec le Souverain Pontife* [Paris, 1821, in-8], prétend réfuter les doctrines de Bossuet, Pascal et Port-Royal. *Les Soirées de Saint-Pétersbourg* parurent en 1821, [Paris, 2 vol. in-8]. Ses *Lettres à un gentilhomme russe sur l'inquisition espagnole* datent de 1815. Son *Roman de la Philosophie de Bacon, où l'on traite différentes questions de philosophie rationnelle* [Paris, 1836, 2 vol. in-8] est une attaque violente contre les sensualistes ou matérialistes. Ses *Lettres et opuscules inédits* [Paris, 1853, 2 vol. in-8] sont un recueil choisi dans une correspondance précieuse pour l'histoire, et aussi spirituelle qu'éloquente.

DESTUTT DE TRACY (Antoine-Louis-Claude) [1754-1832]. Né dans le Bourbonnais, originaire d'Écosse, colonel d'infanterie, puis maréchal de camp, et député à l'Assemblée constituante en 1789, il se montra partisan éclairé des libertés politiques ; ce qui ne l'empêcha pas d'être arrêté comme suspect sous la Terreur. Membre de l'Académie des sciences morales en 1795, puis du comité de l'instruction publique, sénateur en 1799, il devint académicien en 1808. Le 2 avril 1814, il proposa au Sénat la déchéance de l'Empereur. Louis XVIII l'appela à la Chambre des Pairs, où il ne cessa de voter avec le parti constitutionnel. Ses principaux ouvrages furent l'*Idéologie* proprement dite [1801], la *Grammaire générale* [1803], la *Logique* [1805], l'*Essai sur le génie et les ouvrages de Montesquieu* [1808], le *Traité de la volonté* [1815], le *Commentaire sur l'Esprit des Lois* [1819], et des *Mémoires* recueillis par l'Institut.

JOUBERT (Joseph) [1754-1842]. Bien que ce nom appartienne à la suite des études que nous traiterons dans un autre

volume, il est assez mêlé au mouvement philosophique et religieux pour que nous lui consacrions dès à présent quelques lignes. — Né à Montignac (Périgord), il professa d'abord chez les Doctrinaires de Toulouse, dut y renoncer à vingt-quatre ans par raison de santé, puis vint à Paris, où il se lia très-intimement avec Fontanes. Quand celui-ci fut nommé Grand-Maître de l'Université impériale, il le fit inspecteur-général, et conseiller. Durant sa vie, ce connaisseur exquis fut un oracle pour un cercle choisi. Ses conseils étaient écoutés par ceux mêmes qu'on réputait des maîtres. Il laissa des *Pensées*, *Maximes* et *Lettres* recueillies par sa veuve en 1842.

Laromiguière (Pierre) [1756-1837]. Né à Lévignac (Rouergue), membre de la congrégation enseignante de la Doctrine, il professa les humanités, puis la philosophie dans différents colléges de son ordre, entre autres à celui de l'Esquile [Toulouse, 1784]. Venu à Paris pour assister aux leçons des Écoles normales, il eut des relations étroites avec Garat, fut associé de l'Institut (*sciences morales*), et devint membre du Tribunat. Mais, éliminé de ce corps, il délaissa la politique pour se vouer à la philosophie dans sa chaire du Prytanée français (*Louis-le-Grand*) jusqu'au jour où il se vit appelé à la Sorbonne [1811-1813]. Bibliothécaire de l'Université, il laissa les œuvres que voici : *Projet d'éléments de métaphysique* [1793], *Paradoxes de Condillac*, ou *Réflexions sur la langue des calculs* [1805, 1 vol. in-8], *Leçons de philosophie*, ou *Essai sur les facultés de l'âme*, [1815-17, 2 vol. in-8].

Cabanis (Pierre-Jean-Georges) [1757-1808]. Né à Cosnac, près de Brives, en Corrèze, envoyé à Paris pour y achever ses études, il commença par cultiver la poésie, à laquelle l'invitaient ses rapports avec Roucher; il avait même entrepris une traduction d'Homère, lorsque, pour obéir aux instances paternelles, il se consacra décidément à la médecine, où il devait se faire un grand nom. Nommé professeur d'hygiène, puis de clinique à l'École de médecine, il appartenait à l'Institut depuis sa création. Voici les titres de ses écrits : *Traité du degré*

de certitude en médecine [1797]; *Coup d'œil sur les révolutions et la réforme de la médecine* [1804]; *Lettre posthume sur les causes premières*, adressée à M. Fauriel, et publiée en 1824 par M. Bérard. Mais le plus important de ses ouvrages fut le traité *des rapports du physique et du moral*. Dominé par un parti pris sensualiste, il attribue trop d'importance à l'action des organes, à l'influence de l'âge, du sexe, du tempérament, de la maladie et du régime. Il serait injuste pourtant de croire que Cabanis ait nié l'existence de l'âme humaine. Bornons-nous à dire que les préoccupations du savant furent trop exclusives.

VOLNEY (Constantin-François, CHASSEBŒUF BOISGIRAIS, comte DE). [1757-1820]. Né à Craon (Mayenne), fils d'un avocat, il commença par étudier la médecine; mais, un goût irrésistible l'entraînant vers les recherches d'érudition, il débuta par un *Mémoire sur la chronologie d'Hérodote*. Critiqué vivement par Larcher, ce travail lui valut l'attention de l'Académie, et l'amitié du baron d'Holbach, qui le présenta dans le cercle littéraire de Mme Helvétius. Un petit héritage qu'il recueillit en 1782 lui permit de partir pour l'Orient. Le havre-sac au dos, il resta huit mois chez les Druses, dans un couvent du Liban, pour apprendre l'arabe, et demeura quatre ans en Égypte, ou en Syrie. Le récit de son *Voyage* [1787, 2 vol.], eut un grand succès, que raviva la publication d'une brochure intitulée *Considérations sur la guerre actuelle des Turcs* [1788], et la vogue d'une feuille politique, *la Sentinelle*, dont il était le directeur. Nommé député aux États-Généraux de 1789, par le tiers-état de la sénéchaussée d'Anjou, il suscita dans l'Assemblée constituante la discussion sur les biens du clergé, et fit voter le décret en vertu duquel la France s'interdisait toute guerre de conquête. En 1791, parurent *les Ruines*, ou *Considérations sur les révolutions des empires*; l'esprit de parti fit grand bruit autour de cet ouvrage aussi froid que déclamatoire et irréligieux. Suspect de royalisme sous la Terreur, et jeté en prison, mais délivré par Thermidor, il devint professeur à l'École Normale, et, après la suppression de sa chaire en 1795, s'embarqua pour les États-Unis, où il reçut grand accueil

de Franklin et Washington. A son retour, nommé membre de l'Institut, il favorisa le 18 Brumaire; et, tout en refusant de partager le Consulat avec Bonaparte, entra au Sénat comme vice-président. En 1814, il signa la déchéance de Napoléon. Philologue laborieux et pratique, il se proposa de simplifier l'étude des langues orientales par un alphabet unique, en caractères européens. Philosophe, il eut l'esprit étroit d'un sectaire. Il appartenait au groupe maussade, mais honnête, des *idéologues*. Ses *œuvres complètes* ont été publiées en 1821-22 (8 vol. in-8). Elles comprennent la *Loi naturelle* ou *Catéchisme du citoyen* [1793]; *De la simplification des langues orientales* [1795]; *Tableau du climat et du sol des États-Unis* [1803]; la *Chronologie d'Hérodote* [1808]; *Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne* [1814]; l'*Alphabet européen appliqué aux langues asiatiques* [1819]; *Discours sur l'étude philosophique des langues* [1819]; l'*Hébreu simplifié* [1820].

Guillon de Montléon (l'abbé Aimé) [1758-1842]. Né à Lyon, théologien et controversiste, il dut son heure de célébrité à une brochure intitulée *le Grand crime de Pépin le Bref* [1800]. Il y révélait sous le voile d'un pseudonyme le projet conçu par Bonaparte de se faire nommer empereur, et sacrer par Pie VII.

Guillon (Marie-Nicolas-Sylvestre) [1766-1847]. Né à Paris, chanoine honoraire de l'église métropolitaine, professeur d'éloquence sacrée à la Faculté de théologie, évêque de Maroc, il a laissé un *Recueil de brefs et instructions du Saint-Siége*, relatifs à la Révolution française [1799]; des *Discours religieux* [1802-1816]; une édition de La Fontaine comparé à ses modèles et à ses imitateurs [1803]; une *Réfutation* de l'abbé de Lamennais [1835]. Il réveilla l'étude des Pères de l'Église, et fut un prêtre aussi instruit que tolérant.

Saint-Simon (Claude-Henri, comte de) [1760-1825]. Né à Paris, petit-fils du duc de Saint-Simon, officier en Amérique, dans la guerre de l'indépendance [1773], colonel à vingt-trois ans, il quitta le service en 1788, pour se livrer à des projets plus ou moins chimériques.

Partisan de la Révolution, à demi ruiné par des entreprises financières sur la vente des biens nationaux (1790-97), il se proposa de reconstituer l'ordre social. Il ne réussit qu'à tomber dans une misère telle qu'il prit le parti de se suicider. Mais un coup de pistolet qu'il se tira dans la tête ne fit que lui enlever un œil. Revenant alors à ses rêves, il forma une école dont les disciples comptèrent des noms éminents, (Augustin Thierry, Auguste Comte, Olinde Rodrigues, Bazard, Enfantin.) Il voulait, par la science et l'industrie, améliorer le sort des classes pauvres. Des paradoxes contraires à toute police morale et sociale compromirent une doctrine qui ne résista pas au ridicule, quand elle voulut passer de la théorie à la pratique. Ses écrits principaux furent l'*Introduction aux travaux scientifiques du* XIX[e] *siècle* (1808), une *Nouvelle Encyclopédie* (1810), *De la réorganisation de la société européenne* (1814); puis, sous la Restauration, l'*Industrie* (1817), l'*Organisateur* (1820), le *Système industriel* (1821), le *Catéchisme des industriels* (1824) et le *Nouveau christianisme* (1825).

Royer-Collard (Pierre-Paul) [1763-1845]. Né à Sompuis, près de Vitry-le-Français (Marne), avocat à vingt ans, au barreau de Paris, il devint secrétaire de la Commune, en 1792; mais, au 10 août, il se démit de ces fonctions. Député de la Marne au Conseil des Cinq-cents [1797], il y défendit les émigrés, les proscrits et les prêtres. Exclu de l'Assemblée au 18 Fructidor, il entra en relation avec Louis XVIII. Nommé sous l'Empire professeur à la Faculté des lettres et à l'École normale, en 1811, il fut, sous la première restauration, directeur de l'imprimerie et de la librairie, puis, sous la seconde, conseiller d'État et président du Conseil de l'Université. Député de la Marne, royaliste libéral, chef des Doctrinaires, il dut à ses discours sur les lois d'aînesse et le sacrilège une telle popularité qu'il fut réélu par sept collèges électoraux à la fois, en 1827. Président de la Chambre en 1828, il prévit les dangers de la situation, et voulut les conjurer, jusqu'au jour où, le courant devenant irrésistible, il signa l'*adresse* des 221, sans croire qu'elle dût

entraîner la chute de la Monarchie. Après 1830, il demeura silencieux sur son banc de député, et ne reprit la parole qu'aux funérailles de Casimir Périer. Plus tard, il crut devoir combattre les lois de Septembre contre la presse périodique. Il faut voir en lui le maître de cet éclectisme philosophique et politique qui restaura le spiritualisme et le régime parlementaire. Il appartenait à l'Académie depuis 1827. Il reste de lui des discours publiés par M. de Barante, et des fragments philosophiques recueillis par son disciple Jouffroy. Citons quelques-unes de ses pensées :

Le gouvernement représentatif n'a pas devancé nos mœurs.

Le droit divin transféré de l'Église dans l'État n'est qu'une fausseté historique.

Les partis changent de couleurs et de discours, de mesures et de poids, au gré des circonstances : ils brûlent, s'il le faut, ce qu'ils ont adoré, ils adorent ce qu'ils ont brûlé. L'hypocrisie est leur vertu, les embûches sont leur tactique ; ils ne se déploient que quand ils ont gagné les hauteurs. N'avons-nous pas vu les factions, à mesure qu'elles saisissaient le pouvoir, violer avec une audace inouïe les mêmes principes qu'elles avaient proclamés la veille avec tant de faste, et pousser l'indépendance jusqu'à insulter à la crédulité des vaincus ?

Fondez la liberté de la presse, vous fondez du même coup toutes les libertés.

La plus constante erreur de la Révolution, ce fut de vouloir faire la liberté avec la despotisme, l'égalité avec le privilége, et trop souvent la justice avec la cruauté. Il est temps de le savoir après trente années : la liberté ne se fait qu'avec la liberté, la justice avec la justice.

LÉVIS (Pierre-Marc-Gaston, duc DE) [1764-1830]. Né au château d'Ajac (Languedoc), membre de l'Assemblée constituante, émigré de 1792, blessé à Quiberon, il s'occupa sous l'Empire d'économie politique et de morale. Louis XVIII le fit pair de France et académicien. Il publia des *Considérations morales sur les finances* [1816], des *Souvenirs, portraits et maximes* [1813], et l'*Angleterre au commencement du* XIXe *siècle* [1814]. Les pensées suivantes font honneur à son esprit :

Tel court au danger qui n'oserait l'attendre.

Les cœurs sensibles demandent qu'on les aime, les personnes vaines veulent qu'on les préfère.

Sans les regrets, on ne saurait pas que l'on fut heureux.

On n'aime plus quand les sacrifices coûtent ; on n'aime pas quand on s'aperçoit qu'on en fait.

La plupart des peines n'arrivent si vite que parce que nous faisons la moitié du chemin.

Quand la flatterie ne réussit pas, ce n'est pas sa faute, c'est celle du flatteur.

On sollicite le premier bienfait; on exige le second; et souvent le troisième est arrivé que la reconnaissance est encore en chemin.

Ne comptez pas sur la justice de ceux dont l'esprit manque de justesse.

Pour remplacer la bonté qui nous manque, nous avons imaginé la politesse qui n'en a que les apparences.

Il est rare qu'on fasse un bon marché en achetant des espérances par des privations.

La critique est un impôt que l'envie perçoit sur le mérite.

Peu de gens gagnent à être vus de bas en haut.

Les succès couvrent les fautes, les revers les rappellent.

FRAYSSINOUS (Denis DE) [1765-1841]. Né à Curières (Aveyron), protégé par M. de Fontanes qui distingua son talent de prédicateur, professeur à la Faculté de théologie de Paris, inspecteur d'Académie et chanoine de Notre-Dame, il salua dans Napoléon I^{er} un envoyé de Dieu, comme aussi dans les Bourbons des ministres de la Providence. La Restauration le fit prédicateur de Louis XVIII, censeur royal, membre du conseil de l'instruction publique, évêque d'Hermopolis, grand maître de l'Université [1822], académicien, comte, pair de France et ministre des affaires ecclésiastiques [1824]. Il rappela les Jésuites, fut chargé de l'éducation du duc de Bordeaux; et, après l'avoir accompagné dans l'exil, ne revint en France qu'en 1838. Bien que ses conférences aient été publiées seulement en 1825, elles datèrent de l'Empire, et furent en partie prononcées aux Carmes [de 1801 à 1809]. On a de lui sa *Défense du christianisme* (ensemble de ses sermons) [1843], les *Vrais principes sur les libertés de l'Église gallicane* [1818], les *Oraisons funèbres* de Condé [1818], du cardinal de Talleyrand, archevêque de Paris [1821], et de Louis XVIII [1824].

NECKER DE SAUSSURE (M^{me} Albertine-Adrienne) [1765-1841]. Née à Genève, fille du célèbre géologue de Saussure, et femme de Jacques Necker, professeur éminent, elle composa un ouvrage intitulé : *De l'éducation progressive, étude du cours de la vie* (3 vol. in-8) Les deux premières parties sont consacrées à l'enfance, et la troisième à la

vie des femmes. C'est un livre ingénieux, comme le prouvent cès pensées :

L'enfance est un état plutôt qu'un âge; et l'on y retombe toujours quand la volonté est désordonnée, violente et dépourvue de raison.
La probité reconnue est le plus sûr de tous les serments.
Il y a des gens si sensibles qu'ils nous affligent de nos propres douleurs.
L'esprit est le zéro qui ajoute aux qualités morales, mais qui seul ne représente que le néant.
On ne fait jamais le sacrifice de son caractère, qu'on ne s'en applaudisse ensuite.
On ne doit pas s'étonner si l'intelligence des femmes est précoce, et si les progrès des hommes sont tardifs : on ne parle aux unes que du présent, et aux autres que de l'avenir.
M. de Fontenelle disait : « De mémoire de rose on n'a point vu mourir de jardinier » ; jolie leçon pour les jeunes personnes qui ne veulent pas se soumettre aux leçons de l'expérience.
L'humeur des autres ne doit jamais nous en donner ; c'est comme si l'on se noircissait le teint, parce qu'on rencontre un nègre.
Ce qui prouve en faveur des femmes, c'est qu'elles ont tout contre elles, et les lois et la force, et que cependant elles se laissent rarement dominer.

Maine de Biran (Marie-François-Pierre-Gonthier, chevalier) [1766-1824]. Né à Chanteloup (Dordogne), fils d'un médecin, élevé à Périgueux, garde du corps sous Louis XVI, porté au Conseil des Cinq-Cents en 1797, membre du Corps législatif en 1809, sous-préfet de Bergerac, questeur de la Chambre sous la Restauration, conseiller d'État en 1816, député en 1818, il avait fait à l'Empire une assez vive opposition, en 1814. Il débuta par un *Mémoire sur l'influence de l'Habitude*, couronné en 1802; puis il étudia la *Décomposition de la pensée*, rédigea pour la *Biographie universelle* l'article *Leibnitz*, et composa en 1821 ses *Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral*. M. Cousin édita ses œuvres [1841, 4 vol.]. M. Naville, de Genève, a publié *Maine de Biran, sa vie et ses pensées* [1857, in-12; 2e édit. revue et augmentée, 1874, in-8.]

Azaïs (Pierre-Hyacinthe) [1766-1845]. Né à Sorèze, d'abord organiste comme son père, puis professeur au Prytanée de Saint-Cyr, il fut l'auteur d'un double système philosophique et physique qui fit grand bruit au début du

XIXe siècle. Il consistait à expliquer par la loi des *compensations* toutes les vicissitudes de la destinée humaine, et par la loi de l'*équilibre* tous les phénomènes de la nature. Il n'admettait que deux forces : l'*expansion* et la *compression*, qui, par leur action et leur réaction, produisent l'harmonie universelle. C'était présenter sous une forme souvent subtile, parfois très-ingénieuse, la doctrine d'un métaphysicien oublié, d'*Antoine de Lasalle* [1756-1826], mort à l'Hôtel-Dieu en s'écriant : « L'amour remporte la victoire ! » Caractère pacifique et cœur mystique, Azaïs fut proscrit après le 18 Fructidor. Caché dans un hospice par des sœurs de charité, il devint, à la fin de l'Empire, inspecteur de la librairie. Destitué en 1815, il se fit le collaborateur de sa femme, qui continuait Berquin (*le Nouvel Ami des enfants*). Ce fut une *compensation* pour cet optimiste qui prenait son parti de toutes les épreuves. Ses œuvres sont : *Des compensations dans les destinées humaines* [1809]; *Système universel* [1810, 8 vol.]; *Du sort de l'homme dans toutes les conditions* [1821, 3 vol.], et un *Cours de philosophie générale* [8 vol., 1823-28].

VILLERS (Charles-François-Dominique DE) [1767-1815]. Né à Boulay, en Lorraine, devenu officier d'artillerie, il émigra pendant la Révolution, et alla se fixer à Lubeck. Il se proposa dès lors de faire connaître en France la littérature et la philosophie d'outre-Rhin. Sa partialité pour l'Allemagne, et une brochure publiée sur la prise de Lubeck par les Français indisposèrent à bon droit contre lui le gouvernement impérial. Il obtint cependant une chaire à Gœttingue, après le couronnement de Jérôme Bonaparte. Il la perdit en 1814. Ses relations avec les lettrés allemands lui permirent de donner à Mme de Staël des renseignements précieux pour son livre *De l'Allemagne*. Ses titres sont un *Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation*, couronné par l'Institut, en 1803, et la *Philosophie de Kant* [1801]. Il fut le premier à révéler ce nom à la France,

CONSTANT DE REBECQUE (Benjamin) [1767-1830]. Né à Lausanne, dans une famille protestante originaire de France, il vint à Paris en 1796, après une jeunesse inquiète et

dissipée. Il se signala par un discours où il plaida victorieusement devant le Conseil des Cinq-Cents la réintégration de ses coreligionnaires, proscrits par la révocation de l'édit de Nantes. Appelé au Tribunat après le 18 Brumaire, il en fut éliminé bientôt, pour son esprit d'opposition, et dut s'exiler. Hôte assidu des cours et des universités allemandes, il épousa une parente du ministre prussien le prince de Hardenberg. Rallié à la monarchie constitutionnelle en 1814, il accepta de Napoléon, durant les Cent-Jours, le titre de conseiller d'État, et prit part à la rédaction de l'*Acte additionnel*. Banni par Louis XVIII, mais amnistié en 1816, après une apologie de ses actes récents, il fut élu député en 1819, et devint un des chefs de l'opposition. La Révolution de 1830 en fit un président du conseil d'État. Malgré la distinction de son talent, et une influence considérable, il n'eut jamais le crédit que vaut la dignité du caractère. Il y avait un scepticisme secret sous l'éloquence de ce publiciste désenchanté, qui fit de la politique libérale sans estimer les hommes, et professa la religiosité sans avoir la foi. Ses principaux écrits sont : *De l'esprit de conquête, et de l'usurpation dans leur rapport avec la civilisation européenne* [1814], ardente philippique contre Napoléon ; *Cours de politique constitutionnelle* [1817-1820]; des *Discours* de tribune; des articles publiés dans *la Minerve, le Courrier français* et *la Renommée*. On doit au philosophe un traité *De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements* [1824-30]; une étude sur le *Polythéisme romain* [1832]. Son chef-d'œuvre est *Adolphe,* dont nous parlerons ailleurs, [1815]. Il traduisit en vers *Wallenstein,* de Schiller.

SAY (Jean-Baptiste) [1767-1832]. Né à Lyon, attaché d'abord à une maison de banque, il se prit d'un goût très-vif pour les études économiques, rédigea *le Courrier de Provence* publié par Mirabeau, et devint secrétaire de Clavière ministre des finances. En 1794, il publia la *Décade philosophique, littéraire et politique* avec Andrieux, Chamfort, Ginguené, et Amaury-Duval. Membre du Tribunat en 1799, il prépara son principal ouvrage : *Traité d'économie politi-*

que, ou *Simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses* [1803]. Cet écrit se distingue par la méthode, l'esprit d'observation et la clarté du style. Éliminé du Tribunat, il fonda une grande filature de coton que découragèrent en 1812 les prohibitions du blocus continental. En 1814, il édita un *Abrégé des principes fondamentaux de l'économie politique*. Cet ouvrage fut traduit rapidement dans toutes les langues. En 1815, parut son *Catéchisme d'économie politique*. En même temps il vulgarisait ses doctrines à l'*Athénée*; plus tard il se vit appelé à la chaire d'économie industrielle, fondée au Conservatoire des Arts et Métiers [1821]; puis, en 1830, à celle du Collége de France. Son enseignement se résume dans son *Cours complet d'économie politique* [1828-30].

Ancillon (Jean-Pierre-Frédéric) [1767-1837]. Né à Berlin, petit-fils de l'historien du xviie siècle, pasteur, professeur à l'Académie militaire de Prusse, secrétaire de l'Académie de Berlin [1803-1814], gouverneur du prince royal Guillaume IV, conseiller d'État, ministre des affaires étrangères [1831-37], il publia en 1803 un *Tableau des révolutions du système politique de l'Europe, depuis la fin du* xve *siècle*, (4 vol. in-8). Ses *Mélanges de philosophie et de littérature* sont aussi fort estimés [1801, 1817, 1823.] Il appartenait à une famille chassée par la révocation de l'édit de Nantes.

Chateaubriand (François-Auguste-René, vicomte de) [1768-1848]. Né le 4 septembre, à Saint-Malo, élevé aux collèges de Dol, Rennes et Dinan, sous-lieutenant au régiment de Navarre à dix-sept ans, capitaine à dix-neuf, engagé dans la société de La Harpe et Fontanes [1788-91], il débuta par une idylle l'*Amour de la campagne*, insérée dans l'*Almanach des Muses* [1790]. Parti pour l'Amérique en 1791, il revint en 1792, et prit en juillet le chemin de Coblentz. Blessé au siége de Thionville, transporté mourant à Jersey, il passe en Angleterre, y donne des leçons de français, et publie en 1797, à Londres, un *Essai sur les Révolutions anciennes et modernes considérées dans leurs rapports avec la Révolution française*. Rentré en

France après le 18 Brumaire, associé à la rédaction du *Mercure*, il insère dans ce recueil, en 1801, *Atala ou les Amours de deux sauvages dans le désert*. Puis paraît en 1802 le *Génie du christianisme*, applaudi par La Harpe, Fontanes, Joubert, la jeunesse et les salons, mais vivement critiqué par Morellet, Ginguéné et M. J. Chénier. Nommé secrétaire d'ambassade à Rome [1803], et chargé d'affaires dans le Valais, il donna sa démission après l'odieuse exécution du duc d'Enghien. En 1805, *René* signala sa rentrée littéraire. Il partit en 1806 pour la Grèce, la Syrie, l'Égypte, Tunis et l'Espagne. *Les Martyrs* [1809], et l'*Itinéraire de Paris à Jérusalem* [1811] furent l'inspiration de cette Odyssée. En 1807, un article sur le *Voyage d'Espagne* de M. de La Borde lui avait fait retirer *le Mercure*; et, en 1811, élu par l'Académie où il remplaçait M. J. Chénier, il ne put prononcer un discours qui déplaisait au maître. Exilé un moment à Dieppe en 1812, il attendit avec une sourde colère la chute de l'Empire. En 1814, ses ressentiments éclatèrent dans sa première brochure *De Buonaparte et des Bourbons*, Sans le suivre dans toutes les phases de sa vie politique, rappelons qu'ambassadeur en Suède, lorsque Napoléon revint de l'île d'Elbe, il suivit le roi en Belgique, fut son ministre d'État, reçut le portefeuille de l'intérieur, et fit, à ce titre, le *Rapport sur l'état de la France* (*Moniteur de Gand*.) Élevé à la pairie après les Cent-jours, il perdit son titre et sa pension de ministre d'État, pour sa brochure intitulée *De la monarchie selon la Charte* [nov. 1816.] Dès lors, passant au camp de l'opposition ultra-royaliste, près de MM. de Villèle et de Corbière, il fonda, en 1818, avec MM. de Lamennais et de Bonald, le journal *le Conservateur*, pour y combattre *la Minerve* et *le Censeur*. La mort du duc de Berry ayant mis fin à cette polémique [1820], il se rapprocha de la cour, écrivit les *Mémoires touchant la vie et la mort du duc de Berry*, et reçut, sous le second ministère du duc de Richelieu, l'ambassade de Berlin dont il se démit en juillet 1821. M. de Villèle étant devenu chef d'un nouveau cabinet, il fut nommé ambassadeur à Londres [avril 1822], puis plénipotentiaire au congrès de Vérone, où, malgré l'Angle-

terre, il fit décider l'intervention armée de la France contre la Révolution espagnole. Enfin, ministre des affaires étrangères en décembre 1822, il se vit, dix-sept mois après, disgracié brusquement, en juin 1824. Cette fois, il se fixa dans l'opposition libérale; et, rédacteur du *Journal des Débats*, fit aux ministres une guerre qui atteignit le trône. Ce fut alors qu'éditant ses œuvres complètes, il publia *le Dernier des Abencérages*, *les Natchez*, son *Voyage d'Amérique*, et la tragédie de *Moïse*. En 1828, M. de Martignac lui donna l'ambassade de Rome, qu'il résigna, en août 1829, à l'avénement de M. de Polignac. Quand éclatèrent les ordonnances de juillet 1830, il tenta d'inutiles efforts pour en conjurer les suites; et, le 7 août, protesta, à la Chambre des Pairs, contre le nouveau régime auquel il refusa son serment. Dès lors, ses loisirs lui permirent de reprendre la plume. Il édita ses *Études historiques* (4 vol. in-8), avec sa brochure *De la Restauration et de la Monarchie élective*; plus ou moins engagé dans des menées légitimistes qui ne l'empêchaient pas d'avoir des relations avec le parti républicain, il fut arrêté, puis traduit devant le jury [juin et octobre 1832]. Un an après il plaidait, à Prague, la cause de la duchesse de Berry. Mais il comprit que la retraite convenait mieux à sa dignité qu'un zèle militant. Définitivement découragé, il ne sortit de sa solitude que pour donner en 1836 un *Essai sur la littérature anglaise*, et en 1837 une traduction littéraire en prose du *Paradis perdu*. En 1838 parut le *Congrès de Vérone*, et en 1844 la *Vie de Rancé*. En même temps, il continuait et révisait ses *Mémoires d'Outre-Tombe*, dont il aliéna la propriété, pour assurer le repos de ses dernières années. Il s'éteignit quelque temps après les journées de juin, le 4 juillet 1848.

SÉNANCOUR (Étienne-Pivert DE) [1770-1846]. Né à Paris, fils d'un contrôleur des rentes, il s'enfuit de la maison paternelle pour échapper au séminaire de Saint-Sulpice, où son père voulait l'enfermer. Réfugié en Suisse à vingt ans, il y fit un mariage d'amour, malgré une difformité physique dont la tristesse assombrit son humeur. La

perte de celle qu'il venait d'épouser, l'isolement de sa jeunesse, la ruine de sa fortune, et l'influence de Jean-Jacques, dont il devint le disciple exalté, furent autant de causes qui le tournèrent de plus en plus vers une mélancolie précoce. Rêvant, aussi lui, la réforme de l'ordre social et religieux, il se perdit soit dans un athéisme désespéré, soit dans un panthéisme mystique où s'évanouit la personnalité humaine. De là des écrits originaux, mais gâtés par des paradoxes. Telles sont ses *Rêveries sur la nature primitive de l'homme* [Paris, 1799, in-8], où il représente comme une déchéance tout ce qui n'est pas la vie primitive, patriarcale et nomade. En 1804, *Oberman* (2 vol. in-8) est encore une rêverie grandiose personnifiée dans un type où se combinent Werther et René, c'est-à-dire le sentiment de l'infini, le dégoût de la réalité, l'ambition sans objet, et l'inertie du génie incompris ou incomplet. Il publia bientôt après [1805] un livre intitulé : *De l'Amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes.* Georges Sand y retrouverait son bien. Ses *Observations sur le Génie du christianisme* [1816] sont une critique injuste et passionnée. Ses *Libres méditations d'un solitaire inconnu sur le détachement du monde* [Paris, 1819] exposent une profession de foi misanthropique. Il fut encore l'auteur d'un roman, *Isabelle*, publié sous forme de lettres. Il compta parmi les rédacteurs du *Constitutionnel*. Son style est harmonieux, grave et parfois coloré, mais souvent abstrait et monotone.

Bichat (Marie-François-Xavier) [1771-1802]. Né à Thoirette, en Bresse, élève de Marc-Antoine Petit docteur à Lyon, et Desault professeur à Paris, il commença, en 1797, ces cours d'anatomie qui lui valurent une réputation européenne. Médecin de l'Hôtel-Dieu à vingt-neuf ans, il s'est fait un nom impérissable par des ouvrages spéciaux (*Traité des membranes* [1800], *Anatomie générale*, *Anatomie descriptive*) entre lesquels nous devons mentionner, comme une œuvre capitale, ses *Recherches philosophiques sur la vie et la mort* [1800]. Distinguant la vie animale de la vie organique, il y montre comment elles

agissent tour à tour sur tel et tel organe. Les doctrines du savant sont exclusivement physiologiques.

BROUSSAIS (François-Joseph-Victor) [1772-1838]. Né à Saint-Malo, chirurgien de marine, pendant six années, puis médecin aux armées de l'Empire, il fit les campagnes de Hollande, d'Allemagne, d'Italie et d'Espagne. Nommé en 1814 médecin et second professeur à l'hôpital militaire du Val-de-Grâce, il y remplaça, en 1820, le baron Desgenettes; enfin il obtint en 1830 la chaire de pathologie et de thérapeutique générale à la Faculté de médecine. Bien que ses ouvrages aient un caractère spécial et technique, par exemple l'*Histoire des phlegmasies chroniques* [1808], le *Traité de la physiologie appliquée à la pathologie* [1822], *Annales de la doctrine physiologique* [1822-34]; le *Traité de l'irritation et de la folie* [1828], nous devons le signaler ici comme un des chefs de l'école physiologique.

GÉRANDO (Marie-Joseph, baron DE) [1772-1842]. Né à Lyon, élève des Oratoriens, il prit les armes lors du siége de sa ville natale [1793], et faillit y périr. Fait prisonnier, il s'évada en Suisse, parcourut l'Italie, revint en France vers 1795, et, faute d'emploi, s'enrôla dans l'armée de Masséna, au 6e chasseurs. Tout en guerroyant, il obtenait un prix académique par un mémoire sur cette question : « *Quelle est l'influence des signes sur l'art de penser?* » Attaché au ministère de l'intérieur en 1799, puis secrétaire général, il accompagna Napoléon dans la campagne d'Italie. Maître des requêtes en 1808, membre de la junte administrative de Toscane et de la consulte des États romains en 1811, bientôt conseiller d'État et intendant de Catalogne [1812], il rentra au conseil d'État sous la seconde Restauration. Professeur de droit administratif à la Faculté de Paris en 1819, révoqué en 1822, rétabli sous le ministère Martignac [1828], il fut élevé à la pairie en 1837. Il était membre de l'Académie des inscriptions, et des sciences morales. Philosophe, il releva de Condillac, comme le prouve son premier travail sur *les Signes et l'Art de penser* [1800]. Il modifie pourtant, et atténue le sensualisme du maître par des aperçus originaux qui

corrigent l'excès du système. Sa théorie du langage devint plus précise encore dans son livre sur l'*Éducation des sourds-muets* [1827]; une nouvelle étude sur la *Génération des connaissances humaines* [Berlin, 1802] servit de base à son travail le plus important, à l'*Histoire comparée des systèmes de philosophie* [3 vol. 1804] que complétèrent ensuite ses notes posthumes [8 vol. 1822]. Un autre ouvrage : *Du perfectionnement moral* [2 vol. in-8, 1824], se distingue aussi par des vues sages et une morale généreuse. Dans ce penseur il y avait un philanthrope, comme le prouvent des écrits moins scientifiques, mais dont l'intention pratique fit honneur à l'homme lui-même. Tels sont : le *Visiteur du pauvre* [1820], le *Cours normal des instituteurs primaires* [1832], et un traité sur la *Bienfaisance publique* [4 vol. in-8°, 1829-45]. Il rédigea de plus des *Institutes de droit administratif* [4 vol. in-8°, 1829-45].

Droz (François-Xavier-Joseph) [1793-1851]. Né à Besançon au sein d'une famille de magistrats, il s'enrôla en 1792 dans le bataillon du Doubs, où il devint capitaine à l'élection. Après avoir servi pendant trois ans comme officier d'état-major à l'armée du Rhin, il professa les belles-lettres à l'École centrale de Besançon, puis alla se fixer à Paris [1803] où la protection de M. Français, de Nantes, lui valut un emploi dans l'administration des Droits-réunis. En même temps, introduit dans la société d'Auteuil, l'écrivain débutait, sous le patronage de Cabanis, d'Andrieux et de Ducis, par un roman sentimental intitulé *Lina*. En 1806, son *Essai sur l'art d'être heureux* réussissait par la sérénité d'une philosophie pratique et souriante, où l'on peut voir les confidences d'une âme tempérée qui a trouvé le bonheur dans le bon sens et la modération de ses désirs. Après avoir concouru, en 1811, pour l'*Éloge de Montaigne*, et mérité l'attention de l'Académie française, il entreprit de concilier les divers systèmes des moralistes dans un livre qui obtint le prix Montyon : (*De la philosophie morale* [1823]. L'année suivante il entrait lui-même à l'Académie, et justifiait ce choix par son *Histoire du règne de Louis XVI* [1839-42,

3 vol. in-8], ouvrage où il veut démontrer que de sages concessions auraient pu prévenir la Révolution et en changer le cours. Ses dernières années furent consacrées à des travaux que recommande l'accent convaincu d'une âme religieuse. Du déisme de Jean-Jacques il passa sans brusque secousse à une foi précise : conversion qui lui inspira les *Pensées sur le christianisme*, et les *Aveux d'un philosophe chrétien*. Il appartenait depuis 1832 à l'Académie des sciences morales. Si son nom ne fit pas beaucoup de bruit dans le grand public, il vécut du moins et mourut en sage. Son optimisme a de l'onction et de la bonhomie, ce qui n'empêcha pas cette épigramme :

> Droz a fait un traité sur le bonheur de l'homme ;
> Aussi, quand l'Institut lui décerne la pomme,
> Il accepte avec joie, et se dit : Oh ! mon Dieu,
> Il faut toujours savoir se contenter de peu.

Parmi ses titres scientifiques, n'oublions pas non plus un *Cours de législation générale*, des *Études sur le beau dans les arts* [1815]; ses *Applications de la morale à la politique* [1825]; et une *Économie politique* [1829].

BALLANCHE (Pierre-Simon) [1776-1847]. Né à Lyon, il commença par diriger un vaste établissement de librairie et d'imprimerie, héritage de sa famille. En 1813, après plusieurs voyages en Italie, il vint se fixer à Paris où l'accueillirent d'illustres amitiés, parmi lesquelles il faut signaler Mme Récamier, Mme de Staël, Chateaubriand, et Joubert. Religieux jusqu'au mysticisme, il débuta, quelques jours avant l'apparition du *Génie du christianisme*, par un livre d'esthétique, *Du sentiment dans ses rapports avec la littérature*, œuvre originale, mais incohérente, que Nodier compare à une ébauche de Michel-Ange [1802]. En 1808, il publia des *Fragments*, composés d'élégies en prose, souvenirs mélancoliques d'une jeunesse maladive et d'une passion malheureuse. En 1815, il symbolisa dans *Antigone* conduisant Œdipe les misères humaines, et la résignation religieuse. Son *Essai sur les institutions sociales* lui fut inspiré en 1818, par le désir de concilier l'autorité

et la liberté, l'origine divine de la société, du langage et du pouvoir avec la loi d'un perfectionnement progressif, qui affranchira l'homme de tous les maux auxquels le condamne l'expiation de la faute primitive. *Le vieillard et le jeune homme* est un entretien sur le passé du monde et sur son avenir [1819]. *L'Homme sans nom* nous représente sous de sombres couleurs les remords d'un régicide. Ici, le mysticisme va jusqu'au fatalisme. Dans ses *Essais de palingénésie sociale,* (renaissance du monde) il démontre que, si tout périt dans l'ordre physique et moral, c'est pour renaître sous une forme meilleure. *Orphée* est le tableau des âges héroïques qui précédèrent l'histoire. La *Vision d'Hébal* évoque les temps antérieurs à la création, et pressent l'avenir de l'humanité. Dans la *Ville des expiations,* il plaide par une fiction toute idéale l'abolition de la peine de mort. Tous ces poëmes ont pour centre l'idée fixe d'embrasser les destinées de la race humaine se réhabilitant de sa déchéance originelle par des vertus morales, à travers une série d'épreuves providentielles Mais ce beau rêve se dégage péniblement des allégories ou des symboles qui enveloppent la pensée sociale et philosophique. Durant toute sa vie, Ballanche oscilla entre le passé et l'avenir, dans de généreuses contemplations où la science de l'érudit et la logique du métaphysicien prennent le ton du poëte et de l'hiérophante. Il entra en 1844 à l'Académie française.

WRONSKY (Hoené) [1778-1833]. Né en Pologne, à Posen, naturalisé français, officier d'artillerie au service de la Russie, il était lieutenant-colonel, quand il vint se fixer à Paris, pour s'y livrer à la culture des sciences, et à des recherches plus ou moins fantastiques. Il prétendait par exemple avoir découvert, un vendredi, à deux heures de l'après-midi, sur le quai de Marseille, l'identité de l'*Objet* et du *Sujet,* de l'esprit et de la matière. Un négociant du Midi, nommé Arson, lui avait acheté 200,000 fr. la vérité absolue, et voulait qu'on la lui livrât. Il s'en suivit un procès. Il publia l'*Introduction à la philosophie des mathématiques* [1811]; la *Philosophie de l'infini* [1814]; la *Philosophie de la technie algorithmétique* [1815]; *le*

Sphinx, journal politique qu'il combattait lui-même dans une autre feuille, pour accorder les contraires ; le Messianisme (1831), où il prétendait réconcilier la philosophie et la religion. C'est un mystique dont la tête ne fut pas solide.

POËTES

Traducteurs.

CLÉMENT (Jean-Marie-Bernard) [1742-1812]. Connu sous le nom de *Clément de Dijon* (lieu de sa naissance), il fut célèbre par l'acrimonie de son caractère. Il avait attaqué Voltaire dans une épître qu'il supposait écrite par Boileau, ce qui lui valut cette riposte :

> Toujours ami des vers, et du diable poussé,
> Au rigoureux Boileau j'écrivis l'an passé ;
> J'ignore si mon style aura pu lui déplaire,
> *Mais il m'a répondu par un plat secrétaire.*

En 1800, il publia une traduction abrégée de la *Jérusalem délivrée*. Il réduisit ses chants de vingt à seize ; et, sous prétexte de supprimer le *clinquant* du Tasse, changea l'or en plomb. Aussi ne réussit-il qu'à faire valoir l'œuvre d'un rival, *Baour-Lormian*, qui fut du moins sensible à la grâce et à l'harmonie de son modèle.

FARIAU DE SAINT-ANGE (Ange-François) [1747-1810]. Né à Blois, il débuta par une ode au roi de Danemark (1768). En 1771, ses premiers essais, des traductions d'Ovide, méritèrent les éloges de La Harpe, et le patronage de Turgot, qui lui fit donner une pension sur l'*Almanach royal*. Employé dans l'intendance militaire, après le 9 Thermidor, puis professeur de belles-lettres à l'École centrale de la rue Saint-Antoine, il devint académicien

du portefeuille de la guerre, en 1813, M. le comte Daru fut un de ces hommes d'État qui concilient le goût des lettres avec de hautes et laborieuses fonctions. Sa traduction d'*Horace* est restée une des plus voisines de l'original, du moins si l'on considère l'esprit et le style. Par une *épître en vers*, il engagea Delille à être plus juste pour la Révolution, à chanter ses pures renommées, et à revenir enfin dans sa patrie. Sa *Cléopédie* ou *Théorie des réputations*, est une satire élégante et spirituelle, d'où nous détacherons ces vers :

Que n'avez-vous paru depuis quelque vingt ans ?
On eût parlé de vous : c'était là le bon temps.
De l'abbé Fontenay la gazette timide,
Grâce à la pension encore plus aride,
A peine en huit grands jours avait pour aliment
Le renvoi d'un ministre, un mot du parlement,
Ou le petit orgueil d'un noble de province,
Traîné pour mille écus par les chevaux du prince.
Mais en revanche alors, le public et Fréron,
Même en vous critiquant, vous auraient fait un nom :
Le public, ennuyé d'une paix éternelle,
Aimait à voir au moins les auteurs en querelle ;
Un petit bavardin griffonné tous les jours
Répandait les bons mots, les vers, les calembours;
Pour ne les pas savoir il n'était pas d'excuses,
Et nous lisions encore les Almanachs des Muses.

TISSOT (Pierre-François) [1768-1854]. Né à Versailles, professeur de poésie latine au Collége de France, membre de l'Académie française en 1833 ; il traduisit en vers les *Bucoliques de Virgile* (1801), et publia des *Études* sur ce poëte (1825-1830), ainsi qu'une *Histoire de la Révolution française* (1833-1836).

AIGNAN (Étienne) [1773-1824]. Né à Beaugency-sur-Loire, élu par l'Académie en 1814, il fit une traduction de l'*Iliade*, où l'on retrouva près de 1,200 vers plus ou moins empruntés à l'un de ses devanciers, Guillaume de Rochefort (1731-1788), membre de l'Académie des inscriptions. Ces larcins le firent surnommer le *Cosaque de l'Institut*. Ajoutons que dans sa préface il avait singulièrement maltraité celui qu'il dépouillait. Il traduisit aussi *le Vicaire de Wakefield*, et composa deux tragédies : *la*

Mort de Louis XVI, imprimée quelques semaines après le régicide, et *Brunehaut ou les Successeurs de Clovis*, 1810.

Bruguières de Sorsum (Antoine-André) [1773-1823]. Né à Marseille, attaché à l'état-major du général Dessoles, il suivit à Cassel le roi Jérôme, qui le créa baron de Sorsum. Il traduisit, sous les auspices de Fontanes, *Sacountala*, les *Poésies* de Southey, *Macbeth*, *Coriolan*, *la Tempête*, et *le Songe d'une nuit d'été*. En 1806, il concourut pour le prix de poésie avec Millevoye et Victorin Fabre, mais n'obtint que l'accessit. Le sujet fut la Mort de La Peyrouse. On y lit ces vers :

Non, d'un ingrat oubli n'accuse point la France;
Elle a sur l'Océan fait voler l'*Espérance*,
Et, des îles de l'Inde au bout de l'univers,
Interrogé pour toi les écueils et les mers.
Deux fois, pour te chercher, les plages antarctiques
Ont vu se déployer nos drapeaux pacifiques;
Mais l'infidèle Écho des bords où tu gémis,
Hélas! n'a pas porté ta voix à tes amis.

Saint-Victor (Jacques-Benjamin-Maximilien Bins de) [1775-1858]. Né à Nantes, royaliste ardent, arrêté en Bretagne, vers la fin de 1813, et détenu jusqu'à la chute de Napoléon, il fut en droit de légitime revanche dans les odes que lui inspirèrent ses haines politiques, et qui parurent en 1814. Mais nous préférons à ces cris de colère sa traduction d'Anacréon. Son modèle lui a porté bonheur ; qu'on en juge par ce fragment :

Tout l'or du roi de Lydie
N'a rien qui touche mon cœur :
Monarques, votre grandeur
Ne me cause point d'envie.
Sur mon front toujours joyeux
Mes doigts enlacent la rose;
D'un parfum délicieux
Avec volupté j'arrose
Et ma barbe et mes cheveux.
Dans ma course passagère,
Le jour qui luit à mes yeux
Est le jour que je préfère;
Car du lendemain les Dieux
Ont voulu faire un mystère.
Tant qu'un soleil pur t'éclaire,

Fête l'Amour et Bacchus;
Crains toujours quelque surprise,
Et qu'Atropos ne te dise :
Cesse tes jeux, ne bois plus.

Girodet illustra ces odes, qui méritaient cet honneur. A cet esprit souple et distingué nous devons aussi un *Tableau de Paris*, *l'Espérance* et *le Voyage du Poëte*.

MOLLEVAUT (Charles-Louis) [1777-1844], né à Nancy, fit un poëme descriptif sur les *Fleurs*, et traduisit en vers *Catulle*, *Tibulle* et *Properce*. De lui est cette pensée :

Qui ne vit que pour soi vit pour bien peu de chose.

Poésie lyrique.

ÉCOUCHARD-LEBRUN surnommé LEBRUN PINDARE (Ponce-Denis) [1729-1807]. Né à Paris, fils d'un valet de chambre du prince de Conti, devenu secrétaire de ses commandements, pensionné par la cour, sous le ministère de M. de Calonne, il chanta successivement Louis XVI, la République et l'Empire. Son caractère ne valut donc pas son talent. Rappelons pourtant qu'il eut l'heureuse pensée de recommander à Voltaire la petite-fille de Corneille, réduite à la misère (1760)). Bien des orages troublèrent son foyer. Il ne put vivre avec sa femme, qui, après quatorze années de mariage, dut se séparer de lui. Ses aptitudes lyriques s'étaient annoncées dès l'âge de douze ans. A peine sorti du collége Mazarin, il concourut, en 1749, pour le prix de poésie. En 1755, il fit paraître une ode sur les *Tremblements de terre* ; il y déplorait la mort du jeune fils de Louis Racine englouti dans le sinistre dont Lisbonne venait d'être victime. Après que le Parlement eut confirmé la sentence du Châtelet qui brisait son mariage, Lebrun lança contre ce tribunal des ïambes intitulés: *Alcée aux juges de Lesbos*. Il devint ensuite le Pindare, ou le Tyrtée officiel de la Convention. Publiées par Ginguené,

ses œuvres se composent d'*Odes*, d'*Élégies*, d'*Épîtres*, d'*Épigrammes*, de *Fables*, des *Veillées du Parnasse*, et d'un *Poëme sur la Nature*. Parmi ses inspirations se distinguent surtout ses strophes à *Voltaire*, en faveur de *Mlle Corneille*, ses Odes sur *l'Enthousiasme*, sur *Buffon*, sur *le Vaisseau le Vengeur*, sur *le Projet de descente en Angleterre*, et sur *l'Athéisme*.

Détachons quelques vers de son ode sur *Dieu* :

Atome d'un instant, poussière fugitive,
Homme né pour la mort, parle : as-tu fait les cieux ?
As-tu dit à la mer : Brise-toi sur la rive ?
As-tu dit au soleil : Marche et luis sous mes yeux ?

Et contre l'Éternel un vermisseau conspire !
Et, rampant dans un coin de ce vaste univers,
L'homme chasserait Dieu du sein de son empire !
Il nommerait sagesse un délire pervers !

L'impie atteste en vain le néant, ou l'absence
D'un Dieu que les remords révèlent aux forfaits ;
Et moi, j'ose attester l'invisible présence
D'un Dieu qu'à l'univers révèlent ses bienfaits.

Rappelons aussi les accents qui terminent l'ode sur *le Vengeur* :

Plus fiers d'une mort infaillible,
Sans peur, sans désespoir, calmes dans leurs combats,
De ces républicains l'âme n'est plus sensible
Qu'à l'ivresse d'un beau trépas.

Près de se voir réduits en poudre,
Ils défendent leurs bords enflammés et sanglants :
Voyez-les défier et la vague et la foudre,
Sous des mâts rompus et brûlants.

Voyez ce drapeau tricolore
Qu'élève, en périssant, leur courage indompté.
Sous le flot qui les couvre, entendez-vous encore
Ce cri : Vive la Liberté !

Ce cri !... c'est en vain qu'il expire,
Étouffé par la mort et par les flots jaloux ;
Sans cesse il revivra répété par ma lyre !
Siècles, il planera sur vous !

CROUZET (Pierre) [1753-1811]. Né à Saint-Waast, en Picardie, professeur, puis principal au collége de Montaigu (1791),

directeur du Prytanée de Saint-Cyr, en 1801, et de l'École militaire de La Flèche, en 1808, enfin proviseur du collége Charlemagne et correspondant de l'Institut en 1809, il composa un poëme sur la *Liberté* (1790), un *Discours en vers sur l'Homme*, et une pièce militaire intitulée *Fortunas*; elle fut jouée au Prytanée, à la distribution des prix. Il y mettait en scène un héros plébéien qui, sous l'Empire, renouvela le trait du chevalier d'Assas. Il y avait là plus de patriotisme que de talent.

THÉVENEAU (Charles-Simon) [1759-1821]. Né à Paris, il se fit une sorte de célébrité par un poëme dithyrambique : *Hercule au mont Œta*. Dussault le prôna très-haut dans ses *Annales littéraires*. Rien n'est pourtant plus commun et plus déclamatoire que cette longue cantate dont la rhétorique artificielle rappelle *Circé* de J.-B. Rousseau. Il fut parfois mieux inspiré dans une épître sur *l'Illusion*. Il suppose que cette déesse offre au malheureux un miroir, devant lequel passent tour à tour le joueur, l'ambitieux, l'usurpateur, le mourant, la coquette, le romantique et le patriote. La pièce se termine par cette comparaison :

Et de l'Illusion admire le pouvoir :
Quand au miroir magique on cessait de se voir,
Des cerveaux ébranlés les fibres élastiques
Y répétaient encor ces scènes fantastiques.
Tel, quand l'airain qui sonne, au silence rendu,
Dans l'air qu'il a frappé repose suspendu,
Ce fidèle élément, d'une aile fugitive,
Transmet les derniers sons à l'oreille attentive.

Ce rimeur vécut en parasite, et mourut misérable.

D'AVRIGNY (Charles-Joseph L'ŒUILLARD) [1760-1823]. Né à la Martinique, il mérita d'être signalé dans le rapport fait sur les *Prix décennaux* (an XII). Nous y lisons : » Le jury a pris en considération un recueil de petits poëmes sous le titre de *Poésies nationales*, par M. d'Avrigny, surtout trois odes, l'une sur la *Campagne d'Autriche*, la seconde sur la *Campagne de Saxe*, ou la *Bataille d'Iéna*, la troisième sur la *Campagne de Prusse*. On y trouve du talent, de l'imagination, des idées heureuses, et beaucoup

de strophes très-bien écrites ; mais la verve, le mouvement, les rapprochements inattendus, et la pompe du style qu'exige le genre lyrique dans les sujets élevés ne s'y montrent pas assez souvent. » Dans son ode sur la *Campagne d'Autriche*, le poëte se souvint d'Eschyle et de la scène où Atossa apparaît à Xerxès pour lui annoncer la ruine prochaine de son armée. Il suppose qu'après Austerlitz, le roi d'Angleterre va dans les caveaux de Westminster consulter sur ses destins Édouard III, le vainqueur de Crécy. On peut citer, dans la *Campagne de Prusse*, les strophes que voici :

Mais déjà s'éveillant dans son palais de glace,
Du fond de ses États que le vainqueur menace,
L'Hiver accourt, le front ceint d'une affreuse nuit :
Les frimas devant lui dévastent la campagne :
    L'ouragan l'accompagne ;
    La famine le suit.

Il vole, et, déployant ses ailes orageuses,
Elève en boulevards cent montagnes neigeuses ;
Le fleuve dans son cours s'arrête suspendu ;
La route disparaît, et l'œil au loin n'embrasse
    Qu'un océan de glace,
    Sur la terre étendu.

Sa tragédie de *Jeanne d'Arc* n'est pas non plus sans mérite. Elle fut jouée au Théâtre-Français, le 4 mai 1819.

Rouget de L'Isle (Joseph) [1760-1836]. Né à Lons-le-Saulnier, officier du génie vers 1789, il tenait garnison à Strasbourg (1792), lorsque, dans le voisinage de nos frontières menacées, il composa, sous l'enthousiasme de l'heure présente, les paroles et la musique de l'hymne impérissable qui anima nos volontaires courant à la défense du pays : ce qui ne l'empêcha pas d'être bientôt incarcéré par la Terreur. On appela ce chant *la Marseillaise*, parce qu'il fut répété par les Marseillais, marchant le 10 août contre les Tuileries. Rouget de l'Isle combattit en Vendée, sous le général Hoche, et fut blessé à Quiberon. L'Empire et la Restauration eurent le tort de l'oublier ; grâce au patronage de Béranger, le gouvernement de Juillet lui

donna la croix, et une pension. Il a laissé cinquante *Odes*, *Idylles* ou *Essais*, et une tragédie lyrique, *Macbeth*.

DESORGUES (Joseph-Théodore) [1764-1808]. Né à Aix, en Provence, bossu par devant et par derrière, comme Ésope et Tyrtée, il fit à la fois des Fables et des Odes. Très-passionné dans ses affections et ses haines, il célébra la République et le Consulat, mais ne pardonna point l'Empire à Bonaparte. On cite de lui ce jeu de mots qui eut alors grand succès. Un jour qu'au café de la Rotonde on lui présentait une glace au citron : « Non, dit-il, je n'aime pas l'*Écorce* (les Corses). » Dénoncé pour ce propos, et coupable d'une chanson dont le refrain était:

> Oui, le grand Napoléon
> Est un caméléon,

il fut enfermé à Charenton où sa tête peu solide acheva de se déranger. On l'avait surnommé le poëte *Désordre*. Sa gibbosité lui valut cette méchante épigramme de Lebrun :

> De l'aveugle fameux notre bossu diffère,
> L'ignorance en vain les confond :
> Le double mont portait Homère
> Et Desorgues sur lui porte le double mont.

il riposta par un trait sanglant que nous avons cité: *Oui, le fléau le plus cruel*... On a de lui : *Rousseau ou l'Enfance* (1793) ; une *Épître sur l'Italie* (1797), un *Chant funèbre sur les guerriers morts à Marengo* (1800), le poëme des *Transtévérines* (1793), et un *Hymne à l'Être suprême*. Cette pièce est réputée son chef-d'œuvre.

BAOUR-LORMIAN (Marie-François) [1770-1854], naquit à Toulouse, et fut reçu à l'Académie, en 1815. Poëte lyrique, il débuta, en 1797, par un *Hommage aux armées françaises* ; il publia son *Ossian* vers 1800, chanta les campagnes d'Italie, fit en 1802 une ode sur le *Rétablissement du culte*, et en 1810, le *Chant nuptial* et les *Fêtes de l'Hymen*. En 1811, il célébra la naissance du Roi de Rome, et ajouta à ses *Poésies Galliques* les *Veillées poétiques et morales*. Traducteur de la *Jérusalem délivrée* et de *Job*, il produisit aussi deux tragédies : *Omasis ou Joseph en Égypte* (1806),

et *Mahomet II* (1811), un roman historique *Duranti* (1828), et deux volumes de *Légendes, Ballades et Fabliaux* (1829). A ses épigrammes très-vives Lebrun répondit par ce trait :

> Rien n'est si lent, si lourd
> Que monsieur Lormian-Baour;
> Rien n'est si lourd, si lent
> Que monsieur Baour-Lormian.

En 1848, lorsque la République voulut lui enlever sa pension, M. de Lamartine défendit éloquemment l'auteur de l'*Hymne au soleil*, qui, depuis longtemps aveugle, ne pouvait plus voir l'astre chanté par sa muse.

BARJAUD (Jean-Baptiste) (1785-1813). Né à Montluçon, il fut tué à la bataille de Leipsick. Il remporta le grand prix dans le concours lyrique en l'honneur de l'*Hymen* et de *la Naissance*, par ses odes sur *Marie-Louise*, et le *Roi de Rome*. Il a laissé un acte en vers, intitulé : *Matinée d'Auguste*.

LEBRUN (Pierre-Antoine) (1785-1873). Ce poëte, dont nous avons esquissé la physionomie, fit représenter *Ulysse*, en 1814, *Pallas, fils d'Évandre*, en 1822, *Marie Stuart*, en 1820, *le Cid d'Andalousie*, en 1825. Il avait partagé le prix de poésie avec M. Saintine, en 1817, pour des vers sur le *Bonheur de l'Étude*. Son *Voyage en Grèce* parut en 1828, l'année même où il fut élu académicien. Nommé, après 1830, administrateur de l'Imprimerie royale, il devint Pair de France, et Sénateur, le 8 mars 1853.

Nota. — L'Empire vit naître des opéras dignes de mémoire, en particulier : *le Triomphe de Trajan*, d'ESMÉNARD, l'*Adrien* et *la Mort d'Abel*, d'HOFFMANN, *la Vestale* et le *Fernand Cortez*, de M. JOUY.

Élégie.

PARNY DE FORGES, (Évariste-Désiré, chevalier DE) (1753-1814). Né à l'île Bourbon, envoyé en France à neuf ans, il songea d'abord à se faire trappiste, mais finit par devenir capitaine de dragons, et accompagna comme aide de camp le gouverneur général des Indes à Pondichéry.

Rappelé par sa famille dans son pays natal, en 1773, il célébra, sous le nom d'Eléonore, une jeune créole dont il s'était épris, et qui fut l'Elvire de sa muse trop épicurienne. Ruiné par la Révolution dont il avait partagé les espérances, il se vit réduit à un modeste emploi dans les bureaux de l'Instruction publique (1795), puis dans les Droits-réunis. Doté par Napoléon d'une pension de 3,000 francs, il était entré à l'Académie en 1803. Ses œuvres sont des *Élégies*, (1778), des lettres mêlées de vers, des *Chansons madécasses*, *les Fleurs*, *la Journée champêtre*, *les Scandinaves*, *Goldam*, *les Voyages de Céline*, des *Poésies mêlées*, *la Guerre des Dieux* (1779), et les épopées des *Rosecroix*, d'*Isnel et Asléga*. Nous ne dirons rien des écarts regrettables de son talent : ils appartiennent à l'histoire des mœurs plus qu'à celle de la littérature, et prouvent combien, vers la fin du Directoire, la Société d'alors avait besoin d'être assainie. Oublions ces scandales pour rappeler seulement que Parny mérita le surnom de *Tibulle français*, par des accents dont la grâce voluptueuse a l'éloquence de la passion. Il eut du naturel et du goût, des instincts de mélodie et de simplicité, une plume délicate et fine, quand il respecta tout ce qui doit être respecté. Nourri à une époque meilleure, il eût été un élégiaque parfait. Son poëme d'*Isnel et Asléga*, (1802), dont la couleur a pâli, offrit pourtant alors avec fraîcheur et nouveauté ces teintes Ossianiques, dont l'imitation fut mise à la mode par Baour-Lormian. Mentionnons ces vers dignes de mémoire :

Son âge échappait à l'enfance.
Riante comme l'innocence,
Elle avait les traits de l'Amour ;
Quelques mois, quelques jours encore,
Dans ce cœur pur et sans détour
Le sentiment allait éclore.
Mais le ciel avait au trépas
Condamné ses jeunes appas.
Au ciel elle a rendu sa vie,
Et doucement s'est endormie,
Sans murmurer contre ses lois ;
Ainsi le sourire s'efface ;
Ainsi meurt sans laisser de trace
Le chant d'un oiseau dans les bois.

TRENEUIL (Joseph) (1763-1818). Né à Cahors, auteur de divers poèmes, *l'Orpheline du Temple*, *la Captivité de Pie VI*, *le Martyre de Louis XVI*. Il obtint, sous l'Empire, un grand succès politique par ses *Tombeaux de Saint-Denis*.

BABOIS (Marguerite-Victoire) (1760-1839). Née à Versailles, nièce de Lebrun, elle cultiva la poésie, sous le patronage de son oncle, de Fontanes et de Joseph Chenier. Elle eut des notes émues d'une douce mélancolie, dans ses *Elegies maternelles* (1805), et ses *Elegies nationales* (1815).

DUFRÉNOY (Adélaïde-Gillette BILLET) (1765-1825). Née à Nantes, mariée, vers l'âge de quinze ans, à un riche procureur au Châtelet, M. Dufrénoy, ruinée par la Révolution qui réduisit son mari à vivre d'une place de greffier dans une petite ville d'Italie, elle subit courageusement cette infortune ; et, devenue veuve, elle publia un recueil d'*Elegies* (1807-1813), que recommandent l'harmonie, le naturel, la passion et l'énergie d'un accent expressif. Quelques-uns même doutèrent qu'une femme fût l'auteur de ces poésies, et ils les attribuèrent à Fontanes. C'était une injuste méprise. Elle s'en plaignit amèrement dans ces vers, adressés à M. Lara, et où elle dit :

> J'ignorais qu'au Parnasse une femme timide
> Nous donne moins d'éclat encor que de travers ;
> J'ignorais que vos sœurs inconséquents et fiers,
> Même en nous admirant, blessent notre gloire,
> Et que l'amour a pour nous
> Nous fait moins d'honneur que quelques jolis vers.

Citons encore la pièce des *Souvenirs* :

> Je les revois ces lieux chers à mon cœur,
> Ces lieux tout pleins de [illegible] que j'adore
> Où s'alluma le feu qui me dévore,
> Où je régnai, et connus le bonheur.
> Je les revois ; seule, veuve, j'adore
> Ce siège du [illegible] où dans de plus beaux jours
> A mes côtés se plaçait toujours.

Voici l'endroit où sa voix si touchante
M'a tant de fois nommée avec transport
Et sa plus chère et sa dernière amante.
C'est là qu'il fut l'arbitre de mon sort...
Moments divins d'un angélique amour !
Qui me rendra vos voluptés si pures?
Qui de mon cœur fermera les blessures?
Bonheur céleste ! as-tu fui sans retour?
Qu'il dura peu ! deux printemps ont à peine
Embaumé l'air du doux parfum des fleurs,
Depuis ce temps de plaisir, de douleurs
Où se forma, se brisa notre chaîne.

Les *Regrets* et les *Fers brisés* ne sont pas d'un ton moins franc et moins ému. En 1814, l'Académie couronna son poëme sur les *Derniers moments de Bayard*. Il se termine ainsi :

Atteint d'un coup mortel, sur l'arène sanglante
Il tombe : tout son camp jette un cri d'épouvante;
Mais lui, dans la mort même incapable d'effroi,
Nomme en tombant son Dieu, sa Patrie et son Roi !
— « Je suis mort, cria-t-il ; mais gardez votre place,
L'ennemi jusqu'au bout ne me verra qu'en face. »
Il dit; et le héros, respirant à moitié,
Sous un arbre voisin avec peine appuyé,
De sa mourante main ressaisissant son glaive,
Après un long effort quelque temps se relève,
Du geste et du regard excite nos soldats ;
Et déchiré, couvert des ombres du trépas,
Son front, que par degrés la douleur décolore,
Tourné vers l'ennemi l'épouvantait encore !

Dubos (Constant) [1768-1844]. Né à Massy, près de Lonjumeau, professeur de rhétorique au Lycée Impérial (aujourd'hui Louis-le-Grand,) de 1810 à 1820, il publia un recueil d'élégies et d'idylles intitulé *les Fleurs* (1809). Il y a là quelques gracieux motifs.

Millevoye (Charles-Hubert) [1788-1816]. Né à Abbeville, voué d'abord au barreau, puis, après la perte de sa fortune, au commerce de la librairie, il fut couronné par l'Académie française pour les pièces intitulées : l'*Indépendance de l'Homme de lettres* (1806), *le Voyageur* (1807), la *Mort de Rotrou* (1811), *Belzunce ou la Peste de Marseille*, la *Bataille d'Austerlitz*, le *Dévouement de Goffin* (1812). Après avoir tenté l'aventure d'un récit épique

dans son conte en vers sur *Emma et Eginhard*, puis dans la *Rançon d'Egill*. Il composa deux grands poèmes, l'un en six chants, *Charlemagne à Pavie*, et l'autre en quatre chants, intitulé *Alfred*. Mentionnons aussi le *Voyage à Varennes*, le *Règne de la Terreur*, et la *Mort de Brunswick*.

Poésie didactique et descriptive.

Lantier (Étienne-François de) (1734-1826). Né à Marseille. Il servit d'abord dans la cavalerie, puis tourna des vers avec une facilité superficielle qui lui valut des succès de salon. La Harpe osa le placer après Voltaire et La Fontaine. Rien ne justifie cet excès de faveur, ni le *Voyage d'Anténor*, faible roman calqué sur l'*Anacharsis* de Barthélemy, ni ses *Contes en vers et en prose* (1782), ni son *Recueil de poésies* (1817). Un jour qu'un de ses amis l'engageait à briguer un fauteuil à l'Académie, il répondit : « J'aime mieux qu'on demande pourquoi je n'y suis pas que pourquoi j'y suis. » Sa vogue fut aussi bruyante que passagère.

Delille (l'abbé Jacques) (1738-1813). Né à Aigueperse, en Limagne. Fils naturel d'un avocat au présidial de Clermont, professeur d'humanités à Amiens et au collège de la Marche. Il dut à ses *Géorgiques* (1769) un fauteuil à l'Académie (1774), et une chaire de poésie latine au Collège de France. En 1784, il visita Constantinople avec M. de Choiseul-Gouffier. Bien vu par la Révolution, il ne publia, durant cette période, qu'un dithyrambe sur l'*Immortalité de l'âme*; on y lisait ces vers :

Ô vous qui de l'Olympe usurpant le tonnerre,
Des éternelles lois renversez les autels,
Lâches oppresseurs de la terre,
Tremblez : vous êtes immortels.

Après la Terreur, il alla passer un an à Saint-Dié, en Lorraine, puis parcourut la Suisse, l'Allemagne et l'Angleterre. Rentré en France (1802), à peu près aveugle,

il se maria, remonta dans sa chaire, et mourut en travaillant au poëme de la *Vieillesse*. Ses œuvres sont, avec les *Géorgiques*, *les Jardins* [1782], *l'Homme des champs* [1800], *la Pitié* [1803], une traduction de l'*Enéide* [1804], et du *Paradis perdu* [1805], *l'Imagination* [1806], *les Trois règnes de la Nature* [1809], *la Conversation* [1812], des *Poésies fugitives*, et une traduction de l'*Essai sur l'Homme*, de Pope [1811].

GUDIN DE LA BRENELLERIE (Paul-Philippe) [1738-1812]. Né à Paris, lié avec Beaumarchais, il publia des *Contes en vers* [1806], et ses *Œuvres complètes* en 7 vol. [1809]. Il fut l'auteur de ce vers sur Henri IV :

> Seul roi de qui le pauvre ait gardé la mémoire.

Barthélemy, dans sa *Némésis*, le transforma ainsi :

> Le seul roi dont le peuple ait gardé la mémoire.

LEGOUVÉ (Gabriel-Marie-Jean-Baptiste) [1764-1813]. Né à Paris, fils d'un avocat distingué, membre de l'Académie française en 1793, il suppléa Delille au collége de France. Ses tragédies sont *la Mort d'Abel* [1792], *Épicharis* [1793], *Étéocle* [1799] et *la Mort d'Henri IV* [1806]. Il a laissé des poëmes didactiques et descriptifs justement estimés, l'*Épître aux femmes* [1795], *la Sépulture*, les *Souvenirs*, *la Mélancolie* [1798] et *le Mérite des femmes* [1801].

NEUFCHATEAU (Nicolas-Louis-François DE) [1750-1828]. Né à Sassay, en Lorraine, fils d'un instituteur primaire, devenu membre de l'Académie française en 1799, il compta parmi les enfants célèbres. Car, à quatorze ans, il méritait par ses premiers essais poétiques les éloges de Voltaire, et le titre d'Académicien, à Lyon, Marseille et Nancy. La ville de Neufchâteau lui donna le droit de porter son nom. Mais bientôt de hauts emplois le disputèrent aux lettres. Après avoir occupé le poste de procureur général à Saint-Domingue, il vint siéger à l'Assemblée législative, comme député, secrétaire et président. Ministre de l'intérieur en 1791, il entra au Directoire, et reprit son portefeuille en 1798. L'administrateur

fut aussi désintéressé que zélé pour les lettres. On lui doit la première exposition de l'industrie [22 septembre 1798]. Sénateur sous l'Empire, il fut alors une sorte de Mécène. Il a laissé, parmi ses ouvrages d'histoire, d'éducation et d'agronomie, des *Poésies lyriques*, les *Fables et Contes en vers*, deux poëmes, l'un en quatre chants sur les *Tropes*, l'autre sur les *Vosges*, analogue à celui d'Haller sur les Alpes, la comédie de *Paméla* qui eut beaucoup de vogue, et un *Discours sur l'art de lire les vers*[1]. En voici un fragment :

Arrête, sot lecteur, dont la triste manie
Détruit de nos accords la savante harmonie :
Arrête, par pitié ! Quel funeste travers,
En dépit d'Apollon, te fait lire des vers ?
Ah ! si ta voix [illegible] ou [illegible] ou détonne,
Ou traîne avec lenteur son fausset monotone ;
Si du feu du génie en nos vers allumé,
N'étincelle jamais ton [illegible] ;
Si ta lecture enfin, [illegible],
Ne dit rien, ne peint rien à mon âme engourdie,
Cesse, ou laisse-moi fuir. Ton regard abattu
Du regard de Méduse a la triste vertu.
L'auditeur qu'ont glacé tes sons et ta présence,
Croit subir le supplice inventé par Mézence ;
C'est un vivant qu'on lie au cadavre d'un mort :
Attentif à ta voix, Phébus même s'endort ;
Sa défaillante main laisse tomber sa lyre.
C'est peu d'aimer les vers, il les faut savoir lire ;
Il faut avoir appris cet art merveilleux
De parler dignement le langage des dieux :
Cet art qui, par les tons des phrases cadencées,
Donne de l'harmonie et du nombre aux pensées :
Cet art de déclamer, dont le charme vainqueur
Assujettit l'oreille et subjugue le cœur.

DECOMBEROUSSE (Benoît-Michel) [1754-1841]. Né à Villeurbanne, près de Lyon, jurisconsulte, et auteur d'une tragédie aujourd'hui introuvable, *la Mort de Michel Lepelletier* (an V), il s'avisa de mettre en vers tout le *Code Napoléon* [1811].

1. Cet art si délicat, M. Legouvé nous l'enseigne aujourd'hui, par la pratique et la théorie, dans ses spirituelles conférences sur l'*Art de la lecture*. Tous ceux qui n'ont pu les entendre ont eu le plaisir de les lire.

CASTEL (Réné-Richard) [1758-1832]. Né à Vire, professeur à Louis-le-Grand, puis inspecteur général de l'Université, il publia en 1797 un poëme en quatre chants sur les *Plantes*; en 1805, la *Forêt de Fontainebleau* et une *Histoire naturelle de Buffon, classée d'après le système de Linnée.* Son style tempéré a de la souplesse et de la précision: témoin ces vers sur la fécondation des plantes :

Au centre de la fleur des colonnes légères
Lancent de leur sommet de fécondes poussières.
Ces atomes subtils sur l'ovaire épandus
Par de secrets canaux jusqu'au fond descendus,
De cellule en cellule à la graine engourdie
Vont porter à la fois la chaleur et la vie.
La corolle bientôt s'effeuille ou se flétrit,
Et l'œil peut déjà voir les prémices du fruit.

Il osait du moins appeler les objets par leur nom : car il proteste ainsi contre la périphrase :

Phébus ne nommait pas sans un tour recherché
Le haricot grimpant à la rame attaché.
La carotte dorée et les bettes vermeilles
En flattant le palais offensaient les oreilles.
Ce temps n'est plus : le chou dont Milan s'applaudit,
Quand sa feuille frisée en pomme s'arrondit,
Sans dégrader les vers ose aujourd'hui paraître
Dans les chants élégants de la muse champêtre.

Il a laissé des *Lettres* qui font aimer son caractère doux et bienveillant.

FONTANES (Louis-Marcellin DE) [1761-1821]. Né à Niort, il était, pendant la Révolution, un des écrivains du *Modérateur*. Membre de l'Institut dès l'année 1795, il fut proscrit comme royaliste au 18 Fructidor. Réfugié en Angleterre, il revint au 18 Brumaire. L'Empire le fit tour à tour professeur au Collége des Quatre-Nations, député au Corps législatif [1804], président de cette assemblée, Grand Maître de l'Université [1808] et sénateur. La Restauration le nomma pair de France et ministre d'État. Il a laissé *la Journée des morts,* imitée de Th. Gray [1796], *les Tombeaux de Saint-Denis* [1817], une traduction de l'*Essai sur l'homme* de Pope [1783-21], des fragments d'un poëme épique, *la Grèce délivrée,* enfin *la Maison*

Je n'ose vous demander si le nouveau ministre qu'on vous envoye est de vôtre goût, si un Duc étranger dans vos États sera un agréable voisin ; je n'entre point dans le conseil des Dieux, et, quand Jupiter a parlé, je m'incline, et je me tais. Vôtre sagesse, s'il y a lieu, saura bien ramener Jupiter aux plans les plus convenables. Il vous loue avec effusion, il rend la plus haute justice à vôtre gouvernement. Il reconnaît en vous une sœur digne de lui, et c'est tout dire. Mon cœur bat de joye quand il fait vôtre éloge. J'ai déjà eu plusieurs fois ce plaisir.

Tandis que tout retentit de vôtre gloire, il y a, de par le monde, un homme bien étrange qui répand les bruits les plus absurdes, se plaint, crie à outrance, écrit à l'Empereur vingt lettres qui, comme de raison, restent sans réponse. Cet homme est M. de Montarby. Il prétend avoir reçu des *révélations épouvantables* de sa femme. Il est venu chez moi. Je l'ai trouvé dans le délire. Il m'accuse presque aujourd'huy d'être entré dans une conjuration contre lui, dont il prétend que vous êtes l'âme. Vous savez avec quelle politesse je me suis toujours conduit pour le frère et la sœur. Je ne vous en ai jamais parlé que pour les recommander à vos bontés. Assurément ils ne sont pas reconnaissants. Tout cela peut vous paraître méprisable. Cependant les cris et la folie sont à un tel comble qu'il faut que vous leur fassiez imposer silence, si vous n'aimez mieux leur fermer la bouche avec de nouveaux bienfaits. Pardon de ce détail, mais il était nécessaire. J'ai bien peu de place pour vous parler de mes sentimens qui ne finiront qu'avec ma vie.

Je suis avec un profond respect, madame, de vôtre Altesse Impériale le très-humble et très-obéissant serviteur,

FONTANES.

27 avril 1806.

BOISJOLIN (Jacques-Marie-François VIEILH DE) [1763-1832]. Né à Alençon, membre du Tribunat, il traduisit *la Forêt de Windsor*, de Pope, et composa pour le premier arbre de la Liberté les vers que voici :

Un trône sous ton ombre empoisonnait ta séve :
Nous renversons le trône, et ton front se relève ;
Enfant de la Montagne, arbre de Liberté,
De climats en climats tu seras transplanté.

Citons encore cette description de la pêche à la ligne

Au retour du printemps, sous une ombre incertaine,
Quand de fraîches vapeurs s'exhalent sur la plaine,
Le pêcheur immobile, attentif et penché,
Tient sa ligne tremblante, et sur l'onde attaché,
Son avide regard semble espérer sa proie
Et du liége qui saute et du roseau qui ploie.
Windsor offre en ses eaux tout un peuple écaillé,
L'anguille au corps glissant et d'argent émaillé ;

De son vêtement d'or la carpe enorgueillie,
La perche à l'œil ardent et de pourpre embellie;
La truite que colore un éclat enflammé,
Et le tyran des eaux, le brochet affamé.

Berchoux (Joseph) [1765-1839]. Né à Saint-Symphorien-de-Lay, en Bresse, cet émule de Brillat-Savarin et de Monselet a publié *les Dieux de l'opéra*, *le Philosophe de Charenton* [1804], une satire contre *Voltaire,* un petit roman, intitulé : *l'Enfant prodigue,* et *l'Art politique,* où il raille les libéraux de son temps. Mais on a oublié toutes ces fantaisies pour ne se souvenir que de la *Gastronomie* [1801], poëme héroï-comique, où il célèbre spirituellement en quatre chants un art français par excellence. Écoutez ses conseils pratiques sur le choix d'un cuisinier :

En formant la maison dont vous avez besoin,
Au choix d'un cuisinier, mettez tout votre soin:
Voilà l'homme important, le serviteur utile
Qui fera fréquenter et chérir votre asile,
Et par qui vous verrez votre nom respecté
Voler de bouche en bouche, à l'envi répété.
Avant qu'il soit à vous, sachez ce qu'il sait faire;
Etudiez ses mœurs, ses goûts, son caractère;
Faites cas de celui qui, fier de son talent,
S'estime votre égal, et, d'un air important,
Auprès de son fourneau que la flamme illumine,
Donne avec dignité des lois dans sa cuisine,
Qui dispose du sort d'un coq ou d'un dindon
Avec l'air d'un sultan qui condamne au cordon.

Que les gourmands n'oublient pas non plus cette recommandation :

Je ne vous tairai rien : si parfois on vous prie
A dîner sans façon et sans cérémonie,
Refusez promptement ce dangereux honneur.
Cette invitation cache un piége trompeur.
Souvenez-vous toujours, dans le cours de la vie,
Qu'un dîner sans façon est une perfidie.

Chaussard (Jean-Baptiste) [1766-1823]. Avocat, républicain tout dévoué aux idées de 89, envoyé en Belgique pour les y propager, membre du Comité de Salut public où il faillit se compromettre en sauvant des victimes de la Terreur, secrétaire général de l'instruction publique,

théophilanthrope ardent, il fut en 1803 nommé par Fourcroy professeur au lycée de Rouen, puis par Fontanes à la Faculté de Nîmes, sans être assujetti à la résidence. Il profita de cette sinécure pour publier une *Traduction d'Horace,* des *Poésies lyriques de Schiller,* et une *Poétique secondaire* en quatre chants, où il traite des genres omis par Boileau. De lui sont ces deux vers :

> Ce pauvre bûcheron, par Boileau corrigé,
> A fait dire aux neuf Sœurs : La Fontaine est vengé.

Salm (Constance de Theis, princesse de). [1767-1845]. Née à Nantes, fille d'un maître des eaux et forêts, qui composa lui-même un recueil de contes intitulé *le Singe de La Fontaine*, elle fut mariée très-jeune à un médecin du roi, M. Pipelet de Leurry ; et, cette union ayant été judiciairement rompue, elle épousa en 1803 le prince de Salm, charmé par son esprit et sa beauté. Elle s'était signalée, dès l'âge de dix-huit ans, par des poésies agréables, entre autres la chanson du *Bouton de rose,* qui eut une grande vogue, et la tragédie lyrique de *Sapho*, jouée au théâtre Louvois. Son drame de *Camille* [1796] fut moins heureux. Il échoua aux Français. Ses cantates, ses dithyrambes, ses discours ou épîtres en vers lui firent une réputation sous l'Empire. On la surnomma la *Muse de la Raison,* ou le *Boileau des femmes*. Plus tard, elle publia un roman, *Vingt-quatre heures d'une femme sensible* [1824], et un poëme, *Mes soixante ans* [1833]. Voici quelques-uns de ses vers :

> Prie et travaille, homme vain, femme altière,
> Riche qu'entoure un pompeux attirail,
> Que reste-t-il à notre heure dernière,
> Hors la prière et les fruits du travail ?
>
> Prie et travaille, ou redoute le blâme ;
> Avec raison enfin on le redit :
> Car la prière est le charme de l'âme,
> Et le travail, le repos de l'esprit.

Colnet, dit Ravel (Charles-Joseph) [1768-1832]. Né à Mondrepuis (Aisne), rédacteur de la *Gazette,* et conservateur des archives judiciaires après 1815, il a publié *l'Ermite de*

Belleville, et un poëme agréable en quatre chants sur *l'Art de dîner en ville, à l'usage des gens de lettres* [1810-13]. Il y donne aux parasites des conseils, dont voici un échantillon :

A de nobles festins veux-tu te maintenir?
Le premier des talents est celui de mentir.
D'un rustre, d'un faquin encense les sottises;
Comme des traits d'esprit vante ses balourdises;
A ses fades bons mots, à ses grossiers lazzis
Accorde pour lui plaire un aimable souris;
Dès qu'il ouvre la bouche, applaudis-le d'avance,
Et, s'il ne parle pas, admire son silence.
De ce manége adroit le succès est certain;
Mondor se rengorgeant t'invite pour demain;
Mais si des préjugés la voix se fait entendre,
Au rôle de flatteur si tu crains de descendre,
Retourne, philosophe, en ton sale grenier,
Avec les rats voisins partage un mets grossier,
Et pour le juste prix de ton noble courage,
Mange avec dignité ton pain et ton fromage,

MICHAUD (Joseph) [1767-1839]. Né à Bourg-en-Bresse, royaliste ardent, réduit à se cacher au lendemain du 10 août 1792, il reprit la plume après la Terreur. Arrêté à Chartres en 1795 et condamné à mort, il dut la vie à son compatriote Giguet, et, pour échapper à la déportation, se réfugia dans les montagnes du Jura. Il reparut en 1799, et ne refusa pas ses *Hommages poétiques* aux fastes de l'Empire. En 1812, il entrait à l'Institut. La Restauration le fit censeur de la presse, membre de l'Académie française [1816], et directeur de *la Quotidienne*. Il est connu pour son *Histoire des croisades* [1811-22], de l'*Empire de Mysore* [1801], des *Cent-Jours* [1815], sa collection des *Mémoires relatifs à l'Histoire de France* [1836], et sa *Correspondance d'Orient* [1833-35]; il publia aussi, en 1803, un poëme descriptif intitulé *le Printemps d'un Proscrit*. En voici quelques vers; il y fait l'éloge du *Souci* :

Souci simple et modeste, à la cour de Cypris,
En vain sur toi la rose obtient toujours le prix,
Ta fleur, moins célébrée, a pour moi plus de charmes;
L'aurore te forma de ses plus douces larmes.
Dédaignant des cités les jardins fastueux,
Tu te plais dans les champs. Ami des malheureux,

Tu portes dans les cœurs la douce rêverie;
Ton éclat plaît toujours à la mélancolie :
Et le sage Indien, pleurant près d'un cercueil,
De tes fraîches couleurs peint ses habits de deuil.

LALANNE [Charles], qui publia en 1802 un poëme intitulé *le Potager*, et en 1805 un autre sur *les Oiseaux de la ferme*, mérite une mention, ne fût-ce que pour avoir appelé un *Chapon*

Ce froid célibataire inhabile au plaisir,
Du luxe de la table infortuné martyr.

Il le représente couvant des petits abandonnés par une poule, et célèbre ainsi ce dévouement :

Il guide sous tes yeux, il couvre de son aile
Ses bienfaiteurs chéris, sa famille nouvelle;
Et même, s'il le faut, courageux défenseur,
Les disputant au bec de l'oiseau ravisseur,
Il retrouve, malgré sa tragique disgrâce,
Quelque étincelle encor de sa première audace.
Mais bientôt, oubliant qu'il fut jadis époux,
Du sexe qu'il remplace il prend ce ton si doux,
Cet accent maternel, ce touchant caractère;
Avec grâce il remplit son nouveau ministère,
S'évertue à glousser, efféminé sa voix.

CHÊNEDOLLÉ (Charles PIOUX DE) [1769-1833]. Né à Vire, il émigra en Hollande et en Allemagne, pendant la Révolution, et rentra en France sous l'Empire. Professeur à Rouen, puis inspecteur de l'Académie de Caen [1212], il devint inspecteur général de l'Université, en 1830. Il publia *l'Invention*, poëme dédié à Klopstock, (Hambourg 1795), *le Génie de l'homme* [1807], l'*Esprit de Rivarol* [1808], et des *Études poétiques* [1820]. Il demanda souvent ses inspirations à Chateaubriand qui disait de lui : « Il va à la maraude dans mes œuvres. »

ESMÉNARD (Joseph-Alphonse) [1770-1816]. Né en Provence, à Pélissanne, élevé à Marseille, chez les Oratoriens, il fit tout jeune encore deux voyages à Saint-Domingue et aux États-Unis. Ce fut le premier éveil de sa vocation poétique. Au retour, il se vit bientôt proscrit par la Révolution (10 août 1792), ce qui lui fut une occasion de visiter

l'Angleterre, la Hollande et l'Allemagne. Il revint en 1797, et entra dans la rédaction de *la Quotidienne*. Mais poursuivi de nouveau comme royaliste, enfermé au Temple, puis banni, il partit pour la Grèce et Constantinople. Après le 18 Brumaire 1799, voyant la cause des Bourbons perdue, il servit l'Empire, et collabora au *Mercure* avec La Harpe et Fontanes. Il fut nommé successivement chef du bureau des théâtres, secrétaire du gouvernement de la Martinique, consul général à l'île Saint-Thomas, censeur, enfin directeur du *Journal des Débats*. A la suite d'une satire contre l'ambassadeur de Russie, Napoléon, qui avait encore intérêt à ménager l'empereur Alexandre, enjoignit à Esménard de quitter la France. Il se retira en Italie, et, quelques mois après, on lui permit de revenir, lorsque près de Fondi, il se brisa le crâne, en se jetant hors de sa voiture entraînée sur une pente rapide vers un précipice [25 juin 1811]. Il avait composé une ode (*l'Oracle du Janicule*) pour le mariage de l'Empereur, et un opéra intitulé *Trajan*. Mais son œuvre principale est un poëme sur la *Navigation*, qui parut en 1805, et fut réduit plus tard de huit chants à six, en 1806. Il y suit les progrès de cet art, depuis son origine jusqu'à nos jours. Clair et correct, son vers est froid et un peu terne. Dans une exposition assez variée se rencontrent pourtant d'heureux épisodes. Voici un passage où il représente les Hollandais conquérant leur patrie sur la mer :

Mais avant que ce peuple inconnu sur les eaux
Du fond de ses marais fît sortir ses vaisseaux,
Et forçât d'admirer sa puissante industrie,
Il lui fallut aux flots disputer sa patrie :
Il fallut que le sol créé par ses efforts
Vît le courroux des mers se briser sur ses bords.
Souvent jusqu'au milieu de ses froids pâturages,
L'Océan mutiné se creusait des rivages.
Le Batave enchaîna ce monstre menaçant :
Des arbustes unis par un lien vivant,
Joignant au fond des eaux leurs flexibles racines,
Et le sable entassé qui s'élève en collines
Entre l'onde agitée et le sol affermi,
Ont fermé la Hollande à son fier ennemi.
Des joncs entrelacés, défiant la tempête,
Repoussent l'Océan qui mugit et s'arrête.

Le voyageur frappé de ces hardis travaux,
Sur sa tête alarmée entend gronder les flots,
Tandis que sous ses pieds l'art trompant la nature.
Fait naître autour de lui les fleurs et la verdure.

CAMPENON (François-Nicolas-Vincent) [1772-1843]. Né à la Guadeloupe, neveu de Léonard, dont les idylles eurent une juste renommée, il s'annonça par des poésies fugitives, puis publia en 1809 *la Maison des champs*, et en 1811 *l'Enfant prodigue*. Il dut à ces titres un siége académique, en 1814; nommé bientôt inspecteur de l'Université, il finit par être secrétaire du cabinet du roi. Il traduisit en vers Horace, et des fragments de poëmes anglais. A la mort de Ducis, Campenon et Michaud se disputèrent son fauteuil, et firent l'un contre l'autre ces épigrammes :

Au fauteuil de Ducis on a porté Michaud.
Ma foi! pour l'y placer, il faut un *ami chaud*.
— Au fauteuil de Ducis aspire Campenon.
A-t-il assez d'esprit pour qu'on l'y *campe? non*.

Épopée.

COUSIN DE GRAINVILLE (Jean-Baptiste-François-Xavier) [1746-1805]. Né au Havre, beau-frère de Bernardin de Saint-Pierre, élève au séminaire de Saint-Sulpice, où Sieyès fut un de ses condisciples, il commença par combattre les doctrines philosophiques dans un discours que couronna l'Académie de Besançon, en 1778. Bien qu'engagé dans les ordres, il fit recevoir au Théâtre-Français une comédie en cinq actes et en vers, *le Jugement de Pâris*. Quand éclata la Révolution, il reprit ses fonctions ecclésiastiques, et alla les exercer à Amiens. Tout en se soumettant à la constitution civile du clergé, il protesta, sous la Terreur, contre le culte de la déesse *Raison*. Décrété d'accusation et menacé de l'échafaud, il ne se sauva qu'en contractant un mariage simulé avec une parente

âgée. Se faisant instituteur, il ouvrit à Amiens une école qui eût prospéré sans la réaction qui suivit le Concordat. L'opinion publique eut la cruauté de ne pas lui pardonner une situation subie sous la pression de la violence. Tous ses élèves désertant, il se vit donc réduit à la misère. Ce fut alors que, prenant la plume, il écrivit en prose son poëme du *Dernier Homme,* dont il avait conçu l'idée, dès l'âge de seize ans. Pour le faire imprimer, il eut recours à Bernardin de Saint-Pierre qui avait épousé sa sœur. L'auteur de *Paul et Virginie* trouva un libraire, mais non un public. A peine quatre ou cinq exemplaires sortirent du magasin. Cette oublieuse indifférence fut pour le malheureux un coup de grâce. Poussé par le désespoir, il quitta sa chétive maison, dans la nuit du 1er février 1805, et alla se jeter dans le canal de la Somme. Peu après, un compatriote de Milton, le chevalier Croft, chercheur infatigable de curiosités littéraires, qui avait lu *le Dernier Homme* par hasard, révéla le premier à la France un poëme qui, bien qu'à l'état d'ébauche, reste une des plus grandioses conceptions de la Muse épique. Ce ne serait pas exagérer que d'en comparer l'effet saisissant aux plus belles scènes du *Paradis perdu* et de la *Messiade.* En 1811, Charles Nodier en publia une édition qui eut grande vogue ; et Creuzé de Lesser, croyant réaliser le vœu de Grainville, mit ce poëme en vers : intention qui eût été excellente si l'exécuteur testamentaire avait été l'auteur de *la Chute d'un Ange.*

PARSEVAL DE GRANDMAISON (François-Auguste) [1759-1814]. Né à Paris, membre de l'Académie en 1811, il publia en 1804 un poëme héroïque, les *Amours épiques.* Il y suppose que, dans les Champs Élysées, Homère, le Tasse, l'Arioste, Milton, Virgile et Camoëns viennent tour à tour chanter devant les bienheureux les amours d'Andromaque et d'Hector, d'Armide et de Renaud, de Médor et d'Angélique, d'Adam et d'Ève, de Didon et d'Énée, des Lusitains et des Néréides. Il y ajoute l'épisode d'Inès de Castro. C'est donc une suite de tableaux détachés, où se rencontrent des descriptions inspirées par l'école de Delille. Son poëme sur *Philippe-Auguste,* où il

n'a pas le soutien d'un modèle antique, est encore plus dénué de poésie. Au lieu de versifier, Parseval eut mieux fait de continuer à cultiver la peinture sous la direction de son premier maître, Suvée, auquel nous devons le portrait d'André Chénier.

MASSON (Charles-François-Philibert) [1762-1807]. Né à Blamont, d'abord horloger à Neufchâtel, puis précepteur en Prusse, il devint major au service de la Russie, et secrétaire du grand-duc Alexandre. Disgracié sous Paul Ier, il rentra en France, où, pour se venger, il publia des *Mémoires secrets* sur la Russie [1800-1802]. Ses aptitudes littéraires s'étaient annoncées déjà dans un roman, *la Nouvelle Astrée*, et un conte moral, *Elmine, ou la Fleur qui ne se flétrit jamais*, composé en 1790, pour la princesse Wilhelmine de Courlande. Mais ses œuvres les plus connues furent une ode sur *la Fondation de la République*, couronnée par l'Institut, le 7 octobre 1801, et une épopée en dix chants, intitulée *les Helvétiens*. Il y chantait la lutte des Suisses contre Charles le Téméraire. En 1810, elle fut distinguée dans le concours des *prix décennaux*. Mais l'auteur était mort en 1807, quelques jours après avoir publié son poëme du *Voyageur, l'un des cinquante-deux poëmes flétris par M. Suard.*

LUCE DE LANCIVAL (Jean-Charles-Julien) [1766-1810]. Né à Saint-Gobin, en Picardie, élève de Louis-le-Grand, lauréat de concours, célèbre par des vers latins, il était à vingt-deux ans professeur de rhétorique au collége de Navarre, lorsque, délaissant l'Université pour l'Église, il devint grand vicaire de Mgr de Noé, évêque de Lescar. Ses sermons firent même un certain bruit, de 1787 à 1790. Mais, deux ans après, il s'aperçut qu'il était plus fait pour le théâtre que pour la vie ecclésiastique, et il composa des tragédies qui ne valurent pas ses homélies: *Mucius Scévola* [1793], *Hormisdas*, *Archibald*, *Fernandez* [1797], *Périandre* [1798], enfin *Hector* [1809] qui reçut bon accueil, grâce à Homère, en dépit d'une imitation artificielle et d'anachronismes maladroits. Après l'institution de l'Université Impériale, il était remonté

dans sa chaire de rhétorique. Une de ses ambitions fut de donner une épopée à la France. Il crut, avec beaucoup d'autres, y avoir réussi dans son poëme d'*Achille à Scyros* [1805]. Le jeune héros y parle ainsi de son maître Chiron :

Chiron qui daigne aussi cultiver ma mémoire,
Aux talents d'un soldat ne borne point ma gloire :
Il m'explique le monde et les ressorts divers
Par qui tout est, se meut, agit dans l'univers.
Des peuples avec lui déroulant les annales,
J'y vois leurs mœurs, leurs lois, leurs discordes fatales,
Leurs succès, leurs revers et leurs chutes; j'apprends,
Mais pour les détester, les noms de leurs tyrans.

Par ces vers on peut juger du reste : c'est une inconsciente parodie de l'antique. Mais, au lieu d'exhumer une œuvre morte, disons que, chez Luce de Lancival, le professeur racheta les torts du poëte. Il fut le maître de M. Villemain, et eut l'honneur d'être suppléé par lui, lorsqu'au lendemain d'un banquet universitaire terminé tristement par une chute dont les suites furent mortelles, Luce de Lancival vit approcher sa fin. Avant de rendre le dernier soupir, il reçut une médaille d'or pour un *Discours latin* dont l'occasion avait été le mariage de Napoléon avec Marie-Louise.

Dorion (Claude-Auguste) [1770-1829]. Né à Nantes, il composa deux épopées, *Palmyre conquise*, et *la Bataille d'Hastings* [1806].

Creuzé de Lesser (Auguste-François, baron) [1771-1839]. Né à Paris, devenu préfet de la Charente et de l'Hérault, il fut un des infatigables littérateurs de l'époque impériale, et s'exerça sur les sujets les plus variés. Il publia un recueil de pièces lyriques intitulées *Odéides sur Héloïse, la Terreur*, une imitation du *Romancero espagnol*, plusieurs romans, entre autres *les Annales d'une famille pendant dix-huit cents ans*, une paraphrase en vers du *Dernier Homme* de Grainville, un poëme inédit sur la *Mythologie* ancienne, de nombreuses études critiques, et de jolies fables traduites en provençal par Hyacinthe Morel. Il se fit aussi un nom au théâtre par deux opéras-comiques, *Monsieur Deschalumeaux*, et *le*

Nouveau Seigneur du village, que Boïeldieu mit en musique. Il composa encore des comédies dont les plus agréables sont *la Manie de l'indépendance*, et *le Secret du ménage*, où nous voyons un mari ennuyé, qui, sur le point de délaisser sa femme, Mme d'Orbeuil, pour une cousine, Mme d'Ercourt, est ramené à ses devoirs par un manége de coquetterie fort ingénieuse. Le titre le plus considérable de l'écrivain est encore son grand poëme de cinquante mille vers sur la *Chevalerie*. Il se divise en trois parties : *Amadis*, *Roland* et *les Chevaliers de la Table Ronde*. Il y mélange avec esprit le plaisant au sérieux ; et, tout en essayant d'y peindre les mœurs d'autrefois, il remet en honneur les légendes de notre antiquité nationale. Son vers preste et leste se souvient de Voltaire. On y voudrait seulement une ironie moins cavalière, et une expression plus relevée.

Lemercier (Népomucène-Louis) [1772-1840]. Né à Paris, il fut reçu à l'Académie en 1820. Bornons-nous à énumérer ses principales œuvres : au théâtre, *Agamemnon* [1797], *Ophis* [1798], *la Démence de Charles VI* [1820], *Frédégonde et Brunehaut* [1821], *Isule et Orovèse*, *Charlemagne* ; les comédies de *Pinto* [1800], *Plaute*, *Christophe Colomb* [1809], et *la Journée des Dupes* reprise en 1835. Dans l'épopée, il compte *l'Atlantiade* ou la *Théogonie newtonnienne*, en six chants, *la Méroveïde*, *Moïse*, *Homère* et *Alexandre*, en quatre chants, *les Trois Fanatiques*, *les Quatre Métamorphoses*, *les Ages français* et la *Panhypocrisiade* [1817]. Il fit aussi paraître, dans la même année, un *Cours analytique de littérature*, en 3 vol. in-8.

Bonaparte (Lucien), prince de Canino [1775-1840]. Né à Ajaccio, frère de Napoléon Ier, d'abord attaché à l'intendance militaire, puis membre du conseil des Cinq-Cents en 1795, il le présidait au 18 Brumaire ; et, par le sang-froid d'une parole éloquente, il contribua plus que personne au succès de ce coup d'État. Ministre de l'intérieur [1799], mais disgracié pour ses saillies d'indépendance, il fut envoyé comme ambassadeur en Espagne, où il rétablit l'influence française. Marié contre le gré

de son frère à la veuve d'un agent de change, Mme Jouberthon, il dut se retirer à Rome, près du pape Pie VII, dont il s'était concilié l'amitié dans les affaires du Concordat. Après s'être fixé près de Viterbe dans sa terre de Canino érigée en principauté par le Saint-Père, il s'embarqua pour l'Amérique en 1810, mais fut pris par les Anglais qui le retinrent prisonnier jusqu'en 1814. Durant les Cent-Jours, il présida le Sénat, et fut un des premiers à proposer l'abdication de l'Empereur en faveur du Roi de Rome. Après la chute de la dynastie, il retourna en Italie où il vécut dans une condition privée. Parmi les frères de Napoléon, il est le seul qui ne se soit pas assis sur un trône. La Restauration l'exclut de l'Académie, où il était entré en 1803. Il laissa un roman, *Stellina* [1799], deux épopées, *la Cyrnéide* ou *la Corse sauvée* [1819], et *Charlemagne ou l'Église délivrée*. Dans ce poëme correct, mais très-froid, il avait préféré à l'usage continu de l'alexandrin des stances de dix vers terminées par un octosyllabe. Son principal titre au souvenir de la postérité est d'avoir été le protecteur de Béranger, dont il devina le génie, et auquel il abandonna sa pension de l'Institut.

VIENNET (Jean-Pons-Guillaume) [1777-1868]. Né à Béziers, lieutenant d'artillerie de marine en 1796, pris par les Anglais qui le gardèrent huit mois sur les pontons de Plymouth, il fit, sous l'Empire, la campagne de Saxe [1813], fut décoré de la main de l'Empereur à Lutzen; et, de nouveau prisonnier à Leipsick, il ne revint en France qu'avec les Bourbons. Pendant les Cent-Jours, il leur resta fidèle, et refusa de voter l'acte additionnel aux constitutions de l'Empire. Nous ne le suivrons pas au-delà de cette date, dans une carrière fort longue. Ce fut surtout pendant la Restauration, et après 1830, que sa verve narquoise, voltairienne et classique prit ses ébats en tous sens, avec une ardeur qui lui venait sans doute de sa profession première autant que du tempérament. Mais l'Empire eut pourtant les prémices de sa plume intarissable. Il paraît qu'il dut alors la vie au manuscrit d'*Arbogaste* qui arrêta une balle au passage, dans une de ces batailles où il payait bravement de sa personne. Cette

tragédie ne soutint pas aussi heureusement le feu de la rampe. Car elle et une autre, *Clovis*, succombèrent dès le premier jour, ce qui n'empêcha pas l'auteur malheureux, mais intrépide, de récidiver avec *Alexandre, Achille, Sigismond de Bourgogne*, et *les Péruviens*. Du reste, ses ambitions se tournèrent surtout vers l'épopée. Sans parler de *la Franciade* qui ne parut qu'en 1863, il publia, en 1808, *l'Austerlide*, et un poëme sur *Marengo*. Il composait en même temps *le Siége de Damas*, et *la Philippide*, poëme héroï-comique, en vingt-six chants, commencé en 1803. Il y embrasse la lutte de la France et de l'Angleterre sous Philippe-Auguste, l'interdit provoqué par son mariage avec Agnès de Méranie, la croisade des Albigeois, et les guerres civiles qui précédèrent la grande charte octroyée par le roi Jean. Il mène son récit jusqu'à la bataille de Bouvines. Il y a là des courants de gaieté gauloise qui dérident la gravité de l'histoire.

Denne-Baron (Pierre-Jacques-René) [1780-1854.] Né à Paris, humaniste très-versé dans les lettres grecques et latines, il débuta, en 1706, par un poëme en quatre chants sur *Héro et Léandre*. Dans ce sujet, traité au quatrième siècle de notre ère par Musée le grammairien, il altère la simplicité de la légende, abuse des dialogues, et s'égare en digressions ; mais sa plume a de l'élégance, et quelques heureux motifs. Citons ces vers qui terminent l'œuvre :

L'Aurore qui parut sous des nuages sombres
Ne semble qu'à regret éclairer ces horreurs ;
Quand Éole eut des vents apaisé les fureurs,
Du sommet de la tour, Héro, pâle, éperdue,
Sur la plaine des mers porte sa triste vue.
A Neptune ses cris demandent son amant :
Il le rendit, hélas ! mais déchiré, sanglant,
Lentement par la vague apporté sur l'arène.

A cette épopée nous préférons sa traduction de *Properce*; il mit aussi en vers le *Corsaire* de Byron, et pressentit l'École romantique.

Roux de Rochelle fit paraître, en 1816, un poëme en six chants, intitulé *les Trois Ages*. Il y représente la civilisa-

tion grecque par les jeux olympiques, celle des Romains par les combats du cirque, celle des temps modernes par les tournois et la chevalerie.

D'Arlincourt (Victor, vicomte) [1789-1856]. Né au château de Mérautres (Seine-et-Oise), il obtint, sous la Restauration, une renommée très-retentissante par des romans d'un style ampoulé jusqu'au ridicule. Les plus connus furent *Ipsiboé, le Rénégat* et surtout *le Solitaire*, qui fut traduit en plusieurs langues. Il est vrai qu'il faisait, dit-on, exécuter ces versions à ses frais. *Les Écorcheurs*, et le *Brasseur-roi*, d'une date plus récente [1833-35] ont eu leur moment de célébrité. Il tenta aussi la fortune du théâtre; *le Siége de Paris* [1827] fut un de ses échecs. Il avait la manie de parsemer ses alexandrins de calembours. En voici quelques-uns :

On m'appelle *à régner*.
J'habite la montagne, et j'aime *à la vallée*.
Mon père, en ma prison, seul *à manger m'apporte*.

Ses débuts datèrent de l'Empire. Car si sa *Caroléide* parut seulement en 1818, elle fut composée en 1806, comme nous l'apprend sa préface, et comme le confirment de nombreuses allusions faites à l'Empereur. Cette épopée en vingt-quatre chants ne se distingue ni par l'invention, ni par la facture. Sous ses fausses couleurs il y eut un certain mouvement turbulent qui simule la verve; quelques situations romanesques ont une apparence d'originalité.

Chanson.

Laujon (Pierre) [1727-1811]. Né à Paris, il débuta par une pastorale : *Daphnis et Chloé*, imitée de Longus, et fut secrétaire du comte de Clermont, puis du prince de Condé. La Révolution le réduisit à l'indigence, sans lui ravir sa

gaieté. Chansonnier et vaudevilliste, il fut admis en 1807 à l'Académie, et publia ses *Œuvres choisies*, en 1809. Désaugiers lui a dédié ses chansons. La Harpe le juge ainsi : « Il passa toute sa vie à composer de petites fêtes pour de grands princes, et à faire de petits vers dans les grandes occasions. » Il inspira ce quatrain :

Il vécut probe et sans envie,
Content des muses et du sort ;
Il fit chanter pendant sa vie,
Il fait pleurer après sa mort.

Piis (Antoine-Pierre-Augustin de) [1755-1832]. Né à Paris, chansonnier et auteur dramatique, fondateur du Vaudeville [1792], et d'une société littéraire, *le Portique*, où nul membre de l'Institut n'était admis, il ne cessa pas de frapper inutilement à la porte de l'Académie française. Il avait fait jouer un très-grand nombre de pièces. Il publia en 1788 un poëme sur l'*Harmonie imitative de la langue française*. Caractérisant les différentes lettres, il y disait :

A l'aspect du Très-Haut, sitôt qu'Adam parla,
Ce fut apparemment l'A qu'il articula.

Ses *Œuvres choisies* comprennent quatre volumes qui parurent en 1811. Secrétaire général de la préfecture de police de 1800 à 1815, il écrivit des *Mémoires* qui sont restés inédits.

Ségur (Alexandre, vicomte de) [1756-1805]. Frère du célèbre historien Louis-Philippe comte de Ségur, il a publié, avec les *Mémoires* de Besenval, des chansons agréables, dont voici un échantillon :

A voyager passant sa vie,
Certain vieillard nommé le Temps,
Près d'un fleuve arrive, et s'écrie :
Ayez pitié de mes vieux ans.
Hé ! quoi ! sur ces bords on m'oublie,
Moi qui compte tous les instants !
Mes bons amis, je vous supplie
Venez, venez passer le Temps.

De l'autre côté, sur la plage,
Plus d'une fille regardait,
Et voulait aider son passage
Sur un bateau qu'Amour guidait;
Mais une d'elles, bien plus sage,
Leur répétait ces mots prudents :
Ah! souvent on a fait naufrage
En cherchant à passer le Temps,

L'Amour gaiment pousse au rivage :
Il aborde tout près du Temps,
Il lui propose le voyage,
L'embarque, et s'abandonne aux vents.
Agitant les rames légères,
Il dit et redit dans ses chants :
Vous voyez bien, jeunes bergères,
Que l'Amour fait passer le Temps,

Mais tout à coup l'Amour se lasse :
Ce fut toujours là son défaut.
Le Temps prend la rame à sa place,
Et lui dit : Quoi! céder si tôt?
Pauvre enfant! quelle est ta faiblesse!
Tu dors, et je chante à mon tour
Ce vieux refrain de la Sagesse :
Ah! le Temps fait passer l'Amour.

Désaugiers (Marc-Antoine-Madeleine) [1772-1827]. Né à Fréjus, fils d'un compositeur qui, ami de Gluck et de Sacchini, se fit connaître par des opérettes, (*les Jumeaux de Bergame, les Deux Sylphes, Florine*, etc.), il eut pour maître le critique Geoffroy. On le destinait à l'Église; mais sa vocation alla vers le théâtre. Il s'était essayé déjà sur la scène, lorsque, sous la Terreur, il quitta la France avec sa sœur qui venait d'épouser un colon de Saint-Domingue. C'était tomber d'une révolution dans une autre; car il débarqua vers l'époque où éclatait la révolte des noirs. Obligé de la combattre, fait prisonnier, et condamné à mort, il allait être fusillé quand les insurgés eurent un accès de pitié qui lui sauva la vie. Ils se contentèrent de l'emprisonner; mais s'évadent il réussit à prendre passage sur un navire anglais qui partait pour les États-Unis. Durant la traversée, on le crut atteint de la fièvre jaune, et le capitaine, par crainte de la contagion, le déposa plus mort que vif à New-York, où il se trouva

sans autre ressource que la compassion d'une dame charitable qui voulut bien le recueillir. Parmi tant d'épreuves, sa gaieté ne l'abandonna pas; et, de retour à Paris, en 1797, il revint joyeusement à sa muse légère. Ralliant tout un groupe d'épicuriens et de bons vivants, hommes d'esprit, il fonda le *Caveau moderne*, où figura bientôt Béranger. En 1815, il fut nommé directeur du Vaudeville. Il avait improvisé plus de cent petites pièces de théâtre, dont plusieurs eurent une vogue prodigieuse. Il fit jouer, entre autres, aux Français, *l'Heureuse Gageure, l'Hôtel garni, les Deux Voisines*, et aux Variétés, *M. Lagobe ou un Tour de carnaval, M. Vautour, Jocrisse aux enfers, Je fais mes farces, le Jeune Werther*, et *les Petites Danaïdes*. Gentil avait été l'un de ses collaborateurs. Il mourut des suites d'une maladie qu'il chansonna, lorsqu'il eut perdu tout espoir de guérison. Bachiques, grivoises, anecdotiques et satiriques, ses chansons se distinguent par des descriptions spirituelles et la peinture des mœurs ou des ridicules particuliers à chaque catégorie sociale. Plusieurs de ces fantaisies vivent encore dans la mémoire populaire. On n'a point oublié *Monsieur et Madame Denis*, les *Pots-pourris de Cadet Buteux, l'Épicurien, Ma Fortune est faite*, le *Portrait de Margot*, et la parodie de la *Vestale*. Citons ce motif philosophique sur *Jean qui pleure* et *Jean qui rit* :

Il est deux Jean dans ce bas monde,
Différents d'humeur et de goût;
L'un toujours pleure, fronde, gronde,
L'un [illegible]it partout et de tout.
L'autre [illegible]is, en moins d'une heure,
Or, mes am[illegible] l'on ait de l'esprit,
Pour peu que
On conçoit bien que Jean qui pleure
N'est pas si gai que Jean qui rit!

Jean-Jacques gronde en démène
Contre les hommes et les mœurs;
La gaîté de Jean La Font[illegible]
Épure et pénètre les cœurs
L'un avec ses grands mots [illegible]s leurre,
De l'autre un rat nous conve[illegible]:
Nargue, morbleu! du Jean q[illegible]leure;
Vive à jamais le Jean qui rit!

Auprès d'un vieux millionnaire,
Qui va dicter son testament,
Le Jean qui rit est en arrière,
Le Jean qui pleure est en avant.
Jusqu'à ce que le vieillard meure,
Il reste au chevet de son lit :
Est-il mort? adieu Jean qui pleure;
On ne voit plus que Jean qui rit.

Voici encore une assez vive esquisse du Paris d'autrefois :

Hôtels brillants, places immenses,
Quartiers obscurs et mal pavés ;
Misère, excessives dépenses,
Enfants perdus, enfants trouvés,
Force hôpitaux, force spectacles,
Belles promesses sans effets,
Grands projets,
Grands échecs,
Grands succès,
Des platitudes, des miracles,
Des bals, des jeux, des pleurs, des cris,
Voilà Paris.

GOUFFÉ (Armand) [1775-1845]. Né à Paris, sous-chef au ministère des finances, il fut un des fondateurs du *Caveau moderne*. Il publia *Ballon d'essai* [1802], *Ballons perdus*, *Encore un ballon*, *le Dernier Ballon* (1812), *l'Ophicléide* (1827). Il a de la gaieté, même dans sa chanson du *Corbillard*, dont voici deux couplets :

Que j'aime à voir un corbillard!
Ce début vous étonne :
Mais il faut partir tôt ou tard;
Le sort ainsi l'ordonne.
Et, loin de craindre l'avenir,
Moi, dans cette aventure,
Je n'aperçois que le plaisir
De partir en voiture.

Le riche en mourant perd son bien :
Moi, je vois tout en rose ;
Je n'ai rien, je ne perdrai rien :
C'est toujours quelque chose.
Je me dirai : D'un parvenu
Je n'ai pas la tournure;
Pourtant à pied je suis venu,
Et je pars en voiture.

C'est lui qui a donné des ailes au refrain si connu : *Plus on est de fous, plus on rit.*

BÉRANGER (Pierre-Jean DE) [1780-1857]. Sans résumer ici la biographie d'un poëte qui appartient à une autre période, indiquons pourtant ses débuts, car ils datèrent de l'Empire. Vers la fin de 1803, après s'être essayé dans l'idylle, la comédie, le dithyrambe, la tragédie et même le poëme épique (*Clovis*), il dut ses premières ressources au patronage de Lucien Bonaparte qui lui abandonna sa pension de l'Institut. On sait aussi que l'appui de M. Arnault lui valut une place de commis expéditionnaire dans les bureaux de l'Université, où il resta douze ans. Une fois casé, la chanson le gagna peu à peu. *Les Gueux* et *les Infidélités de Lisette,* petits chefs-d'œuvre de rhythme et de verve, sont de 1812. Reçu au Caveau en 1813, et condamné à sa part d'écot, il publia vers ce temps *la Bacchante, la Grande Orgie, le Sénateur, le Roi d'Yvetot, Roger Bontemps* et *le Vieux Célibataire.* Les *Réflexions morales et politiques d'un marchand d'habits de la capitale* lui furent inspirées, en 1814, par la première Restauration. Nous y lisons ces hardiesses :

De m'enrichir j'ai l'assurance;
L'on fêtera toujours en France,
En ville, au théâtre, à la cour,
L'habit du jour.
Gens vêtus d'or et d'écarlate,
Pendant un mois chacun vous flatte;
Puis à vos portes nous allons.
Vieux habits! vieux galons!

Détachons aussi un couplet de la chanson qui signala son entrée au Caveau :

Au Caveau je n'osais frapper;
Des méchants m'avaient su tromper :
C'est presque un cercle académique,
Me disait maint esprit caustique :
Mais que vois-je? de bons amis,
Que rassemble un couvert bien mis.
Asseyez-vous, me dit la compagnie;
Non, ce n'est point comme à l'Académie,
Ce n'est point comme à l'Académie.

Enfin, n'oublions pas l'immense applaudissement qui

accueillit, en 1815, *le Dieu des bonnes gens*, dont voici une strophe :

Un conquérant dans sa fortune altière
Se fit un jeu des sceptres et des lois,
Et de ses pieds on peut voir la poussière
Empreinte encor sur le bandeau des rois.
Vous rampiez tous, ô rois qu'on déifie !
Moi, pour braver des maîtres exigeants,
Le verre en main, gaîment je me confie
Au Dieu des bonnes gens.

Ce jour-là, le poëte était déjà un maître.

Brazier (Nicolas) [1783-1838]. Né à Paris, fils d'un instituteur, membre du Caveau, collaborateur de Carmouche, Dartois, Dumersan, Mélesville, Merle, Ourry, Désaugiers, Rougemont et Théaulon, il composa une centaine de Vaudevilles dont les plus gais sont *le Ci-devant jeune homme, le Coin de rue, Préville et Taconnet, la Carte à payer, le Savetier et le Financier, la Croix d'or*. Il a laissé des chansons, *Souvenirs de dix ans*, recueil qui contient une pièce inspirée par la naissance du duc de Bordeaux; or tous les refrains avaient déjà servi à célébrer celle du Roi de Rome. Louis XVIII prit la chose en riant, et nomma l'auteur Bibliothécaire du Château.

Le Caveau fut un nom porté par plusieurs sociétés gastronomiques et littéraires de Paris. La première, fondée dans le xviiie siècle par Piron, Collé, Crébillon fils et Gallet, compta parmi ses membres Fuzelier, Saurin, Sallé, Duclos, Labruère, Gentil-Bernard, Moncrif, Helvétius, Lanoue, le peintre Boucher, le musicien Rameau, etc. Elle se réunissait à l'établissement du *Caveau*, chez Landelle, au carrefour Buci, et dura de 1729 à 1739. — Dans la deuxième confrérie figurèrent Marmontel, Boissy, Suard et Laujon. Elle eut pour amphitryon, depuis 1759, le fermier général Pelletier. — La troisième, qui institua les *Dîners du Vaudeville* en 1796, comprit Barré, Radet, Desfontaines, Piis, les deux Ségur, Dupaty, Deschamps, Laujon, Philippon de la Madeleine, Goulard et Gouffé. De ces réunions closes le 2 nivôse an X, sortirent 9 petits volumes, dont un choix fut publié en 2 vol. in-18. — La quatrième association [1806-1817] se recruta des noms

suivants : A. Gouffé, Capelle, Dupaty, Piis, Ségur aîné, Philippon de la Madeleine, Brazier, Ducray-Duminil, Cadet-Gassicourt, Grimod de La Reynière, Désaugiers, Laujon, Béranger, Jouy, Salverte, Théaulon. Elle s'adjoignit des musiciens, Duvernoy, Mozin, Doche, Piccini, Lafont et Romagnesi, pour composer les airs de ses couplets chantés au *Rocher de Cancale*, rue Montorgueil. Son recueil forme un ensemble de 11 vol. in-18. En 1813, une succursale du Caveau, sous le nom de *Soupers de Momus*, fut instituée par Dusaulchoy, Fréd. de Courcy, Dartois, Jouslin de La Salle, Gensoul, Martainville et Carmouche. Elle ne se ferma qu'en 1828, et produisit 15 vol. in-18.

Fable.

GUICHARD (Jean-François) [1731-1811]. Né à Chartrette, près Melun, émule de Piron, il publia, en 1802, huit livres de fables, qui justifient ces vers où il disait de La Fontaine :

Dans la fable et le conte, il n'eut point de rivaux ;
Il peignit la nature, et garda ses pinceaux.

De ce recueil citons pourtant cet échantillon :

Un babillard d'épi sec, allongé, sans grain,
Voisin d'un bien touffu, lui disait : « Camarade,
Dieux ! comme vous penchez ! seriez-vous donc malade ?
— Malade, moi ? non, c'est que je suis plein. »
Avec le sens commun ainsi toujours en guerre
Le sot, vide, léger, porte sa tête au vent :
Tandis que le savant,
Rempli, baisse la sienne, et regarde la terre.

On a retenu cette épigramme qu'il lança contre l'acteur Clairval, ancien perruquier :

Cet acteur minaudier, et ce chanteur sans voix
Écorche les auteurs qu'il rasait autrefois.

BOISARD (Jean-Jacques-François-Marie) [1743-1831]. Né à Caen, secrétaire du comte de Provence avant la Révo-

lution, il fut peintre et fabuliste. Voici un de ses *Mille et un Apologues*. Il est intitulé *le Chêne et le Vent* :

De mes rameaux brisés la vallée est couverte,
Disait au vent du Nord le chêne du coteau.
Dans ton courroux, barbare, as-tu juré ma perte,
Tandis que je te vois caresser le roseau?
— J'ai juré, dit le vent, d'abattre le superbe,
Qui me résiste, ainsi que toi;
Et je laisse en paix le brin d'herbe,
Qui se prosterne devant moi.
Tâche de désarmer ma haine,
Ou j'achève à l'instant de te déraciner.
— Je puis tomber, reprit le chêne :
Je ne saurais me prosterner.

DUTRAMBLAY (Antoine-Pierre) [1745-1818]. Né à Paris, directeur général de la caisse d'amortissement, il laissa un volume de fables, dont on jugera par celle-ci :

Contre sa pauvre chèvre une vieille mégère
Exhalait ainsi son courroux :
« Ton lait hier était si doux!
Aujourd'hui, maudite laitière,
D'où lui peut venir tant d'aigreur?
— Prenez-vous-en, dit-elle, à votre humeur :
Pour mon chevreau j'ai craint votre colère,
J'en tremble encore en ce moment :
Une menace à son enfant
Trouble tout le sang d'une mère. »

GINGUENÉ (Pierre-Louis) [1748-1815]. Né à Rennes, membre de l'Institut en 1795, de l'Académie en 1803, érudit et métaphysicien, rédacteur de la *Décade philosophique*, auteur d'une *Histoire littéraire de l'Italie*, et d'un poëme intitulé : *Confession de Zulmé*, il publia, en 1810, un recueil de fables, qui parurent assez hardies pour le temps. Dans une de ces pièces, intitulée *la Machine hydraulique et l'eau*, il plaida pourtant la cause du pouvoir absolu.

OLIVEAU DE SEGRAIS (Marie-Madeleine) [1756-1830]. Femme-poëte, née à Bar-sur-Aube, elle composa le poëme de *Suzanne*, et des *Fables* en 1802. En voici une dont le titre est *l'Aigle et le Ver* :

L'aigle disait au ver, sur un arbre attrapé :
« Pour t'élever si haut, qu'as-tu fait? — J'ai rampé. »

Le Bailly (Antoine-François) [1756-1832]. Né à Caen, auteur de quelques opéras, il se fit surtout connaître par un recueil de fables [1784-1813] auquel nous empruntons celle-ci, *la Rose et le Buisson* :

Une rose croissait à l'ombre d'un buisson;
Et cette rose un peu coquette,
Ne s'accommodait point à son humble retraite;
C'était même, à l'entendre, une horrible prison.
Son gardien lui disait : « Patience, ma chère;
Profite de mon ombre : elle t'est salutaire.
C'est peu que du midi je t'épargne les feux;
Grâce à mes dards épineux,
Des animaux rongeurs tu ne crains nul outrage :
Je te défends encor des vents et de l'orage.
Chéris donc ton asile obscur;
Il n'est pas beau, mais il est sûr. »
— La rose est indignée, elle ne veut rien croire.
« Vivre ainsi, c'est vieillir sans gloire. »
Un bûcheron paraît : « Accours, dit-elle, ami!
Sois mon libérateur; fais tomber sous la hache
Ce vilain buisson qui me cache. »
Le manant empressé n'en fait pas à demi;
Il abat le buisson : partant plus de tutelle.
La rose de s'en réjouir :
Elle va donc s'épanouir,
Charmer tous les regards, attirer autour d'elle
Le folâtre essaim des zéphyrs :
Rose, on va l'appeler des roses la plus belle;
O fortuné destin! ô comble de plaisirs!
Tandis que la jeune orgueilleuse
Rêve ainsi le bonheur, et vit d'enchantement,
Voilà qu'une chenille affreuse
A découvert sa tige, y grimpe lentement,
Puis sur son bouton frais se traîne insolemment.
Un escargot, plus vil encore,
Vient souiller ses appas naissants.
Le soleil, à son tour, de ses rayons ardents
La frappe : elle se décolore,
Dans le chagrin qui la dévore,
Elle songe au buisson; mais, regrets superflus!
Ce doux abri n'existe plus.
Qu'arrive-t-il enfin? La rose
Se fane, tombe, meurt, hélas! à peine éclose!

Arnault (Antoine-Vincent) [1766-1834]. Né à Paris, secrétaire perpétuel de l'Académie, où il entra en 1799, exclu en 1816, réintégré en 1829, il avait été sous l'Empire gouverneur des Iles Ioniennes, puis secrétaire-général et

conseiller de l'Université. Ses pièces de théâtre furent *Marius à Minturnes* [1791], *Lucrèce* [1792], *Phrosine et Mélidor* [1793], *Oscar, fils d'Ossian* [1796], *les Vénitiens* [1797], *et Germanicus*. Outre un drame, *Don Pèdre ou le Roi et le Laboureur*, des *Opéras*, une *Vie de Napoléon* [1822], et les *Souvenirs d'un sexagénaire* [1833], il composa des *Fables* [1812-1816], dont la verve satirique est remarquable. En voici quelques-unes :

Les Bulles de savon.

Tous les jours on voit des marmots
Avec un peu de vent gonfler un peu d'écume.
Tous les jours avec de grands mots,
Pour l'heureux du moment, maint sot fait maint volume.
Mes amis, retenez-le bien :
Le pouvoir de l'homme est immense :
Faire quelque chose de rien
Est plus aisé que l'on ne pense.

L'Ours, le Sansonnet et le Singe.

Naguère un ours encor sauvage,
Ours sans esprit et sans usage,
Mais non pas sans ambition,
Disait à ses amis : « A la cour du lion
Apprenez-moi comment on entre. »
Le singe dit : « C'est en sautant; »
Le sansonnet : « C'est en chantant;
— Ou bien, dit le serpent, en marchant sur le ventre. »

Les Dés.

Ces dés, qui, chassés d'un cornet,
Pour être agités dans un autre,
Par un *carme* ou par un *sonnet* [1],
Règlent ma fortune et la vôtre,
Ces dés tout écornés n'en retracent que mieux
Le sort d'un pauvre peuple aux mains de factieux.
Par l'intérêt des chefs tiré de l'inertie,
Ballotté non sans bruit, au gré de leurs fureurs,
Il s'écharpe, il s'échine : et pourquoi? je vous prie.
— Pourquoi? pour varier les coups d'une partie
Qui ne profite qu'aux joueurs.

1. Le *carme* est un coup de dés où l'on amène les deux quatre; le *sonnet* est le coup du double-six.

JAUFFRET (Fr.-Louis) [1770-1840]. Frère d'un aumônier de Napoléon, d'un évêque de Metz, il a publié des fables distinguées [1814] dont quelques-unes se soutiennent dans le voisinage de Florian. Il continue ainsi le *Savetier* de La Fontaine :

Jaloux de retrouver ses chansons et son somme,
L'honnête savetier dont parle le bonhomme
Venait de reporter au financier Mondor
Ses maudits cent écus, trop dangereux trésor.
Il retournait à son ouvrage
Libre de soins et de chagrin,
Et déjà chantait en chemin
Quelque refrain de son jeune âge.
L'un de ses vieux amis, savetier comme lui,
Vint l'attendre à sa porte, et lui dit : « Cher confrère,
Aide-moi, ma femme aujourd'hui
De deux jumeaux m'a rendu père :
Une pistole ou deux feraient bien mon affaire :
On m'a dit qu'un trésor... — Va, félicite-toi,
Ce trésor-là n'est plus chez moi :
Je viens de le rendre à son maître :
Mais il me reste, dieu merci,
Deux bons gros écus ; les voici :
Hier, mon cœur plus endurci
Te les eût refusés peut-être »

Satires, Épigrammes.

VIGÉE (Louis-Jean-Baptiste-Étienne) [1758-1810]. Né à Paris, frère de Madame *Vigée-Lebrun* peintre célèbre, directeur de l'*Almanach des Muses* depuis 1794, il tenta les succès de théâtre. Deux comédies, ***Ma Journée*** et *l'Entrevue*, ne lui valurent que des épigrammes, entre autres celle-ci :

Vigée écrit qu'il est un sot :
Pense-t-il qu'on le contredise ?
Non : l'épithète est si précise
Que tout Paris le prend au mot.

Il frappa vainement à la porte de l'Académie, et se vengea de ses échecs par des traits amers qui lui atti-

rèrent de vertes ripostes, par exemple ce distique de Lebrun :

Vigée est-il un aigle? un cygne? Oh ! non ;
Ce n'est qu'un paon greffé sur un oison.

Il ne manqua pourtant pas d'esprit : il y en a dans ses satires (*Ma Journée, Mes Visites, Discours sur l'Intérêt*). Ses épîtres à *Ducis* et *Legouvé* ont une élégante facilité. Il savait esquisser un croquis de mœurs. Sachons-lui gré surtout d'avoir contribué par son talent de déclamation à former une grande tragédienne, M^lle^ Duchesnois.

CHÉNIER (Joseph-Marie DE) [1764-1811). Né à Constantinople, fils d'un consul de France, membre de l'Institut en 1795, de l'Académie française en 1803, il composa pour la scène *Azémire, Charles IX* (1789), *Henri VIII* et *la Mort de Calas* (1791), *Tibérius Gracchus* (1792), *Fénelon* (1793), *Timoléon* (1794), *Philippe II, Brutus et Cassius, Cyrus* (1804) et *Tibère*. Il traduisit aussi *Œdipe-Roi, Œdipe à Colone* et une partie d'*Électre*. Inspecteur général de l'instruction publique [1792-1802], il se vit destituer sous l'Empire, pour quelques saillies d'opposition plus amère que redoutable. Désarmé bientôt par des bienfaits intéressés, il fut chargé par l'Académie de rédiger son *Tableau de la littérature française, depuis* 1789. — Ses tragédies sont trop souvent des plaidoyers politiques. Ses Odes (*Chant du départ, Veillons au salut de l'Empire,* imitations d'Ossian, Hymnes républicains) n'ont qu'un lyrisme artificiel. — Signalons ses Épîtres à *Voltaire,* à *Delille*, son *Essai sur la satire,* le *Concile de Constance, les Nouveaux Saints, le Docteur Pancrace, le Public et l'anonyme,* enfin quelques discours en vers, (*l'Erreur, la Calomnie,* les *Poèmes descriptifs,* les *Entraves littéraires, l'Intérêt personnel,* et *la Raison*). Voici quelques vers éloquents où il nous montre la *Calomnie* s'attaquant, sous la Terreur, aux plus nobles victimes :

Nos champs furent déserts, mais peuplés d'échafauds;
On vit les innocents jugés par les bourreaux :
La cruelle livrait aux fureurs populaires
Du sage Lamoignon les vertus séculaires.

Elle égorgeait Thouret, Barnave, Chapelier,
L'ingénieux Bailly, le savant Lavoisier,
Vergniaud dont la tribune a gardé la mémoire,
Et Custine qu'en vain protégeait la Victoire.
Condorcet, plus heureux, libre dans sa prison,
Échappait au supplice en buvant le poison.
O temps d'ignominie! où, rois sans diadème,
Des brigands parvenus à l'empire suprême,
Souillant la Liberté d'éloges imposteurs,
Immolaient en son nom ses premiers fondateurs.
Allons, plats écoliers, maîtres dans l'art de nuire,
Divisant pour régner, isolant pour détruire,
Suivez encor d'Hébert les sanglantes leçons :
Sur les bancs du sénat placez les noirs soupçons;
Qu'au milieu des journaux la loi naisse flétrie,
Dans les pouvoirs du peuple insultez la patrie;
Qu'un débat scandaleux s'élève à votre voix
Entre le créateur et l'organe des lois;
Empoisonnez de fiel la coupe domestique,
Étouffez les accents de la franchise antique.

Dans son élégie de la *Promenade*, [1806], il y a des notes d'un tout autre accent, et qui font honneur à la souplesse de son talent.

DESPAZES (Joseph) [1768-1817]. Né à Bordeaux, il s'essaya d'abord dans le panégyrique, et chanta les louanges du Directoire, en 1796 (*Les Puissants tels qu'ils sont.*) Puis, après avoir porté ses flatteries à Bonaparte, il se tourna vers la Satire, qui lui réussit mieux. Il débuta par une *Épître à Midas sur le bonheur des sots.* C'est un paradoxe assez bien mené. En 1800, parurent ses *Quatre satires* sur les *Arts*, les *Lettres*, les *Mœurs* et les *Partis*. Elles eurent un vif succès, et furent suivies d'une cinquième satire dédiée à l'abbé Sicard. Voici quelques traits lancés contre des célébrités d'alors :

Garat, toujours rempli de frayeur et d'espoir,
A toujours le secret de dire blanc et noir :
S'exprimer franchement lui semble par trop bête;
En sauvant son pays il veut sauver sa tête.
Porte-t-il à Louis l'arrêt de son trépas?
Il admire en secret, et ne s'en défend pas,
D'une part l'équité, de l'autre la constance;
Il pleure la victime, et bénit la sentence.
Charles Hesse succède à Clotz-Anacharsis;
Du fond de son grenier sur son grabat assis,

Il insurge en espoir Berlin, Madrid et Rome;
Aux esclaves de Paul [1] il lit les *Droits de l'Homme*,
Visite les Lapons, et dans son noble essor
Plante sur leurs traîneaux l'étendard tricolor.
En tête d'un bouquin qui n'est pas même impie,
Daubermesnil écrit : *Théophilanthropie*.
Maréchal qui sourit de ses transactions
Avec cet être vain, effroi des nations,
Jusqu'en ses fondements ébranle la morale,
De l'athéisme impur affiche le scandale,
Et, le voyant déjà prospérer en tout lieu,
Rédige un règlement *pour les hommes sans Dieu*.

Nota. Parmi les poëtes satiriques de l'Empire, n'omettons pas deux noms dont nous parlons ailleurs : Baour-Lormian et Viennet. L'un avait écrit les *Satires Toulousaines*, où il se moquait de ses compatriotes et de leurs prétentions poétiques. Ses *Trois mots* adressés à Despazes [1801] offrent des détails curieux pour l'Histoire littéraire; car il y passe en revue la plupart de ses confrères. Quant à Viennet, il composa sous l'Empire plusieurs épîtres satiriques; une des meilleures est celle qu'il adresse à *Napoléon* [1804] sur les généalogies que les courtisans s'ingéniaient à lui faire. Nous y lisons :

Tu ne dois pas souffrir, plus grand dans ta fierté,
Qu'on mêle à ta couronne un fleuron emprunté;
En croyant t'enrichir, on dérobe à ta gloire;
Plus le but était loin, plus belle est la victoire :
Mesure la carrière, et sur le trône assis,
Contemple avec orgueil le point d'où tu partis;
C'est aux murs de Toulon que ta race commence.

Dans son épître à *Fontanes* [1810], le classique à outrance censure vivement les écarts de ceux qui ne respectaient plus la tradition :

Tout se confond... les genres et les styles :
La sensibilité gagne les vaudevilles;
Euterpe nous redit les misères des cours;
Thalie en madrigaux nous redit ses amours,
Prend des airs de grandeur, et lourde, embarrassée,
En vers entortillés exprime sa pensée.
L'histoire est précieuse, et cherchant l'ornement
Ne peut plus sans ramper être simple un moment.

1. L'Empereur de Russie.

Usurpant l'euphémisme et l'onomatopée,
La gazette se guinde au ton de l'épopée ;
Et le drame si cher aux sensibles bourgeois,
Pour qui de nos laquais plaident toutes les voix,
Si près de son berceau, le drame dégénère :
Il prend chez le Vandale une face étrangère :
Et nous enrichissant des chefs-d'œuvre des Goths,
Fait du cintre au parterre éclater les sanglots.
Au nez de Poquelin, sans voiler sa statue,
L'Odéon retentit des cris de Kotzebue.

L'ÉPIGRAMME étant un genre éminemment français, recueillons ici quelques-unes de celles qui eurent leur moment de célébrité sous l'Empire.

Contre Chénier.

Tout fait bâiller Joseph-Marie :
Nous avons beau nous travailler,
Monsieur toujours bâille et s'ennuie ;
Rien ne saurait le réveiller.
Laissons bâiller Joseph-Marie ;
S'il bâille autant qu'il fit bâiller,
Il bâillera toute sa vie.

(*Ferlus.*)

Auprès de Jupiter, Prométhée en disgrâce
Se vit en proie au bec d'un vautour inhumain,
Qui lui rongeait le cœur et le rongeait sans fin.
Supposez Chénier à sa place :
Le vautour serait mort de faim.

(*Vigée.*)

Les grands et les petits Voleurs.

De grand matin, chez un banquier fameux,
Certains voleurs avaient su s'introduire ;
Quel coup pour eux ! Besoin n'est de déduire
Combien d'avance ils s'estimaient heureux.
Au coffre-fort vole toute la bande ;
Mais le banquier les avait prévenus,
Et la nuit même, avec tous ses écus,
Le drôle était parti pour la Hollande.

(*Andrieux.*)

Le maître du genre fut surtout *Lebrun-Pindare,* comme on en jugera par ces citations :

Sur le Dictionnaire de l'Académie.

On fait, défait, refait ce beau dictionnaire,
Qui, toujours très-bien fait, sera toujours à faire.

Sur Dorat.

Dorat, qui veut tout essayer, tout feindre,
Trompe à la fois et la gloire et l'amour :
Il est si bien le poëte du jour
Qu'au lendemain il ne saurait atteindre.

Sur un méchant auteur.

En prose, en vers, Lubin compose ;
Mais je ne sais par quel travers,
Il met trop de vers dans sa prose,
Et trop de prose dans ses vers.

Sur une dame poëte.

Églé, belle et poëte, a deux petits travers :
Elle fait son visage, et ne fait pas ses vers.

Dialogue entre un pauvre poëte et l'auteur.

On vient de me voler : — Que je plains ton malheur !
— Tous mes vers manuscrits. — Que je plains le voleur !

Défense de La Harpe.

Non, La Harpe au serpent n'a jamais ressemblé ;
Le serpent siffle, et La Harpe est sifflé.

La Harpe, professeur de poésie.

Oh ! La Harpe est vraiment un professeur unique !
Il vous parle si bien de vers, de poétique
Qu'instruit par ses leçons, on ne peut désormais
Lire un seul des vers qu'il a faits.

Moyen de parvenir.

Un chêne était, sur la cime hautaine
Du mont Ida, roi des monts d'alentour :
Un aigle était sur la cime du chêne :
Près de l'Olympe il y tenait sa cour.

A l'improviste apparaît, un beau jour,
Maître escargot, fier d'être au milieu d'elle.
Des courtisans l'œil ne se croit fidèle.
L'un d'eux lui dit : « Me serais-je trompé :
Insecte vil, toi qui jamais n'eus d'aile,
Comment vins-tu jusqu'ici? — *J'ai rampé.* »

Tragédie et drame.

LA HARPE (Jean-François DE) [1730-1803]. Né à Paris, fils naturel d'un gentilhomme du pays de Vaud, orphelin à neuf ans, recueilli au collége d'Harcourt, où il remporta deux ans de suite le prix d'honneur, enfermé plusieurs mois à Bicêtre pour des couplets contre ses professeurs, il débuta dans le monde des lettres par un volume d'*Héroïdes*, et une tragédie, *Warwick* (1763). D'autres suivirent : *Timoléon* (1764), *Pharamond* (1765), *Gustave Wasa* (1766), *les Barmécides* (1778), *Jeanne de Naples* (1781), *Philoctète* (1783), *les Brames* (1783), *Coriolan* (1784), et *Virginie* (1786). Il fit aussi des drames, *Menzikoff*, *Mélanie* (1770), et *Barnevelt*. Lauréat couronné pour ses *Éloges* de *Fénelon* (1771), *Racine* (1772), et *Catinat* (1775), il avait forcé les portes de l'Académie, en dépit des ennemis que lui avaient suscités ses articles rogues et hautains du *Mercure* (1770). Il quitta ce journal en 1786, pour entreprendre au *Lycée* (depuis l'*Athénée*) des conférences qu'il continua pendant douze ans, et qui devinrent son *Cours de littérature*. La sûreté de ses jugements qui eurent alors beaucoup de crédit lui valut le surnom de *Quintilien français*. Partisan très-exalté de la Révolution, il n'en fut pas moins arrêté comme suspect, en 1794, et ne sortit de prison qu'après le 9 Thermidor. Cette captivité métamorphosa le libre-penseur et le républicain en catholique et royaliste ardent, mais sans amender son caractère irritable. Il ne fit dès lors que changer d'ennemis. Proscrit au 18 Fructidor, et réduit à se cacher pour échapper à la déportation, il reparut, après Brumaire, dans sa

chaire du Lycée. Sa *Correspondance littéraire* avec le grand-duc de Russie (Paul Ier, 1799-1803), arma contre lui bien des haines. Mentionnons encore, parmi ses œuvres, des Épitres, des Odes, des Discours, des Contes, entre autres *Tangu et Félime*, des traductions de *Suétone*, *Camoëns*, *Lucain* et *le Tasse*, enfin, avec un *Abrégé de l'Histoire des voyages*, des *Commentaires* sur *Racine* et *Voltaire*.

FENOUILLOT DE FALBAIRE (Charles-Georges) [1727-1800]. Né à Salins, il fit jouer un opéra-comique, *les Deux Aveugles* (musique de Grétry), et deux drames, *le Fabricant de Londres* (1772), puis *l'Honnête criminel*, en vers (1787), pièce dont le héros est un jeune calviniste de Nîmes, qui prit aux galères la place de son père.

DUCIS (Jean-François) [1733-1816]. Né à Versailles, d'une famille pauvre, originaire de Savoie, constamment étranger aux passions des partis politiques, bien que fidèle aux principes républicains, nommé en 1778 à l'Académie francaise, où il remplaca Voltaire, il fut un des maîtres de la scène française, de 1800 à 1812. Voici l'énumération de ses œuvres dramatiques : *Hamlet* (1769), *Roméo et Juliette* (1772), *Œdipe chez Admète* (1778), *le Roi Lear* (1783), *Macbeth* (1784), *Jean-Sans-Terre* (1791), *Othello* (1792), *Abufar, ou la Famille arabe* (1795), *Fédor et Waldamir*, ou la *Famille de Sibérie* (1803). Ses poésies diverses et sa correspondance ne le recommandent pas moins que son théâtre.

MERCIER (Louis-Sébastien) [1740-1814]. Né à Paris, il débuta par des *Héroïdes*, des pièces de théâtre, et un *Essai sur l'art dramatique* ; il semblait y pressentir les principales réformes du Romantisme. En 1771, il publiait aussi un ouvrage étrange, *l'An 2440*, ou *Rêve s'il en fut jamais*. Il prétendait depuis y avoir tout prédit, depuis les crimes de la Révolution jusqu'à l'adoption des chapeaux ronds. En 1781 parut son *Tableau de Paris*, qui l'eût fait enfermer à la Bastille, s'il ne s'était réfugié en Suisse. Durant la Révolution, il rédigea les *Annales patriotiques*, devint député à la Convention, membre du conseil des Cinq-Cents, puis de l'Institut, et professeur d'histoire à l'École

Centrale. Très-fécond en aperçus nouveaux, il eut le travers de trop aimer les paradoxes, comme le prouve entre autres son ouvrage sur l'*Impossibilité du système de Copernic et de Newton*. C'est lui qui, sous l'Empire, répéta souvent : « Je veux voir comment cela finira ; je ne vis plus que par curiosité. » Ses principaux drames sont *Natalie, le Faux ami* (1772), *le Juge* (1774) *la Brouette du vinaigrier* (1775), *Jenneval* (1781), *l'Indigent* (1782), *le Déserteur* (1782). Il avait écrit plus de cinquante pièces. Il réussit dans le pathétique ; mais son style est sans valeur.

KOTZEBUE (Auguste-Frédéric-Ferdinand DE) (1761-1819). Né à Weimar, secrétaire d'un général russe à vingt ans, recommandé par lui à Catherine II, qui le fit gouverneur civil de la province de Revel, puis directeur du théâtre de Vienne (1795), il revint en Russie vers 1800, subit un an d'exil en Sibérie pour un pamphlet contre Paul Ier, dirigea le théâtre allemand de Saint-Pétersbourg, et retourna bientôt à Weimar d'où ses querelles avec Gœthe le forcèrent de partir. Après des voyages en Italie et en France, il alla rédiger à Berlin un journal hostile à notre pays, et, de 1811 à 1814, fut secrétaire d'Alexandre Ier. Il mit la main à ses manifestes, proclamations et notes diplomatiques. Après la paix, dévenu consul général de Russie à Kœnigsberg, il retourna en Allemagne vers 1817. Là, ses écrits peu sympathiques aux idées libérales lui aliénèrent les étudiants, et l'un d'eux, Sand, le poignarda à Manheim. Ses œuvres dramatiques, traduites en français par Weiss et L. J. Jauffret en 1793, comprennent plus de trois cents pièces, dont les principales sont : *Misanthropie et Repentir, la Réconciliation ou les Deux frères, Gustave Wasa, les Hussites, Hugo Grotius, Octavie* et *Rolla*. On a traduit aussi les ouvrages suivants : *les Malheurs de la famille d'Ortemberg* (1801), les *Aventures de mon père* (1799), *l'Année la plus remarquable de ma vie* (1802), *les Bijoux dangereux* (1802), *Souvenirs de ma vie* (1804), *Voyage en Livonie, à Rome et à Naples* (1806), les *Premiers siècles de la Prusse* (1808), l'*Empire germanique* (1814). Il a du feu, du pathétique, et une remarquable entente de la scène.

M^me^ de Vallivon, connue sous le nom de Julie Molé, pensionnaire de l'ancienne Comédie-Française, sut accommoder adroitement au goût français le drame de Kotzebue, *Misanthropie et Repentir*. Le succès fut éclatant. Dans une petite comédie du temps, intitulée *Comment faire?* on représente un mari dont la femme s'évanouit à ce drame. Il s'écrie :

Comme elle est pâle et blême!

Alors le garçon de théâtre qui la ramène lui répond :

Ne vous alarmez pas :
Madame est la vingtième
Aujourd'hui dans ce cas.
Mais comme cela gagne, à la fin, moi je tremble
Qu'un jour acteurs et spectateurs,
Auteurs, moucheurs, ouvreurs, souffleurs,
Ne se pâment ensemble.

M^me^ de Vallivon avait fait aussi plusieurs comédies, *l'Orgueil puni*, et *le Sultan de vingt-quatre heures*.

Laya (Jean-Louis) [1761-1833]. Né à Paris, originaire d'Espagne, il fit représenter, en 1789, *les Dangers de l'opinion*, drame en vers qui mérita des applaudissements, et en 1793 *l'Ami des lois*, joué quelques jours avant le supplice de Louis XVI. Cette protestation contre un régicide valut au poëte l'honneur d'être jeté dans une prison d'où il ne sortit qu'après Thermidor. Sous l'Empire, il devint professeur au lycée Napoléon, puis à la Faculté des lettres. Il composa aussi d'autres drames, *les Deux Stuarts*, *Jean Calas*, *Une Journée de Néron*, et *Falkland*.

Raynouard (François-Juste-Marie) [1761-1836]. Né à Brignolles (Var), avocat à Draguignan pendant quinze ans, suppléant à l'Assemblée Législative en 1791, il devint célèbre par sa tragédie des *Templiers* (1805), qui le conduisit à l'Académie française, en 1807. *Les États de Blois*, composés en 1804, et représentés le 22 juin 1810, à Saint-Cloud, devant l'Empereur, ne furent joués publiquement que sous la Restauration. Quant à sa troisième tragédie, *Léonore de Bavière*, elle est absolument oubliée. Nommé en décembre 1813 par le Corps Législatif membre de

la commission qui devait prononcer sur les négociations entamées avec les puissances, il rédigea le rapport que prononça Lainé ; cette adresse précipita la chute de l'Empire. Membre de la Chambre des députés en 1814, il devint en 1817 secrétaire perpétuel de l'Académie. Érudit et philologue, Raynouard était moins fait pour le théâtre que pour les recherches historiques. Un *Lexique roman* (1838), un *Choix de poésies originales des troubadours*, ses études sur les *Templiers* (1813), et le *Droit municipal en France* (1823), font honneur au savant. Ajoutons toutefois qu'il se trompa, lorsqu'il supposa l'existence d'une langue romane primitive, type des idiomes néo-latins. L'homme se fit estimer, en dépit d'un caractère peu avenant. On raconte que, chargé de défendre une cause dont le gain lui assurait cent cinquante mille francs, il ne voulut recevoir que *soixante-deux francs cinquante centimes* pour frais de vacation et de timbre.

Caigniez (Louis-Charles) [1762-1842]. Né à Paris, auteur dramatique, surnommé le *Racine des boulevards*, il fut, dans le mélodrame, un des émules de Pixerecourt. L'une de ces pièces, *la Pie voleuse*, qui fournit un *libretto* à la *Gazza ladra* de Rossini, fut longtemps applaudie en 1815.

Duval (Alexandre) [1762-1842]. Né à Rennes, il fut buraliste, marin, soldat volontaire en Amérique, ingénieur, acteur, directeur de l'Odéon (1807), et bibliothécaire à l'Arsenal. Académicien en 1812, il composa plus de cinquante pièces de théâtre, qui réussirent souvent et à bon droit. Ses principaux drames et ses comédies furent *la Jeunesse du duc de Richelieu ou le Lovelace français* (1796), *les Héritiers* (1796), *les Projets de mariage* (1798), *Édouard en Écosse ou la Nuit d'un proscrit* (1802), *Struensée ou le Ministre d'État* (1802), *Guillaume le Conquérant* (1803), *Shakespeare amoureux ou la Pièce à l'étude* (1804), *le Menuisier de Livonie ou les Illustres Voyageurs* (1805), *les Hussites ou le Siége de Naumbourg* (1804), *la Jeunesse d'Henri V* (1805), *le Tyran domestique* (1806), *la Tapisserie* (1808), *la Princesse des Ursins ou les Courtisans* (1820), *la Manie des grandeurs* (1817), enfin *la Fille d'honneur*

(1818). On lui doit aussi bon nombre d'opéras-comiques, entre autres *le Prisonnier*, *le Trente-et-quarante*, *Beniowski*, *Maison à vendre*.

Bouilly (Jean-Nicolas) [1763-1842]. Né à Tours, avocat en 1789, plus tard membre de la commission qui organisa les écoles primaires, il finit par se consacrer exclusivement à des œuvres de littérature morale : *Contes à ma fille*, *Conseils à ma fille*, *les Jeunes Femmes*, *Mes récapitulations*, sorte de mémoires où il raconte sa vie. Parmi ses pièces de théâtre, mentionnons l'opéra de *Pierre le Grand* (1790), une comédie, *Madame de Sévigné*, des opéras-comiques, *les Deux Journées*, *Une Folie*, *Fanchon la Vielleuse*, et surtout son drame *l'Abbé de l'Épée*, qui unit l'intérêt de l'action à l'accent d'une sensibilité souvent dramatique.

Jouy (Joseph-Etienne, dit) [1764-1846]. Né à Jouy (Seine-et-Oise), il eut une jeunesse très-romanesque. Sous-lieutenant à treize ans, il avait déjà fait un voyage en Amérique lorsqu'il revint achever ses études à Versailles. Officier d'artillerie, il partit pour les Indes, où un trait d'audace lui valut un collier donné par *Tippo-Saib*. Mêlé aux premières campagnes de la Révolution, il sauva d'nn grand péril Mme Adélaïde, sœur du duc de Chartres, menacée d'être prise sous les murs de Tournay. Devenu commandant de place, il prit sa retraite en 1791, pour se vouer aux lettres. Ses débuts furent des vaudevilles très-applaudis (*Comment faire ?* 1798; *les Sabines* 1799). Puis, l'opéra de la *Vestale*, mis en musique par Spontini, lui mérita le prix décennal de poésie lyrique (1810). Il composa le libretto de *Fernand Cortez* (1807), des *Bayadéres* (1810), des *Abencerrages* (Chérubini, 1812), de *Moïse* (1827), et de *Guillaume Tell* (1829). Ambitieux d'une gloire plus personnelle, il fit jouer au Théâtre-Français, en 1813, la tragédie de *Tippo-Saïb*, inspirée par un souvenir de ses voyages. Outre que la mort du héros est fortuite, et ne se lie guère à l'action, cette pièce est plus lyrique que dramatique, mais offre un sérieux exemple de couleur locale. Il soutint ce succès par la tragédie de *Sylla* (1822), qui réussit bruyamment, grâce à Talma. Il fut moins heu-

reux dans *Bélisaire* (1825), et *Julien* (1827). Son talent flexible amusa le public par des esquisses de mœurs qui furent populaires sous ce titre : *l'Ermite de la Chaussée-d'Antin*. Mais il épuisa cette veine, lorsqu'il voulut transporter son Ermite en *Province*, à la *Guyane* et en *Prison*. Libéral et voltairien, rédacteur du *Constitutionnel* et de *la Minerve*, il fit une guerre très-vive à la Restauration, et fut nommé bibliothécaire du Louvre, en 1830. Il était académicien depuis 1815. M. Empis lui succéda.

GUILBERT DE PIXERECOURT (René-Charles) [1773-1844]. Né à Nancy, il suivit son père dans l'émigration (1791), et revint à Paris sous la Terreur, avec l'intention de travailler pour le théâtre. Il attendit, durant cinq ans, une première représentation qui eut lieu en 1797. Ce succès lui ouvrit toutes les scènes secondaires, sur lesquelles il fit jouer, pendant trente années, plus de cent vingt pièces, surtout des mélodrames, dont le dénoûment est très-moral. Les principaux sont *les Mystères d'Udolphe* (1798), *Cœlina ou l'Enfant du mystère* (1800), *le Pèlerin blanc* (1801), *l'Homme à trois visages* (1801), *la Femme à deux maris* (1802), *les Mines de Pologne*, *Téléki* (1803), *la Forteresse du Danube* (1805), *les Ruines de Babylone* (1810), *le Chien de Montargis* (1814), etc. Les journalistes l'appelèrent, non sans ironie, le *Shakespeare*, le *Corneille*, le *Crébillon du boulevard*. Une habile construction et une mise en scène pittoresque s'associent dans ses œuvres à un style ronflant, dont l'enflure paraissait alors de l'éloquence. Il avait traduit, en 1804, les *Souvenirs de Paris* de *Kotzebue*. J. Janin le juge ainsi :

Il avait une façon d'arranger son banc de gazon, de disposer sa forêt de vieux chênes, de préparer son kiosque, qui faisait que, bon gré, mal gré, dès que la toile était levée, on regardait, on s'inquiétait, on était attentif. Il avait de petites ressources sans nombre qu'il disposait à merveille : le tictac du moulin, un rayon de la lune, une amorce mal brûlée, un pont qui croulait à propos, un cri inattendu, un gémissement du vent, des riens, des misères... Mais ces riens remplissaient la scène d'un frisson inattendu. Je sais très-bien que tout cela n'est pas de la poésie, qu'un bon vers, parti de l'âme, vaut cent millions de fois mieux que toutes ces surprises; mais je sais aussi qu'à défaut de poésie on est encore trop heureux de trouver ces curieux arrangements d'une imagination qui n'est jamais en défaut.

Brifaut (Charles) [1781-1857]. Né à Dijon, il se fit d'abord connaître par un poëme épique en trois chants et en vers de dix syllabes sur les aventures de *Rosamonde*, maîtresse de Henri II, roi d'Angleterre, et tuée d'un coup de poignard par la reine Éléonore. Voici comment s'annonce ce dénoûment tragique :

C'est ton arrêt : frappons; ma voix l'éveille.
— Quel bruit soudain a frappé mon oreille?
— Moi. — Qu'êtes-vous, étrangère ? et quel sort
Vous mène ici ? qu'y cherchez-vous? — Ta mort.
— Ciel! un poignard! — Retiens tes cris, écoute :
Me connais-tu ? — Je frémis ! — Réponds-moi.
— Je suis perdue! ah! c'est elle, sans doute,
Éléonore. — Oui, c'est la reine. Eh quoi!
Tu sais commettre un forfait, et tu trembles!
Lâche ! — Un forfait, moi ! — Plaire à mon époux,
M'ôter son cœur, c'est le premier de tous.

Il fut plus heureux dans ses tentatives dramatiques. Si *Jeanne Grey* se vit interdite par l'Empire, et ne put être jouée qu'en 1815, si *Charles de Navarre* n'obtint qu'un succès d'estime, son *Ninus II* réussit bruyamment en 1813. La censure avait obligé le héros, d'abord Espagnol, à se métamorphoser en roi d'Assyrie. Ce déménagement se fit sans difficulté, dans un temps où les héros tragiques n'avaient pas de patrie. M. Brifaut dut au souvenir de cette journée un fauteuil académique, en 1826. Causeur très-spirituel, il a laissé des mémoires qui ont de l'agrément, et représentent au vif sa physionomie mondaine. (Voir une étude sur ses œuvres, dans *Réalistes et Fantaisistes*, par Gustave Merlet.)

Saucerotte Raucourt (Mlle Françoise - Marie - Antoinette), [1756-1815]. Née à Nancy, fille du comédien Saucerotte, elle débuta en 1773, au Théâtre-Français, dans le rôle de *Didon*, au milieu d'un enthousiasme que justifiait la pureté de son jeu. Mais, l'envie s'éveillant, elle dut, pour se dérober aux cabales, s'enfuir en Russie [1776], et ne rentra aux Français qu'en 1779. Dès lors, on ne lui contesta plus sa supériorité. Si les notes sensibles n'étaient pas son triomphe, elle excellait par la noblesse, l'ironie, la véhémence et la passion. Ses créations furent *Cléopâtre*,

Cornélie, *Agrippine*, *Athalie*, *Médée*, *Sémiramis*. Emprisonnée sous la Terreur, elle rallia plus tard à l'Odéon l'élite des comédiens, vit fermer son théâtre transporté dans la salle Louvois, rentra rue Richelieu en 1799, et, protégée par Napoléon, reçut de lui le privilége de la direction des théâtres français en Italie.

TALMA (François-Joseph) [1766-1826]. Né à Paris, fils d'un dentiste, il vécut d'abord en Flandre, puis en Angleterre, et revint, à neuf ans, faire ses études en France. Attiré vers la scène par une vocation qui s'essaya d'abord dans les salons, il pratiqua durant dix-huit mois la profession paternelle avant de se vouer au théâtre. Les leçons de Molé, Dugazon et Fleury le préparèrent à ses débuts qui se produisirent à la Comédie-Française, en 1789, par le rôle de *Séide*, dans *Mahomet*. Devenu sociétaire, deux ans après, instruit par l'étude de l'histoire, il médita la réforme du costume, déjà tentée par Le Kain, M^lle^ Clairon, et M^lle^ Saint-Huberti. En 1789, jouant le personnage de *Proculus* dans la tragédie de *Brutus*, il se montra sous la toge romaine, avec une rigueur d'exactitude qui triompha définitivement de la routine traditionnelle. La Révolution le compta parmi ses adeptes les plus ardents. Sous l'influence des idées nouvelles, il sut communiquer la vie à des œuvres où plaidait la passion politique. Sa première création fut le rôle de *Charles IX*. Tempérant peu à peu sa fougue première, il atteignit la perfection dans le *Manlius* de Lafosse, l'*Achille* d'*Iphigénie en Aulide*, *Œdipe*, *Néron*, *Othello*, *Hamlet*, *Abufar*, dans le *Sylla* de Jouy, et le *Régulus* de Lucien Arnault. La comédie qu'il joua jusqu'en 1796 lui réussit moins; pourtant, vers la fin de sa carrière, il sut tenir avec supériorité le rôle de *Danville* dans *l'École des Vieillards* de Casimir Delavigne. Avec le drame il fut également heureux; mais la tragédie antique était le vrai cadre de son génie. Napoléon l'admit dans sa familiarité. Talma laissa un ouvrage intitulé: *Réflexions sur Le Kain et l'art théâtral* [1825].

DUCHESNOIS (Catherine-Joséphine RAFIN, M^lle^), [1777-1835]. Née à Saint-Saulve, près de Valenciennes, fille d'un domestique de maquignon, élevée dans les travaux les plus

grossiers, elle avait huit ans lorsque, appelée à Paris par sa sœur aînée qui était en service dans la maison de Monsieur (depuis Louis XVIII), elle fut mise en pension par ses soins. La vue de M[lle] Raucourt, dans *Médée*, éveilla les instincts de son art; et, placée dans une maison de commerce à Valenciennes, elle s'en échappa pour courir à Paris, où, grâce aux leçons de Legouvé, elle put suivre son penchant. En 1802, le patronage de Chaptal, ministre de l'intérieur, et de M[me] Bonaparte lui permit de débuter aux Français dans le rôle de *Phèdre*. Son exquise sensibilité la fit surnommer *l'actrice de Racine*. Elle prêta au drame moderne l'appui de son nom, et créa les rôles de *Jeanne d'Arc* et de *Marie Stuart*. Mais la mort de Talma et l'invasion du romantisme finirent par la décourager : peut-être aussi son jeu trahissait-il une décadence qu'elle sut prévenir à temps. Elle se retira en 1820. Généreuse et charitable, elle recueillit chez elle la mère de La Valette; elle eût sauvé Labédoyère, s'il y eût consenti.

WEYMER (Marguerite-Georges), connue sous le nom de M[lle] GEORGES [1786-1868]. Née à Amiens, fille d'un chef d'orchestre, remarquée par M[lle] Raucourt, placée par elle au Conservatoire, elle dut à la protection de M[me] Bonaparte (plus tard la reine Hortense) d'obtenir un ordre de début à la Comédie-Française (27 novembre 1802), où sa beauté majestueuse lui valut l'honneur de jouer Clytemnestre, Didon et Sémiramis. Bientôt, elle osa disputer les rôles de princesse à M[lle] Duchesnois, ce qui donna lieu à de bruyantes rivalités. Elle allait paraître dans la tragédie d'*Artaxercès* (DELRIEU) [1807], lorsqu'elle quitta brusquement Paris pour l'Allemagne et la Russie. En 1812, à Dresde et Erfurt, elle figura devant Napoléon et Alexandre. Autorisée à rentrer au Théâtre-Français, en 1813, elle s'esquiva de nouveau en 1816. Plus tard, à l'Odéon, elle créa des rôles dans *Jeanne d'Arc* [1825], *la Maréchale d'Ancre*, *Christine à Fontainebleau*, et *Une Fête de Néron* [1830]. Le Théâtre Saint-Martin la vit ensuite soutenir le drame romantique. On l'applaudit dans *Lucrèce Borgia*, *Marie Tudor*, *la Tour de Nesle*, et *Perrinet Leclerc*.

Comédie.

CARMONTEL [1717-1806]. Né à Paris, lecteur du duc de Chartres, ordonnateur de ses fêtes, il imagina les petites pièces de salon connues sous le titre de *Proverbes*. Il y peint avec esprit le valet, la commère, le paysan, le marchand, le chirurgien de village. Ce genre fut repris avec bonheur par Théodore Leclercq [1777-1851].

ROCHON DE CHABANNES, mort en 1800, ancien diplomate, fut un homme d'esprit qui mérita la faveur du public par une petite pièce intitulée : *Heureusement* [1762], et des comédies, dont les mieux venues sont : *la Manie des arts* [1763], *le Jaloux* [1784], *les Amants généreux* [1774], et *les Prétendus* [1789], œuvres qui restèrent dans le répertoire du Théâtre Impérial.

PATRAT, mort en 1801, composa un grand nombre de fantaisies comiques, parmi lesquelles un souvenir est dû aux *Amants Protées* [1798], à *l'Heureuse erreur* [1783], aux *Deux Frères* (drame imité de Kotzebue 1799), au *Complot inutile* [1799], au *Fou raisonnable* [1781], et aux *Méprises par ressemblance* [1786]. De 1800 à 1815, il eut un regain de faveur.

CAILHAVA DE L'ESTANDOUX (Jean-François) [1731-1813]. Né à l'Estandoux (Haut-Languedoc), il devint membre de l'Académie française. Auteur d'un livre sur l'*Art de la Comédie*, il prouva dans ses pièces qu'il l'entendait assez peu. Les moins faibles sont *le Tuteur dupé* [1765], *l'Egoïsme* [1777] et *les Ménechmes grecs* [1791]. Il portait au chaton de sa bague une dent de Molière, ce qui donna prétexte à cette malice de Fayolle :

> Mons l'Estandoux est tout fier aujourd'hui :
> Il porte au doigt une dent de Molière :
> Convenez-en ; c'est dupe bien grossière
> Que L'Estandoux : la dent est contre lui.

DORVIGNY [1733-1812]. Pendant une trentaine d'années, à partir de 1774, il ne cessa pas d'inonder les théâtres secondaires d'un déluge de comédies, parades, farces,

folies ou vaudevilles dont plusieurs, entre autres, *les Valets payent l'amende, les Fausses Consolations,* et *le Désespoir de Jocrisse,* eurent une prodigieuse vogue. Mais ses œuvres sentaient trop le cabaret.

Boutet de Monvel (Jacques-Marie) [1745-1811]. Né à Lunéville, acteur et auteur, père de Mlle Mars, membre de l'Institut, il composa des drames : *Clémentine et Des Ormes* [1780], *les Victimes cloitrées* [1791], *Mathilde* [1799], puis des opéras-comiques : *Julie, Blaise et Babet, Philippe et Georgette, Ambroise, Sargines, Raoul de Créquy,* enfin des comédies, dont la meilleure est *l'Amant bourru* [1797].

Choudard-Desforges (Jean-Baptiste) [1746-1806]. Né à Paris, il fut l'auteur d'un opéra-bouffe *l'Epreuve villageoise* (musique de Grétry 1783); de comédies agréables, *la Femme jalouse* [1785], *Tom Jones et Fellamar* [1787], et d'une farce excellente, *le Sourd ou l'Auberge pleine* [1790]. Il était acteur très-populaire.

Guillemain (Jacob) [1750-1800]. Né à Paris, il produisit pour les théâtres de foire et de boulevards trois cent soixante pièces, parmi lesquelles on peut citer : *Annette et Basile* [1793], *les Bonnes Gens* [1793], *le Bouquet de famille, les Cent écus* [1784], *la Rose et l'Épine, le Nouveau Parvenu* et *le Mensonge excusable.* Comique de bas étage, il avait du sel gaulois.

Marsollier des Vivetières (Benoit-Joseph) [1750-1817]. Né d'une famille de magistrats, il annonça de bonne heure un goût décidé pour le théâtre, mais fut, dit-on, refusé vingt-trois fois, avant de pouvoir se faire jouer. Il donna en 1774 au Théâtre-Italien un opéra-comique, suivi de comédies en prose qui finirent par lui valoir un nom. Ses principaux opéras-comiques sont : *Nina ou la Folle par amour* [1786], *les Deux Petits Savoyards* [1789] *Camille ou le Souterrain* [1791], *la Maison isolée* [1797], *Gulnare ou l'Esclave persane* [1798], *Adolphe et Clara* [1799], *l'Irato* [1801], *Edmond et Caroline* [1819]. Ces pièces furent mises en musique par Méhul, Gaveaux et Dalayrac. Il a de l'esprit et de la grâce. Il composa cinquante ouvrages dramatiques.

LA CHABEAUSSIÈRE [1752-1820]. Une de ses pièces se conserva longtemps au répertoire de la comédie française; ce fut une bluette agréable, intitulée *les Maris corrigés* [1791].

FAUR (Louis-François), se fit remarquer par quatre comédies, *la Prévention vaincue, la Veuve anglaise, l'Amour à l'épreuve,* et *le Confident par hasard* [1801].

DUMANIANT [1754-1818]. Né à Clermont en Auvergne, acteur et auteur, il composa une quarantaine de comédies, jouées pour la plupart au théâtre des *Variétés*. Voici les principales: *Guerre ouverte ou Ruse contre ruse* [1786], *la Nuit aux aventures ou les Deux Morts vivants* [1787], *les Intrigants ou Assauts de fourberies* [1787], *Ricco* [1789], *les Ruses déjouées* [1797], *le Secret découvert* [1797], *l'Espiègle et le Dormeur* [1806], *l'Honnête Menteur* [1809], *le Mariage impossible* [1809], *la Femme de vingt ans* [1811], *Est-ce une fille ou un garçon?* [1812] On peut reprocher trop d'*imbroglio* à la conduite de ses pièces.

AUDE (Joseph). Né en 1755 à Apt, secrétaire du ministre Caraccioli à Naples, puis de Buffon, il est le père de *Cadet Roussel*, et a le premier mis ce type à la mode. Sa trivialité populaire ne manque pas de sentiment et de finesse.

COLLIN-D'HARLEVILLE (Jean-François) [1755-1806]. Né à Maintenon (Eure-et-Loir), il composa *l'Inconstant,* [1784], d'abord en prose, puis en vers, *l'Optimiste* [1788], *les Châteaux en Espagne* [1789], *Monsieur de Crac dans son petit castel* [1791], *le Vieux Célibataire* [1792], puis, sous l'Empire, *Malice pour malice* [1803], et *les Querelles des deux frères,* jouées après sa mort [1806]. Membre de l'Institut en 1795, il fut académicien en 1803.

ANDRIEUX (François-Guillaume-Jean-Stanislas) [1759-1833]. Né à Strasbourg, d'abord avocat, puis chef du bureau de la liquidation, juge au tribunal de cassation [1796], membre du conseil des Cinq-Cents [1798], du Tribunat [1800], éliminé par le Premier-Consul [1802], professeur de belles-lettres à l'École polytechnique [1804-1816],

enfin de littérature au Collége de France [1814-1833], il fut admis à l'Institut en 1797, et nommé secrétaire perpétuel de l'Académie française, en 1829. Ses œuvres sont *Anaximandre* [1782], *les Étourdis* [1788], *Helvétius* [1802], *la Suite du Menteur* [1803], *le Trésor* [1803], *la Soirée d'Auteuil* [1804], *le Vieux Fat* [1810], *la Comédienne* [1816], *le Manteau* [1826], et une tragédie, *Junius Brutus* [1828]. Ses principaux contes furent *le Souper des six sages, le Procès du sénat de Capoue, Socrate et Glaucon, le Meunier Sans-Souci, l'Alchimiste et ses enfants, le Charlatan et les trompettes, la Mystification de Poinsinet,* et *le Doyen de Badajoz.* C'est une de ses plus jolies fantaisies. Il suppose que le doyen va chez le docteur don Mendrito pour apprendre la magie. Après s'être bien fait prier, celui-ci commence ses leçons, non sans avoir dit à sa cuisinière Inès de « mettre à la broche deux perdrix, pour le souper de M. l'abbé ». Alors s'ouvre au doyen le monde des visions fantastiques : il croit monter à toutes les dignités de l'Église; et, à chaque degré de l'ascension, don Mendrito lui présente une supplique, toujours poliment repoussée. Enfin voici le doyen devenu pape! alors nouvelle requête, à laquelle il répond ainsi :

« Notre cher fils, nous sommes informés
Que tous les jours seul vous vous enfermez
Pour pratiquer d'horribles sortiléges,
Qui sont, mon fils, autant de sacriléges;
Vous vous damnez, nous en sommes fâchés :
Nous devrions, pour de si grands péchés,
Vous imposer très-rude pénitence.
Remerciez notre extrême indulgence,
Qui, pour tout ordre et pour tout châtiment,
D'auprès de nous vous bannit seulement.
Nous vous mandons sans délai ni remise
De quitter Rome et l'État de l'Église :
Faute de quoi, comme hérétique ou juif,
Nous vous faisons dans trois jours brûler vif. »
Sans sourciller, sans lui faire un reproche,
Don Mendrito cria cette fois-ci :
« Inès, ôtez les perdrix de la broche,
Monsieur l'abbé ne soupe pas ici. »
A ces seuls mots, le malheureux élève,
Frappé soudain, s'éveille d'un beau rêve,
Et se retrouve..... où ? dans l'étroit réduit
Où le sorcier l'a d'abord introduit.

Même au cadran d'une vieille pendule
Il voit qu'un tour est à peine achevé,
Tandis qu'il a si doucement rêvé.
Sans déserter la magique cellule,
En moins d'une heure, il fut deux fois mitré,
Prélat, légat et cardinal et pape :
Et tout cela dans un clin d'œil s'échappe !
Tout est magie et prestige, sinon
Qu'il reste dupe encor plus que fripon,
Dix fois ingrat et cent fois ridicule.
Muet, confus, il sort de la maison,
Près de la porte il trouve encor sa mule
Toute sellée, et monte sur son dos.
Comme il montait, Lucifer en personne
Lui saute en croupe, et prononce ces mots
D'un ton de voix dont le doyen frissonne :
« Comme tu vins, retourne à Badajoz :
Et souviens-toi que, même aux yeux du diable,
L'ingratitude est un vice effroyable. »

PONS (Robert) [1759-1819]. Né à Verdun, il publia des poésies diverses sous ce titre : *Mes Loisirs*. C'est un conteur alerte, témoin les bagatelles suivantes :

Je te tiens donc enfin, fripon huppé,
Depuis six mois et plus que tu m'évites;
Rends-moi l'argent que tu m'as attrapé,
Ou ce bâton, comme tu le mérites.....
— Pardon, monsieur, d'affaires occupé,
Je ne suis pas à ce que vous me dites.

Champagne un beau matin reçut cent coups de gaule
Que depuis plus d'un an lui promettait Lafleur :
« Dieu soit loué, dit-il, en se frottant l'épaule.
Me voilà guéri de la peur. »

DEMOUSTIER (Charles-Albert) [1760-1801]. Descendant de Racine par son père, et de La Fontaine par sa mère, avocat distingué, écrivain célèbre par ses *Lettres à Émilie sur la mythologie* [1786-1798], il publia des poëmes précieux et fades : *le Siége de Cythère, la Liberté des cloîtres* [1790], et fit jouer des opéras : *le Divorce, l'Amour filial, Agnès et Félix*; des comédies doucereuses : *le Conciliateur ou l'Homme aimable* [1790], *les Femmes* [1791], *le Tolérant*, et *Alceste à la campagne* [1796]. Empruntons à

une des *Lettres à Émilie* cette description du Printemps :

Sur un nuage de rosée
Doré des rayons du soleil,
Il parcourt nos guérets, et presse le réveil
De la nature reposée,
Qui, de mille feux embrasée,
Sort des bras du sommeil,
Le sein couvert des fleurs qui parent la prairie.
Une légère draperie,
Pareille à l'écharpe d'Iris,
Couvre le sein du Dieu. Son aimable souris,
Qu'un tendre regard accompagne,
Ranime les vallons flétris,
Et fait sourire la campagne.
A l'aspect des coteaux qu'il vient de rajeunir,
Le jeune amant de la nature
Rougit, comme une vierge pure,
De modestie et de plaisir.
Son front est couronné de l'herbe des prairies
Pour prouver que de la beauté
Le premier ornement est la simplicité.

Dieulafoy (Joseph-Marie-Armand-Michel) [1762-1823]. Né à Toulouse, il échappa, comme Désaugiers, aux massacres de Saint-Domingue, et se distingua par plusieurs comédies spirituelles, entre autres : *Défiance et Malice* [1801], et le *Portrait de Michel Cervantes* [1802].

Guerle (Jean-Marie-Nicolas de) [1766-1824]. Originaire d'Irlande, professeur d'éloquence à la Sorbonne, traducteur de l'*Énéide*, auteur d'un *Éloge historique des perruques*, d'une *Apologie de la satire*, et de *Recherches sceptiques sur Pétrone*, il tourna d'assez jolis contes, entre autres *les Cygnes, Stratonice et son peintre, la Malvoisie*, et surtout *Pradon à la comédie ou les Sifflets*.

Longchamps (Charles de), naquit à l'Ile Bourbon, en 1768 ; conduit en France par la curiosité, durant la Révolution, il fut arrêté comme suspect en 1793. Après sept mois de captivité, nommé adjoint de l'adjudant-général Jouy, il s'essaya dans le vaudeville et l'opéra-bouffe. *Ma Tante Aurore* (1803) fit les délices du théâtre Feydeau. De 1803 à 1805, il donna aux Français *le Séducteur amoureux, le Garçon malade*, et *la Fausse Honte*. Ce sont des pièces spirituelles et vivement menées.

Hoffman (François-Benoit) [1768-1828]. Né à Nancy, critique littéraire du *Journal des Débats*, il fit représenter à l'Opéra-Comique *le Secret* et *les Rendez-vous bourgeois* [1807], avec un vif succès. Ses œuvres dramatiques furent nombreuses ; mais il n'en est resté que *l'Original* [1797], et le *Roman d'une heure* (1803). Le style en est franc et animé de verve. Sur la fin de sa vie, devenu misanthrope, il se retira à Passy, pour y fuir la foule ; mais il se tenait toute la journée à la fenêtre, espérant qu'on viendrait le visiter.

Picard (Louis-Benoit) [1769-1828]. Né à Paris, fils d'un avocat, il songea d'abord au barreau, puis se voua définitivement à la scène, où il se produisit sous les auspices d'Andrieux. Auteur, acteur, et directeur de divers théâtres, *Louvois*, l'*Opéra-Buffa*, l'*Opéra-Français*, l'*Odéon*, il quitta la profession de comédien en 1807, pour entrer à l'Académie française. Il composa près de quatre-vingts pièces, comédies, vaudevilles ou opéras-comiques. Les plus remarquables furent : *le Conteur ou les Deux Postes* [1793], *le Cousin de tout le monde* [1793], *Médiocre et Rampant* [1797], *le Voyage interrompu* [1798], *le Collatéral* [1799], *l'Entrée dans le monde* [1799], *la Petite Ville* [1801], *Duhautcours ou le Contrat d'union* [1801], *le Mari ambitieux ou l'Homme qui veut faire son chemin* [1802], *la Grande Ville* [1802], *M. Musard* [1803], *les Tracasseries ou M. et Mme Tatillon* [1804], *les Marionnettes* [1806], *la Manie de briller* [1806], *les Ricochets* [1807], *l'Alcade de Molorido* [1809], *les Deux Réputations* [1816], les *Deux Philibert* [1816], *le Capitaine Belronde* [1817], *Vauglas* [1817]. Il excelle dans la comédie bourgeoise, par le naturel et la gaieté, la vive peinture des mœurs et la prestesse de l'action. Mais il y a quelque monotonie dans ses moyens, et son style n'a pas assez de relief.

Riboutté (François-Louis) [1770-1834]. Né à Lyon, il fut un de ceux qui défendirent cette ville contre la Convention. Après le 9 Thermidor, il fit bonne guerre aux Terroristes. Agent de change et auteur dramatique, il composa *le Ministre anglais* [1812], *la Réconciliation par ruse* [1818], *l'Amour et l'Ambition* [1822], *le Spéculateur ou l'École de*

la jeunesse [1826], et *l'Assemblée de famille* [1808], qui eut trente-neuf représentations. On lui décocha cette épigramme :

> Riboutté dans ce monde a plus d'une ressource,
> Il spécule au théâtre, et compose à la Bourse.

Mercier Dupaty (Louis-Emmanuel-Félicité) [1775-1851]. Fils du président Dupaty, l'auteur des *Lettres sur l'Italie*, il naquit à Bordeaux. Simple soldat en 1792, puis aspirant de marine, il se signala par son courage à bord du *Patriote*, dans le combat naval illustré par l'héroïsme du *Vengeur*. Blessé grièvement, il faillit y périr. Chargé d'une mission comme ingénieur hydrographe sur les côtes de France et d'Espagne, puis ruiné par le désastre de Saint-Domingue, il demanda des ressources à sa plume. La plupart de ses ouvrages dramatiques appartiennent à l'époque impériale. Les plus connus sont *la Jeune Prude*, *Ninon chez Mme de Sévigné*, *l'Intrigue aux fenêtres*, *le Jaloux malade*, *la Jeune Mère*, *la Leçon de botanique*, *Picaros et Diégo*, *les Voitures versées*, qui firent la vogue du Vaudeville et de l'Opéra-Comique. Il produisit en cinq actes et en vers une comédie d'intrigue bien menée: *la Prison militaire*. Après 1815, la politique lui inspira une satire intitulée *les Délateurs*. Rédacteur de *la Minerve* et du *Miroir*, membre des sociétés du *Caveau* et des *Enfants d'Apollon*, il entra à l'Académie en 1835, et fut nommé en 1842 administrateur de la bibliothèque de l'Arsenal. Son style n'était pas de la meilleure source. Un jour que, pour une élection académique, Nodier lui demandait sa voix, en le faisant souvenir qu'il lui avait donné la sienne, Dupaty répondit : « Je n'avais pas besoin que tu me le *rappelas* » — *asses*, répliqua seulement Nodier. On fit là-dessus cette épigramme :

> De ton mauvais français nos oreilles sont lasses,
> Dupaty : quand l'aspect du fauteuil faisait fuir,
> Fallait-il donc encor que tu nous rappelasses
> Qu'il réunit souvent le *velours* et le *cuir?*

Dupaty disait lui-même : « Je suis entré à l'Académie avec du billon. »

Roger (Jean-François) [1776-1842]. Né à Langres, fils d'un receveur des dimes, il devint en 1807 député au Corps Législatif, en 1809 conseiller de l'Université, sous la Restauration secrétaire général des postes. Collaborateur de Jouy et de Creuzé de Lesser, il fit avec l'un *l'Amant et le Mari*, avec l'autre *le Billet de loterie* [1811], *le Magicien sans magie* et *la Revanche* [1807]. Après *l'Épreuve délicate*, et la *Dupe de lui-même*, il eut un franc succès dans *l'Avocat*, comédie en trois actes et en vers, imitée de Goldoni [1806]. Le 30 novembre 1817, il entrait à l'Académie. Le jour de sa présentation, Louis XVIII lui dit: « Monsieur, votre cause a été plaidée par un bon *avocat.* »

Étienne (Charles-Guillaume) [1778-1845]. Né à Chamouilly (Haute-Marne), secrétaire du ministre Maret, chef de la division littéraire au ministère de la police [1810], censeur des journaux, académicien en 1811, destitué par les Bourbons en 1814, rédacteur du *Constitutionnel* et de *la Minerve*, où il dirigea les *Lettres sur Paris*, député de la Meuse en 1820, il fut en 1830 un des rédacteurs de l'adresse des 221, et, après la Révolution, entra à la Chambre des pairs. Ses comédies sont *les Maris en bonne fortune* [1803], *Brueys et Palaprat* [1807], *les Deux Gendres* [1810], et *l'Intrigante* [1813]. Il composa aussi plusieurs opéras-comiques, *Gulistan* [1805], *Cendrillon* [1810], *Joconde* [1814], *Jeannot et Colin* [1814], *le Rossignol* [1817], *Aladin ou la Lampe merveilleuse* [1822]. Auteur de jolis vaudevilles, il écrivit une *Histoire du Théâtre-Français depuis la Révolution.*

Planard (François-Eugène de) [1783-1855]. Né à Milhau (Aveyron), fils d'émigré, incarcéré pendant la Terreur, commis-greffier au conseil d'État en 1806, il donna au théâtre Louvois, à l'Odéon, et aux Français *le Curieux* [1807], *le Paravent* [1807], *l'Épouseur de vieilles femmes* [1808], *le Portrait de famille* [1808], *le Faux Paysan* [1811], *les Pères créanciers* [1811], *la Nièce supposée* [1813], *les Deux Seigneurs* [1816], et *l'Heureuse Rencontre* [1821]. Il fit aussi le libretto du *Pré aux Clercs*, immortalisé par la musique d'Hérold.

Barré (Yves), **Radet** et **Desfontaines**, collaborèrent à un grand nombre de pièces comiques ; une des plus connues fut *la Chaste Suzanne*, qui les fit incarcérer sous la Terreur. Dans ces paroles applaudies par le public : « Vous êtes ses accusateurs, vous ne pouvez être ses juges », on avait vu une allusion au procès de Louis XVI.

Dans le voisinage de *Pain, de Piis*, *Chazet* et *Ourry*, noms populaires alors sur la scène des boulevards, distinguons **Gentil** et **Désaugiers** dont le répertoire fut inépuisable. Nous signalerons seulement *l'Entresol* [1802], *C'est ma femme* [1804], *les Trois Étages* [1808], *Cadet Roussel esturgeon* [1813], *le Diner de Madelon* [1813], *Jocrisse aux enfers*, *Je fais mes farces*, et *les Grandes Passions*.

Mars (Mlle Anne-Françoise-Hippolyte) [1778-1847]. Fille de l'acteur Monvel, et d'une actrice nommée Mars, née à Paris, elle débuta, à treize ans, sur le théâtre Montansier : beauté, intelligence, talent, tous les dons, elle les posséda portés à la perfection par les conseils de Mlle Contat. Après avoir fait les délices de Feydeau, elle figura parmi les artistes qui reconstituèrent le Théâtre-Français. Dans les rôles d'ingénue et d'amoureuse, on admira sa grâce piquante, la finesse de son jeu, son naturel, je ne sais quoi d'enchanteur qui captiva les plus sévères. Ne l'avait-on pas surnommée l'*Inimitable*, le *Diamant?* Ce fut vers 1812 que son art souverain inaugura le personnage des grandes coquettes, et nous rendit toutes les séductions des Célimène et des Araminte. Molière et Marivaux n'eurent pas de plus expressif interprète. Ses créations contemporaines furent les rôles de Betty dans *la Jeunesse d'Henri V*, d'Emma dans *la Fille d'honneur*, de lady Athol dans *Édouard en Écosse*, de Mme d'Orbeuil dans *le Secret du ménage*, de Valérie et Hortense dans *l'École des Vieillards*, et de Mlle de Belle-Isle. Le timbre de sa voix ne perdit jamais sa fraîcheur et sa jeunesse. Elle quitta la scène en 1841.

Bourgoing (Marie-Thérèse-Étiennette) [1781-1833. Elle tint l'emploi de jeune première dans la tragédie et la comédie, de 1801 à 1829. Elle fut aussi célèbre par sa beauté

que par ses bons mots et la distinction de son jeu. Geoffroy disait d'elle : « Thalie pouvait être jalouse de Melpomène ; M^{lle} Bourgoing a réconcilié les deux sœurs. »

Nota. — Mentionnons quelques-unes des comédies qui attirèrent encore l'attention sous l'Empire : *la Leçon conjugale ou Avis aux Maris*, par Chazet et Sewrin ; *la Petite Maison de Thalie*, *les Descendants du Menteur*, *le Voyageur fataliste*, par Charlemagne ; *les Caquets*, par Antoine Riccoboni ; *Une Heure d'absence*, par Michel Loraux ; *le Jeune Savant*, par Rougemont ; *Céleste et Faldoni ou les Amants de Lyon*, par Augustin Hapdé ; *le Tartufe de mœurs*, par Chéron ; *les Suites d'un bal masqué*, par M^{me} de Baur ; *la Belle Fermière*, par M^{lle} Candeille ; *le Jaloux sans amour*, par Imbert ; *les Deux Figaro ou le Sujet de comédie*, par Martelli ; *Minuit*, par Désaudrais.

FIN DE L'APPENDICE.

TABLE DES MATIÈRES

LIVRE II.

Restauration de la philosophie spiritualiste.

LIVRE III.

La Poésie sous l'Empire.

LIVRE IV.

La Tragédie sous l'Empire.

LIVRE V.

Le Drame et la Poésie.

LIVRE VI.

Les Poëtes de transition.

APPENDICE

FIN